Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung,
insbesondere nach Nord- und Südamerika.

Fünfter Jahrgang.

1855.

Lichtensteig,
Druk und Expedition von J. M. Wälli.

[Titelvign.]

KANTONSBIBLIOTHEK AARGAU

Abonnementspreis:
Per Post franko durch die ganze Schweiz:
Jährlich . . . 4 Fr. — Rp.
Halbjährlich . . . 2 „ — „
Vierteljährlich . . . 1 „ — „
Bestellungen nehmen an alle Postbureaux und die Expedition des „Kolonisten".

Einrückungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.
Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Freitage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 1. | Freitag, den 5. Januar. | Lichtensteig, Druck und Expedition von J. M. Wälle. | Fünfter Jahrgang. | 1855.

☞ Wir werden uns erlauben, auf diejenigen Tit. Adressaten, welche diese Nummer nicht refüsiren, mit Nro. 2 den Abonnementspreis für das erste Quartal 1855 nachzunehmen.

Die Expedition des „Kolonist".

Auswanderung und Reisläuferei.

Wie in manchen andern Beziehungen, so äußert der gegenwärtige orientalische Krieg auch hinsichtlich der Auswanderung seinen Einfluß. Einmal schon ist er neben der amerikanischen Mißernte Schuld an dem theuern Brod, weil er die so großartige Getreideausfuhr aus den Ländern am schwarzen Meer gänzlich hemmt. Ferner übt er seine nachtheiligen Wirkungen auf manche Handels- und Industriezweige aus und vermindert also den Verdienst der arbeitenden Klasse. Zwar Gottlob, unsere Gegend kann sich darüber nicht beklagen; die Fabrikanten haben Bestellungen nach der Türkei vollauf und die Waaren werden ihnen, Dank dem vermehrten Geldzufluß in den Orient, baar bezahlt; sind auch die Löhne nicht groß, so ist doch genug Arbeit vorhanden und der fleißige Weber braucht nicht zu darben. So gut haben es aber andere Landestheile nicht und es ist zu fürchten, daß sich die Verhältnisse später noch ungünstiger gestalten werden. Theure der Lebensbedürfnisse und Mangel an Verdienst haben, aber immer vermehrte Auswanderung im Gefolge.

Begünstigen nun einerseits die kriegerischen Zeitverhältnisse die Zunahme der Auswanderung, so scheint ihr daraus auf der andern Seite auch wieder ein Konkurrent erwachsen zu wollen. Es ist bekannt, daß die englische Regierung beabsichtigt, eine Fremdenlegion anzuwerben und daß ihr Augenmerk dafür vorzugsweise auf Deutschland und die Schweiz gerichtet ist. Es kann nun nicht fehlen, daß mancher junge Mann, dessen Gedanken sonst nach Amerika ständen, diese Gelegenheit benutzen wird, um seine dürftige Lage mit einer anscheinend sorgenlosen zu vertauschen, und manche Familie und Gemeinde wird auch froh sein, sich auf eine so leichte Art überflüssiger und lästiger Glieder entledigt zu sehen. Einige tausend wackere orientalische Krieger können wir jedenfalls nicht bloß ohne Schaden, sondern zum allgemeinen großen Nutzen dem reichen und der Schweiz stets günstig gesinnten England liefern. Zwar verbietet ein in der Bundesverfassung enthaltener Artikel, den politische Antipathien seiner Zeit unsern eidgenössischen Gesetzgebern diktirt haben, die Werbungen für ausländische Kriegsdienste; bis jetzt hat derselbe jedoch gerade die der beabsichtigten entgegengesetzte Wirkung ausgeübt. Könnte man aber die Reisläuferei nach Rom und Neapel nicht unterdrücken, so wird man dieß auch England gegenüber, das die Sympathien der großen Mehrheit des Schweizervolkes besitzt, nicht versuchen wollen. Wir unsererseits würden uns sogar ohne Bedenken die Inkonsequenz zu Schulden kommen lassen, eine förmliche Kapitulation, die für unsere Krieger und unser Land nicht anders als vortheilhaft ausfallen könnte, z. B. Pensionen bedingen, und manchen Nachtheilen der bloßen Reisläuferei begegnen würde, mit England abzuschließen. So weit werden nun freilich die Bundesbehörden nicht gehen können, aber sich doch höchst wahrscheinlich gegen die unter der Hand betriebenen Werbungen passiv verhalten.

Aber nicht bloß Konkurrenz, sondern auch wirkliche Gefahr droht der Auswanderung von der beabsichtigten Errichtung der englischen Fremdenlegion. Zufolge einer Erklärung des Mr. Sidney Herbert in der Unterhaussitzung vom 19. Dezember rechnet man dabei namentlich auf Deutschland und hat speziell den über Liverpool alljährlich nach den Vereinigten Staaten strömenden Zug deutscher Emigranten im Auge. Wie gewisse fernere Andeutungen des genannten Staatsmannes schließen lassen, hat man sich deßhalb sogar bereits vorläufig anfragend an Auswanderungsagenten gewendet und hofft mit Hülfe dieser die zu schaffende Fremdenlegion aus den be-

Feuilleton.

Mexikanische Räuber.

Nach Kiefe.

Erst wenige Wochen waren verflossen, seit die Armee der Amerikaner, die Hauptstadt Mexiko besetzt hatte, als der Oberbefehlshaber jenes Heeres einen großartigen Finanzplan bekannt machte, nach welchem die Steuern und andern Einnahmen des Landes ihm eingezahlt werden sollten, und zwar, wie angeführt wurde, um dem Feinde fühlbar zu machen, was ein Krieg sei. Indeß war der viel wahrscheinlichere Grund: Geld zur Bezahlung der Truppen zu haben, denn das mangelte und häufig.

In Toluca, 80 englische Meilen von Mexiko in südwestlicher Richtung hinter den Bergen gelegen, wurden die Steuern, namentlich die Tabaksteuer, an die mexikanischen Behörden bezahlt, und der amerikanische General beschloß, eine Brigade dorthin zu schicken, um diese Gelder für ihn zu erheben. Bald darauf verbreitete sich das Gerücht, daß mein Regiment mit vertheilt sei, den dortigen Steuererhebungsdienst zu übernehmen und leider, mußte ich von dem Generalstabe hören, daß das Gerücht wahr sei. Ich sage leider, denn ich hatte mich viel zu sehr an die Annehmlichkeiten der Hauptstadt gewöhnt, um sie so leicht entbehren zu können. Ich kann mich nicht erinnern, daß ich jemals und mit mehr Glück den Höfling gespielt habe als in Toluca, und zwar war es mein Oberst, dem ich meine Aufmerksamkeit und Komplimente zuwandte; so besaß ich ein paar hübsche kleine Beutestücke, welche ich ihm zum Geschenk machte, weil er sie bewundert hatte. Ich strengte nun meinen ganzen Scharfsinn an, um Gründe zu finden, weshalb ich die Hauptstadt wieder besuchen müsse, und dieß wußte ich ihm auf gehörige Weise einleuchtend zu machen. Jetzt wurde plötzlich meine Gesundheit schlecht, ich litte in Folge einer alten Beinwunde, und es war zu besorgen, daß die rauhe Gebirgsluft mich wahrscheinlich in's Grab, gewiß aber in's Bett bringen würde. „Kurz, Herr Oberst, ich bin so gut wie überzeugt, daß ein Aufenthalt von 8 oder 14 Tagen in der Hauptstadt meine Gesundheit vollkommen wieder herstellen würde."

„Ja, wenn Sie das glauben, Kapitän," erwiederte der Oberst mit einem kaum bemerkbaren schalkhaften Blick, „so will ich Ihr Urlaubsgesuch dem General empfehlen, obgleich ich nur sehr ungern Ihre angenehme Gesellschaft entbehre. Ich reise heute zum Hauptquartier und denke, daß der General keine Einwendung machen wird."

Noch denselben Abend übergab eine berittene Ordonnanz mir ein Schreiben aus der Generalsadjutantur, welches mir einen Urlaub von einem Monat verkündete. Bravo! rief ich aus und warf in meinem Quartiere vor Freude alle Feldstühle um, die mir im Wege standen.

„Hollah! was ist denn das? ich dachte, du wärst lahm," rief ein Kamerad.

„Lahm! ja gestern, sieh mal her!" und damit hielt ich ihm das Papier vor.

„Du willst nach Mexiko gehen?"

„Freilich, das versteht sich, auf geradem Wege."

„Wie willst du das anfangen? vor nächster Woche geht ja keine Eskorte dahin."

„Ich denke im Eilwagen zu reisen."

„Das ist eine gefährliche Sache, Kamerad; der Eilwagen wurde auf dem Wege erst gestern beraubt und ein Engländer, ein Bergmann, der darin war, ist ganz barbarisch mißhandelt worden, weil er für einen von unsern Leuten gehalten wurde."

„Ich kann's nicht ändern, ich muß es auf die Gefahr ankommen lassen. Ich bliebe nicht 24 Stunden länger hier und wenn ich auch Major würde. Uebrigens glaube ich an alle diese Räubergeschichten nicht, es sind lauter feige Schurken, die im Augenblicke ausreißen, wenn man ihnen eine Pistole vorhält."

„Das möchte ich so gewiß nicht behaupten," erwiderte mein Freund. „Von den mexikanischen Banditen mag das richtig sein, aber so viel ich weiß, sind auch einige von unsern Leuten, Deserteure, unter der Bande. Der Engländer erzählt, daß einige darunter Masken getragen hätten, und er glaubt, englische Worte von ihnen gehört zu haben. Es wäre doch eine gräßliche Geschichte, wenn du mit Deserteuren von deiner Kompagnie zusammengerathest; denn die könnten die Strafdienste, welche du ihnen zuerkannt hast, mit dir abrechnen wollen."

Die Richtigkeit dieser Thatsachen und Vermuthungen konnte ich nicht ableugnen. Der Eilwagen war schon

zeichneten Deutschen zu rekrutiren, „welche die Strapazen des Krieges besser ertragen würden, als die jungen Leute, welche sich in der Regel in England anwerben lassen." Man hofft, wie es scheint, auch manchen Auswanderer durch das Versprechen unentgeltlicher Ländereien in Australien nach abgelaufener Dienstzeit, zu ködern. Beiläufig gesagt, ist aber gewiß die Aussicht, in eine australische Einöde versetzt zu werden, für einen durch die Strapazen des Krieges geschwächten Mann nicht sehr reizend. — Es liegt in der eben erwähnten Thatsache eine neue bedeutsame Warnung vor der Auswanderung über England, die zu den vielen andern von uns schon oft wiederholten, hinzukommt. Man vermeide also wo möglich, gegenwärtig ganz besonders, den Weg über England; wer ihn aber doch einzuschlagen genöthigt ist, der hüte sich vor den Werbern: fällt er in deren Schlingen, so ist er auf Jahre hinaus seinem Lebenszwek entfremdet, aus seiner Laufbahn gerissen, und hat er gar eine Familie bei sich, so versinkt diese, der ihre Stütze geraubt ist, in namenloses Elend.

Postalisches.

Basel, den 28. Dezember 1854.

Tit. Redaktion des Kolonisten in Lichtensteig!

Auf Ihre Anfrage in Nro. 49 theilen wir Ihnen Folgendes mit:

1. Der amerikanische Brief „an die Redaktion des Kolonisten in Lichtensteig," welcher via Deutschland bis an Bestimmung frankirt, wurde irrigerweise via Frankreich instradirt, kam in geschlossenem Paquet vom Bureau ambulant Paris nach Zürich, wo er ganz richtig mit 1 Fr. 45 Cent. tarirt, indem überseeische Briefe via France nicht bis an Bestimmung frankirt werden können.

2. Zwei Nummern des „New-York Herald" vom 11. und 15. November (per prussian closed mail) befanden sich in geschlossenem Paquete vom badischen Büreau nach St. Gallen, hätten statt mit 45 und 55 nur mit 35 Cent. tarirt werden sollen, da von jedem Journal und Zeitungsblatt, sofern solches das Gewicht von 4 Loth nicht übersteigt, erhoben wird:

a) an schweizerischer Taxe	3 Cent.
b) an vereinsländischer Taxe 2 kr. RW.=	7 „
c) an weiterer Taxe bis an Bestimmungsort 7 kr. RW. = ...	25 „
	35 Cent.

gleichviel, ob in den ersten oder zweiten schweizerischen Rayon gehörend.

Wir haben dem Postdepartement von obigem Falle Kenntniß gegeben und sehen geneigten Schritten entgegen.

Dieß, Herr Redaktor! der getreue Sachverhalt, aus welchem zu ersehen, daß wir nicht im Fehler, was Sie gef. redressiren wollen.

Weder Zeitungen noch Briefe kamen uns je zu Gesichte, sondern gingen, wie bemerkt, direkte nach Zürich und St. Gallen.

Empfangen Sie ꝛc.

F. L., Chef der Brieferpedition.

Ein Kontrast.

Kaum scheint die Indignation des Publikums gegen das feige und verrätherische Benehmen des Schiffsvolkes beim Untergange der Arctic erschöpft zu sein, so werden uns von Kalifornien aus noch scheußlichere Schiffbruchszenen gemeldet.

Der Dämpfer Yankee Blade war mit 1200 Passagieren von San Francisko am 30. September abgefahren. Am 1. Oktober stieß derselbe bei Point Arguella, etwa 15 Meilen oberhalb Point Conception auf ein Felsenriff, indem er mit seinem Vordertheile hängen blieb, während sein Hintertheil im tiefen Wasser schwankte. Frauen und Kinder wurden zwar Anfangs zum Theil auf's Land gerettet und zulezt auch die meisten der Passagiere, aber während dreier Tage und zweier Nächte wüthete sowohl auf dem Schiffe, als unter den auf das Land geretteten Passagieren eine scheußliche Bande von Rowdies und Mördern, die Kalifornien theils als Dekarbeiter, theils als blinde Passagiere verlassen hatten, um dem Arme der Gerechtigkeit zu entgehen. Diese Bande, ungefähr 60 an der Zahl, die alle gut bewaffnet waren, mordeten und plünderten die übrigen Passagiere nach Herzenslust. Kaum war das Schiff aufgefahren, als schon eine Bande von Kerls, bewaffnet bis an die Zähne, in die Kajüten einbrach, alle Reisesäcke und Koffern aufbrach und alles plünderte, was Werth hatte. Wer sich der Plünderung seines Eigenthums widersetze, wurde zu Boden geschlagen. Viele Leute wurden selbst bis auf die Haut untersucht und ihnen alles Werthvolle abgenommen.

Als am ersten Abend die lezten Boote nach dem Lande abfuhren, wurden die Passagiere fast wahnsinnig vor Angst. Sie drängten sich in Haufen hinein, viele sprangen über Bord und klammerten sich an die Boote, bis sie ermüdet ihren Halt losließen und versanken. Manche sprangen aus Verzweiflung über Bord und versuchten an das Ufer zu schwimmen. Die Nacht brach herein, der Wind heulte, die Wogen brachen sich mit furchtbarer Gewalt am Dek; dazwischen tönte der rauhe Kommandoruf der Offiziere, das Schreien der Verzweiflung, untermischt mit Gebeten und dem Fluchen der Räuber; manche waren betrunken und vermehrten durch ihr Geschrei den Schreken der Szene. Aus dem Zwischendek ertönte Mordgeschrei und Hülferuf, aber Niemand getraute sich, in die Mörderhöhle hinunterzugehen. Um Mitternacht fielen 3 Schüsse, die Lichter wurden ausgelöscht, das Geschrei: Mörder! Mörder! wurde gehört und gleich darauf fielen mehr als 30 Schüsse. Welche Opfer in diesem Augenblike fielen, vermag Niemand zu ermitteln, die Nacht hatte mit ihrem dunkeln Schleier die Mörder und die Opfer bedekt. Zwischendurch tönte das Läuten der Schiffsglole wie eine Sterbegloke. Als der Tag anbrach, wagten sich einige Passagiere in das Zwischendek, Blutspuren waren überall, die Leichen waren in die See geworfen. Der Boden war bedekt mit zerschnittenen Mantelsäken; reiche chinesische Shawls, Geschenke, bestimmt für die Lieben in der Heimat, lagen auf dem Boden umher; überall Spuren der entsezlichsten Szenen der verstossenen Nacht, wo eine Bande von Räubern den ganzen Raum inne hatte, während 800 Menschen, zitternd vor Kälte, auf dem offenen Dek zubringen mußten.

Gleich schreklich waren die Szenen am Ufer. Das Boot, welches der erste Offizier befehligte, war mit 21 Seelen, meist Frauen, nach mehreren Fahrten gestrandet und alle, mit Ausnahme von ihm und 2 Andern, welche halbtodt an das Ufer geschleudert wurden, gingen zu Grunde. Noch in der Nacht wurde eine Anzahl von Körpern an das Ufer geschwemmt, unter andern eine Frau, die ihr Kind noch fest in den Arm geschlossen hatte. Es war das Weib von Hrn. Brenau, der noch auf dem Wrake zurük war.

Von dem Wrak war eine hinlängliche Masse von Proviant und Zeltmaterial an's Ufer geschafft worden. Doch auch hier wiederholten sich die Szenen der empörendsten Rohheit. Eine Partie, bestehend aus Feuerleuten vom Schiffe und Rowdies, wohl versehen mit Gewehren und Munition, nahm die Lebensmittel und Zelte für sich in Beschlag und plünderte die Reisenden. Die Szenen, die hier am Ufer vorfielen, schänden unser Land vor der ganzen zivilisirten Welt. Weiber wurden bis auf's Hemd beraubt, Kindern riß man die Ohrringe aus den Ohren, Kranke und Schwache wurden nakt ausgezogen, geplündert und mißhandelt, und während die matten Passagiere an dem Strande nach Muscheln suchten, um ihren Hunger zu stillen, feierte die gesetzlose Bande ihre Orgien und ließ in frevelhaften Trinksprüchen den Schiffbruch hoch leben!

* * *

Wie ganz anders betrugen sich die Engländer bei dem vor wenigen Monaten stattgefundenen Schiffbruch der Birkenhead an der afrikanischen Küste. Das Dampfboot stieß an ein verborgenes Riff, eine Planke des Vordertheils zerbrach und in Zeit von einer halben Stunde war das Boot auf den Grund des Meeres versenkt. Ein Regiment Soldaten war an Bord. Sobald der Untergang des Schiffes nicht mehr bezweifelt werden konnte, erschallte die Trommel, die die Soldaten zu den Waffen und auf's Verdek rief. Schnell wurde dem Rufe Folge geleistet, obwohl jedes muthige Herz wußte, daß dieß der Ruf zum Tode sei. Da standen sie, wie in einer Schlachtreihe, eine bewegungslose Masse tapferer Männer, Männer im wahren Sinne des Wortes. Von Moment zu Moment sank das Schiff, aber da war kein Zagen und kein Zittern und kein Feigling in dem Regiment. Die Frauen und Kinder wurden in Boote geschafft und beinahe alle gerettet. — Für die Truppen waren keine Boote mehr übrig. Kein panischer Schrek, kein blasses Gesicht und kein Zuken der Lippen war da zu sehen. Nieder sank das Schiff und mit ihm das muthige Regiment, Schulter an Schulter, seine lezte Salve feuernd. (Neu-Braunf. Ztg.)

Personalnachrichten.

Auf der Bremer Brig „Lucie", Kapitän R. C. Schumacher von Bremen, welche am 7. Nov. 1854 glücklich vor Galveston ankam, befanden sich folgende Schweizer:

Andr. Zehnder aus Schöftland, Aargau.
J. Keller aus Greifensee, Zürich.
Maria und Jakob Braschler.
H. Bruk aus Greifensee.
Konrad Knüsli.
Säfette Lehmann.
Heinrich Zollinger von Uster.
C. Schutti aus Seegraben.
Veronika Siegfried.
Maria Siegfried.
J. Temperli aus Thurgau.
C. Schönenberger von Teschenthal.

---

mehrere Male angehalten worden, wenn er über die „Sierra" fuhr, welche die Ebene von Tolucca von dem Thale von Mexiko trennt. In einem Falle ward der Eilwagen von einer Bande, die über 100 Köpfe zählte, angefallen, und diese hatten die Passagiere nicht nur ausgeplündert, sondern sämmtlich bis auf die Haut ausgezogen und in den kalten Bergen stehen lassen, nachdem sie die Pferde vom Wagen losgeschnitten und darauf weggeritten waren. Bei einem andern Raubanfall war einer unserer Soldaten, der sich im Eilwagen befand, gräßlich verstümmelt auf dem Wege liegen geblieben; die Räuber hatten lange Einschnitte in seine Fußsohlen gemacht und die Buchstaben: U. S. (Vereinigte Staaten) ihm vor die Stirne gebrannt. Diese abscheuliche Mißhandlung hatte die Aufmerksamkeit des amerikanischen Generals erregt und sogleich ward von ihm eine Schwadron Dragoner zur Verfolgung der Räuber beordert. Diese hatte die Räuber durch das Land gejagt und, wie man vermuthete, nach entfernteren Punkten getrieben; seitdem zeigten sich die Schurken nicht wieder, bis zum Tage vor meiner Abreise, als der Engländer überfallen wurde. Indeß konnte man ihr Verschwinden auch dem Umstande zuschreiben, daß mehrere Tage nach der erwähnten barbarischen Mißhandlung des Soldaten der Eilwagen nach Mexiko hin und zurük von einer Eskorte begleitet wurde, die bald aus amerikanischen Dragonern, bald aus berittenen mexikanischen Gensdarmen bestand. Da aber die Eskorte Kosten und Mühe verursachte und man auch glaubte, daß die Räuber diesen Weg aufgegeben hätten, so zog man die Eskorte ein und ließ den Eilwagen wieder allein über das Gebirge fahren. Die Vorstellungen meines Freundes hatten Eindruk auf mich gemacht und der Entschluß stand beinahe bei mir fest, als ich vor meinem Quartiere 2 Leute sprechen hörte und an der Stimme des einen meinen Sergeanten erkannte; die andere Stimme war mir fremd.

„Sie wollen morgen nach der Stadt reisen?" fragte der Sergeant.

„Ja, Sergeant; haben Sie vielleicht in der Stadt etwas zu besorgen, ein kleines Paket oder einen Brief an einen alten Kameraden? Ich will es gern mitnehmen."

„Nein, nichts, ich danke Ihnen. Aber wie wollen Sie reisen? Mit den Eilwagen?"

„Ja wohl, das ist das Beste."

„Fürchten Sie nicht, daß Sie von Räubern angefallen werden?"

„Hol' der Teufel die Räuber! Die Räubergeschichten sind nichts als Märchen und Unsinn; ich habe die Reise wohl ein duzend Mal gemacht und bis jezt haben sie mich noch nicht belästigt."

„Darum kann es doch einmal geschehen. Sie kennen das Sprüchwort von dem Kruge, der oft genug zum Brunnen ging, aber zulezt doch zerbrach."

„Recht gut, Sergeant; ich muß sagen, Sie sind ein gescheidter Mann, aber mit den Räubern können Sie mich nicht in Angst sezen; hier sehen Sie meine guten Beschützer."

Aus der jezt im Dialoge entstehenden Pause konnte ich vermuthen, daß der Fremde seine Schuzwaffen dem Sergeanten zeige; ich trat nun in die Hausthüre und sah, daß ich richtig vermuthet hatte. Der Fremde hatte seinen Rok aufgeknöpft und zeigte ein Paar darunterstekende sechsläufige Pistolen und ein langes „Bowiemesser." Den Menschen hatte ich schon gesehen und wußte, daß er Gurley hieß; ich hatte über ihn und seinen tollkühnen abenteuerlichen Charakter manche merkwürdige Geschichte gehört. Er war das, was man bei uns Lagerbegleiter nennt, indeß war er weder Marketender, noch Schlächter oder Angestellter bei der Armee, sondern er zog ohne alle Geschäfte mit den Truppen umher; solcher Leute gab es viele im Lager, auch wie sie es anfingen um zu leben, war für mich und meine Kameraden ein Geheimniß. Einige waren Spieler von Profession und machten Geschäfte im Faro und Monte *), während andere zu jeder Zeit ein gutes Pferd oder eine goldene Uhr zu verkaufen hatten oder auf den Sold des Monats vorschießen konnten. Gurley gab sich besonders mit dem Pferdehandel ab und hatte an einige Offiziere meines Regiments Pferde verkauft; dabei wurde dann nicht gefragt, wo er die Pferde gekauft habe, und es herrschte ein dringender Verdacht gegen ihn, daß er solche ohne Bezahlung erhalten. Gurley wollte aus Texas sein, aber die andern Texaner, von welchen viele auf ähnliche geheimnißvolle Weise ihren Unterhalt fanden, kannten ihn nicht, und er war erst zu unserer Armee ge-

*) Ein Hazardspiel, das die Mexikaner leidenschaftlich lieben.

Verschiedenes.

Schweiz. Aargau. Der Ob. Anz. läßt sich aus dem Aargau schreiben: „Der Erverwalter Friedrich von Lenzburg befindet sich noch in Havre. Er wird durch einen Aargauer Landjäger von dort abgeholt werden. Ein theurer Spaß! — Der Auswanderungsagent Zumstein, der bei der Flucht Friedrichs thätig gewesen sein soll, ist polizeilich ausgeschrieben und flüchtig. Ein anderer Auswanderungsagent, Kümmerli, der ebenfalls bei der Geschichte betheiligt ist, ist in Basel abgefaßt und durch Landjäger nach Baden transportirt worden, wo die Untersuchung geführt wird." — Es ist dies ein neuer Beweis, wie unzulänglich das von vielen Kantonen eingeführte System der Kautionen für Auswanderungsagenten ist. Eine Kaution herbeizuschaffen, auch wenn sie noch so hoch ist, fällt am Ende, namentlich, wenn der Betreffende gute Freunde und Bekanntschaften hat, nicht so schwer, allein die Hauptsache ist nach unserem Dafürhalten, daß die Regierungen die Konzession nur anerkannt soliden, rechtschaffenen Männern ertheilen sollten; mehr als der Geldsak sollte der Charakter der konzessionirten Agenten Bürgschaft leisten. So z. B. ist es schon längst Vielen aufgefallen, wie die Regierung von Aargau dem Agenten Zumstein, der in der Rufflischen Affaire eine mehr als zweideutige Rolle spielte, trozdem wieder eine Agentur belassen konnte.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. (Urtheile ausgewanderter Schweizer.) Der Arzt Fähndrich von Steinhausen im Kanton Zug schreibt: „Die Auswanderung nach St. Louis ist in jeziger Zeit sehr zu mißrathen. Wegen der heurigen großen Trokenheit und übertriebenen Spekulation haben die Lebensmittel ungemein hohe Preise; z. B. ein Buschel — so ein altes Zuger-Viertel — Kartoffeln kosten in hiesiger Gegend 7½ bis 8 Fr.; ein Duzend Eier 13 Bz.; ein Pfund nur mittelmäßiger Butter 15 Bz.; ein Viertel gedörrte Aepfel 9 Fr.; ein Huhn 13 Bz., und so alle Lebensmittel nach Verhältniß. Auch die öffentlichen Zustände sind nicht die allerbesten. Die berüchtigten Know-Nothings (Unwissende), eine Geburt der Freimaurer-Verbindung, sind schon eine schreckliche Geisel für das aufgelödte Amerika. Vor Allem suchen sie die christlich-katholische Kirche zu zerstören."

Hr. Gött i von Wildhaus, Kanton St. Gallen, schließt einen längern Brief im „Toggenburger Boten" mit folgenden Worten: „Ich werde wahrscheinlich hier (in Lansing, Jowa) bleiben bis Gallustag, dann ist ein Vierteljahr aus und auch Zeit vor dem Winter zu fliehen. Die Kälte muß hier im Winter viel stärker werden als bei Euch in der Schweiz. Jezt besorge ich das Vieh, die Kocherei und Feldarbeit. Wir haben hier 1 Pferd, 3 Kühe, einige Kälber, 38—40 Schweine, eine große Anzahl Hühner, 1 schönen Hund und 2 amerikanische Ziegen. Die Schweine brauchen hier nicht viel Pflege; denn wir geben ihnen jeden Morgen, Schweinen und Hühnern zusammen, nur zirka 30 Maiskolben. Die Schweine sind aber ziemlich groß und so fett, wie bei Euch die mittlern Maßschweine. Das erste Heu haben wir Mitte August gemacht. Um Heu zu machen, wählt man die schönsten Flächen; denn es hat überall halbmannhohes Heu, und man findet selten eine Stelle, der man es anmerkt, daß das Vieh dort gefressen hat. Zum Möhen war ich allein und habe mich ordentlich gewehrt mit der amerikanischen Sense; denn wir haben eine schöne Triste Heu. Man muß das Heu hier im Freien lassen, weil man keine Scheuern hat. Um Heu zu schroten, bediene ich mich der Axt. Das würde den Sennen im Toggenburg auch nicht gefallen." — — — „Ich für mich würde diese Gegend nicht besonders lieben; denn es sind gar zu viel Hügel und nirgends ein rechtes Thal." — „Hier im Westen hat es ziemlich schönes Rindvieh und Pferde. Sie sind gerade jezt sehr theuer. Eine ordentliche Kuh kostet 35 bis 45 Dollars. Auch die Lebensmittel sind theuer. Das Fäßchen Mehl von 190 Pfd. kostet 7 Dollars, das Pfund Butter 15 Cents (zirka 90 Rp.), wobei nicht zu übersehen ist, daß das hiesige Pfund leichter ist als das schweizerische; die Galone (1½ Schweizer Maß) Milch 16 bis 20 Cents, Schweizer Käse pfundweise 40 Cents. Hier im Lande bringen sie keinen Schweizer Käse zu Stande." — „Ueber Amerika kann ich eigentlich noch nicht urtheilen; denn ich habe noch wenig erfahren. So viel jedoch ist sicher, daß nirgends sonst wie in diesem Lande fortwährend eine so große Menschenmenge auf alle möglichen Arten zu Grunde geht. Wenn schon diese oder jene Gegend als besonders gesund geschildert wird, so glaube ich dagegen, zur Sommerszeit sei bereits ganz Amerika ungesund; denn man leidet zu stark von der Hize und der starken und sehr schnellen Abwechslung der Witterung. Man mag kommen wohin man will, so beklagen sich die Leute entweder über Fieber, sehr starken Durchfall, Ausschlag oder Mattigkeit in den Gliedern und eine Menge solcher Landplagen. Dem, der seine Sache bei Hause gut eingerichtet hat, würde ich nicht rathen, nach Amerika zu wandern, wenn er nur Farmer zu bleiben gedenkt, obschon er hier mit einigen Tausend Gulden zwanzig Mal mehr gewinnen und sich eine ungeheure Streke des schönsten Landes ankaufen könnte. Das Farmern ist in Gegenden, wo das Land noch billig gekauft wird, ein ungemein einsames und eintöniges Ding und lange nicht so angenehm, wie man es sich denkt. Solche Leute hingegen, die Jahr aus und ein sich bei schlechter Nahrung und harter Arbeit quälen müssen, schaffen es hier in Amerika weit besser als in Europa; denn ein arbeitsamer Mann hat sich in kurzer Zeit so viel verdient, daß er sich ein kleines Färmlein, 40 Aker Land, kaufen und so nach und nach mit einigen Jahren Anstrengung selbstständig machen kann. Es wohnt hier ein Glarner, der brachte vor einem Jahr 1½ Dollar Geld hieher; jezt hat er 40 Aker Land, eine Kuh, 6 Kälber und alles bezahlt. Er wohnt noch nicht auf seinem Land, denn er hat noch kein Haus; er geht immer auf den Taglohn, und so schwingt er sich allmälig empor. Ein guter Arbeiter erhält jezt gewöhnlich 1 bis 1½ Dollar per Tag, Zimmerleute und Maurer 1½ bis 2 Dollars. Ledige Arbeiter, die immer in Kosthäusern leben, machen nur wenige Geld; denn sie finden zu viel Gelegenheit zum Lumpen. Ich habe deren in Chicago gekannt, die täglich 1½ bis 2 Dollars verdienten und immer noch 10 bis 15 Dollars Schulden haben." — „Bis jezt gefällt mir Amerika noch nicht, doch reut es mich nicht, daß ich hinein gegangen bin; denn wer es nicht selbst sieht, kann sich von dem Treiben und Gewühl in Amerika keinen Begriff machen. Auch würde ich, seitdem ich Amerika gesehen, nicht mehr darben in der alten Heimat. Wenn es bei Euch immer schlimmer werden sollte, so würde ich jedenfalls Land ankaufen; denn man muß gerade sehr dumm darein tappen oder das Land gewinnt immer an Werth."

— Washington. (Spielhöllen.) Der New-Yorker Beobachter gibt die nachstehende Schilderung eines Kongreßspielhauses, die von einem Manne

---

kommen, als wir in das Thal eingerükt waren. Er war ein kräftig gebauter Mann mit einem widerwärtigen Gesicht, worin außer Pokengruben viele Narben von Schnittwunden sich zeigten. Die ganze Haltung des Menschen hatte indeß ein Ansehen von tolldreister Kühnheit, und dadurch wurde der Abscheu vor seinem Gesicht in etwas gemildert. Deßhalb stieg in mir die Idee auf, ihn zu meinem Reisegefährten zu machen und, wie ich anfänglich beabsichtigt hatte, unverweilt mit dem Eilwagen abzureisen. Ich redete ihn also an:

„Sie denken mit dem Eilwagen zu reisen?"

„Ja, Kapitän."

„Glauben Sie, daß es sicher sein wird?"

„Für mich sicher genug," erwiederte er lachend. „Ich habe nicht viel zu verlieren und außerdem fürchte ich mich nicht sehr vor solchen Schurken. Sie bekommen gewöhnlich viel mehr als sie austheilen, wenn sie mit solch einem Wilde, wie ich bin, anbinden."

„Sie sind also auch schon mit ihnen zusammengekommen?"

„O freilich, ja!" entgegnete er mit schallendem Gelächter, welches die Absicht zu haben schien, mir seine Gleichgültigkeit und Furchtlosigkeit gegen die besprochene Gefahr zu beweisen.

„Ich werde ebenfalls morgen nach der Hauptstadt reisen."

„Sie auch?" sagte Jener, und die Nachricht schien ihn zu interessiren.

„Ja wohl," erwiederte ich, „da Sie nicht anstehen, allein es zu wagen; sind wir Beide zusammen, so ist die Gefahr geringer."

„O, zu fürchten ist gar nichts, nehmen sie nur ihre sechsläufigen Pistolen mit. Wenn wir beide so gut bewaffnet sind, so werden die Räuber gar nicht einmal daran denken uns zu belästigen; es ist nicht die geringste Gefahr zu besorgen. Ich wünschte mir, ich hätte nur so viel Geld, als ich sicher hinbringen wollte."

„Gut, ich denke Sie im Eilwagen wieder zu sehen; es freut mich, daß Sie mitreisen," und damit ging ich in mein Quartier zurük, um Anstalten zur Reise zu machen. Bald hatte ich meine Sachen eingepakt, dann nahm ich ein Passagierbillet in der Cassa de Diligencias (der Poststation) und erfuhr, daß der Wagen mit Tagesanbruch abfahren werde, um bei hellem Tage die Sierra passiren zu können.

Der Tag brach eben an, als ich im Eilwagen auf einem Rüksize saß und Gurley neben mir; 4 Mexikaner saßen auf den Vordersizen uns gegenüber, und so fuhren wir im blassen Morgenlichte auf dem nach der Hauptstadt führenden Wege entlang. Ich hatte meine Pistolen, weil sie mich belästigten, zwischen meinen Rüken und das Kissen, woran ich mich lehnte, gelegt, um sie bei einem etwaigen Angriffe leicht zur Hand zu haben. Nach einer Stunde etwa hatten wir Lerma erreicht, dann uns durch die Sümpfe am Fuße des Gebirges geschleppt, und nun begannen wir anzusteigen. Da ich den Abend zuvor bei einem sehr muntern Abschiedsbankett mit meinen Kameraden zugebracht hatte, so war ich ziemlich schläferig, und nahm es wahr, als der Wagen die Bergköhen hinauffuhr, in meinen Mantel gehüllt ein Bischen zu schlafen. Allein ich schlummerte nur pausenweise, denn ich wurde jede Minute fast aus meinen Träumereien sehr unsanft geweckt, wenn der Wagen bald über Felsenblöke stolperte, bald bis an die Achse in tiefe Gleise versank. Während meiner wachen Augenblike bemerkte ich, daß wir durch eine wilde, aber malerische Gegend fuhren, umgeben von hohen steilen Bergspizen und tiefen Abgründen, deren Wände mit zakigen Felsenmassen bestreut und mit Pinien und Cederwäldern am Rande besezt waren; hie und da starrten stachelige Aloegebüsche aus den Felsen hervor und hohe Aloegruppen erhoben sich längs unseres Weges. Allein diese großartige, schöne Landschaft interessirte mich jezt gar nicht, denn ich war so schläfrig, daß meine Augen gleich wieder zufielen. Es kam mir vor, wie wenn wir schon Tage lang den Berg hinaufführen — und solche Täuschung entsteht leicht, wenn man nur eine Stunde im Fahren schlummert — als ich wohl zum zwanzigsten Mal wieder erwachte, weil der Wagen still stand, damit die keuchenden Pferde einen Augenblik verschnaufen konnten. Sowie der Wagen hielt, steßte Gurley den Kopf aus dem Fenster und fragte unsern mexikanischen Postillon, ob er bei ihm auf dem Bok sizen könne, weil er die Gebirgslandschaft gern beschauen wolle. Damit war der Postillon zufrieden und sogleich verließ mich mein Reisegefährte und kletterte auf den Bok. (F.-)

Afrika. Liberia. Nachrichten von dieser afrikanischen Republik melden, daß die Zukerbereitung an dem St. Pauls-Fluß sehr im Zunehmen ist. Schöne große Zukerfelder sieht man dort in jeder Richtung und noch in diesem Jahre sollen 50 neue Zukerplantagen angelegt werden. Zuker von der besten Qualität ist schon im vorigen Jahre nach Monrovia verschifft worden.

Korrespondenz.

Herrn Oberst J. J. L. in Z. B. Wir verdanken Ihnen bestens den eingesandten Brief. Derselbe soll unfehlbar aufgenommen werden, jedoch ist dieses, um Ihrem Wunsche gemäß den ganzen Brief in einer einzigen Nummer zu bringen, wegen angehäuften Materials erst mit der dritten Nummer d. J. möglich.

Die Redaktion.

Anzeigen.

Einladung

zum Abonnement auf die schweizerische Auswanderungs-Zeitung:

Der Kolonist.

Der „Kolonist" beginnt mit dem nächsten Monat seinen fünften Jahrgang und wird, wie bisher, regelmäßig jeden Freitag in Lichtensteig erscheinen.

Die allgemeine Anerkennung, der sich dieses Blatt im In- und Auslande erfreut, erlaubt ihm, seinen Abonnenten auch bei diesem Jahreswechsel wieder neue Vortheile einzuräumen. Es ist uns vielseitig der Wunsch ausgedrükt worden, daß unser Blatt, um recht gemeinnützig wirken zu können, auch den ärmern Auswanderungslustigen, welche ja eines guten Rathes am meisten bedürfen, durch Wohlfeilheit zugänglich gemacht werden möchte. — Unsere seit einem Jahre sehr vermehrte Abonnentenzahl erlaubt uns nun, den Preis von 5 Fr. auf 4 Fr. herabzusezen und zudem das Format des „Kolonist" bedeutend zu vergrössern. — Bei seinem ersten Erscheinen kostete unser Blatt 6 Fr. und enthielt die Hälfte weniger Stoff als es von Neujahr an bringen wird; daher können wir mit Recht sagen, daß es im künftigen Jahrgange zwei Drittel billiger als bei seinem Entstehen sein wird.

Der „Kolonist" ist ferne davon, zur Auswanderung aufreizen oder verleiten zu wollen; er wird im Gegentheil, so oft sich Gelegenheit dazu bietet, von leichtsinnigem, unüberdachtem Verlassen der Heimath und Uebersiedeln in fremde, Manchem kaum mehr als dem Namen nach bekannte Länder abrathen. Wo aber triftige Gründe zur Auswanderung vorliegen und der Entschluß dazu unwiderruflich gefaßt ist, da wird er sich bestreben, durch wahrhafte Schilderungen sowohl derjenigen Länder, die vorzugsweise verdienen, das Ziel schweizerischer Auswanderung zu sein, als derjenigen, vor denen der Emigrant zu warnen ist, durch Berichte über Klima und Boden, Bevölkerung, politische und gesellschaftliche Verhältnisse, über die Aussichten von Professionisten, Geschäftsleuten, Arbeitern u. s. w. dem Leser ein getreues Bild derselben vorzuzeichnen und dadurch dem Auswanderungslustigen Gelegenheit geben, sich durch sein eigenes Urtheil über das Wohin? in's Klare zu setzen. Durch Erörterung der verschiedenen Reiserouten und Beförderungsweisen mit ihren respektiven Vortheilen und Nachtheilen, durch Hinweisung auf an Emigranten verübte Betrügereien und Uebervortheilungen u. s. w. hofft die Redaktion manchem Auswanderer wesentliche Dienste erweisen zu können. In dieser Beziehung namentlich kommen uns neugeschlossene Verbindungen in Nordamerika zu Statten, die uns aber auch sonst manches für den Auswanderer Wissenswürdige liefern werden.

Besondere Aufmerksamkeit wird der „Kolonist" wie bisher der Armenauswanderung widmen, und zwar wird er sich hauptsächlich bemühen, das Seinige zur Lösung der Frage beizutragen, wohin dieselbe zu leiten und auf welche Weise zu organisiren sei, damit sie zum Nuzen für beide Theile, für die Gemeinde sowohl, als für den fortziehenden Proletarier, ausschlage, indem einerseits jene mit möglichst geringem Kostenaufwand sich ihrer Armenlast theilweise entledigen, anderseits diesem Gelegenheit geboten werden könne, im neuen Lande seine Lage zu verbessern und, statt wieder ein armer Mann, ein Grundeigenthümer zu werden.

Neben diesem praktischen Theil, dessen Inhalt wir hier kurz angegeben haben, wird der „Kolonist" auch ein Feuilleton zur Unterhaltung bringen: Erzählungen aus überseischen Ländern, nach denen sich die Auswanderung richtet, Anekdoten ꝛc. enthaltend.

Der jährliche Abonnementspreis beträgt per Post franko durch die ganze Schweiz 4 Fr.; halbjährlich 2 Fr.; vierteljährlich 1 Fr. Inserate kosten 10 Rp. die Zeile. Diese, sowie auch Einsendungen und Originalbriefe von Ausgewanderten, welche nach gemachtem Gebrauch mit Dank zurükerstattet werden, möge man der unterzeichneten Expedition zuschiken.

Abonnements nehmen an alle Postämter und die Unterzeichnete.

Lichtensteig, im Dezember 1854.

Die Expedition des „Kolonisten".

Lebens- und Renten-Versicherungs-Sozietät
Hammonia in Hamburg.

Aktien-Kapital: Eine Million Mark Banko.

Lebens-, Renten- und Aussteuer-Versicherungen jeder Art werden von der Gesellschaft unter den vortheilhaftesten Bedingungen abgeschlossen.

Die Beiträge sind auf's Billigste gestellt und können selbst monatlich entrichtet werden.

Um 1000 Thaler Preuß. Courant, zahlbar beim Tode, zu versichern, beträgt die monatliche Prämie, wenn der Versichernde beim Eintritt alt ist:

20 Jahre:	30 Jahre:	40 Jahre:	50 Jahre:
1 Rthlr. 14 Sgr. 4 Pf.	1 Rthlr. 27 Sgr. 1 Pf.	2 Rthlr. 15 Sgr. 5 Pf.	3 Rthlr. 17 Sgr. 6 Pf.

In keinem Falle findet Nachzahlung statt.

Gegen eine sehr geringe Prämie werden von der Gesellschaft **Lebens-Versicherungen bei Uebersiedelung nach transatlantischen Ländern gegen die Gefahren der Seereise und des fremden Klima's**, sowie Versicherungen gegen Kriegsgefahr zu besonders günstigen Bedingungen abgeschlossen.

Statuten, Antragsformulare, sowie jede gewünschte mündliche sowohl als schriftliche Auskunft wird bereitwilligst und gratis ertheilt von

C. de Paravicini in Zürich,
Generalagent für die ganze Schweiz.

Mit dem 1. Januar 1855 ist an die Stelle des in Folge Vertrages eingegangenen „Schweizerischen Volksblattes" die

„Neue Thurgauer Zeitung"

getreten.

Dieselbe erscheint **drei Mal** wöchentlich, nämlich Dienstags, Donnerstags und Samstags, und kostet nur wenig mehr als das Volksblatt, nämlich: Halbjährlich bei der Post 3 Fr. 20 Rp. franko durch die ganze Schweiz.

Die „Neue Thurgauer Zeitung" hat seit ihrer Entstehung die demokratischen Grundsätze mit Entschiedenheit und Geschik vertreten, sie hofft dieß künftig mit mehr Erfolg thun zu können, da sie sich mit neuen Kräften verstärkt hat.

Die „Neue Thurgauer Zeitung" wird von nun an namentlich den Zuständen des Kantons Zürich alle Aufmerksamkeit widmen und dieselben vom Standpunkte des Programms des Volksblattes aus beleuchten. — Wir hoffen, daß uns unsere politischen Freunde hierin kräftig unterstützen und auch für die Verbreitung der „Neuen Thurgauer Zeitung" ihr Möglichstes thun werden.

Politische Artikel für die „Neue Thurgauer Zeitung" über zürcherische Verhältnisse sind an den Unterzeichneten zu senden.

Der Herausgeber des Volksblattes:
J. J. Treichler.

Bei der Expedition dieses Blattes ist in Kommission erschienen und zu haben:

Die
Auswanderung
als
öffentliche Wohlthat.

Nebst
einigen Mittheilungen aus den deutschen und schweizerischen Armenkolonien in der Provinz St. Paulo in Brasilien.

Aus dem „Kolonist" besonders abgedruckt.

64 Seiten in gr. 8. Geheftet 30 Rp.

Dieses Schriftchen behandelt in faßlicher Weise die wichtige Zeitfrage der Auswanderung. Insbesondere aber bespricht es von einem praktischen Standpunkte aus die Armenauswanderung und ist daher namentlich denjenigen Armenbehörden zu empfehlen, welche ihre unterstützungsbedürftigen Mitbürger nicht bloß über das Meer abschieben, sondern auch dort wirklich versorgen wollen. Es zeigt ihnen, wie dieser Zwek durch Aufopferung sehr geringer Geldmittel erreicht werden kann. Nicht minder beherzigenswerth ist aber das Schriftchen für vermöglichere Auswanderungslustige, die wegen der gegenwärtigen schlimmen Aussichten in Nordamerika billiges Bedenken tragen, ihre Schritte dorthin zu lenken. Die im Anhang abgedruckten Briefe, welche die vortheilhafte Lage so mancher, ehemals blutarmer Schweizer in der gesegneten Provinz San Paulo schildern, werden das Ihrige zur Bekämpfung der noch hin und wieder herrschenden ungegründeten Vorurtheile gegen die Auswanderung nach Brasilien beitragen.

Abonnementseinladung.

Wer wissen will, wie es in der Welt, in Krieg und Frieden zugeht; wer über Fortschritte in Handel, Industrie, Gewerbe und Landwirthschaft sich gut zu unterrichten wünscht; wem die Kenntniß der Preise aller Hauptverbrauchsgegenstände, von Medl, Früchten, Oel, Kaffee, Zuker, Baumwolle u. s. w. u. s. w. höchst nöthig und nüzlich ist und sich erinnert, daß diese Preise uns nicht von den nahen Märkten, sondern von den Hauptplätzen diktirt werden, der abonnire und lese den in **Biel**, Kanton Bern, erscheinenden

Schweizer Handels-Courier,

der, weil er täglich erscheint, nicht zu spät kommt, alle Neuigkeiten rasch, auch so oft es nöthig telegraphische Depeschen mittheilt, und in seinen vielen Originalleitartikeln und andern Berichten für alles leibliche und geistige Wohl des Schweizervolkes mitzuwirken strebt. — Abonnementspreis: 12 Monate 15 Fr.; 6 Monate 7 Fr. 50 Rp.; 3 Monate 3 Fr. 75 Rp. — Man abonnirt direkt bei der Expedition in Biel, oder bei jedem Postbureau. — Einrukungstarif: für den Raum einer dreigespaltenen Petitzeile 10 Rappen. Größere und wiederholte Anzeigen genießen Rabatt.

Anzeige für Auswanderer.

Nach den **Schweizerkolonien** der Gutsbesizer in der südbrasilianischen Provinz **San Paulo** geht für das Jahr 1855 mit Ende März wieder das erste Schiff ab.

Anmeldungen für diese Abfahrt sind längstens im Laufe des Monats Januar zu machen.

Ebenso spedirt unterzeichnetes Bureau auch fortwährend und regelmäßig Passagiere zu den billigsten Preisen und unter Zusicherung reellster Bedienung nach allen Häfen von **Nordamerika** (Kalifornien), **Südamerika** und **Australien**.

Oben erwähnte sehr vortheilhaft bekannte Kolonien in San Paulo sind besonders solchen Gemeinden zu empfehlen, die ihre Auswanderungslustigen vermittelst Vorschuß des Reisegeldes gegen Rükzahlung spediren wollen, indem dabei bemerkt wird, daß erst kürzlich wieder zwei Gemeinden sehr bedeutende Rükzahlungsraten von ihren Ausgewanderten, durch Vermittlung des schweizerischen Konsulates in Rio Janeiro, empfangen haben.

Nähere Auskunft auf mündliche oder schriftliche frankirte Anfragen ertheilt jederzeit bereitwilligst.

Den 5. Januar 1855.

Für die schweizerische General-Agentur:
C. de Paravicini
im Ehrenberg, Zürich.

Bevollmächtigter für den Kanton St. Gallen ist Herr Advokat **Suter** in Lichtensteig.

Abonnementspreis.

Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich . . . . . 4 Fr. — Rp.
Halbjährlich . . . . . 2 „ — „
Vierteljährlich . . . . . 1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".

Einrückungsgebühr:

10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Freitage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 2. | Freitag den 12. Januar. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Fünfter Jahrgang. | 1855.

☞ Die Nachnahme des Quartal-Abonnements auf die Tit. Adressaten muß wegen eingetretener Hindernisse auf nächste Nummer verschoben werden.

Brief des Parceria-Kolonisten G. Meier.

an Herrn Ortsvorsteher Studer und die Gemeindsbürger von Unterschlatt bei Dießenhofen, Kantons Thurgau.

Brasilien (Kolonie Ibicaba), den 30. Mai 1854.

An die Ehrsamen Vorsteher und an die Bürgergemeinde.

Weil Viele von Euch, als ich in den lezten Tagen bei Euch Abschied nahm, mich baten, ich soll aber auch schreiben, aber ich soll die Wahrheit schreiben, so versprach ich es ihnen, und weil aus Deutschland so viele Briefe gekommen sind, daß wieder eine Theurung und ein europäischer Krieg vorhanden sei, und daß gemeine Leute beinahe nicht mehr bestehen können, so will ich nicht unterlassen, an die E. Gemeinde ein paar Zeilen zu schreiben aus Brasilien, indem nämlich viele von Euch, als ich im Juni 1852 abreiste, uns sehr übel prophezeiten; die einen sagten, er will seine Frau und Kinder um das Leben bringen, darum will er auswandern, und wieder, wir seien verkauft worden, wir seien jezt der Gesellschaft und müssen an den Pflügen zerren; ich sage aber nein, die das glaubten und sich darüber freuten, sind zu Schanden geworden, es geht uns in Brasilien besser, als Ihr zu glauben scheint. Nach den Berichten zu schließen, so Ihr nach Brasilien schiket, wäre ich übel daran, wenn ich noch bei Euch wäre; Gott sei Dank, daß ich in Brasilien bin mit meiner Frau und den Kindern, und wenn ich schon nicht mehr 8 Kinder zählen kann, so kann ich doch noch deren sechse zählen, und wir haben, Gott sei Dank, Brod genug, ja reichlich Brod; hier kann mir ein Kind mehr verdienen, als ich daheim. In diesem Jahre bearbeiten wir 3000 schöne Kaffeebäume, und Anna 1853 pflükte ich aus 1000 Bäumen 481 Alqueiren; eine Alqueire ist etwas mehr als 2 Sester. Man glaubt aus jeder Alqueire 30 Ventims, das wäre 28 kr., zu lösen. Wenn meine Kinder einmal angewachsen sind, so können wir 6, 7 bis 8000 Bäume bearbeiten und muß mich dennoch nicht so stark quälen, wie in meiner Heimat. Ja, liebe Bürger, Gott der Herr hat Eure Herzen gelenket für uns zur Barmherzigkeit; ja er kann die Herzen lenken wie Wasserbäche, ihm allein sei Ehre und Dank dafür. Wenn die Sonntage kommen, wo ich weiß, daß das Wort Gottes reichlich verkündigt wird bei Euch, dagegen aber bei uns weder Kirche noch Schule ist, so könnt ihr denken, daß das für mich auch kein kleiner Artikel ist; ja, l. Bürger, verachtet das Wort Gottes nicht jeden Sonntag anzuhören, bald zwei Jahre mußte ich dieses meiden, das mangelt mir und sonst gar nichts. Der G. Pfleger Benz pakte unser Hab und Gut in Kisten ein, da sah er so viele Bücher und beschuldigte mich, daß ich nur zu viel Bücher mitnehme, aber ich bin jezt froh darüber, daß ich die Bibel und andere gute Bücher nicht vergessen habe, sonst kriegte ich das Heimweh, aber Gott sei Dank, wir können uns nun jeden Tag erbauen am Worte Gottes. Es hat uns gefreut, daß ihr das Gotteshaus, den Vorhof des Himmels, nicht in Zerfall kommen lasset, und wenn wir auch die schön von Gold glänzende Thurmspize und alles, was an der Kirche renovirt worden ist, nicht anschauen und besuchen können, wir sehen sie doch im Geiste in Brasilien jeden Tag. Aber, wird vielleicht Mancher fragen, geht es denn allen Einwanderern so gut wie Euch? Ich sage nein! Viele kommen, die wollen nur Schnapps saufen, bei der Gesellschaft Speise fassen und dann nichts thun. Die sind hier unglüklich, solche kommen nur zur Strafe nach Brasilien, solche will Niemand, kein Bauer und keine Kolonie ist schuldig und verbunden, die zu ernähren und zu kleiden; wenn sie aber daheim in der Schweiz bleiben, so muß, wie bekannt, die Gemeinde für alles besorgt sein. Faullenzer und schlechte Menschen sollen daheim bleiben, es ist besser für sie; arbeitsame, thätige und ehrliche Menschen dagegen haben ihr Brod hier reichlich. Wenn daher solche brave Menschen bei Euch sind und sie Lust haben zu kommen, so soll sich die Gemeinde nichts reuen lassen, um ihnen zu helfen, aber das muß ich ihnen bemerken, daß die Reise nach Brasilien nicht so leicht zugeht, man muß viel erfahren und ent-

Feuilleton.

Mexikanische Räuber.

Nach Kletke.

(Fortsezung.)

Das war mir ganz recht, weil ich dadurch einen bequemeren Plaz hatte; allein es fiel mir doch auf, daß ein so roher, nichts weniger als empfindsamer Mensch, wofür ich ihn halten mußte, so vielen Sinn für Poesie habe. Mit diesem Gedanken beschäftigte ich mich freilich nicht lange Zeit, sondern bediente mich meines geräumigen Plazes, indem ich die Beine auf dem Size ausstrekte und meinen Kopf an das Seitenkissen lehnend, sehr bald und fester als vorher einschlief. Wie lange ich schlief, weiß ich nicht, aber ich wurde wieder dadurch gewekt, daß der Wagen anhielt und daß einer der Mexikaner mich am Arme schüttelte und dann, als ich die Augen offen hatte, sagte: er glaube, daß Räuber in unserer Nähe seien. Seine Gefährten schienen sehr aufgeregt und ängstlich zu sein und das Wort „Ladrones" ging von Munde zu Munde. Ich schaute nun aus dem Wagenfenster; wir befanden uns in einer finstern Waldgegend, aber Räuber sah ich nicht. Indeß konnte ich nicht begreifen, weßhalb der Eilwagen hier so plözlich still hielt. Ich warf meinen Mantel ab, um meinen Kopf besser durch den Vorhang des Fensters steken zu können und sah nun deutlich, daß der Weg mit Bäumen und Strauchwerk barrikadirt war; jezt bemühte ich mich am Wagen hinaufzubliken, um Gurley oder den Postillon zu befragen, und hörte den Leztern: Carajos! fluchen, anscheinend ungewiß, was er in dieser Lage thun solle. Dabei aber sah ich zugleich, wie Gurley irgend einem uns unsichtbaren Menschen Zeichen machte, indem er die rechte Hand mit 4 ausgestrekten Fingern empor hob. „Das soll heißen: es sind ihrer vier", dachte ich, und gleich darauf hob er beide Hände offen in die Höhe, ein Zeichen, daß wir unbewaffnet seien. Ich drehte mich nun rasch um, um nach meinen Pistolen zu fühlen und faßte gleich die eine. Indem ich sie hervorzog und mit dem Daumen den Hahn spannte, versuchten meine muthlosen Wagengefährten mich davon abzuhalten und schrieen: No, por sa vida, Senhor! nos mataran los ladrones! (Nicht um euer Leben, Herr! die Räuber würden uns umbringen!) Eben hatte ich ihnen mit den Worten: Afuera, quitato cobardes! (Fort, laßt los, ihr Memmen!) geantwortet, als ich über uns Dios y Mexico! rufen hörte und an der Stimme Gurley erkannte. „Dios y Mexico!" ertönte es zurük aus mehr als einem Duzend Kehlen unter verworrenem Geschrei und rasch nahenden Huftritten. Ich lehnte mich wieder weit vor aus dem Wagenfenster, und in die Höhe blikend, zielte ich mit meiner Pistole auf Gurley und zwar nach seinem Hinterkopfe. Ich drükte ab, der Lauf versagte, ich hörte nur den Hahn auf das Eisen der Pfanne schlagen, die Pistolen waren sechsläufige Drehpistolen und sonst vortrefflich, also drehe ich rasch den Zylinder herum, doch zu meinem Entsezen versagt auch der zweite Lauf. Jezt ziehe ich die Pistole in den Wagen hinein um sie zu untersuchen, und siehe! nicht ein einziges Zündhütchen sitzt mehr daran. Da ergreife ich meine andere Pistole und erblikte, indem ich mich wieder aus dem Fenster hinaus lehne, den Wagen umringt von dunkelbraunen Kerlen, welche ihre Karabiner auf mich und meine Gefährten richten. „Abajo sus armas!" (Werft euere Waffen fort!) brüllte ein Räuber; ich sah bei meiner zweiten Pistole nach, auch von dieser waren sämmtliche Zündhütchen verschwunden; voller Verzweiflung warf ich die unbrauchbare Waffe auf den Fußboden des Wagens und mußte mich in meine Gefangenschaft ergeben. Sofort wurden wir aus dem Wagen gerissen und an Händen und Füßen gebunden. Während dies vorgeht, sah ich zu meinem größten Erstaunen Gurley mitten in einem Haufen von Räubern, die ihm zu Leibe gehen; wie er sich waker diesen widersezt, und mit seinen Pistolen auf sie schießt. Er wurde aber bald überwältigt, wobei ich denn so viel bemerken konnte, daß er Niemanden getödtet hatte und selbst nicht verwundet zu sein schien. Nachdem die Räuber ihn eben so rasch wie uns Uebrige gebunden hatten, begannen sie den Eilwagen zu plündern; bald lagen die Kisten und Pakete meiner Unglükgefährten

lehren und ausstehen, sehen, hören und empfinden; wenn einer nicht weiß, was Geduld ist, kann er sie lernen. — Denket einmal, wenn man nichts sieht als das erstaunlich große Weltmeer, nichts als Himmel und Wasser, wenn man 50, 60 bis 70 Tage und Nächte und manchmal so schnell wie auf der Eisenbahn, in den Meeresschlünden und Wellen ist, die oft so hoch wie Berge sind, daß man glaubt, sie wollen einen verschlingen, daß das Schiff rechts und links herumgeworfen wird, daß die Segelstangen manchmal rechts und links in das Meer tauchen und wie das Schiff hie und da in den Abgrund hinunter geworfen wird und wieder hinauf, so kömmt das einem kurios vor. Ist die Seereise vorüber, kömmt dann noch die sehr beschwerliche Landreise; allein wenn man wieder auf dem Erdboden stehen kann, hat man dann gerne wieder Geduld. Ich mache Euch darauf aufmerksam, daß nach den Verträgen alle Einwanderer die Landfracht selbst zahlen oder abverdienen müssen, denn der Akkord, den Ihr mit dem Agenten in der Schweiz abschließt, lautet nur für die Seefracht bis nach Santos. Die Auswanderungslustigen werden denken, ja wenn du so schreibst in Betreff der Seereise, so will ich lieber arm sein und daheim bleiben. Doch bei allen diesen Gefahren sind wir, Gott sei Dank, wohl erhalten worden und litten nie keinen Mangel. Und so grüßen wir die Vorsteher und die Bürgergemeinde und hoffen, der Hr. Vorsteher Studer werde in einer Gemeinde dieses vorlesen und so wünscht Euer Georg Meier, Euch den Segen und Frieden und die Gnade Gottes und die Gemeinschaft des hl. Geistes sei mit Euch Allen. Amen.

Ich habe dem Joh. Fink einige Briefe mitgetheilt, wenn Ihr noch mehr wissen wollet, er kann auch noch über viele Punkte antworten. Gott segne Euch. Amen.

Anmerkung der Redaktion. Seit Abgang dieses Briefes aus Ibicaba sind von der Gesellschaft Vergueiro bereits Vorkehrungen zur Errichtung einer Schule getroffen worden und es wird auch im nächsten März ein schweizerischer Schullehrer nach der Kolonie abgehen. Was den evangelischen Gottesdienst anbelangt, so ist derselbe zwar allerdings bis jezt noch nicht regelmäßig organisirt und auch noch kein Priester permanent angestellt, was später, wenn die Kolonien mehr bevölkert sind, unfehlbar geschehen wird; allein es kömmt von Zeit zu Zeit einer der in Rio Janeiro sich befindenden evangelischen Pfarrer nach den Kolonien, um das heil. Abendmahl zu spenden, Ehen einzusegnen und Kinder zu taufen.

Schiffsnachrichten.

Verzeichniß der vom 20. Nov. bis 12. Dez. 1854 aus europäischen Häfen in New-York eingelaufenen Passagier-Schiffe.

20. Liverpool. Am. Schiff Western Empire, Sampson, 37 T., 530 Pass.; hatte eine stürmische Fahrt, ziemlich gut.
Liverpool. Am. Schiff Prince Regent, Mason, 56 T., 7 Pass.; sehr viel Sturm.
Liverpool. Am. Schiff Cultivator, Austin, 35 T., 813 Pass.; 5 Todesfälle, 4 Geburten, mittelmäßig.
Havre. Am. Schiff Confederation, Corning, 36 T., 743 Pass.; hatte 18 Todesfälle und 2 Geburten unterwegs, mittelmäßig.
22. Havre. Am. Paketschiff St. Denis, Follansbee, 30 T., 330 Pass.; 18 Todesfälle, recht gut.
Liverpool. Am. Schiff Ontario, Holmes, 38 T., mit Pass.; gut.
Homburg. Am. Schiff Ossippee, Merrill, 50 T., mit Pass.; ziemlich gut.
Bremen. Am. Schiff Souter Johnny, Woodside, 53 T., mit Pass.; zufrieden.
Bremen. Brem. Bark Magdalene, Bremer, 53 T., mit Pass.; recht gut.
23. Hamburg. Hamb. Bark Johannes, Boysen, 44 T., 309 Pass.; hatte 20 Todesfälle unterwegs, viel Sturm, mittelmäßig.
24. Bremen. Am. Postdampfer Hermann, Higgins, via Southampton, 16 T., 204 Pass.
London. Am. Paketschiff Christiana, Hammond, 44 T., 410 Pass.; gut.
Havre. Am. Schiff Ravenswood, Johnson, 38 T., 341 Pass.; zufrieden.
Havre. Am. Schiff Catharina, Edwards, 38 T., 304 Pass.; hatte 14 Todesfälle unterwegs, ziemlich gut.
Antwerpen. Am. Schiff Omer Pascha, Barnes, 48 T., 280 Pass.; hatte 66 Cholerafälle und 36 Todte, mittelmäßig.
Bremen. Brem. Schiff Helene, Bollmann, 46 T., 308 Pass.; recht gut.
25. Liverpool. Brit. Schiff Lochmaber Castle, Turner, 28 T., 558 Pass.; zufrieden.
Bremen. Brem. Bark Union, Horstmann, 47 T., 244 Pass.; zufrieden.
Bremen. Oldenb. Bark Oldenburg, Menke, 42 T., 221 Pass.; stürmische Fahrt, 2 Pass. starben, zufrieden.
26. Liverpool. Am. Postdampfer Baltic, Comstok, 11½ T., 148 Pass.
Liverpool. Am. Schiff State Rights, Carles, 42 T., 34 Pass.; stürmische Fahrt.
29. Liverpool. Brit. Postdampfer Afrika, Harrison, 11 T., mit Pass.
London. Am. Paketschiff Palestina, Tinker, 31 T., 760 Pass.; zufrieden.
Glasgow. Am. Schiff Hamonia, Doane, 46 T., 40 Pass.; recht gut.

Dez.
1. Liverpool. Am. Schiff North America, Clarke, 35 T., 735 Pass.; zufrieden.
Havre. Am. Schiff Bavaria, Baily, 30 T., 395 Pass.; zufrieden.
3. Liverpool. Am. Paketschiff City of New-York, Moses, 33 T., 772 Pass.; hatte 3 Todesfälle, ziemlich gut.
Havre. Am. Schiff Hemisphere, Pray, 42 T., 491 Pass.; ziemlich gut.
Antwerpen. Belg. Schiff Clotilde, Meenz, 60 T., 255 Pass.; mittelmäßig. *)
5. London. Am. Schiff President Fillmore, Nelson, 37 T., 270 Pass.; zufrieden.
7. und 8. Havre. Am. Postdampfer Union, Adams, 16 T., mit Pass.
9. und 10. Liverpool. Am. Schiff Progreß, Chase, 38 T., 432 Pass.; hatte sehr viel Sturm, mittelmäßig.
Liverpool. Am. Paketschiff Fidelia, Dixon, 50 T., 410 Pass.; gut.
Havre. Am. Schiff Annapolis, Graham, 39 T., 350 Pass.; sehr stürmische Fahrt, wurden mehrere Klagen vernommen.
Hamburg. Hamb. Bark Nordamerika, Peters, 47 T., 202 Pass.; hatte 7 Todesfälle unterwegs, recht gut.
11. Havre. Am. Schiff Shelter, Hilz, 40 T., 300 Pass.; sehr viel Sturm unterwegs, 2 Todesfälle, ziemlich gut.
Homburg. Oldb. Brig Comet, Wilken, 63 T., 157 Pass.; mittelmäßig.
12. Liverpool. Am. Schiff H. Clay, Caulkins, 37 T., mit Pass.; zufrieden.
Hull. Am. Schiff Charles Cooper, Cutts, 55 T., 123 Pass.; hatte 8 Todesfälle unterwegs und sehr viel Sturm.

*) Es ist dieß dasselbe Schiff, das durch die Cholera einige Zeit in Antwerpen zurückgehalten wurde.

Verschiedenes.

Schweiz. Solothurn. (Die muthige Schweizerin.) Letzter Tage ist eine Jungfrau aus dem Buchseggberg, die von ihrer Gemeinde nach Amerika ausgesteuert worden war, glücklich wieder bei Hause angelangt. Sie wurde vom schweizerischen Konsul in Havre zurückexpedirt, weil sie sich beim Anblik des Meeres nicht entschließen konnte, das Schiff zu betreten und beständig rief: „I wott hei!"

Frankreich. (Sozialisten nach Texas.) Wir haben jüngst berichtet, daß Hr. Karl Bürkli von Zürich, der mittlerweile seine Entlassung aus dem Großen Rathe dieses Kantons genommen hat, nächstens mit einem Zug sozialistischer Pioniere nach Texas abgehen werde. Nun hören wir, daß auch im Elsaß sich sehr viele Sozialisten zur Auswanderung nach der von B. Considerant zu stiftenden Kolonie in Oberteras rüsten, und zwar sollen darunter auch manche reiche Männer sein, die ihr Geld zur Verwirklichung von bis jezt für unpraktisch gehaltenen Ideen opfern wollen. Da es nun der neuen projektirten Ansiedlung weder an Arbeits- noch an Geldkräften fehlt, so läßt sich annehmen, daß, wenn sie nicht gelingt, die Schuld nirgends sonst zu suchen sein wird, als in dem System, welches ihr zu Grunde liegt.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. (Die Krisis.) Der Schw. M. bringt folgende Korrespondenz aus New-York (im Dez. 1854): Amerika wurde in Folge der krankhaften Richtung der Meisten, schnell reich und immer reicher werden zu wollen, zu einem Felde spekulativer Operationen, von denen man in Deutschland gar keinen Begriff hat. Die Aufmerksamkeit der großen Mehrheit des Volkes ward von der Verfolgung derjenigen Interessen, welche die Basis aller andern bilden, seit Jahren ab und auf den Handel, Stoffspekulationen, Geldgeschäfte u. dgl. gelenkt und ließ außer Acht, daß nur ein gewisser Betrag Gelder im Lande war und alle vermuthlichen Profite durch Uebertragung von Einem zum Andern gewonnen werden müßten, daß diese plötzliche Uebertragung und das plötzliche Steigen im Werthe von Allem, was zu verkaufen, nach den festen Gesezen des Verkehrs eine Reaktion herbeiführen und daß unter dieser Reaktion das Kapital Flügel bekommen und davon eilen werde. Die Tage der Prosperität, die Amerika seit 10 Jahren in vollem Maße genossen, sind vorbei. Die Leute zählten ihre Reichthümer bei Tausenden, Zehn- und Hunderttausenden, aber jezt sind diese Reichthümer, welche in Aktien, Obligationen, Häusern und massenhaften Ländereien bestehen, nicht zu verwerthen, es sei denn

---

umhergestreut auf dem Wege, und meine Bagage, bestehend aus einem kleinen Feldkoffer, worin meine beste Uniform und etliche andere Luxusartikel steckten, die ich in der Hauptstadt zu gebrauchen gedachte, wurde gleichfalls dorthin geworfen. Das Gepäk wurde aber nicht auf der Stelle von den Räubern geöffnet, wie ich erwartet hatte, sondern auf mehrere von ihnen herbeigeführte Maulthiere geschnürt; dann ging es an unsere Taschen, und mein vortrefflicher Mantel, meine Uhr und etwa 12 Doublonen, die ich bei dem billigen Leben in Toluca von meinem Solde mühsam erspart hatte, wurden von den Gaunern mit der größten Höflichkeit und Geschicklichkeit mir abgenommen. Dieses Schiksal theilte mein Degen sammt Pistolen und bald hatte ich wenig mehr am Leibe als mein Hemde, denn einem der Räuber hatte mein Ueberrok gar zu gut gefallen. In diesem Zustande wurde ich mit meinen Reisegefährten in dem Walde auf einem schmalen Pfade fortgeschleppt, bis wir zu einem alten Gebäude, den Trümmern einer Hacienda oder eines Klosters, kamen. Hier trennte man mich von den Andern und brachte mich in das Haus, wo man mich in einem Gemach allein ließ, dessen Wände stark genug schienen, daß ich nicht entwischen konnte; was aus Gurley und den Mexikanern werde, wußte ich nicht. Das Gemach hatte ein kleines Fenster, zu welchem ich aber nicht kommen konnte, weil ich an Händen und Füßen geknebelt war und mich nicht von der Stelle bewegen konnte, wohin man mich gelegt hatte. Ich konnte aber hören, wie die Schurken draußen im Hofe den Inhalt meines Koffers untersuchten und glaubte ein oder zwei Mal Gurley's befehlende Stimme zu unterscheiden.

Wohl eine Stunde lang hatte ich horchend gelegen, als plötzlich draußen ein verworrenes Geräusch entstand, wie wenn ein Haufen Menschen hin und her lief und rasch sich entfernte. Darauf wurde Alles still, und ich hörte den Schall von Hufschlägen in der Ferne verschwinden. „Gütiger Gott!" rief ich aus, „sie haben mich hier gelassen, damit ich umkommen soll!" und die Gefühle, welche bei diesen Gedanken mich überkamen, kann ich nicht beschreiben. Ich wußte, daß diese Banditen, da ich keinen von ihnen getödtet hatte, wohl nicht so grausam sein würden, mich umzubringen, aber ich wußte auch ebenso gut, daß sie sich keine Mühe geben würden, mich am Leben zu erhalten, indem sie mich vor ihrem Abzug von meinen Banden befreiten, und fort waren sie alle, daran konnte ich nicht zweifeln, denn ich hatte lange Zeit gespannt aufgehorcht und nicht einen Laut gehört. In der Hoffnung, daß einige meiner Reisegefährten in oder neben dem Gebäude geblieben sein möchten, rief ich so laut ich konnte, aber ich bekam nur Antwort von dem Echo, das aus den zerstörten Gemächern wiederhallte. Ich rollte mich auf dem Boden umher, ich suchte meine Bande durch Zerren und Reissen zu lokern, aber es half nicht, ich war zu fest geknebelt. Unter diesen qualvollen Anstrengungen traf ein Laut aus der Ferne mein Ohr, der bald deutlicher wurde; dann hörte ich kräftige Fußtritte und den Hufschlag eines Pferdes auf dem Steinpflaster des Hofes vor dem Hause, bald mehrere Tritte, als wenn der Hof voller Menschen sei; ich hörte Thüren aufreißen, Männer, deren Sporen und Säbel auf dem Pflaster klirrten, laut sprechen und Jemanden in schlechtem Spanisch fragen: „Ihr wißt also gewiß, daß sie ihn hieher gebracht haben?"

„Heda!" schrie ich so laut ich konnte.

„Hollah!" antwortete es, und in demselben Augenblike öffnete sich die Thür meiner Zelle und ein amerikanischer Offizier, ein Lieutenant vom dritten Dragonerregimente trat herein.

„Ei, Kapitän," rief er, indem er zu mir trat und meine Strike durchschnitt, „wir fürchteten schon, die Schurken hätten Euch in die Berge mitgeschleppt. Wie kam es, daß sie Euch zurückließen? Nicht wahr, Ihr seid doch nicht verletzt?"

„Ich glaube nicht," war meine Antwort, indem ich aufstand und meine Glieder schüttelte; „aber wenn Sie mir einen alten Rok leihen können, so werde ich dafür sehr dankbar sein." Ich war von der kalten Luft in den Bergen, sowie von dem feuchten Fußboden durchfroren und zitterte vor Frost, als ich sprach.

„Was Teufel! auch Ihren Rok haben sie mitgenom-

zu sehr verminderten Preisen, und selbst zu solchen finden sich nur wenige Käufer; wer Geld hat, ist geneigt, es festzuhalten. Es ist eine trübselige Zeit, der wir hier entgegensehen; an dieser Thatsache läßt sich nichts verschweigen und bemänteln. Die finanzielle Krisis, welche die Vereinigten Staaten durchzumachen haben, um mit dem Schwindel-Kreditsystem, welches in Folge der kalifornischen Goldentdekungen aufkam, gründlich aufzuräumen und eine neue solide Verkehrsbasis zu schaffen, diese finanzielle Krisis, darüber sind alle Fachmänner einig, scheint unheilvoller werden zu wollen, als jene von 1837 bis 1840. Schon jezt sind in den großen Städten des Ostens Tausende von Arbeitern brodlos, und jeden Tag meldet uns der Telegraph neue Fallissements von Geldinstituten, Fabriken, Manufakturen ꝛc. Niemand weiß mehr ein Mittel anzugeben, um das Unheil abzuwenden; man hält sich bereits überzeugt, daß kein Mittel mehr etwas helfen würde, daß die drohenden Anzeichen sich vollständig erfüllen müssen, und die Revolution in den Geldverhältnissen des Landes ihren Lauf nehmen muß, ehe das Fundament zu einem besseren und haltbareren Verkehrssystem gelegt werden kann. Für die arbeitenden Klassen werden die nächsten Jahre voll von Noth und Elend sein. Eine noch stärkere Einwanderung aus Europa während dieser Zeit, wenn die Einwanderer nicht bemittelte Landleute wären, die bei ihrer Ankunft sich alsbald Land erwerben könnten, kann den Nothstand nur vermehren. Ich halte mich für verpflichtet, meine schwäbischen Landsleute, die Neigung zur Auswanderung nach Amerika haben, auf's Dringendste gegen einen solchen Schritt zu warnen; mehr als 15,000 deutsche Einwanderer ohne Mittel, irren gegenwärtig in New-York und den nächsten Umgebungen umher, und können nicht einmal gegen Kost Arbeit erhalten. Familien jedoch, die fest zusammenhalten und sich mit Landwirthschaft beschäftigen, könnten große Ländereien um verhältnißmäßig niedere Preise erwerben, wenn sie die Kaufschillinge baar zu bezahlen im Stande wären; aber auch in dieser Beziehung muß ich meine Landsleute, abgesehen von den betrügerischen Landverkaufsagenten, denen sie hier unter die Hand gerathen könnten und von denen New-York wimmelt, aufmerksam machen, daß sich ein Familienvater meistens irrt, wenn er glaubt, in Amerika seine Kinder zum Betrieb seiner Farm bei sich behalten zu können; täglich zeigen Beispiele, daß die erwachsenen Kinder ihren Eltern davonlaufen und in fremde Dienste treten; die Verführung hiezu ist hier allgemein, und das Gesez begünstigt die frühe Emanzipation der jungen Leute. Was nun aber die Krisis betrifft, die ich im Eingang besprochen habe, so wird sie wie natürlich vorübergehen; daß dieß aber nicht so schleunig erfolgt, wird bei einfacher Betrachtung klar werden. Wären die Akerbauinteressen gehörig gewahrt worden, so hätten im vorigen Jahre die englischen und französischen Märkte den drei- oder vierfachen Betrag der Brodstoffe von Amerika genommen, hätten wir den Bedarf befriedigen können, und wir wären dazu im Stande gewesen, wenn ein Theil der Kräfte, die anderweitig verwendet wurden, dem Akerbau sich gewidmet hätten; ja noch mehr, unsern Konsumenten hätten ihre Lebensmittel zu zahlbaren billigen Preisen geliefert werden können; statt dessen aber mußten wir jeden Artikel von Brodstoffen und Lebensmitteln mit enormen Preisen bezahlen, und dieß ist auch jezt noch (im Dezember 1854) der Fall; die Lebensmittel sind rar. Wir können nicht exportiren. Die Ernte von 1854 war keine günstige. Die Verlegenheit, welche dadurch entstanden ist, ist nur durch einen ausgedehnteren Anbau zu beseitigen. In lezterem Punkt haben zwar die Vereinigten Staaten einen Vortheil vor allen andern Ländern; bei uns ist nicht die Frage, wie viel wir produziren können, sondern wie viel wir produziren wollen. Von 52 Millionen Acres Land in 5 der westlichen Staaten sind nur 23 Millionen unter Kultur. Das große, fast unerträgliche Uebel der jezigen Handelskrise wird seine guten Folgen haben. Tausende werden im nächsten Frühjahr die großen Städte (selbst Gotham, wie der Amerikaner New-York betitelt) verlassen und sich dem Landbau widmen. Leute mit ziemlich bedeutenden Mitteln werden ihren Wohnort und ihre Geschäfte verändern, müde der Schwankungen und Verlegenheiten des Gewerblebens werden sie ihre ganze Thätigkeit dem Akerbau zuwenden. Auf solche Weise wird es wieder besser und das Land um Hunderte von Millionen wirklich bereichert werden. Das wird sicher, nur wird es nicht über Nacht kommen.

— Indiana. In Columbus haben die Nichtswisser eine Probe ihrer niederträchtigen Gesinnungen abgelegt, indem sie fast allen dort wohnenden Adoptivbürgern, sowohl deutscher als irischer Abstammung, gedrukte Aufforderungen in's Haus geworfen haben, bis zu einem bestimmten Tage die Stadt und den Staat zu verlassen, indem sie andernfalls gewaltthätiger Weise gezwungen werden würden.

— Michigan. Bekanntlich befindet sich auf Beaver Island, dieser im nördlichen Theile des Michigan-See's gelegenen Insel, eine Mormonenansiedlung. Die Mormonen, ungefähr 1900 Köpfe nach dem Zensus vom lezten Mai, leben abgeschlossen für sich und treiben namentlich Fischfang und Fischhandel in großer Ausdehnung. Innerhalb der lezten vier Jahre erbauten sie vier Werfte, von welchen aus sie die ankandenden Dampfboote mit Holz versehen. Sie liefern von diesem jährlich gegen 20,000 Cords (Klafter). Die Summe, welche sie aus ihrem Fischhandel ziehen, beläuft sich alljährlich bis auf 175,000 Doll. Emmet County, der Siz der Behörden und die bevölkerste Ansiedlung der Insel, ist die volkreichste Gegend in der nördlichen Hälfte des Staates Michigan, besizt gute Schulen in allen Niederlassungen, eine wöchentliche Zeitung und eine Schulbibliothek. Außer diesen schönen Dingen redet man aber den Mormonen von Beaver Island auch manche unliebsame nach, z. B., wie wir jüngst berichtet haben, Seeräuberei.

— Wisconsin. (Landwirthschaftliches.) In Marquette und den umliegenden Counties scheint die Schafzucht eine feste Heimat aufschlagen zu wollen. Herden nach Heerden werden dorthin getrieben, und der Wollhandel dürfte binnen wenigen Jahren einen bedeutenden Markt in jenem Theile unseres Staates schaffen. Die dortigen Schafzüchter fangen an, sich auf feinwollige Racen zu verlegen, und man versichert, daß die Zahl der Schafe in jener Region sich seit zwei Jahren verdreifacht habe. — Der Hopfenbau für den Bedarf Wisconsins sowohl, als für die östlichen Märkte ist in einigen Theilen des Staates bereits ein ausgedehnter und wichtiger Zweig der landwirthschaftlichen Industrie geworden. Der Hopfenbau erfordert, wenn der Boden hiezu einmal zubereitet ist, verhältnißmäßig wenig Mühe und saugt das Erdreich nicht so sehr aus, wie manche andere Pflanzung, macht sich gut bezahlt und findet schnellen Absaz. Kürzlich passirte ein Transport von nicht weniger als 50 Ballen Hopfen durch Watertown nach Milwaukie, um von da nach New-York befördert zu werden. In dem Town Oak Grove, Dodge-County, wurden von zwei Aker Land diesen Herbst 4000 Pfund Hopfen geerntet, und im vorigen Jahr warf ein Aker 1843 Pfund ab. (Wisc.-Ztg.)

— (Weibliches Wettrennen.) Das Wettrennen, bekanntlich ein Lieblingsvergnügen der Amerikaner, das sie von England herübergebracht, hat bedeutende Fortschritte gemacht. In Circleville, Ohio, fand kürzlich ein Wettrennen und Wettfahren der Damen statt, wobei goldene Uhren, silberne Becher u. dgl. Preise von „begeisterten" Herren den besten Reiterinnen und Pferdebändigerinnen ertheilt wurden. Was nächstens? — Wahrscheinlich ein Preis den Herren, die die beste Suppe kochen, oder am besten Strümpfe stopfen und Hemden fliken.

— (Alte Freiheitskämpfer.) Dr. Wm. Hale von Hollis, Massachusetts, einer der wenigen übriggebliebenen Kämpfer des Krieges, welcher die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten errang, ist im Alter von 92 Jahren gestorben. — In Mansfield, Connecticut, ist Samuel Dunham, ein ehemaliger Revolutionssoldat, im Alter von 100 Jahren und 20 Tagen gestorben. Seine beiden Brüder, 95 und 97 Jahre alt, die ebenfalls im Revolutionskampfe dienten, leben noch. (Neu-Brnf.-Ztg.)

— Kansasterritorium. (Die erste Zeitung.) Der „Kansas Herald," welcher in Leavenworth in dem neuen Territorium gedrukt wird, ist der eigentliche Pionier der Presse daselbst. Die erste Nummer dieses Blattes wurde ganz romantisch zu Tage gefördert. Die Schrift war unter einer mächtigen Ulm in dem Städtchen Leavenworth gelagert. Editoren und Sezer hausten im Schatten dieses Baumes unter Zelten, kochten selbst und kämpften mit Musquitos und allen Arten von unfreundlichet Witterung. Die Redaktions-Schere hatte ihre Pflicht gethan, das Editorelle war geschrieben, die Korrektur, auf dem Boden sizend mit einer Schindel auf den Knieen, gelesen und endlich wurde die Zeitung in einem festen Gebäude, das unterdessen errichtet worden war, durch die Presse zu Tage gefördert.

— (Humbug-Barnum.) Der König aller amerikanischen Humbuger, der große (!) Barnum in New-York, der seit einer Reihe von Jahren alle möglichen Mißgeburten, kleine, große und dike Personen, alle möglichen Naturspiele aus dem Thierreiche, wirkliche wie fabrizirte, z. B. ein wolliges Pferd ꝛc. ꝛc. im Lande herumführte, manche große und kleine Berühmtheiten aus allen Theilen der Erde importirte und durch Unsinn aller Art ein bedeutendes Vermögen erwarb, hat, nachdem sein Krystallpalast Fiasko gemacht, seine Memoiren herausgegeben, die ihm ebenfalls viel Geld eingebracht. Ja, Barnum ist groß in seiner Art, aber er konnte es nur werden durch die noch größere Sucht der Amerikaner, sich behumbugen zu lassen, er ist das Produkt seiner Zeit und seines Volkes, eines Volkes, das an Tischrüken und Klopfgeister und allen andern Spuk und Geister-Unsinn glaubt. Enthalten doch die Spalten der meisten amerikanischen Blätter täglich Anzeigen von Wahrsagerinnen und derartigen Betrügern.

— (Anekdote von Franklin.) Benjamin Franklin, der Mann der Nüchternheit und Mäßigkeit, der durch sein Beispiel und seine Vorstellungen so viel wirkte, war doch kein Liquorfeind, wie unsere heutigen Temperenzler. Während er als Oberst der Miliz fungirte, klagte der Feldprediger über schlechten Besuch des Gebetes. Franklin machte ihn darauf aufmerksam, wie regelmäßig die Soldaten herbeikamen, wenn Branntwein

---

men?" sagte der Lieutenant lachend, und im nächsten Augenblike war ich in einen weiten Mantel von oben bis unten gehüllt.

„Aber wie kamen Sie hieher? wodurch fanden Sie uns auf?" fragte ich ihn.

„Wir befanden uns bei einigen Wagen des Kommissariats auf dem Wege nach Toluca, da begegnete uns der Eilwagen, worin diese Herren saßen."

„Der Eilwagen, worin diese Herren saßen?" fragte ich und bemerkte nun erst, daß meine mexikanischen Reisegefährten im Zimmer waren.

„Ja, freilich; sie erzählten uns die ganze Geschichte und wir nahmen sie mit uns, um uns als Führer zu dienen."

„Und der Eilwagen war auf dem Wege nach Mexiko?"

„Gewiß; es scheint mir, daß die Räuber nur Sie, mein Verehrtester, behalten wollten; denn als diese Herren hier von ihrem Gepäk erleichtert worden, ließ man sie weiter reisen und dafür können Sie den Räubern dankbar sein, sonst hätten wir Sie an diesem abgelegenen Orte nicht aufsuchen können."

„Und der Mensch, der Gurley?"

„Wer ist Gurley?"

„Der andere Passagier."

„Wie, noch ein Passagier?"

„Ja, und wenn ich nicht irre, Kapitän, sprach einer der Mexikaner mich unterbrechend, so ist (El hombre guero esta el gefe de los bandidos) der blonde Mann der Anführer der Räuber.

„Ha! das dachte ich auch und irrte mich nicht!"

„Nun, wohin wollen Sie reisen?" fragte mich der Offizier. „Wollen Sie nach Mexiko oder mit uns nach Toluca zurük."

„Nach Mexiko; da werden wohl ein paar Tage vergehen, ehe ich mich sehen lassen kann, denn ich habe nichts mehr, aber ich denke es läßt sich Alles in der Calle Plateros ersizen."

„Dann kommen Sie! der Eilwagen hält auf dem Wege, ich will Sie von einem halben Duzend Dragoner durch die Berge eskortiren lassen und jenseits sind Sie ganz sicher."

Mit diesen Worten verließen wir die Ruinen und fanden den Eilwagen sammt Pferden und Postillon auf der Heerstraße. Der lezlere läugnete allen Antheil an dem Raubanfall, aber er räumte so viel ein, daß Gurley's Benehmen auf dem Bokе muy estranno (sehr sonderbar) gewesen sei. Damit mußten wir uns begnügen, und nach dem Scheiden von dem Lieutenant fuhr der Wagen in kurzem Trabe, von etlichen Dragonern eskortirt, den Berg hinab. Nach etwa zwei Stunden sahen wir Tocuhaya vor uns, dort schikte ich die Eskorte zurük, und noch vor Untergang der Sonne fuhren wir in Mexiko ein und durch die Calle Correo, wo wir vor der „Ponda de Diligencias" hielten und ich meines Unglüksgefährten ein Lebewohl sagte.

Bald war ich wieder neu equipirt, obgleich ich manches nicht ersezen konnte — namentlich war der Verlust meiner ersparten Dublonen sehr unangenehm — und nun suchte ich ein paar Wochen lang mich für die Entbehrungen während meines Aufenthaltes in Toluca nach Möglichkeit zu entschädigen. Allein troz meinen vielen Zerstreuungen war mir Herr Gurley immer im Gedächtnisse geblieben. Ich hatte mein Abentheuer nach Toluca geschrieben und spähete in Mexiko scharf nach ihm umher, weil ich hoffte, er würde vielleicht dort sich sehen lassen. Aber Alles war vergebens, er mußte sich sagen, daß er troz aller seiner Pfiffigkeit stark kompromittirt sei, und deßhalb hütete er sich gewiß, sein Angesicht in der Nähe unserer Armee bliken zu lassen. Unterdessen wurde der Eilwagen regelmäßig jede Woche 2 oder 3 Mal von Räubern überfallen, obgleich Amerikaner darin nicht anders fuhren als wenn ihrer ein halbes Duzend und gut bewaffnet zusammenreiseten, denn dann kamen sie ungefährdet über das Gebirge. Die mexikanischen Behörden waren zu kraftlos, um eine Gensdarmeskorte zu geben, und der amerikanische General kümmerte sich um die Unsicherheit jener Straße nicht, weil er dachte, daß wir sehr bald das Land wieder verlassen würden.

(Fortsezung folgt.)

ausgetheilt würde; finde er es daher nicht anstößig, unmittelbar nach dem Gebete den Branntwein austheilen zu lassen, so würden gewiß alle dabei zugegen sein. Der Pfarrer ging auf den Rath ein und hatte sich ferner nicht mehr über das zu spärlich besuchte Gebet zu beklagen, obwohl wir fürchten, er würde heute von der Synode ob solchen Frevels exkommunizirt werden.

— **Kanada.** In der Stadt Quebek und in deren Umgebung leben 24 Brüder — die Kinder eines Vaters, Namens Tetie. Sie haben keine Schwestern. An jedem Neujahrstage kommen sie mit ihren Familien zusammen, um sich bei einem Mahle mit einander zu freuen.

— **Kuba.** Der Präsident der Vereinigten Staaten wird gegenwärtig von gewisser Seite stark zu Schritten gedrängt, welche die Erwerbung der spanischen Insel Kuba, der Perle von Westindien, für die Union bezweken. Die gegenwärtigen Wirren im Mutterlande Spanien begünstigen natürlich solche Pläne und die Amerikaner werden wohl schwerlich mehr lange auf die Erfüllung ihres heißen Wunsches warten müssen. Unter diesen Umständen wird folgende Darstellung der Verkehrsanstalten Kuba's für unsere Leser von Interesse sein. Auf der Insel Kuba, welche bei einem Flächenraum von beinahe 2000 geograph. Quadratmeilen eine Einwohnerzahl von ungefähr 1,500,000, wovon die Hälfte Neger, besitzt, sind dermalen 76 geograph. Meilen Eisenbahnen vorhanden. Die Hauptlinien verbinden die Städte Havana, Martanzas und Cárdenas; außerdem führt eine Bahn von Jucaro an der nördlichen Küste 7½ Meilen weit in's Innere, eine andere von Cienfuegos nach Santa Clara, eine von Nuevitas nach Puerto Principe, von der Stadt Cuba nach El Cobre. Andere Bahnen sind theils in Ausführung, theils projektirt, und das ganze Nez wird, wenn vollendet, alle Theile der Inseln durch Bahnen zugänglich machen, was um so wichtiger ist, als die Straßen im Allgemeinen schlecht und während der nassen Jahreszeit kaum befahrbar sind. Die erste Eisenbahn nicht nur in Cuba, sondern in allen spanischen Gebieten, war jene von Havana nach Bejucal und Guines, eröffnet im Jahr 1837 und 1838, während im eigentlichen Spanien erst 1848, also zehn Jahre später, die erste Bahn, jene zwischen Mataro und Barcelona, dem Verkehr übergeben wurde. Elektrische Telegraphen sind in mehrern Theilen Cuba's hergestellt, und zwar von Pinar del Rio im ganzen westlichen nach Santiago de Cuba im östlichen Theile der Insel mit Abzweigungen nach den wichtigsten Küstenplätzen, sodann von Havana nach Matanzas, Cardenas und Guanajay längs den Eisenbahnen, endlich von Havana nach Batabano an der Südküste. Nicht weniger ausgedehnt als die inneren Verkehrsmittel sind die Verbindungen zur See zwischen den wichtigsten Häfen untereinander sowohl durch regelmäßige Dampf- als Segelpaketschiffe.

Südamerika. (Die Gallopagos-Inseln.) Nach Berichten von Panama hätten die Vereinigten Staaten von der Republik Equador die Gallopagos- oder Schildkröten-Inseln (im großen Ozean) um 3 Millionen Dollars gekauft. Diese Inseln, ihrer zwanzig an der Zahl, auf denen sich in neuester Zeit bereits eine Masse nordamerikanischer Ansiedler niedergelassen hat, sind vulkanischen Ursprungs, besonders reich an Guano und, wie es heißt, auch an Salpeter.

Anzeigen.

Einladung
zum Abonnement auf die schweizerische Auswanderungs-Zeitung:

Der Kolonist.

Der „Kolonist" beginnt mit dem nächsten Monat seinen fünften Jahrgang und wird, wie bisher, regelmäßig jeden Freitag in Lichtensteig erscheinen.

Die allgemeine Anerkennung, der sich dieses Blatt im In- und Auslande erfreut, erlaubt ihm, seinen Abonnenten auch bei diesem Jahreswechsel wieder neue Vortheile einzuräumen. Es ist uns vielseitig der Wunsch ausgedrükt worden, daß unser Blatt, um recht gemeinnützig wirken zu können, auch den ärmern Auswanderungslustigen, welche ja eines guten Rathes am meisten bedürfen, durch Wohlfeilheit zugänglich gemacht werden möchte. — Unsere seit einem Jahre sehr vermehrte Abonnentenzahl erlaubt uns nun, den Preis von 5 Fr. auf 4 Fr. herabzusezen und zudem das Format des „Kolonist" bedeutend zu vergrößern. — Bei seinem ersten Erscheinen kostete unser Blatt 6 Fr. und enthielt die Hälfte weniger Stoff als es von Neujahr an dringen wird; daher können wir mit Recht sagen, daß es im künftigen Jahrgange zwei Drittel billiger als bei seinem Entstehen sein wird.

Der „Kolonist" ist ferne davon, zur Auswanderung aufreizen oder verleiten zu wollen; er wird im Gegentheil, so oft sich Gelegenheit dazu bietet, von leichtsinnigem, unüberdachtem Verlassen der Heimath und Uebersiedeln in fremde, Manchem kaum mehr als dem Namen nach bekannte Länder abrathen. Wo aber triftige Gründe zur Auswanderung vorliegen und der Entschluß dazu unwiderruflich gefaßt ist, da wird er sich bestreben, durch wahrdrakte Schilderungen sowohl derjenigen Länder, die vorzugsweise verdienen, das Ziel schweizerischer Auswanderung zu sein, als derjenigen, vor denen der Emigrant zu warnen ist, durch Berichte über Klima und Boden, Bevölkerung, politische und gesellschaftliche Verhältnisse, über die Aussichten von Professionisten, Geschäftsleuten, Arbeitern u. s. w. dem Leser ein getreues Bild derselben vorzuzeichnen und dadurch dem Auswanderungslustigen Gelegenheit geben, sich durch sein eigenes Urtheil über das Wohin? in's Klare zu sezen. Durch Erörterung der verschiedenen Reiserouten und Beförderungsweisen mit ihren reflektiven Vortheilen und Nachtheilen, durch Hinweisung auf an Emigranten verübte Betrügereien und Uebervortheilungen u. s. w. hofft die Redaktion manchem Auswanderer wesentliche Dienste erweisen zu können. In dieser Beziehung namentlich kommen uns neugeschlossene Verbindungen in Nordamerika zu Statten, die uns aber auch sonst manches für den Auswanderer Wissenswürdige liefern werden.

Besondere Aufmerksamkeit wird der „Kolonist" wie bisher der Armenauswanderung widmen, und zwar wird er sich hauptsächlich bemühen, das Seinige zur Lösung der Frage beizutragen, wohin dieselbe zu leiten und auf welche Weise zu organisiren sei, damit sie zum Nuzen für beide Theile, für die Gemeinde sowohl, als für den fortzieheden Proletarier, ausschlage, indem einerseits jene mit möglichst geringem Kostenaufwand sich ihrer Armenlast theilweise entledigen, andererseits diesem Gelegenheit geboten werden könne, im neuen Lande seine Lage zu verbessern und, statt wieder ein armer Mann, ein Grundeigenthümer zu werden.

Neben diesem praktischen Theil, dessen Inhalt wir hier kurz angegeben haben, wird der „Kolonist" auch ein Feuilleton zur Unterhaltung bringen: Erzählungen aus überseeischen Ländern, nach denen sich die Auswanderung richtet, Anekdoten ꝛc. enthaltend.

Der jährliche Abonnementspreis beträgt per Post franko durch die ganze Schweiz 4 Fr.; halbjährlich 2 Fr.; vierteljährlich 1 Fr. Inserate kosten 10 Rp. die Zeile. Diese, sowie auch Einsendungen und Originalbriefe von Ausgewanderten, welche nach gemachtem Gebrauch mit Dank zurückerstattet werden, möge man der unterzeichneten Expedition zuschiken.

Abonnements nehmen an alle Postämter und die Unterzeichnete.

Lichtensteig, im Dezember 1854.

Die Expedition des „Kolonisten".

Lebens- und Renten-Versicherungs-Sozietät
Hammonia in Hamburg.

Aktien-Kapital: Eine Million Mark Banko.

Lebens-, Renten- und Aussteuer-Versicherungen jeder Art werden von der Gesellschaft unter den vortheilhaftesten Bedingungen abgeschlossen.

Die Beiträge sind auf's Billigste gestellt und können selbst monatlich entrichtet werden.

Um 1000 Thaler Preuß. Courant, zahlbar beim Tode, zu versichern, beträgt die monatliche Prämie, wenn der Versichernde beim Eintritt alt ist:

20 Jahre:	30 Jahre:	40 Jahre:	50 Jahre:
1 Rthlr. 14 Sgr. 4 Pf.	1 Rthlr. 27 Sgr. 1 Pf.	2 Rthlr. 15 Sgr. 5 Pf.	3 Rthlr. 17 Sgr. 6 Pf.

In keinem Falle findet Nachzahlung statt.

Gegen eine sehr geringe Prämie werden von der Gesellschaft **Lebens-Versicherungen bei Uebersiedelung nach transatlantischen Ländern gegen die Gefahren der Seereise und des fremden Klima's**, sowie Versicherungen gegen Kriegsgefahr zu besonders günstigen Bedingungen abgeschlossen.

Statuten, Antragsformulare, sowie jede gewünschte mündliche sowohl als schriftliche Auskunft wird bereitwilligst und gratis ertheilt von

C. de Paravicini in Zürich,
Generalagent für die ganze Schweiz.

Bei der Expedition dieses Blattes ist in Kommission erschienen und zu haben:

Die
Auswanderung
als
öffentliche Wohlthat.

Nebst
einigen Mittheilungen aus den deutschen und schweizerischen Armenkolonien in der Provinz St. Paulo in Brasilien.

Aus dem „Kolonist" besonders abgedrukt.

64 Seiten in gr. 8. Geheftet 30 Rp.

Dieses Schriftchen behandelt in faßlicher Weise die wichtige Zeitfrage der Auswanderung. Insbesondere aber bespricht es von einem praktischen Standpunkte aus die Armenauswanderung und ist daher namentlich denjenigen Armenbehörden zu empfehlen, welche ihre unterstützungsbedürftigen Mitbürger nicht bloß über das Meer abschieben, sondern auch dort wirklich versorgen wollen. Es zeigt ihnen, wie dieser Zwek durch Aufopferung sehr geringer Geldmittel erreicht werden kann. Nicht minder beherzigenswerth ist aber das Schriftchen für vermöglichern Auswanderungslustige, die wegen der gegenwärtigen schlimmen Aussichten in Nordamerika billiges Bedenken tragen, ihre Schritte dorthin zu lenken. Die im Anhang abgedrukten Briefe, welche die vortheilhafte Lage so mancher, ehemals blutarmer Schweizer in der gesegneten Provinz San Paulo schildern, werden das Ihrige zur Bekämpfung der noch hin und wieder herrschenden ungegründeten Vorurtheile gegen die Auswanderung nach Brasilien beitragen.

Anzeige für Auswanderer.

Nach den **Schweizerkolonien** der Gutsbesitzer in der südbrasilianischen Provinz **San Paulo** geht für das Jahr 1855 mit Ende März wieder das erste Schiff ab.

Anmeldungen für diese Abfahrt sind längstens im Laufe des Monats Januar zu machen.

Ebenso spedirt unterzeichnetes Bureau auch fortwährend und regelmäßig Passagiere zu den billigsten Preisen und unter Zusicherung reellster Bedienung nach allen Häfen von **Nordamerika** (Kalifornien), **Südamerika** und **Australien.**

Oben erwähnte sehr vortheilhaft bekannte Kolonien in San Paulo sind besonders solchen Gemeinden zu empfehlen, die ihre Auswanderungslustigen vermittelst Vorschuß des Reisegeldes gegen Rükzahlung spediren wollen, indem dabei bemerkt wird, daß erst kürzlich wieder zwei Gemeinden sehr bedeutende Rükzahlungsraten von ihren Ausgewanderten, durch Vermittlung des schweizerischen Konsulates in Rio Janeiro, empfangen haben.

Nähere Auskunft auf mündliche oder schriftliche frankirte Anfragen ertheilt jederzeit bereitwilligst.

Den 5. Januar 1855.

Für die schweizerische General-Agentur:
C. de Paravicini
im Ehrenberg, Zürich.

Bevollmächtigter für den Kanton St. Gallen ist Herr Advokat **Suter** in Lichtensteig.

Abonnementspreis.
Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbureaux und die Expedition des „Kolonisten".

Einrükungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Freitage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 3. | Freitag den 19. Januar. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Fünfter Jahrgang. | 1855.

Ein Brief aus Rio Grande do Sul.

(Mit Anmerkungen und Berichtigungen.)

Der nachfolgende Brief ist uns von einem vieljährigen Leser des „Kolonist" mit dem Motto: „Prüfet Alles und das Beste behaltet!" zur Einrükung in die Spalten unseres Blattes zugesandt und mit folgenden verdankenswerthen Notizen über den Schreiber desselben begleitet worden:

„Jakob Dürr, gebürtig von Prattelen, Kanton Baselland, verreiste, nachdem er kurz vorher, im Jahr 1830, von einem achtjährigen Militärdienst im ächten Schweizer-Garderegiment unter König Ludwig XVIII. und Karl X. aus Frankreich nach seinem Vaterland mit Abschied heimgekehrt war, nach Nordamerika. Von einer leidenschaftlichen Reiselust beseelt, trat er zu St. Louis im Staat Missouri als Jäger bei einer dortigen Pelzkompagnie in Dienst, um im Felsengebirge und in Oregon auf der Bären-, Büffel- und Biberjagd sein Glük zu machen, in welchem Dienste derselbe unter mannigfachen Jagdabenteuern sechs volle Jahre blieb. Schon im Jahre 1838 kam Dürr nach Kalifornien, nahm sich eine 16jährige hübsche Indianerin zur Frau, beschäftigte sich, um sein Leben zu fristen, hauptsächlich mit der Jagd, und bekämpfte oft mit großer Lebensgefahr den wilden grauen Bären. Später, als auf Kapitän Sutters Besitzungen nach Gold gegraben wurde, erwarb sich Dürr als Goldgräber ein Vermögen von 30,000 (?) Dollars in Körnern und Goldstaub. Mit diesem Schaz gedachte er nach seinem Vaterland, der Schweiz, zurükzukehren, hatte aber das Unglük, auf seiner Rükreise in Zentralamerika gänzlich beraubt zu werden. Entblößt von Allem langte Dürr im Jahr 1853, nach einer Abwesenheit von 23 Jahren, in seiner Heimatgemeinde Prattelen wieder an. Allein von neuer Reiselust getrieben, verreiste er im August 1854 nach Südbrasilien."

Porto Alegre, 7. Oktober 1854.

Lieber Obrist!

Nach einer glüklich überstandenen Seereise von 60 Tagen langte ich wohl und munter in Rio Grande an, nach kurzem Aufenthalt in dort machte ich nach Porto Alegre, der Residenzstadt des Gouverneurs von Rio Grande; ich machte mich bald auf, um die uns in Deutschland so sehr gepriesene Kolonie in Augenschein zu nehmen, aber welch ein Kontrast gegen das, was man bei uns in Zeitungen schreibt, ich möchte wohl sagen, Alles sei Lüge; meine mir angepriesene Kolonie liegt 2 Tagreisen von dem Städtchen St. Leopoldo tief im dichten Walde, wo kein Durchkommen ist, nur das Messer in der Hand ist es möglich, sich einen Weg zu bahnen, keine leeren Räume zu Futter für das Vieh, nur Schlingpflanzen und dike Bäume. Ich hoffte in den bereits dort ansäßigen Bewohnern freundliche Leute zu finden, doch auch dieses nicht: sie sind meistens schon ganz portugiesisch geworden, gehen auf bloßen Füßen und haben sehr wenig noch vom alten Deutschland. Weinbau ist, so viel ich mich umsah, bis jezt noch gar nicht hier betrieben worden, auch der Weizenbau sowie anderes Korn können nur erst nach langjähriger Arbeit wohl etwas in Gang kommen, denn es ist zu mühselig, lichte Stellen in diesen Wäldern zu bekommen, die für den Kornbau sich eignen. Obgleich der Boden nicht schlecht und wohl zur Erzeugung von unsern deutschen Produkten geschaffen ist, so ist doch wiederum das Ungeziefer, welches sich in der Erde aufhält, wovon die Ameisen einen Hauptpunkt ausmachen, so groß, daß wenn man glaubt, einen Ertrag für seine langen und sawierigen Arbeiten zu haben, diese den Hauptgewinn schon vernichtet haben. Ueberhaupt befinden sich in der Gegend des Waldes eine Unmasse von Schlangen, welche sich dreist in die Häuser oder Hütten wagen, sich auf die Lagerstellen der Bewohner schleichen und dann denselben listig ihre giftigen Bisse beibringen.

Auch mit der Viehzucht ist kein Glük hier zu machen, es fehlt am Grünfutter, welches, wie schon gesagt, im Walde nicht zu erzeugen ist, hauptsächlich werden die Pferde hier mit Milho, türkischem Weizen, gefüttert, welches sehr kostspielig ist. Kühe, Schaafe ꝛc. werden auf den Kolonien nur in Ställen gezogen, freie Weide ist nicht da, überhaupt ist mit der Landwirthschaft hier in der bei uns so gepriesenen, ja zu einem Paradiese erhobenen Provinz Rio Grande durchaus kein Glük zu machen, in Nordamerika hat der Landwirth weit mehr Vortheile wie hier.

Die mir angewiesene Kolonie werde ich bis dato noch nicht annehmen, ich müßte noch eine andere, mir mehr

Feuilleton.

Mexikanische Räuber.

Nach Kletke.

(Fortsetzung.)

Dabei, das muß ich wiederholen, vergaß ich Gurley keinen Augenblik, und wenn ich mechanisch die Hand in meine Brusttasche stekte, um meine Uhrkette zu fassen, so überfiel mich stets von neuem die sehr unangenehme Erinnerung an diesen Menschen. Ohne ihn wäre ich wohl nicht mit dem Eilwagen gefahren und obendrein hatte er mich so tüchtig angeführt, indem er während meines Schlummers alle Zundhütchen von meinen Pistolen gezogen und dann die Scene heftigen Widerstandes gegen die Räuber so gut gespielt hatte.

Der Tag kam endlich heran, wo ich das angenehme Leben in Mexiko verlassen und wieder zu meinem Regimente zurükkehren mußte. Außer mir wollten noch drei Offiziere und drei Angestellte beim Quartiermeisteramte nach Toluca reisen. Da in dieser Zeit eine Abtheilung unserer Truppen dorthin nicht marschirte, so beschlossen wir, sieben, die Reise zusammen zu Pferde zu machen. Unter den Vorbereitungen zur Abreise wurde ich von einer großartigen Idee ergriffen, oder von einem herrlichen Plane, wie wir es damals nannten, welcher bald von uns allen gehörig geprüft und überlegt war. Dieser Plan bestand nämlich darin, daß wir sieben, oder besser unser neun — da wir zwei Theilnehmer leicht finden konnten — anstatt nach Toluca zu reiten, wie unsere erste Absicht gewesen war, vollständig wie Mexikaner gekleidet, und daneben bis an die Zähne bewaffnet, im Eilwagen dorthin reisen wollten. „Vortrefflich!" riefen meine Kameraden sammt und sonders, als ich diesen Plan entwikelt hatte; „nur keinem Menschen davon ein Wort gesagt", warnte ich sie und damit trennten wir uns, um uns zu dem Abenteuer zu rüsten.

Schon nach einer Stunde hatte ich ein paar tolle Gesellen — es waren Texaner, die sich bei unserer Armee umhertrieben — angeworben, und ich hätte solcher Leute noch leicht ein Dutzend haben können, aber 9 war die richtige Zahl, weil der Eilwagen nicht mehr Passagiere aufnehmen konnte. Hierauf begab ich mich auf das Büreau des Empresario de Diligencias (des Eilwagenunternehmers) und theilte diesem unsern Plan mit, indem ich ihm sagte, daß wir am folgenden Tage den ganzen Eilwagen in Beschlag nehmen wollten. Der Unternehmer war begreiflicher Weise darüber sehr erfreut, weil er am meisten durch die Räuber verlor, und er versprach, unsern Plan auf jede Weise zu fördern. Er wollte uns seinen amerikanischen Postilion, den besten Kutscher in Mexiko, mitgeben, er wollte gar kein Passagiergeld haben, indeß müsse er dabei bemerken, daß ein Passagier bereits einen Plaz nach Lerma belegt habe und gern morgen dahin reisen wolle, daß dieser aber uns nicht belästigen werde, weil er kein Gepäk habe.

„Das macht gar nichts aus," erwiederte ich, „er kann mitreisen, einer von uns kann auf den Bok sitzen und dann sind wir um einen Mann stärker. Wer ist er denn? ist er gut bewaffnet?"

„Das weiß ich nicht, ich habe ihn nicht gesehen, er hat sein Billet in meiner Abwesenheit genommen."

„Es ist auch einerlei, Sie können sagen, wir wären Mexikaner, die in Tacubaya einsteigen wollen, oder sagen Sie ihm gar nichts von uns, und, wie sich von selbst versteht, überhaupt keinem Menschen etwas. Wir wollen jenseits Tacubaya in den Eilwagen steigen, denn, wie mir erzählt worden ist, so lassen die Räuber gewöhnlich einen ihrer Spione voraus galoppiren und deßhalb würde es nicht rathsam sein, wenn unser so viele durch die Straßen von Mexiko führen."

Als wir unsere neun Fahrbillete auf Namen, wie Jose Antonio Sanchez, Juan Garcia, Jose Maria Alvarez ꝛc., erhalten hatten, schüttelte ich dem Empresario die Hand und ging zu meinen Freunden zurük.

Am andern Morgen um drei Uhr versammelten wir uns und gingen den Weg nach Tacubaya, um den Eilwagen jenseits dieses Dorfes zu erwarten, wie wir ver-

anstehendere antreffen, um mich bewegen zu lassen, mich ansäßig zu machen; aufrichtig kann ich sagen, daß mein Hauptaugenmerk wiederum nach Nordamerika gerichtet ist, denn das ist mit diesem Affenlande durchaus nicht zu vergleichen, es ist wie ein Himmel gegen dieses Jammerthal.

Man hat hier Früchte, wie türkischen Weizen, Bohnen ꝛc., welche man des Jahres zwei Mal zur Ernte bringt, weil der Boden ergiebig ist; doch sobald die Frucht reif ist, tritt der Wurm auf, welcher das Waizenkorn sowie die Bohne ganz und gar aushöhlt, und nur durch fortwährendes Umschütteln sowie Auslüften der Frucht verhütet werden kann; es ist für ein großes Glük zu halten, wenn eine Partie ohne Wurm zu Markt gebracht werden kann.

Die Wege sind so schlecht, daß man an eine Fortschaffung der Waare auf Wägen durchaus nicht denken kann. Die Regierung thut dieserhalb sehr wenig, was wohl für sie doch ein Hauptpunkt sein sollte, um wenigstens den Einwanderern auf eine Art eine Erleichterung zu verschaffen. Am lezten Sonntag war ich Augenzeuge, wie ein Kolonist für ein paar kleine Milchkühe den enormen Preis von 60 Silberthalern forderte, woraus du dir einen Begriff machen kannst, wie theuer das Vieh hier jezt ist, dieses soll freilich erst nach der hier vor längeren Jahren stattgefundenen Revolution eingetreten sein, früher hat man an Vieh durchaus keinen Mangel gehabt und es war sehr billig. Drei volle Wochen bin ich auf den verschiedenen Kolonien herumgeritten, um eine vollkommene und richtige Ansicht über die Ansiedlung in dortiger Gegend zu erhalten, aber das Resultat ist schlecht ausgefallen, ganz gegen meine Erwartungen. Hat ein Kolonist im Walde seine Produkte so weit, daß er sie zum Verkauf bringen will, so treten ihm wieder die Schwierigkeiten der Fortschaffung in den Weg, für Wägen ist der Weg zu schlecht und die Gegend zu gebirgig, also alles muß auf die Maulesel geladen werden, um so an den Ort seiner Bestimmung zu kommen, welches eine theure und schwierige Fortschaffung ist.

Der Wald ist hier Sommer und Winter grün, mit dichtem Unterbusch und Schlingpflanzen gänzlich durchwachsen und an Dornen so reich, daß man bei jeder Bewegung, welche man macht, einen Theil der Dornen an seinem Körper behält, welche, wenn man nicht gleich Anstalten macht, sich derselben zu entledigen, einen ganz und gar mit Geschwüren bedeken. Auch an den sogenannten Holzläusen fehlt es hier nicht; das Vieh steht voll davon; auch ich habe von dieser Sorte beim Besuche im Walde meinen erheblichen Theil abbekommen.

So viel ich mich bis jezt erkundigt habe, so bin ich bis jezt noch auf keine Familie von unserm Lande getroffen. Die Temperatur ist hier noch eine der erträglichsten gegen den andern Provinzen vom gelobten Brasilien, obgleich im Gebirge stets eine drükende, gewitterschwere Luft herrscht; die Gewitter sind hier so stark, wie ich noch keines bei uns erlebte, und so anhaltend, daß oft ein Gewitter sich 8 Tage in einer Gegend herumtreibt, ohne zum völligen Ausbruche zu kommen; kömmt es aber, so ist es mit Donnerschlägen von einem furchtbaren Getöse begleitet, daß man bange werden sollte und der Regen fällt mit einer solchen Gewalt zur Erde, daß oft der Schaden, den er den Kolonisten auf ihren Ländereien anrichtet, sehr groß ist.

Du wirst wohl aus meinem Berichte sehen, wie es hier steht und auch die hiesige Gegend thut hier so wenig für die Einwanderer, daß für eine Familie, die nicht mit großen Mitteln herübersiedelt, durchaus kein Glük zu machen ist, im Gegentheil sie sich hier noch unglüklicher und verlassener finden wird, als in ihrem frühern Vaterlande; denn wer sich hier auf die schon ansäßigen Landsleute verlassen will, der ist verlassen genug; denn meistens sind sie Moselaner, streng katholische und für einen Evangelischen unzugängliche Leute. Die Weiber, man mag sie Sonntags oder in der Woche sehen, so sind sie zu Pferde und reiten gleich den ungarischen Husaren die Beine quer über's Pferd, die Röke bis an die Knie aufgeschürzt, die Beine schmuzig und dreklig, so daß einer vor unsern hiesigen Frauen einen Ekel bekommt; gehen sie Sonntags zur Kirche, so sind sie freilich aufgeputzt und mit Spizen an den Röken versehen, haben aber dennoch ihre Schuhe in den Händen und wallen baarfuß zur Kirche.

Von Reiners Sengele aus unserm Orte habe ich bis dato noch nichts erfahren, möglichenfalls können sie mit den vor einigen Tagen in Rio Grande eingetroffenen Einwanderern gekommen sein.

Noch eine merkwürdige Mode der Kolonisten habe ich vergessen mitzutheilen. Der Kolonist trägt nämlich ein langes Messer in einer ledernen Scheide am Gürtel, er mag sein, wo er will, in der Kirche, beim Balle; wo er geht und steht ist das Messer sein Begleiter; ich glaube, er legt sich auch damit zu Bette.

Hoffentlich wird dieser Brief dich im besten Wohlsein antreffen, und du bist so freundlich, denselben meinem Bruder Johannes ebenfalls zum Durchlesen zu übergeben. Da ich bis jezt noch nicht entschlossen bin, hier zu bleiben, so füge ich meine Adresse nicht bei, welche ich, sobald ich erst im Reinen bin, dir in meinem nächsten Briefe mittheilen werde. Ich bin wohl auf und kämpfe tapfer gegen mein Geschik. Nun lebe wohl bis auf Weiteres.

Es grüßt freundschaftlichst dein

Jakob Dürr.

Anmerkungen der Redaktion. Wir haben diesen Brief, dem Wunsche des Hrn. Einsenders entsprechend, vollständig aufgenommen, obgleich er uns durchaus nichts anderes ist, als ein neuer Beweis der Thatsache, daß ein Ankömmling in einem fremden Lande, der den Boden desselben mit übertriebenen Erwartungen betritt, nun er sich getäuscht sieht, auf einmal alles schlecht findet; nach einem Aufenthalte von wenigen Wochen sich die absprechendsten Urtheile über das ganze Land erlaubt, von dem er doch erst einen sehr kleinen Theil flüchtig angesehen hat; von den Lichtseiten gar nichts bemerken will, die Schattenseiten aber, deren jede Gegend welche besizt, da ja bis jezt das Paradies auf Erden noch immer vergeblich gesucht worden ist, recht hervorhebt und übertreibt, indem er dadurch seine eigene Unfähigkeit, sich in seine Lage zu schiken, gleichsam zu bemänteln sucht und die Schuld, die an ihm liegt, dem Lande aufzubürden vermeint, das seine überspannten Hoffnungen nicht erfüllt. Ein solcher Getäuschter und nun sich selbst und Andere Täuschende ist der ehemalige Soldat, Trapper und Goldsucher Dürr, der sein ganzes Leben lang dem Glük nachjagt, es aber nie da sucht, wo er es wahrscheinlich finden könnte, nämlich im Schweiße seines Angesichts, in der Arbeit seiner Hände. Den hat allerdings sein früheres Leben nicht zum Urbarmachen des Urwaldes befähigt; es ist aber auch noch sehr zweifelhaft, ob es ihm nicht an Fleiß und Beharrlichkeit fehlen würde, eine angebaute Farm, liege sie nun in Nord- oder Südamerika, zu bewirthschaften.

Der Urwald von Rio Grande, über den sich Herr Dürr so mißbeliebig ausläßt, sieht durchaus nicht fürchterlicher aus und ist nicht schwieriger zu bemeistern, als in den meisten nordamerikanischen Staaten, nach denen bis jezt Schweizer ausgewandert sind. Daß eine Ansiedlung im Urwalde bedeutend mehr Arbeit und Kosten erheischt, als auf Campos, oder wie man in Nordamerika sagt, auf Prärien, ist bekannt und auch der „Kolonist" hat es deßwegen armen Leuten von jeher abgerathen, sich im Urwalde anzubauen, es sei denn, daß ihnen genügende Geldmittel und andere Unterstüzungen für die ersten schweren Jahre vorgestrekt werden, wie sie z. B. gerade von der Regierung von Rio Grande auf so liberale Weise den Kolonisten von Santa-Cruz geleistet worden sind. Der schwierigere und kostspieligere Anbau im Urwalde wird aber durch die größere Fruchtbarkeit desselben (die auch Hr. Dürr, man möchte beinahe glauben, nur ungerne, zugibt), den Prärien gegenüber aufgewogen. Wer leztere vorzieht, dem stehen sie auch in Rio Grande offen, so gut wie in Nordamerika, denn wohl die Hälfte der Provinz besteht aus unübersehbaren Campos.

Mit der Kultur europäischer Getreidearten steht es durchaus nicht so schlimm, als Herr Dürr behauptet; sonst hätten wohl die Kolonisten von San Leopold, die schon 30 Jahre im Lande sind, längst aufgehört, sich damit zu befassen. Einzelne Mißjahre, in denen das Getreide von Ungeziefer oder andern Plagen verwüstet wird, kommen dort natürlich vor, wie überall. Es ist auch möglich, daß das Klima z. B. dem Waizen nicht zusagt, wie er auch in Nordamerika nicht überall fortkommt. Die Thatsache, daß nach der lezten Ernte aus San Leopold allein in zwei Monaten 40,000 Säke Mais (der Sak à 11—12 Franken) ausgeführt worden sind und dann erst noch ebenso viel vorräthig war, scheint Herrn Dürr unbekannt gewesen oder von ihm absichtlich verschwiegen worden zu sein.

Schlangen und zwar namentlich giftige, giebt es in Rio Grande, wie überhaupt in Südbrasilien, weniger als in Nordamerika. Es läßt sich auch denken, daß die Kolonisten nicht beständig baarfuß gehen würden, wenn es so von Schlangen wimmelte, wie Herr Dürr seinem Freunde glauben machen will.

Mit der Viehzucht sei in Rio Grande nichts zu machen? Welcher krasse Unsinn! In der ganzen Welt wird die Viehzucht nirgends so großartig betrieben, wie in den La Platastaaten und in Rio Grande do Sul. Einzig aus lezterer Provinz werden jährlich über 700,000 Ochsenhäute exportirt. Hätte sich Herr Dürr, statt nur in San Leopold einige Wochen herumzureiten, auch im Westen der Provinz umgesehen, so müßte er über die Viehzucht von Rio Grande einen andern Begriff bekommen haben.

Die Wege seien schlecht. Sie werden nun aber, wie der Präsident der Provinz den deutschen Kolonisten auf seiner lezjährigen Rundreise zugesagt hat, verbessert. Ein sehr guter Weg ist übrigens schon lange offen, nämlich der Rio dos Sinos, der nicht nur von Porto Allegre bis San Leopold, sondern beinahe noch einmal so weit, bis zur Kolonie Mundo Nuovo, schiffbar ist und auch so fleißig benuzt wird, daß man bloß wegen der Schifffahrt der deutschen Ansiedlungen an eine Erweiterung des Hafens von Porto Allegre denkt.

Auch über das Klima glaubt sich Dürr tadelnd aussprechen zu müssen, und da ihm doch die Temperatur

---

sprochen hatten. Wir waren sämmtlich in vollständiger mexikanischer Tracht, mit breitkrempigen Hüten und „Serapes" (Mänteln) versehen, auch gut bewaffnet — denn das war unsere Hauptsorge gewesen — und jeder hatte ein Paar sechsläufige Pistolen und ein Messer bei sich, wir konnten also zusammen 108 Schüsse geben und zwar in weniger als zwei Minuten. Außerdem sollte der Postkutscher, ein Amerikaner und als muthig bekannt, gleichfalls tüchtig bewaffnet sein, und so waren mit dem unbekannten Passagier unserer eilf. Das war nach unserer Meinung hinreichend, einer dreifachen Zahl mexikanischer Räuber übel mitzuspielen. Eine halbe Stunde vor Sonnenaufgang hatten wir unsern Haltplaz erreicht, bald darauf kam der Eilwagen an und hielt, um uns aufzunehmen. Da wir später anhalten wollten, wenn es hell sein würde, um dann schließlich unsere Anordnungen zu besprechen, so stiegen wir ohne Weiteres in den Wagen. Einer der Texaner sezte sich auf den Bok, um unsern unbekannten Reisegefährten nicht zu stören, der im Mantel eingehüllt in einer Ekke saß und aus seinem Gruße Buenas noches, caballeros (Gute Nacht, meine Herren) zu schließen, ein Spanier oder Mexikaner sein mußte. Unterwegs unterhielten wir uns von gleichgültigen Dingen, da wir unserm Gefährten das Geheimniß nicht eher mittheilen wollten, als bis wir anhielten. Endlich brach der Tag an und ein Offizier, ein Irländer, welcher dem Unbekannten gegenübersaß, fragte diesen, was es an der Zeit sei, um eine Unterhaltung mit ihm anzuknüpfen. Der Fremde zog ganz höflich seine Uhr unter den Falten seines „Serape" hervor und hielt das Zifferblatt gegen das Licht. Ich saß zufällig so, daß er die Uhr dicht vor meine Augen hielt; das Gesicht des Menschen konnte ich nicht sehen, aber sogleich erinnerte ich mich, daß ich die Uhr früher gesehen haben mußte. Ich bog mich nun über den quer durch den Wagen befestigten breiten Lederriemen, um das Gesicht des Fremden erblikken zu können; es herrschte noch trübes Zwielicht und der Mensch war bis an die Nase in seinen Serape vermummt, während ein breiter, niedergekrempter Filzhut seine Stirne bis an die Augen bedekte. Trotz dieser Hindernisse sollte ich in meinen Bemühungen doch nicht getäuscht werden, denn plötzlich wurde die Luft bedeutend heller — so rasch ist in tropischen Ländern der Wechsel von Tag und Nacht — und als ich nun immer schärfer hinschaute, sah ich das narbenbedekte, pokengrubige Gesicht des Räubers Gurley dicht vor meiner Nase. Er hatte mich gewiß in demselben Augenblike auch erkannt, und da er nicht wissen konnte, ob ich ihn bemerkte, so drehte er seinen Kopf zur Seite und drükte seinen Hut noch tiefer in's Gesicht. Aber das war zu spät, solche Manöver halfen ihm nicht mehr, denn ich hatte ihn ganz genau erkannt und sein Gesicht nie wieder vergessen.

„Wie geht es?" fragte ich ihm zunikend; er antwortete nicht darauf, als wenn er mich nicht verstehe. „Ich glaube, wir waren schon einmal Reisegefährten, und zwar zufällig in diesem Wagen," fuhr ich dann fort.

„No entiendo, Señor" (ich verstehe nicht), erwiederte er jezt.

„Lassen Sie das gut sein, sprechen Sie doch ihre Muttersprache, mein Freund," sagte ich zu ihm, „Sie kommen mit Ihren dicken Lippen damit besser zu Stande."

Meine übrigen Gefährten saßen voll Erstaunen über diesen kuriosen Dialog, zuerst auf mich, dann scharf auf den Fremden; der Räuber, welcher jezt wohl einsehen mochte, welche Leute um ihn waren und daß das immer heller werdende Tageslicht seine Vermummung nutzlos mache, ließ seinen Serape vom Gesicht herabgleiten, indem er zu mir gewendet mit einer Miene voll affektirter Gleichgültigkeit sprach: „Ganz wohl, Herr, ich kann auch englisch sprechen, wenn Sie wollen."

„Das weiß ich wohl," erwiederte ich, „denn ich habe ja noch vor Kurzem mich mit Ihnen in dieser Sprache unterhalten."

„Wann war das, wenn ich fragen darf?"

„Wissen Sie es nicht mehr? Als wir beide mit einander reisten und zusammen hier im Gebirge von Räubern zu Gefangenen gemacht wurden."

„Ach, ja! So, das waren Sie?"

„Freilich, ich."

von Rio Grande erträglich vorkommt, so hängt er in dieser Beziehung dem übrigen Brasilien, das er gar nicht kennt, eins an. Der berühmte Naturforscher Alexander von Humboldt, den Jedermann als Autorität gelten läßt, fällt ein ganz anderes Urtheil darüber. Südbrasilien hat ein viel milderes und gemäßigteres Klima als Nordamerika; die Hize erreicht im Sommer nicht die Höhe, wie in den Vereinigten Staaten und von der dort im Winter herrschenden grimmigen Kälte ist in Brasilien natürlich gar keine Rede.

Die Deutschen von St. Leopold seien meistens schon ganz portugiesisch geworden, meistens streng katholische Moselaner (d. h. Rheinpreußen aus dem Moselthale) und für einen Evangelischen unzugängliche Leute. Was von dieser Behauptung zu halten ist, geht am besten daraus hervor, daß von den 21 Kirchen im Städtchen St. Leopold und den umliegenden deutschen Kolonien die Protestanten (zirka 6600 Seelen) nicht weniger als 12, die Katholiken hingegen (ungefähr 4800 Seelen) bloß 9 besizen. Und diese Deutschen sind so wenig portugiesisch geworden, daß ihre Kinder eben darum die portugiesischen Schulen nicht besuchen, weil sie nicht portugiesisch verstehen; bloß in einer einzigen Schule wird deutsch und portugiesisch neben einander unterrichtet. Mit dem Primarschulunterricht, den 816 Schüler genießen, steht es auf der Kolonie St. Leopold besser, als irgendsonst im ganzen Kaiserreich; fast jede Ansiedlung besizt mehrere Schulen, die gewöhnlich in den Kirchen gehalten werden. Die Beibehaltung der deutschen Nationalität gibt sich in Brasilien viel leichter, als in Nordamerika, wo gewöhnlich kein Menschenalter vergeht, bis eine deutsche Ansiedlung sich Sitten und Sprache der stammverwandten Angloamerikaner angeeiguet hat.

Im Allgemeinen müssen die Zustände von St. Leopold doch nicht so miserabel sein, wie sie Dürr schildert; arm sind jedenfalls die Kolonisten nicht, wenn alle, wie er selbst sagt, Pferde haben und die Frauen Spizen an ihren Röken tragen.

Wir bleiben dabei, Südbrasilien ist das Land, das gegenwärtig dem Auswanderer die allergünstigsten Aussichten darbietet, viel bessere, als Nordamerika in seiner jezigen Krisis. Wer jezt Nordamerika empfiehlt, der versteht es entweder nicht besser und schwazt in den Tag hinein, oder er will die Leute absichtlich irre leiten. Wer auswandern, aber auch jenseits des Meeres arbeiten will, der nehme getrost seinen Weg nach Südbrasilien, hat er etwas Vermögen, nach Rio Grande, ist er ganz arm, zu seinen schweizerischen Landsleuten in San Paulo; sein Schritt wird ihn nicht gereuen; er wird nicht wiederkehren, wie gegenwärtig Tausende aus Nordamerika. Aber Abenteurer und Faullenzer, denen es zu „mühselig" vorkommt, sich mit der Art und der Hake in der Hand eine neue Heimat zu schaffen, die sollen zu Hause bleiben, es sei denn, sie haben die bestimmte, gegründete Aussicht, drüben 30,000 oder 300,000 Dollars von der Erde aufheben und einsteken zu können; dann mögen sie aber auf dem Heimwege Sorge tragen, daß ihnen ihr Schaz nicht mehr gestohlen wird.

Schiffsnachrichten.

(Ankunft des „Hannover" in Santos.) Soeben erhalten wir die Anzeige, daß das am 17. September v. J. mit Schweizerkolonisten für San Paulo von Hamburg nach Santos abgegangene Schiff „Hannover" glüklich und wohlbehalten an seinem Bestimmungsorte angekommen ist, und sämmtliche Passagiere sich des besten Wohlseins während der Reise zu erfreuen hatten. Ein einziges kleines Kind, das schon kränkelnd auf's Schiff kam, starb während der Ueberfahrt.

(Dampfschifffahrt zwischen New-York und Hamburg.) Die großen eisernen Schraubendampfschiffe, deren Bau die Hamburg-Amerikanische Paket-Aktien-Gesellschaft zu Anfang v. J. beschloß und wofür sie seitdem zum Gesammtwerthe von zirka 1,500,000 Mark Banko an der Clyde in Schottland Kontrakt abschloß, sind rüstig in Angriff genommen und geben die Gewißheit, im nächsten Jahre die seit lange lebhaft gewünschte regelmäßige Dampfschifferverbindung zwischen Hamburg und New-York ins Leben treten zu sehen. Die Schiffe, welche die Namen „Hammonia" und „Borussia" führen sollen, werden in jeder Beziehung Schiffe ersten Ranges sein. Ein jedes mißt zirka 2000 Tons bei einer Länge von nicht weniger als 300 Fuß Hamburger Maß und gewährt somit, neben dem erforderlichen Raum für eine bedeutende Ladung, die Möglichkeit, jeglichen Comfort für Cajüts- und Zwischendekspassagiere in erheblicher Zahl bieten zu können. Die „Hammonia" wird zeitig im Frühjahr ihre Reisen beginnen, während die „Borussia" im Laufe des Sommers in die Linie treten wird, und sollen alsdann beide Schiffe eine regelmäßige monatliche Verbindung zwischen Hamburg und New-York unterhalten.

Verschiedenes.

Schweiz. Bundesstadt. (Ein brasilianisches Konsulat.) Die Regierung von Brasilien hat im Interesse der Kolonisation ihres Landes die Aufstellung eines Generalkonsulats in der Schweiz beschlossen und damit einem längst gefühlten Bedürfnisse abgeholfen. Als Generalkonsul ist bereits Herr Guimaraes bezeichnet.

— Bern. (Rufli's Kaution.) In Sachen des im Aargau unter Geldstag gefallenen Auswanderungsagenten Rufli, wollte die bei den hiesigen Behörden deponirte Kautionssumme von 5000 Fr. für die dortige Geldstagmasse reklamirt werden. Der Regierungsrath wies das Begehren ab mit dem Bedeuten, daß diese Kaution speziell für Pflichterfüllung des betreffenden Auswanderungsagenten hier verfangen sei. (B. Int. Bl.)

— Graubünden. (Neue Parceriakolonisten.) Aus Untervaz und dem Prättigau bereitet sich eine ziemlich zahlreiche Auswanderung nach Brasilien vor. Von Vaduz sollen etwa 40 Personen schon nächsten Frühling abreisen unter Leitung des Schullehrers Davaz, der dann genaue Auskunft über die brasilianischen Niederlassungsverhältnisse zurükbringen soll. Die auswandernden Familien werden meist von den Gemeinden unterstüzt.

Deutschland. Bremen. Die ganze Auswanderung von Bremen aus vom 1. Januar bis 31. Dezember vorigen Jahres beträgt 74,424 Personen in 361 Schiffen, also eine Mehrzahl von 19,551 Personen und 79 Schiffen gegen dieselbe Zeit im Jahr 18.3. Gerne wurde es hier bemerkt, daß sich die Passagiere aus dem südlichen Deutschland und vom Rhein bedeutend zahlreicher als in früheren Jahren hieher wendeten; man nimmt dieß wohl mit Grund als eine Folge der Zufriedenheit an, die die vielen über Bremen ausgewanderten Personen nach ihrer Heimat berichten konnten. Behörden und Schiffsrheder haben es sich zur Aufgabe gemacht, überall auf's Beste für die Auswanderer zu sorgen und namentlich nur tüchtige und humane Kapitäne anzustellen.

Frankreich. Nach Berichten des schweizerschen Konsuls in Marseille ist daselbst eine ziemliche Anzahl schweizerischer Kolonisten aus verschiedenen Kantonen in krankem und hülflosem Zustande aus Afrika angelangt. Es befinden sich darunter namentlich auch solche aus der leider oft so glänzend angerühmten Kolonie Setif, vor der wir während des lezten Jahres wiederholt unter ausführlicher Darlegung unserer Gründe warnten. Eines von den vielen angeführten Momenten, die das Mißlingen der Unternehmung der Genfer Gesellschaft voraussehen ließen, lag in den gesundheitlichen Verhältnissen des Landes. In der That hat es sich nun herausgestellt, daß unsere Leute das Klima dortiger Gegend nicht ertragen können. Die Fieber richteten große Verheerung unter ihnen an. Die Zurükkehrenden sind meistens damit behaftet. Diejenigen, welche sie durch allerlei Vorspiegelungen dahin verlokten, trifft eine ungeheure Verantwortlichkeit.

— (Wieder ein Spizbube nach Amerika.) Man sagt, von Havre sei Bericht gekommen, der gewesene Verwalter Friedrich von Lenzburg, von dem es jüngst hieß, der Konsul Wanner habe ihn arretiren und nach Hause transportiren lassen, habe Gelegenheit gefunden, auf ein zur Abfahrt nach Amerika bereit gestandenes Schiff zu entweichen.

England. Die Zahl der Auswanderer, die sich während des verflossenen Jahres nur in Liverpool einschifften, wird auf 210,722 angeschlagen. Die meisten zogen nach Amerika. Nach Australien wanderten von Liverpool 41,682 Personen aus.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. (Die Ursachen und der Umfang der gegenwärtigen Geschäftskrise.) Ueber dieses Thema spricht sich ein amerikanisches Blatt folgendermaßen aus: Die alte und die neue Welt — jede hat ihr Kreuz zu tragen. Auf Sonnenschein folgt Regen. Welche Rose ist ohne Dornen? Die Entdekung des Kalifornier Goldes, gute Ernten und ein allgemeiner Friede in der ganzen zivilisirten Welt erzeugten eine Periode der Prosperität in den Vereinigten Staaten, die ihres Gleichen sucht in der Geschichte. Gleichen Schritt mit den Goldmassen aus Kalifornien hielt das System des Papiergeldes und des Kredites. Jedes Städtchen, jedes Dörfchen errichtete seine Bank, jede County zeichnete für Eisenbahnen und Kanäle. Auf zehn Millionen Baargeldes stützten sich fünfzig Millionen Bankzirkulation. Wie sollten da nicht Handel und Geschäfte blühen? Man baute Eisenbahnen durch unbewohnte Gegenden, und erschwerte die Ansiedelung dadurch, daß man die Grundstüke den Bahnen entlang in enormem Preise hielt. Sogenannte Mondscheinkompagnien entstanden wie die Pilze aus der Erde. Der lobenswerthe Eifer, die Hülfsquellen des Landes zu entwikeln, überschritt alle Grenzen vernünftiger Berechnung. Die Eisenbahnen wurden auf Kredit gebaut, die Kapitalisten dachten sich, der heitere Morgen eines goldenen Zeitalters sei angebrochen. Kaufleute importirten mehr als sie verkaufen, und zehn Mal mehr als sie bezahlen konnten. Die Fabrikanten von drüben sahen gleichsam goldene Berge von hier hinüber schwimmen; wenn nur Bestellungen einliefen, waren sie schon froh; ein einziger prompt bezahlter Posten sicherte wieder Kredit für das Doppelte, vielleicht Dreifache. Kleinhändler kauften mehr, als sie absezten, Privaten bestell-

---

„Auf mein Wort, Herr, ich habe Ursache genug, mich des Tages zu erinnern. Ich wurde von den Räubern in das Gebirge geschleppt, während man Sie und die Uebrigen laufen ließ."

„Wirklich! Sie scheinen wohl nicht zu wissen, daß unsere Reisegefährten mir erzählt haben, welche Rolle Sie spielten, als ich eingesperrt war; außerdem habe ich Ihre recht geschikten Pantomimen auf dem Bok selbst gesehen und auch mit eigenen Ohren gehört, wie Sie sehr patzlich und patriotisch: Gott und Mexiko! ausriefen. Sie scheinen übrigens von den Räubern gar nicht schlecht behandelt worden zu sein, denn diese haben ihnen den besten Theil der uns abgenommenen Beute gegeben; ich werde mir meine Uhr jezt von Ihnen ausbitten, Herr Gurley."

Sowie meine Gefährten, welche, wie man glauben kann, unser Gespräch mit gespannter Aufmerksamkeit angehört, den Namen des Räubers vernommen hatten, erhoben sie sich sämmtlich und wandten sich in drohender Haltung zu ihm. Unter diesen Umständen mußte dem Menschen klar werden, daß es unnüz sei, sich länger zu verläugnen, er zog deßhalb die Uhrkette über den Kopf und gab mir diese mit der Uhr.

„Ich glaube aber auch, daß ich außerdem Geld von Ihnen zu fordern habe, eine Kleinigkeit von etwa zwölf Dublonen. Können Sie mir die nicht jezt gefälligst bezahlen?"

„Ich habe kein Geld," antwortete der Räuber trozig. „Heraus mit der Börse!" rief einer meiner Gefährten, die sämmtlich hocherfreut waren, daß wir den Menschen, welchen wir zu finden wünschten, so rein zufällig gefangen hatten.

Zögernd gab der Räuber nun seine Börse her, die nach seiner Angabe nicht viel enthielt, und es fanden sich auch wirklich nur wenige Dollars darin. „Gebt uns euere Pistolen!" verlangte einer, und nur mit dem größten Widerstreben gehorchte der Räuber. Jezt waren wir am Fuße des Berges, worauf Jesus d.l Monte steht, und wo die Heerstraße in die Engpässe der Sierra führt; jezt war es Zeit, unsere Anordnungen zum Empfang der Räuber zu treffen, denn jeden Augenblik konnten wir ihnen begegnen. Ich befahl dem Postillon hier anzuhalten; wir sprangen aus dem Wagen und hießen Gurley herauskommen; er that es aber offenbar in Todesangst, denn sein benarbtes Gesicht wurde abwechselnd weiß und dunkelroth und seine Lippen bebten. „Sie wollen mich doch nicht ermorden?" stammelte er mit heiserer dumpfer Stimme. „Noch nicht," war meine Antwort, „obgleich Ihr verdient wie ein Hund zu sterben." — „Kommen Sie vom Bok herunter," sagte ich zu dem Texaner, „und nehmen Sie meinen Plaz im Wagen ein. Und nun, Herr Gurley, steigen Sie gefälligst auf den Bok." Ein halbes Duzend vorgehaltene Pistolenläufe ließen den Räuber rasch auf den Bok klettern, wo ich mit Hülfe des Postillons seine Füße über den Knöcheln fest zusammenschnurte und diese an das Fußbrett band; darauf befestigten wir mit einem Gurt seinen Leib an die Eisenstangen des Boks und ließen ihm nur die Arme frei. Dann stieg ich herab zu meinen Gefährten, und ertheilte als Kommandeur der Expedition ihnen die nöthigen Instruktionen. Zu dem Wagen sollten unserer sieben sizen, obgleich sechs besser darin sich bewegen konnten; allein wir hielten es für rathsam, nicht zu viele oben auf dem Wagen zu zeigen; diese sollten die meisten lederanen Vorhänge der Wagenfenster herablassen, aber nicht anknüpfen und zwischen den flatternden Vorhängen hindurch Feuer geben, so wie sie einen Schuß vom Bok hörten, den ich thun wollte. Der achte von uns sollte sich zwischen das Gepäk auf die Imperiale des Wagens legen und in demselben Augenblike schießen, wenn ich meine Pistolen in die Hohe heben würde. Auf diese Weise gaben wir dem Feinde die erste Salve, und die mußte nach unserer Ueberzeugung das Gefecht zu unsern Gunsten entscheiden. Wir erwogen indeß dabei, daß, wenn die Räuber Argwohn gegen uns gefaßt hatten, und aus einiger Entfernung in den Eilwagen schießen sollten, wir starken Verlust erleiden und doch ihnen nichts anhaben könnten, da sie stets gut beritten und wir nur zu Fuß waren.

(Schluß folgt.)

an mehr, als sie bezahlen konnten. Neue Theater wurden gebaut, neue Paläste errichtet und neue Schiffe vom Stapel gelassen, neue Dörfer angelegt und Städte. — Das Jahr 1854 brachte uns die Reaktion. Der Verkehr entsprach nicht den Verkehrsmitteln. Man wurde mit Schreken gewahr, daß die Eisenbahnen nicht rentirten, die „Mondschein"-Kompagnien keine Dividenden zahlten. Mit dem Augenblike, als man dies entdekte, begann der Rükzug. Die Aktien fielen, die Börsen wakelten, das Grundeigenthum wurde billiger; Häuser und Läden waren auf einmal in Menge zu vermiethen, Waaren wurden unter dem Kostenpreise auf Auktionen verschleudert, Schiffe fanden keine Frachten, der Import nahm ab. Hiezu kam nun eine verhältnißmäßige Mißernte und günstige Ernten in Europa, das frühere Austauschmittel — Kalifornier Gold — hatte abgenommen; jezt verlangte man auch unsere Brodstoffe nicht mehr, und selbst wenn man sie verlangt hätte, hätten wir sie nicht liefern können. Die Werthabnahme an Eisenbahnaktien und Obligationen allein beläuft sich in diesem Jahre wenigstens über dreißig Millionen Dollars. Wie enorm ist die Werthabnahme an Grundeigenthum! wie bedeutend der Verlust durch unsere Mißernte! Man hat berechnet, daß durch alle diese Faktoren zusammen das Land in diesem Jahre über zweihundert Millionen Dollars verloren hat! Arbeitslosigkeit und Mangel grinsen uns von allen Seiten an; dabei stehen wir am Anfange des Winters — der Gedanke ist nicht sehr wohlthuend. Aber auf Sonnenschein folgt nicht blos Regen, sondern auf Regen auch Sonnenschein.

— (Bankerotte Banken.) Vor Kurzem hat ein großer Theil der westlichen Banken und Banquiers die Zahlung eingestellt. Die Frei-Banken von Indiana eröffneten den Reigen, worauf viele Banken im Staate Ohio, namentlich in Cincinnati, Circleville u. s. w., dann auch in Illinois und Wisconsin folgten. Bei manchen dieser Banken überstiegen die Notenausgaben mehr wie dreifach den Betrag des Vermögens. Wallstreet-Spekulanten in New-York haben wie gewöhnlich auch dabei ihre Hände im Spiele. Die Krisis scheint indessen, den lezten Nachrichten zufolge, vorüber zu sein und Vertrauen in etwas wieder zurükzukehren. Daß bedeutende Banquerotte gefolgt sind und noch folgen, versteht sich von selbst und Viele verlieren ihre durch saure Arbeit erworbenen Ersparnisse.

— New-York. (Abermals ein betrogener Schweizer.) Trau, schau, wem! Schon wieder ein Beispiel, wie Auswanderer, die ihr Hab und Gut in einem Wechsel im Taschenbuch in die neue Welt bringen, auf eine fatale Weise darum kommen. Vor einigen Jahren wanderte ein Staatsbürger Berns nach Amerika aus und etablirte sich dort. Lezthin kam er in seine alte Heimat zurük, um das ihm angefallene Vatererbe in Empfang zu nehmen; hier angekommen empfängt er seine 30,000 Fr., hinterlegt diese Summe bei einem Schweizerbanquier, nimmt dafür einen auf Sicht in Amerika einzulösenden Wechsel und reist dann nach kurzem Aufenthalt wieder ab. In New-York angekommen begibt er sich in's Banquierhaus, weist seinen Wechsel zum Einlösen einem allem Anschein nach in der Bank angestellten Manne vor, welcher den Wechsel prüft, als richtig erklärt und dem Träger sagt, er solle in's Vorzimmer treten, man werde die Geldsorten zählen und sie ihm zustellen. Der Träger wartet und wartet, ohne daß ihm gerufen wird. Endlich tritt er wieder in's Comptoir, wo er sich ausweist, sagend, er habe einen Wechsel zum Einlösen übergeben und warte schon lang auf das Geld. Aber man gibt ihm zur Antwort, er werde wohl der Unrechte sein; denn ein anderer Mann habe das Geld schon erhoben und sei damit abmarschirt: „Der Wechsel ist in unsern Händen und weiter brauchen wir nichts!" Verloren war das Geld für den Träger, der, um die Wiedererlangung desselben sich nun klagend an den schweizerischen Bundesrath wendet, offenbar mit wenig Aussicht; denn der Bundesrath ist weder Polizei noch Gericht von New-York.

— (Negeremanzipation.) Die Farbigen von Troy haben eine Versammlung gehalten und Hrn. Myron H. Clark zu ihrem Gouverneurs Kandidaten angenommen, weil er der anerkannte Vertheidiger des Maine-Gesezes, Gegner der „Nebraska-Schandthat" und Gegner der Sklaverei sei. Einer der von diesen Negern passirten Beschlüsse lautet: „Beschlossen, daß wir für die Weiberrechtbewegung gestimmt sind, da unsere Stellung gegenwärtig (nämlich farbige Männer und weiße Weiber) analog ist."

— Maine. (Herzwundpflaster.) Miß Elisabeth Green von Oldtown, verklagte kürzlich einen De Wolf wegen Bruch eines Heirathsversprechens und verlangte 10,000 Dollars Entschädigung. Hr. De Wolf führte seinen Prozeß selbst, aber einige Seiten höchst sentimentaler Liebesgedichte, die er an sie gerichtet, wurden vorgezeigt und stießen alle seine Beweise um. Die Jury, entsezt über solche Schreklichkeit, heilte ohne weiteres das zerrissene Herz der schmachtenden Klägerin mit dem Spruche, daß De Wolf 1625 Dollars Schaden zu bezahlen habe.

— (Gesellschaftliche Zustände im Kansas-territorium.) Ein Korrespondent der „Daily Tribune" schreibt unterm 1. Dezember von Lawrence, Kansas-Territorium: „Das Verbrechen ist in den lezten Tagen mit kühnen Schritten unter uns aufgetreten. Vor einigen Tagen wurde etwa fünf Meilen von hier eine menschliche Leiche gefunden, die theilweise von Wölfen oder Hunden aufgefressen war. Am Wahltage, den 29. November, erschoß Dr. John Doy von hier einen Mann, Namens John Lawry, mit einem Revolver. An demselben Tage wurde ein Mann, Namens Henry, als er von dem Wahlplaze nach Hause zurükkehrte, mit einer Pistolenladung Hagel in die Brust geschossen. An der Wahlurne war er etwas betrunken, und da er aus Missouri kam und keiner der Richter ihn kannte, wurde er aufgefordert, seine Wahlberechtigung zu beschwören. Er wurde ärgerlich darüber und drohte, einen der Wahlrichter zu erschießen und suchte seine Freunde zu überreden, über die verdammten Yankees herzufallen. Auf dem Heimwege erkannte er in einem Wagen, der an ihm vorbeifuhr, einen Mann mit Namen Lewis Kibbee, den er als einen der Yankees bezeichnete. Klammerte sich am Wagen fest und versuchte, Kibbee einen Messerstich beizubringen. Dieser zog eine Pistole und schoß ihn in die Brust, worauf Davis von dem Wagen abließ, stolperte und fiel; lag dort etwa zwei Stunden und starb. Der Wagen, in dem fünf Mann saßen, die einen Anfall von Seite der Missourier fürchteten, deren mehrere vor und hinter ihnen waren, fuhr weiter. Als kurz nach dem Vorfall ein Freund von den Leuten, die im Wagen saßen, vorbei kam, den verwundeten Mann antraf, bot er ihm seinen Beistand an und war Willens, einen Arzt herbeizuholen. Als Davis aber erfuhr, daß er ein „Yankee" sei, wies er die Hülfe zurük und wollte keinen Arzt durch ihn geholt haben, obgleich er wußte, daß er tödtlich verwundet war und nur noch kurze Zeit zu leben hatte. Davis war ein Mann von mittleren Jahren und erst seit einigen Monaten verheirathet. Der Korrespondent begegnete ihm einige Tage vor seinem Tode, als er sehr aufgeregt war, weil bei seiner zeitweiligen Abwesenheit Jemand Holz auf seinem Claim gehauen hatte. Gestern wurde ein anderer Mann, einige Meilen südlich von hier, erschossen. Er hieß Baasinger, war ein Deutscher, der früher in Kentuky wohnte, ein harmloser Mensch, der von Allen geachtet war, die ihn kannten. Sein Mörder hieß Horatio Owens und war erst jüngst von Kentuky gekommen. Es wird behauptet, er habe ihn in seinem eigenen Hause bei seiner Familie erschossen, ihm darauf 500 Dollars genommen und die Nachbarschaft verlassen. Die Kugel traf sein Opfer in die Stirn und kam oben wieder heraus. Es sind noch keine Schritte gethan worden, den Mörder aufzusuchen und zu verhaften."

— Mexiko. Nach dem lezten Census besteht die Bevölkerung der Republik Mexiko aus 7,853,325 Seelen. Das Land enthält 85 Städte und Towns, 193 große Ortschaften, 4709 Dörfer, 119 Communen und Missionen, 175 Hacienda's oder Besizungen und 6092 Farmen und Hamlets.

☞ Es wird von verschiedenen Seiten Klage geführt, daß die Postbüreaux für den „Kolonist" den frühern Abonnementspreis von 2 Fr. 50 Rp. per Halbjahr fordern. Den Postbüreaux fällt dießfalls keine Schuld zur Last, indem sie von der Herabsezung des Abonnements auf 2 Fr. per Halbjahr erst dieser Tage amtliche Kenntniß erhalten haben. Diejenigen Abonnenten, welche den alten Preis bezahlt haben, können nun aber die Differenz von 50 Rp. zurükfordern.

Die Expedition des „Kolonist".

Anzeigen.

Lebens- und Renten-Versicherungs-Sozietät
Hammonia in Hamburg.

Aktien-Kapital: Eine Million Mark Banko.

Lebens-, Renten- und Aussteuer-Versicherungen jeder Art werden von der Gesellschaft unter den vortheilhaftesten Bedingungen abgeschlossen.

Die Beiträge sind auf's Billigste gestellt und können selbst monatlich entrichtet werden.

Um 1000 Thaler Preuß. Courant, zahlbar beim Tode, zu versichern, beträgt die monatliche Prämie, wenn der Versichernde beim Eintritt alt ist:

20 Jahre:	30 Jahre:	40 Jahre:	50 Jahre:
1 Rthlr. 14 Sgr. 4 Pf.	1 Rthlr. 27 Sgr. 1 Pf.	2 Rthlr. 15 Sgr. 5 Pf.	3 Rthlr. 17 Sgr. 6 Pf.

In keinem Falle findet Nachzahlung statt.

Gegen eine sehr geringe Prämie werden von der Gesellschaft **Lebens-Versicherungen bei Uebersiedelung nach transatlantischen Ländern gegen die Gefahren der Seereise und des fremden Klima's**, sowie Versicherungen gegen Kriegsgefahr zu besonders günstigen Bedingungen abgeschlossen.

Statuten, Antragsformulare, sowie jede gewünschte mündliche sowohl als schriftliche Auskunft wird bereitwilligst und gratis ertheilt von

C. de Paravicini in Zürich,
Generalagent für die ganze Schweiz.

Bei der Expedition dieses Blattes ist in Kommission erschienen und zu haben:

Die
Auswanderung
als
öffentliche Wohlthat.

Nebst
einigen Mittheilungen aus den deutschen und schweizerischen Armenkolonien in der Provinz St. Paulo in Brasilien.

Aus dem „Kolonist" besonders abgedruckt.

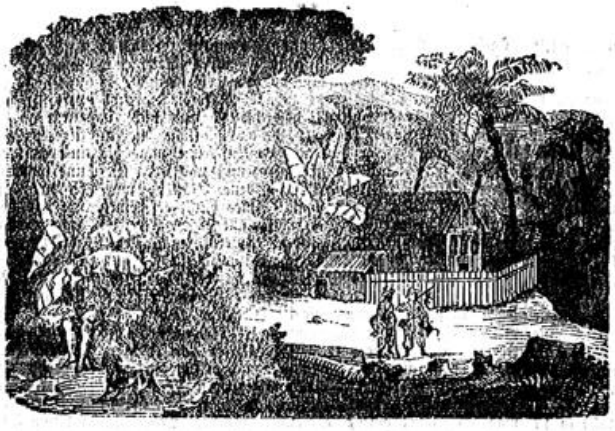
64 Seiten in gr. 8. Geheftet 30 Rp.

Dieses Schriftchen behandelt in faßlicher Weise die wichtige Zeitfrage der Auswanderung. Insbesondere aber bespricht es von einem praktischen Standpunkte aus die Armenauswanderung und ist daher namentlich denjenigen Armenbehörden zu empfehlen, welche ihre unterstützungsbedürftigen Mitbürger nicht bloß über das Meer abschieben, sondern auch dort wirklich versorgen wollen. Es zeigt ihnen, wie dieser Zwek durch Aufopferung sehr geringer Geldmittel erreicht werden kann. Nicht minder beherzigenswerth ist aber das Schriftchen für vermöglicher Auswanderungslustige, die wegen der gegenwärtigen schlimmen Aussichten in Nordamerika billiges Bedenken tragen, ihre Schritte dorthin zu lenken. Die im Anhang abgedruckten Briefe, welche die vortheilhafte Lage so manchen, ehemals blutarmer Schweizer in der gesegneten Provinz San Paulo schildern, werden das Ihrige zur Bekämpfung der noch hin und wieder herrschenden ungegründeten Vorurtheile gegen die Auswanderung nach Brasilien beitragen.

Abonnementspreis.
Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".



Einrükungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Freitage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 4. | Freitag den 26. Januar. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Fünfter Jahrgang. | 1855.

Guter Rath an Auswanderer nach den mittleren westlichen Staaten Nordamerikas.

Seit Kurzem ist die Eisenbahn, welche Cairo am Zusammenfluß des Mississippi und Ohios mit St. Louis verbindet (und beiläufig gesagt, wenn wir uns nicht irren, auch Hibgland — Neuschweizerland — berührt oder wenigstens unweit davon hindurch geht), fertig geworden. Angesichts der schaudervollen Szenen, die sich vorigen Winter in Kairo ereigneten, als frühes Eis die Beschiffung des Mississippi von dort nach St. Louis verhinderte, ist diese Thatsache von großer Wichtigkeit für Auswanderer nach dem Westen, die im Winter von New-Orleans nach Illinois, Missouri, Iowa oder noch weiter hinauf reisen wollen, da sie sich nicht mehr wegen Zufrierens des Stromes der Gefahr eines unfreiwilligen Aufenthalts in Kairo voll Mühseligkeiten und Kosten aussezen.

Nichts desto weniger ist für Reisende nach dem mittlern und obern Mississippi der Weg über die atlantischen Häfen demjenigen über New-Orleans immer noch vorzuziehen und zwar aus folgenden Gründen:

1) Im Sommer herrscht in New-Orleans regelmäßig das so gefährliche gelbe Fieber, das vorzugsweise frische Einwanderer ergreift und wegrafft.

2) Die Fahrt auf dem Mississippi ist wegen der vielen im Flußbette befindlichen unsichtbaren Bäume das ganze Jahr gefährlich, im Winter macht sie der Eisgang noch unsicherer. Hiezu kommt noch die gefährliche Sitte des Wettrennens der amerikanischen Dampfschiffe, das schon so manches gräßliche Unglük verschuldet hat.

3) Die an und für sich wohlfeilere Route über New-Orleans vertheuert sich im Winter, bei Eisgang, da die Passagepreise auf den Dampfschiffen zu solchen Zeiten oft sehr gesteigert werden, während die Preise auf den Eisenbahnen von Osten her mehr fest stehen, weniger von der Konkurrenz und jedenfalls nicht von der Witterung abhängig sind.

Diese Gründe haben bereits nicht ermangelt, ihren Einfluß auf den Emigrantenzug auszuüben. Bis zum Jahre 1852 einschließlich überwog die Zahl der über New-Orleans nach St. Louis kommenden Einwanderer die vom Osten kommenden, selbst in den Sommermonaten, um mehrere Tausend; im Jahre 1853 stellte sich das Verhältniß schon mehr gleich, im Jahre 1854 aber machten schon die Einwanderer von Osten her die Mehrzahl aus.

Ein fleißiger Leser des „Kolonist" hat uns nachfolgenden Artikel eingesandt, der hier seine passende Stelle findet:

x Die Schwierigkeiten, welche den Einwanderer bei seiner Landung in New-York erwarten, nämlich die Ausbeutung durch Runnerbanden, die Schutzlosigkeit Seitens der Behörden und die gegenwärtige Arbeitslosigkeit in dieser Stadt veranlassen viele deutsche Auswanderer, sich statt nach New-York, nach Boston oder Quebek einzuschiffen und sie thun ganz recht daran. In diesen beiden Seestädten herrscht das Mäklerwesen noch nicht, oder doch nicht in dem Grade, wie zu New-York, und die Reise von dort nach dem Innern Amerikas auf der nördlichen Route läßt sich ebenso wohlfeil, ja von Quebek wahrscheinlich noch billiger machen (da sie größtentheils auf dem Wasser — St. Lorenzstrom und Ontariosee — geht) als von New-York ab. Von Boston aus besteht auch ebensogut eine ununterbrochene Eisenbahnverbindung über Albany nach dem Eriesee, wie von New-York aus. Am Eriesee treffen dann alle drei genannten Routen zusammen und von ihm aus führen wieder Eisenbahnen nach Süden an den Ohio und nach Westen über Chicago beinahe bis an den Mississippi. Unsere schweizerischen Einwanderer, namentlich die mit geringen Hülfsmitteln versehenen, werden daher gut thun, dem Beispiel vieler deutschen Auswanderer zu folgen und über Boston oder Quebek reisen. — Wenn dann die New-Yorker Behörden sehen, daß der Auswanderungsstrom sich andern Landungsplätzen zuwendet, so wird ihr eigenes Interesse sie vielleicht veranlassen, endlich den Einwanderer vor dem planmäßigen Betrugssystem, das dort an der Tagesordnung ist, zu schützen.

☞ Der uns eingesandte sehr interessante Aufsaz: „Amerikanische Zustände der Gegenwart", muß wegen Mangel an Raum bis über acht Tage verschoben werden.

Feuilleton.

Mexikanische Räuber.

Nach Kletke.

(Schluß.)

Es lag uns Alles daran, sie nahe an den Wagen zu loken, und zu diesem Zwek stieg ich auf den Bok zu Gurley und dem Postillon; der leztere saß in der Mitte und hatte Gurley zur rechten, während ich mich an seine linke Seite sezte, um meinen rechten Arm frei zu haben. So vorbereitet und gerüstet fuhren wir durch Jesus del Monte, und näherten uns dem Ranscho (Gehöfte) von Franquilla. Mir war es klar, daß man uns anfallen werde, und das vermuthete ich schon, als ich Gurley im Wagen erkannt hatte, denn nun wußte ich so gut wie gewiß, daß er sich hier befand, um sein früheres Spiel wieder zu spielen. Als wir aber jezt den gefährlichen Engpässen näher kamen, bemerkte ich auf dem weichen Rasen mehrere frische Hufspuren, die sämmtlich auf unserem Wege weiter liefen. Die Hufspuren zeigten deutlich, daß Reiter auf den Pferden gesessen hatten, und zwar nach meiner Meinung die Räuber, welche nach ihrem Sammelplage ritten.

Indem wir langsam die Berghöhe hinauffuhren, konnte ich nicht umhin, auf das reizende Thal von Mexiko zurükzublikken, prachtvoll erhob sich die Sonne jenseits der schneebedekten Spize des hohen Pozocatepetl, und vergoldete den Kamm seiner Zwillingsschwester; es war ein wunderschöner sonnenheller Morgen, und gar nicht geschaffen für solche Szenen, wie wir sie bald erleben konnten. Aber schon im nächsten Augenblike hatten wir einen der Vorberge der Sierra umfahren, die schöne Landschaft hinter uns war verschwunden und wir drangen in die finstern Gebirgsschluchten. Wohl klopften Herz und Pulse immer rascher in uns, je weiter wir fuhren, denn wir waren in lebhafter Aufregung und gedachten der Gefahr, welche der herannahende Kampf uns bringen konnte. Die Räuber konnten an Zahl stärker sein als wir, aber das achteten wir nicht, wenn sie Mexikaner waren; allein konnten nicht mehrere solcher Gesellen wie Gurley unter ihnen sein? Im amerikanischen Heere war immer Desertion gewesen, und diese hatte in der lezten Zeit bedeutend zugenommen. Und wo sollten die Deserteure sich anders aufhalten als in solcher Gesellschaft? Außerdem konnte ein einziger Schuß, in den vollgedrängten Wagen abgefeuert, sein Opfer nicht verfehlen, und wir waren offenbar im Nachtheil, nachdem wir die erste Salve gegeben hatten. Solche Gedanken mußten in uns einige Besorgniß hervorrufen, aber gewiß dachte keiner von uns daran, jezt das Unternehmen aufzugeben. Es lag ein Ruhm darin, daß wir dem Lande und dessen Bewohnern durch eigene Aufopferung eine Wohlthat erzeigen wollten, indem wir die Räuberbande entweder unterdrükten oder doch verhinderten, ferner in dem Maße ihr Wesen zu treiben, und von diesem Gedanken gestärkt, fuhren wir von Muth und Selbstvertrauen beseelt immer vorwärts.

„Sehen Sie dort, Kapitän!" flüsterte der Postillon mir zu, indem er mich leise mit seinem Ellenbogen anstieß, und in demselben Augenblik sah ich ein Stük von einem Serape, nebst Schweif und Hinterschenkel eines Pferdes hinter einem schwarzen Felsenblok am Wege verschwinden. Gleich darauf ein entblößter Kopf und ein schwärzliches Gesicht über dem Felsen sichtbar, aber fast augenblicklich wieder verschwunden.

„Fahr' ganz ruhig weiter, spann' deine Pistole und führ' die Pferde mit Einer Hand," sagte ich leise zum Postillon. „Gurley," so wandte ich mich mit deutlicher und fester Stimme zu ihm, „euere Bande ist in dem Hinterhalte vor uns; Ihr sehet sie so gut wie ich. Wenn Ihr nur ein Wort sprecht oder das geringste Zeichen macht, um sie von euerer Situation zu unterrichten, so jage ich Euch im nächsten Augenblike eine Kugel durch den Kopf."

Widersprechende Ansichten über und Nachrichten aus Australien.

Ein junger deutscher Kaufmann schreibt aus Melbourne vom 24. Juli: „Die Reise von Liverpool nach Port Philipp (Melbourne) mit der Ueberlandpost mit dem engl-schen Klipperschiffe Red Jaket, wurde zurükgelegt in 68 Tagen, vom 4. Mai bis 11. Juli. Dieses ausgezeichnete Schiff hat einen neuen überraschenden Beweis der hohen Vervollkommnung amerikanischer Schiffsbaukunst geliefert und es hat es dem schnellsten Schiffe, das bisher die Reise machte, dem Marco Polo, um zwei Tage zuvor gethan. Der Red Jaket, in Boston gebaut, ist von New-York nach Liverpool, trotz Gegenwinden, in 13½ Tagen gesegelt, und ist dieser außerordentlichen Schnelligkeit halber von der White Star Linie, die von Liverpool nach Australien 10 Schiffe unterhält, für 30,000 Pfd. Sterl. angekauft worden, die höchste Summe, die bisher für ein Klipperschiff bezahlt worden. Die Reise vom Kap der guten Hoffnung bis Port Philipp Head, die im Durchschnitt zu 40—45 Tagen angenommen wird, legte der Red Jaket in 17 Tagen zurük, und ohne die sehr schwachen Winde und einige Tage gänzlicher Windstille in der Nähe des Aequators würde der Erfolg der Reise noch viel günstiger gewesen sein. Die höchste Meilenzahl auf den Tag betrug 401, die niedrigste 38. — Bei unserer Ankunft in Port Philipp hörten wir am Bord des Red Jaket, daß die Straßen von Melbourne in Folge heftiger Regengüsse in fußtiefem Schlamme liegen und nur mit sehr hohen Stiefeln, wie wir solche an den ersten Ankömmlingen aus Melbourne erblikten, passirt werden können. Ein herrlicher Frühlingstag, an welchem wir per Steamer auf dem Flusse Yarra Yarra die Stadt betraten, troknete jedoch die Straßen so schnell, daß sie jezt, obwohl noch mitten im Winter, bestaubt sind. Die Atmosphäre ist von einer Reinheit und der ganze Horizont von einem Glanze, wie dieß nur in Sizilien gefunden wird. Melbourne wird in wenigen Jahren den ersten Städten Europa's gleichkommen, die Stadt ist nach einem herrlichen Plane angelegt, mit lauter breiten, unter rechten Winkeln sich kreuzenden Straßen, in der Mitte durch den Yarra Yarra durchschnitten und durch eine massive Brüke von Granit verbunden. Der Fremde ist überrascht beim Anblik der großen Anzahl ansehnlicher (kompleter) Häuser, zwischen denen allerdings hin und wieder noch hölzerne Buden, kleine eiserne Stores oder Zelte dem Auge begegnen, die aber jezt allmälig verschwinden, um jenen Plaz zu machen. Das Postgebäude, obgleich nur ein Stok hoch, kommt an vortrefflicher Einrichtung jedem andern europäischen Institute dieser Art gleich. Dieses und ein elektrischer Telegraph von Port Philipp nach Melbourne liefern einen sprechenden Beweis von den Fortschritten, welche diese Stadt in den lezten Jahren gemacht hat. Magazine besizt Melbourne jeder Art auf's Eleganteste und zeichnen sich aus Bijouterie und Uhren, Modes de Paris, Salons pour couper les Cheveux und Restaurants français, in welchen Känguruhsuppe eine gewöhnliche Speise bildet. Die Hotels stehen denen des ersten Ranges in England in keiner Beziehung nach; überall sieht sich der Fremde veranlaßt, das tout comme chez nous auszurufen, und verschiedene deutsche Musikanten, die hier eine reiche Ernte haben, tönen von allen Straßen und Lokalen. Der Mangel an gepflasterten Straßen und unbedeften Trottoirs wird bald noch das Einzige sein, das von der Neuheit der Stadt zeugt. Quell- und Trinkwasser ist das einzige Bedürfniß, an welchem die Stadt und deren Umgegend Mangel leidet, da das Wasser des Yarra Yarra nur nachdem es gekocht ist unschädlich genossen werden kann. Im Sommer sind der tiefe Staub in der Stadt und der heiße Wind, in der Regel nur wenige Tage andauernd, sowie die zahllosen Müken das Einzige, daß dieses Land nicht in Wahrheit Australia felix (d. h. das glükliche Australien) genannt werden kann. Fabriken kennt man bis jezt noch keine, dagegen ist jede Kunst und jedes Gewerbe zahlreich vertreten. Verschiedene Blätter, worunter der „Argus" die Kolonial-Times bildet erscheinen täglich. Importhandel ist dermalen mit Füßen getreten: in 24 verschiedenen Auktionslokalen werden täglich englische und französische Industrieartikel verschleudert; noch nie seit Entdekung des Goldes hier ist der Markt mit Waaren so überfüllt, noch nie das Geld so rar gewesen; mit fester Zuversicht sieht man aber einer allgemeinen Verbesserung mit nächstem Jahr entgegen, und Jeder, der Vorräthe hat, hält zurük, so weit er kann. Die überaus günstigen Abrechnungen vom vorigen Jahr haben den Markt mit einer ungeheuren Masse von Waaren überschwemmt, und von vielen wird verloren, was im Jahre vorher gewonnen wurde. Mit Ausnahme dieser Krisis des Importhandels ist der Zustand dieser Kolonie (Viktoria, seit 2 Jahren von New-South-Wales [Sidney] getrennt) der blühendste, der je gedacht werden kann. Die Entwiklung Melbournes und das Entstehen der Rivalstadt Jerlong sprechen selbst für sich. Die persönliche Sicherheit in und um Melbourne ist seit einem Jahre bedeutend größer geworden; Niemand trägt mehr Bedenken, bei Nacht auszugehen, Straßenbeleuchtung mit Oel ist allgemein, auch eine vollständige Polizeimannschaft organisirt. Arbeitslöhne stehen sehr hoch. Pflästerer verdienen noch 35—42 Shilling per Tag (Fr. 43¾ — Fr. 52½) und da bei den besten Lebensmitteln (drei Mal des Tages Fleisch) der Unterhalt nicht mehr als 8 Shilling per Tag kostet, Wohnung inbegriffen, so läßt sich der Vortheil leicht berechnen. Jeder Ankömmling kann von der ersten Stunde seiner Ankunft an für Straßenarbeit 12 Sh. (= 15 Fr.) pr. Tag verdienen, Pflästerer, Maurer, Zimmerleute, Schmide sind sicher, am ersten Tage ihrer Ankunft ein Unterkommen zu finden. Schildmaler sind mit 3—4 Pfund St. (75—100 Fr.!) per Tag bezahlt. Armuth ist hier ein unbekannter Begriff, und auch wer gar keine besondere Fertigkeiten besizt, kann mit gewöhnlicher Händearbeit sogleich 12 Sh. (= Fr. 15) per Tag verdienen. In merkantilischer Beziehung ist Geschmak und Consum aller Artikel derselbe wie in England, dabei aber der wesentliche Vortheil, daß hier auch für ausländische Waaren kein Zoll besteht und manche Artikel, die in England durch Schuzzölle bis jezt vom englischen Markte verbannt waren, z. B. Papier ꝛc., können hier das englische Fabrikat sehr vortheilhaft überbieten."

Einen mit obiger Schilderung sehr im Widerspruche stehenden Brief des Waadtländer Architekten Mobille veröffentlicht die „Gazette de Lausanne". Er ist ebenfalls aus Melbourne und zwar vom 2. September vorigen Jahres, also nicht einmal sechs Wochen später als erstere, datirt, entwirft ein düsteres Gemälde von der damaligen Lage der Kolonie und warnt lebhaft, wenigstens für jezt, vor der Auswanderung nach jener Gegend. Es herrsche daselbst eine schwere Krise, außerordentliche Theurung bei geringen Arbeitslöhnen; auch in den Minen sei wegen der ungeheuren Konkurrenz der Goldsucher die Ausbeute für den Einzelnen gering. — „In diesem Augenblike befinden sich eine Menge Personen beiderlei Geschlechts in traurigem Zustande, indem sie weder Arbeit noch Verdienst haben. Es ist nicht selten, daß man zahlreichen Familien begegnet, welche unter irgend einem auf freiem Felde aufgeschlagenen Zelte beisammen leben und sich von zusammengebettelten Brodstüken nähren. Diejenigen, welche noch Geld haben, verlassen diese Gegend und kehren entweder nach Europa zurük oder suchen sich ein anderes für ihre Zukunft günstigeres Land. Viele junge Leute, welche in der Heimath in ordentlichen Verhältnissen lebten, beklagen ihren Schritt und würden gerne je eher je lieber wieder dahin zurükkehren. Die gute Zeit ist hier vorüber und zwischen jezt und vor vier Jahren ist ein großer Unterschied. Die gegenwärtige Krisis drükt auf alle Verhältnisse. Man hört täglich von Fallimenten; im heutigen Blatt sind 72 öffentliche Versteigerungen ausgekündigt."

Offizielle Berichte vom 22. September sagen, die Ausfuhr von allen nur denkbaren Handelsartikeln sei in der lezten Zeit so außerordentlich gewesen, daß jede Spekulation in Waaren vor sieben bis neun Monaten scheitern müsse. Ueberfüllt sind alle Magazine in Melbourne, Sydney und Adelaide. Handwerker und Akerbauer, so wie Kapitalisten können dort Geschäfte machen; um in den Minen zu arbeiten, muß aber wenigstens ein Kapital von 50 bis 150 Pfund Sterling (Fr. 1250—3750) vorhanden sein. Die meisten Einwanderer, die ohne Mittel herüberkommen, müssen sich zu den schwersten Arbeiten verstehen und können froh sein, wenn sie Beschäftigung finden. Um sich eine Farm von 10 bis 15 Acres zu verschaffen, muß man unter den jezigen Umständen über ein Kapital von wenigstens 1000 Pfund Sterling (25,000 Fr.) verfügen können, mit der Aussicht, den Grundwerth um 50 bis 75 Prozent sinken zu sehen, sobald das Quatter-System wie in den Vereinigten Staaten eingeführt wird, was nicht lange mehr ausbleiben kann. Wir entnehmen diese Notizen den Berichten des belgischen Konsuls Beker in Melbourne an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Wer also nach Australien spekuliren oder dort sein Glük versuchen will, muß mehr als vorsichtig sein.

Indianergeschichten.

Wir entnehmen einer Korrespondenz der N.-Y. Tribüne aus Bellevue, Nebraska, folgende interessante Mittheilungen über die Lage der Prairie-Indianer am obern Missouri und die Ereignisse, die möglicher, ja wahrscheinlicher Weise dort bevorstehen.

Der Briefsteller sagt: Es herrscht unter all den Prairie-Stämmen am obern Missouri eine Aufregung, welche zu höchst gefährlichen Folgen führen kann.

Im Jahr 1851 wurde von der Regierung zu Fort Laramie mit allen Indianerstämmen am obern Missouri — die Schwarzfüße ausgenommen — ein Vertrag abgeschlossen, laut dem die Stämme einen jährlichen Betrag von Waaren und Gütern erhalten, die an gewissen von den Indianern selbst auszuwählenden Orten am Flusse an sie abgeliefert werden sollten. Dagegen verpflichteten sich die Stämme, jeder innerhalb der ihnen angewiesenen Grenzen zu bleiben und ihre Nachbarn nicht zu beunruhigen. Dieser Vertrag war von folgenden Stämmen eingegangen worden: dreizehn Stämmen der Siour, den Arikaras, Mandans, Gros Ventres, Assiniboins und den Krähen-Indianern. Durch ein oder zwei Jahre wurde der Vertrag pünktlich beobachtet, und jeder kriegerische Geist, der ein wesentliches Element des indianischen Charakters bildet, schien völlig eingeschlummert zu sein. Im gegenwärtigen Augenblike ist derselbe indeß wieder auf's Neue erwacht und ernstliche Gefahren stehen in Aussicht.

Am 19. Juli bewegte sich der Transport der Güter

---

und zugleich spannte ich meine Pistole, damit der Räuber das Aufziehen des Hahnes hören und wissen sollte, daß ich mich fertig gemacht hatte, meine Drohung auszuführen. „Ihr werdet das thun, was ich Euch sage und zwar rasch," so fuhr ich fort, „denn wenn Ihr es nicht thut, oder nur eine Sekunde zögert, so schieße ich Euch auf dem Fleke nieder! Fertig!" rief ich dann meinen Gefährten im Wagen zu und bog mich etwas herab, den Räuber immer fest im Auge behaltend. Indem wir jezt in eine Krümmung des Weges einbogen, bemerkte ich an den Seiten verschiedene Gegenstände, die sich bewegten, dann Köpfe, die hinter Felsen und Lactusgebüsche sich dakten, und Pferdeschweife im Gesträuche schimmernd. Dort war, wie ich vermuthet hatte, eine Barrikade, und hinter derselben erschien zwischen dem Laubwerke ein Gesicht, welches sich zu versteken keine große Mühe gab. Das war der Mann, welchen ich haben mußte, der Vorposten der Räuber: „Fahre bis an die Barrikade und halte," flüsterte ich, und der Wagen fuhr im gemächlichen Schritte weiter. Unablässig hatte ich meine Augen fest auf Gurley gerichtet, ich bewachte jeden seiner Blike, jede Bewegung seiner Muskeln, die von schrecklicher Aufregung zitterten, bis der Wagen stillstand. „Haltet vier euerer Finger in die Höhe," sagte ich mit leiser aber eindringlicher Stimme zu ihm, „ein Finger mehr und ich schieße Euch todt." Er gehorchte, indem er wie das Erstemal vier Finger hoch und deutlich zeigte. „Jezt haltet beide Hände ausgestrekt in die Höhe!" Er that es, „und nun," fuhr ich in demselben leisen Tone fort, „ruft laut aus: Dios y Mexico!"

„Dios y Mexico!" rief der Räuber mit lauter, aber heiserer und zitternder Stimme, und kaum waren diese Worte seinen Lippen entflohen, so widerhallten sie wie ein Echo von jedem Baume, und das Unterholz schien von Menschen und Pferden zu wimmeln, welche hervorspringend den Eilwagen umringten. Nur ein Paar der Räuber hatten ihre Gewehre zum Schuß bereitet, weil sie uns für Mexikaner hielten, die keinen Widerstand zu leisten pflegen. Ich nahm Einen auf's Korn, der mit dem Karabiner auf der Schulter heranritt, der Texaner oben auf dem Wagen hatte sich einen Zweiten ausersehen, und der Postillon zielte nach dem Dritten, welcher den Pferden in die Zügel gefallen war. Das Alles war das Werk einer Sekunde, und ehe die erstaunten Räuber zur Besinnung kommen konnten, hatten wir geschossen und jeder hatte seinen Mann getroffen. In demselben Augenblike krachten Salven von Pistolenschüssen aus beiden Seiten des Wagens hervor, wie wenn ein Kriegsschiff zugleich vom Backbord und Steuerbord volle Lagen gibt. Reiter stürzten aus dem Sattel zur Erde, Pferde bäumten sich wiehernd, wildes, wüstes Geschrei, Flüche und Verwünschungen auf Englisch und Spanisch erschallten durcheinander, unaufhörlich knallte ein Schuß nach dem andern aus dem Wagen, während dazwischen der stärkere Knall eines Karabiners und das Pfeiffen einer Büchsenkugel sich hören ließ, und dunkle Gestalten, wahnsinnig schreiend, wie Nebelgebilde im dichten, fast erstikenden Pulverdampfe erschienen, der nur auf Augenblike von den aufblizenden Schüssen sich erhellte. Während dieses wilden Scharmüzels merkte ich, daß der Postillon mit Gurley sich balgte, welcher ihn mit kräftigen Armen umklammert hielt. Gurley versuchte zu entwischen und hatte seine Hände von den Striken zu lösen gewußt. Da packte ich ihn bei der Gurgel und wir stürzten zusammen vom Bok herab; ich fiel unsanft genug auf die Erde, aber er, dessen Füße an den Bok gebunden waren, blieb mit dem Kopfe nach unten daran hängen, wobei er die gräßlichsten Flüche ausstieß. Rasch sprang ich auf und dann zur Seite, um aus dem Pulverdampfe zu kommen. Hier sah ich, daß die Räuber den Angriff aufgaben, und daß die unverwundet Gebliebenen, so schnell wie ihre Pferde laufen konnten, davon jagten. Nun schrie ich meinen Kameraden zu, das Feuer

und Waaren, welche man der Nation der Krähen-Indianer schuldete, unter Ueberwachung des Indianeragenten Vaughan von Fort Union nach einem Orte am Yellow Stone, nahe der Mündung des Big Horn, an welchem laut getroffener Verabredung die Güter von den Indianern in Empfang genommen werden sollten. Die Waaren, 14 Tonnen im Gewicht, wurden von der Cordrile, einem Kielboote der amerikanischen Pelzkompagnie, 350 Meilen weit durch ein zu allen Zeiten vom Feinde besetztes Land und auf einem mit zahlreichen Hemmnissen für die Schifffahrt reichen Flusse innerhalb 33 Tagen nach ihrem Bestimmungsorte gebracht. Die Krähen-Indianer sind den Weißen freundlich gesinnt und wünschen mit jeder Nation im Frieden zu leben. Sie empfingen ihre Geschenke mit großer Freude und sind dadurch, wenn wir das, was sie durch Jagd und Fischfang erwerben, dazu rechnen, vor allem Mangel hinlänglich geschüzt. Der Landstrich, den sie bewohnen, strozt von Wild und ist in jeder Hinsicht den Bedürfnissen und Gewohnheiten der Indianer entsprechend. Die benachbarten Stämme blikten deßhalb mit neidischen Augen auf sie, und ihr Gebiet ist fortwährend von feindlichen Streifzügen der Sioux und der Schwarzfüße heimgesucht. Diese morden ohne Unterschied alle Krähen-Indianer, die ihnen in den Weg kommen und stehlen ihre Pferde. Ungefähr vor einem Jahre kehrte eine Abtheilung „Krähen" von einem Besuche bei ihren Freunden und Verwandten, den Gros Ventres, zurük und wurden auf dem Wege von einem Haufen Sioux unter der Maske der Freundschaft auf eine höchst verrätherische Weise angegriffen und niedergemezelt. Von diesem Zeitpunkte an konnte von Frieden zwischen diesen beiden Stämmen nicht mehr die Rede sein. Es fanden fortwährend Scharmüzel statt und im gegenwärtigen Augenblik sind sieben bis acht Abtheilungen der Sioux auf den Wege nach dem Yellow Stone, um die Nation der Krähen-Indianer wo möglich zu vernichten.

Deßgleichen sind zwischen den Schwarzfüßen und Krähen mehrere Scharmüzel vorgefallen. Eine Abtheilung von sechs Krähen-Indianern begleitete den Agenten von Fort Union. Eine Abtheilung Schwarzfüße, 71 an der Zahl, entdekte den Weg, den der Agent genommen, verfolgte dessen Abtheilung und holte sie nahe an der Mündung des Tonque-Flusses ein. Daselbst legten sie sich in einem Weidendikicht in Hinterhalt und feuerten auf sie, zwei Mann und vier Pferde tödtend. Die Uebrigen entflohen unter einem Regen von Kugeln. Die Weißen waren noch auf der andern Seite des Flusses und konnten keine Hülfe leisten. Die Todten wurden skalpirt und dann furchtbar verstümmelt.

Am 19. Sept., schreibt der Korrespondent weiter, verließen wir den Yellow Stone, um in Fort Pierre unser Winterquartier zu beziehen. Von der Mündung des Tonque-Flusses bis zu der des Yellow Stone, eine Strekke von 300 Meilen, blieb uns das Wild auch nicht einen Augenblik außer Gesicht. Myriaden von Büffeln bedekten die grasreichen Prairien und der Wald wimmelte von Hirschen, Elenthieren und Antilopen. Auf unzugänglichen Höhen springt der flüchtige, scheue Steinbok, und bei Nacht ward unser Schlaf durch die fortwährend tönenden Arbeiten des Bibers gestört. Seitdem die glänzenden Tage der Trapper vorüber und Biberfelle so wohlfeil geworden, haben sich die Biber wundervoll vermehrt und nicht nur der Yellow Stone, sondern auch alle seine Nebenflüsse wimmeln buchstäblich von ihnen. Im gegenwärtigen Augenblike enthält keine Gegend des Westens einen solchen Ueberfluß an Wild, wie diese.

Einige Tage vor unsrer Ankunft in Fort Union überfiel eine Kriegsabtheilung der Sioux einen Kaufmann, Namens McKenzie, der, in Begleitung eines Assinaboin-Indianers reiste, in kurzer Entfernung von dem Fort, tödtete den Indianer und trieb McKenzie in das Fort zurük. Im vergangenen Winter fand auf der offenen Prairie im Angesicht von Fort Union ein Treffen zwischen den Sioux und Assinaboins statt. Am 3. Oktober überfielen die Sioux eine kleine Abtheilung Gros Ventres, tödteten drei Männer und raubten ihnen vierzig Pferde. Als wir das Fort Berthold, wo das Dorf der Gros Ventres liegt, passirten, fanden wir die ganze Nation in Trauer. Sie fragten den Agenten sehr angelegentlich, was sie thun sollten und sagten: „Sie wünschten sehr die Wünsche ihres großen Vaters, des Präsidenten zu erfüllen, aber sie könnten unmöglich ruhig in ihren Wigwams sitzen bleiben und sich gleich eben so vielen Büffeln todtschießen lassen."

Im Fort Clark hielt der Agent mit einer großen Anzahl Indianern von den Unepapa's und Schwarzfußbanden eine Berathung. Diese beiden Banden haben bisher noch immer verweigert, die Jahresgeschenke der Regierung anzunehmen, oder sich irgend einer der Bestimmungen des Vertrages zu fügen. Sie führen als Grund an, daß der Geschenke zu wenige seien, um gleich vertheilt werden zu können, und es würde daher Streit und Eifersucht unter ihnen entstehen. Der wahre Grund ist aber der, daß sie der Regierung der Ver. Staaten keine Verpflichtungen schuldig seien und stets ihre Freiheit haben wollen, zu bekriegen, wen sie mögen.

Nachdem der Agent Fort-Clark verlassen, traf er etwa zehn Meilen unterhalb am Flusse mit einer zahlreichen Abtheilung Yanctons (ein Sioux-Stamm) zusammen, die daselbst auf ihn warteten, um mit ihm zu sprechen. Er machte ihnen ein freigebiges Geschenk, bestehend in einer Kiste Tabak, einem Fäßchen Pulver, Kugeln, Zuker, Kaffe, Mehl ꝛc. Nach einer langen Unterredung, während welcher sie ihre mißvergnügte Stimmung zu erkennen gaben, sprang einer der Häuptlinge mit seinen Kriegern plözlich auf, warf alle die Geschenke in den Fluß und sandte ihnen über fünfzig Flintenschüsse nach. Dieß war die größte Beleidigung, die ein Beamter der Ver. Staaten seit Abschluß des Vertrags erfahren hatte.

Bei und um Fort Pierre sind die Indianer noch immer ziemlich friedlich. Dagegen sind die Händler an den verschiedenen Handelsstationen wie Cheyenne, Moreau und White Rivers in fortwährender Angst und Gefahr. Ihre Wagen werden zertrümmert, ihre Pferde getödtet und sie selbst mit Tod bedroht. Die Sioux sind seit dem Gemezel bei Fort Laramie immer übermüthiger, frecher und unruhiger geworden, und wenn die Regierung nicht schleunigst wirksame Maßregeln ergreift, um sie in Zaum zu halten, so wird das ganze Indianerland in Krieg verwikelt werden. Die Sioux machen sich über den Gedanken der Regierung, Vereinigte-Staaten-Truppen unter sie zu senden, lustig und wünschen es sogar. Sie rühmen sich, sie würden die Vereinigten-Staaten-Soldaten schießen, wie sie die Büffel schößen. Die Sioux am Missouri können sechs Tausend tüchtige und wohlbewaffnete Krieger aufstellen, von denen viele mit dem Gebrauche der Flinten wohl vertraut sind und es würde eine gleiche Anzahl Vereinigte-Staaten-Truppen erfordern, um sie mit Erfolg zu bekämpfen.

Die Ponkah's, ein kleiner Indianerstamm, der an dem Ufer des L'Eau qui court (fließendes Wasser) wohnt, haben im vergangenen Jahre mit Beraubung von Einwanderern ein sehr einträgliches Geschäft getrieben. Sie trieben die Händler aus ihren Niederlassungen, da sie mehr Waaren hatten, als sie wißten, was damit anfangen. Ihr Händler hat von ihnen Papier im Werthe von mehreren Tausend Dollars erhalten, die sie Einwanderern abgenommen. Sie bedrohen das Leben aller Weißen, die sie auf der Prairie finden können.

In Jowa darf man demnächst eine Schlächt zwischen den Otoes und den Sioux erwarten!

Der Gouverneur und dessen Beamte sind eifrig beschäftigt, das Territorium zu organisiren. Er hat eine allgemeine Volkszählung angeordnet und die Berichte wurden am 20. Nov. zurükerwartet.

---

einzustellen — denn sie schossen noch immer in's Blaue hinein — und bald waren sie aus dem Wagen gesprungen bei mir. Die Dampfwolke um uns her zertheilte sich nach wenigen Augenbliken, und um uns lagen vor und auf dem Wege sechs Räuber todt oder sterbend, auch ein Paar Pferde, etliche andere Pferde liefen mit ledigem Sattel in der Nähe umher. Von uns waren nicht weniger als drei verwundet, einer von einem Lanzenstich und die beiden andern, ein Offizier und ein Texaner, von den Büchsenkugeln der Räuber; der leztere war sehr schwer verwundet, indem die Kugel durch seine rechte Schulter bis nahe an den Rükgrat eingedrungen war. Die Räuber hatten dieses Mal heftigeren Widerstand als gewöhnlich geleistet, und unsere Vermuthung, daß Amerikaner bei ihnen gewesen, fand sich bestätigt, denn einer der Getödteten wurde als ein Irländer erkannt, welcher von unserer Armee desertirt war. Von den sechs Räubern waren zwei verwundet und lagen stöhnend am Boden unter den Pferden. Da sie aber gehörig abgestraft waren, so versprachen wir ihnen Hülfe vom nächsten Dorfe zu schiken. Nachdem wir Gurley wieder festgebunden und Le Barrilade weggeräumt hatten, stiegen wir wieder in den Eilwagen und fuhren nach Toluca. Der Erfolg unseres Abenteuers war für uns sehr erfreulich, denn damit verschwand jene Räuberbande gänzlich aus der Sierra, und so lange wir noch in Mexiko blieben, wurde auf diesem Wege kein einziger Eilwagen mehr angefallen. Herr Gurley ward mit den vollständigen Beweisen seiner Schuld den mexikanischen Behörden überliefert und wurde von diesen zur Strafe der Garotte (Erdrosselung) verurtheilt.

Anekdoten.

Ein prächtiger Spaß ereignete sich kürzlich in Denning. Ein Herr Hinkley war mit einem Fräulein Donaldson soweit übereingekommen, sich an einem bestimmten Tage zu heirathen. Als der Bräutigam am Hochzeitstag ankam, sagte ihm ein junger mit einer Flinte bewaffneter Mann, daß er nicht in das Haus dürfe, und auch am Thore war mit großen Buchstaben zu lesen: „Verbotener Eingang!" Der Vater der jungen Dame wollte nämlich diese Heirath verhindern. Anfangs zwar ließ sich der Bräutigam durch diese Drohungen nicht abschreken, sondern schritt kek und kühn dem Ziele seiner Wünsche entgegen, aber ernste Drohungen mit dem Schießgewehr schrekten ihn ab. Nun nahm er seine Zuflucht zur List. Seine Braut besaß nämlich einen Ring von ihm, und deßwegen ging er zu Richter Osterhoudt, wo er einen Warrant gegen seine Verlobte herausnahm, daß sie unter falschem Vorwande sich fremde Güter zugeeignet habe. Ein Constable mußte nun das Fräulein holen, deren Vater schon wieder auf das Feld hinausgegangen war, weil er glaubte, der ungestüme Liebhaber habe sich entfernt. Wie nun die Gefangene vor dem Richter erschien, zog der Bräutigam seine Klage zurük, ließ sich mit seiner Verlobten trauen, wozu dieselbe freudig „Ja!" sagte, und — zahlte die Unkosten. (K. B.)

* * *

Werth eines Ehemannes. In Kalifornien werden Menschenleben höher tarirt als in der Schweiz. Das richterliche Komite des Stadirathes von St. Franzisko empfiehlt in einem Berichte, der Madame Greenhow, früher in Washington wohnhaft, die Summe von 10,000 Dollars auszuzahlen als Ersaz für ihren Ehemann, der durch einen Fall auf den schlechten Fußwegen der Stadt um's Leben kam.

* * *

Schrekliich — wenn es kein Temperenzpuff ist! In der Nähe von Kenosha, Wisconsin, wurde ein Mann, während er in einem Zustande gänzlicher Betrunkenheit auf der Straße lag, von den Schweinen zerrissen und gefressen. Man fand nichts mehr von ihm, als Knochen und einige Stuke seiner Kleidung.

Verschiedenes.

Schweiz. Bern. (Noch nie dagewesen.) Im Intelligenzblatt empfiehlt sich das Büreau Bichsel zu Aufträgen „sowohl in den Freien als in den Vereinigten Staaten Nordamerikas". Nach Herrn Bichsel sind also die Vereinigten Staaten keine Republiken.

— (Auch schon dagewesen.) In Bern will Herr R. Stettler, der bisherige Verleger des „Boten aus Amerika", ein neues Blatt herausgeben unter dem Namen „Schweizerische Auswanderungszeitung". Auch schon dagewesen ist der Titel dieser Zeitung und das Versprechen, daß dieselbe durch Mitarbeiter, die viele Jahre in Amerika zugebracht haben, so wirksam unterstüzt werden solle, wie dieß bei keinem solchen Blatte der Fall sei. (Herr Stettler scheint nicht viele Auswanderungszeitungen zu kennen!) Das gleiche, bescheidene Gelödniß hat vor einem Jahre einer in die Welt hinausgetrompetet, der jezt wahrscheinlich aus dem lezten Loch pfeift; nachträglich hat er es aber anders gedeutet, als seine Abonnenten erwartet haben, indem er jeden Schriftsteller oder Zeitungsschreiber, der seit Jahren ein Buch oder einen Artikel über amerikanische Verhältnisse geschrieben, ohne Umstände als seinen Mitarbeiter betrachtet und nach Belieben deren Produkte seinen Lesern aufgetischt hat.

— Solothurn. Der Regierungsrath hat der Gemeinde Oberbuchsiten bewilligt, 20,000 Fr. für Auswanderungszweke zu verwenden. Hoffentlich werden die Behörden von Oberbuchsiten ihre Armen dahin schiken, wo gegenwärtig allein Aussicht auf eine gedeihliche Zukunft für sie vorhanden ist, nämlich nach Brasilien. In Nordamerika müßten sie gegenwärtig ohne anders zu Grunde gehen; denn, wie wir schon mehrere Male zu bemerken Gelegenheit hatten, ist dort die Noth unter der arbeitenden Klasse sehr groß, und die öffentlichen Arbeiten an Kanälen und Eisenbahnen stoken größtentheils. In New-York allein treiben sich jezt 20,000 Auswanderer ohne Beschäftigung herum und die Stadt ist voll halbverhungerter Unglüklicher, die um einen Bissen Brod betteln und die Nacht beim Feuer der Polizeistationen zubringen. Was aber in den Vereinigten Staaten fehlt, der Verdienst, ohne den die über's Meer spedirten Gemeindsarmen nicht leben können, der ist in Brasilien reichlich vorhanden.

— Aargau. Für den Frühling sollen mehrere Landgemeinden des reformirten Kantonstheils eine Armenspedition nach Amerika vorhaben. Eine einzige Gemeinde will 152 ihrer Spitalversorgten nach Amerika forciren, gleichgültig, ob sie dort hinter den Heken enden. Ist das Christenthum und Sorge für die Armen? (Schw. H.-C.)

— **Neuenburg.** In diesem Kanton soll sich, wie in mehreren Blättern zu lesen ist, eine Gesellschaft von Uhrenmachern bilden wollen, welche Repräsentanten aus allen Stadien der bekanntlich bis zur höchsten Theilung der Arbeit verzweigten Uhrenmacherei zu sammeln und mit einem Kapital von 200,000 Fr. nach Texas auszuwandern vorhabe. Wahrscheinlich nichts anderes, als ein Zweig der gleichen sozialistischen Gesellschaft, von der sich gegenwärtig ein Theil auch in andern Kantonen und im Elsaß zum Aufbruche nach Texas zu V. Considerant rüstet.

Frankreich. Der „Moniteur" enthält ein Dekret, das den Zwek hat, der Auswanderung, welche den Weg über französische Häfen nimmt, allen möglichen staatlichen Schuz angedeihen zu lassen, um diese immer bedeutender werdenden Durchzüge Frankreich zu sichern. Wir werden in den nächsten Nummern das ganze Dekret in Uebersezung bringen.

Belgien. Brüssel, den 19. Januar. Die Auswanderungsangelegenheit, in welcher gestern an den Minister des Innern eine Interpellation gerichtet, von ihm aber in sehr unbefriedigender Weise beantwortet wurde, verdient auch die Beachtung deutscher Behörden und Auswanderungsvereine, damit sie an unserm Schaden klug und vor ähnlichen Schritten gewarnt werden. Um sich nämlich ihrer Armen und entlassenen Sträflinge in leichter Weise für immer zu entledigen, hatten mehrere belgische Gemeinden im vorigen Jahre eine bedeutende Zahl derselben auf Gemeindekosten nach Amerika befördert. Durch den Antwerpener Konsul Nordamerikas wurde die Sache in New-York noch vor Ankunft der Einwanderer bekannt. Die Presse erhob ein einstimmiges Geschrei, daß Amerika sich nicht zum Botany-Bay Europas hergeben könne. Bei Ankunft des Schiffes wurden alle belgischen Passagiere einer strengen Kontrolle unterzogen und die wirklichen oder vermeintlichen Exsträflinge in's Gefängniß geworfen, wo sie wohl noch jezt schmachten; außerdem sehen sich seither alle in Amerika ankommenden Belgier besonders lästigen Formalitäten unterworfen, und auch die seit Jahren dort ansäßigen Belgier sind vielen Unannehmlichkeiten ausgesezt, da sich in Folge jenes Vorfalls in Amerika der Glaube verbreitet: alle eingewanderten Belgier seien Exsträflinge. Um die Aufregung zu beschwichtigen und weiterhin die einwandernden Belgier vor Unannehmlichkeiten zu schüzen, hat unsere Regierung der amerikanischen gegenüber die Verpflichtung übernommen, künftighin nur Individuen von anerkannter Moralität die Erlaubniß zur Auswanderung zu ertheilen. (Schw. M.)

Nordamerika. Vereinigte Staaten. Im Kongreß wird ein neues Ministerium, das „Departement der Geseze" oder besser der Gesezlichkeit, beantragt. Dasselbe hätte die oberste Aufsicht über die Gerichtshöfe, die Gerichtsmarschälle und andere gerichtliche Beamten der Union zu führen und zugleich die Rechnungen aller übrigen Departements zu kontroliren. Die Gesezlichkeit hat allerdings in den Vereinigten Staaten außerordentliche Maßregeln zu ihrer Aufrechterhaltung nöthig. Ein Beispiel für viele s. unten bei Alabama.

— (Politisches.) Aus Washington kommt die wichtige, übrigens schon lange erwartete Nachricht, die bisher ziemlich passive Politik der Vereinigten Staaten gegen Spanien habe sich geändert. Der Sekretär des Aeußern arbeite eine sehr kriegerische Botschaft aus, die der Präsident Pierce dem Kongreß vorlegen werde. — Andere, noch neuere, aber nicht so wahrscheinliche, Nachrichten, namentlich die Volksstimmung betreffend, lauten für Spanien günstiger.

— (Neue Rettungsstationen.) In Anbetracht der großen Anzahl von Schiffbrüchen, welche in diesem Jahre an den Küsten der Vereinigten Staaten, und zwar namentlich an den Küsten von Long-Island und New-Jersey stattgefunden, hat der Kongreß am 14. Dezember einen Beschluß gefaßt, welcher unter dem Titel: Akte zur Erhaltung des Lebens und Eigenthums der Passagiere von Schiffen, welche an den Küsten der Vereinigten Staaten Schiffbruch leiden, den Staatssekretär zur Errichtung neuer Rettungsstationen ermächtigt.

— (Unrentable Verbrecherauslieferung.) Um einen mit 10,000 preuß. Thlrn. nach New-York flüchtigen Kassabeamten wieder zu erhalten, mußte die preußische Regierung eine Advokatenrechnung von 10,000 Dollars und eine Menge Staatsauslagen entrichten; von dem unterschlagenen Geld erhielt sie gar Nichts. Daraus kann man den Werth von Verbrecherauslieferungsverträgen mit Nordamerika entnehmen, und die Schweiz wird sich wohl zu hüten haben, je ein Auslieferungsbegehren zu stellen. Um diesen Preis werden die Aargauer ihren Friedrich wohl in Amerika lassen, wenn sie nicht schon aus andern Gründen auf seine Wiederbeibringung verzichtet haben.

— Alabama. (Pöbelherrschaft.) In der Stadt Tuskagee ward vor Kurzem ein gewisser Oberst Benjamin W. Walker in's Gefängniß abgeführt, weil er sich weigerte, einem gerichtlichen Befehle Folge zu leisten, kraft dessen er 17,000 Dollars, die er als Kurator eines Gutes inne hatte, auszahlen sollte. Während der nächsten Sizung desselben Gerichtshofes erbrachen einige seiner Freunde das Gefängniß und brachten ihn in den Gerichtshof, wo er verlangte, daß sein Fall nochmals verhandelt werde. Der Richter schlug dieses Begehren ab, und nachdem mehrere Schlägereien im Gerichtslokale stattgefunden hatten, kehrte Walker in's Gefängniß zurük. Einige Tage später ließ Oberst Reynolds, Befehlshaber eines Regiments, seine Leute aufmarschiren und führte sie nebst einer Kanone gegen das Gefängniß. Diese Soldaten, welche Fahnen mit der Aufschrift „Walker" und „Alabama beschüzt seine Bürger" trugen, erbrachen das Gefängniß, befreiten Walker und trugen ihn im Triumph auf eine Rednerbühne, nachdem er erklärt hatte, er sei bereit, sich dem Willen seiner Freunde zu fügen. Auch ein Geistlicher hielt eine Rede, in welcher er diese Gewaltthätigkeiten vertheidigte. Walker wurde hiernach in seine Wohnung getragen, vor welcher 100 Mann als Schuzwache zurükblieben. Der Sheriff begab sich mit den ihm zur Verfügung stehenden Mannschaften gleichfalls dorthin, vermochte jedoch nichts auszurichten.

— **Mexiko.** Santa Anna ist wieder mit großer Mehrheit zum Präsidenten gewählt worden. Seine Truppen haben wiederholt über die Insurgentenarmee unter General Alvarez gesiegt, was diesen jedoch nicht hinderte, sich der Hauptstadt bis auf 18 Meilen zu nähern.

— (Der Tartar in Mexiko.) Am 4. November wurde in Mexiko im Cafe zum Wilhelm Tell die Einnahme von Sebastopol durch ein Gastmahl, das Gedek zu 5 Piaster, feierlich begangen.

Südamerika. Brasilien. Rio Janeiro, 13. Dezember. In Folge günstiger Berichte aus Europa sind hier in sechs Tagen 135,700 Säke Kaffee verkauft worden; wovon 70,000 für die westeuropäischen Häfen und 16,000 für das mittelländische Meer. Die Preise heben sich.

Verzeichniß

der im Jahr 1854 durch HH. Barbe & Morisse in Havre (General-Agentur für die Schweiz: Steinmann-Drevet in Basel) expedirten Emigranten-Schiffe.

a. Nach New-York.

Abfahrt von Havre.		Namen der Schiffe.	Namen der Kapitäne.	Ankunft in New-York.	
Jan.	11.	St. Fillmore	Smith	März	16.
„	25.	Ed. Forrest	Crocker	Febr.	23.
Febr.	1.	New-York	Edwards	März	1.
„	11.	Mary Elisabeth	Hitschborn	„	31.
„	21.	Geo Hurlbut	Post	April	13.
„	28.	Forrest City	Allen	„	9.
März	1.	Grotto	Stuart	Mai	9.
„	2.	Satellite	Amsburr	April	12.
„	4.	Samoset	Chapman	„	10.
„	8.	J. Wesley	Curtis	„	14.
„	15.	S. G. Hyde	Snow	„	20.
„	16.	Macedonia	Rebli	„	20.
„	18.	Alb. Gallatin	Salter	„	20.
„	21.	Metropolitan	Barstow	„	31.
„	29.	Challenge	Kenny	Mai	11.
„	31.	Welkin	Glover	„	12.
April	11.	Heidelberg	Williams	„	15.
„	15.	Camillus	Westendorff	„	20.
„	16.	Ch. Hill	Leerau	„	18.
„	18.	Advance	Child	„	18.
„	19.	Statesmann	Watts	„	20.
„	25.	W. Belle	Jones	„	20.
„	26.	Lisbon	Curtis	„	28.
„	30.	Frances	Leavitt	„	30.
„	30.	Realm	Stevens	Juni	1.
Mai	3.	M. Livingston	Stenson	„	1.
„	9.	Inventa	Watts	„	19.
„	12.	Kennebec	Delano	„	19.
„	18.	Antelope	Shinn	„	24.
„	19.	E. Kimball	Lewis	„	29.
„	30.	A. Cornice	Singer	Juli	6.
„	31.	Union	Pennel	„	1.
Juni	7.	Hungarian	Patterson	August	10.
„	8.	Bav[illegible]	Richardson	Juli	22.
„	15.	Rh[illegible]	Reß	„	23.
Juni	17.	Lamont	Stephansen	August	19.
„	22.	Olivia	Spall	„	9.
Juli	1.	Mountaineer	Robinson	„	16.
„	3.	Adams	Brooks	„	23.
„	6.	Admiral	Bliffans	„	15.
„	15.	Leonidas	Wilson	„	21.
„	23.	Vaucluse	Hewes	Sept.	5.
„	29.	Hortensia	Hattaway	„	2.
August	1.	Arlington	Ryan	„	15.
„	6.	W. B. Travis	Smith	„	16.
„	13.	Spark the Ocean	Stahl	„	18.
„	21.	Memphis	Davis	Okt.	3.
„	27.	N. Parker	Trefethen	„	10.
„	30.	Emma	Agry	„	5.
Sept.	6.	T. M. Donald	Skinner	„	14.
„	9.	W. Laytin	Carpenter	„	22.
„	16.	Farwest	Bonnett	„	23.
„	22.	N. L. Gillchrest	Gillchrest	„	22.
„	22.	E. Stringer	Thompson	„	25.
„	27.	Robert	Prince	„	27.
„	28.	Westmoreland	Decan	„	26.
Okt.	1.	Knickerbocker	Peabody	Nov.	2.
„	6.	New-England	Protean	„	4.
„	10.	Ch. Hill	Hale	„	18.
„	18.	Canvaß-Back	Clerk	„	21.
„	21.	Ravenswood	Plurson	„	24.
„	27.	Catharine	Coward	Dez.	8.
„	31.	Annapolis	Greham	„	9.
Nov.	8.	Advance	Leecrau	„	15.
„	9.	S. Greenmann	Magna		
„	21.	Irene	Williams		
Dez.	6.	Corinthian	Dyer		
„	10.	Zürich	Rich		
„	12.	Alleghangan	Stalsen		
„	26.	E. Crooker	Moorehead		
Jan.	5.	Olivia	Spall		

b. Nach New-Orleans.

Abfahrt von Havre.		Namen der Schiffe.	Namen der Kapitäne.	Ankunft in New-Orleans.	
Jan.	11.	S. Purrington	Moses	März	12.
„	12.	M. J. Ward	Storrer	„	10.
„	30.	Olivia	Spall	„	10.
„	30.	M. C. Day	Chase	„	13.
Febr.	11.	Orphan	Kempton	„	28.
„	21.	B. Assise	Grielen	April	17.
„	21.	Ferriere	Crussart	„	20.
März	2.	Chimborazo	Gillchrest	„	24.
„	10.	Mulhouse	Healy	„	23.
„	14.	L. Dyer	Rodewald	„	27.
„	20.	H. Burrington	Gieren	„	30.
„	24.	Athens	Robertson	Mai	31.
„	23.	Ocean Home	Meryman	„	17.
April	13.	Charlemagne	Crawford	„	24.
„	12.	Carack	Norris	„	23.
„	30.	Monmouth	Trufant	Juni	25.
Juli	11.	Württemberg	Wilner	Sept.	3.
August	20.	Mulhouse	Healy	Okt.	10.
Sept.	1.	Archland	Stone	„	24.
„	11.	Radius	Dillingham	Nov.	10.
„	20.	Carrack	Norris	Okt.	27.
„	20.	Redwood	Roß	Nov.	11.
„	27.	Creole	Pierce	„	12.
Okt.	1.	M. Taylor	Trench	„	13.
„	13.	Ticonderoga	Bogle	„	28.
„	21.	Heidelberg	Williams	Dez.	3.
„	27.	J. C. Calhoun	Sport		
Nov.	1.	W. Nelson	Cheever		
„	8.	Marmion	Hadley		
„	9.	M. Livington	Sampson		
„	10.	J. Hancock	Ford		
Dez.	2.	Gosport	Strickland		
„	10.	Elisabeth	Bliß		
„	21.	Württemberg	Wilner		
		H. Grumell			

Abonnementspreis.
Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".

Einrückungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Freitage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 5. | Freitag den 2. Februar. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Fünfter Jahrgang. | 1855.

Die Nachweisungs-Büreaux zu New-York und ihre Kollegen in der Schweiz.

Auf welche Art und in welchem Maße Emigrantenschwindeleien sowohl dießseits als jenseits des Ozeans betrieben werden und immer mehr überhand nehmen, davon liefern uns jede Woche europäische, wie nordamerikanische Zeitungen neue Beweise. In demselben Maßstabe oder noch weit mehr nimmt auch die Noth derjenigen zu, welche sich verloken ließen, in das scheinbar so glükliche Nordamerika zu übersiedeln, die jezt meistentheils statt großen Lohnes hungrige Mägen, statt goldener Berge, welche man ihnen dort drüben erwarten zu können vorspiegelte, nur Jammer und Noth gefunden haben. Aber nicht allein die Lebensmittelteuerung und die völlige Stokung der Gewerbe sind es, welche die Auswanderer bei ihrer Ankunft in einer der Seestädte Nordamerikas unheilverheißend begrüßen, sondern ebensosehr auch die großartigen Schwindeleien und Betrügereien, welchen der arme Auswanderer daselbst ausgesezt ist. Unter lezteren nehmen die sogenannten Nachweisungs-Büreaux oder Intelligenz-Komptoirs, welche den neuen Ankömmlingen scheinbar so liebreich an die Hand gehen, eine der ersten Stellen ein. Sie lassen sich die gar nicht unbedeutenden Kosten nicht verdrießen, offene Stellen, Dienstpläze ꝛc. in den Zeitungen bekannt zu machen. Diese sogenannten Licenz-Beamten (denn das Geschäft ist patentirt), besonders zu New-York, geben den andern Emigranten-Schwindlern in Nichts nach, ja übertreffen dieselben meistens an Finesse, Kühnheit und Unverschämtheit. Es ist gewiß am Plaze, die Auswanderer auf diese Betrugskomptoirs aufmerksam zu machen, die dem Unerfahrnen doppelt gefährlich sind, eben deßwegen, weil er ihnen als lizensirten, d. h. obrigkeitlich patentirten, Anstalten sein Vertrauen unbedingt schenken zu dürfen glaubt.

Kommt ein Auswanderer in New-York an, so ist natürlich seine erste Frage: wo finde ich Arbeit? wo Anstellung? wo Brod? Das wird wohl gewiß leicht sein, denkt er; denn alle täglichen Blätter strozen ja von Ankündigungen, daß bedeutende Arbeitskräfte für jedes ordentliche Fach gesucht werden. Natürlich fehlt es auch nicht an Versprechungen großen Lohnes. Nun wendet sich der arbeitsuchende Emigrant an das Komptoir, welches benannte Ankündigungen eingerükt hat. Da muß er vor allem aus 1 Dollar Einschreibungsgebühr bezahlen und wird dann auf einen der nächsten Tage bestellt. Voll Vertrauen wartet er 2, 3—4 Tage, frägt beschieden wieder an, erhält aber die Antwort: die Reihe sei noch nicht an ihn gekommen. So vergehen 2—3 Wochen und der Geschäftsführer drükt sein höchlichstes Bedauern aus, daß er keine Stelle für seinen Kunden habe finden können. Der Emigrant erhält einen halben Dollar wieder zurük und wundert sich am Ende noch über die Ehrlichkeit des Komptoirs, das eigentlich nicht den mindesten Schritt für ihn gethan hat, den halben Dollar aber gerne in die Tasche stekt. Diese Gattung von Betrügern sind aber noch die ehrlichsten; die mehr kühnern oder unverschämtern halten sich für vollkommen berechtigt, den ganzen Dollar für sich zu behalten und den Arbeitsuchenden, statt ihnen ihr Bedauern auszudrükken, mit Güte oder Gewalt die Thüre zu weisen, wohl wissend, wie schwer es dem armen Auswanderer ist, auf gesezlichem Wege die Rükzahlung des Dollars zu erzwingen. Wieder andere Geschäftsmänner dieser Art wissen ihre Kunden auf schnellere Art sich vom Halse zu schaffen. Finden sie es bei ihren Connexionen unmöglich, den Ansuchenden eine Stelle zu verschaffen, so schiken sie dieselben auf's Gerathewohl unter Addresse fingirter oder cristirender Personen in's Land hinein, indem sie den Leuten einen feinsollenden schriftlichen Auftrag von der betreffenden addressirten Person vorzeigen. Sind einmal dann die Betrogenen aus der Stadt, so sind sie auch unschädlich, denn die Kosten der Rükreise zu bestreiten ist ihnen unmöglich, da ihnen die Hinreise den lezten baaren Heller geraubt hat. Uebervortheilungen dieser Art kommen in erstaunlicher Menge vor. Von allen Theilen der Vereinigten Staaten laufen Berichte darüber ein, und viele hundert Unglükliche, die von New-York aus auf gut Glük expedirt worden sind, schmachten im tiefsten Elend. Einem Brief des Bevollmächtigten der Emigrationskommission in Albany, Hrn. Schröder, zufolge kommen täglich solche Fälle dort vor und lezten Herbst z. B. mußten an sechzig Arbeiter, die von einem New-Yorker Intelligenz-Büreau dorthin gesandt, die Hülfe der Kommission in Anspruch nehmen, um sich vor dem Verderben zu schüzen. — Die Behörden haben bis jezt in der Verfolgung dieser Art Betrügerei sehr ungenügende Resultate erhalten. Dem Betrogenen steht zwar wohl eine Entschädigungsklage auf dem Civilwege offen; aber das Prozessiren kostet in Amerika viel Geld und ist überdieß für den armen fremden Mann dem einheimischen Spizbuben gegenüber eine sehr unsichere Sache. Wir warnen daher alle Auswanderer angelegentlichst vor Annahme solcher Arbeitsofferten, wie unter den Firmen: Dreyer und Kaufmann, John, J. Helbling u. Komp., Werner, Spink ꝛc. tagtäglich in den New-Yorker Blättern angekündigt werden. Denn wie unmöglich es fast ist, daß gegenwärtig Auswanderer in New-York Arbeit und Unterkommen finden können, beweisen neben den Privatnachrichten die vielen Berichte aller Blätter. Unter anderm geben wir hier nur einen dieser Berichte, welchen die Weserzeitung uns mittheilt:

„Frühere Mittheilungen, daß es den Auswanderern in New-York in den lezten Monaten kaum möglich geworden ist, ein anständiges Unterkommen zu finden, werden in folgendem Briefe, den die „Times" mittheilt, bestätigt. — Die Zeiten, heißt es in diesem vom 24. Dezember datirten Briefe, sind hier sehr schlecht. Sämmtliche Artikel — Lebensmittel allein ausgenommen — sind um 30% gefallen. Wir haben einen strengen Winter. Alles ist zugefroren und Tausende sind arbeitslos. Durch den Stillstand aller Unternehmungen, durch die verminderte Zirkulation in Folge übermäßiger Einfuhr und der großen Baarausfuhr nach England sind sämmtliche Magazine mit europäischen Artikeln überfüllt. Es treiben sich hier 20,000 Emigranten ohne Beschäftigung herum. Möchte doch ein Menschenfreund in Europa die Leute jezt vor dem Herüberkommen warnen. Sie geben dem Hungertode entgegen. Es werden in unserer Stadt jährlich an 2 Millionen Dollars zu wohlthätigen Zwekken verausgabt, aber es reicht nicht aus. Wir werden die Ankömmlinge besteuern müssen, um der Auswanderung Schranken zu sezen. Unsere Stadt ist voll von halbverhungerten Unglüklichen, die um einen Bissen Brod betteln und die Nacht beim Feuer der Polizeistationen zubringen. Gott stehe ihnen bei!"

Aehnliche Berichte sind auch von mehreren andern Seestädten vorhanden. Daß es da Jemand hierzulande einfallen kann, gegenwärtig durch Aufforderungen und Versprechungen Leute zu bewegen, sich dahin zu wenden, wo sie sicher nur ihrem Ruin entgegen sehen, ist kaum zu glauben. Und doch ligt uns eine solche schwindelhafte Anzeige eines Angestellten der Agentur J. B. in Bern vor, nach welcher „unverheirathete Mannspersonen vom 18—30. Jahre Adressen erhalten können, worauf sie in Amerika in wenig Tagen Landarbeit à 12 Dollars per Woche neben freier Kost und Wohnung haben können." Nun ist aber bekannt, daß Arbeiter, welche schon längere Zeit in Amerika sind, und sich Sprache und Sitten bereits angeeiguet haben, nur mit 8 Dollar per Monat, nicht aber per Woche mit 12 Dollar bezahlt werden, wie benanntes Inserat des J. H. H. im Zürcher Anzeiger, Nro. 10, das auswanderungslustige Publikum glauben machen will. Ob wohl die genannte Firma B. selbst an die Wirklichkeit der versprochenen hohen Arbeitslöhne glaubt, oder ob sie sich nicht mit Bewußtsein der heillosesten Marktschreierei schuldig macht? Ist es denn möglich, daß Herr B. und seine Unteragenten nichts von dem Elende der Einwanderer in New-York wissen, das der ganzen Welt bekannt ist? Hätten die 20,000 brodlosen Auswanderer, die gegenwärtig halb verhungert die Straßen New-Yorks durchziehen, wohl nicht längst schon jene glänzenden Gelegenheiten benüzt, und zwar mit Freuden um die Hälfte Lohn, wenn sie wirklich vorhanden wären? Wenn aber das Elend und die Arbeitslosigkeit in den Seestädten Nordamerika's gegenwärtig schon groß ist, was wird dann erst diejenigen Leichtgläubigen für ein Schikksal erwarten, die sich erst jezt noch durch Ankündigungen, wie die B.'schen, nach Amerika verloken lassen?

Solche Schwindeleien beweisen leider, wie wenig am Ende Auswanderer troz einer Kautionsleistung von Seite der Agenturen sicher vor Uebervortheilungen, Betrug und Schwindelei sind, wenn nicht die Behörden auch diese Anzeigen und Versprechungen ihrer sorgenden Zensur unterwerfen. Die Auswanderer aber

sollten sich von solchen Agenturen, die im Stande sind, derartige glänzende Versprechungen anzubieten, genügende Reverse ausstellen lassen, die ihnen die Rückzahlung ihrer Ueberfahrtssumme für den Fall, daß ihre zuversichtlichen Erwartungen auf Verdienst sich nicht erfüllen, zusichern würden! — Was gilt's, der Herr B. unterschreibt keinen solchen Revers?

‡ Amerikanische Zustände der Gegenwart.

Seit einer langen Reihe von Jahren sind die Vereinigten Staaten Nordamerikas für die deutsche Auswanderung das gelobte und heißersehnte Kanaan der Hoffnung gewesen. Neben der schlauen Spekulation als Triebfeder war es vorzüglich die bedrängte Armuth, welche der Meinung war, dort fließe Milch und Honig, wie daheim das Wasser in den Bächen, und die Vereinigten Staaten Nordamerikas seien das glücklichste Paradies, wohin man nur kommen dürfe, um mit einem Zauberschlage alle seine Hoffnungen und Wünsche erfüllt zu sehen. Daher der mit jedem neuen Jahre höher und gewaltiger anschwellende Strom deutscher Auswanderungen, die vorzüglich im letztverflossenen Jahre so massenhaft sich herausstellten, wie noch in keinem der früheren.

Aber auch in keinem Jahre ist die Enttäuschung jener Hoffnungen in so augenscheinlicher und allgemein faßlicher Weise zu Tage getreten, wie gerade im Jahre 1854.

Nicht weniger als **12,000** (nach andern Berichten sogar 15,000) Neueingewanderte sahen sich in dem kurzem Zeitraume von nur **sieben Monaten** — Mai bis Dezember — gezwungen, bitter enttäuscht in ihren Hoffnungen, dem Norden Amerikas den Rücken zu wenden, um in die kaum von ihnen verlassene Heimat wieder zurückzukehren und zwar noch ärmer, als sie dieselbe vor Kurzem erst verlassen hatten. Nur der größte Mangel und die sichere Aussicht auf völligen Ruin konnten es sein, die diese Massen von Menschen wieder zurücktrieben in ihr Vaterland, mit welchem sie alle Bande gebrochen wähnten.

So groß aber diese Zahl auch scheinen mag, so umfaßt sie dennoch nur die wenigen Glücklichen, welche noch die Mittel zur Rückreise in den Händen hatten, und sie ist unbedeutend und gering im Vergleiche zu den Massen, welche nicht vermögen, das Fahrgeld für die Rückreise aufzubringen und deßhalb nun in einem fremden Lande in namenlosem Elende verschmachten, verkümmern und zu Grunde gehen, weil sie die leichtsinnige Thorheit begingen, ohne reifliche Ueberlegung oder hinlängliche Kenntniß des Bodens und der politischen Verhältnisse sich in ein Land überzusiedeln, das im Sonnenschein der Ferne ihnen als ein Paradies entgegenschimmerte, das aber bei ihrem Eintritte in dasselbe sich ihnen als eine dürre und unfruchtbare Wüste erwiesen hat.

Woher aber diese befremdende, den bei uns seit Jahrzehnten eingewurzelten Ansichten und Ueberzeugungen so geradezu widersprechende Erscheinung, die als warnendes Schreckbild in so greller Weise plötzlich vor den Augen des staunenden deutschen Volkes auftaucht, und die, so zur unbestrittenen Thatsache geworden, von Niemanden geleugnet werden kann?

Wir irren uns sicher nicht, wenn wir den einfachsten und natürlichsten Grund zunächst in den zeither alle Jahre wiederkehrenden massenhaften Auswanderungen nach Nordamerika finden.

Durch die Hunderttausende von Personen, welche mit jedem neuen Jahre sich im Norden Amerikas eine neue Heimat gründen wollten, mußte ja nothwendiger Weise der früher sich fühlbar machende Mangel an menschlichen Arbeitskräften anfangs gemindert und endlich völlig gehoben und beseitigt werden. Es war ja vorauszusehen, daß bei den fortwährenden Einwanderungen von Leuten, die in der Regel nur auf ihrer Hände Arbeit angewiesen waren, endlich ein Zeitpunkt eintreten mußte, wo die Arbeitskräfte dem Kapitale Nordamerikas das Gleichgewicht halten und jene von diesem nicht mehr gesucht werden würden; von da ab aber — und es konnte nicht anders sein! — mußten die früher für die Auswanderer günstigen Verhältnisse sich offenbar in die entgegengesezten ungünstigen umwandeln; von dieser Zeit an mußten die Vereinigten Staaten Nordamerikas aufhören, selbst für den thätigen Einwanderer ein Land des Brodes und des Verdienstes zu sein; von der Zeit an konnte derselbe dort — und zwar in gewissen Beziehungen unter ungünstigeren Verhältnissen — nur das finden, was er in der Heimat verlassen hatte: Sorge, übermäßige Anstrengung, Entbehrung, Elend und Noth.

Dieser Zeitpunkt nun ist leider bereits in unsern Tagen zu seiner völligen Reife gelangt; es sind zur Zeit mehr Arbeitskräfte im Norden Amerikas angehäuft, als das Kapital zu beschäftigen und zu verwerthen im Stande ist; es ist eine Wahrheit, daß schon jezt Tausende daselbst Hunger leiden, oder sich mit der kümmerlichsten Nahrung behelfen müssen, und es irren, um aus der allgemeinen Noth nur ein Beispiel anzuführen, gegenwärtig allein in New-York und dessen nächsten Umgebungen gegen 15,000 deutsche Einwanderer herum, die, dem größten Elende preisgegeben, nicht einmal gegen bloße Verköstigung Arbeit zu erhalten im Stande sind.

Wie aber einerseits dieser Nothstand Nordamerikas durch die unverhältnißmäßig starken Einwanderungen zum Theil herbeigeführt worden ist, so ist er anderseits nicht minder das Resultat der jezt daselbst eingetretenen Geschäftskrisis, die eine nothwendige Folge der dort seit Jahren durchgeführten Geschäftsschwindeleien und großartigen leichtsinnigen Spekulationen ist. In Folge derselben haben bereits seit den lezten Monaten gegen 70 Banken ihre Zahlungen eingestellt; Fallissement folgt auf Fallissement; eine Unmasse großer Fabrikanten können keine Arbeit mehr geben; der Kredit ist verschwunden und um dem Ganzen die Krone aufzusezen, erscheinen an dessen Stelle die Enthüllungen der großartigsten Betrügereien. Es vergeht fast kein Tag, an dem nicht eine kolossale Schwindelei offenbar würde. Den Millionendiebstählen von Schuyler, Crane und Henry Meiggs treten allein in New-York die Geldunterschlagungen von 100,000, 150,000 und 40,000 Dollars zur Seite; Betrügereien, die seit wenigen Wochen entdekt und von den Beamten von 4 verschiedenen Banken — Right Avenue Bank — American Exchange Bank — Ocean Bank und Markes Bank ausgeführt worden sind.

Aehnliche Berichte von gleichen Schwindeleien gehen fast täglich aus allen Theilen des Landes ein. Hier (in Baltimore) schwindelt ein Bauunternehmer durch falsche Wechsel die Summe von 60,000 Dollars zusammen und macht sich dann aus dem Staube, dort (in New-York) stiehlt ein Postbeamter die Geldbriefe und betreibt dieses Geschäftchen schon seit Jahren mit dem besten Erfolge. — Gleiche Verdorbenheit in der Beamten- und Handelswelt; nirgends eine solide Basis und sichere Garantie, kein Vertrauen und kein Kredit: — kann die **nächste** Zukunft eines Landes, wo solche Verhältnisse herrschen, eine andere sein, als eine trübe, trostlose Zeit der Sorgen und Entbehrung? Die Zukunft ist das Ergebniß der Vergangenheit und der Gegenwart und wer aus den gegenwärtigen verfallenen und verdorbenen Verhältnissen Nordamerikas auf eine gesegnete und blühende nächste Zukunft schließen wollte, würde dem Thoren gleichen, der goldenen Sonnenschein prophezeien wollte, weil rings der Horizont mit düsteren, schwarzen und unheilschwangeren Gewitterwolken sich umzogen hat. Bei allem dem jedoch sind wir weit entfernt, den Stab über eine weiter hinausliegende Zukunft Nordamerikas brechen zu wollen; im Gegentheile, wir glauben, daß, wenn die gegenwärtigen Krisen mit ihren nächsten Folgen vorübergezogen, und durch die jezige Gährung die unreinen Elemente im politischen und gewerblichen Leben ausgestoßen sein werden, auch für die Vereinigten Staaten Nordamerikas eine bessere Zukunft anbrechen wird. Denn daß die jezigen faulen und verdorbenen Zustände nicht ewig währen können, versteht sich ja wohl von selbst. So lange aber diese ungünstigen Verhältnisse andauern; so lange die jezt bevorstehende Noth und Unordnung in allen Schichten des amerikanischen Lebens sich fühlbar macht: so lange kann Nordamerika nicht mehr das Ziel der deutschen Auswanderung sein.

Deßhalb ist denn auch mit der Jeztzeit ein Wendepunkt für die Auswanderung nach Nordamerika eingetreten. Dieß ist eine Wahrheit, die mit jedem neuen Tage durch neue Berichte und neue Ereignisse nur fester begründet wird und die von keinem unparteiischen Beobachter mehr geleugnet werden kann.

Der gegenwärtige Nothstand der arbeitenden Klassen im Norden Amerikas hat einen Höhepunkt erreicht, der auch den Verblendetsten die Augen öffnen muß. Daher erheben sich denn auch mit jedem Tage die warnenden Stimmen vor weiterer Auswanderung dahin zahlreicher und kräftiger und verschaffen sich, unterstützt und bekräftigt durch so traurige Thatsachen, täglich mehr Gehör und mehr Geltung. Die lokendenden Stimmen gewissenloser Agenten verhallen immer mehr unter dem allgemeinen Schrei der Noth und Verzweiflung, welcher über den weiten Ozean bis zu uns herüberdringt, und es wird nicht lange mehr dauern, so werden feile Geldspekulanten vergebens ihre glizernden Neze ausspannen und kein verständiger Mensch wird sich mehr darin fangen lassen.

Wie aber einerseits die eigene Klugheit den armen Auswanderer zurückhalten muß, sich eine neue Heimat in den Vereinigten Staaten Nordamerikas zu suchen, so müssen anderseits die Bestrebungen der Behörden und politischen Parteien der Eingebornen jenes Landes den wohlhabenden Uebersiedler nicht weniger unruhig und bedenklich machen.

Es ist eine längst bekannte Sache, die sich mit den schlagendsten Beispielen belegen ließe, daß das amerikanische Recht für den Eingebornen ein anderes als für den Eingewanderten ist. Während der erstere in jeder Beziehung begünstigt wird, geschieht es nicht selten, daß lezterer bei allem Rechte im Unrechte bleibt. Dazu kommen seit neuerer Zeit noch die Bestrebungen des Nativismus, der, erschrekt über die massenhafte Einwanderung, von seinen eigenen Rechten zu verlieren fürchtet und deßhalb dieselbe in jeder Weise zu beschränken sucht; ein Bestreben, welches ein um so nachhaltigeres, unermüdetes und von allen Seiten unterstüzteß sein wird, als die eingeborne Bevölkerung bereits das Gewicht und die Macht der eingewanderten Massen bei verschiedenen Gelegenheiten zu fühlen genügende Veranlassung hatte. Wir können es der amerikanischen Nation gar nicht verdenken, wenn sie ihre Rechte als eingeborne Nation zu erhalten und zu wahren sucht und alles anwendet, um durch die fremde Einwanderung nicht in die Minderheit versezt zu werden. Jedes Volk, welches sich als solches fühlt und nur einige Energie besizt, wird so und nicht anders handeln. Nordamerika hat durch die Einwanderung erlangt, was es brauchte und die Sorge für eigenes Wohlbefinden führt auf dem natürlichsten Wege dazu, daß man jezt dort alle ferneren Einwanderungen mit scheelen Augen betrachtet und zu erschweren sucht. So kommt es denn, daß die politische Tendenz der Gegenwart vorzugsweise dahin gerichtet ist, den Ausländer nur als geduldet erscheinen zu lassen, seine Rechte zu beschränken und ihn überall den Eingebornen unterthan zu machen. Daher denn auch vor Kurzem der Antrag des Senators Adams, der dahin ging, eine Revision der Naturalisationsgesezze zu verlangen und statt des zeitherigen Termins von 5 Jahren einen solchen von **21 Jahren** einzuführen.

Dem deutschen Elemente alle politische Bedeutung zu nehmen, ihm alle und jede Betheiligung an den Fragen der innern Politik abzuschneiden, das ist das geheime und offene Bestreben des Nativismus.

Demnach erwartet denn den Einwanderer neben materieller Noth und Entbehrung auch noch die ziemlich sichere Aussicht auf politische und bürgerliche Rechtlosigkeit.

Wir glauben nicht, daß eine solche Perspektive verlokend sein kann und halten es für unnöthig, vorstehendes Thema noch weiter auszuführen; wir leben der Ueberzeugung, daß die Enttäuschung, wenn auch leider erst spät, doch endlich mit überzeugender Macht eingetreten ist, und wünschen von Herzen, daß die traurigen Erscheinungen der Gegenwart auf nordamerikanischem Boden für die künftigen deutschen Auswanderer Warnungen und Fingerzeige sein mögen, deren Beherzigung und Berücksichtigung nur zu ihrem eigenen Besten dienen wird.

(Forts. folgt.)

Das neue französische Emigrantengesez.

Abschnitt I.

§. 1. Es sollen in den Städten Straßburg, Paris, Havre, Forbach und Saint Louis und in den Orten, wo der Minister des Innern es für nothwendig finden wird, besonders beauftragte Kommissäre unter seiner Aufsicht angestellt werden, welche im Interesse der Polizei und der Auswanderer, die Bewegungen der französischen und fremden Auswanderung zu überwachen haben.

§. 2. In jeder Stadt, welche der Bevollmächtigte bezeichnen wird, soll ein Anweisungs-Büreau unter der Direktion des Auswanderungs-Kommissärs errichtet werden, an welches sich die Auswanderer wenden können, um gratis alle bezüglichen Auskünfte, sei es für ihre Reise durch Frankreich, sei es für ihre Unterstüzung zu Land oder für Ueberwachung der Einschiffungsverträge, zu erhalten; in Ermanglung eines solchen Büreaus werden die Polizei-Kommissäre beauftragt, darüber zu wachen.

§. 3. Kein fremder Auswanderer wird in Frankreich angenommen, wenn er nicht an der Landesgrenze nachweisen kann, als eigenen Besiz, sei es in Münzen oder an Werthsachen, eine Summe von 200 Fr. für Erwachsene und 80 Fr. für Kinder von 6—15 Jahren zu haben; oder wenn er zu Wasser ankömmt, eine Summe von 150 Fr. für Erwachsene und 60 Fr. für Kinder von 6—15 Jahren; nichtsdestoweniger soll jeder einen Kontrakt, welcher ihm seine Durchreise durch Frankreich sowohl als seine Reise nach einem überseeischen Lande sichert, bei sich tragen. Dieser Kontrakt ist aber nicht gültig, wenn er nach den vorschriftsmäßigen Formen von der Gesandtschaft des Landes, welches er verließ, unterzeichnet worden. Enthält der Kontrakt auch das Signalement des Auswanderers in der Weise, daß di

nöthigen Anzeigen die Gleichheit bestätigen, so kann er, nachdem er von der Gesandtschaft oder dem französischen Konsulat visirt wurde, für einen Paß angesehen werden. Das Visa geschieht gratis.

§. 4. Die Gesellschaften oder Agenturen, welche die Rekrutirung oder den Transport von Auswanderern unternehmen, müssen von dem Minister des Akerbaues, des Handels und der öffentlichen Arbeiten autorisirt sein, und eine Kaution, welche von demselben bestimmt wird, im Maßstab von 15—40,000 Fr. hinterlegen, wenn sie nicht vorziehen, eine gehörig versicherte Bürgschaft über die Summe, welche als Garantie der Erfüllung ihrer Verpflichtungen bestimmt werden wird, zu leisten. Die Autorisation ist jederzeit, im Falle eines Fehlers, von dem Minister zurükbehmbar.

§. 5. Hat die Zahlung der Kaution stattgefunden, so wird sie, wie üblich, zu 3% verzinst werden. Sie wird nur 6 Monate nach der Erklärung durch die Gesellschaft oder Agenturen, daß sie der Ausübung ihres Geschäftes entsagen, oder nach dem Zurükzug der Autorisation, wieder zurükbezahlt. Wenn die Kautionssumme durch eine Bürgschaft repräsentirt ist, wird die Kaution auch nur dann erloschen sein, wenn die nämliche Frist vergangen sein wird.

§. 6. Die autorisirten Gesellschaften oder Agenturen können sowohl in Frankreich als im Ausland unter der Bedingung Agenten anstellen, daß dieselben einer geregelten Aufsicht unterworfen werden. Die Gesellschaften oder Agenturen sind für die Handlungen ihrer Agenten verantwortlich.

§. 7. Die Gesellschaften oder Agenturen für Auswanderung werden angehalten, dem Auswanderer, mit welchem sie unterhandelt haben, sei es in Frankreich oder im Ausland, in Ermanglung einer Copie seines Vertrags, ein namhaftes Bülletin zuzustellen, welches seine ganze Persönlichkeit, den Ort seiner Bestimmung und die ausgemachten Bedingungen für den Transport enthalten muß. Während der 24 St. der Ankunft im Einschiffungshafen, müssen die Gesellschaften oder Agenturen dem Auswanderungs-Kommissär eine genügende Liste, enthaltend die Namen des Auswanderers und die weitern besondern Anzeigen des vorangegangenen Gesagten, übergeben.

§. 8. Die Gepäke und Lebensmittel der Emigranten, welche über die französische Grenze per Eisenbahn befördert werden, werden wenigstens bei Verdacht des Schmuggels an das französische Zollhaus mit völliger Freiheit des Zolles und der Plombirung der Frachtstüke, adressirt. Sie werden in geschlossenen Wägen oder unter Plomen placirt, gehörig mit dem Zollblei gesiegelt, und wenn nöthig, unter die Aufsicht der Vorgesezten gestellt. Die Auswanderer können, in den zu ihrem Transport belasteten Wagen, durchaus keine Frachtstüke mit Kaufmannswaaren, die Abgaben oder dem Verbote unterworfen sind, mit sich führen. Nach Ankunft des Geleitsschiffs im Einschiffungshafen kann der Einlader das Anbordschaffen der Bagage gleich ohne Visa und mit Freiheit von aller Zolltaxe bewerkstelligen.

Abschnitt II.

§. 9. Jedes Schiff, das 40 Auswanderer an Bord hat, ist angesehen, als besonders für Auswanderung bestimmt. (Auswanderungsschiff.)

§. 10. Es ist für jeden Passagier an Bord eines zum Transport bestimmten Auswanderungsschiffes ein Plaz von 1 Metre 33 Centimentres im Quadrat oder 2 Metres 4 Centim. der Höhe des Schiffes nach bestimmt. Kinder unter 1 Jahre sind nicht in die Passagierzahl an Bord mitgezählt.

§. 11. Die zum Transport von Auswanderern bestimmten Schiffe sollen im Zwischendek, sei es zum Wohnen oder für Vorräthe bestimmt, zwischen den Balken zum wenigsten eine Höhe von 1 Metre 83 Centimetres haben. Haben sie eine genügende Anzahl Passagiere erhalten, um den bestimmten Raum nach den oben bestimmten Grundsäzen auszufüllen (1 Metre 33 Centim., oder 2 Metres 4 Centim. per Passagier), so wird das Zwischendek ganz frei gelassen, ausgenommen die Theile, welche gewöhnlich vom Kapitän, den Offizieren und der Mannschaft bewohnt werden. Ist die Passagierzahl unter der Summe des Schiffsreglements, so kann der leere Plaz anstatt mit Personen mit Provisionen (Fleisch und Fisch ausgenommen), Bagagen und selbst einer gewissen Menge Kaufmannswaaren ausgefüllt werden; das Ganze regelt sich verhältnißmäßig nach der Verminderung der Passagierzahl, welche hätte eingeschifft werden können.

§. 12. Es ist verboten, an Bord eines zum Transport von Auswanderern bestimmten Schiffes, irgend eine Kaufmannswaare, welche unbekannt, gefährlich oder ungesund ist, zu nehmen.

§. 13. Die Lebensmittel-Vorräthe, sei es, daß sie durch die Auswanderer selbst eingeschifft, sei es, daß sie durch den Kapitän des Schiffes denselben geliefert werden müssen, sollen zur Vorsorge einer mehr als gewöhnlich langen Dauer der Reise, in hinlänglicher Quantität vorhanden sein. Die Dauer der Reise soll wie folgt berechnet werden:

Für New-York und die andern Häfen der Vereinigten Staaten Nordamerika's, welche auf der westlichen Seite des atlantischen Ozeans liegen	50	Tage,
für Kanada	60	„
„ New-Orleans	65	„
„ die Antillen	55	„
„ den Golf von Mexiko	70	„
„ Brasilien	70	„
„ La Plata	80	„
„ die am Kap Horn und der guten Hoffnung gelegenen Länder, südlich vom Aequator	120	„
für die über das Kap Horn und der guten Hoffnung hinausgelegenen Länder, nördlich vom Aequator	160	„

Beschüsse des Ministeriums des Handels, Akerbaues und der öffentlichen Arbeiten bestimmen oder verändern diejenigen Zahlen, welche in gegenwärtigem Artikel nicht vorgemerkt sind, als längste Dauer der Ueberfahrt.

§. 14. Die Mengen und Arten der Lebensmittel, mit denen der Auswanderer oder der Lieferant sich zu versehen hat, werden durch den Auswanderungs-Kommissär für jede Entferung bestimmt. (Schluß folgt.)

Schiffsnachrichten.

Verzeichniß der vom 12. bis 13. Dezember 1854 aus europäischen Häfen in New-York eingelaufenen Passagier-Schiffe.

12. Liverpool. Am. Schiff „Diadem", Myrik, 57 T., 37 Pass.; zufrieden.
Bremen. Brem. Bark „Richard Cobden", Balleer, 48 T., 239 Pass.; zufrieden.
13. Liverpool. Am. Postdampfschiff „Pacific", Nye, 13 T., 132 Pass.; sehr viel Sturm.
Havre. Am. Bark „Rhodes", Roß, 53 T., 288 Pass.; alle Pass. wurden gesund gelandet, im Ganzen gut.
Bremen. Brem. Bark „Hohenstaufen", Lamke, 50 T., 187 Pass.; zufrieden.
Rotterdam. Am. Brig „Florence", Mitchell, 30 T., 94 Pass.; zufrieden.
Hamburg. Brem. Brig „Joh. Ed. Große", Wiegmann, 66 T., 30 Pass.; hatte acht Todesfälle unterwegs, Beköstigung mittelmäßig, Behandlung gut.
Bremen. Brem. Schiff „Rebekka", Cassebohm, 40 T., 210 Pass.; sehr stürmische Fahrt, hatte zwei Todesfälle unterwegs, zufrieden.
14. Bremen. Brem. Bark „Cathar. Dukwiz", Homeier, 47 T., 215 Pass.; zufrieden.
Bremen. Brem. Bark „Agen und Heinrich", Kohlmann, 45 T., 178 Pass.; hatte viel Sturm unterwegs, zufrieden.
15. Liverpool. Am. Paketschiff „American Union", Kelly, 38 T., 310 Pass.; alle wurden gesund gelandet, mittelmäßig.
16. Antwerpen. Am. Schiff „Sartelle", Cole, 48 T., 201 Pass.; hatte einen Todesfall unterwegs, mittelmäßig.
Liverpool. Am. Paquetschiff „Alb. Gallatin", Delano, 51 T., 651 Pass.; 2 Todesfälle und 2 Geburten unterwegs, sehr stürmische Fahrt, mittelmäßig.
17. London. Am. Paquetschiff „American Congreß", Williams, 39 T., 250 Pass.; ziemlich gut.
Liverpool. Am. Paquetschiff „Yorkshire", Marshall, 39 T., 431 Pass.; beständig Sturm während der Fahrt, 14 Todesfälle unterwegs, schlechte Behandlung, Kost mittelmäßig.
Hamburg. Brem. Brig „Leander", Fettjuch, 48 T., 104 Pass.; ziemlich gut.
18. Liverpool. Am. Paquetschiff „Underwriter", Mulliner, 44 T., 603 Pass.; hatte viel Sturm und 43 Todesfälle unterwegs, Kost mittelmäßig, Behandlung ziemlich gut.
Havre. Am. Schiff „Advance", Lecraw, 38 T., 777 Pass.; hatte 7 Todesfälle unterwegs, zufrieden.
Antwerpen. Am. Schiff „Sarah G. Hyde", Snow, 32 T., 530 Pass.; hatte viel Sturm und 3 Todesfälle unterwegs, mittelmäßig.
Bremen. Brem. Schiff „Westphalia", Mensing, 44 T., (von Falmouth) 196 Pass.; sehr heftige Stürme während der Reise, 8 Kinder starben unterwegs, zufrieden.
Hamburg. Hamb. Schiff „Donau", Trauttmann, 37 T., 232 Pass.; gut.
Bremen. Brem. Bark „Sylphide", Jansen, 38 T., 270 Pass.; 3 Todesfälle unterwegs, zufrieden.
18. Bremen. Oldenb. Brig „Großherzogin von Oldenburg", Schäfer, 50 T., 127 Pass.; 1 Todesfall, ziemlich gut.

Verschiedenes.

Schweiz. Zürich. Lezte Woche sind aus Zürich und Umgegend etliche und zwanzig Mormonen nach Nordamerika aufgebrochen, deren Durchreise auch dem „Schwäbischen Merkur" von Friedrichshafen geschrieben wird. Die Gesichter dieser bethörten Heiri und Hansen, Rägeli und Breneli möchte ich sehen, wenn sie einmal in der Salzseestadt oder auch nur im Kansasterritorium angelangt sein werden, denn ohne Zweifel werden sie schon dort ihre neuen Glaubensbrüder mit andern Augen ansehen, als hier. — Diese Leute scheinen nicht etwa der Hefe des Volkes anzugehören; denn im „Zürcher Anzeiger" ist z. B. zu lesen, daß ein Vater einem Sohne und einer Tochter, die zu der Gesellschaft gehören, als Aussteuer 2000 Fr., ein anderer seinem Sohne 1200 Fr. mitgegeben haben!! Jüngst ist in Bern ein Weib zu mehreren Jahren Zuchthaus verurtheilt worden, weil sie ihre Tochter einer Kupplerin verkauft hatte und zwar gewiß mit vollem Recht; aber ist ein Vater viel weniger strafbar, der seinen Kindern die Geldmittel an die Hand gibt, um sich einer Sekte anzuschließen, bei der die Hurerei eine von Gesezeswegen privilegirte Institution ist? Die Langmuth, mit der die zürcherischen Behörden der Ausbreitung der neuen Lehre zusehen, ist schwer begreiflich und wirft so wenig als der Anklang, den dieselbe unter der dortigen Bevölkerung findet, ein günstiges Licht auf die moralischen Zustände Zürichs.

— Basel. Die Genfer Kolonisationsgesellschaft hat an den Regierungsrath von Baselland das Gesuch gestellt, die Auswanderung nach ihrer Setifansiedelung zu begünstigen und zu unterstüzen; dasselbe ist glücklicherweise abschlägig beschieden worden.

— (Wieder ein Gesez über Auswanderungsagenturen.) Ein solches hat nun auch Baselstadt erlassen. Es ist dasselbe für die schweizerischen Auswanderer von großer Wichtigkeit, da Basel für die große Mehrheit derselben der Ausgangspunkt aus dem Vaterlande ist und in dem neuen Gesez eine Bestimmung enthalten ist, welche nicht bloß die Basler Agenturen, sondern auch die fremden, insofern sie über Basel spediren, den dortigen Gerichten unterstellt. Auch darin unterscheidet sich das Basler Gesez von andern denselben Gegenstand beschlagenden Produkten der Neuzeit, daß den Agenten die Konzession nicht von der Regierung ohne weiteres, sondern erst nach richterlichem Spruch entzogen werden kann.

— Aargau. Aus diesem Kanton sind lezteo Jahr nicht weniger als 2963 Personen ausgewandert, und zwar 2665 nach den Vereinigten Staaten, wobei 911 Ledige, 743 Verheirathete und 1309 Kinder.

Belgien. (Auswanderung über Antwerpen 1854.) Während des verflossenen Jahres sind im Ganzen 25,843 Auswanderer in 108 Schiffen über Antwerpen direkt befördert worden. Diese vertheilen sich nach folgenden Richtungen:

Nach New-York	85	Schiffe	22,178	Ausw.
„ New-Orleans	7	„	1964	„
„ Boston	3	„	188	„
„ Montreal	3	„	269	„
„ Quebec	3	„	376	„
„ Rio Janeiro	4	„	168	„
„ Rio Grande	2	„	200	„
„ Sidney	1	„	500	„
Total	108	Schiffe	25843	Ausw.

Im Jahr 1844 sind in 28 Schiffen 2624, im Jahr 1853 in 66 Schiffen 15,262 Auswanderer über Antwerpen spedirt worden.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. (Die Handelskrise.) Die Einfuhr in den Vereinigten Staaten betrug noch im Jahr 1844 bei einer Bevölkerung von 19 Millionen Seelen 220 Millionen Gulden, während sie im Jahr 1853 bei einer Bevölkerung von 25 Millionen Seelen, auf mehr als das Doppelte oder 543 Millionen Gulden gestiegen war. Man mag sich daraus von der fieberhaften Thätigkeit und Ausdehnung der europäischen Fabriken und der nunmehrigen Ueberfüllung des amerikanischen Marktes mit Waaren einen Begriff machen. Die gleiche Erscheinung zeigt sich in Australien. Die europäischen und besonders die englischen Fabriken arbeiteten d'rauf los, als ob der Absaz hier keinen Boden hätte. Plötzlich hört aller Verkehr auf und es findet sich eine solche Masse Waare vor, daß, wie jüngst ein Waadtländer aus Melbourne schrieb, ein europäischer Kapitalist in Australien die besten Geschäfte machen würde, wenn er die aus Europa eingeführten Waaren zu den gegenwärtigen Spottpreisen dort kaufte, und in Europa zu den laufenden Preisen wieder ver-

kaufte! Welche Folgen ein solcher Zustand auf die Fabrikationsverhältnisse ausüben muß, braucht nicht erst gesagt zu werden.

— New-York. (Ankunft einer Schiffsladung belgischer Sträflinge und Armer in New-York.) Das Schiff „Rochambeau", Stakpole, von Antwerpen, kam am 19. Dezember mit 12 belgischen Sträflingen und 150 Armen, welche von den Behörden abgesandt worden, hier an. Der Polizeibeamte Bell, aus der Mayors-Office, erhielt Wind von den Schiffe und dem Charakter seiner Ladung, und bevor die Passagiere Zeit hatten, zu landen, wurden sie verhaftet und auf Anordnung des Richters Beebe einstweilen in den Tombs untergebracht. Der Officer fing einige Korrespondenzen auf, die für den belgischen Konsul bestimmt waren, worin diesem angezeigt wurde, zu welchem Zwek diese Ladung von Verbrechen und Armuth hieher gesandt worden.

— Pennsylvanien. Philadelphia, 25. Nov. (Flucht der Nonne Josephine.) Miß Josephine Bunkley, eine Novize, die ihre Probezeit noch nicht ganz bestanden, entfloh am 10. d. M. Morgens 3 Uhr aus dem Kloster zu Emmentsburg. Sie ist die Tochter von Joseph Bunkley, Esq. von Norfolk in Virginia, ein Protestant, unter dessen Schuz der Flüchtling am Mittwoch auf dem Heimweg hier durchpassirte. Die mit Miß Bunkley's Flucht verbundenen Umstände werden von ihr selbst und ihrem Vater wie folgt angegeben: Seit sie den Entschluß gefaßt, eine Novize in einem katholischen Nonnenkloster zu werden, hatte man sie in dem St. Josephs-Seminarium als Musiklehrerin u. s. w. während der ersten 10 Monate verwendet. Vor einigen Monaten zurük, kam ihr jedoch Reue über ihre Verbindung mit der Schwesterschaft; sie drükte deßhalb den Wunsch aus, nach ihrer Heimat zurükkehren zu wollen, und schrieb zu dem Ende an ihren Vater. Der Brief wurde vor ihren Augen in Stüke zerrissen, und sie genöthigt, einen andern in ganz entgegengesezem Sinne zu schreiben, daß sie nämlich vollkommen mit ihrer Lage zufrieden sei. Der Brief täuschte ihren Vater, und die Täuschung wurde dadurch bestärkt, daß er alle seine ferneren an die Tochter geschriebenen Briefe uneröffnet zurüterhielt. Miß Bunkley fand zuerst aus, daß sie sich als eine Gefangene zu betrachten habe und dachte nun an Flucht, die sie eines Morgens dadurch bewerkstelligte, daß sie durch die über ihrer Thüre angebrachte schmale Fensteröffnung kroch, in den Hofraum schlich, und den aufmerksam gewordenen Wächter glüklicher Weise durch Versteken hinter einem Baum täuschte und endlich das Freie gewann. In ihrem Novizenkabit und schwarzen Kappe floh das erschrekte Mädchen wie ein aufgescheuchtes Reh durch die finstere Nacht querfeldein 10 volle Meilen weit weg, bis sie in dem Dorfe Creagerstown anlangte, woselbst man sie auf ihre Nachfrage nach dem Stagehause in das Hotel eines Mr. Stevens wies, dem sie sich entdekte und um seinen Schuz ansprach, der sofort zugestanden wurde. Sie schrieb von hier aus an ihren Vater, der alsbald zur Erlösung seiner Tochter herbeieilte. — Miß Bunkley ist 18 Jahre alt, dabei ebenso schön als vortrefflich erzogen, indem sie nicht allein mehrere Sprachen spricht, sondern außergewöhnlich musikalisch gebildet ist. (Fred. Examiner.)

— Missouri. (Ein amerikanischer Arzt.) Im „Anzeiger des Westens", einer deutschen Zeitung, die in St. Louis herausgegeben wird, steht folgende Geschichte aus St. Louis vom 22. Nov.: Gestern Abend wurde ein deutsches, etwa 16jähriges Mädchen nach der Polizei-Office gebracht, die ohnmächtig vor der Apotheke an der Eke der Market-Straße liegend gefunden wurde. Das junge Mädchen, welches mit ihren Eltern und 5 kleinen zwei Squares diesseits vom Arsenal. Vor einiger Zeit starben beide Eltern und das Mädchen sah sich genöthigt, Arbeit zu suchen, um ihre Geschwister vom Hungertode zu retten. Es gelang ihr vorgestern, nachdem sie bereits drei volle Tage, ohne etwas zu essen, existirt hatte, Beschäftigung als Wäscherin zu finden. Gestern Abend verwundete sie beim Waschen ihre Hand durch eine Nadel, die tief in das Fleisch eindrang. Das unglükliche Mädchen begab sich zu einem Doktor, der sie ihrer eigenen Aussage nach einschläferte (also vermuthlich Chloroform gab). Als sie erwachte, sah sie, daß der Arzt ihre rechte Hand abgeschnitten hatte. Sie wankte bis zur Eke der 3. und Marktstraße, wo sie ohnmächtig zusammensank. Nach der Polizei-Office gebracht, wurde sie daselbst noch zwei Mal ohnmächtig. Lieutenant Dowlin schikte die Unglükliche in einer Kutsche nach ihrer Wohnung zurük.

— (Außerordentlicher Heldenmuth eines Knaben.) Vor einigen Tagen wurde die Tunnelbrüke auf der Baltimore- und Susquehana-Eisenbahn in der Nähe von York durch brennende Kohlen, die aus einem Frachtzuge fielen, in Brand gesezt. Das Feuer entstand Abends 7 Uhr und die Brüke stand schon in vollen Flammen, ehe es die Bewohner der Umgegend gewahr wurden. Gegen 9 Uhr stürzte der von den Flammen verschont gebliebene Theil des Holzwerks vollends zusammen. Es hatten sich um diese Zeit gegen 20 Zuschauer dort eingefunden, aber keinem von ihnen, außer einem kleinen 12jährigen Jungen, Namens Ehli Rhem, fiel es ein, daß der von York kommende Zug eben jezt fällig sei. — Ohne sich weiter zu besinnen, eilte der Knabe in vollem Laufe dem Zuge entgegen. Als er um die erste Biegung kam, ungefähr 100 Yard vor der brennenden Brüke, sah er den Zug kommen. Aber wie sich dem Zugführer bemerklich und verständlich machen? Es war keine so leichte Aufgabe, denn da die Führer schon öfters von den Jungen jener Gegend zum Besten gehalten wurden, so war es sehr unwahrscheinlich, daß er dem kleinen Schreier Gehör schenken werde. Mit einem Muthe, der einem Manne Ehre gemacht haben würde, stellte sich der kleine Rhem mit aufgehobenen Armen, aus vollem Halse schreiend, auf die Mitte des Bahngeleises. Der Zuführer, wohl oder übel, mußte, wenn er keinen vorsätzlichen Mord begehen wollte, die Lokomotive rükwärts lenken. Er sprang von seinem Plaze herab und erfuhr so unter athemlosem Stammeln von dem heroischen Knaben die nahe Gefahr. Die herzueilenden Passagiere trauten kaum ihren Ohren und Augen, als sie die Gefahr, der sie kaum entronnen, und ihren Retter erblikten. Dankbare Seelen unter ihnen ließen es nicht allein an schönen Worten bewenden, sondern füllten die Taschen ihres Schuzengels mit klingenden Beweisen ihrer Dankbarkeit und wie wir vernehmen, hat der Board der Direktoren der Bahn, welcher eine Meeting hatte, beschlossen, dem Knaben eine Belohnung von 100 Dollars zu übermachen.

Südamerika. Brasilien. Aus Rio de Janeiro wird unterm 14. Dezember geschrieben: Lebensmittel aller Art werden hier sehr theuer und die Zufuhr von Schlächtvieh hat in dem Grade abgenommen, daß sich ein Mangel an frischem Fleische einzustellen droht. Die ärmeren Klassen haben bei der bekannten Arbeitsscheu der Brasilianer große Entbehrungen auszustehen. Der Mangel an Arbeitern, welchen die Aufhebung des Sklavenhandels im Gefolge hatte, macht sich allmälig fühlbar. Das gelbe Fieber ist vollständig verschwunden und Rio war nie gesunder als gerade jezt.

— Paraguay. Nachrichten, die uns aus Südamerika zugehen, berichten von einem Zerwürfniß, welches zwischen den Regierungen von Paraguay und den Vereinigten Staaten von Nordamerika sich erhoben hat. Die Vereinigten Staaten hatten im vorigen Jahre den an den Ufern des Flusses Paraguay gelegenen Staaten die Mittheilung gemacht, daß der nordamerikanische Marine-Lieutenant Thomas Jefferson Page, Befehlshaber des Dampfschiffes „Waterwich", den Auftrag habe, den Paraguay im Interesse der Schifffahrt zu untersuchen, und die bezeichneten Regierungen wurden um Unterstüzung des Unternehmens ersucht. Die brasilianische Regierung war auch bereitwillig auf die Sache eingegangen, unter der einzigen Bedingung, daß diese Bewilligung, sofern sie auf den obern Lauf des Stromes sich bezöge, späterhin nicht als ein Präcedenzfall geltend gemacht werden dürfe. Die Regierung Paraguay's dagegen hat der Forderung der Vereinigten Staaten ihre Zustimmung gänzlich versagt und durch Dekret vom 3. September v. J. sowohl die Befahrung der Ströme des Landes durch fremde Kriegsschiffe überhaupt, als die Befahrung des von der Republik begränzten Theiles des Flusses Paraguay zum Zwek der Erforschung höher gelegener Ströme insbesondere verboten. Sie hat lezteres Verbot auf so lange ausgedehnt, als nicht die Grenzen zwischen Paraguay einerseits und Brasilien und Bolivia anderseits festgestellt worden wären. Das Dekret ist allerdings sowohl gegen Brasilien, als gegen Nordamerika gerichtet; mit Brasilien lag man zur Zeit aber schon in manchen Zerwürfnissen, während die Beziehungen zu Nordamerika bis dahin ganz freundlich gewesen waren. Der nordamerikanische Konsul Hopkins hat Paraguay sogleich verlassen, indem er sich bei Assumtion auf der „Waterwich" einschiffte. Dieses Dampfschiff kehrte auch nicht wieder nach Paraguay zurük. Ebenso hatte der nordamerikanische Senator Bukelaw, der auf dem Wege nach Assumtion war, um die Ratifikationsurkunden des zwischen den Ver. Staaten und Paraguay in jüngster Zeit abgeschlossenen Handels- oder Schifffahrtsvertrages auszuwechseln, sich seines Auftrages in Corientes entledigt, ohne das Gebiet von Paraguay zu berühren, und sofort wieder den Rükweg nach Washington angetreten. (Pr. C.)

Anzeigen.

Lebens- und Renten-Versicherungs-Sozietät
Hammonia in Hamburg.

Aktien-Kapital: Eine Million Mark Banko.

Lebens-, Renten- und Aussteuer-Versicherungen jeder Art werden von der Gesellschaft unter den vortheilhaftesten Bedingungen abgeschlossen.

Die Beiträge sind auf's Billigste gestellt und können selbst monatlich entrichtet werden.

Um 1000 Thaler Preuß. Courant, zahlbar beim Tode, zu versichern, beträgt die monatliche Prämie, wenn der Versichernde beim Eintritt alt ist:

20 Jahre:	30 Jahre:	40 Jahre:	50 Jahre:
1 Rthlr. 14 Sgr. 4 Pf.	1 Rthlr. 27 Sgr. 1 Pf.	2 Rthlr. 15 Sgr. 5 Pf.	3 Rthlr. 17 Sgr. 6 Pf.

In keinem Falle findet Nachzahlung statt.

Gegen eine sehr geringe Prämie werden von der Gesellschaft **Lebens-Versicherungen bei Uebersiedelung nach transatlantischen Ländern gegen die Gefahren der Seereise und des fremden Klima's**, sowie Versicherungen gegen Kriegsgefahr zu besonders günstigen Bedingungen abgeschlossen.

Statuten, Antragsformulare, sowie jede gewünschte mündliche sowohl als schriftliche Auskunft wird bereitwilligst und gratis ertheilt von

C. de Paravicini in Zürich,
Generalagent für die ganze Schweiz.

Bei der Expedition dieses Blattes ist in Kommission erschienen und zu haben:

Die Auswanderung als öffentliche Wohlthat.

Nebst einigen Mittheilungen aus den deutschen und schweizerischen Armenkolonien in der Provinz St. Paulo in Brasilien.

Aus dem „Kolonist" besonders abgedruckt.

64 Seiten in gr. 8. Geheftet 30 Rp.

Dieses Schriftchen behandelt in faßlicher Weise die wichtige Zeitfrage der Auswanderung. Insbesondere aber bespricht es von einem praktischen Standpunkte aus die Armenauswanderung und ist daher namentlich denjenigen Armenbehörden zu empfehlen, welche ihre unterstüzungsbedürftigen Mitbürger nicht bloß über das Meer abschieben, sondern auch dort wirklich versorgen wollen. Es zeigt ihnen, wie dieser Zwek durch Aufsorferung sehr geringer Geldmittel erreicht werden kann. Nicht minder beherzigenswerth ist aber das Schriftchen für vermöglichere Auswanderungslustige, die wegen der gegenwärtigen schlimmen Aussichten in Nordamerika billiges Bedenken tragen, ihre Schritte dorthin zu lenken. Die im Anhang abgedrukten Briefe, welche die vortheilhafte Lage so manchen, ehemals blutarmer Schweizer in der gesegneten Provinz San Paulo schildern, werden das Ihrige zur Bekämpfung der noch hin und wieder herrschenden ungegründeten Vorurtheile gegen die Auswanderung nach Brasilien beitragen.

Abonnementspreis.
Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".

Einrückungsgebühr:
10 Rp. die elafpaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Freitage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 6. | Freitag den 9. Februar. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Fünfter Jahrgang. | 1855.

† Amerikanische Zustände der Gegenwart.

(Schluß.)

Wir haben in der vorigen Nummer des „Kolonisten" unsern Lesern ein treues Bild der gegenwärtigen Zustände der nordamerikanischen Staaten zu geben versucht, und obgleich wir dasselbe nur in flüchtigen Zügen und kurzen Umrissen zeichneten, leben wir doch der Hoffnung, daß der Totaleindruk desselben unsere Behauptung: Nordamerika sei für die jezigen Auswanderer kein günstiges Land — kräftig unterstützen werde.

Gewiß, man braucht gar nicht die Sehergabe eines Propheten zu besizen, um bei solchen in die Augen springenden Erscheinungen und Thatsachen ahnen zu können, der Strom der Auswanderung werde von nun an die bisherige Richtung verlassen und für die Zukunft einen von dem zeitherigen Wege verschiedenen einschlagen.

Fragen wir uns aber, welches andere Land geeignet sein dürfte, die Aufmerksamkeit der deutschen Auswanderer vorzugsweise auf sich zu lenken, so ist es hauptsächlich Brasilien, welches sich unserer Betrachtung darstellt. Denn wenn schon einerseits in geographischer Hinsicht der größte Theil Brasiliens ein solches Land ist, welches der deutschen Auswanderung mit Recht empfohlen werden darf, so wird anderseits das Interesse für dasselbe noch dadurch erhöht, daß die dort bestehende Regierung im Vereine mit reichen Privatpersonen Alles aufbietet, um künftige Auswanderungen nach Brasilien zu ziehen.

Man fühlt und erkennt das Bedürfniß nach Arbeitskräften und man weiß, daß diesem Mangel nur durch zahlreiche Einwanderungen abgeholfen und nur so Brasilien in den Zustand der Prosperität erhoben werden kann, dessen dieses reiche, schöne und von der Natur so freigebig begünstigte Land fähig ist. — So ist es denn eine ganz natürliche Sache, die am Ende ihren Grund nur in dem eigenen Vortheile hat, wenn Privatpersonen und Regierung in jenem Lande miteinander wetteifern, das Loos des Einwanderers leicht und angenehm zu machen, weil einzig nur auf diese Weise die gewünschten Einwanderungen in ihr Land gezogen werden können.

So z. B. gewähren schon seit längerer Zeit reiche Privaten armen Einwanderern Vorschüsse zur Dekung des Reisegeldes, unterstützen dieselben bei ihrer Ankunft in Brasilien in der kräftigsten und freundlichsten Weise und gewähren ihnen nicht nur die Mittel, bei Fleiß und Ordnung die erhaltenen Vorschüsse in kurzer Zeit wieder abzahlen zu können, sondern sie geben ihnen so auch die Möglichkeit an die Hand, bald zu einem selbstständigen Besizthum zu gelangen und sich so eine, wenn auch thätige, doch sorgenfreie Existenz zu gründen.

Eine gleiche vorsorgliche Thätigkeit entwikelte die brasilianische Regierung zu Gunsten und Förderung der zunehmenden Einwanderungen. So erschien in dieser Beziehung am 30. Januar 1854 das Reglement zur Ausführung des Gesezes vom 18. September 1850, betreffend die Vermessung unbesezter Ländereien; kurz darauf erfolgte die Ernennung des Reichslandamts und nach und nach die Ernennung der Landämter für die verschiedenen Provinzen. Deßgleichen wurde ein Spezialvermessungsreglement ausgearbeitet und publizirt.

Von gleicher Wichtigkeit für den Verkehr ist die Eröffnung der ersten Eisenbahn Brasiliens im verflossenen Jahre, welcher in kurzer Zeit andere bereits im Bau begriffene nachfolgen werden. — Deßgleichen wurden im Norden der bereits bestehenden Dampfschifffahrtslinie auf dem Amazonas zwei neue auf zwei Nebenflüssen hinzugefügt; in der Provinz Maranhao wurde die Errichtung von vier Flußdampfschifffahrtslinien kontrahirt, in Espiritu Santo trat die Mucury-Dampfschifffahrtslinie in's Leben, deßgleichen in verschiedenen Provinzen mehrere Küstendampfschifffahrtslinien. — Für eine Linie auf dem Paraguay bis zur Stadt Cuyaba in der Provinz Matto Grosso bildete sich in Rio de Janeiro eine Aktiengesellschaft und für eine Verbindungslinie auf dem Uruguay wurde vom Präsidium der Provinz Rio Grande do Sul ein großes Dampfschiff angekauft.

Wohin wir also unser Auge in dem großen südlichen Kaiserstaate richten, überall begegnen wir einer regen Thätigkeit und einem emsigen Schaffen, welches auf die günstigsten Erfolge und die glüklichsten Resultate zu schließen berechtigt.

Daher können wir denn auch nicht unterlassen, auf dieses reiche Land mit seinen unermeßlichen, zur Zeit noch unbewohnten, Länderstreken die Blike der deutschen Auswanderung zu lenken und dasselbe ganz vorzüglich unsern Schweizer Landsleuten zu empfehlen.

Wir haben die Ueberzeugung, daß das daselbst begonnene rege Leben sich bald zu einem allgemeinen, über das ganze Land sich verbreitenden gestalten wird und daß in kurzem die Züge der Auswanderung statt nach dem Norden ihre Richtung nach dem Süden nehmen werden. — Wir hoffen dieses aber um so zuversichtlicher, als bei einer Vergleichung der nordamerikanischen Freistaaten mit Brasilien dieses leztere offenbar mehr Vortheile der Auswanderung darbietet, als jene vermögen und die brasilianischen Verhältnisse für die Einwanderung gewiß bei Weitem einladender und günstiger sind, als die Vereinigten nordamerikanischen Freistaaten.

Denn während diese durch die zeitherige Einwanderung bereits erreicht haben, was sie bedurften, macht sich in Brasilien der Mangel an Arbeitskräften mit jedem Tage fühlbarer und das Bedürfniß derselben geltender; während die Vereinigten Staaten sich gegen fernere Einwanderung armer Arbeiter abzuschließen und Vorbeugungsmaßregeln gegen den drohenden Anwachs eines gefürchteten Proletariats mit ängstlicher Sorgfalt zu treffen suchen, ladet Brasilien den thätigen und ordnungsliebenden Proletarier ein, sich in seinen weiten Gauen eine neue, glükliche und sorgenfreie Heimat zu gründen; während also der Norden Amerika's in kalter Berechnung den armen Proletarier mit scheelem Auge betrachtet und mit geheimer Furcht überwacht, reicht der Süden demselben Proletarier in freundlicher Ermuthigung die helfende Hand und zeigt ihm ein Land, das, reich an Schönheiten und üppig an Erzeugnissen, in seinen weiten noch unbevölkerten Länderstreken nur der fleißigen und thätigen Menschenhand wartet, um die Mühen der Kultur in reichlicher und ergiebiger Weise zu lohnen. Wir sagen die Mühen der Kultur, denn wie überall, so führt auch in Brasilien nur Fleiß, Ordnung und geregelte Thätigkeit zum Wohlstande, und wir sind deßhalb weit entfernt, jenes Land als das Eldorado der Faullenzer und Unordentlichen anpreisen zu wollen; dieser Schlag Menschen wird dort eben so wenig zu etwas kommen wie anderwärts, denn die gebratenen Tauben fliegen nirgends in der Luft herum, um sich vom Ersten Besten verspeisen zu lassen; wer welche essen will, muß sie erst fangen und braten, und wer ernten will, muß auch in Brasilien erst säen. Aber das können wir mit gutem Gewissen behaupten und mit vielen Beispielen belegen, daß jeder, welcher in Brasilien arbeiten will, auch Arbeit findet und daß er dort die sichere und gegründete Aussicht hat, bei regelmäßiger, die Kräfte des Menschen nicht überschreitender Thätigkeit in wenigen Jahren zu einem Wohlstande zu gelangen, den er weder in Europa noch in Nordamerika bei den jezt obwaltenden Verhältnissen zu erreichen im Stande sein würde.

Deßhalb glauben wir denn auch, daß von nun an vorzüglich von Seiten der deutschen Auswanderer Brasilien immer mehr und mehr Beachtung finden und die Zeit nicht mehr ferne sein wird, in welcher die überwiegende Mehrheit derselben statt ihre Richtung nach dem Norden Amerika's zu nehmen, dem Süden desselben zuströmen wird, um in Brasilien sich eine neue Heimath zu suchen, die zwar auf Arbeit und Thätigkeit gegründet, aber eben deßhalb um so sicherer und sorgenfreier sein wird.

(Anmerkung der Redaktion.) Die erste Hälfte des vorstehenden Aufsazes, in so scharfen Zügen er auch gezeichnet sein mag, enthält doch nichts, was durch die aus Nordamerika herüberkommenden Nachrichten nicht bestätigt würde. — Wie kommt es nun, daß keines unserer schweizerischen Konsulate bis jezt einen Bericht über die dort herrschende Noth in die Heimath gesendet hat, um seine armen Landsleute durch rechtzeitige Warnungen abzuhalten, dem sichern Verderben geradezu in den Rachen zu laufen? Etliche davon haben doch ihren guten Lohn dafür. Wofür anders erhalten denn diese Herren das Geld, welches sie dort gemüthlich verzehren? Würden sie sich wohl auch so passiv und ruhig verhalten, wenn diese Geldzahlungen einmal ausbleiben sollten?

Das neue französische Emigrantengesez.

(Schluß.)

§ 15. Das Schiff muß mit den nöthigen Küchengeräthschaften, Brennmaterialien und dem nöthigen Küchengeschirr versehen sein. Es sollen sich eine Waage, Gewichte und Hohlmaaße darauf befinden, deren man sich auf Begehren der Auswanderer zu bedienen hat.

§ 16. Die Schlafstätten sollen innerhalb 1 Meter 83 Centimeter Länge und 46 Centimeter Breite haben. Sie dürfen auch aus nicht mehr als 2 Schlafplätzen bestehen. Der Boden im Innern der Schlafstellen soll wenigstens 14 Centimetres über den Schiffsplanken des innern Verdeks erhaben sein. Die Bettstüke müssen alle Tage, wenn es die Witterung erlaubt, auf dem Verdek der freien Luft ausgesezt werden. Das Zwischendek muß wenigstens ein Mal in der Woche mit Kalkmilch gereinigt werden.

§ 17. Jedes Schiff muß auf dem Dek und Vordertheil, zum Gebrauch der Passagiere, wenigstens 2 Abtritte haben. Es muß überdieß ein ausschließlich für die Frauen bestimmter Abtritt da sein.

§ 18. Es muß ein Chirurg an Bord sein. Das Schiff soll einen Koffer haben, mit Medikamenten in hinlänglicher Weise versehen; ebenso soll es eine über den Gebrauch besagter Medikamente gefertigte Instruktion führen.

§ 19. Das Schiff muß mit einer Schaluppe und Booten in genügender Zahl für etwaige Unfälle der Reise versehen sein. Es muß mit Wassertonnen, Windventilen und andern der Ventilation dienlichen Vorrichtungen ausgerüstet sein.

Abschnitt III.

§ 20. Der Rheder oder Kapitän eines jeden für Auswanderung bestimmten Schiffes soll den Hafen-Kapitän und den Auswanderungs-Kommissär von der Bemannung und der Abfahrtszeit seines Schiffes benachrichtigen.

§ 21. Vor der Abreise des Schiffes muß es durch (laut Gesez vom 2. August 1791) bestimmte Offiziere visitirt werden, um sich über dessen Ausschiffbarkeit zu versichern. Diese Offiziere müssen überdieß bestimmen, ob die Equipirung für die Ueberfahrt genügend sei und haben dann dem Auswanderungs Kommissär ein Certifikat über diese doppelte Kontrollirung zu übergeben. Der Auswanderungs-Kommissär soll sich seinerseits vom pünktlichen Vorhandensein des Proviants und der Vorräthe nach den Vorschriften gegenwärtigen Gesezes überzeugen. Die Resultate dieser doppelten Visirung müssen durch die Schiffspapiere bestätigt werden. Im Falle einer Nichtvollziehung der gegebenen Vorschriften gegenwärtigen Gesezes hat sich der Auswanderungs-Kommissär der Einschiffung zu widersezen.

§ 22. Vierundzwanzig Stunden vor dem Abgang des Schiffes hat der Rheder oder der Kapitän dem Auswanderungs-Kommissär die exakte Liste über die Auswanderungspassagiere, welche er befördern soll, zu übergeben; dieselbe soll Alter, Geschlecht, Nationalität und Bestimmung eines jeden Einzelnen enthalten. Wenn nach der Ausstellung dieser Liste sich noch neue Auswanderungspassagiere für die Einschiffung anmelden, so hat der Kapitän oder Rheder dem Auswanderungskommissär noch eben so viele ergänzende Listen, als nöthig sein werden, und in der nämlichen Form, wie oben gesagt, gehalten, zu übergeben. Die erste Liste, sowie die Ergänzungslisten, von denen ein Duplikat den Schiffspapieren einverleibt werden muß, müssen im Moment der Abfahrt durch den Auswanderungs-Kommissär und den Kapitän oder Rheder definitiv unterzeichnet werden. Nach Abschluß, dieser definitiven Listen darf kein Auswanderer mehr an Bord genommen werden.

§ 23. Es ist verboten, irgend einen Passagier, der von einer schweren oder ansteckenden Krankheit überfallen wird, an Bord zurükzuhalten. Jedem Auswanderer, der dieser Ursache wegen von der Abreise abgehalten ist, müssen die bezahlten Reisegelder, sowie auch seinen Familiengliedern, wenn diese mit ihm zurükbleiben, zurückerstattet werden.

§ 24. Die Auswanderer haben das Recht, am Bord des Schiffes den Abfahrtstag desselben abzuwarten. Ebenso haben sie das Recht, während den 24 Stunden, welche nach dem Ankern des Schiffes in dem bestimmten Hafen folgen, an Bord des Schiffes zu bleiben, wenigstens dann, wenn das Schiff nicht genöthigt ist, unverzüglich wieder abzureisen.

§ 25. Im Falle, daß das Schiff nicht an dem zur Abfahrt bestimmten Tage den Hafen verläßt, sind der Kapitän, der Rheder und der Unternehmer gehalten, den Auswanderern eine Summe von 1 Fr. 50 Cts. für jeden weitern Tag Verspätung zu bezahlen, ebenso auch sie für ihre Ausgaben auf dem Lande zu entschädigen. Dauert der Aufschub 10 Tage, so kann vom Auswanderer der von ihm unterzeichnete Kontrakt nach Gefallen aufgehoben werden, und in diesem Fall muß das Passagegeld ohne Nachtheil für den Schadenersaz, welcher dem Auswanderer etwa durch das gewöhnliche Gericht zuerkannt wurde, demselben zurükbezahlt werden. Sind aber schlechtes Wetter oder konträre Winde (Umstände, welche Schuld der Verzögerung, so findet der vorhergesehene Schadenersaz des gegenwärtigen Artikels keine Anwendung, vorausgesezt, daß der Auswanderer an Bord logirt sei.

§ 26. Jedes zum Transport für Auswanderer bestimmte Schiff, welche Anzahl es auch habe, hat dieselben direkt in den Bestimmungshafen zu führen, besonders dann, wenn gegenseitige Verpflichtungen vorhanden sind. Sollte aber das Schiff wider Willen seine Route verlassen oder wo vor Anker gehen müssen, so müssen die Auswanderer auf Rechnung des Schiffes während der ganzen Dauer des Vorankerliegens an Bord logirt und genährt oder ihre ergänzenden Ausgaben durch den Kapitän, den Rheder oder Unternehmer ersezt werden.....*)

§ 27. Die Verfügungen gegenwärtigen Gesezes müssen vom 1. März 1855 an in Vollziehung kommen.

§ 28. Unsere geheimen Staatsminister, der Departements des Akerbau's, Handels und der öffentlichen Arbeiten, des Innern, des Aeußern und der Finanzen, sind beauftragt, dieses Gesez nach ihren verschiedenen Funktionen in Vollziehung zu bringen.

Gegeben im Tuilerien-Palast, den 15. Jan. 1855.

Napoleon.

Im Namen des Kaisers:
Der geheime Staatssekretär des Ministeriums des Akerbau's, des Handels und der öffentlichen Arbeiten:
P. Magne.

*) Der hier folgende Saz ist in der Uebersezung, die uns eingesandt wurde, durchaus unverständlich. Wir werden uns bis über acht Tage nach dem Original umsehen und das Fehlende nachholen. A. d. R.

Ein schiefes Urtheil über die Nothwendigkeit der Auswanderungs-Agenturen.

Jemand, der sich ein Urtheil anmaßt über Dinge, die er nicht kennt, schrieb jüngst der „St. Galler Zeitung": „Unter den Geschäftswelzen, welche größtentheils durch die Leichtgläubigkeit, Beschränktheit und auf Kosten unseres Volkes wie Wiesenfaßran in der lezten Zeit aus dem Boden geschossen sind, nehmen die Auswanderer-Agenturen eine der ersten Stellen ein. Die Zentralbüreaux dieser Institute befinden sich, wie natürlich, in den Grenzstädten Genf und Basel, an lezterem Orte befinden sich nicht weniger als 8 solcher Hauptoder General-Auswanderer-Agenten, wie sie sich zu nennen pflegen. Zu welchem Zwek der Auswanderer gegenwärtig, wo man in einem Tag mit der Eisenbahn von Basel nach Havre gelangt, noch eines Spediteurs benöthigt, ist ziemlich räthselhaft. Man kann doch gewiß noch sicherer und billiger von der Heimath aus den Preis der Ueberfahrt, Proviant, Abfahrt mit dem Entrepreneur oder Schiffsrheder direkt abmachen, was Alles durch 2 Briefe geschehen kann; denn der Spediteur thut auch nichts, als dem Haus Lemaitre und Komp., Washington-Finlay, Warische und Andern in Havre die Leute zuzuschieden und sich vom Kopf eine Provision bezahlen zu lassen, ebenso in den andern Seehäfen, Alles auf den Beutel der Emigranten berechnet."

Hat dieser Korrespondent einen Begriff von dem Auswanderungswesen? Kennt er Havre mit seinen hunderi Fallstriken, mit seinen Runnern und habsüchtigen Krämern und Wirthen, die alle auf die armen Emigranten lauern? Die Namen der Havrer Spediteure weiß er jedenfalls nicht; denn Lemaitre und Komp. existirt nicht, wohl aber Lemaitre, Washington Finlay und Komp. und ein Warische Haus ist nie dagewesen. Hat er sich je die Masse jener unbehülflichen, rathlosen Leute angesehen, die nach Amerika ziehen? Kann er wirklich im Ernst glauben, daß ein einzelner Auswanderer selbst billiger akkordiren, bessern Proviant erhalten, und namentlich in Havre, wo immer einiger und oft ziemlich langer Aufenthalt ist, wohlfeiler logiren werde, als wenn ein Agent, der alle Verhältnisse und die betheiligten Personen, die Mäkler, Rheder und Wirth, kennt, für ganze Züge akkordirt? Wenn bei Schiffsmangel, wie er voriges Jahr stattgefunden hat, ein Auswanderer auf's Gerathewohl, oder auch nach einigen mit dem Rheder gewechselten Briefen in Havre ankommt, lezterer aber ihm den versprochenen Schiffsplaz gar nicht oder nur gegen bedeutende Mehrzahlung anweist, an wem kann er sich dann halten, wenn er keinen Akkord mit einem heimathlichen Agenten geschlossen hat? u. s. w. Ja, der Korrespondent der „St. Galler Zeitung" versteht's!

Gräuel der Gegenwart.

Manche hübsche und zartfühlende Dame hat Berichte über die schrecklichen Mißhandlungen und Leiden, denen die afrikanischen Gefangenen und andere Opfer des gräulichen Sklavenhandels ausgesezt sind, gelesen und geweint darüber — ohne zu ahnen, daß fast ebenso empörende und nicht weniger peinigende Szenen sich fast jede Nacht Angesichts ihrer eigenen Heimath begeben. Ja, gerade hier auf dem Hudson, auf dem Verdek unserer stattlichen und schönen Dampfboote wird fast jede

Feuilleton.

Langjährige Gefangenschaft unter den Indianern — endliche Befreiung.

Die Umgegend von St. Louis und Alton bereicht seit einigen Wochen ein Mann, der merkwürdige Schicksale gehabt hat und hier einen Sohn aufsucht, von dem er gehört hat, daß er hier in der Gegend leben soll. Er heißt Joseph Barney und ist ein geborner Franzose. Er war, als schon verheiratheter Mann, bis 1836 bei der amerikanischen Pelzkompagnie angestellt und reiste mit einem anderen Employé der Kompagnie, Namens Robertson, am obern Missouri. Hier wurden sie eines Tages von einer Bande Flat-Heads-Indianer überfallen und nach tapferer Gegenwehr, wobei sie zwei Indianer tödteten, überwältigt und gefangen genommen. Es wurde ihnen nun eine Hand und ein Fuß zusammengebunden und so wurden sie mitgeschleppt nach den eigentlichen Jagdgründen des Stammes, eine Reise, die fünf Wochen dauerte. Hier wurden sie dem obersten Häuptling überliefert, der sehr erfreut über ihre Gefangennehmung war und jedem freundlich die Hand gab. Sie wurden nun losgebunden und in eine Hütte eingesperrt, die sie nicht verlassen durften. Nach einigen Tagen kam der Häuptling zu ihnen und bot ihnen ihre Freiheit an, wenn sie seine beiden Töchtern heirathen und bei dem Stamme bleiben wollten. Da sie eine Entweichung damals für unmöglich hielten, nahmen beide die ihnen gestellten Bedingungen an und die Heirath fand statt. Der gewöhnliche Wohnort des Stammes war abwechselnd an den Quellen des Columbia- und an den Quellen des Flat-Head-River; sie lebten von dem Fleische der Elennthiere, Hirsche, Stinkthiere, Klapperschlangen, Truthühner und Prairiehühner, welche die Jagd ihnen einbrachte, aber sie bekamen während der ganzen Dauer ihrer Gefangenschaft niemals Salz, Brod, Kartoffeln oder dergleichen zu sehen. Uebrigens lebten sie in Eintracht mit ihrem Stamme und mit ihren Frauen; Barney hatte zwei Kinder, Robertson drei, dennoch wurde ihnen der Aufenthalt zu Zeiten unerträglich. Barney versuchte zuerst vor sieben Jahren zu entweichen, wurde aber wieder eingefangen und würde, wie er meint, mit dem Tode bestraft worden sein, wenn nicht seine Frau, die Tochter des Häuptlings, so inständig für ihn gebeten hätte. Wie es scheint, that er den Flat-Head-River auch im Kriege gute Dienste, denn er nahm an drei großen Schlachten Theil, zwei mit den Blakfeed und einer mit einem anderen Stamme, dessen Namen er nicht weiß. Eine Schlacht mit den Blakfeet war besonders blutig, denn es wurden darin über siebenzig von diesen Feinden getödtet.

Nach sechszehnjähriger Gefangenschaft, also vor zwei Jahren, machte sein Leidensgefährte Robertson den Versuch zu entweichen, aber auch er wurde nach einigen Tagen wieder eingefangen und war nicht so glücklich, wie Barney begnadigt zu werden. Er wurde skalpirt und lebendig verbrannt. Trotz dieses abschreckenden Beispiels konnte Barney der Versuchung nicht widerstehen, noch einen Fluchtversuch zu machen, der dieses Mal gelang. Barney beschreibt seine Flucht folgendermaßen: „Am 15. Mai d. J. war der Häuptling, der zugleich als Arzt fungirte, zu einem Kranken gerufen und verließ früh Morgens das Lager. Die Abwesenheit benuzte ich, um alle Indianer mit Wiskey, wovon ich kürzlich ein Faß erhalten hatte, total betrunken zu machen. Ich gab Jedem bis 1½ Pinten. Als sie alle eingeschlafen waren, nahm ich meinen Bogen und Pfeile, mein Tomahawk, Pfeife und zwei Pfund Tabak, Stahl und Feuerstein und zwei Pfund getrokketes Fleisch, alles was an Lebensmitteln in der Hütte zu finden war. Auch meinen Hund hatte ich bei mir. Ich reiste nun den ganzen Nachmittag und die ganze folgende Nacht. Am andern Morgen schoß ich aber meinen Hund todt, damit er nicht etwa zurükliefe und meine Spur verriethe. Um 11 Uhr an diesem Tage, als ich schon ungefähr 35 Meilen gemacht hatte, holte mich meines Schwiegervaters (des Häuptlings) Hund ein, ohne daß ich noch Menschen sah, die mich verfolgten. Ich erschoß daher den Hund, und trug ihn weit von dem Pfade tief in das

Nacht ein Schauspiel aufgeführt, welches uns das Verlassen aller guten Sitten und Scham, brutale Gewalt, hülflose Ueberantwortung an Leiden und Krankheit und wirklichen Todeskampf in so erschrecklicher Weise zeigt, daß sogar ein Mörder sich schämen könnte, wenn er bedenkt, daß auch er ein Glied der menschlichen Gesellschaft ist.

Die Glokе gibt das lezte Zeichen, die Treppe wird auf's Schiff oder an's Land gezogen, man hört das Pfeiffen des ausströmenden Dampfes, die Maschine beginnt zu arbeiten und das Boot fezt sich in anmuthiger Würde gegen Albany in Bewegung. Alle Sitze auf dem obern Dek sind eingenommen, die Spaziergänge mit einer lebhaften, lachenden, Freiheit und Vergnügen sagenden Menge gefüllt. Bald ruft das wohlbekannte Zeichen mit der Handtrommel zum reichen Mahle, dann wird geschwazt, gelesen, herumgeschlendert, bis sich einer nach dem andern in sein Zimmer begibt, um zu schlafen oder zu grübeln, bis die aufgehende Sonne ihn in Albany willkommen heißt.

Was ahnen aber alle diese Leute von den Leiden und den Gefahren, die auf demselben Dämpfer erduldet und bestanden werden müssen, — Gefahren, die man vorsäzlich herbeiführt und die größer sind als die einer Passage im Zwischendek, — Leiden, die zu ersinden und zuzufügen kein Dämon herzlos genug wäre.

Denn dort auf dem Verdek desselben Dämpfers, durch eine unerbittliche Schranke von aller Zuflucht, Gastfreundschaft und Verkehr mit und bei Andern abgeschlossen, sind Duzende oder Hunderte von armen Emigranten zusammengepreßt, welche nach den reichen aber fernen Prairien des Westens bestimmt sind. Die meisten von ihnen sind Europäer, die vielleicht gerade an unserer Küste gelandet, möglicher Weise am selben Tage von dem Seeschiffe erlöst, kaum ihren Fuß auf den Boden der neuen Welt gesezt haben, einige sind unter ihnen auch eingeborne Amerikaner aus unserer Stadt oder Umgegend, aus New-Jersey oder Neuengland, Leute, welche vor der unerbittlichen Armuth und erschöpfenden aber fruchtlosen Arbeit fliehen, denen der einfache Mann, dem kein Erbgut zu Theil geworden, in dichtbevölkerten Orten nur zu häufig unterworfen ist. Die Leute haben wenig Geld und viele Kinder und wählen die wohlfeilste ihnen gebotene Reisegelegenheit, von der Ueberzeugung ausgehend, daß auch diese anständig, bequem und der Gesundheit nicht schädlich sei.

Elende Täuschung! Mörderischer Betrug!

Zur festgesezten Zeit am Boote angelangt, erhalten sie nicht einmal die Erlaubniß, auf der gewöhnlichen Treppe sich an Bord zu begeben, sondern man kommandirt ihnen barsch, vorwärts zu marschiren. Dann erst zeigte sich die unvermeidliche Wirklichkeit vor ihrem erstaunten Auge. — Die harten und nichts weniger als reinlichen Bretter des Verdeks bilden ihre Wohnung und der freie Himmel ihr einziges Obdach. Aber das ist nicht Alles. Duzend und aber Duzend frischer Emigranten, dampfend von den Miasmen eines langen Aufenthaltes im Zwischendek eines Seeschiffes, werden auf sie abgeladen, bis sogar das nakte Brett, das ihnen als Bett dienen sollte, und worüber sie anfangs so empört waren, unhaltbar wird; sie würden mit Vergnügen für eine Gelegenheit, ihre müden Glieder auf dem schmuzigen Verdek auszustreken, bezahlen, aber es ist nicht einmal Raum genug zum Sizen und die Männer sind gezwungen, im Stehen mit einander abzuwechseln. Für die Frauen wird gewöhnlich Plaz gemacht, so daß sie niedersizen, ihre Kinder zu sich nehmen und das unvermeidliche Schluchzen derselben besänftigen können, während den jüngsten und bestplazirten vielleicht eine oder zwei Stunden Schlummers in der traurigen Nacht zu Theil werden. Für die unvermeidliche Krankheit und Noth von Manchen derselben ist auch nicht die geringste Vorkehr getroffen. Wenn es an das Erbrechen geht, so mögen sie das besorgen, wie sie wollen. Nicht einmal ein gewöhnliches Sonnendach, was höchstens 50 Dollars kosten könnte, schüzt sie, der Herbsthau fällt ungehindert auf Mutter und Kind, Vater und Sohn, und wenn Gewitter und Regengüsse kommen, so bleibt ihnen kein anderes Auskunftsmittel, als wenn möglich sich noch näher aneinander zu kaurern, zu zittern, zu frieren und zu leiden.

Es ist unsere wohlbegründete Ueberzeugung, daß kein Sklavenhändler des Südens keine Ladung von menschlichen Lasthieren auch nur während einer einzigen Nacht, mit Rücksicht auf ihre Gesundheit und Bequemlichkeit, von Schamhaftigkeit gar nicht zu reden, so transportiren lassen würde, als der Regel nach bei dem Transport von weißen Emigranten, von denen viele geborene Amerikaner sind, von New-York nach Albany beobachtet wird. Wir glauben weit hinter der Wahrheit zurükzubleiben, wenn wir den Verlust an Menschenleben, welcher durch Diarrhö, Cholera, Rheumatismus und Fieber in Folge der Vernachlässigung der Emigranten, der bloß auf dem Northriver verursacht wird, auf jährlich 3000 Seelen veranschlagen. Wir fordern unsere Stadtbehörde auf, entweder allein, oder in Verbindung mit den Behörden von Albany ohne Verzug nachdrükliche Maßregeln zu ergreifen, um dem am Altare der niederträchtigsten Habsucht und rüksichtslosesten Unmenschlichkeit im Großen betriebenen Hinopfern von Menschenleben und Menschenglük ein Ende zu machen. (N. Y. Trib.)

Verschiedenes.

Schweiz. (Statistik der schweizerischen Auswanderung von 1854.) Aus einem Bericht des Hrn. Konsuls Wanner in Havre geht hervor, daß die Auswanderung aus der Schweiz durch diesen Hafen im lezten Jahr bedeutend zugenommen, sa sich verdoppelt hat. Während 18¹/₂₃ 6675 Personen und 18²²/₂₃ nur 5273 Personen aus der Schweiz über Havre auswanderten, steigt ihre Zahl im Jahr 1854 auf 12,098. Davon waren 2667 Berner, 2523 Aargauer, 1256 Zürcher, 869 Solothurner, 654 Graubündner, 539 Glarner, 469 Tessiner, 453 Schaffhauser, 305 St. Galler; ferner aus dem Kanton Luzern 205, Uri 42, Schwiz 395, Unterwalden 216, Zug 104, Freiburg 330, Basel 383, Appenzell 46, Thurgau 170, Waadt 225, Wallis 29, Neuenburg 101, Genf 57. — Ueber Hamburg sind im lezten Jahr 1236 Schweizer ausgewandert, fast 10 Mal mehr als 1853 (125). — Wie viele über Antwerpen und Bremen auswanderten, ist zur Zeit noch unbekannt. Da wir aber im Allgemeinen wissen, daß der Emigrationszug auch über diese Häfen von der Schweiz aus verhältnißmäßig gegen frühere Jahre noch mehr zugenommen hat, als derjenige über Havre, daß ferner auch über holländische (besonders Rotterdam) und englische Häfen (besonders Liverpool) sehr viele Schweizer ausgewandert sind, so läßt sich mit Sicherheit annehmen, daß die 1854er schweizerische Auswanderung sich überhaupt verdoppelt hat und wohl nicht unter 20,000 Seelen betrogen haben wird.

— Solothurn. Nach dem Landboten wollte die Gemeinde Schönenwerd eine Familie nach Brasilien schiken; der Regierungsrath hat aber die Bewilligung nicht ertheilt. Sollte etwa die projektirte und durch zu frühes Ausplaudern vereitelte Zuchthäuslerspedition damit in Verbindung stehn?

— **Baiern.** Der Ausschuß für innere Verwaltung hat dem Wallersteinischen Antrag auf Organisation der Auswanderung in folgender Gestalt der Kammer zur Annahme empfohlen: „Es sei Se. Maj. der König im verfassungsmäßigen Wege zu bitten: 1) auf eine rasche, werkthätige Vereinigung aller deutschen Regierungen zum Behufe großartiger konzentrischer Organisation der Auswanderung durch Kolonisation hinzuwirken und hiebei die Einwanderung nach Ungarn und den Donauländern im Auge zu behalten (wird doch noch bis nach Beendigung des orientalischen Krieges Zeit haben); 2) bis zur Verwirklichung dieser Einigung eine legislative Revision der gesezlichen Bestimmungen über Auswanderung anzuordnen.

Nordamerika. **Vereinigte Staaten.** (Die Pacifikeisenbahnprojekte.) Eine Bill, welche der bekannte Russenfreund Senator Douglas dem Kongreßausschuß vorgelegt hat und die von diesem günstig beurtheilt worden ist, schlägt drei Eisenbahnlinien zur Verbindung der ältern Staaten mit dem Stillen Meer vor; eine nördliche von Minnesota bis Oregon oder Washingtonterritorium, wahrscheinlich an den Pugetsund; eine mittlere von Missouri nach San Francisco, der Hauptstadt Kaliforniens, und eine südliche aus Texas durch das neue Gadsdengebiet in's südliche Kalifornien und ebenfalls nach San Francisco.

— (Negremanzipation.) In der gefezgebenden Versammlung von Pennsylvanien, welcher Staat bekanntlich unter den ältesten die größte deutsche Bevölkerung aufweist, ist der Antrag gestellt worden, den Farbigen bürgerliche und politische Rechte einzuräumen, wird aber wohl an den Vorurtheilen der Amerikaner gegen die schwarze Race scheitern sein.

— New-York. (Bordell-Runner.) Unter den in lezterer Zeit vor dem Mayor angebrachten Klagen ist die gegen einen Menschen Namens Fenn von besonderer Wichtigkeit. Fenn gehört zu der niedrigsten Klasse der Runner, er ist Runner für Bordelle. Das Geschäft solcher Menschen besteht hauptsächlich darin, an Bord der deutschen Emigrantenschiffe zu gehen und sich unter dem Vorwand, Dienstboten zu engagiren, an die jungen, hübschen und alleinstehenden Emigrantenmädchen zu machen. Außer den Schiffen sind die Beardinghäuser und Straßen der unteren Stadt ihre Revière. Ein armes, unerfahrenes Mädchen, erst in den Klauen solcher Schufte, ist gewöhnlich unrettbar verloren. Der Bordell-Runner spielt gewöhnlich selbst die Rolle des Verführers. Unter dem Versprechen, ihr einen guten Dienst in einer anständigen Familie zu verschaffen, lokt er die Unglükliche in ein Haus, wo sie in seiner Gewalt ist. Hier werden Ueberredung, Betäubungsmittel, oder Gewalt angewendet, je nachdem sich das Mädchen widerspenstig zeigt. Zuweilen auch wird das Mädchen geradewegs in ein Bordell gebracht, wo sie so lange als Köchin verwendet wird, bis sie verdorben und für das Geschäft reif ist. Ein Wirth übernimmt nicht gerne die Mühe und Gefahr einer Gewaltthat. Es soll hier an dreißig deutsche Runner dieser Race geben, die schon das Unglük mancher Hunderte der elenden Geschöpfe auf dem Gewissen haben mögen, die in den Freudenhäusern Gothams an Leib und Seele versaulen. Wie schrecklich das Treiben dieser Kuppler, die alle gut aussehen, ist, beweist der Lohn, den sie für ein Opfer bekommen; es ist uns versichert, daß dieser von 1 bis 500 Dollars per Kopf betragen

---

Dikicht hinein, wo ich mich auch versteckt hielt, jedoch ziemlich nahe am Wege, damit ich beobachten konnte, was vorging. Nicht lange darauf kam der Häuptling zu Pferde an, rief vergebens seinem Hund und sprach laut zu sich selbst: „Nun muß ich hier über den Berg und dann links das Thal entlang.“ Ich schlich ihm in gemessener Entfernung nach, sah aus der Spur, daß mein Verfolger sich am Fuße des Berges wirklich links gewandt hatte, und konnte nun mit ziemlicher Sicherheit den Pfad rechts verfolgen, was ich auch bis Tagesanbruch that, wo ich vor Hunger und Erschöpfung zusammensank. Das gedörrte Fleisch war längst verzehrt; ich mußte deßhalb, nachdem ich etwas geruht, etwas zu erjagen suchen. Ich fand aber eine Klapperschlange, die ich erlegte, briet und zum Frühstük aß. Ich verfolgte nun dieselbe Richtung bis 5 Uhr Nachmittags, wo mich der Hund meines Schwagers einholte, den ich sogleich todt schoß und so schnell wie möglich weiter ging. Meinen Schwager selbst oder sonst einen vom Stamme bekam ich nicht zu Gesicht. Ich wagte nun kein Feuer zu machen und ertrug lieber den Hunger. Den folgenden Nachmittag kam mir noch ein Hund, der dem Stamme gehörte, nach; ich tödtete ihn wie die beiden früheren und wurde seitdem nicht wieder von Verfolgungen belästigt.“ Noch mehrere Tage reiste nun Barney, ohne daß er wagte, Feuer zu machen, sich elend von Wurzeln und Kräutern ernährend. Darauf fing er an, wieder zu jagen und zu kochen, irrte aber, oft die Richtung verlierend, sieben Wochen in der Wildniß umher, ohne auf Wohnungen von Weißen zu stoßen, nach denen er sich so sehr sehnte.

Da traf er auf einen Stamm von Indianern, den er Tomahawks nennt. Sie waren freundlich gegen ihn, er hielt es aber für der Klugheit gemäß, sich für einen Flat-Head auszugeben und ihnen zu erzählen, daß er den Stamm verlassen hätte, um zwei wahnsinnige Indianer aufzusuchen, die entflohen wären. Da er die Sprache der Tomahawks nicht verstand, sprachen sie beiderseits in gebrochenem Englisch (denn Barney spricht auch sehr wenig englisch). Es schien ihm nun, als wenn seine Gastfreunde die Fabel von den „wahnsinnigen Indianern“ nicht glauben wollten und ihn für verdächtig hielten. Er nahm daher eine Gelegenheit wahr und entfloh wieder aus ihrem Lager, seine Reise nun immer östlich fortsezend. Nach einem Marsche von 9 Meilen gelangte er an einen ziemlich bedeutenden Fluß im Gebirge, den er für den Missouri hielt, gelangte nach vieler Arbeit über das Wasser und reiste nun noch neun Wochen, wo er dann an den White Lake in Minnesota kam, wo er die ersten Weißen traf. Unterwegs hatte er nur von Wild, welches er mit Bogen und Pfeil erlegte, gelebt.

Am White Lake vertauschte er seine indianische Kleidung gegen europäische und wurde auf seiner Reise nach Illinois von Leuten, die sich für ihn interessirten, unterstützt. Barney ist jezt 63 Jahre alt, aber noch sehr rüstig und gesund. Seine frühere Frau wohnte in Otsego-County im Staate New-York, ist aber inzwischen gestorben. Von seinem Sohn mit dieser Frau hat er noch keine sichere Nachricht erlangen können. Seine Kinder mit der Indianerin, eine 16jährige Tochter und einen 14jährigen Sohn, würde er gerne bei sich haben, aber um keinen Preis der Welt würde er wieder unter die Indianer gehen. Barney scheint ein ganz intelligenter Mann zu sein und sich aller Vorgänge während seiner Gefangenschaft noch lebhaft zu erinnern. Er beabsichtigt, seine Geschichte, die Sitten und Gebräuche der Flat-Hard, so wie die Gegenden, die er gesehen, ausführlich beschreiben zu lassen und es wird sich wohl Jemand finden, der ihn in dieser Weise unterstüzt. Nach der Kunde vom Indianerleben, welche er verräth, scheint an der Hauptsache seiner Erzählung kein gegründeter Zweifel obwalten zu können, obgleich die Identität des vor 18 Jahren verloren gegangenen Barney und des jezt auftretenden noch nicht konstatirt ist. (D. A. Z.)

soll, jedoch leztgenannte Summe selten übersteigt. Fenn ist der erste dieser Menschen, der mit Erfolg zur Rechenschaft gezogen ist; er ward von Richter Osborn unter 1000 Dollars Bürgschaft gestellt, und in Ermanglung derselben sizt er fezt in den Tombs, um das Indikment der Grand-Jury, welches nicht ausbleiben wird, abzuwarten. Die Zeuge in diesem Falle ist ein deutsches Mädchen, Namens Marie Voigt, die am 4. dieses Monats mit dem Schiffe „Vandalia" hier anlangte. Sie hatte das Unglük, dem Fena in die Hände zu fallen, der sie unter dem Vorwand, ihr einen guten Dienst zu verschaffen, in seine Wohnung, Nro. 107 Reade Str., nahm. Hier versuchte er sie zu notzüchtigen. Als ihm das Mädchen erfolgreichen Widerstand leistete, nahm er sie aus seinem Hause, um sie zu der neuen Herrschaft zu führen. Er führte sie fezt zu einem Keller in der Greenwich Str., doch weigerte sie sich hineinzugehen, und so wurde sie wieder mit nach seinem Hause genommen, wo sie, bis sie einen Dienst fand, bei der Frau des Angeklagten einige Tage blieb. Ein nächtlicher Ueberfall Fenn's in ihrer Kammer zwang sie, aus dem Fenster um Hülfe zu rufen, und da nun dieser sah, daß er mit dem Mädchen nichts anfangen konnte, erbrach er ihre Kiste, nahm ein Federbett aus derselben heraus und warf Marie dann mit dem Rest ihrer Sachen vor die Thür. Officer Freude von der Mayorsoffice nahm sich des Mädchens an und verhaftete Fenn. Bei der Verhaftung gestand die Frau Fenn's, daß ihr Mann kein anderes Geschäft betreibe, als das eines Bordell-Runners. Die Grand-Jury wird in diesem Falle, der ihr fezt vorgelegt ist, hoffentlich ein Indiktement finden. (Krim. Z.)

— (Heimwärtsdirigirte schweizerische Proletarier.) Ein New-Yorker Blatt berichtet: „Am 2. Jan. sind hier 43 schweizerische Emigranten von Boston angekommen; da sie ganz hülf- und mittellos waren, wandten sie sich an die Auswanderungskommissäre; wie es scheint, wurden diese Unglüklichen, welche in ihrer Heimath brodlos waren, von ihrer Gemeinde, welche die Kosten ihres Transports bis New-York übernommen hatte, anher gesandt. — Die „Arcadia", auf welcher sie eingeschifft worden waren, litt bei Halifax Schiffbruch, und auf Kosten eines Unbekannten kamen sie dann von Boston hieher. Da die „Arcadia" nicht zu den regelmäßigen Paketschiffen gehört, so hat sie auch hier keine Konsignatare; die Auswanderungskommissäre konnten sich somit an Niemand" (sind das schweizerische Konsulat und die schweizerische Hülfsgesellschaft in New-York so unbekannt?) „zu Gunsten dieser Unglüklichen wenden, und sie wurden wieder nach Boston, wo sie den nordamerikanischen Boden zuerst betreten hatten, zurük transportirt." Vermuthlich werden nun die Bostoner Behörden diese armen Leute nicht auf ihre Kosten erhalten wollen und sie über den Ozean zurükfpediren, wie jüngst einen Haufen irländischer Prupeas. Ein warnendes Beispiel für die Gemeinden, die immer noch auch in dieser Nothzeit ihre Armen nach Amerika abschieben. Es ist dieß geradezu eine Unmenschlichkeit, denn Leute, die man gegenwärtig drüben mit nichts in der Tasche im Seehafen abstellt, müssen bei der herrschenden Theure und Verdienstlosigkeit verhungern, wenn man ihnen nicht die Wohlthat erweist, sie zurükzutransportiren. Da stehen sich jene armen Leute, die auch mit Gemeindsunterstüzung nach San Paulo in Brasilien gehen, ungleich besser; sie finden bei ihrer Ankunft Obdach, Kleidung, Nahrung, Arbeit, überhaupt ein sorgenfreies Leben, weswegen die Heimathgemeinden ihre Rükkehr nicht zu besorgen haben, abgesehen noch von den übrigen großen Vortheilen, die dieses Parceriasystem sowohl für den Auswanderer als für seine Gemeinde darbietet. — Es heißt, auch der Stadtgemrinde Wil im Kanton St. Gallen sei aus Nordamerika die unangenehme Nachricht zugekommen, sie habe einer Anzahl abgeschobener Mitbürger Reisegeld hinzuschiken, um ihnen die Rükkehr möglich zu machen.

— („Todte" Briefe.) Das Büreau für „todte" Briefe in Washington pakt soeben die Briefe aus dem vergangenen Jahr zusammen, um sie nach den Ländern zurükzuschiken, woher sie gekommen; es sind deren nach Großbritanien 30,000, nach Kanada 7500, Neuschottland 356, Neubraunschweig 600, Bremen 6000, Preußen 2000. Alle diese Briefe kamen nicht an die Personen, an welche sie adressirt waren, und sind daher ungeöffnet geblieben. Sie haben wohl deßhalb den Namen „todte" Briefe, weil man annimmt, daß viele von Denen, für welche sie bestimmt waren, nicht mehr leben. Wie manche Freude, wie manche traurige Nachricht mag in dieser Masse von Briefen enthalten sein! Wie sehnsuchtsvoll hat wohl mancher Schreiber, manche Schreiberin einer Antwort darauf entgegengesehen, bis die Länge der Zeit sagte, daß die Hoffnung vergebens! Wie mannichfaltig wird der Inhalt dieser Briefe sein, die im Stande wären, einen tiefen Blik in die gesellschaftlichen Verhältnisse zu liefern!

— (Ein Brief des Schwäb. Merkurs über die Zustände der Gegenwart.) Madison im Staate Indiana. Wenn ich hier eine eben so wahre als traurige Nachricht von den Verhältnissen der Auswanderung, die, wie Sie sehen, aus amtlichen Berichten entnommen ist, zusende, so geschieht dieß im Interesse meiner bemitleidenswerthen Landsleute, deren Seufzer und Thränen so erbarmungswürdig zum Himmel schreien, und die so sehr es zu Herzen nehmen, daß sie wünschen, daß doch diesem immer sich mehrenden Elende der Auswanderungswuth durch eindringlichere Vorstellungen über die Verhältnisse und Lage der Einwanderer dahier ein Ziel gesezt werden möchte, nach welchem nur kühle und vernünftige Ueberlegung, genaue Erkundigung nach den Verhältnissen der Angehörigen in diesem Lande und eine unparteiische Berathung mit erfahrenen und verständigen Leuten, welche die jezige Sachlage kennen, diesen Schritt leiten dürfte. Denn oftmals liegt es nur im Interesse der hier bereits Angesiedelten, dieses oder jenes ihrer Angehörigen in dieses Land zu rufen, um aus seinen Kenntnissen, Arbeitskräften ꝛc. einen Privatvortheil zu ziehen, und wenn es ihnen nicht gelingt und ihre Erwartung getäuscht wurde, den Herbeigerufenen seinem traurigen Schicksale schmählich zu überlassen. Andere werden wieder durch Vorspiegelungen von großem Verdienst und Arbeitslöhnen angelokt, bedenken aber nicht, daß hier Alles um so theurer zu stehen kommt: schon eine elende Wohnung, die kaum vor Regen und Wind schüzt, in der die Familie im Winter fast erfriert und im Sommer vor Hize verschmachtet, kostet hier 2—3 Dollars per Monat; entstehen nun aus solchen Mißständen Krankheiten, dann tritt erst das Elend recht ein, die Aerzte sind sehr theuer, der Besuch kostet ½—1 Doll., und noch mehr die Apotheken, und wenn sie nicht Geld sehen (denn um dieses treibt sich Alles herum), so ist der gute Wille sehr schlecht; dazu gerathen diese armen Leute noch häufig in die Hände betrügerischer Quaksalber, unter deren Händen oft ganze Familien aussterben oder die Kinder ihre Eltern hülflos verlieren. Dieß sind nur die tagtäglichen Erscheinungen an dem Bilde des Elends der Auswanderung, die bittere Reue, der tiefe Seelenschmerz, das Heimweh, die Verlassenheit ergießen ihre Seufzer und Thränen im Stillen und nagen an dem Leben der Unglüklichen, zerstören nicht nur alle Lebensfreude, sondern führen sicher und anhaltend einem baldigen Lebensende zu, dem einzigen Troste unter diesen Mühsalen des Lebens. Faßt sich je auch Einer oder der Andere und dringt in dem Moraste und Sturme dieser neuen Verhältnisse vorwärts, wie ein muthiger Soldat gegen die schwierig zu erstürmende Festung, wo er sich über Tausende seiner erschlagenen Brüder hineindrängt, so wird er am Ende durch die Abstufung und Betäubung aller besseren Gefühle zu einen solchen Menschen umgewandelt, dem weder auf Erden noch im Himmel ein anderes Heil als nur der Mammon des Geldes etwas gilt, und mit rastloser Wuth, Alles um sich herum niedertretend und zerstörend, jagt er diesem Phantome nach. Was trifft man hier für Menschen unter den Reichen, besonders den deutschen, ihr Herz ist kalt und allen besseren Gefühlen verschlossen! — In Kalifornien wurde vor Kurzem ein Goldklumpen von 160½ Pfund Schwere gefunden, der, mit Ausnahme von 15 Pfund Quarz, aus reinem Golde bestehen soll. Der jezige Eigenthümer bezahlte für ihn 40,000 Dollars, und will ihn zur Pariser Ausstellung schiken.

— Massachusetts. (Die Grundsäze der Know-Nothings.) In Boston haben die Know-Nothings den Gouverneur gewählt. Der Leztere charakterisirte sowohl sich als seine Wähler durch die Erklärung, daß er die starke Einwanderung von Europäern (4 Millionen in 10 Jahren) für ein Nationalunglük halte, weil das Land mit Armen und Verbrechern überschwemmt werde. Er verurtheilte die Leichtigkeit, mit welcher die Fremden naturalisirt werden; dieselben bringen Verwirrung in das amerikanische Leben; Amerika müsse wieder amerikanisirt werden; die Bibel müsse in den Schulen erhalten, die Trennung von Kirche und Staat vollständig werden; die Naturalisation müsse der Nationalisation vorangehen und beiden die amerikanische Erziehung. In Republiken dürfe das Bürgerrecht nicht so leicht verschenkt werden als in Staaten, die von Gottesgnaden regiert werden, weil in den erstern die Regierung von den Wahlen der Bürger abhange. Wenn daher das Land nicht nach und nach europäisirt werden solle, so sei es nöthig, daß der Naturalisation und dem Recht zu stimmen, wenigstens ein Aufenthalt von 21 Jahren und die Erlernung der englischen Sprache vorausgehen.

Südamerika. (Die Galapagos-Inseln.) Die neueste amerikanische Post hat die Nachricht vom Ankauf dieser in der Südsee gelegenen Eilande durch die Vereinigten Staaten gemeldet. Ihre Lage in der N
barschaft der Westküste Amerika's und namentlich
Landenge von Panama macht ihre merkantile Bedeut
augenscheinlich; an ihnen streicht der Küstenhandel
südamerikanischen Republiken mit Mexiko und Kalifor
der Handelszug von der Landenge von Panama
Australien und Ostasien vorbei, sie sind ein Ausgan
punkt der Wallfischfahrer und ein Ruheplaz für die d
Windstillen am Aequator hingehaltenen Schiffe. Ue
ihre Beschaffenheit, namentlich in geologischer Hins
findet sich in „Leonhards Geologie oder Natur
schichte der Erde" folgende Beschreibung: „Die
Ecuador gehörenden Eilande, zwanzig an der Zahl,
gen im stillen Meere. Ihr erster Anblik ist abschreke
daher blieben sie lange unbewohnt, und die Nachricht
von verschiedenen Reisenden verbreitet, mußten den Gla
ben erhalten, auf jenen unfruchtbaren, unwirthlichen I
seln sei nichts von der Ueppigkeit vorhanden, wodu
die Natur den Aufenthalt unter tropischem Himmel
reizend macht. In einer Gegend gelegen, welche,
Windstille und heftiger Strömungen wegen, so verrufe
war, daß sich Schiffer meist so entfernt wie möglich hie
ten, blieben die Galapagos vollkommen unbekannt. Da
die Gefahr für Seereisende in ihrer Nähe sehr übertri
ben worden, ergab sich durch Wallfischfänger, welche, s
langer Zeit, die Inseln ganz gewöhnlich besuchten; ja
scheint, daß die Spanier absichtlich die Schifffahrt in di
sen Gegenden, sowie den Aufenthalt furchtbar schilderte
damit nicht etwa fremde Völker hier, ihren Besizunge
sehr nahe, festen Fuß faßten. Es ist schon lange bekann
daß die Gruppe, wovon wir reden, reich an außeror
deutlich großen Landschildkröten ist; die Menge solche
Thiere ließ schon die Vermuthung zu, daß die Gallapa
gos keineswegs so unfruchtbar sein dürften. Seit viele
Jahren, besonders nach dem Ende des lezten allgemeinen
Krieges, gehen nordamerikanische Wallfischfänger der Süd
see auf diese Inseln und versorgen sich mit Holz, Was
ser und mit Schildkröten; daher der Name Schildkröten
Inseln, womit dieselben auch bezeichnet werden. Das
Klima ist mild, und auffallend bleibt, welche Kraft die
Natur auf einem gleichsam verglasten Boden darthut.
Ueberall, wo zwischen Lavastüken durch Wind und Wet
ter Staub zusammen getrieben wird, ist der Wohnort
einer Pflanze zu finden, endlich wird, durch abfallende
Blätter, jene magere Erde zu größerer Fruchtbarkeit ge
bracht. Die Seeluft führt Feuchtigkeit in Menge mit
sich, welche, von dürrem Boden angezogen, besonders bei
Nacht, als Thau fällt; in den Bergen ist man von Wol
ken umhüllt, die feinen Staubregen entladen. In poli
tischer Hinsicht sind die Eilande sehr wichtig, und, was
ihre geologischen Beziehungen betrifft, besonders merk
würdig um der Thätigkeit ihrer Vulkane willen, deren
bedeutendster seinen Siz auf Marborough haben dürfte.
Inmitten dieser Insel steigt ein hoher Spitzberg empor.
Ausbrüche fanden statt im August 1814 und im Januar
1825; die lezte Katastrophe hielt lange an, denn im Ju
nius floß noch Lava. Albemarle, die größte der gan
zen Gruppe, hat eine mit sehr spizen, pyramidenartig
gestalteten, Felsen besezte Küste; der Anblik ist überaus
unwirthlich und wild. Bei einer Länge von 75 engli
schen Meilen erscheint die Insel mit vielen vulkanischen
Schlünden bedekt. Von den weitern Inseln der Gruppe
nennen wir Abingdon, Chatam und die Charles-
Insel, seit 1832 eine Kolonie politischer Verbrecher aus
Quito, welche dahin verbannt wurden.

Berichtigung.

Herr Hoz in Zürich hat in Nro. 13 des Anzeigers des Bezirkes Zürich seine in der vorigen Nummer dieses Blattes besprochene Annonce (Arbeits-Anweisungen in den Vereinigten Staaten) dahin verbessert, daß die 12 Dollars Lohn nicht wöchentlich, sondern monatlich zu verstehen seien, ein Verdienst, der für die jezige Zeit immerhin noch viel zu hoch angeschlagen ist.

Diese Berichtigung lag schon für den Druk bereit, als wir einen höchst flegelhaften Brief von Herrn J. H. Hoz erhielten, den wir als Beitrag zur Charakteristik dieser Sorte Auswanderungsagenten vollständig in den „Kolonist" einrüken würden, wenn uns nicht der erforderliche Raum reute. Nach Abzug der überflüssigen Phrasen und grundlosen Schimpfereien bleibt von dem fraglichen Briefe noch das Wesentliche übrig, daß Herr Baumgartner in Bern an jener Marktschreierei unschuldig sei, welche Herr Hoz in Nro. 13 des Anzeigers als „aus Irrthum" geschehen bezeichnet. Dieß stehen wir nicht an zu veröffentlichen und gönnen diese Satisfaktion dem Herrn B. recht gerne. Der Trompeter von Uruguay hat ohnehin noch genug Werch an der Kunkel.

Abonnementspreis.

Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".

Einrückungsgebühr:

10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Freitage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 7. | Freitag den 16. Februar. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Fünfter Jahrgang. | 1855.

Brief eines Halbpacht-Kolonisten aus Brasilien.

Ibicaba, den 5. Herbstmonat 1854.

Gott zum Gruße.

An die Eltern, Geschwister und Bekannten.

Ihr werdet vielleicht schon lange einen Brief von mir erwartet haben, oder sogar geglaubt, wir seien im Meere ertrunken oder von der glühenden Sonnenhitze unter dem Aequator verschmachtet; wir sind aber, Gott sei Dank, mit dem Leben davon gekommen und erfreuen uns bis auf diese Stunde der Gesundheit. — Es wird Euch wundern, wie es uns auf der Seereise ergangen ist, darum will ich Euch in Kürze schreiben, was sich auf dem Schiffe zugetragen hat.

Wir fuhren den 11. Mai auf dem Schiff Hamburg von Hamburg ab. Es war schönes Wetter und günstiger Wind. Den 12. gegen Abend stießen wir in die Nordsee und wurden sogleich von einem englischen Kriegsdampfschiff angehalten und untersucht. Den 16. segelten wir, von einem starken Ostwind getrieben, durch den Kanal zwischen England und Frankreich, und weil es schon ziemlich große Wellen gab, die sich auf das Verdek schlugen, so stellte sich die Seekrankheit ein; denn das unaufhörliche Schwanken des Schiffes verursachte eine solche Uebelkeit und Zerrüttung, daß man sich nicht zu helfen wußte; ich hatte zehn Tage damit zu kämpfen, so daß ich bald glaubte, die ganze Seereise damit behaftet zu sein. Den 17. Mai verließen wir die Küste von England und steuerten in den Ozean; es war bereits immer windig und kalt, so daß ich Tag und Nacht fror, wozu die Seekrankheit viel beitrug. Vom 24. bis 30. Mai hatten wir fast gänzliche Windstille; weil wir uns schon nahe gegen den Wendekreis zu befanden, so wurde es ziemlich warm. Den 31. erhob sich der Passat-Wind, der uns gegen Mittag neben der Insel Madeira an der afrikanischen Küste vorbei führte. Den 6. Juni kamen wir unter den Wendekreis; an diesem Tage ertrank ein Matrose, der von dem Vordermast herunterfiel. Der Wind war immer günstig bis den 10. Juni; vom 11. bis 21. ganz schlecht. Am 22. Juni hatten wir günstigen Wind; am 24. langten wir unter dem Aequator an. Den 1. Juli hatten wir ganz schwachen Wind und von da an ging unsere Reise wieder langsam vorwärts. Am 5. sahen wir das erste Land vor Rio Janeiro Endlich kamen wir den 12. Juli nach einer 63tägigen Reise in Santos an. — Wir hatten von Hamburg aus immer das schönste Wetter; niemals Sturm und nicht mehr als zwei Tage Regen. Auf dem Schiff starben 27 Kinder, fast alle unter zwei Jahren alt, auch wurden 4 geboren. Wir hatten während der Reise viel Vergnügen an den Fischen, die oft zu Hunderten auf dem Meeresspiegel daherschwimmend sehen konnten. An der Küste von Brasilien zogen eines Mittags zwei junge Wallfische so hart am Schiffe vorbei, daß wir diese ungeheure Thiere ganz genau besehen konnten.

Die Fahrt von Hamburg bis nach Santos ist 1500 deutsche Meilen, auch wird sie auf 3600 Stunden berechnet. Wir haben uns vor einer großen Hize nicht zu beklagen gehabt, obschon das Schiff alle Tage, am Morgen früh, benezt wurde, so geschah dieß nicht deßwegen, um es vor einem Brand von Sonnenhize zu schüzen, sondern nur um es zu waschen. Am schlimmsten ist es auf dem Schiffe unter der heißen Zone, wenn Regenwetter eingetreten ist und man sich genöthigt sieht, im Zwischendek zu bleiben, denn dadurch entsteht von einer so großen Menschenmenge eine solche Hize und Ausdünstung, daß Krankheit eine unvermeidliche Folge davon sein muß.

Nun werdet Ihr auch gerne wissen wollen, wie es mit uns in Brasilien steht, wie wir auf die Kolonie gekommen und was wir treiben. Wir blieben drei Tage in Santos und am 16. Juli sezten wir unsere Reise fort und kamen den 30. auf der Kolonie Ibikaba an. Die Landreise ist noch beschwerlicher als die Seereise, denn es ist fast alles unbewohnt. Unterwegs trafen

Feuilleton.

Die Flucht über die Cordilleren.

Von Friedr. Gerstäker.

Es war im September 1845, daß die vereinigten Geschwader von England und Frankreich die argentinische Flotte auf dem La Plata, von Admiral Brown, einem Irländer, kommandirt, wegnahmen, und den Hafen von Buenos Ayres blokirten. Ja sie landeten sogar Truppen, eroberten die von dem argentinischen General besezten kleinen Häfen wie die für die Schifffahrt der argentinischen Binnenwasser so wichtige kleine Insel Martin Garcia und sezten damit dem Einfluß des Diktators Rosas, wenn auch nur für kurze Zeit, einen entschiedenen Damm entgegen.

Rosas wüthete und drohte gleich darauf durch ein Dekret, seine Gegner als Seeräuber behandeln zu wollen, und hätte er damals die Macht in Händen gehabt, seine Feinde würden bös gefahren sein; so aber fürchtete er doch noch immer das entschiedene Auftreten der beiden vereinigten Mächte und mußte sich begnügen, seiner Rache gegen Einzelne freien Lauf zu lassen, die seinen Gesezen zuwider handelten und ihnen anheimfielen.

Die rücksichtsloseste Strenge, ja Grausamkeit, wurde aber gegen solche angewandt, die wirklich mit den Feinden der Föderalisten, den Unitariern, in geheimer Verbindung gestanden, ja auf die nur der Verdacht eines solchen Bündnisses fiel. Das war die Schreckenszeit, in welcher die abgesandten Henkersknechte des Diktators, die Mashorqueros, besonders in Buenos Ayres selber durch die Stadt zogen, die bezeichneten Häuser besezten und den verdächtig gewordenen Opfern — wer hätte sie alle verhören können! — oft in der Mitte ihrer eigenen Familien, die Kehlen durchschnitten und dann vor dem Hause eine Rakete abbrannten, als Zeichen, daß die Polizei die Leiche abholen könne. Das war die Zeit, wo das Gitter des großen Obelisken auf dem Viktoriaplaz allwächtlich, ja am hellen Tage, seinen furchtbaren Schmuk von abgeschlagenen Köpfen trug, das die Zeit, wo das Herz des treusten Anhängers Rosas selbst vor Entsezen aufhörte zu schlagen, wenn man ein Klopfen an der Hausthüre vernahm, denn Niemand war sicher, und jener furchtbare Mann des Bluts, der aber auch nur auf solche Art im Stande war, das Land sich zu unterwerfen und die wilden Gauchohorden in Furcht und Ordnung zu halten, mähte förmlich in den Reihen seiner Feinde.

Aber nicht allein in Buenos Ayres selber, sondern auch im innern Lande lebten ihm Feinde, und besonders stand die Provinz Mendoza in dem Verdacht, den „Aequerosos, inmundos Unitarios" nur zu geneigt zu sein. Mendoza aber, am Fuß der Cordilleren, lag zu weit ab von dem wirklichen Schauplaz des Krieges, um die Einwohner dort ebenso streng unter der Aufsicht, ebenso erfolgreich in Schreken zu halten als die Kustenstriche; und wenn auch dort die föderalistische Polizei, von den wilden Gaucho-Soldaten unterstüzt, das Land der Regierung des Diktators gehorsam hielt, waren es doch besonders die Fremden, die jezt, darauf fußend, daß ihre Landsleute mit offenen Schießluken die Hauptstadt des Landes eingeschlossen hielten und bedrohten, ziemlich offen sich aussprachen über eine Regierung, die „genug Blut vergossen habe, einen Dreideker flott zu halten" und allen Gesezen der „Civilisation und Menschenrechte" Hohn spreche.

Ein junger, erst seit Kurzem mit einer Mendozanerin verheiratheter Engländer, Namens Ellington, dessen Vater durch eine der Maßregeln des Diktators fast sein ganzes Vermögen eingebüßt, eiferte besonders gegen diese Zustände und trozte dabei auf die Kriegsfahrzeuge seiner Landsleute, unter deren Schuz er sein Leben wähnte. Vergebens bat ihn selbst sein Vater, bat ihn sein junges Weib, seine Zunge zu wahren,; offen schon hatte er sich gegen oft nur zu zweideutige Freunde ausgesprochen, daß gerade vom Westen aus die Bevölkerung nach der Seeküste vorpressen müsse, einem Zustand der Willkür ein Ende zu machen, der unerträglich würde; ja er verbarg mehrere flüchtige Unitarios in seinem Hause und weigerte sich, der argentinischen Polizei den Zutritt zu gestatten, bis er Mittel gefunden, die Verfolgten zu retten.

Allerdings hatte ihn bis jezt nur noch seine Nationalität vor der Rache des beleidigten Diktators geschüzt, aber dem mächtigen Gauchohäuptling standen noch andere Mittel zu Gebote, seine Feinde unschädlich zu machen, als allein öffentliches Gerichtsverfahren, und über Mr. Ellingtons Haupt zog sich ein Gewitter zusammen, das ihn in kurzer Zeit zu erreichen und — zu vernichten drohte. — Nichts

wir einige kleine Städte an, die aber mit den Städten in Europa nicht zu vergleichen sind. Es sind ungefähr 60 Stunden von Santos bis auf Ibikaba.

Die Kolonisten befinden sich gut und wünschen sich nicht mehr nach Deutschland, indem schon einige hier sind, welche im Jahr 1847 einwanderten, und die bis 2000 Millreis haben (ein Millreis ist 3 Fr.). Jedem wird ein Haus angewiesen, das mit vier Wänden von Holz und Erde gebaut und mit Ziegeln gedekt ist, dessen Einbau er selbst und wie er will einrichten kann, dazu Land so viel er nöthig hat, um seine Lebensmittel zu pflanzen. Auch werden ihm so viel Kaffee-Bäume übertragen als er bearbeiten und pflüken kann, es sind solche hier, die bis 8000 Bäume haben und dieses Jahr 1800 Alqueir pflüken, was für den Kolonist einen Gewinn von bereits 900 Milreis oder 2700 Franken liefert. Hingegen ist es jedem neuen Ankömmling schwer, bis er sich die Lebensweise der Brasilianer angewöhnt hat; ist man aber einige Zeit hier, so geht alles besser. Das Klima ist hier gesund und von Fiebern oder andern Krankheiten weiß man hier nichts, bloß das Jeder anfangs geschwollene Beine kriegt und in Folge dessen ein wenig an der Arbeit verhindert wird. — Es war bis jezt immer das schönste Wetter und soll schon etwa vier Monate nicht mehr geregnet haben, was in der Winterszeit fast immer der Fall ist. In Bezug auf die Hize der Sommerszeit sagen die alten Kolonisten, es sei noch Niemand verschmachtet.

Was die Lebensmittel anbetrifft, so sind dieselben theilweise dieses Jahr theuer wegen den vielen Einwanderern und weil wenig gepflanzt wird. Das Schweinefleisch ist so theuer wie daheim. Das Rindfleisch kostet zirka 16 Rp., Zuker, das Pfund 10 Rp. Im Allgemeinen hat jeder Kolonist genug, er lebt unbekümmert und Niemand fordert ihm etwas.

An Baumfrüchten hat man hier Apfelsinen, Bananen, auch Feigen. Die Bananen sind das ganze Jahr reif und leicht zu pflanzen; wer einen Baum pflanzt, hat das nächste Jahr Frucht davon; die Banane gleicht in der Gestalt einer halben Wurst und an Geschmak den Erdbeeren, die man in Gärten pflanzt.

Nun habe ich noch zu bemerken, daß wir bis jezt im Akkord Kaffee pflükten und täglich ungefähr einen neuen Franken über die Kost verdienten. Das Kaffeepflüken geht mit diesem Monat größtentheils vorbei und hat mit dem Monat Mai begonnen. Es ist auf der Kolonie nicht viel zu verdienen, als sich mit Kaffee zu beschäftigen und eigene Wirthschaft zu treiben, darum übernehmen wir auch einen Pacht-Vertrag. Auch ist es hier für Familien besser als für Ledige. Schuster hat es auf der Kolonie viel, dagegen wenig Leute, die Schuhe tragen, an Schneidern ist auch kein Mangel. Zimmerleute, Schreiner und Küfer haben hier gute Professionen.

Ich hätte Euch noch Vieles zu schreiben, allein dazu habe ich zu wenig Zeit und Gelegenheit, am liebsten würde ich mündlich mit Euch sprechen, nicht daß ich mich wieder nach Europa zurük wünschte, ich bereue es noch nicht, nach Brasilien gegangen zu sein. Ihr werdet vielleicht glauben, daß die Briefe hier geöffnet und nicht nach Europa verschikt werden, wenn sie die Wahrheit enthielten, allein wer das glaubt ist ein Narr, die Leute wären hier viel zu träge dazu.

Wie es uns weiters ergeht, wollen wir Euch über ein Jahr berichten, sowie auch über die nähere Beschaffenheit des Landes. Für dieß Mal will ich mit der Bemerkung schließen, daß wir bis dahin gesund sind, und unser Wunsch ist, daß dieser Brief Euch alle in demselben Zustand antreffe.

Wir grüßen Euch alle tausend Mal, und verbleiben indeß Eure vielgeliebten Söhne und Brüder

Kaspar Märki,
Hans Jakob Märki.

Wie die Phillippsgeschichte in Amerika erzählt und beurtheilt wird.

Phillipps, amerikanischer Reisender in der Schweiz.

Vor Kurzem kam, wie unsere Leser sich noch erinnern werden, von Europa die Nachricht, daß Mazzini, der kühne italienische Revolutionär, in der Schweiz gefangen genommen und eingekerkert worden sei. Ferner wurde gemeldet, daß der wahre Mazzini wieder entlassen worden und glüklich entwischt sei, weil eine andere, ihm merkwürdig gleichende Person an einer andern Stelle der Schweiz sich selbst als Mazzini angegeben und der Polizei überliefert hatte. Jezt ist die Sache, welche zu diesen Berichten Veranlassung gegeben, aufgeklärt und läuft auf eine infame und rechtswidrige Behandlung eines amerikanischen Bürgers durch schweizerische Behörden hinaus.

Seit längerer Zeit ist die Schweizer Bundesbehörde nichts als ein unterthäniger Diener und gefälliger Spürhund der österreichischen Regierung und als solcher macht sie eifrig Jagd auf Mazzini, welcher, der strengsten Polizeimaßregeln und der eifrigsten Verfolgungen spottend, immer und immer wieder, bald in Italien, bald in Deutschösterreich, am häufigsten aber in der Schweiz, sein Erscheinen macht, wobei der schlaue Revolutionär es aber stets so einzurichten weiß, daß die polizeilichen Hezhunde seine Spur erst finden, wenn er längst an andern Orten ist.

Der Schweizer Bundesrath mag manche Nase von der österreichischen Regierung darob erhalten haben, daß er sammt seinen Unterbehörden so tappig ist, den Mazzini sich so oft entwischen zu lassen. Natürlich ist dieses Prachtexemplar einer republikanischen Regierung nunmehr um so begieriger und eifriger in seinen Fahndungen.

John B. Phillipps, ein amerikanischer Bürger und als solcher mit einem amerikanischen Passe versehen, kam als unschuldiger Reisender, nachdem er ganz Italien Wege über Genf, Lausanne, Bern u. s. w. am 30. August v. J. nach Basel, von wo aus er Deutschland zu besuchen beabsichtigte. In seiner Gesellschaft befand sich Dr. Eichelberger, ebenfalls amerikanischer Bürger, der sich ihm in Wien angeschlossen hatte. Sie kamen des Nachmittags 5¼ Uhr, nach einer ermüdenden Reise an einem heißen Tage, und auf staubüberfüllten Straßen, in Basel an. Kaum waren sie hier von der Diligence abgestiegen und noch mit dem Reinigen ihrer Kleider vom aufgehäuften Staube beschäftigt, als zwei Polizeidiener zu ihnen traten und ihre Pässe verlangten. Obwohl erstaunt über dies Verlangen, fügten sie sich doch demselben bereitwillig und händigten ihre Pässe aus. Nachdem die Polizisten solche eingesehen, verlangten sie, die Reisenden sollten mit ihnen auf das Polizeibüreau kommen, gaben jedoch auf das Warum? nur eine barsche ungenügende Antwort. Die beiden Amerikaner fügten sich und folgten nach dem Polizeibureau.

Hier angelangt, wurde Phillipps in ein kleines Verhörzimmer gebracht, wo mehrere Personen um einen Tisch saßen. Sodann begann einer der Polizeibeamten, welche die Verhaftung vorgenommen hatten, Hrn. Phillipps zu examiniren.

— Was ist Ihr Name?

Phillipps hatte solchen schon wiederholt vorher genannt, gab jedoch seinen Namen abermals an.

— Haben Sie Geld?

— Freilich habe ich Geld bei mir!

— So geben Sie es her.

Phillipps zog seine Börse heraus und warf sie auf den Tisch.

— Haben Sie noch mehr?

— Noch ein wenig!

— Wohl, so geben Sie es heraus, — alles zusammen.

Phillipps hatte noch einige einzelne Silbermünzen, welche unter den Papieren in seiner Tasche sich verloren hatten und deren Heraussuchen einigen Aufenthalt verursachte. Der Polizeibeamte wurde ungeduldig und fuhr den Verhafteten an mit den Worten:

— Schnell Ihr Geld, alles Ihr Geld, allez! allez!

Phillipps erwiederte etwas aufgebracht:

— Sie sollen das Geld haben, aber warten Sie nur gefälligst, damit ich Zeit habe, es zu finden.

— Ich habe keine Zeit mit Ihnen zu verschwenden; heraus damit — heraus! lautete es barsch.

Phillipps warf das Silber auf den Tisch. Dann fragte der Inquisitor, der sich bei dem Verhöre bald der französischen, bald der deutschen, bald der italienischen Sprache bediente, am geläufigsten jedoch das Italienische sprach, weiter:

— Was ist Ihr Name? Ihr wahrer Name?

— Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich ein Amerikaner bin und Phillipps heiße, und wünsche zu wissen, wie oft Sie mich noch darum fragen wollen.

Sie lügen, mein Herr! Sie sind ein Italiener! sprudelte der Inquirent in der höchsten Hize heraus und brach dann in eine Fluth von Sätzen in italienischer Sprache mit solcher Heftigkeit und Schnelle aus, daß Phillipps nicht verstand, was er sagte.

Haben Sie mich verstanden? fragte er zulezt. Phillipp verneinte es, worauf das sämmtliche Personal das Zimmer verließ, die Thüre wurde abgeschlossen und Phillipps allein zurükgelassen. Bald kamen sie jedoch mit dem Gefängnißwärter zurük, dem Phillipps nunmehr übergeben wurde.

Der Schließer, ein äußerst roher Mann in seiner Erscheinung, Sprache und Gebärde, ergriff den Amerikaner beim Kragen und schüttelte ihn mehrmals hin und her, obwohl derselbe nicht den mindesten Widerstand leistete, und zog ihn dann am Kragen in den anstoßenden, die Gefängnisse enthaltenden Flügel des Gebäudes. Hier nahm er dem Gefangenen den Hut ab, hieß ihn die Schuhe ausziehen, leerte seine Taschen und betastete seine Person, um zu erforschen, ob er etwas in den Kleidern verborgen habe. Nachdem dies alles im Beisein der andern Polizeipersonen in der brutalsten Weise

---

desto weniger blieb er blind gegen die dringendsten Warnungen seiner wenigen wirklichen Freunde, denn nur wenige wagten noch in der That, sich öffentlich seine Freunde zu nennen.

So rükte der Juni von 1846 heran, und Ellington, nur noch kühner gemacht durch die lange Duldsamkeit dessen, der doch die Macht in Händen hatte, ihn zu vernichten, ließ sich in immer tiefere Verbindungen ein, unterhielt sogar schon eine ziemlich lebhafte Korrespondenz mit Chile, um von dort herüber der Sache der Unitarier zu Hülfe zu kommen; ja die Schlinge schien schon gelegt, die den Diktator in ihren Maschen fassen und vernichten sollte, als er eines Abends Don Jose, Mr. Ellingtons Schwager, leichenbleich und vollständig zur Flucht gerüstet, in dessen Wohnung stürzte und dem anfangs Ungläubigen die Kunde brachte, daß ihr beider Leben in diesem Augenblik an kaum mehr als einem Haare hinge; denn von Rosas gedungene Mashorqueros seien, allein in diesem Auftrag, selbst von Buenos Ayres nach Mendoza gekommen, und der nächste Augenblik schon könne sie selbst in der Gewalt dieser furchtbaren und unerbittlichen, blutdürstigen Henkersknechte sehen.

Schleunige Flucht, so lange selbst diese ihnen noch übrig blieb, war das Einzige, was sie jezt retten konnte; und wenn sich auch Ellington im Anfang gegen den Gedanken sträubte, die Gefahr so nah zu glauben, ja sich auf den Konsul seiner Nation stüzen wollte, dem gegenüber Rosas nicht wagen würde, eine Gewaltthätigkeit zu begehen, konnte er doch nicht lange dem Zureden seines Schwagers, den flehenden Bitten seines Weibes widerstehen. — Selbst der alte Mr. Ellington, der jedenfalls den Mißhandlungen der Henker ausgesezt gewesen wäre, wenn diese den Sohn entflohen fanden, mußte sie begleiten, und nur eben zusammenraffend, was sie an Geld, Pretiosen und Lebensmitteln fortbringen konnten, verließen sie, vollkommen bewaffnet, wirklich im entscheidenden Moment, das Haus, denn kaum zehn Minuten später wurden die verschiedenen Thüren desselben von außen leise besezt, und roth verhüllte Gestalten durchsuchten mit blanken Waffen und ingrimmigen Verwünschungen die leeren Räume.

Die Lage der Flüchtlinge war aber deßhalb keineswegs um vieles gebessert; den Messern des Diktators allerdings im ersten Anlauf entgangen, wäre ihnen doch die Flucht auf die Länge der Zeit durch die weiten öden Pampas, die Mendoza rings umschließen, unmöglich gewesen; und die Cordilleren, die sie nur in kurzer Entfernung von dem gastlichen Chile trennten, lagen mit Schnee gefüllt und drohten dem Tollkühnen Verderben, der sich in dieser Jahreszeit in ihre sturmdurchbrausten Schluchten wagen sollte. Und doch blieben diese nur ihre einzige Rettung — wenigstens in der Möglichkeit, den zürnenden Elementen das dürftige Leben abzuringen; aber kein Erbarmen hatten sie von den Mashorqueros des gereizten Rosas zu erwarten. Und wohl wissend, daß bis Tagesanbruch auch selbst dorthin die Wege abgesperrt sein würden, führte Don Jose den kleinen Trupp in gerader Richtung in die Hügel hinein, an deren Fuß sie sich fast befanden, ihrem guten Glük vertrauend, von dort einen jezt im Winter ganz unwegbaren Paß über das Gebirge selber zu finden.

Das Glük begünstigte sie hier in so fern, als sie, der ersten Schlucht in die nächsten Hügel hinein folgend, eine kleine Hütte und dort zwei Peons trafen, die sich augenblicklich bereit zeigten, ihnen gegen eine sehr beträchtliche Belohnung zu Führern über die Gebirge zu dienen. Die Burschen waren, wie sie behaupteten, mit jedem Pfade, jedem Bach in den Bergen bekannt, und selbst das aufrichtige Geständniß Don Joses, daß sie von Rosas Henkern verfolgt würden, konnte sie nicht abschreken. Lachend meinten sie, sie wären allerdings Argentiner, aber gehörten doch eigentlich nach Chile hinüber, und wenn die Sennores und die Sennorita fürchteten, daß sie verfolgt würden, wollten sie schon einen Pfad nehmen, auf dem bald die keksten der Gauchos, die sich überdies nie gern von ihren Pferden trennen, zurükbleiben sollten.

Noch vor Tagesanbruch waren zwei Maulthiere, das eine für Sennora Ellington, das andere für den alten Herrn gesattelt und mit den nöthigsten Provisionen beladen; und der kleinen Schlucht, in der die Hütte stand, aufwärts folgend, erreichten sie gerade mit Dunkelwerden den Gipfel der ersten Hügel- oder Bergreihe, der schon dicht mit Schnee bedekt lag, überschritten diese und stiegen dann bei dem matten Licht, das die Sterne auf den Schnee niederfunkelten, wieder in ein anderes wärmeres Thal hinab.

Die Cordilleren bilden sich nämlich, wie die Rocky Mountains oder Felsengebirge im Norden, durch drei Ab-

vollzogen war, öffnete der Schließer die Thüre einer anstoßenden Zelle, ließ den Amerikaner eintreten und schnauzte, als Phillipps hineingegangen war, ihn mit den Worten an: „Hier bleibst Du, Du schuftiger Italiener.“ Die Thüre wur verschlossen, der schwere Riegel von außen vorgeschoben und der unschuldige Sohn des freien und mächtigen Amerika's war ein Gefangener in einer dunkeln traurigen Zelle.

Und welch ein Aufenthalt! Die Zelle war 10 bis 12 Fuß groß, nach außen mit einer 3 Fuß diken Mauer umgeben.

Ein kleines Fenster, aber nach der Deke angebracht und mit starkem Eisengitter verwahrt, war der einzige Zugang für Licht und Luft. Der Gefangene konnte nichts sehen, als ein wenig Himmel und der Luftzug war so gehemmt, daß es in jenen heißen Tagen zum Ersticken war. In der Zelle befand sich nichts, als ein elendes Bett mit etwas Stroh, zwei schmuzige Deken darauf und eine alte deutsche Bibel, — das war Alles. Kein Tisch, kein Schrank, keine Kiste, kein Stuhl, nicht einmal ein Schemmel; das Bettstroh war voll von Flöhen und Wanzen, die jede Ruhe unmöglich machten. Phillipps war bald vom Kopf bis zu den Füßen zerstochen. Man hatte ihm seine sämmtlichen Effekten genommen und er konnte selbst nicht die Erlaubniß zum Lesen oder Schreiben bekommen. Die Kost war all dem entsprechend, ungenießbar und unreinlich, so daß es Tage währte, bevor der Hunger den Ekel überwand und Phillipps zulangte. Ein Krug Wasser mußte einen Tag lang zum Trinken und Waschen reichen.

In diesem Loche bei solcher Behandlung mußte Phillipps 7 Tage und 7 Nächte ausharren. Er wurde einige Male vorgeführt zum Verhör vor den Polizeichef und immer wieder um Namen, Geburtsort u. s. w. befragt, allein da er auf seiner ersten Aussage beharrte, so ward er jedesmal wieder zurük in die dunkle Zelle geführt.

All seine Bitten um ein besseres Gefängnißlokal waren vergebens. Er bat, ihm einen Ausgang unter Begleitung einer Wache zu gestatten — abgeschlagen. Er fragte, wo sein Reisegefährte sei, — keine Antwort. Er stellte vor, wie dringend seine Weiterreise sei, sein Geld könne er nicht haben, wenn er nicht zur bestimmten Stunde in Paris eintreffe, sein Gepäk liege in Heidelberg und könne dort verloren gehen, — Achselzuken.

Erst nach Verlauf einer Woche, da man sich unterrichtet hatte, daß in Heidelberg wirklich Gepäk für Phillipps addressirt, ließ man ihn den amerikanischen Vizekonsul Brüstlein im Verhörzimmer sprechen. Herr Brüstlein war in New-York und Philadelphia gewesen und kannte viele Personen, die auch Phillipps kannte; kurz das Gespräch ergab alsbald, daß Phillipps der war, für den er sich ausgab.

Am nächsten Vormittag endlich wurde er in Freiheit gesezt. Er reiste sofort mit seinem, einige Tage vorher entlassenen, Reisegefährten nach Heidelberg, wo sie 40 Fr. Kosten für gerichtliche Schreibereien, Uebersezungen und Telegraphiren bezahlen mußten, wegen deren auf ihre Sachen Beschlag gelegt worden war.

So insultirte man in der Schweiz den amerikanischen Adler und mißhandelte amerikanische Bürger. Und warum? Weil Phillipps, obwohl 20 Jahre jünger als Mazzini, diesem ähnlich sieht, und weil Mazzini unter dem Namen Phillipps mit einem amerikanischen Paß reisen soll.

Und wenn es wirklich Mazzini gewesen wäre? Was hat er in der Schweiz verbrochen? Lebt er doch unangefochten in dem königlichen England, warum will man ihn in der republikanischen Schweiz gleich dem schlimmsten Verbrecher traktiren? Würde ihm in Rußland oder Oesterreich eine schlechtere Behandlung zu Theil werden können, als ihm nach Obigem in der freien Schweiz zugedacht ist? — O pfui der Schande.

Für Amerika hat dieser Fall ganz besonderes Interesse. — Phillipps wurde entlassen ohne Entschädigung, ja selbst ohne Entschuldigung wegen der ihm zugefügten Mißhandlungen. Er hat sich an den amerikanischen Gesandten zu Paris gewendet und dieser hat ihm gerathen nach Bern zu gehen und vom Bundesrath selbst Entschädigung und Genugthuung zu verlangen. Der amerikanische Geschäftsträger in der Schweiz, Herr Fay, ein unfähiger Gek, nahm sich der Sache höchst lau an und wollte anfänglich nur die Genugthuungs-, nicht aber die Entschädigungsforderung unterstützen.

Endlich gab er nach, der Bundespräsident aber antwortete ausweichend, die Sache sei ein Zufall gewesen, man habe die andere Seite noch nicht gehört, die Basler seien eben stark mit Geschäften überhäuft, von Entschädigung würden sie aber gar nichts wissen wollen, die Sache sei Kantonalsache und gehe die Bundesregierung nichts an. Man solle den Rechtsweg betreten, die Gerichte ständen für Jedermann offen.

Nicht einmal das leiseste Bedauern hatte der Herr Präsident betreffs der vorgefallenen Schandthat.

Was nun? Wird Herr Pierce auch diese Schmach ruhen lassen, oder endlich einmal Wort zu halten anfangen und die Stelle seiner Inauguraladresse zur Wahrheit machen, die da lautet:

„Es muß das Privileg, das anerkannte Recht jedes amerikanischen Bürgers sein, ungescheut selbst in Gegenwart von Fürsten dazustehen, mit dem stolzen Bewußtsein, daß er selbst Glied einer Nation von Souveräns ist, und daß erlaubte Zweke ihn nie so weit von seiner Heimath führen können, daß der Bevollmächtigte, den er daheim an der Stätte zurükläßt, die ich jezt inne habe, nicht dafür wache, daß keine rohe Hand der Gewalt oder tyrannischer Leidenschaft sich an ihm vergreife.

Er soll sich bewußt werden, daß auf jedem Meere und in jedem Lande, wo unser Unternehmungsgeist den Schuz unserer Flagge mit Recht suchen wird, amerikanisches Bürgerthum eine unwandelbare Schuzwehr für amerikanische Rechte ist.“

Wohlan! Phillipps ist ein geborner Amerikaner, ist ein amerikanischer Bürger von unbescholtenem Ruf, er war mit einem legalen Regierungspasse versehen und dennoch vergriff die „rohe Hand der Gewalt und tyrannischer Leidenschaft“ sich an ihm. Hic Rhodus, hic salta. Hier gilt's zu handeln, Herr Pierce! (Phön.)

T. Die Auswanderung nach Australien mit Vorschüssen.

Seit einiger Zeit geben sich verschiedene schweizerische Auswanderungsagenten alle erdenkliche Mühe, um die Aufmerksamkeit unserer auswanderungslustigen Mitbürger vornehmlich nach Australien zu lenken. Namentlich zeichnet sich in dieser Beziehung das Haus B. u. H. in Basel und dessen Agent im Kanton Graubünden, ein gewisser aus Oesterreich stammender Buzerin, aus, welch Lezterer sich nicht entblödet, den Leuten die abentheuerlichsten Versprechungen, als z. B. Fr. 20 bis Fr. 25 Taglohn ꝛc., vorzuspiegeln.

Wie es sich mit dieser, auf theilweisen Staatsvorschuß gegründeten Australien-Auswanderung, beim wahren Lichte besehen, verhält, zeigt am besten der nachfolgende Auszug aus dem vortrefflichen Werke von C. Wolchhausen, welches durchgehends aus offiziellen Quellen geschöpft und in England schon in der zweiten Auflage erschienen ist.

Wir halten jeden weitern Kommentar für überflüssig, indem wir es füglich jedem Denkenden überlassen, zu urtheilen, ob solche Verhältnisse und solche Verträge unsern Auswanderern eine bessere Zukunft garantiren, ihr Glük fördern können, und ferner, ob eine solche Kost, wie sie diesen mit Arbeitskontrakten Hinübergehenden verabreicht wird, unsern Leuten genügen kann.

„Im gesezgebenden Rathe von Neu-Süd-Wales ging auf die Empfehlung des Komite's ein Beschluß, der zum Gesez erhoben wurde, durch, nämlich: daß in England oder in andern Ländern mit Auswanderern rechtsverbindliche Kontrakte abgeschlossen werden könnten, — daß jene verpflichtet seien, für in Europa stipulirte Löhne zu arbeiten und die Kosten ihrer Ueberfahrt abzutragen, — daß die von den Emigrationskommissären abgeschikten Auswanderer gezwungen werden dürften, einen Theil ihres Ueberfahrtsgeldes zurükzuzahlen, — daß Knaben und Mädchen über 13 Jahre alt auf 4 Jahre zu 5 Pfund Sterling für die ersten und zu 10 Pfund Sterling für die andern zwei Jahre in die Lehre gegeben werden könnten.

Der Grundsaz, daß Einwanderer die Kosten ihrer Ueberfahrt ganz oder theilweise bezahlen sollen, ist vernünftig, ob aber der Modus, den das Parlament von Neu-Süd-Wales vorgeschlagen hat, zum Ziele führen wird, müssen wir dahingestellt sein lassen.

Versuche, Arbeiter oder Handwerker für geringeren als den üblichen Lohn zu engagiren, sind in diesem Lande immer fehlgeschlagen, und ebenso Kontrakte, welche Leute verpflichten, einem bestimmten Meister Behufs der Erlernung eines Handwerks zu dienen.

Wenn der „Rath“ das von der Kolonie gezahlte Passagegeld für eine Schuld, die der Einwanderer abzutragen habe, erklärt hätte, so wäre das vernünftig gewesen; aber einen Menschen in Europa verpflichten, einem Herrn zu dienen, den er nie gesehen, in einem Geschäft zu arbeiten, das er nicht kannte, mit dem Lohn zufrieden zu sein, den der Meister bestimmen sollte — das hieße nur den Saamen ewigen Zanks und Mißvergnügens säen, besonders da die Richter, die in solchen Streitigkeiten zu entscheiden haben, jedenfalls Arbeitgeber sind und kein Mensch ein zuverlässiger Richter in seiner eigenen Sache ist. Ebenso ist es ein richtiges Prinzip, Minderjährige in die Lehre zu geben, aber die gesezlichen Bestimmungen darüber sind einseitig. Die Löhne werden oft unangemessen bestimmt werden und in der Akte ist keine Vorsorge für die Beaufsichtigung oder den Schuz dieser in die Lehre gegebenen verwaisten Kinder getroffen.

Wir sind keineswegs unempfindlich gegen die schwierige Position, worin die Besizer großer Heerden und andere Arbeitgeber durch das Hinströmen der Arbeiter

---

dachungen, hier durch zwei streng von einander geschiedene Gebirgsreihen, die sich von Nord nach Süd hinunterstreken. Der erste nach den Pampas zu liegende Berg- oder Hügelstreifen — denn was in einem andern Lande recht gut ein Berg genannt werden könnte, erscheint hier, neben den gewaltigen Cordilleren, doch nur als Hügel — schmiegt sich dicht an den Hauptrüken, nur ein schmales Thal zwischen sich und diesem lassend, hin, ist aber hoch genug, sogar in dieser niedern Breite den Winter hindurch eine gar warme und behagliche Schneedeke zu tragen, während die Cordilleren selber schroff und gewaltig, in riesiger Masse aus dem nämlichen Thal emporsteigen — ein fester kompakter Körper von Schnee und Eis, auf granitenem Piedestale ruhend. So schroff und steil kommen dabei die einzelnen Bergwasser aus jenen riesigen Höhen herausgestürzt, daß es nur an einzelnen Stellen möglich ist, dem Lauf derselben aufwärts zu folgen, während die übrigen Gebirgsmassen eine feste, unersteigbare Wand bilden, die sich wolkenhoch, Berg auf Berg gehäuft, emporthürmt.

Aber selbst diese wenigen Päße können nur für eine Streke weit im Winter mit Maulthieren begangen werden; nachher muß der Wanderer, den sein Geschik in diese Wildniß getrieben, die Bahn zu Fuß weiter suchen, und nicht allein der Abgrund unter dem schwankenden Schritt droht Verderben, nein der geringste losgebrökelte Schnee, der ihn hier träfe, müßte ihn, durch das Gewicht seines Falles, in die Tiefe schmettern, und der Condor hätte dann ein treffliches Mahl, oder der Puma der Gebirge.

Die beiden Peons kannten hier aber jeden Fuß breit Landes, und dem Thale folgend, das sich in ziemlich gerader Richtung gen Norden zog, erreichten sie gleich am nächsten Tage einen der Päße, der eigentlich nur im Sommer benuzt wurde, den sie aber doch jezt ebenfalls hofften passiren zu können, und hier hatten sie denn kaum eine weitere Verfolgung zu fürchten. Nur zu bald sollten sie aber diese Hoffnung getäuscht finden — ein gewaltiger Schneesturz hatte den schmalen Pfad so überschüttet, daß sie wochenlang gebraucht haben würden, sich hier hindurch zu arbeiten, und wo indessen Provisionen hernehmen, während ein völliges Schneegebirge jeden weiteren Fortschritt hemmte? Selbst jezt war die Gefahr groß genug, gerade an dieser Stelle von ihren Verfolgern überholt zu werden, denen sie dann nach keiner Richtung hin mehr hätten entfliehen können.

Langes Berathen half hier ebenfalls nicht; rasch umdrehend eilten sie die eben gemachte Bahn wieder in das Thal zurük, wo ihre Maulthiere auch noch zwischen den dort grünenden Myrthenbüschen reichliches Futter fanden, um den Tecunjado, ebenfalls einen der Bergströme, zu erreichen, ehe die Verfolger bis hieher ihre Spur aufgefunden haben könnten. Diese mußten übrigens schon in großer Anzahl kommen, wenn sie ihnen gefährlich werden sollten, denn die Gauchos, wie die Bewohner der Pampas genannt werden, führen selten oder nie Feuergewehr, mit denen sie auch nur höchst mittelmäßig umzugehen wissen, und die beiden Engländer waren mit Pistolen und Büchsen vortrefflich bewaffnet. Selbst Don Jose führte ein Paar Pistolen im Gürtel und ein Doppelgewehr, und die Peons hatten ihre gewöhnlichen langen Messer, ohne das ein Argentiner, besonders in damaliger Zeit, nie die Schwelle seines Hauses verließ.

Unten an der Mündung des Tecunjado, das heißt dort, wo der Bergstrom, von dem Hauptrüken der Cordilleren niederschäumend, seine Wasser mit einem größeren Bache vereinigte, der von Norden niederkommt und sich später seine Bahn in die freie Ebene bricht, liegt, hoch von den Schneegebirgen überragt, aber auch gegen all' die rauhen Südweststürme geschüzt, in fast tropischem Klima, eine kleine freundliche Farm, die Grenzstation der argentinischen Republik, und im Sommer der Stappelplaz der Mauthaufseher, die den Tecunjado-Paß niederkommenden Karavanen zu überwachen; im Winter aber, wo fast jede Verbindung mit Chile, unbedingt jede mit Pakthieren, abgeschnitten ist, wird die Bewachung theils sehr lässig betrieben, theils ganz aufgegeben, und eine kleine Wirthschaft mit einigen Bergbewohnern und einigen Duzend starker kräftiger Guanaka-Hunde ist das Einzige, was zurükbleibt, bis der Schnee der Gebirge thaut, seine Massen in Sturzfluthen durch das Thal gesandt und die Pfade wieder freigegeben hat. Jezt hausten dort nur ein Paar alte Guanakajäger, und den hoch eingefriedigten Weideplaz, mit dem üppigsten Gras und Futterklee bekelt, kannten die müden Thiere gut genug, um ihm schon von Weitem entgegen zu wiehern.

(Fortsezung folgt.)

zu den Goldfeldern gedrängt sind, aber wir können auch die Bemerkung nicht zurückhalten, daß es nur ein Gesetz gibt, das den Arbeiter unter solchen Umständen an seinen Arbeitgeber zu fesseln vermag — das Gesetz der Humanität.

„Ein Mann kann den Ochsen zur Tränke führen, hundert Menschen zwingen ihn nicht zum Trinken."

Hier folgt nun eine Akte zur Regulirung des Verfahrens, wie Kontrakte mit unterstützten Einwanderern in Großbritannien und anderswo abzuschließen, und wie diese Einwanderer in der Kolonie Neu-Süd-Wales für eine bestimmte Zeit nach ihrer Ankunft zu verwenden sind.

Da das gegenwärtige Auswanderungssystem im höchsten Grade lästig und politisch geworden ist, indem die auf Kosten der Landvereine herüber beförderten Auswanderer nicht gehalten sind, bei ihrer Ankunft in der Kolonie Dienste zu nehmen oder einen Theil des Geldes, das für sie ausgelegt ist, abzutragen, und es nützlich erscheint, das besagte System zu reformiren, so wird demnach von Sr. Exzellenz, dem Gouverneur von Neu-SüdWales, auf Anrathen und unter Zustimmung des gesezgebenden Rathes der besagten Kolonie, beschlossen wie folgt:

1) Jede männliche Person von oder über 14 Jahren oder jedes unverheirathete Frauenzimmer gleichen Alters, die von einem Ihrer Majestät Auswanderungs-Kommissären mit einem Passagebillet nach dieser Kolonie versehen wird, und den vollen Preis desselben nicht zahlt, soll, bevor sie die Erlaubniß zur Einschiffung erhält, einen Kontrakt unterzeichnen, wie er im Schema A dieser Akte beigegeben ist; jedoch unter der Bedingung, daß kein Auswanderer, der zur Klasse der Handwerker vom Lande gehört, mehr als 15 Pfd. Sterl. für seine Ueberfahrt, einschließlich dessen, was er etwa in England nach irgend einem dort in Kraft stehenden Reglement deponirt hat, zahle, auch kein Auswanderer der übrigen Klassen mehr als 13 Pfd. Sterl., einschließlich des eben Genannten.

2) Wenn ein Auswanderer, mit dem ein solcher Kontrakt abgeschlossen ist, bei seiner Ankunft in der Kolonie oder in einem gewissen vom jeweiligen Auswanderungsagenten zu bestimmenden Zeitraume nach der Ankunft, — der jedoch höchstens 14 Tage betragen darf — wenn ein Auswanderer dann die volle Summe, die er dem Kontrakte zufolge dem Gouvernement schuldet, an den Agenten bezahlt, so soll der Kontrakt, sofern er sich auf Zahlung solcher Summe bezieht, aufgehoben sein.

3) Der jeweilige Einwanderungsagent oder irgend eine zu dem Zweke ernannte, vom Gouverneur bestätigte Person soll die Befugniß haben, mit oder ohne Zustimmung jedes Einwanderers, der sein Passagegeld nicht in jener Weise entrichtet hat, in dessen Namen und in dessen Vertretung einen Dienstkontrakt mit irgend einem geeigneten Arbeitgeber auf die Zeit von zwei Jahren abzuschließen und zu unterzeichnen. Dieser Kontrakt, der vom Tage der Unterzeichnung an gültig ist, wird in Form des unter B diesem Gesetze angehängten Schema's ausgefertigt. Der betreffende Arbeitgeber soll darauf in die Hände eines solchen Einwanderungsagenten zu Gunsten des Gouvernements der Kolonie den halben Betrag dessen zahlen, was der so engagirte Einwanderer dem Gouvernement für die Ueberfahrt schuldet, und solcher Arbeitgeber übernimmt damit den Rest des Passagepreises, den der Einwanderer dem Reglement gemäß zu entrichten hat, bei oder vor dem Ablauf von 12 Kalendermonaten nach Abschluß des Kontrakts zu zahlen; wogegen solcher Arbeitgeber ermächtigt ist, die gezahlte Summe dem Einwanderer in acht gleichen Raten im Laufe der zwei Jahre vom Lohne abzuziehen.

4. Jeder Einwanderer, der mit einem Arbeitgeber solchen Kontrakt geschlossen hat, kann denselben nach Ablauf des ersten Jahres lösen, wenn er dem Arbeitgeber drei Monate zuvor schriftlich kündigt und ihm den restirenden Theil seines Ueberfahrtsgeldes ausgezahlt.

(Schluß folgt.)

Verschiedenes.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. Illinois. Dr. Köpfli von Neuenkirch (Luzern) ist in den lezten Tagen des abgewichenen Dezembers in der von ihm gegründeten Stadt Highland oder Neuschweizerland, im Staat Illinois, über 80 Jahre alt, gestorben und am Neujahrstage unter allgemeiner Theilnahme feierlichst daselbst beerdigt worden. Der Leichenzug war über eine Viertelsmeile lang. Gegen 60 Wagen begleiteten den alten Patriarchen dieser Gegend auf seinem lezten Gang zum Grabe.

— (Ein Akt der Verzweiflung.) Die Louisville-Blätter vom 2. Dezember enthalten einen Bericht über einen aufregenden Umstand, der vor ein paar Tagen in Cairo, Illinois, vorfiel. Ein farbiger Mann, welcher eine Schenke auf einem Flachboote bei Cairo hielt, war um 60 Dollars verklagt und das Erkenntniß gegen ihn ausgesprochen worden. Er drohte darauf, den Beamten zu erschießen, wenn er auf der Weigerung beharrte, ihn loszulassen, bewaffnete sich und stellte sich auf sein Boot, entschlossen, sich nicht verhaften zu lassen. Das Boot war sehr bald von einer großen Anzahl von Bürgern umringt, und da einige versuchten, an Bord zu gehen, um ihn zu verhaften, feuerte der Neger in die Menschenmenge und verwundete vier Personen. Das Boot wurde darauf in Brand gesteckt und losgehauen und trieb bald in den Strom. Als es ziemlich weit hinaus war und das Feuer sich reißend schnell ausgebreitet hatte, band sich der Neger ein großes Gewicht um den Hals, sprang über Bord und ertrank. Der Vorfall erzeugte große Aufregung.

— Texas. Houston. (Amerikanische Gerechtigkeit.) Ein Mann, Namens Gehrke, ein Uhrmacher, dessen Werkstatt am Markte in dieser Stadt ist, erstach seine Frau am Samstag den 17. Dezember, indem er ihr eine Wunde beibrachte, die ihren augenblicklichen Tod verursachte. Er zankte sich mit ihr, ehe er die That vollbrachte. Er wurde verhaftet und erwartet die Untersuchung. Man sagt, daß der Mann an Wahnsinn leide. Wenn dieses nicht der Fall ist, so wird allem Wahrschein nach, beim Thatbestand seines Falles, die beleidigte Majestät des Gesezes an ihm gerächt werden, da er ohne Reichthum und ohne Einfluß ist, um sich aus den Schlingen des Gesezes los zu machen. (Houston Telegr.)

(So weit ist es also mit unserer künstlichen formellen Rechtspflege gekommen, daß man offen zugibt, daß die an Geld und Einfluß reichen ungestraft Verbrechen üben können. Amerikanisches und russisches Privatrecht scheinen beide gleich käuflich zu sein, nur mit dem Unterschiede, daß man in Rußland das Recht von dem Richter und in Amerika von den Advokaten kaufen muß.) (N.-B. Ztg.)

— Alle Nachrichten stimmen darin überein, daß die lezthährige Herbst-Einwanderung in Texas sich durch Zahl und Wohlhabenheit vor allen frühern auszeichne. Die meisten Auswanderer kamen aus den übrigen Unionsstaaten. An einem einzigen Punkte zwischen Gibson und Rodney sind während zwanzig Tagen, dem „Port Gibson Herald" zufolge, 4—5000 Auswanderer vorbeigezogen.

— Anekdote. (Ein gescheiter amerikanischer Arzt.) Ein Kranker machte jüngst seinem Arzte Vorwürfe, daß er an ihm schon so lange herumkurire, ohne ihm zu helfen und ersuchte ihn, die Sache etwas kräftiger anzufassen, um die Wurzel des Uebels gleich mit einem Schlage zu vernichten. „Das will ich sogleich thun," erwiederte der Doktor, erhob den Stok und zerschmetterte mit einem Schlage die Branntweinflasche, die auf einem Seitentische stand. (N.-B. Ztg.)

— **Mexiko.** (Minder patente Zustände.) Aus Mexiko theilt das Basler „Intelligenzblatt" nach Privatberichten Folgendes mit: „Das Land befindet sich in einem sehr kritischen Zustande. Santa Anna's schlechte Verwaltung hat alles Zutrauen zerstört und die Geschäfte sind fast null. Die Importzölle sind enorm, die innern Zölle machen den Handel fast unmöglich und die Regierung scheint durch Beschränkungen jeder Art die ohnehin traurige Lage desselben vermehren zu wollen. Eine Aenderung muß aber bald eintreten; die Revolution greift täglich mehr um sich und sehr wahrscheinlich werden wir binnen wenigen Monaten das jezige Regiment gestürzt und eine liberalere, den Handel begünstigende Regierung sehen. Die 7 Millionen Piaster, welche die Regierung à conto der Messilla-Entschädigung von den Vereinigten Staaten baar erhalten hat, sind verschwunden — man weiß nicht wie und wohin? Den Saldo halten die schlauen Yankee's zurük, bis die Grenzberichtigungen vollendet sind; die Noth wird so die mexikanische Regierung zwingen, coulant zu sein, und Bruder Jonathan wird alsdann auch nicht zu kurz kommen. Obschon die Armee stark ist und die Finanzkräfte des Landes mehr als verschlingt, verheeren die Insurgenten mehrere der schönsten Provinzen (Jalisco, Mechoacan ꝛc.) und die wilden Indianer, gegen welche jene schweizerischen Miliärkolonien angelegt werden sollten, treiben ungestraft ihre verheerenden Einfälle bis tief in's Land hinein. Hingegen wird auf die Straßenräuber (das muß man der jezigen Regierung nachrühmen) mehr als je Jagd gemacht, so daß die Sicherheit in den Städten und auf den Hauptstraßen ziemlich befriedigend ist."

Ergänzung unserer Uebersezung des französischen Auswanderungsgesezes.

Der in lezter Nummer ausgelassene Saz heißt: „Ueberdieß können die Auswanderer auch noch Schadenersaz beanspruchen."

Anzeigen.

Anzeige für Auswanderer.

Nach den **Schweizerkolonien** der Gutsbesizer in der südbrasilianischen Provinz **San Paulo** geht für das Jahr 1855 mit Ende März wieder das erste Schiff ab.

Ebenso spedirt unterzeichnetes Bureau auch fortwährend und regelmäßig Passagiere zu den billigsten Preisen und unter Zusicherung reellster Bedienung nach allen Häfen von **Nordamerika** (Kalifornien), **Südamerika** und **Australien.**

Oben erwähnte sehr vortheilhaft bekannte Kolonien in San Paulo sind besonders solchen Gemeinden zu empfehlen, die ihre Auswanderungslustigen vermittelst Vorschuß des Reisegeldes gegen Rükzahlung spediren wollen, indem dabei bemerkt wird, daß erst kürzlich wieder zwei Gemeinden sehr bedeutende Rükzahlungsraten von ihren Ausgewanderten, durch Vermittlung des schweizerischen Konsulates in Rio Janeiro, empfangen haben.

Nähere Auskunft auf mündliche oder schriftliche frankirte Anfragen ertheilt jederzeit bereitwilligst:

Den 5. Januar 1855.

Für die schweizerische General-Agentur:
E. De Paravicini
an der Unterstraß, Nro. 132, in Zürich.

Bei der Expedition dieses Blattes ist in Kommission erschienen und zu haben:

Die
Auswanderung
als
öffentliche Wohlthat.

Nebst
einigen Mittheilungen aus den deutschen und schweizerischen Armenkolonien in der Provinz St. Paulo in Brasilien.

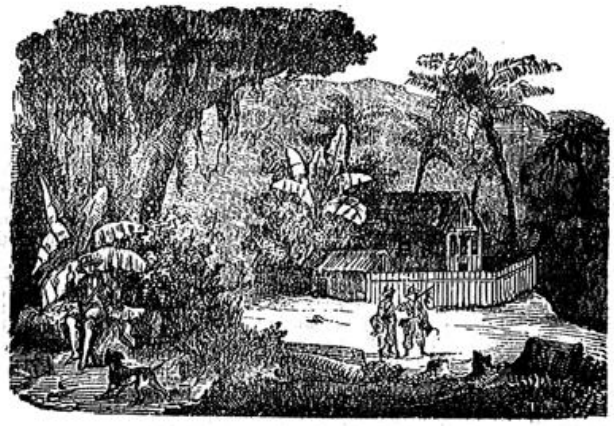
Aus dem „Kolonist" besonders abgedruckt.

64 Seiten in gr. 8. Geheftet 30 Rp.

Dieses Schriftchen behandelt in faßlicher Weise die wichtige Zeitfrage der Auswanderung. Insbesondere aber bespricht es von einem praktischen Standpunkte aus die Armenauswanderung und ist daher namentlich denjenigen Armenbehörden zu empfehlen, welche ihre unterstützungsbedürftigen Mitbürger nicht bloß über das Meer abschieben, sondern auch dort wirklich versorgen wollen. Es zeigt ihnen, wie dieser Zwek durch Aufopferung sehr geringer Geldmittel erreicht werden kann. Nicht minder beherzigenswerth ist aber das Schriftchen für vermöglichere Auswanderungslustige, die wegen der gegenwärtigen schlimmen Aussichten in Nordamerika billiges Bedenken tragen, ihre Schritte dorthin zu lenken. Die im Anhang abgedruckten Briefe, welche die vortheilhafte Lage so manchen, ehemals blutarmer Schweizer in der gesegneten Provinz San Paulo schildern, werden das Ihrige zur Bekämpfung der noch hin und wieder herrschenden ungegründeten Vorurtheile gegen die Auswanderung nach Brasilien beitragen.

Abonnementspreis.
Per Post franko durch die ganze Schweiz:
Jährlich . . . . . 4 Fr. — Rp.
Halbjährlich . . . . . 2 „ — „
Vierteljährlich . . . . . 1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".



Einrükungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Freitage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 8. | Freitag den 23. Februar. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Fünfter Jahrgang. | 1855.

T. Die Auswanderung nach Australien mit Vorschüssen.

(Schluß.)

5) Es soll jedem Handwerker, Gärtner, Hausknecht, Hirten, Kutscher, Bedienten, Wollsortirer, Winzer oder sonstigen Arbeiter, der über 18 Jahre alt, sei es Mann oder Weib, sei er Unterthan Ihrer Majestät oder aus einem fremden Lande, gesezlich gestattet sein, mit einer Person oder mehreren, die entweder im Begriff stehen, hieher zu kommen oder bereits hier ansäßig sind, oder mit dem oder den Agenten solcher Personen auf eine Zeit, die volle fünf Jahre nicht übersteigt, Dienst-Kontrakte abzuschließen.

6) Jeder Einwanderer, der bereits in Dienst steht oder sich kontraktlich verpflichtet hat, bei einem Arbeitgeber in dieser Kolonie in Dienste zu treten, soll verbunden sein, jedwede Summe, die ihm laut Kontrakt zu irgend einem Zwek vorgestrekt ist, zurükzuzahlen.

7) Ihrer Majestät Auswanderungs-Kommissäre sollen befugt sein, vermöge eines schriftlichen Dokuments in Form eines unter C dieser Akte beigefügten Schema's in Vertretung des jeweiligen Einwanderungs-Agenten dieser Kolonie, Knaben oder Mädchen, die aus Waisenhäusern oder andern wohlthätigen Instituten Großbritaniens entnommen, und deren Pfleger, Eltern oder Vormünder bereit sind, nach der festgesezten Taxe zu den Ueberfahrtskosten nach der Kolonie zu kontribuiren, und die besagten Kommissäre sollen die Vollmacht haben, den Rest der Ueberfahrtskosten, die jedoch die Summe von 8 Pfd. Sterl. nicht übersteigen dürfen, für einen solchen Knaben oder ein solches Mädchen aus Kolonialfonds beizulegen.

8) Solche Knaben oder Mädchen können bei ihrer Ankunft in der Kolonie durch den zeitweiligen Einwanderungsagenten nach einem Kontrakt, wie ihn Schema D vorschreibt, geeigneten Arbeitgebern überlassen werden; diese lezteren werden dann das Passagegeld, was dem Gouvernement für solche Knaben und Mädchen gebührt, zahlen, für deren Beköstigung und Lebensunterhalt sorgen und ihnen in den Raten und Fristen, die im besagten Konkrakte bestimmt sind, Lohn auszahlen.

9) Wenn ein Eigenthümer oder Befrachter eines Schiffes schriftlich mit einem Auswanderer, sei er aus Großbritanien, sei er aus einem fremden Lande, bezüglich der Ueberfahrt nach einem Hafen in dieser Kolonie kontrahirt, und selbiger Auswanderer (Mann oder Frau) sich verpflichtet, einen Theil seines Passagegeldes, jedoch höchstens 10 Pfd. Sterl., innerhalb 10 Tagen nach seiner Ankunft zu zahlen, oder in der gleichen Frist mit Zuziehung des jeweiligen Einwanderungsagenten dieser Kolonie oder dessen Stellvertreters einen Dienstkontrakt mit einem geeigneten Arbeitgeber auf zwei Jahre zu solchem Lohne, wie zwischen den Parteien vereinbart wird, oder wie es der Einwanderungsagent für vernünftig hält, abzuschließen, und wenn der Arbeitgeber sich demnach verbindlich macht, den restirenden Theil des Passagegeldes zu zahlen oder zu garantiren; — so soll selbiger Auswanderer gehalten sein, solchen Kontrakt vollständig zu erfüllen in derselben Weise und auf Gefahr der gleichen Bußen und Strafen im Fall der Nichterfüllung, wie wenn er mit Ihrer Majestät Kommissären in England den Kontrakt nach den Bestimmungen dieser Akte abgeschlossen hätte.

10) Die Bestimmungen dieser Akte sollen Ausdehnung und Anwendung finden, sofern es möglich ist, auf alle Kontrakte und Verträge, welche in irgend einem Theil der vereinigten Königreiche Großbritanien und Irland von einem Auswanderer eingegangen sind, der auf Kosten einer dort, Behufs der Beförderung oder Ermuthigung zur Auswanderung nach Neu-Süd-Wales, organisirten oder gegründeten Gesellschaft hieher geschafft wird, — sie sollen Anwendung finden auf alle Dienstverträge oder Lehrkontrakte, die von einem Auswanderer oder Lehrjungen nach seiner Ankunft hier eingegangen werden, insofern, daß das ganze Passagegeld oder ein Theil desselben, das für solchen Auswanderer oder Lehrjungen bezahlt wurde, einer solchen Gesellschaft zurükgegeben oder garantirt wird.

11) Alle solche Kontrakte oder andere schriftliche Verträge, wie im Vorigen erwähnt sind, sollen vor sämmtlichen Gerichtshöfen und vor sämmtlichen Richtern innerhalb der besagten Kolonie für gültig angesehen werden, in welchem Lande sie auch immer ge-

Feuilleton.

Die Flucht über die Cordilleren.

Von Friedr. Gerstäker.

(Fortsezung.)

Ehe man sich aber in Sicht dieses Plazes wagte, wurde ein kurzer Kriegsrath gehalten und zwar einstimmig dahin beschlossen, vorerst einen der Peons zum Rekognosziren vorauszuschiken, und zu sehen, ob die Spione und Henkersknechte des Diktators auch selbst bis hierher gedrungen wären. War das der Fall, so mußten sie, wo sie sich eben befanden, die Nacht abwarten, nach einbrechender Dunkelheit am rechten Ufer des Bergstromes, so weit es die steilen Wände erlaubten, hinaufhalten und den Fluß dann furthzend den schmalen Pfad zu erreichen suchen, der an dem linken Ufer bis fast zu dessen Quellen auflief.

Der älteste der Peons, ein durchtriebener Bursche mit wilden, verlebten Zügen, aber ein Paar schlau und listig unter buschigen Brauen vorblizenden Augen, wurde dazu gewählt und kehrte auch schon nach zwei Stunden etwa mit der Nachricht zurük, daß allerdings ein Mann in dem Hause lägen und eben erst von einem kurzen Streifzug den Tecunjado hinauf zurükgekehrt wären, nachdem sie sich überzeugt hätten, daß die Flüchtigen noch nicht auf diesem Wege entkommen seien, am nächsten Morgen würden sie auch unfehlbar das ganze Binnenthal absuchen und deßhalb gar keine Wahl lassen, was man etwa thun wollte. Die einzige Möglichkeit, noch zu entkommen, sei, während der Nacht die Station zu umgehen, und dann so rasch vorwärts zu rüken, wie es die Kräfte der Passagiere nur irgend erlaubten. An der Schneegrenze angekommen, wollten sie dann die Maulthiere eben absatteln und laufen lassen; den Rükweg suchten die klugen Thiere leicht allein, und hatten sie erst einmal den theilenden Gebirgsrüken erreicht, so waren sie sicher, denn Rosad durfte nicht wagen, die chilenische Grenze zu überschreiten.

Das Umgehen der Farm gelang, von einer ziemlich dunkeln Nacht begünstigt, vortrefflich. Noch lange vor Tagesanbruch hatten sie den schmalen Bergpfad erreicht, der sich am linken Ufer des jezt niederen Stromes, oft kaum zwei Fuß Bahn neben einem Abgrund lassend, hinaufzog; hier aber mußten sie halten, bis Tageslicht ihnen weiter helfe, denn es wäre mehr als Tollkühnheit gewesen, solchen Weg in dunkler Nacht zu verfolgen.

Mit dem ersten Dämmerlicht brachen sie wieder auf, und selbst Sennora Ellington, wenn auch nie im Leben an solche Strapazen gewöhnt, fühlte sich durch die kurze Rast wie neu gestärkt, kein Wort der Klage kam wenigstens über ihre Lippen.

Den schwierigsten Theil des Uebergangs hatten sie aber noch vor sich, jedenfalls den beschwerlichsten; und als erst ihre wirkliche Wanderung über den Schnee begann, drohten die Kräfte der jungen Frau sowohl, wie die des alten Herrn, den ungewohnten und gewaltigen Anstrengungen zu erliegen. Als sie den Abend, schon nach Dunkelwerden, die Punta del vaca, eine kleine schmuzige Steinhütte erreichten, mit einem Loch zur Thür und nichts als den kalten gefrornen Boden der Hütte selber zum Bett, wäre es der schwachen zarten Frau nicht möglich gewesen, auch nur noch einen Schritt weiter zu sezen, und doch wußten sie alle, daß vielleicht an der Verzögerung einer Viertelstunde schon der Tod hing.

Es mochte zehn Uhr Abends sein. Der Himmel war klar und sternenhell, und in der Hütte hatten sich die müden Wanderer, ohne selbst im Stande zu sein, ein Feuer anzuzünden, in ihre Deken gehüllt und dicht neben einander geschmiegt, der Nacht vielleicht eine Stunde Schlaf und Ruhe abzustehlen. Nur der jüngere Peon stand, wohl dreihundert Schritt zurük, von woher sie gekommen, auf Posten, hier an einer schmalen Stelle der Straße, an der kein Feind, noch dazu über den hellen Schnee an ihn heranschleichen konnte, den Paß zu bewachen, und bei dem geringsten Zeichen von Gefahr die kleine Schaar zu allarmiren. Von der Hütte her kamen jezt Schritte und wenige Minuten später stand der ältere Felipe an seiner Seite.

schlossen sein mögen, und sie sollen dieselbe Kraft und Wirkung haben, als wenn sie von den betreffenden Personen in der Kolonie selbst gemacht wären; und alle solche Dienstverträge oder Lehrkontrakte, die von jeweiligen Einwanderungsagenten der besagten Kolonie unterzeichnet sind, sollen — mögen sie von der dadurch verpflichteten Person unterzeichnet sein oder nicht, mit oder ohne ihren Consens geschlossen sein, — für solche Personen eben so gültig und verbindlich sein, als wenn sie selbst oder die Eltern und Vormünder oder andere gesezlich autorisirte Personen an ihrer Statt abgeschlossen und unterzeichnet hätten, — und soll solches Individuum, im Fall es den Kontrakt ganz oder theilweise bricht, nach summarischer Ueberführung vor zwei oder mehr Friedensrichtern, denselben Strafen und Bußen unterworfen sein, wie sie jezt gesezlich bestimmt sind oder später bestimmt werden mögen für die böswillige Verlezung der Bestimmungen eines ordnungsmäßigen Dienstvertrages oder Lehrkontraktes, oder für schlechte Aufführung eines Meisters, Dieners oder Lehrjungen in der besagten Kolonie, und wenn ein solches Individuum (Mann oder Weib), mag es das volle Alter von 21 Jahren haben oder nicht, aus dem Dienste eines Arbeitgebers, dem es in erwähnter Weise durch Dienstvertrag oder Lehrkontrakt verpflichtet ist, ohne rechtsgültige Entschuldigung entläuft, so soll es für ein erstes Vergehen der Art zu höchstens dreimonatlicher Haft, mit oder ohne schwere Arbeit, auf Diskretion der betreffenden Richter verurtheilt werden; und für jeden folgenden Fall zu höchstens sechsmonatlicher Haft, mit oder ohne Zwangsarbeit; die Dauer des Entlaufens aber wie die der Haft soll nicht als ein Theil der kontraktlich bestimmten Dienst- oder Lehrzeit angesehen werden.

12) Jede Person, die einen Einwanderer einer der erwähnten Klassen während der Zeit, daß dieser einem Arbeitgeber in der Kolonie kontraktlich zu dienen verpflichtet ist, aufnimmt, beherbergt, verbirgt oder zur Arbeit verwendet, soll gehalten sein, solchem Arbeitgeber für jeden Tag, wo der Einwanderer beherbergt, zur Arbeit verwendet oder verborgen wird, 5 Schillinge zu entrichten, — bis zum Betrage von höchstens 15 Pfund, die der Arbeitgeber entweder schon bezahlt hat oder verpflichtet ist zu zahlen, und jede Klage betreffs eines so beherbergten oder versteckten Einwanderers soll angehört und entschieden werden nach summarischem Verfahren von zwei Friedensrichtern, welche außer einer Entschädigung, die sie in Anspruch nehmen dürfen, dem Kläger vollen Schadenersaz zuerkennen können. Immer unter dem Vorbehalt jedoch, daß, wenn Jemand, der einen solchen Einwanderer beschäftigt, aufgenommen oder versteckt hat, zur Genüge der Richter nachweist, er habe sich keines Vergehens schuldig gemacht, daß dann die Klage abgewiesen werden soll.

13) Jeder Kontrakt oder schriftliche Vertrag, der dem Einwanderungsagenten dieser Kolonie offiziell von Ihrer Majestät Auswanderungs-Kommissären in England überschikt wird, soll vor jedem Gerichtshofe und vor allen Friedensrichtern entscheidende Beweiskraft für die Unterschrift oder die Zustimmung der verschiedenen Personen, deren Namen darin oder darunter geschrieben oder erwähnt sind, haben, und es soll keines weitern Beweises seiner Authenticität bedürfen, als daß er vor solchem Gerichtshofe oder vor den Friedensrichtern durch den Einwanderungsagenten oder durch den Arbeitgeber des Einwanderers oder dessen Mandatar produzirt werde, und ein vom besagten Einwanderungsagenten eigenhändig unterschriebenes Certificat, daß ein solcher Einwanderer mit einem Schiffe, welches unterstützte Einwanderer brachte, gekommen sei, soll von dem Gerichtshofe oder in Bezug auf die Identität der Person und auf alle darin als wahr bescheinigten Thatsachen entscheidend sein.

Schemata A.

Wir, deren Namen Endes dieser Urkunde unterschrieben sind, machen uns, in Betracht der Passage, die für uns und (eventuell) für unsere Frauen und Kinder durch Ihrer Majestät Auswanderungs-Kommissäre auf Kosten der Kolonie Neu-Süd-Wales beschaffen worden ist, verbindlich, dem zeitweiligen Emigrations-Agenten dieser Kolonie die Summen, die neben unseren resp. Namen stehen in Pfund Sterling, brittischer Münze, innerhalb 14 Tagen nach unserer Ankunft in der Kolonie entweder zurükzuzahlen oder bei einem Arbeitgeber Dienste zu nehmen, mit dem wir, unter Zustimmung des Einwanderungs-Agenten, eins werden können, und der die Hälfte der neben unsern resp. Namen stehenden Summe sofort bezahlt, den Rest aber spätestens in 12 Monaten nach dem Tage des Abschlusses abzutragen sich verpflichtet. Und im Falle es uns mißlingen sollte, einen solchen Kontrakt mit Einwilligung des besagten Agenten und in der vom Gesez oder von dem Regulativ der Gouvernements vorgeschriebenen Form abzuschließen, so erklären wir uns hiedurch bereit und verpflichten uns, einen anderweiten solchen Dienst zu nehmen und solchen Lohn zu acceptiren wie uns der besagte Agent verschaffen wird, und wir geben diesem lezern hiedurch volle Macht und Befugniß, mit oder ohne unsere künftige Zustimmung, an unserer Statt einen Dienst-Kontrakt mit einem Arbeitgeber, den er an unserer Statt auswählen kann, auf die Dauer von 2 Jahren, vom Datum solches Kontrakts an gerechnet, zu unterzeichnen; wobei immer inbegriffen ist, daß ein solcher Arbeitgeber das Recht hat, von dem Lohne, den wir verdienen, alle drei Monate während der angegebenen Zeit ein Achtel der Summe, die neben unsern resp. Namen steht, abzuziehen, und ferner, daß wir nach Ablauf des ersten Jahres das Recht haben, nachdem wir drei Monate zuvor unsern resp. Arbeitgebern gekündigt, unsern Kontrakt zu lösen und den Dienst aufzugeben, indem wir den Rest besagter Summe, die wir für unsere Ueberfahrt schulden, bezahlen.

Unterzeichnet:

Schemata B.

Nro. 185

Entwurf eines Kontrakts, der heute zwischen A. B. Esq., p. t. Einwanderungsagenten dieser Kolonie, C. D. freiem Einwanderer per Schiff — — und E. F. aus — abgeschlossen ist. Der besagte C. D. verpflichtet sich, dem erwähnten E. F. für die Dauer von 2 Jahren, vom heutigen Tage an gerechnet, als — — zu dienen, und sich demselben anderweitig überhaupt nüzlich zu machen; auch in allen Dingen den gesezlichen und vernünftigen Befehlen des besagten E. F. oder seiner Aufseher oder bevollmächtigten Agenten zu gehorchen; in Betracht welcher Dienste der erwähnte E. F. sich hiedurch anheischig macht, dem besagten C. D. einen jährlichen Lohn von — Pfd. St. Sh. —, in vierteljährlichen Raten zu geben, ihm die untenstehenden Rationen wöchentlich zu liefern und die Kosten seiner Ueberfahrt abzutragen; wobei inbegriffen ist, daß der erwähnte E. F. das Recht hat, von dem Lohne, den besagter C. D. verdient, acht gleichmäßige vierteljährliche Abzüge zu machen, in Summa — Pfd. St., welches der Gesammtbetrag ist, den besagter C. D. dem Gouvernement dieser Kolonie für seine Passage hieher schuldet.

Wöchentliche Rationen:

Ochsen- oder Hammelfleisch	10	Pfund.
Mehl	10	"
Zuker	2	"
Thee	4	"

Und erwähnter E. F. verpflichtet sich hiedurch, dem genannten Einwanderungs-Agenten unmittelbar nach Vollzug dieses Kontraktes die Summe von — Pfd. Sterl., als die Hälfte des Passagegeldes, das besagter C. D. dem Gouvernement schuldet, und den Rest an den besagten A. B. oder den künftigen Einwanderungs-Agenten nach Verlauf eines Jahres vom heutigen Tage an zu entrichten.

Gez. A. B., Einwanderungsagent.
C. D.
oder A. B. (anstatt C. D.)
E. F.

Schemata C.

Wir, die unterzeichneten oder unten benannten Personen, willigen ein und verpflichten uns, mit Zustimmung aller Personen, die jezt Autorität über uns haben, jedem etwaigen Arbeitgeber, für welchen wir durch den zeitweiligen Einwanderungs-Agenten der Kolonie Neu-Süd-Wales engagirt werden mögen, als Lehrlinge zu dienen, für die Zeit von 4 Jahren, vom Datum unsers Lehrkontrakts in der besagten Kolonie an gerechnet, für solchen Lohn oder solche Vergütung (unter Abzug der Summe, die wir für die Ueberfahrt schulden), wie dem besagten Einwanderungs-Agenten angemessen erscheinen mag, und wir autorisiren und ermächtigen hiedurch jenen oder seinen mit Genehmigung des Gouvernements ernannten Stellvertreter, uns nach unserer Ankunft in der erwähnten Kolonie als solche Lehrlinge zu verdingen.

Gezeichnet.

D.

Lehrkontrakt — abgeschlossen heute (Datum) zwischen A. B., Einwanderungs-Agenten für die Kolonie Neu-Süd-Wales oder C. D. dessen Stellvertreter, und E. F. einem Auswanderer (Knabe oder Mädchen) per Schiff — —, alt — Jahr und G. H. aus — —. Besagter A. B. (oder C. D.) engagirt hiemit den besagten E. F. dem besagten G. H. als Lehrjunge in — Geschäft zu dienen, sich auch selbst demselben nüzlich zu machen, für die Dauer von 4 Jahren, und allen gesezlichen und vernünftigen Befehlen des G. H. oder denen seines bevollmächtigten Agenten, während dieser Zeit zu gehorchen, in Betracht welcher Dienste der besagte G. H. sich hiedurch verpflichtet, dem erwähnten Lehrling in vierteljährigen Raten fünf Pfund Lohn per Jahr für die ersten zwei Jahre und zehn Pfund per Jahr für den Rest der Zeit zu zahlen, ihn das Geschäft während dieser Jahre zu lehren oder lehren zu lassen, und ihm Logis und Beköstigung oder (nach Wahl des besagten G. H.) wöchentliche Rationen zu liefern. Die leztern sollen bestehen aus 10 Pfund Mehl, 10 Pfund Fleisch, 2 Pfund Zuker, ¼ Pfund Thee. Zur Bezeugung dessen haben besagter A. B., Einwanderungs-Agent (oder besagter C. D. als Stellvertreter dessel-

---

„Was sagst Du zu unserm Unternehmen, Compannero?" frug er endlich leise den Kameraden, als er ein paar Mitten an dessen Seite gestanden und in die Nacht hinaus gelauscht hatte.

„Daß ich es herzlich satt habe, mich auf einer Seite mit einer papiernen Sennorita herumzuquälen," brummte der Gefragte mürrisch, „die wir morgen wahrscheinlich noch das Vergnügen haben werden, durch denn Schnee zu schleppen, denn gehen kann die Puppe doch nicht mehr; und ich anderseits meinen Hals in Gefahr weiß, sobald und die Mashorqueros des Gouverneurs überholen. Pest und Gift, die Burschen verstehen keinen Spaß, und ich könnte mir eher Erbarmen von einer wilden Schaar der Pampas-Indianer erbitten, als von einem von Rosas rothen Poncho — ich wollte, wir hätten uns mit der ganzen Sache nicht eingelassen."

„Weißt Du, Compannero", sagte der Alte, seinen Arm traulich auf dessen Schultern legend und vorsichtig dabei zurükschauend, ob keiner ihrer Passagiere munter und in der Nähe wäre — „mir selber gefällt die Geschichte auch nicht mehr, und — für die lumpigen zehn Unzen wären wir eigentlich rechte Thoren, wenn wir — wenn wir eben —"

„Wenn wir was?" frug der Jüngere gespannt und drehte sich halb nach seinem älteren Gefährten um.

„Ei zum Teufel, wenn wir und eben noch unnüzerweise abquälten," — sezte dieser rasch und wild hinzu. — „Es sind doch nur Unitarios und dürfen nie nach der Republik zurükkommen. Ueberdies steht mir der Himmel da drüben im Südwesten ebenfalls nicht so richtig aus — kriegen wir hier einen Temporale, sind wir geliefert, und — ich meinestheils bin fest entschlossen, diesen Augenblik meinen Rükweg anzutreten — gehst Du mit?"

„Du hast mir die Gedanken aus der Seele gelesen," lachte der Jüngere — „mag der Inglese sehen, wie er über die Berge kommt — wir lassen ihm überdieß unser Charque*) in der Hütte zurük, und sie dürfen sich nicht beklagen, daß sie nichts zu essen hätten. Aber jezt komm', die Zeit vergeht, und es ist bitter kalt hier oben; wenn wir uns tüchtig in Trab sezen, können wir die Estancia noch bei guter Zeit morgen früh erreichen."

„War mir's doch, als ob ich da vorne ein Geräusch wie von knirschendem Schnee hörte," sagte der Alte da plötzlich und schützte seine Augen mit dem linken Arme gegen den blendenden Schein der weißen Deke — „da wieder."

„Mir kam es auch erst so vor," sagte der Jüngere, seinen Poncho um sich herziehend und dann niederknieend, um das eine Schaaffell, das er sich der Kälte wegen um seine Füße gewikelt, etwas fester zu binden, „aber es wird der Puma*) sein, der vor etwa einer halben Stunde quer vor mir über den Schnee sprang und hinunter nach dem Wasser zu hielt. Rosas müßte einen tüchtigen Preis auf das Einbringen unserer Gesellschaft gesezt haben, wenn er die Gauchos bis hier in den Schnee hinter ihnen her treiben könnte. — So" — rief er dann, indem er, seine Fußbekleidung in Ordnung gebracht, wieder in die Höhe sprang und den Hut in die Stirn drükte, — „jezt bin ich fertig, und nun können wir doch sagen, daß wir unsern Weg bis hierher ganz anständig bezahlt bekommen haben."

Felipe antwortete nichts, horchte nur noch einmal zurük, wo sie die, die ihrer Treue viel zu gutmüthig vertraut hatten, ohne Ahnung zurükließen, daß die Führer und Wachen sie verrätherischer Weise im Stich ließen, und schritt dann dem Gefährten rüstig voraus durch den tiefen Schnee, so bald als möglich die vom Schnee freie Passage wieder zu erreichen, und von da ab rasch dem wärmeren Thale zueilen zu können.

„He Felipe, rief's da nicht hinter uns?" sagte, stehen bleibend, plötzlich der junge Bursche.

„Was kümmert's Dich?" brummte aber, die Schritte eher noch dadurch beschleunigend, der ältere Gefährte zurük; „laß sie schreien, aber mach', daß Du aus Schußweite —"

---

*) Getrknetes Fleisch.

*) Der südamerikanische Löwe.

ben), für sich selbst und in Vertretung des besagten E. F. und der besagte G. H. diesem Lehrkontrakte ihre Namen und Siegel beigefügt.

Gez. (L. S.)
(L. S.)

Wie man mit Inlandspassagebilleten betrogen werden kann.

Welch überraschende Entdekungen die lieben einfältigen Auswanderer mitunter schon auf der See machen, davon folgendes erbauliche Beispiel aus den „Hamburger Briefen" der „Allg. Ausw. Ztg."

„So getreunt sonst Kajüte und Zwischendek zu sein pflegen und so abgesondert sich sonst Passagiere dieser Klassen von einander halten, hatte sich doch auf unserem Schiffe, einem stattlichen Hamburger Dreimaster, ein ziemliches Zusammenleben zu allseitigem Nuzen und Vergnügen gestaltet. Namentlich war es am Steuer, wo die Kajüten-Passagiere mit denen aus dem Zwischendek häufig zusammenkamen und sich unterhielten. Welche Bemerkungen wurden da nicht gemacht! Wie hatte Jeder von den verschiedenen Schwindeleien und Betrügereien gehört und gelesen, denen so viele Einwanderer zum Opfer geworden sind, und wie dünkte sich Jeder klug und gesichert. Als unter anderem auch von dem Schwindel die Rede war, wie die Einwanderer, die weiter in's Innere wollten, bei dem Verkauf der Passagebillets geprellt, oft ganz und gar um ihr Geld betrogen würden, da äußerte ein großer, kräftiger Mann, seines Zeichens ein Schmied, der in einem Dorfe Hinterpommerns Schulze gewesen war: „O, dagegen bin ich sicher, ich habe mein Fahrbillet schon in der Tasche!" Dabei nahm er ein versiegeltes Couvert aus seiner Brieftasche und zeigte es mit großer Selbstgefälligkeit umher. Auf Befragen zeigte er dann noch ein anderes, offenes Schreiben, folgenden Inhalts:

„Herr A. M. in Hambnrg empfiehlt den Ueberbringer an das deutsche Agentur-Komptoir (Nro. 74, Greenwichstr.), New-York. Herr C. B. Richard."

„Sehen Sie," fuhr der hinterpommersche Dorfschulze fort, „da hat mir der Wirth in Hamburg, bei dem ich in Quartier war, gesagt, ich könnte froh sein, so ein Billet und so billig bekommen zu haben! Das ist aber auch ein Ehrenmann. Er hat mich vor den vielen Spizbuben in Hamburg gewarnt, und mir deßhalb die Quittung versiegelt übergeben. Er hat sie mir aber gezeigt und mich genau durchlesen lassen. So brav ist er!" Als jedoch Einige ihre Zweifel darüber zu erkennen gaben, ob auch wirklich die Quittung in dem versiegelten Couvert enthalten sei, da rükten noch andere Zwischendeks-Passagiere mit der Sprache und mit ähnlichen versiegelten Converts heraus, die sie Alle auf Anrathen ihres ehemaligen Dorfschulzen bei dem Wirthe in Hamburg gekauft hatten. „Mir wollte gleich das Versiegeln nicht gefallen," sagte ein junger Bursche, „aber der Herr Schulze muß es doch besser verstehen!" — Nach einigem Hin- und Herreden gingen die Leute bei Seite, besprachen sich unter einander, kamen dann wieder heran und der Schulze, als ihr Wortführer, begann darauf mit bedächtigem Kopfkrazen: „also wäre es doch möglich, daß man uns schon in Hamburg betrogen hätte! Ich möchte gern Gewißheit darüber haben." Die glaubte man ihm bald verschaffen zu können, wenn er das Couvert erbrechen wollte. Anfangs weigerte er sich entschieden, weil der Aussteller ihm für den Fall des Entsiegelns mit dem Verlust des bezahlten Angeldes bedroht habe. Das bestärkte den gefaßten Verdacht noch mehr und so entschloß sich endlich einer der Inhaber eines solchen versiegelten Couvertes, es erbrechen zu lassen. Der Schiffs-Kapitän wurde ersucht, dabei zugegen zu sein; der aber, wiewohl sonst ein ganz braver Mann, lehnte es entschieden ab. In dem Couvert lag folgendes Billet:

„Amerikanisches Eisenbahn- und Dampfschiff-Emigrant-Passage-Billet Nro. —

Den Inhaber dieses, J. S— und Familie, bestehen in

2 Erwachsenen, } 3 Personen, 2 volle Passagiere,
1 unter 3 Jahr, }

wollen Sie vermittelst Eisenbahn gegen Zahlung von 9 Dollars 50 Cents von New-York nach Milwaukie in Wiskonsin befördern.

N. N.

Herrn C. B. Richard und Komp."

Da man aus verschiedenen Handbüchern ersah, daß der Fahrpreis für ein Emigrant-Passage-Billet bis Milwaukie nur sechs Dollars 50 Cents betrage, kam der Mann endlich zur Einsicht, daß man ihn betrogen hatte, und berichtete nun weiter: er habe bereits die Hälfte des Betrages und für die Ueberfahrt bezahlt!! — Davon hatte aber der Aussteller in dem Billet auch nicht eine Sylbe erwähnt, und von einer sonstigen Quittung fand sich in dem Couvert nichts. Gleichwohl war an der Richtigkeit der Aussage dieses Passagiers, wie an der seiner in ähnlicher Weise betrogenen Genossen nicht zu zweifeln.

Schiffsnachrichten.

Begründete Klagen der Passagiere des nach Australien gesegelten Hamburger Schiffes „Malvina Vidal".

Die „Weser-Zeitung" bringt folgende Korrespondenz aus Hamburg vom 9. Februar:

Am 10. Juni vorigen Jahres ging das Jollschiff „Malvina Vidal", Kapitän Jachtmann, mit 15 Kajüts-Passagieren, 231 Erwachsenen und 43 Kindern im Zwischendek, von hier nach Melbourne und Sidney ab. Das Schiff, dem achtbaren hiesigen Hause Roß, Vidal u. Komp. gehörend, hatte die gesetzlich vorgeschriebene Besichtigung erfahren. Es sollte für 180 Tage Reise mit Lebensmitteln und Trinkwasser versehen sein. Wie wir erfahren, glaubten die Rheder in Bezug auf die Ausrüstung ihre volle Schuldigkeit gethan zu haben; es ist demnach, im Hinblik auf vorliegende Thatsache, nur anzunehmen, daß sie sich auf Andere verließen und arg getäuscht worden sind. Die „Malvina Vidal" hatte 11 Todte auf ihrer Reise und gab den Passagieren zu wahrhaft furchtbaren Beschwerden, welche hier in der beglaubigtsten Form einliefen, übrigens durch das Urtheil der Melbourner Gerichte nur zu sehr bestätigt worden sind, Veranlassung. Ein so wenig angenehmes Gefühl es für uns ist, dergleichen von einem Hamburger Schiffe berichten zu müssen, können wir doch mit der Wahrheit nicht zurükhalten. Schlechte Beschaffenheit der Nahrungsmittel, des Wassers, Mangel an Luft und Reinlichkeit (es war z. B. kurz vor der Abfahrt eine ganze Schafheerde von 120 Stük, deren Schmuz die Passagiere entsezlich belästigte, an Bord gebracht worden) scheinen die schlimmsten Folgen gehabt zu haben. Viele Passagiere erkrankten am Scorbut. Ein Schiffsarzt soll nicht vorhanden, die Medizin nur ungenügend und schlecht gewesen sein. In Melbourne nach einer Reise von 118 Tagen angekommen, wurden die Passagiere gegen den Kapitän wegen Nichterfüllung des Kontraktes klagbar, wendeten sich übrigens zuerst an den dortigen hamburgischen Konsul, welcher eine Vermittlung betreffs der Mehrzahl zu Stande brachte. Der Kapitän zahlte an 218 Passagiere pr. Kopf 2 Pf. St. Entschädigung und legte außerdem eine Summe von zirka 430 Pf. St. in die Hände des deutschen Predigers, Pastor Göthe aus Koblenz, nieder, zur Vertheilung unter die Passagiere; 9 von ihnen wurden in das Privathospital eines Dr. Gustav Natt aufgenommen, dessen vor Gericht abgelegtes Zeugniß hieher gesandt wurde. Es besagt u. A., daß, wenn die Reise noch 8 oder 14 Tage gedauert hätte, die Mehrzahl der Passagiere den Krankheiten erlegen wäre. Diesem deutschen Arzte, welchem 63 Pfd. St. pr. Woche gezahlt werden mußten, wird in den hieher gelangten Briefen unserer beklagenswerthen Landsleuten ein sehr rühmliches Zeugniß ausgestellt. Die neue Kolonial Passengers Act gab den Auswanderern das Recht, ihre Ansprüche an den Kapitän gerichtlich zu verfolgen. Es war der erste Fall, in welchem das von so zahlreichen Passagieren geschah. Ueber 100 erschienen vor der Justiz in Begleitung eines Dollmetschers. Denjenigen, welche sich noch nicht mit dem Kapitän verglichen hatten, erkannte das Gericht eine bei weitem höhere Entschädigungssumme und Kostenvergütung zu. Hätten die Passagiere den Klageantrag dahin gerichtet, so würde unfehlbar auf Rükzahlung der Passagekosten erkannt und nöthigenfalls die „Malvina Vidal" zu diesem Zweke verkauft worden sein. Ueber 1500 Pf. St. hatte der Kapitän ohnehin zu bezahlen und man will hier sogar von einem zweiten Prozesse wissen, der, betreffs einer frühern Reise, in Sidney gegen die „Malvina Vidal" eingeleitet werden sollte. Doch wollen wir lezteres nicht verbürgen.

Verzeichniß der vom 1. bis 14. Januar 1855 aus europäischen Häfen in New-York eingelaufenen Passagier-Schiffe.

1.—2. Liverpool. Am. Paketschiff „Ashburton", Bradish, 39 T., 254 Pass.; mittelmäßig; mehrere Klagen.
Liverpool. Am. Paketschiff „Star of the West", Woodward, 36 T., 106 Pass.; ziemlich gut.
London. Am. Paketschiff „Marg. Evans", Warner, 38 T., 270 Pass.; beliebtes Schiff, keine Klagen, gute Behandlung.
Hamburg. Oldb. Bark „Robert", Paulsen, 44 T., 52 Pass.; ziemlich gut, keine Beschwerden.
3. Liverpool. Am. Schiff „John Bright", Cutting, 27 T., 446 Pass.; ein Todesfall und eine Geburt, Passagiere zufrieden.
Rotterdam. Am. Schiff „Astracan", Smith, 38 T., 49 Pass.; angenehme Fahrt, keine Klagen, Passagiere zufrieden.
Liverpool. Am. Bark „Houston", M'Gill, 44 T., 22 Pass.; gut.
4. Bremen. Bremer Brig „Hiram", Bennekohl, 42 T., 103 Pass.; hatte einen Todesfall, Kost und Behandlung gut.
5. Havre. Am. Schiff „Corinthian", Dyer, 29 T.,

Seine Rede wurde hier auf etwas rauhe Art unterbrochen, denn neben ihm, wie aus dem Schnee heraus, sprang eine Gestalt, flog ihm nach der Kehle und hatte ihn auch im nächsten Moment, ehe er nur daran denken konnte, nach seinem Messer zu greifen, zu Boden geworfen, wo er wie in einen Schraubstok eingeklemmt und regungslos lag. Asistencia! wollte er rufen, aber schon bei dem ersten Laut blizte ein blanker Stahl vor den Augen, und der Ruf erstarb ihm auf den Lippen. — Sein Angreifer sprach kein Wort — lautlos, doch mit riesiger Kraft hielt er ihn zu Boden. Wenige Minuten später hörte Felipe, daß sich Jemand näherte, gleich darauf fühlte er sich selber von noch Anderen gefaßt und aufgehoben, und als sie den nächsten Felsenvorsprung erreicht und hinter sich gebracht hatten, fand er sich plözlich zu seinem Erstaunen ganz frei neben seinem jüngeren Gefährten, der auf gleiche Weise überwältigt sein mußte, stehend, und nur sein erster Angreifer sagte mit leiser, aber nichts desto weniger drohend genug klingender Stimme:

„Du bist alt genug zu wissen, Compannero, daß wir keinen Spaß verstehen, — verhalte Dich ruhig und sag' und, was Du weißt, und Du hast für Dich selber nichts zu fürchten; mache dagegen einen einzigen Versuch zu fliehen, oder uns zu verrathen, und Du bist ein Kind des Todes." —

Der alte Peon, der seine Arme kaum frei fühlte, griff fast unwillkürlich nach seinem Gürtel zurük, das Messer zu fühlen. Der Fremde, der diese Bewegung bemerkt hatte, sagte jedoch mit kaltem, fast höhnischem Lächeln:

„Es ist in guten Händen — könnte Dir selber aber auch jezt nur Schaden thun. Wir wissen überhaupt Alles, und Ihr Beide mögt es unserer guten Laune, Euch hier in der Falle zu wissen, zuschreiben, daß unsere Messer nicht schon lange, und statt aller weitern Umstände, mit Euern Kehlen Bekanntschaft gemacht haben."

„Und weßhalb? —" frug jezt der Alte, der seine Geistesgegenwart rasch wiedergewonnen, und nun aus ihrer Lage so viel Vortheil als möglich zu ziehen suchte — „etwa weil wir Euch heute Abend in unserer Nähe spürten und uns nach kurzer Berathschlagung aufmachten, Euch unsere Hülfe und Arme anzubieten? — ich dachte allerdings nicht, daß Ihr so zahlreich wäret," sezte er dann langsamer hinzu, indem sein Blik rasch die ihn umgebende Schaar, vierzehn oder fünfzehn drohende Gestalten, überflog, — „aber wenn Ihr uns nicht braucht, so ist damit keineswegs gesagt, daß wir den Tod verdient hätten."

„Der Teufel traue Dir nur, Compannero," lachte der Anführer der Mashorqueros, — „doch ich will sehen, in wie weit Du wenigstens jezt aufrichtig bist; so beantworte vor allen Dingen meine Fragen kurz und treu, wir haben weder Zeit noch Lust, Ausweichungen oder Unbestimmtes zu hören — also: haben die Flüchtlinge Feuergewehr, und sind sie gut bewaffnet?"

„So ziemlich," erwiederte Felipe, der nicht den mindesten Grund sah, irgend etwas geheim zu halten, dem gefährlichen Burschen die Sache aber auch nicht wollte zu schwierig erscheinen lassen, um ihn bei guter Laune zu halten — „ihre Waffen sind wohl gut, aber ich glaube kaum, daß irgend Einer von ihnen, den jungen Engländer ausgenommen, ordentlich verstehen wird, damit umzugehen. Don Jose, weiß ich gewiß, kann kaum seine Pistolen wieder laden, wenn er sie erst einmal abgeschossen."

„Wo haben sie ihre Gewehre?" fragte der Gaucho zurük.

„Neben sich auf der Erde liegen," sagte Felipe.

„Und ist es nicht möglich, die unschädlich zu machen?"

„Unschädlich," brummte der Peon — „der junge Cringo *) schläft mit einem Auge offen und seine Pistolen hat er gespannt in der Hand — ich bin fest überzeugt, er selber hält jezt schon, sollten sie uns vermißt haben, Wache, und kein Fuchs könnte sich ungesehen hin zur Hütte schleichen."

(Fortsezung folgt.)

*) Verächtlicher Name für Fremde.

370 Pass.; Kost und Behandlung zur Zufriedenheit der Passagiere.

6., 7., 8. Liverpool. Am. Schiff „Empir", Zerega, 32 T., 245 Pass.; mittelmäßig, mehrere Klagen vernommen.

Antwerpen. Am. Schiff „Sea Lark", Woodbury, 45 T., 240 Pass.; Beköstigung mittelmäßig, Behandlung ziemlich gut.

9. London. Am. Schiff „Southampton", Pratt, 30 T., 250 Pass.; keine Klagen, Kost und Behandlung zufriedenstellend.

Bremen. Brem. Bark „General Jakobi", Sammann, 37 T., 170 Pass; stürmische Fahrt, eine Geburt, gute Behandlung, Beköstigung zufriedenstellend, zu empfehlen.

10. Havre. Am. Klipper „Eagle", Hepburn, 21 T., 318 Pass.; ausgezeichneter Schnellsegler, Passagiere befriedigt.

Havre. Am. Schiff „Abby Langon", Hall, 30 T., 321 Pass.; vier Todesfälle, ein Matrose ertrank bei der Ankunft, mittelmäßig, Klagen.

Havre. Am. Schiff „Mary und Adeline", Morse, 42 T.; 369 Pass.; neun Todesfälle und zwei Geburten, mittelmäßig.

11. Liverpool. Am. Postdampfer „Baltic", Comstok, 13 T., mit Passagieren.

London. Am. Schiff „G. B. Lamar", Mayhew, 31 T., 61 Pass.; Behandlung und Kost zur Zufriedenheit.

Liverpool. Am. Paketschiff „Guy Mannering", Freemann, 30 T., mit Pass.; beliebtes Schiff, ziemlich gut.

Liverpool. Am. Schiff „Cornelius Grinnel", Fletcher, 33 T., 258 Pass.; mehrere Klagen vernommen, mittelmäßig.

Verschiedenes.

Schweiz. (Lebensversicherung für Auswanderer.) Die Lebensversicherungsanstalt „Hammonia" in Hamburg scheint bei uns in der Schweiz, namentlich auch unter der auswandernden Klasse ziemlichen Anklang finden zu wollen, indem sich dem Vernehmen nach mehrere mit nächstem Monat nach Santos abreisende Kolonisten-Familien dabei betheiligt und ihr Leben in der Weise versichert haben, daß im Fall ihnen während der Reise ein Unglük begegnen oder sie während der ersten Zeit ihrer Ansiedlung sterben sollten, ihre Hinterlassenen drüben oder in der Heimat nicht nur die sämmtlichen Reisekosten zurük, sondern auch noch einen ordentlichen Ueberschuß dazu erhalten werden. — Es wäre gewiß sehr zu wünschen, daß alle auswandernden Familienväter sich dieses Mittels bedienen möchten, um für den Fall unerwarteten Absterbens ihren Familien ein sicheres Kapital hinterlassen zu können, das die in den meisten Fällen hilflos und in der größten Noth sich befindenden Ueberlebenden wenigstens für die erste Zeit vor allem Mangel schüzen würde. — Es sollte diesem besonders wichtigen und segensreichen Zweige der erwähnten Anstalt noch um so mehr die größtmöglichste Aufmerksamkeit und Theilnahme geschenkt werden, als solche Versicherungen mit verhältnißmäßig kleinen Opfern bewerkstelligt werden können, und somit die Betheiligung auch dem Unbemittelten ermöglicht ist.

— Glarus. Die Kleinthaler Ortsgemeinde Engi hat jüngst den anerkennenswerthen Beschluß gefaßt, 50—60 Familien mit einem Aufwand von zirka 70,000 Fr. nach San Paulo in Brasilien zu befördern. Diese Kosten will sie durch einen einzigen Holzschlag deken. Die großen Vortheile dieser Maßregel springen in die Augen. Die armen Familien werden in eine sorgenfreie Lage versezt, welche ihnen die Aussicht auf einen künftigen Wohlstand eröffnet, den sie zu Hause nie erreichen könnten. Die Gemeinde aber verwendet bloß einen Theil ihres Vermögens zu diesem Zweke, welcher ihr bisher nur einen geringen Nuzen abgeworfen hat. Statt dieses todten Kapitales erhält sie durch die Rükzahlungen innerhalb fünf Jahren ein baares, flüssiges, das sie zinstragend anlegt. Der Wald aber wächst wieder nach, entweder ganz ohne weiteres Zuthun oder er kann mit geringen Kosten wieder gepflanzt werden und in 50 Jahren steht er abermals da, wie heute; also ein zweifacher Gewinn: Verdoppelung des Gemeindsvermögens und erkleckliche Verminderung der Armenlasten. So einfach, klar und zuverläßig diese Rechnung ist, so wurde doch der besagte Beschluß nicht ohne Opposition durchgesezt. Es gibt eben überall widerhaarige Leute, denen mit Vernunftgründen nicht beizukommen ist. Die Minorität soll sich mit dem Gesuch an die Kantonsregierung gewendet haben, den Gemeindsbeschluß wieder umzustoßen, freilich mit geringer Aussicht auf Erfolg, wie ein Korrespondent dem „Bund" berichtet. Dieser Einsender, der entweder gar keinen Begriff von dem vortrefflichen seit bald zehn Jahren bewährten System der vorschußweisen Auswanderung nach San Paulo hat, oder ein brodneidiger Agent ist, gibt der Minorität den lächerlichen und einfältigen Rath, falls ihr Begehren von der Regierung abgewiesen werde, dasselbe an den Bundesrath zu richten. Wir denken, der Bundesrath werde sich wohl vor der Einmischung in eine reine Gemeindeverwaltungsangelegenheit hüten.

Frankreich. (Statistisches.) Die Zahl der im Jahr 1853 aus Frankreich nach überseeischen Ländern ausgewanderten Personen ist amtlich auf 14,500 Personen angegeben, meistens Elsässer, welche nach Nordamerika, und Basken, welche von Bayonne und Bordeaux aus nach den La Plata-Staaten gegangen sind. Von Havre aus sind nach amtlichen Ermittelungen im Jahr 1853 68,836 Auswanderer befördert worden.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. (Politisches.) Die New-Yorker Post vom 30. Januar bringt die Nachricht, daß auf Begehren des spanischen Konsuls das Schiff „Massachusetts" mit Beschlag belegt wurde, weil dasselbe angeblich zu einer Freischaarenexpedition nach Kuba ausgerüstet war. Der Kapitän dieses Schiffes will der Regierung einen Prozeß anhängen. — Der Kauf der Gallopagos-Inseln bestätigt sich nicht. Das Gerücht davon scheint aus dem Umstand hervorgegangen zu sein, daß Ecuador bei den Vereinigten Staaten ein Anleihen von 3 Mill. Dollars gemacht und denselben einen Nachlaß von 5 Dollars auf jeder Tonne Guano gestattet hat.

— (Auswanderungs-Gesezesvorschlag.) Dem Kongreß in Washington liegt die höchst interessante, von Senator Fisch eingereichte Auswanderungsbill vor, nach welcher die bisherige von den einzelnen Staaten ausgegangene Emigrationsgesezgebung zentralisirt werden soll. Die Bill fordert zunächst, daß das Ueberfahrtsgeld verstorbener Passagiere zum Besten von deren Hinterlassenen dem amerikanischen Fiskus ausgeliefert werde; doch muß dasselbe innerhalb eines Jahres reklamirt werden, widrigenfalls es dem amerikanischen Immigrationsfond verfällt. Die Vorschriften über die den Passagieren zu gewährenden Provisionen stimmen so ziemlich mit den deutschen, nicht aber mit den englischen überein, da zufolge der leztern den Passagieren Fleischportionen nicht verabreicht zu werden brauchen. Der Raum wird den Zwischendek-Passagieren sehr liberal zugemessen, denn Kinder über ein Jahr werden wie erwachsene Personen behandelt, und auf dem Oberdek sollen Auswanderer nicht mehr aufgenommen werden dürfen. Das Schiff muß zwei Ventilatoren, auf je 40 Passagiere ein Closet und auf je 200 Personen eine Küche von 4 Fuß Länge und 1½ Fuß Breite haben, denn es ist bestimmt, daß die Speisen nur gekocht verabreicht werden dürfen. Betrüger und Raußlinge dürfen nicht an's Land gesezt werden.

— Eine strenge Ueberwachung der Einwanderung hat in den Vereinigten Staaten bereits begonnen. Gegen Ende des lezten Monats traf in New-York die sardinische Korvette „Des Geneys" mit vielen Passagieren ein. Sofort wurde dem sardinischen Konsul von den Munizipalbehörden angezeigt, es werde eine Untersuchung eingeleitet werden, um sich zu überzeugen, ob unter den Auswanderern sich solche befinden, die in ihrer Heimath wegen Verbrechen bestraft oder wegen Unfähigkeit, sich selbst zu erhalten, aus dem Lande geschafft worden seien; Individuen dieser beiden Kategorien könnte man die Landung nicht gestatten. Die übrigen Passagiere, wurde noch beigefügt, müßten jedenfalls dafür Kaution leisten, daß sie dem Lande nicht zur Last fallen werden.

— (Seeunglüksfälle.) Ein furchtbarer Sturm, welcher am Sonntag den 21. längs der atlantischen Küste gehaust, hat viele Schiffe zu Grunde gerichtet, wobei mehr als hundert Menschen ihren Tod fanden.

— Kalifornien. (Statistisches.) Die Goldausfuhr der lezten vier Jahre betrug 186,684,088 Dollars (zu 5 Fr.); davon im Jahr 1851: 34,492,000 Doll.; in 1852: 45,779,000 Doll.; in 1853: 54,906,956 Doll.; und in 1854: 51,506,132 Doll. Es zeigt sich somit in 1854 gegen 1853 ein Ausfall von 3,400,824 Doll. Die Massen Goldes, die von Passagieren weggeführt werden, lassen sich nicht leicht berechnen. — Die Zahl der Goldsucher ist mit 100,000 nicht zu hoch angeschlagen. Wenn Jeder täglich nur 38 D. Werth gräbt, so wäre die Jahresbeute schon 93,000,000 Doll.; sie wird aber von sachverständigen und erfahrenen Dippers auf ungefähr 100,000,000 Doll. geschäzt. — Aus den Quekfilbergruben von New-Almaden (60 engl. Meilen südlich von St. Francisco) wurden im lezten Jahre verschifft 19,320 Krüge, enthaltend 1,449,000 Doll., somit 39,000 Doll. mehr als in 1853. Es geht behufs der Silberscheidung meist nach Mexiko, Peru, Chili und China; in Kalifornien selbst wird wenig verbraucht.

— Kalifornien. Die neuesten Nachrichten aus Kalifornien bis zum 23. Dez. bringen weniger Mordgeschichten als sonst gewöhnlich. In den Minen fehlte Wasser, doch waren durch den niedrigen Stand desselben Streken zugänglich geworden, die bei höherem Wasserstande nicht bearbeitet werden können, und diese geben gute Ausbeute. Eine Miß Pellet war in den Minengegenden beschäftigt, Subskriptionen auf einen dort seltenen Artikel zu sammeln. Sie wollte nämlich 5000 junge Mädchen aus New-England nach Kalifornien importiren; dieselben sollen von den Temperanzsöhnen New-Englands als tugendhafte Mädchen empfohlen kommen; aber dagegen sollen sich die kalifornischen Temperanzsöhne verpflichten, die Waare sogleich nach ihrer Ankunft „an den Mann zu bringen." Die Junggesellen Kaliforniens sollen beabsichtigen, der menschenfreundlichen Miß Pellet ein großartiges Monument zu sezen, wenn es ihr gelingt, ihren großartigen Volksvermehrungsplan durchzuführen. Aus Sonora Gerüchte einer neuen Revolution.

Südamerika. Brasilien. Das Schaffhauser Tagblatt bringt folgenden Bericht über den Hamburger Kolonisationsverein und die von ihm gegründete Ansiedelung Dona Francisca: „Wie wir aus zuverlässiger Quelle vernehmen, soll sich die Kolonie Dona Francisca, diese in jüngster Zeit mit so vielem Pomp angekündigte Schöpfung des Kolonisationsvereins von 1849 in Hamburg, demnächst förmlich auflösen und die ganze Unternehmung in sich selbst zerfallen. Allen Beamteten des Vereins auf der Kolonie sind ihre Stellen auf nächsten Mai gekündet und die Hauptperson, der Direktor, ist bereits schon förmlich entlassen. — Als Grund dieser bedauerlichen Erscheinung wird angeführt, daß die brasilianische Regierung alle fernere Unterstüzung beharrlich abgelehnt habe; allein uns scheint vielmehr, es haben die eigenthümlichen Verhältnisse und die verfehlte Organisation der Kolonie deren ferneres Bestehen zur Unmöglichkeit gemacht. — Schade daß diese Unternehmung, deren oberste Leitung übrigens sehr ehrenwerthen Persönlichkeiten anvertraut ist, auch schon wieder im Keime erstiken muß! — Für unsere Schaffhauser Kolonisten, die sich dort befinden, ist diese Auflösung sehr schädlich, und sie dürften nun eben so wenig die ihnen verheißene schöne Zukunft finden, als die betreffenden Gemeinden ihre Rükzahlungen erhalten werden. Lezteres könnte nämlich nur dann geschehen, wenn man bei der Liquidation den schuldenden Kolonisten Alles entreissen und verkaufen wollte, was hinwieder auch nicht so leicht zu bewerkstelligen sein dürfte."

Wir erlauben uns hiezu einige Bemerkungen. Nicht die Kolonie D. Fr. wird sich auflösen, sondern eben nur der Kolonisationsverein von 1849 in Hamburg, der, wie es scheint, seine Rechnung bei der großartigen Unternehmung nicht gefunden hat. Deshalb wird aber die Ansiedlung durchaus nicht zerfallen; sie wird fortbestehen; denn die Bedingungen zu ihrem Gedeihen sind nach wie vor vorhanden; ja sie wird sich vielleicht nur um so besser entwikeln, wenn sie sich selbst überlassen, auf ihre eigenen Kräfte angewiesen ist und nicht mehr unter einer Verwaltung steht, die neben mancher anerkennenswerthen Thätigkeit sich doch nicht wenige arge Mißgriffe zu Schulden kommen ließ. Was der Kolonie Dona Franziska fehlt, das ist eine Verbindung mit dem Innern des Landes, mit der der Einwanderung erst neulich erschlossenen herrlichen Hochebene von Parana; ist erst diese von einer strebsamen europäischen Bevölkerung besser besiedelt, so wird auch jene, nämlich die nothwendige Straße an den Hafen von San Francisco, die durch Dona Franziska führen muß, nicht lange auf sich warten lassen und dann die Kolonie gewiß rasch aufblühen. — Was ferner die Besorgniß des „Schaffh. Tagbl." betrifft, daß die Gemeinden, welche Dona Franziska seine ersten Bewohner geliefert haben, ihre rükständigen Forderungen nicht erlangen könnten, ohne die ehemaligen Mitbürger zu ruiniren, so halten wir dieselbe nicht für begründet, sondern glauben, daß sie sich den größern Theil der noch ausstehenden Schuld ganz gut zu sichern im Stande sein werden und zwar durch Errichtung von Hypothekartiteln auf die Liegenschaften der Debitoren; denn, so viel wir wissen, sind die meisten jener Schaffhauser wirkliche Grundeigenthümer und ihre Besizungen müssen binnen wenigen Jahren im Werthe steigen. Wollten die betreffenden Gemeinden diesen Weg einschlagen, so wäre es freilich nöthig einen sachkundigen und zuverlässigen Mann auf gemeinsame Rechnung nach Brasilien zu schiken.

Korrespondenz. An Hrn. Großrillaus in Bern. Die Nro. 5 Ihres Boten, die uns erst diese Woche, und zwar wie ominös! am Dienstag, ausnahmsweise eingesandt wurde, hat uns aus mehreren Gründen sehr ergözt. Indem wir Ihnen für diese Fastnachtunterhaltung verbindlichst danken, ersuchen wir Sie, künftig solche Nummern, die uns persönlich angehende Geistesfunken von Ihnen enthalten, uns direkte zu überschiken, damit uns nicht bloß die unangenehme Wahl bleibt, entweder Ihre schmeichelhaften Komplimente unerwidert zu lassen, oder alten Kohl aufwärmen zu müssen. Die Red. v. Kolon. in Lichtensteig.

Abonnementspreis.
Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbureaux und die Expedition des „Kolonisten".

Einrückungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Freitage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 9. | Freitag den 2. März. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Fünfter Jahrgang. | 1855.

Die schweizerische Armen- und Verbrecher-Deportation.

Bekanntlich ist jüngst beim Bundesrath eine Verwahrung der Vereinigten Staaten-Regierung eingelaufen gegen die Zusendung von Sträflingen und ganz Armen, nebst Ankündigung der Maßregeln zur Abwehr solcher Gäste. Dieser Schritt ist ein Ausfluß der gegenwärtig in der Union herrschenden Volksstimmung. Nähere Veranlassung dazu mag die Abschiebung von 4 Obwaldner Sträflingen gegeben haben.

Das Kreisschreiben, mit welchem der Bundesrath den Ständen die Reklamation des nordamerikanischen Gesandten zur Kenntniß bringt, schließt mit folgenden Bemerkungen: „Daß die Verleitung oder auch nur die Begünstigung der Auswanderung von Individuen der bezeichneten Klasse unterbleibe, das gebietet eben sowohl die Humanität als der eigene, richtig verstandene Vortheil dießseitiger Gemeinden und Korporationen. In ersterer Beziehung wäre es in der That unverantwortlich, wenn man arme, nur dürftig mit Reisegeld ausgestattete Leute in den Seehäfen eines fremden Welttheiles aussetzen wollte, während es nicht unbekannt sein kann, welche Krisis gegenwärtig dort selbst herrscht, wie es Tausenden an Arbeit gebricht, um sich ehrlich durchzubringen, und sie sich daher in die traurige Alternative versezt sehen, entweder dem öffentlichen Mitleid zur Last zu fallen, oder im äußersten Elende, wenn nicht gar in Verbrechen und Schande unterzugehen. In lezterer Beziehung, nämlich was das eigene Interesse betrifft, könnten sich die betreffenden Behörden wahrlich nicht beschweren, wenn solche, gleichsam abgeschobene Angehörige in Amerika zur Einwanderung nicht zugelassen würden und demzufolge die Kosten für deren Rücktransport noch obendrein zu bestreiten wären. Wir erachten es als Pflicht, diese Gesichtspunkte Ihrer ernsten Würdigung zu unterstellen und Sie einzuladen, im Sinne derselben das Nöthige zu verfügen und jedem Mißbrauche, der in der berührten Hinsicht sich Bahn brechen wollte, mit aller Festigkeit entgegen zu treten. Inzwischen werden wir unsererseits bei den nordamerikanischen Behörden darauf hinzuwirken trachten, daß die Auswanderung auch künftighin nicht an allzulästige und schwierige Bedingungen geknüpft werde."

Was den im Schlußsaz ausgesprochenen Plan einer Verwendung des Bundesrathes bei der Regierung der Vereinigten Staaten zu Gunsten unserer Auswanderer betrifft, so halten wir zwar den guten Willen unserer obersten Behörde für sehr anerkennenswerth, glauben aber nicht, daß der Bundesrath da viel ausrichten wird, eben weil man in der Union jezt überall auf Erschwerung der Einwanderung hinarbeitet, daher auch die Regierung kaum zu einer Erleichterung und Begünstigung geneigt sein wird. Desto eher hoffen wir von der Appellation an die Humanitätsgefühle und das eigene Interesse der Gemeinden, daß sie den gewünschten Erfolg haben werde. Wir haben uns schon früher oft, zumal in neuerer Zeit gegen das unbarmherzige Abschieben von Armen nach Nordamerika und gegen die völkerrechtswidrige geheime Deportation von Sträflingen ausgesprochen. Mögen die bittern Erfahrungen, die manche Gemeinden und Kantone in dieser Beziehung seit einem Jahre zu machen Gelegenheit hatten, und die gutgemeinte Mahnung des Bundesrathes von nachhaltigerer Wirkung sein, als unsere schwachen Worte!

Moralische Zustände der Vereinigten Staaten.

Dem „Schw. Merkur" wird aus Philadelphia vom 26. Januar geschrieben:

„Es sind bereits 23 Jahre, daß ich in der Union von Nordamerika wohne, und während dieser Zeit sind viele liebliche und traurige Bilder des Landes an mir vorübergezogen; sieben Staaten und drei Territorien haben sich gebildet, die von außerordentlichen Größe sind; viele Städte sind emporgeblüht, von denen mehrere 30—40,000 Einwohner zählen, und die da stehen, wo bei meiner Ankunft sich kaum der Fuß eines weißen Mannes hingewagt hatte. Eisenbahnen, Kanäle, Telegraphen durchkreuzen einen großen Theil des unermeßlichen Landes, und zu einer Reise, die man sonst nur in Wochen machen konnte, braucht man jezt kaum einen

Feuilleton.

Die Flucht über die Cordilleren.

Von Friedr. Gerstäker.

(Fortsetzung.)

„Gut!" sagte der Henker nach kurzer Pause und Ueberlegung — „ich will Euch beiden Gelegenheit geben, zu beweisen, daß Ihr mir, als wir Euch überraschten, die Wahrheit gesagt habt, und es redlich mit uns und der Federation meint. Einer von Euch, und dazu wirst Du am Besten passen — kehrt augenblicklich, als ob nicht das Geringste vorgefallen wäre, in die Hütte zurük — eine Ausrede habt Ihr bald. — Ihr glaubtet, irgendwo etwas gehört zu haben, und waret daher rekognosziren gegangen. — Du legst Dich zum Schlafen nieder, als ob Alles sicher sei, und bemächtigst Dich, wenn die Fremden wieder schlafen, der Gewehre und des Pulvers. Ist es möglich, so wird es am Besten sein, dem Engländer vor allen Dingen den Schädel einzuschlagen, — es wäre für Dich dann auch die Gefahr beim Entfliehen mit den Waffen nicht halb so groß, und nachher haben wir leichte Arbeit."

„Und das würde lohnen?" — frug der alte Peon lauernd.

„Ah, Du verlangst auch noch Lohn, außer dem Geschenk Deiner eigenen Kehle?" lachte der Henker. „Du bist unverschämt, alter Bursche; aber es sei. — Machst Du die Burschen unschädlich, so sollt Ihr beide Euern Antheil von dem, was wir bei ihnen als Beute finden, haben, aber jezt auch rasch, denn die Zeit vergeht, und der dämmernde Morgen muß uns, nach vollbrachtem Geschäft, auf dem Heimweg sehen."

„Gut," sagte der alte Peon, mit der Hand nachdenkend sein Kinn streichend, — „dann darf ich aber nicht gehen, sondern Pedro da, mein Compannero, muß zur Hütte zurükkehren; denn ich war gerade ausgerükt, ihn von seiner Wache abzulösen, und käme ich wieder hin statt seiner, schöpften die Fremden augenblicklich Verdacht."

„So laß uns beide gehen," meinte Pedro rasch — „unter irgend einer Ausrede —"

„Danke, danke," unterbrach ihn aber der Henker lachend, „Einen von Euch wollen wir doch lieber als Geisel zurükbehalten — nicht etwa, daß ich glaubte, der Andere würde sich viel daraus machen, ihn im Stich zu lassen, aber er wäre verloren, wenn er uns verriethe, und wir rükten dann mit seinem Kameraden an der Spize vor — überdies möchte ich den Feind nicht unnüzerweise mehr verstärken als unumgänglich nöthig ist. So, meinetwegen, magst Du gehen, Amigo, Du bist auch wohl rascher und gewandter als der Alte da, und sind' ich Dich nun noch zwei Minuten später hier, den zottigen Schädel krozend, so schneide ich Dir Nase und Ohren ab und schike Dich dann zur Abkühlung in den Tecunjado hinunter — marsch fort — eine halbe Minute ist schon vorbei."

Der arme Teufel von Peon zweifelte nicht im Mindesten, daß der Mashorquero ernst machen würde, denn schlimmere Thaten hatten diese entsezlichen Menschen oft nur zum Spaß und aus reinem Muthwillen verübt; — würden sie deßhalb hier gezaudert haben, wo es wirklich der Ausführung eines wichtigen Planes galt? Pedro kannte auch seine Leute, und nur noch mit wenigen Worten dem Führer Vorsicht empfehlend, nicht eher loszubrechen, bis er selber entweder zurük sei, oder ein Schuß in der Punta del vaca ihnen sage, er sei genöthigt gewesen, auf diese Art sich Luft zu verschaffen, glitt er, sein Messer, das man ihm zurükgab, wieder in den Gürtel schiebend, um die nächste Felsecke und war bald in dem schimmernden Düster, das wie ein dünner Nebel auf dem glizernden Schnee lag, verschwunden.

Während sich die beiden Peons heimlich entfernten und von einem wachsameren Posten überrascht wurden, hatte Charles Ellington schon mehrmals lauschend den Kopf erhoben, das Zurükkehren der abgelösten Wache zu

Tag. Geld ist im Ueberfluß vorhanden, doch wie regiert wird, wie der Wucher, die Schamlosigkeit ihre Krallen nach Allem ausstreken, wie die Moral total gesunken und die Gewissenlosigkeit täglich überhand nimmt, gibt dem ruhigen Beobachter ein Schrekensbild und die Ueberzeugung, daß, so schnell die Union zu einem Riesen herangewachsen, sie sich noch schneller verkrüppeln wird. Die Grundsäze, welche die Väter dieser Republik niedergelegt haben, werden verachtet; Herrsch- und Habsucht gründet mit jedem Jahr neue Parteien, neue Sekten, neue Schacherer. Haß gegen Einwanderer, Religionshaß, Brodneid, Unterdrükungswuth haben ihre bisherigen Larven abgezogen und sind offen unter dem Titel „Know-Nothings" (Nichtswisser) aufgetreten und haben bereits in allen Staaten ihren Szepter aufgepflanzt. Ihre Hauptgrundsäze sind: Wer nicht auf dieser Scholle Erde geboren, kann nie ein Amt besizen, kann nie Bürger werden; wer Katholik ist, soll zu keinem Eid gelassen werden, weil er stets ein Feind dieser Staaten bleiben wird; wer starke Getränke, als: Wein, Bier oder Branntwein, genießt, soll als ein Unfähiger erklärt werden; wer aber am Sonntag Vergnügungen nachgeht oder berauschende Getränke genieß, der ist ein Verfluchter! Diese Partei schreitet, wie schon erwähnt, unaufhaltsam vorwärts und man zweifelt nicht mehr, daß der nächste Präsident der Vereinigten Staaten aus ihren Reihen gewählt werden wird. Im Kongreß haben schon in der jezigen Sizung Glieder dieser saubern Gesellschaft den Antrag gestellt, daß nur solche Einwanderer von Europa zugelassen werden sollen, welche im Stande sind, bei ihrem Eintritt in die Vereinigten Staaten 250 Dollars zu bezahlen. In den Staatsgesezgebungen geht es noch toller her, da will man die Schiffe, welche Einwanderer bringen, gar nicht mehr landen lassen, und es sind bereits schon in einigen Seehäfen Anordnungen getroffen worden, daß jedes Schiff, das Arme bringt, wovon bewiesen werden kann, daß sie von ihren Gemeinden abgesendet wurden, augenblicklich wieder zurükgeschikt werden muß. Man wirbt Straßenprediger, welche die katholische Religion in das schwärzeste Licht stellen, und erbittert und reizt die Gemüther so, daß es unmöglich lange dauern wird, bis in den größern Städten der Union blutige Religionskämpfe stattfinden werden. In den größern Städten, wo man sonst nur Nachtwächter und einige wenige Polizeimänner kannte, wimmelt es jezt von Handhabern der Gerechtigkeit, die meistens ehrlose, arbeitsscheue Subjekte sind, vor denen man mit gerechter Vorsicht die Taschen zuhalten mag. Die Bürger werden auf alle mögliche Weise gedrükt und gekränkt, und die Taxen, welche immer mehr erhöht werden, sind beinahe nicht mehr zu erschwingen; dazu kommt noch die Einschränkung der alten Freiheiten, das Sonntagsgesez, das Temperanzgesez, die hohen Miethen, Theurung und Arbeitslosigkeit. Das ist ein schwarzes aber treues Bild von der Republik Nordamerika, wie sie heute ist; und wie weit es die Know-Nothings noch treiben werden, will ich der Zukunft überlassen, doch so viel ist gewiß, wenn ihnen die Sklavenfrage nicht einen Strich durch die Rechnung macht, so werden sie ungehindert alle ihre Plane durchzuführen wissen. Die Wahlen in den verschiedenen Staaten haben schon seit einiger Zeit stattgefunden, wobei die Nichtswisser immer Sieger waren, selbst in Pennsylvanien, wo beinahe die Hälfte der Bevölkerung Deutsche oder Abkömmlinge von Deutschen sind."

„Man will wissen, daß die Regierung der Vereinigten Staaten ernstliche Anstalten trifft, um gegen die Mormonen am Salzsee und in Texas einzuschreiten. Mehrere Frauen, die den „Heiligen der lezten Tage" entlaufen sind, halten jezt in New-York und Boston Vorlesungen über Leben und Unmoralitäten der Mormonen."

Anleitung und Rath für Auswanderer nach Texas.

(Vom Nachweisungsbüreau für Auswanderer in Bremen zur Beachtung empfohlen.)

1) Die beste Zeit zum Auswandern nach Texas ist, möglichst spät im Herbst, von Mitte September an, und möglichst früh im Frühjahr, d. h. sobald der Winter die Expedition der Schiffe erlaubt; — wer vor dem 15. September oder nach dem 15. März nach Texas reist, läuft Gefahr, dort angekommen, zu erkranken, oder hat doch wenigstens durch Hize und Mosquitos zu leiden.

2) Es ist häufig der Fall, daß Auswanderer eine Menge alter, unnüzer Gegenstände mit in die neue Welt hinaus nehmen; es sollte aber bedacht werden, daß Raum und Gewicht auf dem einen oder dem andern Theil des Weges bei der Weiterreise in's Innere theuer bezahlt werden müssen, und daß fast alle Haus- und Feldgeräthe in Texas, wie überhaupt in den Vereinigten Staaten, besser und dabei nicht viel theurer sind als in Deutschland.

3) Die Effekten sind den allgemeinen Zollgesezen unterworfen, nach welchen nur Gegenstände, die zum persönlichen Gebrauche bestimmt und schon gebraucht sind, von der Bezahlung des Zolls eine Ausnahme machen. Die Revision der Effekten durch die Zollbeamten geschieht am Bord.

4) Der erste Gang, den der Auswanderer, besonders der weiterreisende, nach seiner Ankunft in Galveston macht, sollte nach dem Consignateur oder Addressaten des Schiffes sein, mit welchem er gekommen, damit dieser im Stande sei, wenn es gewünscht wird, die nöthige Auskunft über alles Wissenswerthe, als Zeit, Gelegenheit und Preis der Weiterreise u. s. w. zu geben, und unnöthige Kosten, durch Aufenthalt in dem Hafenorte, vermieden werden. Entstehen Mißhelligkeiten, so wende man sich sofort an den Konsul seines Landes, oder, wenn ein solcher fehlt, an einen andern deutschen Konsul.

5) Die nach einer und derselben Gegend im Innern bestimmten Auswanderer sollten schon unterwegs am Bord eine Liste mit Anzahl, Namen und Alter aller in derselben Richtung Weiterreisenden anfertigen, zu sofortiger Abgabe an den Consignateur des Schiffes in dem Hafenorte.

Um von Galveston westlich in's Innere von Texas zu reisen, giebt es zwei Wege:

1) via Houston, die Galveston-Bay und den Buffalo-Bayou hinauf, 50 englische Meilen, per Dampfboot, Transitzeit: 7 bis 8 Stunden, Gelegenheit: täglich, Dekpassage: 1½ Dollar, Kaküte 3 Dollar, exclusive Beköstigung, für welche Dekpassagiere selbst zu sorgen haben;

2) via Matagorda-Bay (Indianola) per Seedampfschiff, 120 Meilen, Transitzeit: 12 bis 14 Stunden, Gelegenheit: zwei Mal wöchentlich, Dekpassage: 2 bis 3 Dollar für Erwachsene, 1 Dollar für Kinder, Kaküte 2 Dollar ohne Beköstigung.

Sowohl in Houston als Indianola findet man in der Regel sofortige Frachtfuhr-Gelegenheit für's Innere des Landes, ebenso gehen gute Personenposten regelmäßig von Indianola, wie Houston, nach Neu-Braunfels und San Antonio.

Auch nach andern Küstenpunkten von Texas, wie nach Sabina-Paß, Corpus Christi, und nach Point Isabel, am Rio Grande findet man in Galveston gute Schiffsgelegenheit.

In allen Fällen, sei es an Bord von Schiffen oder auf Landtransporten, thut der Auswanderer wohl, auf sein Gepäk selbst zu achten.

6) Ueberall im Lande ist die Beobachtung einer geregelten Lebensweise, namentlich der Diät, nothwendig. Man poche nicht auf die bisherige gute Gesundheit, sondern suche dieselbe an das ungewohnte Klima zu gewöhnen. Man vermeide Anfangs hauptsächlich den übermäßigen Genuß frischen Obstes und hüte sich vor Allem vor Melonen, von welcher Art sie auch sein mögen.

Minnesota.

Die „Deutsche Auswanderer-Zeitung" bringt folgenden Brief aus dem neuen Territorium Minnesota:

St. Paul, 25. Dez. 1854.

— Den Fremden beschleicht ein eigenthümliches Gefühl, wenn er den „Vater der Ströme", den Mississippi herauf, an die Landungsplätze von St. Paul kömmt. Denn er fährt da gleich so recht mitten in das kunterbunte Treiben eines entstehenden Staates. Am Ufer stehen Gruppen nicht nur verschiedener Nationalitäten, sondern auch verschiedener Racen, Amerikaner aus allen Staaten der Union, Canadier, die französisch sprechen, Deutsche, die sich in allen Mundarten unseres einigen Vaterlandes unterhalten, Indianer verschiedener Stämme, Halfbloods und Neger. So spricht die kleine Bevölkerung 7 bis 8 verschiedene Sprachen, erfreut sich fast ebenso vieler Hautfarben, verschiedener Gesichtszüge und verschiedener Sitten und Gebräuche. Nicht selten trifft man unter dieser am Ufer des Dampfers harrenden Menge auch den Gouverneur, neben dem ein Dahcota-, ein Winnebago- oder Chippewa-Krieger stolz wie der größte Monarch der Erde einherschreitet. Er trägt enge Beinkleider und Moccasins, die phantastisch mit Bändern, Federn, Stacheln vom Stachelschwein, Glasperlen und andern Rothhaut-Raritäten verziert sind. Darüber hängt eine weiße oder rothe Deke, die er wie einen Mantel um sich schlägt. Sein ebenfalls mit Bändern und Stacheln geschmüktes Haar hängt tief herab auf das in der barokten Weise bemalte Gesichte. In den kräftigen Händen trägt er eine Flinte, einen Tomahawk und eine Pfeife. Seiner athletischen Gestalt und seiner edlen Haltung wegen ist er für neue Ankömmlinge der Löwe des Tages. — Etwas mehr im Hintergrunde steht eine Gruppe schwarzäugiger Squaws (indianische Frauen), die entweder schwere Lasten, oder die Kinder auf ihrem Rüken tragen, welche ihre nakten Köpfe aus einer schmuzigen Pferdedeke hervorstekken, in welche sie gehüllt sind. Die Mutter rennt mit ihrem Sprößling auf und ab, ohne sich anscheinend im mindesten um ihn zu bekümmern.

---

erwarten. Lange schon wäre er aufgestanden, aber die Kälte war scharf, und er scheute sich, die neben ihm Schlafenden, doch jedenfalls nuzlos, zu stören. Endlich aber, da der eine Peon noch immer nicht wiederkehrte, kroch er leise unter der Deke vor, und den Rok fester zuknüpfend, um den kalten Zug abzuhalten, der durch die niedere Oeffnung ihm entgegenschlug, stand er lauschend eine Zeit lang und horchte hinaus in die Stille der Nacht, die durch keinen Laut irgend eines lebenden Wesens unterbrochen wurde. Nur der Bergbach tief unten rauschte und murmelte dumpf herauf, und da drüben, wo sich der Felsenhang steil in das Thal hinunter warf und den Strom gegen die andere Wand hinüberzwang — das war wohl ein Fuchs gewesen, der hier, in seinem Abendmarsch gestört, die Fremden witterte und gegen den Wind anbellte und die verdächtige Nachbarschaft.

„Felipe!" rief es jezt, erst mit vorsichtig gedämpfter, dann mit etwas lauterer Stimme — „Felipe!" — Niemand antwortete, Nichts ließ sich hören, noch sehen, und wenn er auch für einen Augenblik glaubte, der Laut einer Menschenstimme dränge zu ihm herüber, so war das doch nun so rasch wieder verhallt, daß er sich auch eben so gut geirrt haben konnte. Die furchtbare Wahrheit tauchte jezt, erst in flüchtigem Verdacht, der ihm schon das Blut in den Adern gerinnen machte, dann in entsezlicher Gewißheit in ihm auf: — ihr Führerpaar war entflohen, und ihre kleine Schaar dadurch nicht allein um ein Bedeutendes geschwächt, sondern die Gefahr, gerade von den frühern Führern verrathen zu werden, so dringend geworden, daß jeder Augenblik, den sie an der argentinischen Seite der Gebirge verträumten, ihr Verderben rettungslos auf sie niederführen konnte.

Hier galt entschlossenes Handeln — den Weg über die Gebirge getraute er sich schon, wenn es sein mußte, allein zu finden, denn von hier aus lag das anscheinend schmale Thal des Tecunjado lang ausgedehnt vor ihnen, ein Abweichen zur Rechten oder Linken nicht einmal gestattend, und nur beim Niedersteigen waren sie größerer Gefahr ausgesezt, in mit Schnee gefüllte Abgründe zu stürzen; keineswegs war die aber dringender, als das Bewußtsein gewissen Todes, wenn sie den Henkersknechten des Diktators in die Hände fielen, und es blieb deßhalb keine Wahl.

Rasch weckte er Don Jose, dem er seine Befürchtungen in wenigen Worten mittheilte, und als dieser ebenfalls ihm bei- und zu augenblicklicher Flucht stimmte, hob sich auch die arme junge Frau von ihrem traurigen Lager, ihren Gatten über dessen Befürchtungen, sie selber betreffend, zu beruhigen, indem sie sich durch die wenigen Stunden Rast wie neu gestärkt fühle, und die Männer wenig in ihrem Fortschreiten behindern werde.

Wenige Minuten später finden sie Alle zum neuen Marsch durch eine Schneewüste, nur mit dem ungewissen Licht des Schnees selber, ihnen zu leuchten, gerüstet, als Ellington, der immer aufmerksamer geworden, nach der Thalschlucht hinüber lauschend, aus der sie herausgekommen waren, plötzlich ausrief, er sehe einen der Peons zurükkommen.

„Gott sei Dank!" flüsterte mit gefalteten Händen die junge Frau, „also waren es doch keine Verräther, und unsere Befürchtungen grundlos."

„Das gebe die heilige Jungfrau," murmelte San Jose, indem er die sich rasch nähernde Gestalt vorsichtig und mißtrauisch beobachtete und fast unwillkürlich nach den, schon wieder im Gürtel geborgenen Pistolen griff, — „ich wollte, ich wüßte genau, wo der andere Schuft steht."

„Am Ende haben wir ihnen doch Unrecht gethan," flüsterte Ellington, „und können nun wenigstens Tageslicht abwarten, unsern Weg fortzusezen. Wozu die arme Candelaria mehr erschöpfen, als eben unumgänglich nöthig ist."

„Erst wollen wir aber wissen, was der Bursche zu seiner Entschuldigung zu sagen hat," beharrte Don Jose, der seine Landsleute besser kennen mochte, als der Engländer, — „jedenfalls müssen sie, selbst im günstigsten Fall ihrer Rechtfertigung, irgend etwas Verdächtiges gesehen oder gehört haben, sonst wären sie schon gar nicht so weit vor hier fortgegangen — aber ruhig — es ist Pedro — der Alte scheint also doch seinen Posten zu halten." —

Doch siehe, da kommt ein geschäftiger „Yankee“ und stöbert nach den erwarteten Waarenballen; da eilen die Journalisten herbei, und schreien nach den neuen „Papers“; die Karrenleute sind ringsum thätig, die Güter fortzuschaffen. — Die Romantik ist zum Teufel und das Business ist da. Der Dahcota-Indianer hat schon ausverkaufen müssen und muß bald das Land ganz verlassen; die Franzosen, die Uransiedler hier, und die Halfbloods, Mischlinge, werden von der Einwanderung aus dem Osten mehr und mehr verdrängt.

Die Lage der Stadt St. Paul ist so, daß sie schon von weitem in die Augen fällt. Der Haupttheil liegt auf einem ebenen Plateau, das dem Mississippi zu sehr steil und westlich sehr eben absteigt. An diesen Punkten liegt die untere Stadt mit den Landungsplätzen. Nördlich hinter der Stadt steigen Anhöhen empor, welche die Stadt auf dieser Seite amphitheatralisch umgeben. Vor etwa 7 Jahren standen an dem Platze nur wenige hölzerne Hütten, die den nicht sehr schmeichelhaften Ortsnamen Pig's Eye (Schweinsauge) führten. Um ihr Seelenheil zu sichern, bauten die Hüttenbewohner damals eine katholische Kirche, die dem heiligen Ex-Saulus geweiht war und hiervon erhielt die Stadt ihren Namen St. Paul. Kurze Zeit vor der Organisation des Territoriums legte ein Spekulant, Henry Rice, einen größeren Ort an. Als St. Paul Hauptstadt des Gebietes wurde, nahm die Bevölkerung ungeheuer rasch zu. Von einem Ort, der nur ein paar Häuschen zählte, erhob sich St. Paul bis jezt zu einer Stadt von 700 Häusern, mit beinahe einem Duzend Kirchen, einigen Schulen, mehreren Fabriken, Eisengießerei, Maschinen-Bauwerkstätte u. s. w. Die Bevölkerung mag 6000 Seelen übersteigen. Dies Alles ist das Werk von kaum 5 Jahren. Im Jahr 1848 legten hier 47 Dampfer an, 1849 schon 73, 1852 bereits 171 und im lezten Jahre über 250. Die erste Zeitung erschien schon 1849, jezt kennt man drei verschiedene Blätter.

Ueber das Territorium besagt die Korrespondenz: Das Territorium zählte am 1. Dezember 1853 bereits 40,000 Einwohner und die Einwanderung war seither fortwährend in raschem Zunehmen begriffen. Dieses allein zeugt hinlänglich von den günstigen materiellen Verhältnissen dieses Gebietes oder wenigstens desjenigen Theils, der angesiedelt ist, denn der größte Theil des ungeheuren Territoriums von 166,000 Quadratmeilen engl. oder 106 Millionen Akres Landes ist noch völlig unbewohnt und wird nur von kleinen Horden Indianer durchstreift, die den Dahcota- oder Sioux-, den Chippewa- oder Winnebago-Stämmen angehören, die mit den Vereinigten Staaten den Vertrag gemacht haben, das Territorium zu räumen, wozu es auch bald kommen wird. Die ungeheuren Geldsummen, über 2 Millionen Dollars, welche den Indianern schon ausbezahlt wurden, haben nicht wenig dazu beigetragen und tragen stets noch bei, das Land wohlhabend zu machen, denn fast alles vertheilte Geld fließt bald in die Taschen der Krämer, der Bauern und Wirthe.

Alle ländlichen Produkte, welche im Lande erzeugt werden, und deren Betrag ist schon bedeutend, werden im Lande selbst theuer verkauft, theils an die Indianer, theils an die zahlreichen Waldarbeiter, die das Futter für den Holzhandel schneiden. Es gibt hier wohl das schönste Bauholz der ganzen Union, und deßhalb ist dieses auch noch ein Hauptausfuhrartikel.

Das Klima ist äußerst gesund; weder die sonst häufigen Wechselfieber noch auch die weit verbreiteten Gallenfieber herrschen hier, trotz der außerordentlich vielen Seen und der Sümpfe, welche einen Theil des Landes bedeken. Aber der Winter ist anhaltend und sehr streng; er beginnt im November und dauert bis Anfangs April.

Die Schweizerkolonien bei Setif in Algerien.

Vor uns ligt in französischer Sprache der „dritte Bericht des Verwaltungsrathes der Genfer Gesellschaft für die Schweizerkolonien bei Setif, der Generalversammlung der Aktionäre vorgelesen am 14. Februar 1855,“ dessen wesentlicher Inhalt in gedrängter Ueberstcht folgender ist:

Im Eingang des Berichtes wird gesagt, daß die Unternehmung seit einigen Monaten von mehrern Seiten her lebhafte, aber wenig begründete Angriffe zu erleiden gehabt habe; die ergangenen Gerüchte seien ungerecht gewesen und der Verwaltungsrath habe die Ansicht, daß die vorhandenen Schwierigkeiten vorübergehender Natur seien, der Bestand der Unternehmung gesichert und ihre Zukunft hoffnungsvoll.

Im Jahre 1854 sind 200 Häuser gebaut worden, welche 4 Dörfer bilden, jedes von 50 Feuerherden, Namens Buhira, Messaud, Mahuan und El-Uricia. In dem früher gegründeten Dorfe Ain-Arnat sind schon bis Ende 1853 sämmtliche Häuser verkauft worden. Da die Gesellschaft sich der französischen Regierung gegenüber verpflichtet hatte, innerhalb zehn Jahren 10 Dörfer zu erbauen, so hat sie demnach schon in weniger als 2 Jahren die Hälfte der ihr gestellten Bedingungen erfüllt.

Die Haupthindernisse, gegen welche die Direktion zu kämpfen hatte, lagen vornehmlich in der Schwierigkeit, sich die verschiedenen Baumaterialien zu verschaffen, in dem Mangel und deßwegen hohen Lohne der Handarbeit und endlich besonders in der Choleraepidemie, welche zwei Monate lang die Bevölkerung von Setif heimgesucht und einen Theil derselben zeitweise vertrieben hat.

Es ist der Gesellschaft Angesichts dieser schwierigen Zustände manche verdankenswerthe Unterstüzung zu Theil geworden, theils von den Bauunternehmern, theils von der französischen Staatsverwaltung, welche das in den Staatswaldungen geschlagene Bauholz unentgeldlich verabfolgen ließ, und durch bereitwillig gestattete freie Ueberfahrt für Handarbeiter dazu beitrug, um dem herrschenden Mangel an solchen abzuhelfen. Eine ziemliche Anzahl Arbeiter aus verschiedenen Staaten hat sich diese Wohlthat zu Nuzen gemacht und sind, ohne daß sich die Gesellschaft verpflichtet hätte, ihnen in Setif Unterkunft und Arbeit zu geben, nach Algerien befördert worden. Manche von ihnen haben sich dann auch nach andern Gegenden Algeriens gewendet.

Der Bericht geht dann zur Erwähnung der Schritte über, welche der Verwaltungsrath in der Schweiz und einigen benachbarten Ländern gethan, um die Kolonisationsunternehmung bekannt zu machen und ihr Kredit zu verschaffen, was, beiläufig gesagt, je länger, je nothwendiger sein dürfte. Die Gesellschaft erfreut sich der Mitwirkung mehrerer angesehener Persönlichkeiten im Kanton Waadt. Von dem im Kanton Bern aufgestellten Komite und dessen zahlreichen Korrespondenten haben wir in Nro. 46 des Kolonisten vom vorigen Jahrgang berichtet. Wie in Bern Hr. alt Landammann Messmer, so vertreten in Chur Hr. A. v. Planta und in Freiburg Hr. v. Chollet von Grolley thatkräftig die Gesellschaft. Gegenwärtig ist der Verwaltungsrath beschäftigt, seiner Unternehmung auch in Savoyen und Deutschland Boden zu gewinnen.

Um die unter Ansiedlern von so verschiedener Nationalität und Glaubensbekenntniß zu befürchtenden Streitigkeiten zu vermeiden und doch jeder Kolonie den nothwendigen Schulunterricht und Gottesdienst zu sichern, sollen nur Gemeinden von einerlei Konfession gegründet werden. Nach diesem Grundsaz wird das Dorf El Uricia ausschließlich katholischen Einwanderern zur Besiedlung angewiesen und der Kriegsminister hat Vorkehrung zur Ernennung eines Seelsorgers für diese neue Pfründe getroffen. Ein protestantischer Geistlicher funktionirt schon seit mehr als einem Jahre in Ain-Arnat.

Seit Beginn der Kolonisationsunternehmung sind im Ganzen durch die Gesellschaft 736 Köpfe nach Algerien befördert worden. Davon sind in Ain-Arnat angesiedelt 388, in Buhira 128, 10 in El Uricia und 2 in Mahuan, also zusammen 528 Kolonisten (Pächter und Dienstboten). Die übrigen 208 Emigranten sind Leute, die sich nicht auf der Kolonie fest niedergelassen, sondern entweder nur vorübergehend dort in Arbeit gestanden oder von Anfang an nach andern Gegenden Algeriens gezogen sind. (Forts. folgt.)

Verschiedenes.

Schweiz. (Konsulatswesen.) Herr B. Wölflin in Zürich hat seine Entlassung von dem Posten eines merikanischen Vizekonsuls in der Schweiz eingegeben; man sagt, weil er es nicht mit seinem Gewissen vereinbaren konnte, die bekanntlich projektirte Schweizerkolonie in Meriko zu empfehlen und zu befördern.

— Solothurn. Aus dem Kanton Solothurn sind lezles Jahr 875 Personen nach Amerika ausgewandert, welche 175,622 Fr. an Gemeindsbeiträgen mit sich fortnahmen.

— Aargau. Diese Woche sind, wie dem „Solothurner Blatt“ aus Olten berichtet wird, durch diese Stadt an einem einzigen Tage 310 Personen, meistens Arme der Gemeinde Niederwyl, Bezirks Zofingen, aus einem Elende in's andere nach Nordamerika spedirt worden. Wie reimt sich das mit dem Kreisschreiben des Bundesrathes zusammen?

Deutschland. Bremen. Wir erfahren, daß die Dampfschiffe „Hansa“ und „Germania“ nach England verkauft sind. Möchte dem minder glücklichen Versuch, durch diese eine direkte Dampfverbindung mit Amerika unter deutscher Flagge herzustellen, recht bald ein anderes Unternehmen folgen, das die Erfahrungen jenes sich zu Nuze machend glücklicher in seinem Erfolge und Bestande ist. (D. A. Z.)

— (Die deutsche Auswanderung des Jahres 1854.) Die deutsche Auswanderung hat mit dem verflossenen Jahre der Zahl nach ihre Höhe erreicht und gleichzeitig damit hat auch der Rükschlag begonnen, indem zum ersten Mal auch die Rükkehr aus den transatlantischen Ländern einen massenhaften Charakter annahm. Die Ursachen beider Erscheinungen liegen auf der Hand: für die Auswanderung die kriegerischen Aussichten und die Theurung in Europa, für die Heimkehr die Handelskrisis in Nordamerika, welche zum Theil auch durch europäische Einwirkungen bedingt

---

Der Jüngere der Peons kam indessen rasch näher, und seine Füße draußen an der Thür gegen die Steine reibend, daß der Schnee aus den Falten des um die Knöchel geschlagenen Schaaffelles abschüttelte, betrat er mit dem frommen, aber vollkommen leise und kaum hörbar gemurmelten Gruß: „Ave Maria purissima“ die Hütte.

„Para siempre!“ erwiederte halb unbewußt mit lauter Stimme und recht aus tiefstem innersten Herzen heraus die Frau, und der Peon, der in dem vollkommen dunklen Raum, bei dem schwachen Scheine, der dürftig durch die Eingangspforte fiel, seine Umgebung nicht gleich erkennen konnte, sagte mit kaum unterdrüktem Ausruf der Ueberraschung, aber bald gefaßt:

„Pero amigos — was ist das? — die Sennorita — el wahrhaftig, Alle zusammen auf und munter — es ist noch lange nicht Morgen, aber ich glaub' es wohl, daß Ihnen die Zeit hier in dem kalten Loche lang geworden — wir können wohl noch fünf oder sechs Stunden schlafen.“

„Und wo bist Du gewesen, Amigo?“ frug Don Jose den Führer, der noch immer, halb unschlüssig, was er selber thun sollte, ob sich zum Schein niederlegen oder offen entfliehen, um dadurch den vollen Allarm zu geben, in der Thüre stehen blieb, — „wo ist denn Dein Compannero und weßhalb habt Ihr beide Euern Posten verlassen?“

Der Peon lachte —

„Es war ein Puma da drüben,“ sagte er endlich nach kleiner Pause, „und wir konnten das Thier im Schnee hören und auch manchmal den dunkeln Schatten seiner Gestalt sehen; ganz sicher vor Ueberraschung zu sein, umschlichen wir die Stelle, wo wir ihn vermutheten, aber er entfloh in langen Säzen, und erst, nachdem wir dort eine ganze Zeit lang gelauscht und gewartet, ob sich nichts weiter Verdächtiges regen würde, kehrte ich zurük — aber der Puma ist noch draußen,“ sezte er dann plözlich, von einem neuen Gedanken durchzukt, hinzu, „und Felipe schikte mich hier herein, eines der Gewehre zu holen — die Haut des Thieres gäbe ein herrliches Lager für die Sennorita.“

„Ich will selber mit Dir gehen,“ sagte Ellington rasch, aber Don Jose ergriff seinen Arm:

„Das wäre doppelter Wahnsinn,“ rief er in englischer Sprache, „droht hier wirklich Verrath, so liefst Du den Schurken selber in die Schlinge — selbst das aber angenommen, daß sie ehrlich sind, dürfen wir hier gar nicht schießen, denn der Schall würde unendliche Streken in die Berge donnern, und unsern Feinden, sollten uns diese wirklich nachfolgen, genaue Kunde von unserer Nähe geben — mir gefällt auch der Rath des Burschen nicht — der alte Peon ist viel zu schlau und vorsichtig, sich selber zu verrathen, und außerdem glaub' ich nicht einmal, daß er ein Gewehr abfeuern könnte.

Der junge Bursche hatte indessen dem Gespräch, von dem er keine Sylbe verstand, unruhig und mißtrauisch gelauscht — was beriethen die Männer, und was thaten indessen die vielleicht ungeduldig werdenden Mashorqueros, wenn er zu lange zögerte? Er erkannte jezt recht gut, daß Alle auf und zum Weitermarsch vollständig gerüstet waren, und was blieb nun da für ihn selber das Sicherste?

„Aber wo ist Felipe?“ wandte sich Don Jose jezt plözlich gegen ihn, — Euer früherer Posten war gerade da drüben, und ich kann Nichts mehr von ihm erkennen.“

„Er ist an der Spize da vorn stehen geblieben,“ erwiederte, auf die Frage schon vorbereitet, der Peon — „erstlich hoffte er dort den Puma am ersten wieder zu sehen, und dann kann man auch von dem Punkt aus den von unten heraufführenden Pfad besser überwachen.“

„Gut, so leg' Dich wieder nieder,“ sagte Ellington, „und schlaf' noch ein paar Stunden; vor Tag aber wollen wir wieder aufbrechen, wo möglich noch die zweite Casucha*) zu erreichen; der nächste Tag sieht uns dann auf chilenischem Gebiet, und dort hoffentlich sicher vor den Henkersknechten des blutigen Tyrannen.“

(Fortsezung folgt.)

*) Die steinernen Hütten in den Cordilleren, zum Schuz der Wanderer erbaut.

sein mag. Diese Verhältnisse sind in diesen Blättern genügend besprochen worden, so daß wir uns gleich zu einer Zusammenstellung der bekannt gewordenen Thatsachen wenden können. Man glaubt die Zahl der Ausgewanderten auf eine Viertel-Million anschlagen zu müssen, wovon nahezu 200,000 nach Nordamerika sich gewandt und etwa 12,000 zurückgekehrt sind. Im Hafen von New-York landeten 166,732 Deutsche und Schweizer. Ueber Havre nahmen den Weg 95,984, über Bremen 76,875, über Hamburg 50,818, über Antwerpen 25,843; die Zahl der über Rotterdam, Amsterdam, Haarburg, Emden ꝛc. Auswandernden ist nicht bekannt. So weit die Resultate der Zählungen von Ende 1854 schon vorliegen, ergab vielfach die Auswanderung eine Abnahme der Bevölkerung. Aus Mezingen in Württemberg sind in 9 Jahren 485 Personen, im letzten Jahre allein über 100, ausgewandert, und die Einwohnerzahl ist auf 4532 Seelen, so viel als es 1840 waren, herabgegangen. Auch die Bevölkerung von Bopfingen und Tuttlingen nimmt ab; das letztere hatte 1854 5934 Seelen, 121 weniger als 1853. In Baden und Meklenburg sind bekanntlich schon, ehe die Auswanderung die jetzige Höhe erreichte, Verminderungen der Bevölkerung durch dieselbe eingetreten. Aus Baden ist 1853 fast 1%, aus Meklenburg-Schwerin 1½%, aus Meklenburg-Strelitz ½%, aus Sachsen-Koburg fast 1% der Bevölkerung ausgewandert. Allein im ersten Quartal 1854 sind 879 Meklenbürger über Hamburg ausgewandert. Aus dem Herzogthum Sachsen-Altenburg sind vom 1. Oktober 1853 bis 1854 öffentlich ausgewandert 858 Personen, 243 mehr als in dem gleichen Zeitraum 1852 bis 1853. Es trat dadurch eine Verminderung der Bevölkerung von 111 Personen ein. Die 50,819 über Hamburg zur See gegangenen übertreffen die Zahl des Jahres 1853 um mehr als 21,300 Köpfe; sie zerfallen in 32,310 direkt und 18,509 indirekt (über Hull und Grimby) beförderte. Bremen weist gegen das verflossene Jahr einen Zuwachs von 18,760 Personen auf. — Zahlreiche Klagen über die Behandlung auf außerdeutschen Schiffen kamen auch im verflossenen Jahre vor. Es wurden manchfache Mittel empfohlen, zumal Anstellung eigener von Bundeswegen oder von einem Verein von Regierungen zu besoldenden Kommissarien in den Auswanderungshäfen. Beide Wege zeigen bei genauer Betrachtung kaum überwindliche Schwierigkeiten; eher zum Ziele führen möchte eine verbesserte pekuniäre Stellung der an solchen Orten schon befindlichen deutschen Konsuln und entsprechende Ausdehnung ihrer Befugniß zum Schutze der Auswanderer.

England. (Neues Auswanderungs-Gesez.) Mr. Peel und Lord Palmerston haben einen neuen Gesezesvorschlag über die Beförderungen von Auswanderern im Unterhause eingebracht, wodurch die Parlamentsakte von 1852 in den wesentlichsten Punkten abgeändert werden soll. Die Bill enthält nicht weniger als 102 Artikel und trifft Vorkehrung für die Gesundheit, Sicherheit und Bequemlichkeit der Passagiere, Einrichtung und Trennung der Schlafstellen, Erleuchtung und Lüftung der Kajüten, Reinigung der Wasserbehälter, Nichteinnahme von gesundheitnachtheiligen Stoffen als Ladung oder Ballast, Beschaffung und Kochen von Lebensmitteln, endlich Medizinalvorschriften. Der Schiffer, welcher ohne ein Certificat der durch die Bill eingesezten Beamten über die Erfüllung der gesezlichen Vorschriften ausläuft, verwirkt das Fahrzeug und unterliegt einer Strafe von 500 Pf. St.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. Der sehr wichtige Gesezesvorschlag zur Beschränkung der Einwanderung, den das Handelskomite des Repräsentantenhauses jüngst ausgearbeitet hat, fordert, daß in Zukunft kein ausländischer Passagier in irgend einem Hafen der Vereinigten Staaten zugelassen werden soll, wenn er nicht ein Zeugniß des amerikanischen Konsuls von dem Orte, woher er kommt, aufweisen kann, worin ihm bescheinigt ist, daß er mindestens ein Jahr lang vor seiner Abreise nicht in einem Gefängnisse oder Arbeitshause gesessen, und daß er wenigstens während der vier seiner Abreise vorhergehenden Jahre keines Kriminalverbrechens (ausgenommen sogenannter politischer Verbrechen) überführt worden ist. Bringt ein Kapitän Passagiere, denen ein solches Zeugniß abgeht, so verfällt er in Geld- und Gefängnißstrafe und das Schiff ist der Konfiskation unterworfen. — Der Senator Sumner (Freesoiler aus Massachusetts) legte kürzlich im Senate ein Memorial von Bürgern aus Massachusetts vor, worin dieselben über die Uebel sich verbreiteten, welche aus der Einwanderung und besonders aus der Einwanderung von Katholiken entspringen, und den Kongreß ersuchen, auf jeden hier anlangenden Auswanderer eine Kopfsteuer von 250 Dollar zu legen. Das Memorial wurde an die Justiz-Komite verwiesen.

— (Verhältniß des nordamerikanischen Akermaßes zu europäischen Feldmaßen.) 405 Acres sind gleich: 360 badischen Morgen, 341 baierischen Tagwerken, 315 württembergischen Morgen, 360 Schweizer Joch, 262 hannoverschen Morgen, 252 preußischen Morgen, 250 Braunschweiger Feld-Morgen, 1226 Oldenburger Morgen, 650 Meklenburger Morgen, 576 Wiener Joch, 553 sächsischen Akern, 505 Holsteiner Tonnen Saatland, 494 schwedischen Tonnen Land, 1000 französischen Hektaren.

— „Times" will wissen, Rußland habe an die Vereinigten Staaten für 30 Millionen Dollars amerikanische Ländereien verkauft. Dieselben befinden sich ohne Zweifel im russischen (Nordwest-) Amerika. Es liegt hierin die Bestätigung eines schon voriges Jahr dagewesenen Gerüchts.

— New-York. Im Stadthause zu New-York liegt seit dem 6. Januar ein Buch auf, in welches jeder Bürger der Stadt die Beschwerden, welche er gegen die Stadtverwaltung zu erheben hat, einzeichnen kann. Schon in den ersten zwei Tagen kam eine Anzahl solcher Klagen vor, die sofort in Betracht gezogen und erledigt wurden.

— Man hat oft Gelegenheit zur Verwunderung darüber, wie deutsche Namen in Amerika verdreht oder verstümmelt werden. So z. B. lesen wir unter den Personalnachrichten, welche die Hamb. Ztg. f. d. A. u. K. aus New-York bringt: Im Dezember verheirathet Louis Hekmann aus Württemberg mit Lisette Hagendobler aus Niederachs, St. Gallen. Der Name dieser jungen Frau heißt sehr wahrscheinlich: Lisette Hugentobler aus Niederuzwil oder Niederglatt, K. St. Gallen.

— (Amerikanische Smartheit.) Die Arbeiten an der Saratago- und Saketts-Harbor-Eisenbahn sind plötzlich wegen Zahlungsunfähigkeit der Kompagnie und der Kontraktoren eingestellt worden. Vor zwei Monaten zogen die Kontraktoren durch öffentliche Aufrufe gegen 5000 Arbeiter an sich. Eine außerordentliche Anzahl von Weibern und Kindern begleiteten dieselben. Die Arbeiter sind nicht bezahlt worden. Im September erhielten sie etwa 10,000 Dollars in Lewis-Co. Banknoten; von da an wurden sie von Woche zu Woche mit falschen Versprechungen und Zusicherung von Hülfe hingehalten. Am letzten Dienstag vor 8 Tagen machten sich die Kontraktoren aus dem Staube und die Arbeiter stellten ihre Arbeiten ein. Tausende von Weibern und Kindern dieser Unglücklichen sind jezt in der nördlichen Wildniß zerstreut und dem Verderben preisgegeben. Sie haben nichts — wörtlich nichts zu essen! (W. B.)

— Texas. Dr. Shumard, welcher Kapitän Marcü auf seiner Entdekungsreise nach den Quellen des Red River als Naturforscher begleitete, hat kürzlich die Entdekung gemacht, daß der Mesquite-Baum, ein der Akazie sehr ähnliches Gewächs, welches im westlichen Texas, im Indianergebiet ꝛc. in sehr großer Menge wächst, ein Gummi absondert, welches dem Gummi arabicum sehr ähnlich ist und ihm an Güte für offizinelle und andere Zweke sehr nahe kommt, wenn nicht übertrifft. Man glaubt, daß dieses Mesquite-Gummibald ein werthvoller Handelsartikel werden wird.

— Von Victor Considerants sozialistischem Kolonisationsplan, der in unserm Blatt mehrmals erwähnt worden ist, vernimmt man, daß das Unternehmen materiell vollkommen gesichert ist und die Auswanderungsgesellschaft bereits über ein gemeinschaftliches Kapital von 1,400,000 Franken verfügt. Considerant hatte ein solches Resultat nicht erwartet, denn er glaubte, daß der größte Theil der Auswanderer, die sich ihm anschließen, aus Arbeitern bestehen würde. Merkwürdiger Weise fand gerade das Gegentheil statt. Es schlossen sich ihm nur sehr wenig Arbeiter und dagegen hauptsächlich wohlhabende Leute aus der Mittelklasse an. Darunter befindet sich namentlich ein Pariser Blumenfabrikant sammt Familie, der millionenreich ist, und der bekannte Schauspieler des Odeon, Hr. Tisserant, ebenfalls mit seiner ganzen Familie. Uedrigens sind diese französischen Auswanderer lauter gebildete und begüterte Leute, die nichts zu dem Schritte bewegt als Abneigung gegen die gegenwärtige Ordnung der Dinge in Frankreich. — Soweit wäre alles gut; eine andere Frage aber ist, ob gebildete Leute, Schauspieler und Blumenfabrikanten, auch wenn sie Millionäre sind, sich zu Pionieren des Westens eignen und ob nicht gerade dieser Mangel an Arbeitern neben dem System, auf welchem die Unternehmung beruht, den Keim zum Mißlingen derselben in sich trägt.

— Illinois. (Eine Kritik der Boßhardschen Mittheilungen aus Amerika.) Von Hrn. Gemeindammann J. J. Wismer von Uetikon, der sich wie so Viele durch Boßhards Berichte aus Amerika zur Auswanderung verleiten ließ, ist ein Brief an seine Freunde angelangt, welcher der „Zürcher Freitagszeitung" von dessen Bruder zur Veröffentlichung mitgetheilt worden ist. Er schreibt aus Belleville in Illinois unweit Highland (Neuschweizerland) und St. Louis: „Ich übersende Euch hiemit ein Bruchstük des Anzeigers aus dem Westen, welcher in St. Louis erscheint; es enthält derselbe einen Aufsaz über die Einwanderung, den er der New-Yorker Abendzeitung entnommen hat. Ich hab schon in meinem lezten Schreiben berichtet, daß die in Cincinnati erscheinende „Deutsche Zeitung" über die Noth der frisch Eingewanderten klagt, wie viele diesen Winter dem Hungertode entgegengehen, und bemerkte dabei, daß wenn man in der Schweiz sehen könnte, was ich in den wenigen Monaten hier gesehen habe, die Auswanderungslust gewiß bald verschwinden würde; ja ich sage es noch einmal, Amerika wird von Europa nicht begriffen. Da im Kanton Zürich die Schrift von Hrn. Lehrer Boßhard die Auswanderungslust ziemlich angeregt hat und er seinem Vater schreibt, daß er nach Amerika kommen solle, sobald er von Bankbrüchen höre, so finde ich mich veranlaßt, zur Warnung zunächst für die zürcherische Bevölkerung, ein hier erscheinendes unparteiisches Urtheil veröffentlichen zu lassen; denn man darf sagen, daß es unparteiisch ist, weil die hiesigen öffentlichen Blätter Amerika's Aufschwung der Auswanderung zuschreiben. Die Schrift von Hrn. Boßhard enthält eben so viel Unpraktisches als Uebertreibung. Denn wahrlich, der sieht den Boden und die Verhältnisse anders an, der erstern zu bearbeiten und in leztern zu leben gedenkt, als jener, der sie nur beschreibt. Hätte ich Hrn Boßhard in seinem Blokhaus gefunden, seine Farm so schön hergerichtet und das Korn eingeheimst, wie es in Zürich so auf dem Papier stand*), dann hätte ich ihn als amerikanischen Farmer respektirt; als ich aber in Iowa darnach fragte, sagte mir einer seiner besten Freunde, daß er keine Farm besize und auch nie eine anschaffen, vielleicht höchstens etwas Land auf Spekulation kaufen werde; doch ich beabsichtige hier nicht die Schrift zu widerlegen, sondern ich wollte nur einige Andeutungen über den Werth derselben geben. Ich hoffe, das genüge zur Warnung für die Meisten, und diejenigen, die sich nicht warnen lassen, können es selbst erfahren. Ich ersuche Euch deßnahen, diese paar Zeilen nebst dem Aufsaz einer ziemlich gelesenen Zeitung zur Veröffentlichung zu geben. Indessen grüßt Euch freundschaftlich ꝛc."

*) Wir haben die zwei ersten Jahrgänge der Boßhard'schen Schrift auch gelesen, erinnern uns jedoch keiner Stelle, in der sich Boßhard als Farmer ausgibt, wohl aber mehrerer, in denen er von derartigen Plänen spricht. Uebrigens können wir nicht umhin zu bemerken, daß das, was Hr. Wismer sagt, ganz mit unserer Rüge der Boßhard'schen Büchermacherei übereinstimmt, wie wir sie in einer der lezten Nummern des vorigen Jahrgangs ausgesprochen haben.
Anm. der Red. des Kolonist.

— Minnesota. Der „St. Paul Pionier" vom 28. November schätzt die Zahl von „wirklichen Ansiedlern", welche während der lezten Saison sich Heimstätten in Minnesotta gegründet haben, auf 25,000 und vermuthet eine noch größere Zahl für das nächste Jahr.

— Kanada. Während in den Vereinigten Staaten Erschwerung der Einwanderung das Losungswort einer immer mehr wachsenden Partei ist und die maßgebende Richtschnur der Regierungspolitik zu werden droht, sucht im Gegentheil Kanada seinen Vortheil in der Begünstigung der Einwanderung. Das Gesez, kraft dessen die Eingewanderten in einem Zeitraume von nur 3 Jahren naturalisirt oder Bürger werden können, ist nach dreimaliger Lesung im Provinzialparlament passirt, und es ist kein Zweifel, daß dieses Gesez die Bestätigung der Regierung erhalten wird. — Dieses Gesez hat besondere Wichtigkeit für Deutsche. Bis jezt mußten sie sieben Jahre warten, bevor sie die kanadischen Bürgerrechte in Kanada erhielten, während der Engländer, Schotte und Irländer, gleichviel ob gebildet oder ungebildet, sogleich bei seiner Ankunft im Land völliges Bürgerrecht als früherer Unterthan der britischen Krone genoß. Die deutsche Einwanderung ist wenigstens in Ober-Kanada die stärkste und so haben die Deutschen auch besondere Ursache, sich der Abschaffung der früheren Naturalisations-Gesez zu freuen.

— Mexiko. Ein schweizerisches Konsulat ist in der mexikanischen Hafenstadt Vera-Cruz errichtet und mit demselben Hr. Julius Ziegler von Winterthur, Chef des Hauses Ziegler, Heilmann und Komp., betraut worden.

Australien sei aufgestanden und habe sich frei und unabhängig von der englischen Krone erklärt. So melden Berichte aus Ceylon vom 1. Februar, die am 28. in Triest eingetroffen sind. Die britischen Truppenabtheilungen, welche gegen die Aufständischen ausgesandt wurden, haben mehrere unentschiedene Kämpfe mit denselben bestanden. Die Stadt Melbourne sei in Kriegszustand erklärt. Bis auf Weiteres bezweifeln wir die Richtigkeit dieser Nachricht, weil wir zwar wohl in den sozialen Zuständen des Landes Stoff genug zu Revolten und Krawallen, aber keinen Grund zu einer politischen Revolution sehen.

Abonnementspreis.
Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten“.

Einrükungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist“ erscheint regelmäßig alle Freitage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 10. | Freitag den 9. März. | **Lichtensteig,** Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Fünfter Jahrgang. | **1855.**

Die Schweizerkolonien bei Setif in Algerien.

(Fortsezung.)

Im lezten Frühling und bis Mitte Sommers war der Trieb zur Auswanderung nach Algerien ziemlich stark ausgesprochen und der Verein lebte der Hoffnung, daß sich seine Dörfer schnell bevölkern werden. Unglüklicherweise (so sagt der Bericht, wir meinen aber glüklicherweise, wenigstens für die Kolonisten) konnten die erst Ende Winters begonnenen Bauten nicht früh genug erstellt werden, weßwegen die Direktion während mehrerer Monate sich genöthigt sah, die definitive Annahme einer großen Zahl eingegangener Anmeldungen zu verschieben. Viele wurden dann wieder zurükgezogen, weil es mittlerweile in der Schweiz bekannt wurde, daß die Cholera in Setif ausgebrochen sei. Der Verwaltungsrath erachtete es selbst Angesichts dieses Umstandes für rathsam, einige Kolonisten ihrer Verpflichtungen zu entbinden, die in ihrer Unkenntniß des Landes („dans leur ignorance du pays“! die entsezliche Sterblichkeit auf der Ansiedlung ist doch kein Beweis dafür!) sich durch die Berichte über den Gesundheitszustand abschreken ließen.

Der Verwaltungsrath gab sich Mühe, die Errichtung eines schweizerischen Konsulats in Setif zu Wege zu bringen, um durch dasselbe die öffentliche Meinung in der Schweiz über das Loos der Auswanderer aufzuklären. Die französische Regierung war dem Projekt günstig, aber es scheiterte an der Abneigung des Bundesrathes. Wir unserseits bezweifeln auch, daß die Schweiz und die Setifer Ansiedler viel durch einen Konsul in Setif gewonnen hätten, der sicherlich ein von der Genfer Gesellschaft abhängiger Mann gewesen wäre; hingegen wäre allerdings ein schweizerisches Konsulat für ganz Algerien durchaus nothwendig, denn es ist einleuchtend, daß unser Konsul in Marseille, zu dessen Bezirk das ganze weite Gebiet von französisch Nordafrika gehört, wegen der großen Entfernung seinen betreffenden Verpflichtungen nicht nachkommen kann.

Ferner hat die Gesellschaft, um den ungünstigen Gerüchten zu begegnen, die sogar schon vor dem Ausbruch der Cholera über die Kolonie im Umlauf waren, dem Staatsrath von Waadt jegliche Auskunft über die Unternehmung, sowie auch den Experten, welche derselbe allenfalls nach Algerien zu schiken beschließen würde, alle in der Macht der Gesellschaft stehende Unterstüzung angeboten. Das Berner Komite erhielt Vollmacht zu gleichen Eröffnungen an die Regierung von Bern; es scheint aber, daß weder der Staatsrath von Waadt, noch derjenige von Bern von diesem Anerbieten Gebrauch gemacht hat.

Nun kommt die kläglichste Stelle des ganzen Berichts in Gestalt einer Mortalitätstabelle:

Verzeichniß der Todesfälle unter der Kolonialbevölkerung im Jahr 1854.

Grundeigenthümer	4	20
Frauen von solchen	3	
Kinder von solchen	13	
Pächter	2	25
Frauen von solchen	6	
Kinder von solchen	17	
Dienstboten	11	30
Frauen von solchen	6	
Kinder von solchen	13	
zusammen	75	

oder nach den Krankheiten (offenbar sehr wissenschaftlich) geordnet:

Gestorben an der Cholera sind	24
„ am Typhus (Nervenfieber)	23
„ an andern Fiebern	8
„ an verschiedenen Krankheiten (?)	17
„ an Unglüksfällen	3
zusammen	75

Welche grauenhafte Sterblichkeit! der siebente Theil der Bevölkerung in Einem Jahr gestorben! Das gewöhnliche Verhältniß in einem gemäßigten Klima, wie es neun Zehntheile der Schweiz und Deutschlands besezen, ist höchstens 3 %, eher weniger; d. h. es kommen auf eine Bevölkerung von hundert Seelen im Jahr nicht mehr als drei Todesfälle; im St. Gallischen Bezirk

Feuilleton.

Die Flucht über die Cordilleren.

Von Friedr. Gerstäker.

(Fortsezung.)

„Bueno amigo“, brummte, als halbe Antwort, der Peon. An der Wand der Hütte aber hingreifend, um seinen früheren Lagerplaz wieder zu finden und dort das Weitere zu überlegen, sowie abzuwarten, bis sich die, jezt mißtrauisch gemachten, Flüchtlinge wieder beruhigt hätten, fühlte er plötzlich — und wie mit einem elektrischen Schlag fuhr es ihm durch die Glieder — die Gewehre der beiden Engländer, die Ellington dorthin gestellt hatte, um sie, falls sie wirklich angegriffen werden sollten, gleich zum Gebrauch zur Hand zu haben. Eine rasche Bewegung der Hand überzeugte den Peon jedoch, daß die Pulverhörner nicht dabei hingen, und er kauerte sich dicht daneben auf den Boden nieder, den für ihn günstigsten Zeitpunkt abzuwarten.

Er sollte nicht lange zu warten brauchen; wenn auch Ellington im Anfang beabsichtigt haben mochte zu wachen, und — nachdem er der Gattin wieder das Lager, so gut es die Dunkelheit erlaubte, hergerichtet — ein Paar Mal zu dem niedern Eingang schritt und hinauslauschte, war die Luft doch zu bitter kalt, sich ihrer unnöthiger Weise zu lange auszusezen, und in seinen Poncho fest eingehüllt, strekte sich der Verfolgte endlich tief aufseufzend dicht neben die Gattin nieder.

Der Peon war indessen nicht müßig gewesen; vorsichtig neben sich herumfühlend, nahm er das eine Gewehr zu sich nieder auf's Knie und fing an es zu untersuchen. Hierbei aber war für ihn ein Uebelstand — er hatte wohl schon häufig schießen sehen, aber noch nie selber geschossen, nur so viel wußte er, daß der Hahn gespannt werden müsse. Die Waffe, die er in der Hand hielt, war ein Doppelrohr, die andere eine einfache Büchse, aber weder Pulver noch Blei dazu, was half ihm da das Gewehr. Da durchblizte ihn ein teuflischer Gedanke — wenn er das einfache Rohr in die Ecke abfeuerte, wo die Flüchtigen dicht an einander geschmiegt lagen, und dann mit dem noch geladenen Doppelgewehr entfloh, brachte ihn die Verwirrung des ersten Entsezens jedenfalls außer Schußweite und nicht allein einer oder mehrere der Fremden würden verwundet, sondern die Mashorqueros waren dann auch im Stande, mit dem anderen Gewehre sie am Weitermarsche zu verhindern oder doch so lange aufzuhalten, bis sie die wenigen Provisionen aufgezehrt hatten, und dann rettungslos ihnen zur Beute fielen.

Der Bursche, schlau und gewandt, zögerte nicht lange mit der Ausführung; überdies sollte der Schuß ja als Zeichen den Uebrigen gelten, und preßten diese scharf heran, so war es sogar möglich, daß sie sich ihrer Beute ohne Weiteres bemächtigten. Ellingtons Leichtsinn, die Gewehre solcher Art außer dem Bereich des eigenen Arms zu lassen, wäre den armen Verratheuen bald verderblich geworden. — Pedro kannte nur den Mechanismus des Gewehres nicht genau genug, um den Hahn geräuschlos zu spannen, und als er das Doppelrohr wieder neben sich an die Wand gelehnt und die Büchse ergriffen hatte, um den Hahn leise aufzuziehen, knalte dieser, als er in die erste Ruhe trat.

Don José hatte gar nicht geschlafen, und schon, seit der Peon die Hütte wieder betreten, lehnte er, halb sizend und nur in seinen warmen Poncho gehüllt, an der Mauer der Hütte, dem geringsten Laut horchend, der zu ihm herüberdringen möchte. Er wußte sich selber nicht so ordentlich Rechenschaft zu geben, aber er war mißtrauisch geworden und erwartete mit Sehnsucht den anbrechenden Morgen. Nur die Augen schloß er endlich, und überwachte halb wachend, halb träumend die Möglichkeit des Gelingens — die Gefahren ihres Marsches — als ihn das Knaken des Hahnes zuerst aus seiner Ruhe wieder emporschrekte. Den Blik rasch nach dort richtend, von woher das so unvermuthete Geräusch gekommen, sah er jezt deutlich bei dem schwachen von außen hereindämmernden Schneelicht, wie sich der blanke Lauf eines Gewehres — er konnte nur nicht recht genau erkennen nach welcher Richtung — niedersenkte. Dann war Alles todtenstill.

Neutoggenburg mit 12,400 Seelen starb z. B. im Jahr 1854 ungefähr der neununddreißigste Theil der Bevölkerung, nämlich 319 Personen, also wenig mehr als 2½ %; in den Schweizerkolonien bei Setif betrug die Mortalität 1854 über 14 %, also das Fünffache des gewöhnlichen Verhältnisses! oder mit andern Worten: wenn die 528 Setif-Kolonisten zu Hause in der Schweiz geblieben wären, so wären von ihnen wahrscheinlich nur 15, höchstens 16 gestorben; 60 sind also so zu sagen dem Tode in den Rachen gelaufen! Die auffallend große Sterblichkeit unter den Kindern (43 von 75) eröffnet der Setifer Ansiedlung gar eine schlimme Aussicht in die Zukunft; denn wie soll eine Kolonie bestehen können, in der vorzugsweise die Kinder dahingerafft werden, die doch in andern neuen Ländern sich viel eher akklimatisiren, als die Erwachsenen?

Außer den oben angeführten 75 Todesfällen, ist dem Verein auch noch das Absterben von 22 von ihm spedirten und in der Subdivision Setif sich aufhaltenden Arbeitern oder deren Familiengliedern berichtet worden.

In der hienächst folgenden Stelle will der Verein sich und sein Setif von der Schuld an dem Tode so vieler, die sich ihm anvertraut, rein waschen und sie auf jene selbst schieben. Haben sie nicht, fragt der Bericht, die in einem südlichen Lande unausweichbar nöthigen Mäßigkeits- und Nüchternheitsregeln zu wenig befolgt? haben sie nicht oft die Gesundheitsvorschriften, die ihnen von den algerischen Behörden sowohl, als von den Beamten der Gesellschaft mündlich vorgepredigt und schriftlich in den Sak mitgegeben wurden, außer Acht gelassen und übertreten? Ja, sagt der Verwaltungsrath, wir haben ein Recht, das zu vermuthen; denn, von den zahlreichen, auf unserer Meierei El-Bez angestellten Arbeitern haben wir keinen einzigen verloren und von allen Beamteten der Gesellschaft ist keiner auch nur vorübergehend von der Krankheit befallen worden. Endlich seien Reisende, die während der Dauer der Epidemien Setif besucht haben, von denselben verschont geblieben. Nach unserer Ansicht aber beweist das Beispiel von Vergnügungsreisenden und von Herren Beamteten, die sich pflegen können, wie sie wollen, ferner von Arbeitern, die in einer schon bestehenden Meierei bei guter Kost und Obdach ihre regelmäßigen Geschäfte zu verrichten haben, durchaus nicht, daß die Bewohner einer neuen Ansiedlung, die alle Mühseligkeiten der ersten Kulturarbeiten durchmachen müssen, selbst daran schuld sind, wenn sie einer Seuche zum Opfer werden. (Forts. folgt.)

Kalifornien.

Die San Franzisko Shipping-List vom 30. Dezember enthält ausführliche statistische Mittheilungen über den Handel des abgelaufenen Jahres. Das Geschäft im Allgemeinen wird für den gedachten Zeitraum nicht als ein günstiges bezeichnet. Das Jahr begann in der That in einer an Hoffnungslosigkeit grenzenden Weise, die Vorräthe aller Sorten von Waaren waren enorm, frische Importationen folgten rasch aufeinander, alle Warnungen blieben unbeachtet, das Land wurde, so zu sagen, mit Gütern überschwemmt, die Arbeiter in den Minen machten ein nur mäßiges Geschäft, die Händler im Innern zahlten schlecht, Geld war rar und theuer und die Aussicht in die Zukunft trübe. Aber diese Uebelstände wurden nach und nach überwunden. Das Ausland lernte endlich begreifen, daß die Bedürfnisse auch des am rascheste anwachsenden Landes ihre Grenzen haben. Das Nachlassen der Zufuhren ermunterte den einheimischen Handel, und es gab eine Zeit im Jahre, wo es den Anschein hatte, daß alle Verhältnisse sich sogar wahrhaft langandauernde Trokenheit eingetreten wäre, welche den Landmann am Pflügen und den Mineurarbeiter am Goldwaschen verhinderte.

Aber wenn auch das Jahr 1854 für viele Privaten schwere Verluste gebracht hat, so war es für den Staat Kalifornien als solchen und die Gesammtheit der Bevölkerung ein recht glükliches. Wenn die Verhältnisse unverändert so fortdauern, so wird derselbe in Kurzem einer der reichsten und blühendsten in der Welt sein. Die Einrichtungen zum Zweke der Gewinnung des großen Stapelartikels von Kalifornien, des Goldes, werden immer mehr verbessert. Es unterliegt jezt keinem Zweifel mehr, daß die Goldlager, wenn auch nicht unerschöpflich, doch noch für lange Jahre hinaus eine stets wachsende Ausbeute geben werden. Es sind jezt in den Minen wohl 80 bis 100,000 Menschen beschäftigt, welche im Durchschnitt pr. Tag 3 Dollars verdienen. Auch die Sitten dieser Bevölkerungsklasse werden als in der Hebung begriffen geschildert, Sparsamkeit, die erste wirthschaftliche Tugend, tritt bei ihnen hervor, und als Folge davon erscheinen Brüken, Kanäle, Straßen, von einheimischem Gelde erbaut. Die Goldausfuhr hat erheblich mehr als 50 Millionen Dollars betragen. Es gingen

nach New-York	46,289,649	Doll.
„ New-Orleans . .	243,517	„
„ Panama	204,592	„
„ London	3,781,080	„
„ Chile	33,524	„
„ China	633,841	„
„ Calcutta	10,787	„
„ Manilla	20,000	„
„ Sandwichs-Inseln .	212,108	„
	51,429,098	Doll.
Dazu an gepräktem Geld	616,535	„
und Quekfilber im Werth von	838,520	„
Total	52,884,153	Doll.

Die weitern Exporte bestanden in 40,000 Häuten nach New-York, einer sehr bedeutenden Quantität von Wolle, abgesehen von nicht geringen Waarensendungen nach der Südküste des amerikanischen Kontinents. Der Geldmarkt erlitt im Ganzen wenige Schwankungen. 3 Prozent pr. Monat war der regelmäßige Zinsfuß der Baukhalter. Man hofft wesentliche Erleichterungen durch die Wirksamkeit der nunmehr eingerichteten Münze, und namentlich auch durch die Vermehrung des Vorraths von Silber.

Die Schifffahrt zeigt im Vergleich zu dem Jahre 1853 einen Rükgang. Insofern aber die Ueberführung des kalifornischen Marktes mit Waaren als ein Uebelstand zu betrachten, erscheint der Ausfall als ein günstiges Zeichen. Im Hafen von San Franzisko kamen an:

1853 . . .	1028	Schiffe	558,755	Tons.
1854 . . .	620	„	406,114	„
Also weniger	408	Schiffe	152,641	Tons.

Es liefen aus:

1853 . . .	1653	Schiffe	640,072	Tons.
1854 . . .	1193	„	515,861	„
Also weniger	460	Schiffe	124,201	Tons.

Neben der Goldausbeute heben sich auch immer mehr die eigentlich landwirthschaftlichen Interessen Kaliforniens. Die Einwanderung nimmt zu und kann an Menschen einigermaßen befriedigt ist. Die Tagelöhne für alle Arten von Handarbeiten erhalten sich fortwährend auf ihrer Höhe. Weniger groß als nach Europäern ist der Wunsch nach Chinesen, die fast keine von den guten Eigenschaften mitbringen, durch welche die kaukasische Race zur Kolonisation so sehr befähigt erscheint.

Eine andere Zeitung, der „Kalifornia Demokrat", schreibt wie folgt über die natürlichen Hülfsquellen Kaliforniens: „Nicht die Hälfte der natürlichen Hülfsquellen von Kalifornien ist entwikelt, und viele, die in früherenspanischer Herrschaft stand, werden jezt vernachlässigt. In der Sierra, nördlich von den Suisun- und Napa-Thälern, findet sich Steinsalz. Die Mine tritt vollständig zu Tage, und die Erde ist dort mit Stüken von Steinsalz bedekt. Unsere Niederungen eignen sich vortrefflich zum Reisbau, und der Senf wächst wild in großen Massen. Hanf und Flachs der vortrefflichsten Art wurde schon vor 50 Jahren gezogen, und die Oliven, welche zu dieser Zeit von den Missionären von Buonaventura und San Diego gezogen wurden, standen denen, die am mittelländischen Meere wachsen, nichts nach. Die Mühlen in den alten Missionen hatten vortreffliche Mühlsteine, die im Inland gebrochen waren. Der Saame und Pflanzen des in Calaveras wachsenden Lebensbaumes werden in Massen nach Europa gebracht, und unsere einheimischen Nutzhölzer könnten für uns eine Quelle des Reichthums werden. Merkwürdig ist, wie leicht sich unser einheimisches wildes Geflügel zähmen läßt. An vielen Orten findet man bei den Eingebornen die einheimischen schwarzen Gänse und die wilden Enten gezähmt als Hausthiere und selbst die kalifornische Wachtel, die 20 bis 25 Eier legt, ehe sie brütet, läßt sich zähmen, so daß sie so nutzbar wird wie die Hühner.

Landwirthschaftliches und Technologisches.

(Aus der „Hamburger Zeitung für deutsche Auswanderungs- und Kolonisations-Angelegenheiten".)

Wir halten es im Interesse hauptsächlich derjenigen unser geehrten Leser, welche auswandern wollen oder bereits sich eine neue Heimat gesucht haben, unter der oben stehenden Rubrik regelmäßig in jedem Blatt einige Mittheilungen zu liefern über Kulturpflanzen, welche in Amerika oder Australien gebaut werden, oder doch mit Vortheil dort gebaut werden könnten, über Kulturmethoden, über die Kosten und Erträge von landwirthschaftlichen und technischen Anlagen, sowie über Erfindungen und Verbesserungen, deren Anwendung dem Ansiedler in Haus und Hof, bei der Landwirthschaft oder bei landwirthschaftlichen Gewerben von Nuzen sein können.

Wir beginnen hier mit

Notizen und Kostenanschlägen

über landwirthschaftliche Kulturen in Südbrasilien, hauptsächlich die Provinzen Sta. Katharina und San Paulo betreffend,

die aus kundiger Feder geflossen sind und uns von befreundeter und achtbarer Seite mitgetheilt worden.

Aber auch Ellington war durch den, nur zu gut gekannten Laut aufgestört; auch er sah, gerade als er die Augen aufschlug, die Bewegung des Lauzes, und während das Blut im furchtbaren Drang zum Herzen zurükpreßte, klang auf's Neue das scharfe eigenthümliche Klinken des Hahnes an sein Ohr. Wie mit einem Schlag, dem im Lager überraschten Wilde gleich, fuhren die beiden Männer empor, der neuen, noch kaum bewußten Gefahr zu begegnen.

Vergebens riß indessen der Bandit an dem Drüker der Büchse, sich selber durch den Schuß zu retten; jedoch mit dem vorherigen „Stechen" dieser Art Gewehre unbekannt, verweigerte das Schloß den Dienst, und die nuzlose Waffe von sich schleudernd, ergriff er das Doppelrohr, die Thür noch vor seinen Angreifern zu erreichen. Hier aber verrannte ihm Ellington den Weg, und noch während er sein Messer aus der Scheide riß, sich die Bahn zu stoßen, brach er mit einem leisen Stöhnen zugleich von Ellingtons Faust und Don Josés scharfem Stahl getroffen, der ihm die eigene Waffe in den Rüken trieb, eine Leiche, zu Boden.

Die kleine Hütte war im Augenblik ein Bild der Verwirrung, und das Verderben der Unglüklichen wäre besiegelt gewesen, hatten die Henker nicht auf das Zeichen des ausgesandten Spions eben gewartet; aber die Furcht vor Feuerwaffen, die der Gaucho nicht leicht überwindet, besonders wenn er sie in den Händen von Europäern weiß, hielt sie zurük, und so gern sie das Blutgeld ihres Herrn verdienen mochten, so wenig dachten sie daran, ihre eigene Haut unnöthig dabei zu Markt zu tragen.

Ellington und Don José aber waren in dem Augenblike so bestürzt und erschrekt, daß der Spanier schon in der That das Messer zum zweiten Mal gezukt hatte, den eigenen Schwager, den er ebenfalls für einen der Angreifer hielt, niederzustoßen, als ein zufälliger Ausruf desselben noch sein Leben rettete.

Ellington besezte jezt vor allen Dingen die Thüre, und während Jose die Leiche aus dem Wege und in die eine Ekе zog, eilte auch der alte Herr herbei, den Plaz, der, wie er natürlich glauben mußte, schon vom Feinde angegriffen wurde, vertheidigen zu helfen.

Der Führer der Mathorqueros stampfte indessen den Schnee in toller Ungeduld.

„Carajo!" rief er, dem alten Peon dabei einen grimmigen Seitenblik zuschleudernd, — „ich glaube wahrhaftig, der Schuft von Baguiano hat uns betrogen und die vermaledeiten Cringos gewarnt, anstatt ihre Waffen in unsere Hände zu liefern — Gift und Messer, wenn ich das gewiß wüßte."

Die Anrede war halb an den Alten gerichtet, und dieser, der sich unter dem boshaften tükischen Blik des Henkers nicht gerade wohl fühlen mochte, erwiederte ganz ruhig:

„Pedro wird sich hüten uns zu verrathen, er weiß gut genug, daß uns die Burschen nicht entgehen können; aber es ist auch möglich, er hat die Sache dumm angefangen, — und dann freilich wär's böse."

„Bös für Dich, Compannero", knurrte der Andere, — „wenn uns die Schufte entgehen, so freu' Dich, denn ein Kopf ist mir sicher, und wenn er auch keine zwölf Unzen trägt, ist er doch des Mitnehmens werth."

„Paciencia amigo", sagte der Alte troken und mit unzerstörbarem Gleichmuth, — „wenn der Tag dämmert, werden wir's sehen."

„Und glaubst Du, daß ich helles Tageslicht abwarten soll, carajo, mich von den Schuften nachher wie einen Hund todtschießen zu lassen, wenn ich mich nur in Kugelnähe auf dem Schnee bliken lasse?" tobte der Henker. „Jezt, augenblicklich müssen wir den Angriff wagen, oder sie ziehen Morgen früh aus und ab vor unsern Augen, ohne daß wir es hindern können. Die Punta del vaca ist außerdem noch die einzige Hütte, an die ein Anschleichen möglich wäre, wenn ich überhaupt Lust hätte, mich weiter in die Schneeregion hinein zu wagen."

„Aber amigo", sagte der Alte, „Du wirst Dir selber —"

„Fuego!" unterbrach ihn, ingrimmig den Boden stampfend, der Henker, — „Du wirst reden, wenn ich

Kaffee.

Große Kaffeeplantagen in den Provinzen Sta. Katharina und San Paulo anzulegen, um sie gegen Tagelohn bearbeiten zu lassen, hielt ich bisher für nicht zweckmäßig, wegen unzuverlässiger Arbeitskräfte und der immer noch zu hohen Löhne, der Handarbeit, welche ihren Leistungen nicht angemessen sind. Bei diesem Ausspruch muß ich vorläufig noch verbleiben. Zwar sind in neuerer Zeit in einigen Theilen der genannten Provinzen, z. B. in Donna Franziska Landarbeiter reichlich vorhanden; doch ist es die Frage, ob dies fortdauernd der Fall sein wird, auch sind die Neueingewanderten gewöhnlich schlechte Arbeiter, weil sie sich erst an das Land gewöhnen müssen. Anders verhält sich's, wenn arme Ansiedler als Pächter von Kaffeepflanzungen angenommen werden können, welche einen Theil der Ernte als Pachtzins abzuliefern hätten, ungefähr wie in der Kolonie Bergueiro. Für solche Fälle ist ein guter Gewinn für den Unternehmer nachzuweisen. Ich will versuchen, hier einen genauen Kostenanschlag für eine solche Anlage zu machen.

Der Kaffee trägt in der Provinz San Paulo gut, wie der immer beliebter werdende Santos-Kaffee zeigt, und reichlich, und da die Jahreszeiten und das Klima der Küstengegenden von Sta. Katharina meist denjenigen von San Paulo fast ganz gleich sind, so lassen sich in dieser leztern Provinz gleich günstige Resultate erwarten.

Je nach dem Boden, der örtlichen Lage, der Witterung und Behandlung trägt der Kaffeebaum sehr verschieden. Es kommen Bäume vor, welche bis 20 Pfund reinen Kaffee geben. Im Durchschnitt bei guter Ernte gibt ein Baum 3—4 Pfd., in schlechten Jahren oft nur 1 Pfd. und weniger. Die Erfahrung hat gelehrt, daß, rechnet man gute und schlechte Jahre zusammen, der Durchschnittsertrag auf 1½ Pfd. festgestellt werden kann. Durch einen rationellen Anbau ist nicht außer Zweifel zu ziehen, daß dieses Mittel erhöht werden kann, doch soll das Mittel von 1½ Pfd. reines Produkt vom Baum hier normgebend sein. Die erste Ernte im dritten Jahre nach der Anpflanzung soll aber im Mittel ½ Pfd., im vierten Jahre ¾ Pfd., im fünften 1 Pfd. und im sechsten 1½ Pfd. betragen, welche Ernte bis zum sechszehnten Jahre fortlaufend sein soll, hierauf nimmt der Kaffeebaum im Ertrage ab, er wird dann verkürzt und gibt dann mehrere Jahre hindurch gute Ernten, die von der Behandlung, Bodenbeschaffenheit und andern Bedingungen abhängig sind. (Fortsezung folgt.)

Schiffsnachrichten.

Verzeichniß der vom 15. bis 29. Januar 1855 aus europäischen Häfen in New-York eingelaufenen Passagier-Schiffe.

15. Liverpool. Am. Schiff „John Rudledge", Sands, 39 T., 315 Pass.; ein Todesfall, Passagiere waren gänzlich unzufrieden.
17. Liverpool. Am. Schiff „Marshall O. Roberts", Fulton, 34 T., mit Pass.; neues zu empfehlendes Schiff, keine Klagen Seitens der Passagiere gehört.
Havre. Am. Klipper „Alleghanian", Stetson, 30 T., 276 Pass; ein Todesfall, hatte 10 Tage westliche Stürme im Kanal, Pass. mit Kost und Behandlung zufrieden.
Liverpool. Am. Schiff „Sardinia", Davis, 40 T., 48 Pass.; mittelmäßig, nicht empfehlenswerth.
25. Liverpool. Postdampfer „Pacific", Nye, 12 T., 62 Passagiere.
26. Havre. Am. Schiff „Zürich", Rich, 46 T., 311 Pass.; hatte beständig Gegenwinde, jedoch schönes Wetter, guter Kapitän, Passagiere zufrieden.
Havre. Am. Paketschiff „Mercury", French, 30 T., 381 Pass.; keine wesentlichen Klagen, Pass. im Ganzen zufrieden.
28. London. Am. Paketschiff „Northumberland", Spencer 35 T., 81 Pass.; Kost und Behandlung im Ganzen gut.
Liverpool. Am. Klipper „Dreadnaught", Samuels, 22 T., 217 Pass.; schnelle Fahrt, keine Klagen, Passagiere zufrieden.
Liverpool. Am. Paketschiff „Constellation", Allen, 31 T., 215 Pass.; beliebtes Schiff, ziemlich gut.
Bremen. Brem. Bark „Kosmos", Wenke, 40 T., 169 Pass.; stürmische Fahrt, beliebtes Schiff, Passagiere befriedigt.
29. Liverpool. Am. Paketschiff „Harvest Queen", Young, 22 T., mit Pass.

Verschiedenes.

Schweiz. Solothurn. Lezten Montag wurde im Kantonsrathe das Auswanderungsgesez zu Ende berathen. Festgesezt wurde, daß jeder, der auswandern will, dieses ausfinden muß; bei Gewährung von Gemeindeunterstützung muß die Hälfte der berechtigten Gemeindebürger anwesend sein, dann entscheidet die einfache Majorität; die Agenten haben eine Bürgschaft oder Kaution von 5000 Fr. zu leisten.

Frankreich. Das Ministerium des Innern hat die Errichtung eines Auswanderungsbureaus angeordnet, dessen Aufgabe es ist, den Strom der Auswanderer nach den französischen Kolonien zu lenken, und ihrer Niederlassung daselbst allen möglichen Vorschub zu leisten. Der Kaiser bestand namentlich auf der Gründung dieser nützlichen Anstalt. Bekanntlich soll auch den Offizieren und Soldaten der neugeworbenen Schweizerlegion nach abgelaufener Dienstzeit Land in den Kolonien angewiesen werden. Wäre gar nicht übel, wenn wenigstens nur eine der französischen Kolonien in gesundheitlicher Beziehung einen ordentlichen Ruf genöße. (Cayenne! Antillen! Algerien! Senegal! u. s. w.)

Nordamerika. Vereinigte Staaten. New-York. (Hülfe in der Noth.) Die Verhältnisse fangen an, sich günstiger zu gestalten. Der Geldmarkt ist bei Weitem nicht mehr so gedrückt, das Vertrauen zu den Banken kehrt zurük und die Industriellen und Großhändler schöpfen neuen Lebensmuth. Manche Fabrikanten, welche ihr Arbeiterpersonal um die Hälfte und mehr noch reduzirt hatten, fangen an, es wieder zu kompletiren; andere, die vor Kurzem noch Entlassungen vorzunehmen Miene machten, haben beschlossen, mit ungeminderten Kräften fortzuarbeiten. Es kann nicht fehlen, daß die hieraus resultirende Rükwirkung auf die kleinen Gewerbe sowie auf den Kleinhandel eine äußerst günstige sein muß, und daß in Folge dessen in den von der Verzweiflung umdüsterten Gemüthern der jezt noch arbeitslosen Proletarier ein ermuthigender Hoffnungsschimmer aufzudämmern beginnt.

Gleichwohl wäre es thöricht, wenn man aus diesem erfreulichen Vorzeichen schließen wollte, daß nun nach wenigen Wochen die noch immer herrschende Kalamität in's gerade Gegentheil umschlagen, und somit allen den jezt noch feiernden Tausenden binnen Kurzem eine ersprießliche Thätigkeit an unserem Platze in Aussicht stehen würde. Eine so gewaltige Krisis, wie die gegenwärtige, welche erst vor wenigen Wochen ihren Höhepunkt erreicht hat, wird unseren Verhältnissen noch Monate lang gleichsam in den Gliedern liegen und noch viele Thränen der Verzweiflung fließen machen.

Es gibt indeß ein Mittel, wodurch der Verlauf der Krisis beschleunigt und einerseits den jezt Bedrängten rasche Erleichterung geschaffen, anderseits aber Manche noch weniger Betroffene vor möglicher Weise bald hereinbrechender Noth bewahrt werden könnten. Und dieses Mittel heißt: Es gehe jeder Arbeiter, welcher nicht feste Aussicht auf baldige Beschäftigung hat, aber noch etwas Geld besizt, so rasch als möglich auf's Land. Denn dort ist für Jeden, der Lust zur Arbeit hat, in demselben Maße Aussicht auf sofortigen lohnenden Erwerb vorhanden, als hier das Gegentheil der Fall ist. Freilich ist die gegenwärtige Jahreszeit, besonders für Familien, weder zur Reise noch zur Ansiedlung günstig, und es erfordert deßhalb für einen Familienvater eine mehr als gewöhnliche Energie, einen solchen Entschluß auszuführen, besonders wenn derselbe keine Verwandte oder Freunde im Lande hat, die ihm Rath und Hülfe verheißen.

Von dieser Zahl dürften sich deßhalb nur Wenige zur Befolgung unseres Rathes verstehen. Es sind aber außer ihnen noch Viele, die auf sichern Beistand im Lande rechnen können: und diese sollten sich aufraffen und, im Hinblik auf die ihnen dort winkende baldige unabhängige und wohlhäbige Lage, die jezige prekäre trez der Reiseunannehmlichkeiten aufgeben. Vor Allem aber gilt unser Rath den Unverheiratheten, mögen sie noch Geld haben oder nicht. Erstere thun am besten, gleich so weit zu gehen, als sie per Eisenbahn nur kommen können: denn je weiter von hier, desto besser die Aussicht auf baldige Unabhängigkeit. Leztere indeß brauchen nur wenige Tagereisen zu machen und sie werden überall Farmer und Handwerksmeister finden, die sie mit offenen Armen aufnehmen und ihnen bei gutem Essen und Trinken einen anständigen Lohn geben. Diese müssen sich übrigens nicht auf den großen Landstraßen halten, wo eine verhältnißmäßig ebenso starke Konkurrenz und herzlose Gleichgültigkeit herrscht wie hier, sondern schleunigst seitab sich wenden, wo wenige Kräfte sich anbieten und folglich starker Begehr nach ihnen ist; abgesehen davon, daß die Herzen dort noch wärmer für das Elend schlagen.

Um unserer Behauptung mehr Gewicht zu geben, daß nämlich die Arbeitskräfte im Lande im gleichen Verhältnisse gesucht werden, als sie hier überflüssig sind, wollen wir schließlich einige schlagende Thatsachen anführen. Auf ein Rundschreiben, welches Hr. F. L. Olmsted in Staaten Island nach allen Theilen der Union geschikt hatte und worin er um eine genaue Auskunft über die resp. Arbeits- und Lohnverhältnisse bat, erhielt derselbe bis jezt 88 Antworten, von denen 76 über Mangel an Arbeitern klagen. Am stärksten ist dieser Mangel im Westen; doch auch in unserem eigenen Staat New-York macht er sich geltend. Aus Madison County z. B. schreibt Jemand, daß in seinem Township allein 300, im ganzen County aber an 4000 Mann Beschäfti-

---

Dich frage, und nun voran! Wohl verstanden, Du bleibst dicht an meiner Seite — es könnte sein, daß ich Dich brauchte."

Der Henker wandte sich von ihm ab, der alte Peon aber murmelte leise vor sich hin:

„Glaub's wohl, um irgend wo zur Scheibe zu dienen, während die Uebrigen von der andern Seite anschleichen — aber paciencia —" und ruhig seinen Poncho etwas fester um sich ziehend, erwartete er den Entschluß des Anführers, dem er sich, wie er recht gut wußte, offen doch nicht widersezen durfte.

Der Mashorquero rief jezt seine Schaar rasch zusammen, und mit der Gegend hier, ja mit jedem Stein und Felsenvorsprung seit langen Jahren vertraut, bedurfte es auch weiter keiner Berathung. Klar und deutlich wies er jedem den von ihm bestimmten Platz an, im entscheidenden Moment hervorzubrechen, und zu diesem bestimmte er den Augenblik, wo die Flüchtigen die Hütte selber wieder verlassen würden, um ihren Weg fortzusezen.

Die Casucha der Punta del vaca besteht aus einer Doppelhütte von Steinen, und nur wenige Schritte von ihr entfernt läuft die Bank des Tucunjado in steilem Hang schräg nieder zu dem unten vorbeischäumenden Strome, den selbst der eisige Winter hier oben nicht fesseln konnte unter der starren Deke. Diesen Weg schlug er selber mit dem alten Peon und noch Einem von den Seinen ein, sich bis dahin durch den Schnee zu arbeiten, wo sie durch den Ausbau der Hütte selber geschüzt waren und leicht bis dicht hinankommen konnten. Der Mashorquero hatte dabei außer zwei kleinen Tezerolen auch noch einen leichten Lasso, ohne den ein Gaucho selten auf einen Kriegszug ausgeht, an seinem Gürtel hängen; und den Uebrigen noch einmal einprägend, so nah als möglich an die Hütte hinanzurüken, begann er selber seinen weniger gefährlichen als mühseligen Pfad zu verfolgen.

Dem alten Peon war indessen die ganze Jagd von Grund auf verleidet worden. Weiteren Mühseligkeiten und Gefahren zu entgehen, hatte er sich den Treubruch gegen die Fremden zu Schulden kommen lassen, jezt mußte er in stokfinsterer Nacht, zitternd vor Frost, dem nämlichen Orte durch den tiefen eisigen Schnee wieder entgegen kriechen, eine Kugel zum Lohn, wenn er von dort gesehen wurde, während der Mashorquero hinter ihm wenig Umstände gemacht haben würde, ihn sein Messer fühlen zu lassen, so er sich nur im Mindesten dessen Befehlen widersezte. Er wäre auch mit dem größten Vergnügen zum zweiten Mal desertirt, aber wie erst hier fortkommen? Und gelang ihm das wirklich, hatten die Fremden dann nicht volle Ursache, seinen guten Absichten jezt nicht zu glauben und ihn als einen Feind zu behandeln? — Was war überhaupt aus seinem Kameraden geworden?

Nur unendlich langsam rükten sie indessen vorwärts, denn der Schnee gab oft nach unter ihren Füßen; und wenn auch der Abhang im Ganzen nicht so steil war, daß er unpassirbar gewesen wäre, kamen doch hie und da einzelne Stellen, an denen es schroff und tief hinabging und die sie zur äußersten Vorsicht zwangen, der dünnen Schneeschicht nicht zu viel zu vertrauen. Endlich erreichten sie den Theil des Ufers, der von dem Eingang der Hütte aus nicht mehr gesehen werden konnte, und der Peon mußte dem Anführer der Bande jezt genau beschreiben, in welcher der beiden Hütten die Flüchtlinge ihr Lager aufgeschlagen, wie viel Gewehre und Pistolen sie bei sich hätten u. von welchem Körperbau die beiden jüngeren Männer wären.

Felipe hatte jezt gehofft, daß er selber zum Rekognosziren ausgesandt werden würde, und schon allerlei Pläne darauf gebaut. Der Mashorquero schien ihm aber keineswegs zu trauen, und dem mitgenommenen jungen Burschen eine seiner Tezerolen und die nöthigen Befehle gebend, sandte er diesen nach dem Rüken der Hütte hinauf, dort die Pistole auf den ersten der Männer, der sich zeigen würde, aus seinem Versteke heraus abzufeuern, und sich nachher auf seine Beine zu verlassen, um wieder zu entkommen.

Der Peon verlangte jezt von seinem Begleiter wenigstens sein Messer zurük, um sich, im Fall es zu einem Handgemenge käme, vertheidigen zu können; der Mashorquero verweigerte ihm dasselbe aber mit einem kräftigen Fluch und schwur, die einzige Art, wie er je wieder ein Messer von ihm bekommen solle, sei zwischen die Rippen oder in die Kehle. (Schluß folgt.)

gung finden würden. Wir könnten solchen Thatsachen noch durch Mittheilung von vielen brieflichen wie mündlichen Nachrichten stärkeres Gewicht geben, doch wir denken, daß das Gesagte für den, der überhaupt noch guten Rath annehmen will, genügend sein wird.

(N.-Y. St.-Ztg.)

— **New-York. (Dreizehn Mörder in den Tombs.)** In den Tombs befinden sich gegenwärtig dreizehn des Mordes angeklagte Personen. Zwei davon sind bereits gerichtet und zum Tode verurtheilt, aber in den beiden Fällen ist die Hinrichtung aufgeschoben worden. Der erste derselben ist Henry Carnell, der den Mord in Dey St. beging. Carnell ist nun bereits vier ein halb Jahr ein Bewohner der Tombs, ohne daß diese lange Haft und die furchtbare Erwartung des ihm drohenden Schiksals seiner Laune und Aussehen Eintrag gethan zu haben scheint. Carnells Verbrechen ist schrecklich und nur ein Formfehler in seinem Prozesse, in Folge dessen ihm eine neue Untersuchung bewilligt wurde, rettete ihn bis jezt vom Galgen. Die Zeugen, die in dem ersten Prozesse gegen ihn auftraten, sind jezt in Südamerika und werden nicht zurükkehren.

James Ryan und Justin Patton sind die Namen zweier junger Männer von 16 und 17 Jahren, die angeklagt sind am 5. Oktober v. J. in der 11. Ward den Polizeimann Cahill ermordet zu haben. Sie leugnen ihre Schuld. So viel ist gewiß, daß Cahill auf eine höchst grausame und unmenschliche Weise um's Leben gebracht wurde.

Ein Malaye, Namens Peter French, 21 Jahre alt, ist angeklagt, lezten Sommer einen Steuermann ermordet zu haben.

Eduard Allen, 15 Jahre alt, hat bereits seinen Mann geliefert. Lezten Sommer stach er ohne alle Veranlassung einen eben vorübergehenden Mann auf der Straße nieder.

Andreas Williams ist bereits gerichtet und zum Tode verurtheilt, weil er sein Weib vergiftet. Die Exekution ist aufgehoben.

Ein Deutscher (Schweizer?), Namens Wilhelm Eberle, erschoß in einem Streit auf der Straße einen Mann, Namens John Gilly. Er gibt an, daß er dies in Selbstvertheidigung gethan.

Dennis Garrik, ein Emigranten-Runner, ist angeklagt, einen Mann, Namens Hugh Hogan, während einer Rauferei erschlagen zu haben.

Peter M.-Lawson, ein Schwede, ist angeklagt, in einem Kosthause in Washington Str. einen Mann, Namens O'Neil, ermordet zu haben. Die gegen ihn vorliegenden Beweise scheinen mehr auf Todtschlag als auf prämeditirten Mord zu deuten.

Wilhelm Shaffenbaugh, ein schwedischer Matrose, fing auf einem nach New-York segelnden Schiffe ein Liebesverhältniß mit einem hübschen deutschen Mädchen an. Er wünschte sie zu heirathen, aber das Mädchen schob die Zeit des süßen Bündnisses immer hinaus. Im September v. J. fand er eines Abends einen jungen Mann in, wie er meinte, zu vertraulicher Stellung neben seiner Braut sizen und er stieß ihr einen Dolch in's Herz.

Johann Nuhn ist angeklagt, ein unbekanntes Mädchen, das todt in seiner Wohnung gefunden wurde, vergiftet zu haben.

Terence Hemill, ein verthierter Irländer, erschlug in der lezten Neujahrsnacht sein Weib auf eine grauenvolle Weise.

John Mason erschoß vor etwa vierzehn Tagen einen Arbeiter in Maiden Lane mit einem Revolver. Er behauptet nichts von dem Vorfall zu wissen.

(N.-Y. St.-Ztg.)

— **(Passagier-Gesez.)** Das vorgestern von uns erwähnte Amendement des Hrn. Wyitney geht dahin, das bisherige Kopfgeld abzuschaffen und statt dessen jeden Einwanderer hier anzuhalten, 300 Dollars Bürgschaft zu stellen, wovon die Kosten bestritten werden sollen, falls die Einwanderer der Stadt zur Last fallen. Alle, welche im Laufe eines Jahres Paupers werden, sollen zurükgeschikt werden. Für jeden Einwanderer ist ein Dollar beim Sanitätskommissär zu erlegen, woraus ein Fond für die Stadt gebildet wird zur Unterstüzung der Armen. Wenn die Bill durchgehen sollte, dürften die Rheder zeitig Anstalt machen, die Einwanderer in Jersey landen zu lassen. Sollte auch der Staat Jersey thöricht genug sein, zu demonstriren — nun, dann ist Kanada gerne bereit, die liberalsten Bestimmungen zu treffen, um den Strom der Einwanderung in seine Grenzen zu leiten. Schlechte Einwanderer dürften dann doch hieher kommen, da sie die günstigsten Felder für ihre Thätigkeit aufzusuchen pflegen. (N.-Y. St.-Z.)

— Der Austernhandel New-Yorks wird jährlich nur in der Stadt allein auf mehr als fünf Millionen Dollars geschäzt, und man nimmt an, daß nicht weniger als 50,000 Personen unmittelbar oder mittelbar bei diesem Geschäft betheiligt sind. Ungefähr zwei Drittheile der in New-York verkauften Austern kommen von Virginien, den Rest liefert fast allein die Bay von New-York selbst, oder New-Jersey. Der größere Theil hievon wird im sogenannten East River gewonnen, dem Seearm, der New-York östlich einschließt. Am meisten zu thun macht das Fortschaffen der Austern von ihren natürlichen Bänken auf den Felsen, a.; künstliche, wodurch nämlich diese Conchylien am Laichen verhindert und für den Handel erst nuzbar gemacht werden. Man schafft die Austern in Menge aus dem North River, der für ihr Gedeihen und Fettwerden minder tauglich erachtet wird, nach dem East River. Wie das auch bei andern Geschäften der Fall ist, verdienen die beim Austerngeschäft unmittelbar betheiligten Personen das Wenigste, sie sind und bleiben arm, während eine ziemliche Anzahl Austernhändler reiche Leute werden.

— **Washington.** Im Senat ist die Bounty-Bill, welche Allen, die vor oder nach 1790 im Heere gedient haben, 160 Aker Land zuweist, durchgegangen. — Die reguläre Armee der Union wird um zwei Infanterie- und zwei Kavallerieregimenter vermehrt; die Kosten sind auf 2½ Million Dollars veranschlagt. Die Aufstellung eines Freiwilligenkorps von 3000 Mann gegen die Indianer scheint vom Senat nicht genehmigt zu werden. — Das Repräsentantenhaus hat die Bill für Anlegung einer Telegraphenlinie nach dem stillen Meere angenommen.

— **Indiana. (Der Gründer von Neu-Bivis†.)** Wenige Wochen nach dem Tode Dr. Köpflis, des Gründers von New-Schwizerland (Highland) in Illinois, ist nun auch, am 12. Jannar 1855 Herr Daniel Dufour, in Bevay (Indiana) in seinem 86. Lebensjahre gestorben. Vor fünfzig Jahren (1805) wanderte Herr Dufour von Bevay, K. Waadt, nach dieser Gegend, welche zu der Zeit das N. W.-Territorium bildete, aus, wo er die Bebauung und Bepflanzung der Traube betrieb und wahrscheinlich der erste in den Vereinigten Staaten in etwas größerem Maßstabe Wein erzeugte. Er legte das Städtchen an und nannte es nach seiner Geburtsstadt Bevay, unter welchem Namen es jezt sehr bekannt ist.

— **Michigan.** Blätter aus Michigan behaupten, daß die Gefangenen im Staatsgefängniß zu Jakson falsches Geld fabrizirt und durch Hülfe von Außen in Zirkulation gesezt hätten. Hiemit kann man sich in Baselland, wo die Züchtlinge sich zu Liestal mit Schneeballenwerfen unterhalten und in Solothurn, wo sie singen und pfeifen, wieder trösten.

— **Kansasterritorium. (Professionistenmangel.)** Der Leavenworth (Kansas) Herald sagt: Was wir jezt am meisten bedürfen, sind Handwerker. Wir haben deren von mehreren Gewerben, aber nicht genug. Wir haben keinen Sattler, keinen Schuhmacher, keinen Schneider, keinen Schreiner, keinen Hutmacher und keine Putzmacherin, und wenn die östlichen Staaten uns deren schiken wollen, die keine Abolitionisten sind, können wir ihnen versprechen, daß sie sehr gute Geschäfte machen werden. Auch haben wir gutes Material zu Baksteinen, womit gute Geschäfte gemacht werden könnten.

— **Mexiko. Unter-Kalifornien.** Unter-Kalifornien ward 1534 von Grijalva, einem Unterbefehlshaber von Cortez entdekt, der in La Paz landete und das Land für Spanien in Besz nahm. Im folgenden Jahre rüstete Cortez selbst eine Expedition von 3 Schiffen in Tehuantepec aus, und brachte eine Menge von Einwanderern, Priestern, Negersklaven und Soldaten mit herüber nach dem Hafen von La Paz, fand aber das Land so öde, daß er seine Bedürfnisse von den gegenüberliegenden Küsten beziehen mußte. Er untersuchte von da aus den Golf, den er den Golf von Cortez benannte. Nach seiner Rükkehr wurden verschiedene Expeditionen zur Untersuchung der Küsten ausgesendet. 1537 verließ Francisco de Ulloa mit 3 von Cortez ausgerüsteten Schiffen den Hafen von Acapulco. Er blieb zwei Jahre aus und untersuchte die Küsten auf beiden Ufern des Golfs, beinahe bis zu dessen nördlichstem Punkte. Auch er berichtete von der vollständigen Unfruchtbarkeit des Landes. Fast ein ganzes Jahrhundert lang wurden Expeditionen von der Regierung und Privatpersonen ausgerüstet, ohne zu einem Ziele zu gelangen. Sebastian Biscayer, der 1596 versuchte, in La Paz eine Kolonie zu gründen und eine Garnison daselbst zu unterhalten, mußte wieder umkehren. Ein zweiter Versuch desselben (1602) schlug ebenfalls fehl. Diese Versuche wurden durch die Ansichten erzeugt, die man über den Goldreichthum des Landes, sowie die Perlenfischereien hatte. Bis 1683 scheiterten die Kolonisationsversuche an der Unfruchtbarkeit des Landes. Die Masse von Perlen, worunter sehr kostbare, die Jnrbe 1615 von seiner Expedition zurükbrachte, entflammte nur den Eifer zu neuen Expeditionen. Cortez selbst versuchte es nochmals mit Aufbietung aller ihm zu Gebote stehenden Mittel. Kein Land bietet dem Akerbau im Anfange weniger als Unter-Kalifornien. Dasselbe hat nur 2 bis 3 kleine Bäche und das Wasser ist überall selten. Seine Breite wechselt von 25 bis 90 Meilen und es besteht hauptsächlich nur aus einer Kette nakter, zerklüfteter Felsen, welche nirgends höher als 5000 Fuß ist. Die wenigen Striche kulturfähigen Landes, die vorhanden sind, sind außerordentlich fruchtbar. Um so ergiebiger ist die See, die seine Küsten bespült, die wahrhaft von Fischen schwärmt und deren Perlen durch die ganze Welt berühmt sind. Zulezt gaben die Vizekönige alle Kolonisationsversuche auf und übergaben das Land den Jesuiten, die 16 Missionen errichteten, die blühten, bis nach Vertreibung des Ordens aus den spanischen Besizungen, 1767, auch sie wieder in Verfall geriethen. Unter-Kalifornien enthält nur eine Stadt, die diesen Namen verdient, La Paz, das nebst San Antonio eine aus entlaufenen Matrosen, spanischen Creolen und Indianern zusammengesezte Bevölkerung von 3000 Seelen enthält. Ein fleißiges Volk würde in diesem Lande bald Akerbau und Gewerbe entwikeln. Man weiß, daß Gold- und Silberminen vorhanden sind, und die Perlenfischerei würde Tausende beschäftigen. Mais, Datteln, Feigen, Quitten, Pfirsiche, Birnen und Oliven wachsen im Ueberfluß, und Wein würde bald ausgeführt werden können. Schildkröten und Perlen führt man jezt noch aus. Im Munde des Volkes leben noch die Sagen von den Reichthümern, die die Spanier durch die Perlenfischerei erworben. 1825 bildete sich in London eine Gesellschaft, um diese Perlenfischerei auszubeuten, die jedoch ihrer mangelhaften Leitung wegen schlechte Geschäfte machte. Die Tage sind nicht ferne, wo in San Francisco Flotten zu diesem Zweke ausgerüstet werden dürften, und die Berichte werden dann von Neuem wieder zu lesen sein, wie wir sie in Aoste lesen, wo es heißt: „6907 Pfund Perlen in Sevilla importirt aus dem Golf von Kalifornien, von denen 11 Pfund so schön waren, daß sie von Philipp II. aufgekauft wurden."

Westindien. Auf der Insel Kuba ist laut offizieller telegraphischer Depesche aus Cadix vom 4. eine Verschwörung im Interesse des Anschlusses an die Vereinigten Staaten entdekt worden. Der spanische Gouverneur, Concha, sollte ermordet werden und dieß das Signal zur Invasion der Flibustiers geben. Zahlreiche Verhaftungen haben in Folge dieser Entdekung stattgefunden.

Australien. Unsere vor 8 Tagen ausgesprochene Vermuthung über die Natur des Aufstandes ist durch neuere Berichte bis jezt bestätigt worden. Ursache war theils die Weigerung der Goldgräber, ihre Licenzen (Patente) ferner zu bezahlen, theils wehrte sich eine Partei gegen die Einführung von Verbrechern, die aber von vielen Grundeigenthümern, die wohlfeile Arbeiter bedürfen, gerade gewünscht wird.

— **(Der jezige Landwerth in Melbourne.)** Der Werth von Stadtgrund übersteigt fast allen Glauben. Die übertriebene Ansicht, welche Käufer und Verkäufer von dessen Werth hegen, kennt keine Grenze. Unzählige Beispiele ließen sich anführen. In einem Fall erschnappte sich jüngst ein für 250 Pfd. Sterl. gekauftes Haus 12,000 Pfd. Sterl. Ein anderes der Regierung zum Gebrauch für Landoffiziere für 3000 Pfd. Sterl. angebotenes ward einen Monat später zu 5000 Pfd. Sterl. angeschlagen. Noch immer war man unschlüssig, und der Preis stieg nach und nach bis zu 6000 Pfd. Sterl. hinauf, welche Summe die Regierung zu geben sich weigerte, da sie zu der Zeit eiserne Kasernen erhalten hatte. Noch ein anderes Beispiel. Die Regierung hat sich lange Degraves schönes Blausteinmagazin gewünscht und viele recht anständige Vorschläge gemacht, doch ohne den Eigenthümer zum Verkauf zu reizen. Endlich forderte sie ihn auf einen Preis zu nennen, gleich eine entscheidende Zahl — um in einer oder der andern Weise die Sache zu Ende zu bringen. Der Eigenthümer sann ein Weilchen nach und dann nannte er als Ultimatum 85,000 Pfd. Sterl. Wie sollen nun unsere armen Auswanderer zu Grundeigenthum kommen?

Sandwichsinseln. Der König der Sandwichsinseln, Kamehameha III. (oder Tamehama, da in der Sprache der Kanaken t und k oft verwechselt und nach Belieben der eine Buchstabe für den andern gebraucht werden; ebenso auch l und r, daher die Residenzstadt Honolulu und Honoruru heißt) ist am 15. Dez. im Alter von 42 Jahren gestorben. Prinz Liolibo ist sein Nachfolger; er nahm den Namen Kamehameha IV. an. — Der neue König, ein feingebildeter Mann, der eine europäische Erziehung genossen hat, ist dem Anschluß an die Vereinigten Staaten weniger günstig als sein Vorgänger und neigt sich mehr zu England und Frankreich hin. Die amerikanischen Zeitungen sind sehr erbost darüber. Die New-Yorker Staatszeitung entblödet sich sogar nicht, den Verdacht zu äußern, Kamehameha III. sei von dem französischen und englischen Konsul auf die Seite geräumt worden.

Abonnementspreis.

Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich . . . . . 4 Fr. — Rp.
Halbjährlich . . . . . 2 „ — „
Vierteljährlich . . . . . 1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".

Einrückungsgebühr:

10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Freitage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 11. | Freitag den 16. März. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Fünfter Jahrgang. | 1855.

Die Schweizerkolonien bei Setif in Algerien.

(Fortsezung.)

Man könnte nun glauben, das lezte Jahr sei für Algerien und insbesondere für Setif in gesundheitlicher Beziehung ein ausnahmsweise ungünstiges gewesen. Etwas schlimmer als gewöhnlich mag allerdings der Gesundheitszustand wegen der Choleraepidemie, die seit 1849 Algerien nie mehr in dem Grade verheert hat wie 1854, gewesen sein. Daß aber Algerien in der That überhaupt ein mörderisches Klima hat, ist in unserm Blatte schon mehrere Male nachgewiesen worden. Eine Reihe schlagender Thatsachen finden wir auch in einer Abhandlung zusammengestellt, welche Hr. G. F. Kolb aus Speier, früher Mitglied der deutschen Nationalversammlung und der baierischen Kammer, nun wohnhaft in Zürich, der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft eingesandt hat, und welche in dem 34. Jahresbericht derselben vollständig abgedrukt ist. Diese gründliche Arbeit sticht sehr vortheilhaft gegen die phrasenreiche und oberflächliche Behandlung ab, welche der Auswanderungsfrage im Allgemeinen in der leztjährigen Versammlung der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft leider zu Theil geworden ist. Von den betreffenden statistischen Notizen, welche um so zuverlässiger sind, weil sie Hr. Kolb größtentheils den von der französischen Regierung selbst herrührenden Tableaux officiels des établissemens français dans l'Algerie entnommen hat, lassen wir hier einen kurzen Auszug folgen.

Von 1841 bis einschließlich 1848 sind in Algerien 3400 Soldaten im Felde umgekommen; dagegen starben von 1831, dem Jahre nach der Eroberung von Algerien, bis und mit 1851 in den Militärspitälern Algeriens 92,330 Mann; in dieser Summe sind erst noch jene Soldaten nicht gerechnet, die krank aus Algerien nach Frankreich zurükgebracht, dort nachträglich das Opfer des algerischen Klimas wurden. Es ist dieses sogar den französischen Soldaten weit verderblicher als das des verschrieenen Cayenne (französisch Guyana). Während von 1000 Mann in Guyana durchschnittlich 52,98, also beinahe 53 Mann im Jahre sterben, ergibt sich für Algier, nach Abrechnung der durch die feindlichen Waffen Gefallenen, eine Durchschnittszahl von 75,4.

Die europäische Civilbevölkerung Algeriens betrug Ende 1851 131,283 Seelen, von diesen aber war nur ein starker Drittel Akerbauern, die übrigen Städtebewohner, Kaufleute, Professionisten, Wirthe, Beamte u. s. w., überhaupt Leute, die den Unbilden des Klimas weniger ausgesezt sind, als jene. In den zehn Jahren von 1842 bis 1851 kamen auf 1000 Seelen dieser Civilbevölkerung im Durchschnitt etwas mehr als 52½ Todesfälle, und zwar variirt dieses Verhältniß in den einzelnen Jahren von 42,5 bis 54,4 auf das 1000, nur im Cholerajahr 1849 steigt es auf 105,9. Hätten wir eben so ausführliche Mortalitätslisten speziell über die landbautreibende Bevölkerung, so würden sie natürlich ein noch viel ungünstigeres Resultat liefern (Hr. Kolb sagt wirklich, daß nach einer Notiz 1850 und 51 in den landwirthschaftlichen Kolonien jährlich über 98 Todesfälle auf 1000 Einwohner gekommen seien), aber auch so schon ist die Sterblichkeit doppelt so stark, als diejenige von Frankreich im Cholerajahr 1849 allein! In Frankreich starben von 1000 Personen zwischen dem 20. und 50. Lebensjahre nicht einmal 12; in Algerien, dessen europäische Civilbevölkerung der weit überwiegenden Zahl nach aus Leuten in diesem kräftigsten Lebensalter besteht, sterben mehr als viermal so viel und von dieser Bevölkerung sind erst noch gegen 60,000 Spanier und Italiener, die das algerische Klima doch eher auszuhalten im Stande sind, als Franzosen, Deutsche und Schweizer.

Eine vergleichende Uebersicht der Geburten und Sterbefälle Algeriens vom Jahr 1830 bis und mit 1851 liefert den unumstößlichen Beweis, daß die europäische Bevölkerung, weit davon entfernt, sich allmälig zu akklimatisiren, im Gegentheil sehr bald aussterben müßte, wenn sie sich nicht durch frische Einwanderung immerfort rekrutirte. In diesem 21jährigen Zeitraum kommen auf 44,900 Geburten 60,768 Todesfälle! Ein gar entsezliches Mißverhältniß fand nach einer von dem Statistiker Dr. Bendin gefertigten Tabelle in einer Akerbaukolonie

Feuilleton.

Die Flucht über die Cordilleren.

Von Friedr. Gerstäker.

(Schluß.)

Die Nacht war indessen mehr und mehr vorgerükt, und hinter ihnen stieg schon der Morgenstern über die schroffen Kuppen des mächtigen Gebirges. — Der Tag konnte nicht mehr fern sein, aber noch immer ließ sich nicht das mindeste Zeichen eines lebenden Wesens von der Hütte heraus hören oder erkennen. Der Henker wurde ungeduldig. — So lagen sie wohl noch eine volle Stunde, die Glieder fast zu Eis erstarrt, und über dem Schnee dämmerte indessen der junge Tag. Während die Schlucht unter ihnen noch in tiefem Dunkel lag, schoß über die schneeigen Kuppen, die schroff und starr in den sternbesäten Nachthimmel hinaufragten, ein lichter bläulicher Schein; die Hänge und Kanten gewannen Ausdruk in Form und Farbe, und es war fast, als ob weiße gigantische Körper aus dämmernden Nebelschleiern emporstiegen und höher wüchsen, indeß das steigende Licht ihnen Kraft gab und ihre Glieder rekte.

„Ich halt's nicht mehr aus", flüsterte der Peon endlich, der, von dem scharfen Südostwind abgekehrt, vergebens die lezte Stunde schon gesucht hatte, seine Glieder zu erwärmen — „mir ist das Blut in den Adern geronnen."

„Daß ich's nicht flüssig mache!" drohte der Mashorquero, „aber beim Teufel, mir wird die Zeit hier auch lang, und ich begreife nicht, was die Candillas so lange im Baue hält. — Dein Kamerad, der Schuft von Unitarier, hat jedenfalls geplaudert, und mir zukt's ordentlich in den Armen, mein Messer da an ihm — und an Dir zu versuchen. — Ruhe — was helfen mir Deine Betheurungen, zmach' Dich fertig, wir wollen den Spuren unsers vorangegangenen Spions folgen und der Bande zu Leib rüken, die Uebrigen werden jezt auf ihren Posten sein. — Ich will, beim Teufel, nicht wochenlang im Sattel gehangen haben, um jezt unverrichteter Sache wieder abzuziehen. Da, Compannero, — kriece einmal zurük bis zu jenem kleinen Vorsprung — von da mußt Du die Thür der Hütte in Sicht haben — und versuch', ob Du Nichts von dort erkennen kannst."

Felipe ließ sich das nicht zwei Mal sagen — irgend ein Grund, aus der Nähe des blutdürstigen Mashorquero zu kommen, schien ihm erwünscht, noch dazu, da es ihm zugleich Gelegenheit bot seine Glieder wieder zu gebrauchen. Rasch deßhalb in seiner eignen Fährte zurükspringend, erreichte er bald den bezeichneten Plaz und hob leise und vorsichtig den Kopf. — Ein einziger Blik verrieth dem Peon den ganzen Stand der Dinge, und wie ihm die Gedanken das Hirn durchkreuzten, welchen Weg er jezt, da ihm ein günstiger Zufall auf kurze Zeit freie Bahn gegeben, am besten verfolgen könne, hatte sich im Nu sein Plan gebildet.

Rasch überzeugte er sich nämlich, daß die Flüchtlinge die Gefahr kannten, in der sie sich befanden, und ihre Annäherung ruhig erwarteten. Er konnte die beiden Gestalten der jungen Männer erkennen, die mit ihren Gewehren in der Thür, aber noch weit genug im Innern standen, um von einem auswärts lauernden Feinde nicht gefährdet zu sein. Der abgesandte Mashorquero dagegen lehnte an der einen Ecke der Hütte, wie der Tiger, der auf die Beute lauert, während die übrigen Feinde in kleinen Abtheilungen, theilweise schon in Schußnähe, aber immer noch durch schneebedekte Felsstüke den Feinden verborgen, im Hinterhalt lagen. Hätten sie Feuerwaffen gehabt, die kleine Besazung wäre schon der ersten Salve erlegen.

Nahm er jezt einen Anlauf, so konnte er sicher die Casucha erreichen, ehe die Mashorqueros im Stande waren, ihn daran zu verhindern; aber wie dann, wenn ihn die Belagerten nicht hinauließen, vielleicht gar auf ihn feuerten? — „Pest und Tod", murmelte er vor sich hin, „ich glaube, die Bestien schössen auf ihren eigenen Bruder." — Im offenen Kampf mit ihnen war er der Gefahr aber noch weit ausgesezt, während seine Kehle jukte, wenn er nur an das Messer des blutdürstigen Mashorquero-Führers dachte. Er sah sich nach diesem um, und die ungeduldige drohende Geberde desselben machte im Augenblik allen seinen Zweifeln ein Ende. Noch einmal das Terrain überschauend und mit den Augen messend, blieb ihm ein Raum von zirka hundert und zwan-

Zürich in der Provinz Algier statt; dieselbe weist neben bloß 28 Geburten 129 Todesfälle auf, wovon 103 allein auf das Jahr 1849 kommen. Am meisten muß aber auffallen (und darin ligt ein klarer Beweis dafür, daß Algerien eines der ungesundesten Länder der Erde ist), daß sogar die eingeborne maurische Städtebevölkerung, nicht etwa nur durch Auswanderung, sondern durch Ueberwiegen der Todesfälle über die Geburten abnimmt. Von allen in Algerien angesiedelten Volksstämmen, über die man statistische Nachweise hat, gedeiht und wächst nur ein einziger, die Juden; diese treiben aber nie Akerbau.

Am 31. Dezember 1851 befanden sich 1645 Schweizer in Algerien, Ende 1852 noch 1323, also 322 weniger, folglich in einem einzigen Jahre eine Verminderung von beinahe 20%!

Ueber die klimatischen Verhältnisse der Gegend von Setif finden wir in der Arbeit des Hrn. Kolb die Bemerkung, daß die höchste Jahreswärme in der Sonne + 72° Cels., im Schatten + 38°, die mittlere (im Schatten) 17° Cels., die niedrigste − 4½° betrage. Nicht sehr weit von Setif blieben im Jahr 1846 von einer Militärkolonne von 2800 Mann innerhalb zwei Tagen vom Frost getödtet 208 Soldaten auf dem Marsch und 532 Mann erfroren überdieß noch einzelne Glieder. Daß sich das Klima Algeriens überhaupt durch unerhörten Temperaturwechsel, der von der brennendsten Hize am Tage zur heftigsten Kälte in der Nacht überspringt, auszeichnet, ist bekannt. Darin ligt eben die Hauptursache der mörderischen Wirkung des Klimas auf die Bewohner.

(Fortsezung folgt.)

Zum Kapitel „Armen- und Verbrecher-deportation" nach Nordamerika.

Mit der Ausführung der von gewissen Leuten längst befürchteten verschärften Maßregeln gegen die Armen- und Verbrecher-Einwanderung aus Europa wird es in den Vereinigten Staaten Ernst. Davon erhalten wir von mehreren Seiten her Beweise.

Verschiedene Zirkulare von Bremer Rhederhäusern, die uns dieser Tage zu Gesichte kamen, verbieten ihren Agenten geradezu die Annahme nicht blos von Verbrechern, sondern auch von Passagieren, die vermittelst Unterstützung ihrer Gemeinden (s. g. Gemeindstransporte) spedirt werden wollen.

Von Antwerpen geht uns die bestimmte Anzeige zu, daß sämmtliche Auswanderer über dortigen Hafen vor dem sich in Antwerpen befindenden amerikanischen Konsul beschwören müssen: erstens, daß sie genügende Mittel zur Weiterreise und genügende Existenzmittel haben, und zweitens, daß sie nicht vom Staate, resp. den Gemeinden, spedirt werden.

Endlich wird dem „Bund" aus Havre berichtet, daß sich dort gegenwärtig bei 300 von einem Basler Haus auf Kosten von Gemeinden (vielleicht auch von Niederwil, K. Aargau?) spedirte Auswanderer befinden, deren Einschiffung sich der amerikanische Konsul widersetze, weil sie eben auf Rechnung ihrer Gemeinden auswandern und daher zu befürchten sei, daß sie Amerika zur Last fallen würden. Natürlich würden die fraglichen Individuen, wenn ihnen auch die Einschiffung gelingen sollte, jedenfalls in New-York nicht an's Land gelassen werden, weil sich nun einmal der Vereinigten Staaten Konsul amtlich eingemischt hat.

Obiges war schon gesezt, als uns nachfolgende Einsendung aus Basel zukam:

Nachricht für Auswanderer.

Die während den lezten zehn Jahren in so großem Maßstabe stattgehabte Auswanderung nach Amerika, worunter sich viele Bedürftige befanden, welche nur vermittelst einer Unterstützung von den Gemeinden das bis New-York oder New-Orleans erforderliche Reisegeld aufbringen konnten und dann nach erfolgter Ankunft sich mit Betteln erhalten mußten oder den städtischen Behörden zur Last fielen, hat schon vor beinahe einem Jahre Anlaß zu einem Gesez gegeben, welches New-York und New-Orleans von diesem Uebelstande befreien sollte.

Dieses Gesez untersagt die Betretung oder respektive Ansiedlung auf amerikanischem Boden:

1) allen Menschen, welche mit irgend einem Uebel behaftet sind (soll wohl heißen: „körperlichen Gebrechen");

2) allen Wittwen und Frauenspersonen, welche unverheirathet mit minderjährigen Kindern anlangen, mit Ausnahme derjenigen, welche eine hinreichende Summe aufweisen können, die ihren Lebensunterhalt während längerer Zeit sichert;

3) allen Armen oder Bedürftigen, welche bei Ankunft im Seehafen nicht das erforderliche Reisegeld aufweisen können, um sich in das Innere des Landes zu begeben.

Dieses Gesez wurde Anfangs mit sehr vieler Nachsicht und Schonung in Ausführung gebracht, so daß sich viele Auswanderungs-Agenturen nicht mehr darum bekümmern zu müssen glaubten. Die neuesten Berichte aus New-York zeigen nun aber an, daß die Regierungs-Kommissäre Auftrag haben, dieses Gesez mit größter Strenge zu handhaben; mehrere Schiffskapitäne, welche in Contravention waren, sind bereits bestraft und genöthigt worden, die Auswanderer wieder auf ihre Kosten nach Europa zu bringen.

Aus diesem Grunde wollen und dürfen die betreffenden Rheder und Schiffskapitäne keine Auswanderer mehr einschiffen, welche in die §§. 1, 2 und 3 fallen und aus diesem Grunde hat sich der amerikanische Konsul in Havre vor wenigen Tagen der Einschiffung einer bedeutenden Gesellschaft schweizerischer Auswanderer widersezt.

Wem fallen nun die Kosten anheim, welche entstehen, den Gemeinden oder den Auswanderungsagenten, welche den gesezlichen amerikanischen Bestimmungen nicht nachkommen?

Bekanntmachung des Hamburger Senats, betreffend die direkte Auswanderer-Beförderung.

E. H. Senat hat sich veranlaßt gesehen, die Verordnung vom 3. Juni 1850, betreffend die Verschiffung der über Hamburg direkt nach andern Welttheilen Auswandernden, einer Revision zu unterziehen, welche vorläufig zu einer Abänderung der in §. 6 der gedachten Verordnung enthaltenen Bestimmungen geführt hat. Es werden demgemäß die nachstehenden Vorschriften, welche an die Stelle des §. 6 der Verordnung von 1850 treten, hiedurch zur Nachachtung bekannt gemacht.

§. 6. Der Kontrahent (Expedient) hat dafür zu sorgen, daß für die wahrscheinlich längste Dauer der Reise hinlänglicher und guter Proviant mitgenommen werde, und zwar ligt ihm diese Verpflichtung auch dann ob, wenn er die Proviantirung kontraktlich den Passagieren selbst überlassen hat.

Als wahrscheinlich längste Dauer der Reise für Segelschiffe wird angesehen:

a.	Nach der Ostküste von Nord- und Mittelamerika, Westindien und Brasilien bis zum Kap St. Roque einschließlich . .	13 Wochen.
b.	Nach der Ostküste von Südamerika, südlich vom Kap St. Roque . .	16 „
c.	Nach dem Kap der guten Hoffnung	18 „
d.	Nach einer Gegend über Kap der guten Hoffnung oder Kap Horn hinaus, ohne daß der Aequator zum zweiten Male passirt wird .	24 „
e.	Nach einer Gegend, wo der Aequator zwei Mal passirt wird . .	28 „

Verzögert sich nach Aufnahme der Passagiere der Abgang des Schiffes von der Stadt länger als 8 Tage, so muß der Proviant dieser Verzögerung entsprechend ergänzt werden.

Wenn ein Schiff, nachdem es von der Stadt abgegangen, länger als 18 Tage nach Aufnahme der Passagiere, auf der Elbe aufgehalten wird, so ist der Expedient verpflichtet, mindestens für 8 Tage nachzuproviantiren, und im Falle noch längeren Aufenthalts auf der Elbe, die entsprechende Nachproviantirung weiter von Woche zu Woche fortzusezen. Wird der demgemäß nachzuliefernde Proviant nicht innerhalb 3 Tagen nach vorgedachtem Termin geliefert, so ist der Kapitän befugt und verpflichtet, die Nachverproviantirung für Rechnung des Expedienten zu besorgen.

Diejenigen Schiffe, welche in der Zeit vom 1. März bis zum 15. Oktober inkl. expedirt werden, dürfen, wenn der Expedient sich durch schriftliche Erklärung verpflichtet, sie, falls der Wind am festgesezten Expeditionstage ungünstig wäre, an demselben oder dem darauf folgenden Tage durch Dampfboote bis nach Krautsand bugsiren zu lassen, für 1½ Wochen weniger, als in der vorstehenden Liste angegeben, Proviant mitnehmen, werden sie aber gleichwohl länger als 8 Tage nach ihrem Abgange von Hamburg auf der Elbe zurückgehalten, so sind sie nach Maßgabe der im vorstehenden Saz enthaltenen Bestimmungen, von Woche zu Woche nachzuverproviantiren verpflichtet; unter allen Umständen aber muß das volle Quantum Wasser, und zwar abgelagertes Elbwasser der Stadtwasserkunst mitgenommen werden, es sei denn, daß der Tiefgang des Schiffes das Füllen der Wasserfässer an der Stadt nicht gestattet.

Rücksichtlich einer etwaigen Beförderung auf Dampfschiffen wird durch eine an die betreffende Behörde zu erlassende Instruktion die wahrscheinlich längste Dauer der Reise nach den Umständen besonders bestimmt werden.

Der mitzunehmende Proviant muß, außer dem für die Schiffsmannschaft erforderlichen Proviant, für einen jeden Zwischendecks- oder Kajüts-Passagier bestehen in wenigstens:

---

zig Fuß Breite zwischen der nächsten Abtheilung der Feinde zur Rechten und seinem jezigen Tyrannen zur Linken durchzubrechen; die Entfernung bis zur Casucha betrug überdies kaum mehr als dreihundert Schritt, und wenn ihn auch der Schnee am raschen Laufen hinderte, rechnete er doch im Anfang auf die Ueberraschung der im Hinterhalt Liegenden, und später auf den Schuz, den ihm die Gewehre der Europäer bieten mußten. Also sich rasch und entschlossen auf den Kamm der Bank schwingend, hinter der er bis dahin rekognoszirt hatte, floh er, hier von dem hartgefrornen Schnee begünstigt, rasch über die Fläche hin. Wohl sah er, daß sich die Gewehre der Fremden, so wie er sich aus dem Schnee emporhob, gegen ihn wandten; aber nur ein flüchtiger Blik war es, den er dorthin warf, denn links von ihm sprang der Mashorquero, jezt ebenfalls jeden Versteck verschmähend, auf die Bank, und suchte augenscheinlich ihm den Weg abzuschneiden. Was half auch jezt noch hinter dem Berg halten — ihr Hinterhalt war verrathen, und der Mashorquero hätte in diesem Augenblik der Wuth und Rache sicherlich gern die Europäer entfliehen lassen, wäre ihm nur dadurch die Wiederergreifung des verrätherischen Peons gesichert gewesen. In tollkühnem Grimm jede andere Gefahr dabei hintansezend, lief er deßhalb dem flüchtigen Alten nach; das Terrain schien ihn auch zu begünstigen, denn jener gerieth in eine Schneewehe, durch die er sich nur weit langsamer Bahn brechen konnte. Ein Blik auf die Casucha überzeugte ihn aber auch, daß er sich fast schon in Schußnähe befand, und dem Flüchtigen jezt auf etwa dreißig Schritte nahe gekommen, riß er das Pistol aus dem Gürtel, um auf ihn zu schießen. Da sprangen von drüben herüber die andern Gauchos vor, und diesen nicht in die Hände zu laufen, mußte der Peon noch näher nach dem Führer der Mashorqueros hinüberhalten. Dieser drükte die Waffe auf ihn ab, aber ohne Erfolg, und ingrimmig das Terzerol in den Schnee schleudernd, ergriff er den Lasso, den er lose in der linken Hand trug, und die Schlinge zweimal rasch um den Kopf schwingend, flog sie in furchtbarer Sicherheit über ihr Opfer.

Felipe wäre verloren gewesen, hätte ihn der Schnee, der ihn am raschen Laufen hinderte, nicht auch eben wieder vor der gefährlicheren Lassoschlinge gerettet; denn kaum sah er die furchtbare Waffe, deren Sicherheit er nur zu gut aus eigener Erfahrung kannte, gegen sich gerichtet, als er auch blizeschnell in den hier weichen Schnee sank; und im nächsten Moment fühlte er, wie die drohende Schnur, durch den weichen Schnee emporgehalten, wie eine Schlange, aber harmlos, über ihn hinglitt. Die Gefahr war vorüber, und emporschnellend floh er der Thüre der Hütte zu.

Ellington und Don Jose standen dort beide, die Gewehre im Anschlag, in der Thür, des sonderbaren Schauspiels Zeuge, und im Anfang in der That nicht sicher, ob das Ganze nicht eine schlau ausgesonnene Kriegslist sei, an sie hinanzukommen. Das Abfeuern des Pistols bestärkte sie darin fast noch mehr, denn an drei verschiedenen Stellen tauchten nach dem Schuß plötzlich dunkle, drohende Gestalten empor. Der Lassowurf schien aber wirklich ernst gemeint, und das bleiche erregte Gesicht des Peons, der zu gleicher Zeit ängstliche Blike nach dem entfernteren Theil ihrer eignen Hütte warf, schien eher ihre Hülfe anzufliehen, als Verrath zu sinnen. Was konnte der einzige Unbewaffnete ihnen auch schaden? — Ungehindert ließen sie ihn deßhalb heran, als ein Schuß, dicht neben ihnen abgefeuert, ja fast wie aus der Hütte selber kommend, sie auf's Neue erschreckte.

In der nächsten Minute war Felipe an ihrer Seite, ohne sich aber auf eine Entschuldigung oder Erklärung seines Betragens einzulassen, die, wie er recht gut wußte, einen irgend gegen ihn erhobenen Verdacht in diesem Augenblik nur vermehren mußte; jedoch zeigte er auf den, sich jezt wieder zurückziehenden Führer der Mashorqueros und rief, kaum im Stande, von der furchtbaren Anstrengung Luft zu schöpfen:

„Dort — den — macht den unschädlich — es ist der Hauptmann der Henker — er kann Euch — er kann Euch nicht mehr entfliehen."

„Wir dürfen die Hütte nicht verlassen!" rief warnend Don Jose, als er sah, daß Ellington fast unwillkürlich hinaussprang, den gefährlichen Feind zu erreichen, aber seines Schwagers grenzenlose Wuth gegen die Helfershelfer und Henkersknechte seines grimmigsten Feindes ließ denselben im tollen Uebermuth der Gefahr trozen.

„Wir müssen Luft haben!" schrie er, indem er den

Ausgabe des mitzunehmenden Proviants für jeden Passagier.

	Bei Reisen, deren längste Dauer angenom. ist zu				
	13 Wochen	16 Wochen	18 Wochen	24 Wochen	28 Wochen
Gesalzenes Ochsenfleisch . .	27 Pfd.	32 Pfd.	36 Pfd.	48 Pfd.	56 Pfd.
Gesalz. Schweinefleisch (Speck)	13 „	16 „	18 „	24 „	28 „
Gesalz. Häringe	26 Stück	32 Stück	36 Stück	48 Stück	56 Stück
Weißbrod . . .	65 Pfd.	80 Pfd.	90 Pfd.	120 Pfd.	140 Pfd.
Butter . . .	5½ „	6½ „	7½ „	10 „	11½ „
Kartoffeln . . .	6 Spint	8 Spint	9 Spint	12 Spint	14 Spint
Weizenmehl, Erbsen, Bohnen, Graupen, Reis, Pflaumen und Sauerkohl . .	45½ Pf.	56 Pfd.	63 Pfd.	84 Pfd.	98 Pfd.
Sprup	1½ „	2 „	2¼ „	3 „	3½ „
Kaffee	1½ „	2¼ „	2½ „	3½ „	3 ½ „
Thee	½ „	½ „	½ „	½ „	½ „
Essig	2 Quart	2½ Qrt.	2¾ Qrt.	3½ Qrt.	4½ Qrt.
Wasser	1½ Qrd.	1½ Qrd.	1½ Qrd.	2½ Qrd.	2½ Qrd.

Alle Speisen sind den Passagieren gehörig zubereitet und in der aus dem Verhältnisse zu dem vorschriftmäßig mitzunehmenden Proviant sich ergebenden Menge zu verabreichen.

Wird statt eines Theils des gesalzenen Ochsenfleisches gesalzenes oder geräuchertes Schweinefleisch mitgenommen, so wird ¾ Pfd. gesalzenes und ½ Pfd. geräuchertes Schweinefleisch gleich 1 Pfd. Ochsenfleisch gerechnet; jedoch darf keinesfalls mehr als die Hälfte des vorschriftmäßigen Quantums Ochsenfleisch durch Schweinefleisch ersetzt werden. Statt der Häringe kann den Passagieren auch für je einen Tag in der Woche Stokfisch verabreicht werden, und zwar in dem Verhältniß von ½ Pfd. Stokfisch statt zweier Häringe. — Für den Anfang der Reise kann frisches Schwarzbrod, jedoch nicht mehr als 10 Pfd. für jeden Passagier, statt einer gleichen Qualität Weißbrod mitgenommen werden. Wünschen einzelne Passagiere auf der Reise hartes Schwarzbrod zu erhalten, so kann für diese, statt der vorschriftsmäßigen Quantität Weißbrod, eine gleiche Quantität Schwarzbrod mitgenommen werden, jedoch müssen dann die betreffenden Passagiere sich schriftlich damit einverstanden erklären. — Das angeordnete Quantum Butter darf auf die Hälfte reduzirt werden, wenn statt dessen für je ¾ Pfd. Butter ¾ Pfd. geräucherten Speckes mitgenommen werden, in welchem Falle jedoch der Buttervorrath zuerst verzehrt werden muß. — Sind Kartoffeln nicht haltbar, so ist statt jedes Spint Kartoffeln 1 Pfd. trokenes Gemüse mehr mitzunehmen.

Wenn der Bestimmungsort bei einer auf höchstens 13 Wochen berechneten Reise nördlicher ligt als der 32° nördlicher Breite, so genügt die Mitnahme von 1 Oxhoft Wasser für jeden Passagier. — Bei Reisen, deren längste Dauer auf 21 und 28 Wochen angenommen ist, genügt die Mitnahme eines Wasservorraths für 16 Wochen, wenn der Kontrahent auf seinen geleisteten Bürgereid schriftlich erklärt, daß das Schiff in einen Zwischenhafen einlaufen und dort frisches Wasser einnehmen werde.

Ferner sind mitzunehmen:

an Wein, Zuker, Sago, Grüze und Medikamenten ein hinreichendes Quantum für Kranke und Kinder;

an Feuerung zum Kochen für 100 Passagiere auf einer Reise von 13 Wochen: 2 Last Steinkohlen und 2 Faden Holz; für mehr Passagiere und längere Reisen im Verhältniß;

Besen, und das nöthige Quantum Weinessig oder Wachholderbeeren zum Räuchern des Zwischendecks;

das nöthige Quantum Brennöl für 2 Laternen im Zwischendeck.

Rükſichtlich des Schiffsraumes, sowie der Proviantirung und Ausrüstung sind 2 Kinder unter 10 Jahren für einen Passagier, Kinder unter 12 Monaten gar nicht zu rechnen.

Hamburg, den 26. Februar 1855.

Schiffsnachrichten.

Verzeichniß der vom 29. Jan. bis 12. Febr. aus europäischen Häfen in New-York eingelaufenen Passagier-Schiffe.

29. Liverpool. „Harvest Queen", Young, 23 T., mit Pass.; stürmische Fahrt, keine Klagen.

30. Rotterdam. Preuß. Schiff „Arnold Böninger", Hadhagen, 40 T., 330 Pass.; zufrieden.

1. Febr. Havre. Am. „Charles Crooker", Morehead, 36 T., 181 Pass.; ein Todesfall am Bord, zufrieden.

Havre. Am. Postdampfer „Union", Adams, 17 T., 23 Pass.

Havre. Am. Paketschiff „Havre", Barter, 29 T., 116 Pass.; zufrieden.

9. Liverpool. Am. Postdampfer „Atlantic", West, 12½ T., 70 Pass.

London. Am. Paketschiff „Quilstey", Cook, 20 T., 40 Pass.; hatte eine stürmische Fahrt, keine deutsche Pass.

London. Am. Paketschiff „Hendr. Hudson", Smith, 29 T., 70 Pass.; zufrieden.

Liverpool. Am. Paketschiff „Centurion", Coombs, 35 T., 44 Pass.; Behandlung mittelmäßig, Verpflegung ꝛc. ziemlich gut.

Antwerpen. Am. Schiff „Henry Reed", Dearborn, 24 T., 107 Pass.; stürmische Fahrt, keine Klagen gehört.

10. Liverpool. Am. Paketschiff „Calhoun", Truemann, 50 T., mit Pass.; sehr stürmische Fahrt, ziemlich gut.

London. Am. Paketschiff „Yorktown", Meyer, 38 T., 40 Pass.

Liverpool. Am. Schiff „Antarctic", Stouffer, 29 T., 57 Pass.

Antwerpen. Am. Schiff „J. H. Ryerson", Latham, 31 T., 346 Pass.; gut.

Liverpool. Am. Schiff „Vulture", Hayden, 29 T., keine deutsche Pass. gesehen.

11. London. Am. Schiff „Ocean Queen", Spencer, 23 T., 39 Pass.; hatte viel Sturm unterwegs, mittelmäßig.

Liverpool. Am. Klipper „Highflyer", Waterman, 21 T., 54 Pass.; ziemlich gut.

Liverpool. Am. Paketschiff „Orient", Hill, 38 T., 160 Pass.; heftige Stürme unterwegs, mehrere Pass. klagten.

Havre. Am. Schiff „Bernard", Mather, 39 T., 110 Pass.; 2 Todesfälle, mittelmäßig.

Rotterdam. Am. Schiff „Leila", Stafford, 25 T. von Helvoetsiel, mit Pass.; keine Klagen.

Havre. Am. Bark „Olivia", Spall, 35 T., 159 Pass.; hatte heftige Stürme auszustehen, erlitt Schaden an Segeln, Pass. zufrieden.

12. London. Am. Paketschiff „Patrik Henry", Hurlbut, 32 T., 54 Pass.; gut.

Liverpool. Am. Paketschiff „Roscius", Merrithew, 31 T., 50 Pass.; mittelmäßig.

Landwirthschaftliches und Technologisches.

(Fortsezung)

Angenommen nun, es sollten 400 Morgen mit Kaffee bepflanzt werden, so würde die erste Kultivirung des Landes, Ankauf und Anpflanzung der Bäume, sowie Reinhaltung während dem Laufe von zwei Jahren eine Ausgabe erfordern von 8000 Milreis. Auf alle Eventualitäten bedacht, ist hier nicht die Ernte der Zwischenpflanzung berükſichtigt; erhöhen sich die Löhne, sind andere Ausgaben erforderlich, so glaube ich, können diese durch jene vollkommen bestritten werden. Zu Anfang des dritten Jahres würden die Pflanzungen den Pächtern für die Hälfte der Ernte übergeben, machen also keine weiteren Unkosten. Wird die Einrichtung der Fabrik im Anfange auf 4 Conto de Reis festgestellt, so ergibt sich folgende Berechnung der Ausgaben und Einnahmen.

Ausgaben.

Im dritten Jahre.

	Milr. Reis.
Kultur-Unkosten von 400 Morgen . . .	8000 000
Fabrik, Geräthschaften ꝛc.	4000 000
Zinsen vom letzten Jahre 6 % . . .	720 000
Arbeitslöhne bei der Fabrikation . . .	180 000
	12900 000

Einnahmen.

Im dritten Jahre.

	Milr. Reis.
Von 400 Morgen von jedem Baume ½ Pf. reinen Kaffee: die Hälfte = 937 Arroben (16 Pf.) verbleibt den Pächtern. Das Produkt gibt:	
825½ Ar. Café cavado sup. qual. à Ar. 5 Milreis . . .	4127 500
12 Ar. Café redondo ou Perola, 10 Milr.	120 000
50 Café mindo lustado, 3 Milr. 500 R.	175 000
50 Ar. Cafe leve nao lustr., 2 Mr. 500 R.	125 000
9 Ar. Pottasche zu 5 Milreis 500 Reis .	49 500
70 medidas Branntwein zu 600 Reis .	42 000
Saldo der Ausgaben	8261 000
	12900 000

Im vierten Jahre.

	Milr. Reis.
Saldo vom vorigen Jahre	8261 000
Zinsen 6 % . . .	492 660
Arbeitslöhne . . .	200 000
	8953 660

Im vierten Jahre.

	Milr. Reis.
Jeder Baum trägt ¾ Pfd., die Hälfte beträgt: 1406¼ Ar. und ergeben diese:	
1238¼ Ar. Café cavado sup. qu., 5 M.	6191 250
18 Ar. Café redondo ou perola, 10 Milr.	180 000
75 Ar. Café mindo lustr., 3 Mr. 500 R.	262 500
75 Ar. Café mindo nao lustrado, 2 M. 500 R.	187 500
13½ Ar. Pottasche zu 5 Milreis 500 Reis	67 750
105 medidas Branntwein zu 600 Reis	63 000
Saldo der Ausgaben	2001 660
	8953 660

Hahn der Büchse spannte und in's Freie sprang, — „Pest und Blut über jene Schufte, und jezt, da uns Gott sein Sonnenlicht gesandt, mögen sie's wagen, unsern Büchsen entgegen zu treten!"

Mit wenigen Säzen den freien Plaz vor der Hütte erreichend, von wo er das Thal überschauen konnte, sah er eben, kaum zwanzig Schritte von sich entfernt, die flüchtige Gestalt des jungen Spions, der von der Hütte selber aus auf den Peon gefeuert, der Schlucht wieder zueilen und fast unwillkürlich hob er die Büchse, diesem den Todesboten nachzusenden; allein der Führer der Bande war edleres Wild. — Aber wo war der Mathorquero geblieben? — wie in den Boden gesunken, schien er verschwunden. — Ellington sprang noch einige Schritte vor, und nicht viel Zeit hatte er zu verlieren, denn die Helfershelfer eilten von zwei verschiedenen Seiten herzu — da hob sich die dunkle Gestalt wieder aus dem Schee heraus — die Schlinge wirbelte um seinen Kopf, und während der Engländer überrascht im Anschlag blieb, fühlte er sich plötzlich von einer unwiderstehlichen Gewalt gefaßt und zu Boden gerissen. Das Triumphgeschrei des Henkers tönte in sein Ohr, und das blanke haarscharfe Messer in der Faust, stürmte dieser heran. Ellington wäre verloren gewesen, hätte Felipe nicht, der, wie er den Mathorquero in den Schnee niederkauern sah, leicht die Absicht desselben errieth, den jungen Spanier vermocht, dem Freund zu Hülfe zu eilen. — Fiel Ellington, so wußte er jezt recht gut, war er selber verloren; und Don Jose, die Vertheidigung der Hütte so lange dem alten Herrn überlassend, kam mit der Doppelflinte eben noch zeitig genug, das rechte Rohr auf den heranstürmenden Henker abzufeuern, und sich dann rasch gegen zwei der andern Feinde zu wenden, die indessen den Eingang der Hütte zu erreichen suchten.

Hier aber empfing sie der Bleigruß des alten Britten, der trotz seiner vorgerükten Jahre die Tage in Moor und Haide noch lange nicht vergessen hatte und mit zwei wohlgezielten Schüssen auf kaum fünfzehn Schritt Entfernung beide Henker zu Boden streckte.

Es bedurfte keines weiteren Schusses — wie ein Volk zerstreuter Hühner stoben die Uebrigen der Verfolger, der furchtbaren Wirkung der Feuerwaffe zu entgehen, nach allen Seiten auseinander, und Ellington, der sich rasch wieder von der ersten Betäubung des Sturzes erholt und von dem Lasso befreit hatte, sah eben noch die Flucht der Feinde und den herbeieilenden Felipe, der das in der Casucha gefundene Messer seines früheren Kameraden in der Hand, jezt ebenfalls herbeieilte und dem Engländer winkte, der Fährte des angeschossenen Mathorquero nachzugehen. Am steilen Rand der Uferbank war dieser im Schnee verschwunden, aber das strömende Blut verrieth die Todeswunde des Unglüklichen, und als sie den Hang erreichten, von wo aus sie das ganze Thal übersehen konnten, taumelte der Henker seinem Grabe entgegen. Ellington hob noch einmal die Büchse, aber senkte sie wieder.

„Schießt!" schrie der Peon und ein wildes, unheimliches Feuer blizte aus seinen Augen.

Bei dem Klang der Worte drehte sich der zum Tode getroffene Henker nach ihm um und that, die Hand krampfhaft auf die Wunde pressend, noch einen Schritt nach vorne — es war sein lezter — der Faß glitt ihm aus auf einem der Steine — er wollte sich halten, rechts von ihm wich der Schnee, eine steile Kluft hinab schmetterte er in die Tiefe, und in der nächsten Minute spielte die stürmische Fluth des Tucunjado mit dem Leichnam des Henkers.

Felipe war jezt schlau genug, die Gefahr, in der er selber schwebte, um seinen neuen Herren treu zu dienen, gegen die Flüchtigen herauszuheben; und da ihm nun selber der Rükzug abgeschnitten worden, führte er die kleine Schaar ihren mühseligen und auch gefährlichen Weg treulich durch den Schnee nach Chile hinüber. Wohl drohte ihnen noch ein grimmiger Feind in aufsteigenden Wolken, die den Horizont umzogen und sich in diken Schwaden über die Höhen legten, aber was ihren Pfad hier bedrohte, schüzte sie auch auf der andern Seite wieder um so viel sicherer gegen jeden weiteren Verfolger, von denen sich keiner in die Gebirge gewagt hätte, so lange solche Wolkennebel einen jener entsezlichen Schneestürme befürchten ließen.

Zwar mit Hunger und Kälte kämpfend, gewannen sie aber doch drei Tage nach den vorgeschriebenen Szenen die Schneegrenze Chile's — und Rosas Arm reichte nicht so weit, sie hier mehr zu gefährden.

Im fünften Jahre.

	Mlr. Reis.
Saldo vom vorigen Jahre	2001 660
Zinsen davon 6 % .	120 100
Arbeitslöhne bei der Fabrikation . . .	200 000
Verbesserung der Fabrik, Reparaturen, Vieh und sonstige Kleinigkeiten . .	2000 000
Saldo der Einnahmen	4951 140
	9273 000

Im fünften Jahre.

	Mlr. Reis.
Jeder Baum trägt 1 Pf. reinen Kaffee, die Hälfte beträgt 1875 Ar. u. diese ergeben: 1650 Ar. Café cavado sup. qu., 5 Milr. .	8250 000
24 Ar. Café redondo on per-la, 10 Milr.	240 000
100 Ar. Café mindo lustr., 3 Mlr. 500 R.	350 000
100 Ar. Café mindo nao lustrado, 2 M. 500 R.	250 000
18 Ar. Pottasche zu 5 Milr. 500 Reis .	99 000
140 medidas Branntwein zu 600 Reis .	84 000
	9273 000

Im sechsten Jahre.

	Mlr. Reis.
Arbeitslöhne bei der Fabrikation . . .	250 000
Reparaturen u. Kleinigkeiten	150 000
Saldo der Einnahme vom fünften Jahr und vorstehendem	18463 240
	18863 240

Im sechsten Jahre.

	Mlr. Reis.
Jeder Baum trägt 1½ Pf. reinen Kaffee, die Hälfte des Ertrags beträgt 2812½ und diese geben: 2475½ Ar. Café cav. sup. qu., 5 Milr. .	12377 500
36 Ar. Café redondo on perola, 10 Milr.	360 000
150 Ar. Café mindo lustr., 3 Mlr. 500 R.	525 000
150 Ar. Café mindo nao lustrado, 2 M. 500 R.	375 000
27 Ar. Pottasche zu 5 Milr. 500 Reis .	148 500
210 medidas Branntwein zu 600 Reis	126 000
Saldo v. vorigen Jahr	4951 240
	18863 240

Es kann nun der fernere jährliche Ertrag auf die Höhe des letzten Jahres gestellt werden, während zur Ausgabe neben den Arbeitslöhnen noch die Reparaturen kommen, die recht gut auf 1 Conto de Reis veranschlagt werden können; hiezu kommt das Material zu den Säken, welches nicht in der Berechnung aufgenommen wurde. Aus dem Anschlage ist schon zu ersehen, daß die Fabrik nach dem neuesten System angelegt ist, also mit einer Vorrichtung (Depolpador), um die Früchte frisch von der saftigen Hülle zu befreien, worauf, nachdem die Körner alkalisirt sind, eine Darre sie trocknet. Die zweite pergamentartige Hülle wird entfernt, entweder durch Stampfen oder durch Mahlen ähnlich einer Mahlmühle (diese Manier hat den Vorzug). Bei einer Stampfe würde ich die horizontalen Arme den vertikalen vorziehen, weil erstere weniger Kraftaufwand erfordern, schneller arbeiten und sonst noch andere Vortheile darbieten. Vier Stampfen und ein Ventilador mit drei Sieben (ein Ventilador ist genügend für die Arbeit von 12 Stampfen) erfordern einen Kraftaufwand von 1½ Pferdekraft, 1 Arbeiter genügt für die Bedienung. Hiemit können in 12 Stunden 50 Aroben (à zirka 32 Pfd.) trokener Kaffee mit der fleischigen Hülle oder 97 Aroben trokener ohne fleischige Hülle präparirt und sortirt sein. Aus dieser Darstellung geht hervor, daß diese Fabrik bei einer großen Ernte um das Doppelte und mehr vergrößert werden muß, wenn man erwägt, daß von 400 Morgen in guten Jahren eine Ernte von 12,500 Aroben erlangt werden kann, die im Laufe von 3—4 Monaten verarbeitet werden müssen. Die Anlage muß daher so eingerichtet sein, daß eine Vergrößerung ohne Verlust an den schon bestehenden Einrichtungen stets vorgenommen werden kann. In dem Kostenanschlage des fünften Jahres ist schon die Summe von 2 Contos de Reis zur Vergrößerung und Reparaturen angenommen, die vielleicht im 6., 7. oder 8. Jahre eine Wiederholung oder Verdoppelung erfordern mag. (Forts. folgt.)

Verschiedenes.

Schweiz. Bundesstadt. (Nativistische Bekanntmachung des amerikanischen Gesandten.) Das Bundesblatt veröffentlicht eine vom amerikanischen Ministerresidenten Fay dem Bundesrath mitgetheilte Analyse der Gesetze betreffend die Naturalisation. Zur Aufnahme in den Bürgerverband der Union ist erforderlich: 1) Zwei Jahre vor der Aufnahme eine Erklärung an Eidesstatt, daß man bona fide die Absicht habe, amerikanischer Bürger zu werden, und auf ausländische Staatsangehörigkeit verzichte. 2) Der Eid auf die Bundesverfassung. 3) Fünfjähriger ununterbrochener Aufenthalt in den Vereinigten Staaten und einjähriger in dem Staat, in dem man sich aufnehmen läßt, nebst guten Leumundszeugnissen. „Mit der zunehmenden Einwanderung — so äußert sich Dr. Fay — dürften die Gesetze über Naturalisation amendirt und die Bedingungen strenger werden, und es fängt dieser Gegenstand bereits an, die Aufmerksamkeit der amerikanischen Staatsmänner und Schriftsteller auf sich zu ziehen. Demnach wurde vorgeschlagen, den Termin des vorläufigen Aufenthalts von 5 Jahren auf 21 Jahre auszudehnen, und es ist nicht unmöglich daß in Beziehung auf die Beobachtung der Moralität und Gesetze noch strengere Ausweise verlangt werden."

— Zug. Auch die Regierung von Zug hat eine Verordnung über das Auswanderungswesen erlassen. Allervörderst werden Auswanderungslustigen keine Reiseschriften verabfolgt, bis sie ihr Hauswesen in Ordnung gebracht, bei Verantwortlichkeit und Strafe. (Wer durchbrennen will, kann's ohne Reiseschriften.) Die Auswanderungsagenten müssen eine Realkaution von 2000 bis 3000 Fr. erlegen, und ein Patent mit jährlich 25 Fr. lösen. Auswanderungsverträge unterliegen auf Verlangen behördlicher Genehmigung. Entgegenhandelnde unterliegen einer Buße von 200—400 Fr. und können, wenn sie nicht Kantonsbürger sind, zudem aus dem Kanton gewiesen werden.

Zentralamerika. Die Eisenbahn über den Isthmus, welche das atlantische mit dem stillen Meere verbindet, ist vollendet. Am 28. Januar ist zuerst die ganze Strecke von Aspinwall bis Panama befahren worden.

Südamerika. Brasilien. Schon zu Anfang des vorigen Jahres (siehe Kol. 1854 Nro. 10) gelangte die Nachricht nach Europa, daß in der Landschaft Turp im nördlichen Brasilien, die früher zur Provinz Para gehörte, seit 1852 aber Maranhao einverleibt wurde, Gold entdekt worden sei. Eine mit einem Kapital von 500 Contos (1¼ Millionen Franken) gebildete Gesellschaft sandte dann Ende Oktobers eine Kommission von Fachmännern ab. Bei den ersten Nachsuchungen, die Anfangs Dezember gemacht wurden, fand man 24karäthiges, d. h. gediegenes Gold, und unter den gefundenen Proben befand sich ein Stük, das 6 Zoll lang, 4 Zoll breit und 2½ Zoll dik war, aus dem 47 Goldstüke gezogen wurden. Diese Minen liegen in dem Bassin, das von den Flüssen Tury-Assu, Maracassume und Gurupp gebildet wird. Die Ingenieure haben gefunden, daß das Goldlager 1—2 Fuß dik ist, daß es sich über die ganze Gegend ausbreitet, und daß das Lager aus Quarz, Schieferstein und eisenhaltiger Thonerde gebildet ist.

Australien. (Der Aufruhr.) Neuere Berichte aus Australien sind in den Singapore Straits Times vom 16. Januar enthalten, denen sie in Zeitungen aus Melbourne und Adelaide über Batavia zugekommen sind. Sie reichen aus Melbourne bis zum 6. Dezember. Die Melbourne Zeitungen sagen, die Unruhen in den Diggings von Ballarat haben den Charakter einer Rebellion angenommen. Die Diggers haben sich bewaffnet und den Truppen, aus Detachements des 40. und 42. Regiments bestehend, Gefechte geliefert. Mehrere Soldaten und viele Diggers sind umgekommen. Der Kommissär Rede befand sich als Gefangener in den Händen der Diggers. In Melbourne und in den Diggings waren Monstermeetings abgehalten worden, in welchen die Freigebung aller wegen Nichtzahlung der Licenzen verhafteten Diggers und die Entlassung des Kolonialsekretärs, Herrn Forster, verlangt wurde. Der Melbourne Argus vom 6. Dezember sagt, der Letztere habe resignirt. Melbourne war in der größten Aufregung und jeder Beamte der Regierung ist als Spezialkonstabler vereidigt worden, selbst die Postsekretäre nicht ausgenommen, so daß bei der Ankunft des Dampfschiffes Argus aus England das Postamt geschlossen war. Der Melbourne Argus bezeichnet den Zustand der Dinge geradezu als Bürgerkrieg, versichert aber, daß die achtbaren Klassen der Bevölkerung auf Seiten der Regierung seien. Der Gouverneur, Sir Charles Hotham, hat einen Aufruf an alle guten Bürger ergehen lassen, ihm bei Aufrechthaltung der Gesetze beizustehen. „Demzufolge", sagt der Argus, „erhoben sich Melbourne's Zehntausende wie ein Mann und Sir Charles Hotham hätte gestern mit einer berittenen Eskorte von bewaffneten Gentlemen nach Ballarat abgehen können, wie sie noch nie zuvor einem britischen Gouverneur zu Theil geworden ist." Am 4 wurde eine außerordentliche Regierungs-Gazette ausgegeben, welche das Kriegsgesez im Bezirk von Beningyong vom Mittag des 6. Dezember an proklamirte; indeß ist speziell erklärt worden, daß kein Todesurtheil ohne die ausdrükliche Zustimmung des Gouverneurs zur Ausführung gebracht werden dürfe.

— Neuesten Berichten zufolge ist die Ruhe wieder vollkommen hergestellt.

☞ Die Abreise des nächsten Auswandererzuges nach San Paulo, die von Basel ab auf den 27. März festgesezt war, mußte wegen des neuerdings eingetretenen Winterwetters und daherigen Eisganges auf der Elbe, um acht Tage verschoben werden. Sie findet nun in der ersten Woche Aprils statt.

Anzeigen.

Lebens- und Renten-Versicherungs-Sozietät

Hammonia in Hamburg.

Aktien-Kapital: **Eine Million Mark Banko.**

Lebens-, Renten- und Aussteuer-Versicherungen jeder Art werden von der Gesellschaft unter den vortheilhaftesten Bedingungen abgeschlossen.

Die Beiträge sind auf's Billigste gestellt und können selbst monatlich entrichtet werden.

Um 1000 Thaler Preuß. Courant, zahlbar beim Tode, zu versichern, beträgt die monatliche Prämie, wenn der Versichernde beim Eintritt alt ist:

20 Jahre:	30 Jahre:	40 Jahre:	50 Jahre:
1 Rthlr. 14 Sgr. 4 Pf.	1 Rthlr. 27 Sgr. 1 Pf.	2 Rthlr. 15 Sgr. 6 Pf.	3 Rthlr. 17 Sgr. 6 Pf.

In keinem Falle findet Nachzahlung statt.

Gegen eine sehr geringe Prämie werden von der Gesellschaft **Lebens-Versicherungen bei Uebersiedelung nach transatlantischen Ländern gegen die Gefahren der Seereise und des fremden Klima's**, sowie Versicherungen gegen Kriegsgefahr zu besonders günstigen Bedingungen abgeschlossen.

Statuten, Antragsformulare, sowie jede gewünschte mündliche sowohl als schriftliche Auskunft wird bereitwilligst und gratis ertheilt von

C. de Paravicini in Zürich,

Generalagent für die ganze Schweiz.

Bei der Expedition dieses Blattes ist in Kommission erschienen und zu haben:

Die

Auswanderung

als

öffentliche Wohlthat.

Nebst

einigen Mittheilungen aus den deutschen und schweizerischen Armenkolonien in der Provinz St. Paulo in Brasilien.

Aus dem „Kolonist" besonders abgedruckt.

64 Seiten in gr. 8. Geheftet 30 Rp.

Dieses Schriftchen behandelt in faßlicher Weise die wichtige Zeitfrage der Auswanderung. Insbesondere aber bespricht es von einem praktischen Standpunkte aus die Armenauswanderung und ist daher namentlich denjenigen Armenbehörden zu empfehlen, welche ihre unterstützungsbedürftigen Mitbürger nicht bloß über das Meer abschieben, sondern auch dort wirklich versorgen wollen. Es zeigt ihnen, wie dieser Zwek durch Ansiedlung sehr geringer Geldmittel erreicht werden kann. Nicht minder beherzigenswerth ist aber das Schriftchen für vermöglichern Auswanderungslustige, die wegen der gegenwärtigen schlimmen Aussichten in Nordamerika billiges Bedenken tragen, ihre Schritte dorthin zu lenken. Die im Anhang abgedruckten Briefe, welche die vortheilhafte Lage so manchen, ehemals blutarmer Schweizer in der gesegneten Provinz San Paulo schildern, werden das Ihrige zur Bekämpfung der noch hin und wieder herrschenden ungegründeten Vorurtheile gegen die Auswanderung nach Brasilien beitragen.

Abonnementspreis.
Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".

Einrükungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Freitage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 12. | Freitag den 23. März. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Fünfter Jahrgang. | 1855.

Die Schweizerkolonien bei Setif in Algerien.

(Fortsezung.)

Wir wollen nun dem Bericht des Verwaltungsrathes der Genfer Gesellschaft weiter folgen. Ueber den Gang, den die Cholera nahm, läßt sich derselbe folgendermaßen vernehmen:

Nachdem sie vorerst Philippeville an der Küste heimgesucht, befiel die Seuche dann Setif, woselbst sie schwer auf der Militär- und Zivilbevölkerung dieser Stadt lastete. Beim Erscheinen einiger Fälle in Ain-Arnat beeilte sich unser Direktor, um den Kranken die Schwierigkeiten ihres Transportes nach Setif zu ersparen und vor allem aus die Gefahr ihrer Anhäufung auf Einem Punkte zu entfernen, in einem Hause des Dorfes eine Ambulance einzurichten und für alle damit verbundenen Kosten zu sorgen. Dem Pfarrer Curie, einigen Einwohnern und namentlich der Dorfhebamme werden Lobsprüche für die Dienste gespendet, die sie während der Seuche geleistet. Die leztere scheint die einzige auf der Kolonie selbst wohnende Medizinalperson gewesen zu sein; denn der Bericht selbst sagt: Was die ärztliche Hülfe betrifft, so wurde dieselbe freilich durch den vom Staate besoldeten Kolonie-Arzt mit Eifer gereicht, allein weil er am Hauptorte wohnt, war es oft schwer, denselben zu rechter Zeit herbeizuholen; die Gesellschaft fand sich daher veranlaßt, bei der Regierung darum einzukommen, daß der Wohnsiz des Arztes in eines der Dörfer der Kolonie verlegt werde. — Das Ergebniß dieses wichtigen Punktes ist uns gegenwärtig noch nicht bekannt.

Also ein ganzes Jahr, während dessen der siebente Theil der Bewohner starb und schwerlich ein einziger derselben vollkommen gesund blieb, wohnte kein Arzt auf der Kolonie. Wie mancher der 24 Choleratodten hätte vielleicht gerettet werden können, wenn die ärztliche Hülfe nahe bei der Hand gewesen wäre! denn es ist ja bekannt, daß es wenige Krankheiten gibt, bei denen der günstige oder ungünstige Ausgang so sehr von schneller und energischer Behandlung gleich bei den ersten Vorboten abhängt. Wenn der Kolonisationsgesellschaft das Wohl der Kolonisten näher gelegen hätte, als der eigene Geldsak; so würde sie auf ihre eigene Kosten einen Arzt angestellt und auf der Kolonie angesiedelt haben. Man schaudert unwillkürlich, wenn man sich die Lage der Kolonie im letzten Sommer und Herbst vorstellt; denn wie viele mögen außer den durch den Tod von ihren Leiden erlösten noch schwer krank gelegen haben, auf die Hülfe einer Hebamme und eines von Zeit zu Zeit hinkommenden Arztes beschränkt! Und nach allem diesem hat der Verwaltungsrath die, man kann nicht anders sagen, heuchlerische Frechheit, sich folgendermaßen auszudrüken:

In einem frühern Bericht sagten wir Ihnen, meine Herren: „Unser Werk ist mit denjenigen der mit uns und neben uns Grundeigenthümer werdenden Kolonisten auf's Engste verbunden." Der Verwaltungsrath begriff nie besser die Tragweite dieser Worte als während der Verheerung der Seuche unter der Bevölkerung unserer Dörfer. Unsere Wünsche, unsere Sympathien begleiteten mit Bangigkeit die Kolonisten inmitten der Heimsuchungen, denen dieselben schon beim Beginn ihrer Niederlassung in einem neuen Vaterland ausgesezt waren. Unsere sorgliche Aufmerksamkeit richtete sich ebenfalls auf unsern General-Direktor und unser Personal in Algerien, denn wir wußten, daß dieselben sich auf der Höhe der ihnen durch diese so beklagenswerthen Ereignisse gebotenen Pflichten hielten; mit Ungeduld sahen wir der Ankunft jeder Post entgegen, und nicht ohne ängstliches Gefühl eröffneten wir unsere Korrespondenz. Gleichzeitig ließen wir sowohl von Genf als vom südlichen Frankreich aus, unsern Kolonisten verschiedene als bewährt bezeichnete Anti-Cholera-Arzneimittel zukommen. Endlich hatten wir das Glük, uns durch die uns regelmäßig zukommenden sanitarischen Bülletins zu überzeugen, daß die Krankheit abnehme. Es war den 5. Oktober, daß die Cholera unter den Kolonisten ihr lezteo Opfer forderte, sie ließ aber Spuren ihrer Erscheinung in der Entwiklung von typhösen Fiebern zurük, welche während einiger Wochen von neuem ihre Glieder lichteten.

Also mit einigem Unbehagen, das vielleicht nicht einmal stark genug war, um dem einen oder andern dieser reichen Herren den Appetit zu verderben, mit guten Wünschen und etlichen Marktschreiermedizinen, die von den Patienten auf's Gerathewohl angewandt ebensogut schaden, wie nüzen konnten, glaubte der Verwaltungsrath die Sache abgemacht und seine Pflicht vollkommen erfüllt zu haben. Welch schwere Verantwortlichkeit lastet auf diesem Verwaltungsrath!

Feuilleton.

Ein Roman auf Kuba.

Aus dem Englischen.

Während der Statthalterschaft Tarcons, dem die Kubaner den Beinamen des Gerechten gegeben haben, befand sich in Havanna eine reizende, junge Creolin, Namens Miralda Estalez, welche in der Calle de Mercaderos einen kleinen Cigarrenladen und zu Kunden alle jungen Männer der Stadt, welche Liebhaber duftender, von einem reizenden Mädchen verabfolgter Cigarren waren, besaß. — Miralda stand in ihrem siebenzehnten Jahre, ihre Eltern waren schon vor mehreren Jahren gestorben und sie fristete durch Anfertigen und Verkaufen von Cigarren, wenn auch auf eine bescheidene, doch ehrenhafte Weise ihr Leben. Sie war ein Bild tropischer Schönheit, mit runden, im schönsten Ebenmaße stehenden Formen, einem lieblichen Gesicht, feinem, olivenfarbigem Teint und blend-und weißen Zähnen. Der träumerische Glanz ihrer von seidenen Wimpern beschatteten Augen zog unwiderstehlich an; sie war in ihren Manieren, obwohl anständig, dennoch so natürlich, frei und ungebunden, daß sie den jungen Kaufleuten der Calle de Mercaderos unwillkürlich die Köpfe verrükte, um nicht vom Herzen zu sprechen. Aber sie war gegen alle dieselbe: kein junger Mann in Havanna konnte sich rühmen, daß er auf irgend eine Weise von ihr bevorzugt wurde; für den Einen hatte sie ein bezauberades Lächeln, für den Andern ein freundliches, herzliches Wort und für den Dritten ein spanisches Lied, aber Keinem gab sie sich vertraulich hin, außer Einem; dieser eine hieß Pedro Montanez, ein hübscher Bootsmann, der zwischen der Punta und Moro Castle zu fahren pflegte.

Pedro war ein starker und muthiger Kamerad, gebildeter, als sein Stand es vermuthen ließ. Er war als der beste Ruderer längs dem Strande bekannt und liebte die reizende Miralda mit einer Gluth und Treue, die an's Romanhafte grenzte. Die übrigen Bootsleute anerkannten ihn freiwillig als ihren Führer, wo es sich um eine Einigung dieser Klasse handelte, da sie einsehen mochten, daß Pedro sie an Kenntnissen, Bildung und Gewandtheit überflügelte. Miralda erwiederte die Liebe des hochherzigen hübschen Burschen und wenn er zu einem abendlichen Besuche kam und sich bescheiden im Hintergrunde des Cigarrenladens hinsezte, hatte sie stets die beste, duftigste Cigarre und, was noch besser war, das süßeste Lächeln und die freundlichsten Reden für ihn. Und er hingegen, wenn sie an einem Feiertage ihr Geschäft im Stiche lassen konnte, schmükte sein Boot auf's niedlichste aus, um die Königin seines Herzens zu empfangen, und fuhr sie längs der romantischen Umgebung hin.

Zu jener Zeit befand sich in Havanna ein berüchtigter Roué, Namens Graf Almonte, der, durch die Schilderungen seiner Freunde aufmerksam gemacht, eines Tages in den Laden Miralda's gekommen war, um sich mit eigenen Augen von ihrer Schönheit zu überzeugen und seither fast täglich seine Besuche wiederholte. In der Brust dieses Wüstlings entbrannte eine wilde Leidenschaft für die reizende Cigarrenverkäuferin. Auf seine Menschenkenntniß vertrauend, war er fest überzeugt, daß er durch ein keks Auftreten und werthvolle Geschenke das Mädchen leicht sich werde gewinnen können, und er begann seine Operationen damit, daß er seine Cigarren mit einem weit höhern Preis, als der gefordert ward, bezahlen wollte. Er mußte indessen sofort zur Ueberzeugung gelangen, daß bezüglich der schönen Miralda ihn seine Menschenkenntniß getäuscht habe, denn sie weigerte sich entschieden, überzählige Münzen anzunehmen. Daraufhin glaubte er einen andern Weg einschlagen zu müssen; er beschloß nun eine ehrenhafte Liebe mit ehrenhaften Absichten zu heucheln. In einem günstigen Augenblik gestand er ihr endlich in den gewähltesten Ausdrüken seine Leidenschaft und machte ihr den Vorschlag, ihm nach seinem herrlichen romantischen Landsize in Cerito zu folgen. Er erhielt auch auf diesem Wege einen Korb

Auch die nun folgende Stelle des Berichtes müssen wir unsern Lesern noch vollständig vorlegen. Man könnte sie naiv und drollig finden, wenn die ganze traurige Geschichte nicht gar zu ernst wäre. Sie lautet:

Meine Herren, können solche Prüfungen das Vertrauen auf die Gesundheit des Klima's von Setif erschüttern? Wir glauben nein. (Andere Leute glauben ja und die in den letzten Nummern angeführten statistischen Notizen sind Beweise dafür.) Freilich konnte die Cholera, welche gleichzeitig fast in allen Gegenden von Europa auftrat, waadtländische und genferische Kolonisten, deren Vaterland vor dieser Geißel geschützt war, mit Angst erfüllen, allein nichts in dem Klima und den athmosphärischen Verhältnissen ist geeignet, der Entwiklung dieser Seuche Vorschub zu leisten oder die Befürchtung ihrer Rükkehr zu erweken. (?!) Was dann den Typhus (Nervenfieber) anbetrifft, so geht es aus den Berichten der Sachverständigen sowohl als auch aus allen über diesen Gegenstand eingezogenen Erkundigungen hervor, daß diese, der europäischen Bevölkerung von Setif seit ihrer Niederlassung alldort, unbekannte (höchst unglaubwürdig!) Krankheit, einzig eine natürliche Folge der Cholera gewesen. Die meisten Kolonisten theilen diese Ansicht; auch verschwand die Anfangs momentan entstandene Entmuthigung mit den Ursachen, welche dieselbe hervorgerufen hatten.

Während dieser Krisis kehrten freilich Einige nach Europa zurük, allein wir können Sie, meine Herren, versichern, daß dieselben im Hinblik auf die Zukunft der Kolonie nicht zu bedauern sind, denn diese Rükkehr betraf meistens Individuen, denen moralische Kraft, Arbeitsliebe und geregelte Lebensweise abging. (Ob wohl die Herren vom Verwaltungsrathe den ganzen Sommer und Herbst auf ihrer Kolonie gewohnt hätten?)

(Fortsezung folgt.)

Kolonisation von Palästina.

Bekanntlich ist jüngster Zeit in Deutschland lebhaft von einer in Palästina zu gründenden evangelisch-deutschen Kolonie die Rede gewesen. Ein württembergischer Arzt, der schon zwanzig Jahre in Syrien und Arabien gelebt hat, findet sich dadurch veranlaßt, im Schwäbischen Merkur folgende Warnung zu veröffentlichen: „Mit großem Leid habe ich aus der Allg. Ztg. ersehen, daß eine Auswanderung aus Württemberg nach Palästina statt finden werde. Was wollen diese Unglüklichen dort machen? Ohne Zweifel sind sie durch Jemand dazu veranlaßt, der dieses Land nur aus der Bibel kennt, und somit glaubt, daß dort noch immer Milch und Honig fließt und Kaleb noch Trauben zuträgt, seitdem aber ist's leider nicht mehr so, und es ist das unruhigste Land in ganz Syrien, steinig, wenig fruchtbar und höchst ungesund, besonders für uns Schwaben, und ich bin überzeugt, daß, wenn wirklich die Auswanderung geschieht, höchstens in 6 Jahren Wenigen und nur als siechen Bettlern das Glük werden wird, in ihre Heimath zurükkehren zu können, während die Andern durch den Säbel der Araber, und manchmal durch Abenteurer oder durch Noth und Hunger, Typhus und die immerwährend dort herrschenden bösartigen Wechselfieber ihre Knochen dort lassen. Es wäre Zeit, daß die Humanität unserer Regierung Aufmerksamkeit dieser Sache schenken würde, denn es hängt davon das Leben und die Existenz von Hunderten ab. Laßt dies in den Schwäbischen Merkur schreiben, vielleicht ist mir gegönnt, einige dieser Unglüklichen zu retten."

Eine günstigere, wir glauben aber weniger gegründete Nachricht über eine amerikanische Kolonie in Palästina lesen wir in einer amerikanischen Zeitung: „Vor etwa zwei Jahren wanderte eine Gesellschaft Amerikaner in's „gelobte" Land, und ließ sich erst in der Nähe von Jerusalem, später bei Joppe, auf der berühmten Ebene Saron, nieder. — Sie erhielten von New-York Ackergeräthe, kultivirten den Boden und unterhielten freundlichen Verkehr mit den dortigen Arabern. Die New-Yorker „Sun" berichtet darüber: die Emigranten entwerfen in ihren Briefen das glänzendste Bild von der Fruchtbarkeit des Bodens; sie seien im Stande drei Mal des Jahres zu erndten, vermittelst künstlicher Bewässerung und der Winterregen. Die Ernte sei reichlicher als in den Vereinigten Staaten und alle Erzeugnisse Nordamerika's könne man ganz gut auch dort bauen."

Texas ein für deutsche Einwanderung freundlicher Staat.

Eines der schlagendsten Beispiele, daß in den bedeutendsten Lebensäußerungen unseres Staates, in unserer Gesezgebung, das fremdenfeindliche Know-Nothingthum, trotz all' seiner lokalen Wahlsiege, sich hier nicht wird geltend machen können, ist ein in unserer lezten Legislatur (1854) hinsichtlich der Fremden erlassenes Gesez.

In der Legislatur von 1840 war ein Gesez erlassen worden, daß kein Fremder, der nicht unmittelbar von dem Staate Land erhalten hatte, Landbesiz in Texas halten konnte. Wenn er nicht innerhalb 9 Jahren Bürger von Texas wurde, so mußte er das Land, worauf er privatrechtlichen Anspruch machte, vor Ablauf dieser Zeit verkaufen, oder es fiel wieder an den Staat zurük. In unserer lezten Legislatur von 1854 wurde dieses Gesez widerrufen und statt dessen ein Gesez erlassen, „daß irgend ein Fremder, welcher eine freie weiße Person und ein Bewohner des Staates ist und in Uebereinstimmung mit den Naturalisationsgesezen der Vereinigten Staaten seine Absicht erklärt hat, Bürger derselben werden zu wollen, das Recht haben soll, Grundeigenthum in diesem Staate zu erwerben, gerade so, als wenn er ein Bürger der Vereinigten Staaten wäre."

Es ist leicht einzusehen, daß dieses Gesez nur in Bezug auf die europäische Einwanderung gegeben ist, und daß man in unserer Gesezgebung die von Europa kommende Einwanderung wünscht. Diese Einwanderung ist vortheilhaft für das Gedeihen unseres großen noch unbevölkerten Staates, sie ist vortheilhaft für die großen Landbesizer und ist über allen Zweifel vortheilhaft für den Einwanderer selbst, denn noch nirgends hat man es erlebt, daß aus Tausenden mittelloser Einwanderer nach wenigen Jahren so viele selbstständige und wohlhabende Farmer geworden sind, wie hier im Westen von Texas.

Es ist das oben erwähnte Gesez unserer lezten Legislatur wieder einmal ein Beispiel, wie gegen die praktische und materielle Entwiklung der Neuzeit monströse theoretische Bestrebungen, wie die des Know-Nothingthums zulezt doch nicht aufkommen können, weil in diesen Bestrebungen weder der Staat noch die Reichen und Mächtigen, noch die Mehrzahl ihren wahren Vortheil finden. Und so kommt es denn auch, daß selbst ein ultrasüdlicher Sklavenstaat, wie Texas, die europäische freie Einwanderung noch mehr begünstigt, als mancher freie nördliche Staat.

Noch mehr aber, als der Staat, begünstigt in Texas die Natur den Einwanderer. Außer vielen Vortheilen, die den neuen Ansiedler hier begünstigen, will ich nur zwei hauptsächliche erwähnen, welche hier das baldige Gedeihen neuer Ansiedelungen bedingen. Es ist dies erstens für den Ackerbau das milde Klima, welches dem fleißigen Landmann mit Ausnahme weniger rauher Nordwindtage das ganze Jahr hindurch erlaubt, Feldarbeiten zu verrichten, und zweitens für den Viehzüchter, daß er in dem hiesigen Himmelsstrich ohne Fütterung und Stallung das ganze Jahr hindurch im Freien die größten Rindvieh-, Pferde- und selbst Schweineheerden halten kann.

Dieses Jahr haben wir hier in Texas mehr Einwanderung von den Staaten und mehr von Deutschland gehabt, als manches Jahr vorher.

Möge für viele folgende Jahre auf gleiche Weise wie dieses Jahr die Ueberzeugung von dem materiellen Vortheil die Einwanderung für Texas günstig stimmen, so günstig, wie ihrerseits unsere Gesezgebung und unser Klima gegen diese Einwanderung gestimmt sind.

Obigen Artikel der „Neu-Braunfelser Zeitung", der durchaus mit unserer Kenntniß von Texas übereinstimmt, empfehlen wir besonders der „Zürcher Freitagszeitung" zu lesen, welche der Auswanderung nach Texas nicht hold ist, aber offenbar über dem Osten und der Niederung an der Meeresküste, gegen welche Gegenden allerdings manches einzuwenden ist, den herrlichen Westen des Landes unbeachtet läßt und sich zur Rechtfertigung ihrer Abneigung gegen Texas auf einen Gewährsmann beruft, der aber, wenn wir recht berichtet sind, blos in Galveston und Houston war, also aus eigener Anschauung kein zuverlässigeres Urtheil über ganz Texas fällen kann, als jemand, der nur in Bregenz war, über das Kaiserthum Oesterreich.

Landwirthschaftliches und Technologisches.

(Aus der „Hamburger Zeitung für deutsche Auswanderungs- und Kolonisations-Angelegenheiten".)

(Fortsezung.)

Zu den Einnahmen habe ich zu bemerken, daß in Rio de Janeiro eine runde perlartige Sorte Kaffee (Café redondo ou perola) die Arobe für 12 Milreis 800 Reis verkauft und unrichtig Mocca genannt wird. Wenn der Kaffee durch den Lustrador und den zweiten Ventilador gegangen ist, so müßte am lezern ein Apparat von Sieben mit geeigneten Waschen angebracht werden, womit dieses viel höher zu verwerthende Produkt erlangt werden kann. Bei den ersten Ernten wird diese Einrichtung wohl wegfallen, die Berechnung fand aber dennoch statt, weil diese ja nur ein Mittel sein soll.

Vielleicht wird man die Ansäze für den Werth des Produkts hoch finden. Der Café lavado sup. qual. steht jezt (medio 1854) die Aroba zu 5 Milreis 600 Reis und er ist zu 5 Milreis angesezt, während doch noch Fracht nach Rio de Janeiro, Kommission daselbst und mehrere andere Unkosten hinzukommen. Jedoch ist zu berüksichtigen, daß die Provinz Santa Katharina noch der Einfuhr von Kaffee von Rio Janeiro bedarf, es kann daher, sobald die Ernten nicht sehr ansehnlich werden, alles Produkt nach Santa Katharina und andern Plätzen verkauft werden, wo die Preise sich noch um vieles günstiger stellen würden.

---

von der reizenden Miralda, zugleich verbat sie sich seine Besuche. Des Grafen Leidenschaft war zu heiß, als daß er sich durch diese Wendung der Dinge hätte abschreken lassen; er zog sich für's erste zurük, doch nur, um über neue Pläne nachzubrüten, wie er in den Besiz des üppigen, schönen Geschöpfes gelangen könne. Der Graf war reich, sehr reich, und kümmerte sich um etwaige, ihm aus der Affaire erwachsende Kosten nicht im mindesten.

Es war nur eine kurze Frist nach diesen Vorfällen verstrichen, als eines Tages — die Sonne war schon im Untergehen und die Schatten begannen bereits über Havanna heraufzudämmern — ein Trupp Soldaten vor dem Laden Miralda's sich aufstellte, während ein junger Mann in Lieutenants-Uniform — anscheinend der Führer des Trupps — in den Laden trat und das erstaunte Mädchen fragte, ob sie Miralda Estalez heiße, was sie furchtsam und schüchtern bejahte.

„Dann müssen Sie die Güte haben, mir zu folgen!" sagte der Lieutenant.

„Auf wessen Befehl?" fragte erschroken und verwirrt das Mädchen.

„Auf Befehl des Statthalters!"

„Dann muß ich Ihnen allerdings gehorchen," gab das Mädchen gefaßt zur Antwort und schikte sich an, ihm zu folgen.

Als man auf die Straße kam, befahl der Lieutenant seinen Soldaten vorwärts zu marschiren, während er selbst mit dem zitternden Mädchen in eine Kutsche stieg, in welcher er Miralda, wie er sagte aus Schonung, nach dem Wachthause bringen wollte. Aber zu ihrem Erstaunen und Schreken entdekte sie bald, daß die Kutsche in rasender Eile dem Stadtthore zufuhr und bald darauf rollte diese auf der Straße hin, welche nach Cerito führte. Jezt wurde ihr mit einem Male klar, daß sie in eine Falle des Grafen Almonte gegangen sei und, zitternd und erschroken, sah sie in kurzer Frist die Villa des Grafen in einiger Entfernung aus dem grünen Meer eines Parkes emportauchen. Ein Widerstand war jezt unmöglich; sie erkannte, daß sie sich unrettbar in der Gewalt des Grafen befand. Der Offizier und die Mannschaft, das sah sie nun ein, waren zweifelsohne Leute des ränkesüchtigen Wüstlings, die sich auf eine freche trügerische Weise der spanischen Armeeuniform bedient hatten, um ihre nichtswürdigen Pläne desto sicherer auszuführen.

Graf Almonte kam ihr an dem Portale entgegen und sagte ihr, daß sie keine Gewalt oder Beschimpfung zu befürchten brauche, sondern daß allen ihren Wünschen — ihre persönliche Freiheit ausgenommen — auf's Schnellste und Bereitwilligste entsprochen werden würde; er versicherte ihr nochmals, daß seine Leidenschaft für sie eine edle sei, und daß er vor allem sich bestreben werde, ihr Herz zu gewinnen. „Es ist wahr, Miralda," so schloß er seine Phrasen, hinter denen er seine nichtswürdigen Absichten zu verbergen suchte, „Sie sind eine Gefangene, aber ich bin mehr als dies, ich bin Ihr Sklave." Sie antwortete ihm in verachtendem Tone und warf ihm vor, daß er durch einen feigen Streich sie ihrer Freiheit beraubt habe. Für's Erste belästigte sie Almonte, der nach und nach das Mädchen auf dem Wege der Güte sich gewinnen zu können glaubte, nicht, sondern ließ ihr durch eine Dame ein freundliches reich ausgestattetes Gemach anweisen. Er säumte indessen nicht, Anstalten zu treffen, um einen etwaigen Fluchtversuch zu vereiteln.

Miralda hatte nur eine einzige Hoffnung, daß Pedro ihren Aufenthalt entdeken und das Aeußerste versuchen würde, um sie zu befreien. Gegen Beschimpfungen schützte sie ein Stilet, welches jede Creolin aus der niedern Volksklasse zu jener Zeit immer bei sich zu tragen pflegte.

Die Waffe am Busen schlief sie ruhig ein.

Pedro Montanez, dem Miralda die ungebührlichen Zumuthungen des Grafen Almonte nicht verschwiegen hatte, vermuthete nach dem Verschwinden der Geliebten sofort, daß hier Seitens des Leztern ein gewaltthätiger Streich geschehen war.

Als Nebenprodukt ist Pottasche aufgenommen worden, sie wird aus der Asche der verbrannten trokenen Hülsen der Kaffeefrucht gewonnen, und da in der Fabrik überhaupt in der ganzen Anlage noch viel Asche gesammelt und vielleicht durch Ankauf noch vermehrt werden kann, so würde die Anlage einer kleinen Pottasch-Fabrik rentabel sein. Die trokenen Hülsen sind sonst zu nichts weiter zu benuzen, da sie selbst nur einen sehr schlechten Dünger geben.

Der aus den süßen Hülsen gepreßte Saft wird destillirt und gibt einen angenehmen Branntwein, dessen Preis à medida 600 Reis in der Fabrik zu verkaufen ist, sicher aber höher verwerthet werden kann. Die Blase ist in obiger Rechnung nicht notirt worden, weil vorausgesezt wurde, daß die Anlage sich auch auf Zuckerrohrbau ausdehnt, und die nöthige Presse ist schon zu anderen landwirthschaftlichen Zweken ebenfalls vorhanden.

In der Berechnung wurde angenommen, daß die Kultur und Ernte mit dem dritten Jahr an die Pächter überging, um aber 400 Morgen zu kultiviren, sind wenigstens 12 Familien nöthig, deren Arbeitskräfte durchschnittlich bei jeder auf 4 Arbeiter zu reduziren sind (von den Frauen und Kindern nach Verhältniß 2—3 auf einen Arbeiter), diese Pächterfamilien müssen also auch im Ganzen 12 Wohnstellen haben; jede soll nun 200 Milreis kosten, was die Summe von 2400 Milreis ergiebt.

Zulezt muß ich nun hinzufügen, daß, will man auch eine große Kaffeekultur in's Leben rufen, im ersten Jahre doch wohl schwerlich mehr als 20—100 Morgen bestellt werden können und wahrscheinlich erst nach drei Jahren der volle Bestand erreicht wird, sowie daß man bei derartigen Anlagen alljährlich ein verhältnißmäßiges Areal neuer Pflanzungen anlegt. (Forts. folgt.)

Verschiedenes.

Schweiz. Glarus. Der Landrath hat auf ein Gutachten der Standeskommission, die gegen den Gemeindsbeschluß von Engi, betreffend Unterstüzung von 220 Bürgern zur Auswanderung nach San Paulo, gerichtete Klage einer Minorität mit großer Mehrheit abgewiesen und damit also jenen Beschluß sanktionirt. In der, wie es nach der Glarner Zeitung scheint, ziemlich umständlichen Diskussion, begegnete einem Redner der Opposition das Unglük, sich durch seine Unwissenheit zu blamiren. Er führte nämlich als Beweis für seine Behauptung, daß auf die Versicherung der Rükzahlungen nicht viel zu geben sei, eine brasilianische Kolonie Franzisko di Paulo an, die nicht existirt. San Franzisko de Paulo heißt ein kleines Fort, nicht in Brasilien, sondern in Paraguay. Vermuthlich schwebte dem etwas unklaren Redner die Kolonie Dona Franzisca vor, die jedoch wie in so mancher andern Hinsicht, so namentlich auch in Betreff der Sicherheit der Rükzahlungen mit den Halbpachtansiedelungen der Herren Bergueiro in San Paulo durchaus nicht zusammengestellt werden darf. Gemeinden, welche Angehörige nach Dona Franzisca unterstüzen, haben keine andere Garantie für ihre Vorschüsse, als die, welche in der Verschreibung auf ein Grundstük liegt, das anfangs, weil nichts als Urwald, werthlos ist, dann einige Jahre nur einen geringen Ertrag giebt, aber viele Arbeit erheischt und nur erst durch andauernden Fleiß und manche darauf verwendete Kosten nach geraumer Zeit auf einen Werth gebracht wird, welcher der Hypothekarversicherung entspricht. Soll aber dieß erreicht werden, so hat der Debitor neben großer Beharrlichkeit und Ehrlichkeit (denn ohne diese wird er sich wenig um Sicherstellung seines Kreditors bekümmern und das Grundstük gar nicht antreten, sondern sich auf die eine oder andere Art seinen Verpflichtungen zu entziehen wissen) auch noch etwas Geld zur Verwendung auf sein Land und zum Unterhalt wenigstens im ersten Jahr nothwendig; er muß also nothgedrungen noch mehr Schulden über die Reisekosten hinaus machen und dadurch verschlimmert sich natürlich der Hypothekartitel wieder und von Verzinsung kann jedenfalls manches Jahr keine Rede sein. Ungleich besser ist die Garantie für die Rükzahlungen aus den Kolonien der Herren Bergueiro, auch abgesehen davon, daß schon genug solche Rükzahlungen nach der Schweiz gelangt sind. Einmal sind sie durch die hier abgeschlossenen und vom brasilianischen Konsul in Hamburg legalisirten Kontrakte, welche in Brasilien volle Gesezeskraft haben, gesichert; dann aber vorzüglich durch die verhältnißmäßig leichte und schnelle Art, mit der das Abverdienen geschieht, weil der Kolonist sich nicht erst mit Herstellung seiner Wohnstätte und des Pflanzbodens plagen muß, sondern in die fertige Wohnung einsizen und eine schon von Anfang an Ertrag gebende Pflanzung antreten kann. So ist es möglich, daß der fleißige Kolonist in San Paulo seine Schuld sammt den Zinsen (wenn sich die Gemeinde nämlich auch diese von ihm kontraktlich hat zusichern lassen) abverdienen kann, bevor der Kolonist von Dona Franzika sein Grundstük nur auf den Hypothekarwerth gebracht hat und bevor dieser auch nur die Zinse, ohne genirt zu sein, abtragen kann. Dann steht der Kolonist von San Paulo als schuldenfreier Mann da, er hat einen kleinen Viehstand und selbstgepflanzte Lebensmittel, und kann, wenn er es nicht vorzieht, wieder einen vierjährigen Kontrakt mit dem Gutsbesizer einzugehen, in einem Jahre sich so viel verdienen, daß er sich selbst Boden kaufen und Pflanzer auf einige Rechnung werden kann.

Frankreich. Havre. Die Auswanderer, deren Einschiffung nach jüngsten Zeitungsberichten durch den amerikanischen Konsul in Havre beanstandet worden, waren, wie wir vermuthet, wirklich Aargauer, und zwar aus der Gemeinde Niederwil, Bezirk Zofingen. „Da indessen", sagt der Schweizer Bote, „diese Auswanderer, wie bisher alle Aargauer, die unter der Fürsorge der Gemeinden und des Staates ausgewandert, mit den nöthigen Reisemitteln versehen sind und sogar bei ihrer Ankunft zur Reise in's Innere, wo sie Landleute, Bekannte und weitere Anleitung finden, noch ein Reisegeld von 50 Fr. per Kopf bei dem einschlägigen Konsulat erheben können, so dürfte die bereits eingetretene Verwendung für unbeanstandete Weiterreise um so mehr von günstigem Erfolg sein, als die betreffenden Familienväter zu ihren Reisemitteln noch mit Kreditscheinen von 100—750 Fr. versehen und sonach durchaus nicht unbemittelt sind." Ob aber in ihren Leumundszeugnissen auch kein Grund zu einer konsularischen Einschiffungsverweigerung gelegen, das verschweigt der „Schweizer Bote"; es scheint aber nicht, oder dann hat der amerikanische Konsul trotz seinen Instruktionen nicht darnach gefragt; item die Niederwiler haben sich mit Einwilligung desselben nach New-Orleans eingeschifft.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. (Statistik der Einwanderung in die Vereinigten Staaten im Jahr 1854.) Nach dem neuesten amtlichen Ausweise waren im Jahr 1854 nach den Vereinigten Staaten 460,474 Personen eingewandert, und von diesen 328,000 in New-York gelandet. Aus Großbrittanien kamen 49,000, aus Irland 101,606, aus Deutschland 206,600 Einwanderer, aus Frankreich 13,000, aus China ebensoviel. Während somit in früheren Jahren Irland (das heute freilich nicht mehr viel wegzuschiken hat) doppelt so viel Einwanderer lieferte, als das übrige Europa zusammengenommen, betrug die Summe der Deutschen im vorigen Jahre schon über das Doppelte des irischen Auswanderungskontingents.

— (Ein Puff von reinstem Wasser.) Ein amerikanischer Arzt soll das Experiment, was unsere Physiker an Vögeln und Mäusen machen, dieselben unter der Gloke der Luftpumpe sterben zu lassen, an einem Menschen wiederholt haben. Jemand, der sich dazu hergegeben, aus Hypochondrie wahrscheinlich, denn er war ein trübseliger Melancholikus, wurde unter eine große kupferne Gloke (welche mit starken gewölbten Gläsern versehen war, um Licht einzulassen und den zu dem Experimente Bestimmten beobachten zu können) gesezt, dann ward ihm die Luft entzogen und er starb unter allen Symptomen des Erstikungstodes. Der Experimentator ließ sein Experiment nun eine halbe Stunde ruhen, dann ward in die Gloke Sauerstoffgas gebracht und siehe! der Todte lebte wieder auf. Das ist allerdings schon alles möglich, wiewohl nichts Neues, denn jeder Physiker hat das gesehen oder gemacht, wenn auch nicht an einem Menschen. Allein merkwürdig sind die Folgen. Das Temperament des Menschen war gänzlich verändert, aus dem Melancholikus ist ein jovialer heiterer Sanguiniker geworden, es war ihm eine neue Seele eingeflößt!!!!

— New-York. (Oeffentliche Diskussion über die schweizerische Einwanderung.) Das Schicksal jener Schweizer, die mit der „Arcadia" Schiffbruch gelitten und dann von Halifax über Boston nach New-York gebracht wurden, hat nachträglich zu einer sehr unliebsamen Zeitungspolemik Veranlassung gegeben. Eine angesehene amerikanische Zeitung warf den dortigen Schweizern Ungastlichkeit und Unbarmherzigkeit gegen ihre armen Landsleute vor und stellte die schweizerische Einwanderung als von sehr geringer Qualität dar, wie dieß übrigens auch in amtlicher Stellung der Mayor von New-York thut, der unsinniger Weise behauptet, in der Schweiz befassen sich alle Kantonsgesezgebungen mit der Frage, wie man arme Leute auf die wohlfeilste Weise den Amerikanern überbinden könne. Schon in Halifax (Neuschottland) habe der dortige Schweizerkonsul (unsers Wissens gibt es aber in Halifax nur kein eidgenössisches Konsulat!) sich um die armen Schiffbrüchigen gar nicht bekümmert, sondern der eben versammelte gesezgebende Rath der Provinz sich ihrer auf die edelmüthigste Weise angenommen. Ebensowenig sei dieß von der schweizerischen Gesellschaft in New-York und dem Konsulate geschehen. Dagegen verwahrt sich Herr de Luze in New-York und tritt kräftig für die Ehre seines Vaterlandes ein, secundirt von unserm Generalkonsul Hiz in Washington. Es geht aus seiner Vertheidigung hervor, daß das Konsulat und die schweizerische Gesellschaft sich für jene Unglüklichen bei den Auswanderungskommissären verwendet und ihre Mitwirkung zu deren Weiterbeförderung in's Innere angeboten haben. — Hr. Generalkonsul de Luze benuzt dann diese Gelegenheit, um den Amerikanern die schweizerische Einwanderung von einer andern Seite zu schildern, als sie ihnen erscheint, nämlich der Mehrzahl nach wohlhabend und thätig und rechnet ihnen vor, daß New-York im Jahr 1854 bloß an Einwanderungskopfgeld einen Reingewinn von 12,000 Dollars an den Schweizern gemacht haben werde. Er

---

Er schlich sich am nächsten Tage um die Thore von Almonte's Villa, und endlich erblikte er Miralda in dem wohlvergitterten Parke; in der Ferne erblikte er einige Leute, welche jede ihrer Bewegungen zu beobachten schienen. Es gelang ihm, sich ihr bemerklich zu machen; Miralda kam hierauf, wie unwillkürlich, in ihrem Spaziergange dem Gitter des Parkes näher, und die Liebenden konnten ein kurzes Gespräch führen, ehe die in einiger Entfernung nachfolgenden Wächter dies zu bemerken vermochten.

Miralda flüsterte dem Geliebten schnell zu, daß er nichts zu fürchten brauche, vor einem Schimpf erreite sie das Stilet, während Pedro dem Mädchen schwur, daß er sie bald befreien würde, obschon er für den Augenblik noch nicht wisse, wie.

Nach dieser kurzen Unterredung trennten sich die Liebenden schnell, um nicht den Verdacht der nahe herbei gekommenen Wächter zu erregen.

Pedro kehrte etwas beruhigter nach der Stadt zurük, wußte er doch, daß seine Geliebte vor Schande sicher sei. Er begann nun über Wege nachzusinnen, auf denen sich die Freiheit des geliebten Mädchens erwirken lassen könnte. Zwei Tage dachte er vergebens nach, kein vernünftiger Plan kam ihm in den Kopf, endlich — schoß es wie ein Bliz durch die Seele.

„Warum — rief er aus — gehe ich nicht zum Statthalter selbst und erzähle ihm Alles? Man nennt ihn den Gerechten, seine Gerechtigkeitsliebe ist sprüchwörtlich geworden — ich will sehen, ob der Mann es verdient! Ich bin zwar ein armer, unangesehener Bootsmann, während mein Gegner zu einer der spanischen Adelsfamilien gehört — aber der Unterschied der Geburt hat, so viel ich weiß, nichts mit der Gerechtigkeit zu thun, und wenn Tarcon wirklich gerecht ist, so muß er auch im vorliegenden Falle helfen."

Pedro begab sich in den Palast des Statthalters, er mußte warten, einen, zwei, drei Tage, bis er endlich eingelassen wurde. Endlich stand er Tarcon gegenüber, sein Herz schlug Anfangs aus Schüchternheit, bald aber faßte er sich und schilderte dem Statthalter den Hergang der Sache in einer männlichen, offenen und ruhigen Manier, daß Tarcon erstaunt auf den schlichten Bootsmann niedersah.

„Und das Mädchen," fragte der Statthalter, als Pedro geendet hatte, „ist sie Deine Schwester?"

„Nein Excellenz, sie steht mir noch näher, sie ist meine Braut."

Der Statthalter befahl hierauf dem Bootsmann, näher zu kommen, nahm ein goldenes Kreuz vom Tische, händigte dasselbe Pedro ein und sprach zulezt mit ernster feierlicher Stimme:

„Schwöre, daß Du die Wahrheit gesagt hast!"

„Ich schwöre," antwortete Pedro, indem er sich ruhig den üblichen Ceremonien unterzog.

Der Statthalter kehrte zum Tische zurük, warf ein paar Zeilen auf ein Papier, zog die Gloke und sandte einen darauf erscheinenden Pagen ab, um den wachthabenden Kapitän vor den Statthalter zu bescheiden. Als dieser erschien, händigte ihm der Statthalter das Papier ein, demgemäß er den Grafen Almonte und ein junges Mädchen, Namens Estalez, unverzüglich vor Tarcon zu bringen hatte. Pedro begab sich auf das Geheiß des Statthalters in ein Vorzimmer, während der Leztere die gewöhnlichen Geschäfte wieder aufnahm.

Es waren noch nicht 2 Stunden verstrichen, da standen auch Almonte und Miralda vor Tarcon. Der Graf errieth halb und halb, warum er hier war, Miralda tröstete sich damit, daß, was auch geschehen möge, ihr Geschik könne nur ein besseres werden.

„Graf Almonte — begann endlich der Statthalter — Sie wissen zweifelsohne, warum ich Sie hieher beschieden habe?"

„Excellenz, ich muß gestehen, ich habe mich einer kleinen Indiscretion schuldig gemacht," antwortete der Graf.

„Sie haben sich auf eine unrechtmäßige Weise der Uniform der Garden bedient, um Privatabsichten bezüglich

schlägt nämlich die schweizerische Einwanderung (wahrscheinlich um einige Tausende zu wenig) zu 8000 Köpfen an, die also an gesezlicher Eintrittsgebühr à 2 Dollars 16,000 Dollars entrichtet haben und schäzt die Ausgaben des nämlichen Jahres, welche den Auswanderungskommissären durch arme und kranke Schweizer verursacht sein mögen, auf höchstens 4000 Dollars an. — Die offene und energische Sprache der beiden Schweizergeneralkonsuln darf jeden Schweizer mit Freude erfüllen; daneben aber wollen wir hoffen, daß nicht etwa die eine oder die andere gewissenlose Gemeinde aus der Rechnung des Herrn de Luze sich eine Berechtigung abstrahiren werde, den New-Yorkern einige arme Familien zuzuschieben, denkend, es sei nur billig, daß doch etwas mehr als der vierte Theil jener Steuer, welche die New-Yorker für nichts und wieder nichts den schweizerischen Einwanderern abnehmen, auch wieder diesen zu gute kommen sollte.

— (Eine gute Maßregel zum Schuz der Einwanderer.) Der Mayor von New-York hat beschlossen, der Gewohnheit der hiesigen Menschenjäger, auf jedes mit Einwanderern landende Schiff zu kommen und sich der Einwanderer und ihres Gepäkes zu bemächtigen, Einhalt zu thun. In Zukunft werden sich auf jedes Passagierschiff, sobald dasselbe landet, zwei Polizeibeamte begeben, deren Pflicht es ist, die Landhaifische in anständiger Entfernung zu halten und die Einwanderer und deren Habseligkeiten zu beschüzen. Kein Emigrantenrunner oder Fuhrmann darf in Zukunft ein Emigrantenschiff betreten und soll es den Einwanderern überlassen bleiben, wo sie ihre Wohnung nehmen wollen. Wenn diese Maßregel streng und gleichzeitig ausgeführt wird, so daß von den Schiffseignern keine Permis ausgegeben werden dürfen, das Schiff noch ehe es landet, zu besteigen, so zweifeln wir nicht, daß dies von dem wohlthätigsten Einflusse auf die Einwanderer sein wird.

— Texas. Navarro County. In dem vor einiger Zeit in den texanischen Zeitungen so höchlich gerühmten, neu aufblühenden Städtchen Corsikana ereignete sich troz aller seiner Temperenz-, Freimaurer- und Ehrentempel-Gesellschaften ein Vorfall, der sich besser für ein gallizisches Räuberdorf, als für gesezliebende Republikaner schikt. Aus dem County war nämlich vor einiger Zeit ein schlechtes Subjekt, Namens Pierce, vertrieben worden. Ein Advokat kam darauf in das Städtchen, der einen Prozeß zu Gunsten des Pierce dort führen wollte. Der geeignete Beamte jedoch, bei dem die Eingabe gemacht werden mußte, war verschwunden. Die Bürger von Corsikana versammelten sich und faßten Beschlüsse, daß jeder Advokat, der für Pierce in Corsikana einen Prozeß führen wolle, eben so wie Pierce behandelt werden solle. (N. B. Ztg.)

— Kalifornien. (Die Spielhöllen.) Idda Pfeiffer, die berühmte Reisende, macht folgende Schilderung über diese Schattenseite der kalifornischen Zustände: „Unter allen Ländern, sagt Mad. Pfeiffer, die ich besuchte, unter allen unmoralischen Pläzen, die ich je sah oder von denen ich hörte, sei es in der Wildniß oder in zivilisirten Staaten, fand ich die Spielsäale in Kalifornien als das non plus ultra. Ich ging in Gesellschaft mit Freunden dahin. Alles lud zum Eintritt ein. Glanz in jeder Form; Verlokung auf die feinst berechnete Art angebracht, sich aussprechend in einem die Sinne gefangennehmenden Luxus; kostbare Teppiche, ausgesuchte Gemälde, aber von einem so unreinen Geiste gemalt, daß ich unwillkürlich meine beleidigten Augen mit der Hand bedekte; Weine, berauschende Getränke aller Art frei, fließend auf einen Wink; Alles raffinirt zusammen getragen, was den Sterblichen hinreißen und ihm den Tod geben kann, indem es die Seele leise beschleicht wie das tödtliche Gift des Upasbaumes den Körper. Was Wunder, wenn, nachdem die Leidenschaften aufgestachelt worden und das Hirn in tollem Rausch kreist, gegenüber den an den Tischen und beim Spiel präsidirenden lieblichen Frauengestalten, die arme Opfer am Spieltische wie angebannt steht und von Aufregung zu Aufregung wirbelt?"

— (Gesezliche und Lynchjustiz.) In Kalifornien sind die Lynch- oder Volksgerichte wieder an der Tagesordnung; der Mayor von Los Angelos selber ging dabei mit bösem Beispiel voraus, und nachdem er einen von den ordentlichen Gerichten verurtheilten Mörder, Namens Roberto, hatte in aller Form hängen lassen, legte er sein Amt nieder, um an dem Lynchprozesse eines andern Mörders, Namens Brown, mit reinem Gewissen (?) Theil nehmen zu können.

— (Die Chinesen in Verschiß.) Gouverneur Bigler hat in seiner Jahresbotschaft darauf angetragen, daß den Chinesen der Zutritt in Kalifornien untersagt werde. Die bereits Ansäßigen sollen mit einem solchen hohen Kopfgeld belegt werden, daß sie mittelbar gezwungen seien, das Land zu verlassen. „Die Asiaten, welche sich von der europäischen Bevölkerung vollkommen abschließen und allerlei Laster, wie das Opiumrauchen, in's Land bringen — das im lezten Jahr eingeführte und eingeschmuggelte Opium ist ziemlich bedeutend — drohen eine Hauptschwierigkeit unsers emporblühenden Staates zu werden. Wir müssen bei Zeiten diesem Uebel begegnen."

Kanada. Die sechs Indianerstämme von West-Canada haben in einem Handschreiben der Königin Viktoria ihre Dienste gegen Rußland angeboten. Es sind dieselben Stämme, die im Revolutionskriege die Waffen für England gegen die amerikanischen Freiheitskämpfer ergriffen.

Westindien. Troz der Entdekung der Verschwörung glaubt doch das Gouvernement von Kuba sich vor der Landung der amerikanischen Freischaaren nicht sicher und hat neben andern Maßregeln den Belagerungszustand über die ganze Insel verhängt. Die Flibustierexpedition unter Anführung der Generale Quitmann, Harper, Henderson und Kinney verfügt über vier große Dampfer, die aus New-York, Savannah und Galveston abgehen sollten. Vielleicht unterbleibt nun aber doch für einmal die Unternehmung, da ihr durch die Wachsamkeit der kubanischen Behörden ein Strich durch die Rechnung gemacht ist.

Afrika. Transvaalrepublik. In diesem Boerustaat, bekannter unter dem Namen Orangeriversouveränität, hat im November lezten Jahres eine Gräuelthat stattgefunden, die an die ähnliche des Generals Pelissier in Algerien (Dahragrotten) erinnert. 500 Boern unter Anführung der Generale Pretorius und Potgeiter (nicht Engländer, wie es im „Bund" und andern Blättern irrigerweise heißt, was schon der berühmte Name Pretorius beweist) haben einen Kafferstamm, der sich der grausamen Ermordung mehrerer Boern schuldig gemacht und dann in einem Höhlenlabyrinth, das sich in einem Hügel befand, verschanzt hatte, einige Wochen belagert, die Eingänge verschlossen und den ganzen Stamm, Männer, Weiber und Kinder, vielleicht über 2000 Personen, durch Entziehung von Luft und Wasser getödtet, zum Theil auch erschossen.

Auch der englischen Kapkolonie droht wieder ein Krieg mit ihren unruhigen Nachbarn, den Kaffern.

Australien. Neu-Seeland ist wohl die von uns am weitesten entfernte Kolonie, denn die Neu-Seeländer sind beinahe unsere Antipoden. Diese für England sehr wichtigen Ansiedlungen in einem fruchtbaren Lande mit mildem Klima blühen rasch auf. Die Eingebornen, vor wenigen Jahrzehnden noch wilde Kannibalen, werden zivilisirt und vermischen sich leicht mit den eingewanderten Ansiedlern. Unsere Leser werden daher nachstehenden Brief, den wir der H. Ztg. f. d. A. u. K. entnehmen, nicht ohne Interesse lesen.

Canterbury, New-Zealand, 20. Mai 1854. Mein Herr! Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen zu schreiben und freue mich, Ihnen melden zu können, daß es uns beim Abgang dieses Briefes wohl geht. Wir sind jezt ungefähr 3½ Jahr in New-Zealand und wenn es uns auch in der ersten Zeit zuweilen nicht ganz gut gegangen ist, so haben wir es noch niemals bereut, hieher gereist zu sein, denn obgleich es uns in England im Vergleich zu Anderen nicht schlecht ging, so halte ich mich doch jezt gegen das, was ich dort war, für einen kleinen König. Ich habe 50 Acres Land, für welche ich an Herrn B. eine jährliche Pacht von 5 Sh. per Acre bezahle, mit einem Verkaufsrecht zu dem Preise von 5 Pfd. St. per Acre; fast Alles steht in den Aehren, und da alle Sorten von Getreide hoch im Preise sind, so gedenke ich es bald zu verkaufen. Ich besize eine kleine Heerde Rindvieh und verschiedenes anderes Vieh, so daß ich mein Besizthum auf 400 bis 500 Pfd. St. schäze; in Anbetracht der theuern Lebensmittelpreise und meiner großen Familie glaube ich daher, Wunder gethan zu haben. Ihrer gütigen Fürsorge haben wir unsere Hieherkunft zu verdanken und ich fühle mich Ihnen, mein Herr und allen Denen, welche mir ihren gütigen Beistand verliehen haben, zu dem innigsten Danke verpflichtet; wenn Sie irgend Ueberfluß an Arbeitskräften in B. haben, so können Sie nicht besser thun, als sie hieher zu schiken, da Sie bereits erfahren haben werden, daß Arbeiter für hier gesucht werden. Unsere Provinz hat 10,000 Pfd. St. für die Einwanderung zu verwenden, und man hat bereits einen Agenten nach England geschikt, um tüchtige Leute für unsere Kolonie auszusuchen. Wie ich glaube, sind die Bedingungen die, daß die Auswanderer die Hälfte des Passagebetrages entweder vor der Einschiffung oder 12 Monate nach ihrer Ankunft in der Kolonie zu zahlen haben, für denjenigen, welcher kommen will, sind dieß sehr vortheilhafte Anerbietungen, und hoffentlich sehe ich bald einige meiner früheren Nachbarn hier. Jedem der kömmt, werde ich nach besten Kräften helfen, aber wir gebrauchen Leute, die arbeiten können, denn es gibt nur wenige hier, welche nicht zu arbeiten brauchen. Wir haben hier ein sehr schönes Klima, im Sommer ein wenig wärmer, als in England, aber im Winter viel milder. Im Sommer haben wir gewöhnlich eine frische kühle Luft.

Korrespondenz.

An die betreffende Adresse in H. Den „Postillon" erhalten, wie auch s. Z. andere, bezeichnete Artikel enthaltende, Blätter. Wünscht der verehrl. Einsender, daß davon Gebrauch gemacht werde, so ersuchen wir ihn, sich uns zu nennen; sonst werden dieselben unbeachtet bleiben.

---

dieses Mädchens auszuführen — ist dieß wahr, Graf Almonte?"

„Excellenz, ich kann es nicht in Abrede stellen."

„Erklären Sie mir auf Ihr Ehrenwort, Graf Almonte, ob dieses Mädchen während ihrer Gefangenschaft in ihrer Villa schimpflich angetastet wurde oder nicht?"

„Excellenz — betheuerte Almonte — sie ist eben so rein, wie sie war, als sie unter mein Dach kam."

Der Statthalter wandte sich jezt zu seinem Pagen und flüsterte ihm einige Worte zu, dann fuhr er fort, an den Grafen Fragen zu stellen, während er zu gleicher Zeit einige Zeilen auf ein Papier warf. Pedro ward nun hereingerufen, um einige bezügliche Aussagen zu machen; als er eintrat, wandte sich Tarcon ab, als ob er nach einer Schrift suche, in der That aber wollte er nur den Liebenden Gelegenheit zu einer Umarmung geben.

Nach wenigen Minuten kehrte des Statthalters Page zurük, gefolgt von einem Priester der Santa Annakirche in amtlichem Ornat.

„Heiliger Vater — redete Tarcon den Kommenden an — Du wirst hier sofort die Hände des Grafen Almonte und der Miralda Estalez in einander legen und sie gesezlich verbinden."

„Excellenz!" rief der Graf erschroken aus.

„Kein Wort, mein Herr! Sie haben zu gehorchen!"

„Mein Rang, meine Würde, Excellenz —"

„Sind verfallen," bemerkte Tarcon.

Graf Almonte wagte es nicht ferner, dem strengen Statthalter, der schon manchem jungen adeligen Rebellen den Kopf vor die Füße hatte legen lassen, und sich besonders den Namen der Gerechte dadurch erworben hatte, zu widersprechen; schweigend ergab er sich in sein Schikksal. Der arme Pedro, der nicht zu sprechen wagte, wurde halb wahnsinnig, als er sah, wie der Preis, um den er so lange geworben, ihm auf diese Weise entrissen werden sollte. — In wenigen Augenbliken war die Ceremonie vollzogen; Miralda, durch den Ernst der Szene eingeschüchtert, hatte nicht zu widersprechen gewagt, und der Priester erklärte sie schließlich für Mann und Weib. Der wachthabende Kapitän wurde nun wiederum hereingerufen und ihm vom Statthalter ein geschriebener Befehl eingehändigt, mit dem er sich sofort entfernte.

Der Graf Almonte wurde bald nachher entlassen und ihm bedeutet, für's Erste nach seiner Villa zurükzukehren. Traurig, mit zur Erde gesenkten Bliken, entfernte er sich aus dem Gemache, während Pedro und Miralda in ein anstoßendes Zimmer gewiesen wurden, wo sie auf Weiteres warten sollten.

Almonte bestieg sein Pferd und ritt, gefolgt von einem Diener, niedergeschlagenen Geistes den Thoren der Stadt zu. Kaum war er auf dem freien Plaze vor dem Stadtthore angekommen, als 12 dort aufgestellte Musketiere eine Salve auf ihn abfeuerten — leblos stürzte er vom Pferde. Nachdem sich der Führer der Truppe — jener Kapitän, dem wir schon im Palaste des Statthalters begegnet sind — von dem Tode des Grafen mit eigenen Augen überzeugt hatte, gab er seinem Pferde die Sporen und ritt schnurstraks nach dem Palaste des Statthalters zurük. Er trat gerade in das Gemach, als eben Pedro und Miralda wiederholt vor Tarcon gerufen worden waren.

„Excellenz — sagte der Kapitan — Ihr Befehl ist ausgeführt."

„Ist der Graf todt?"

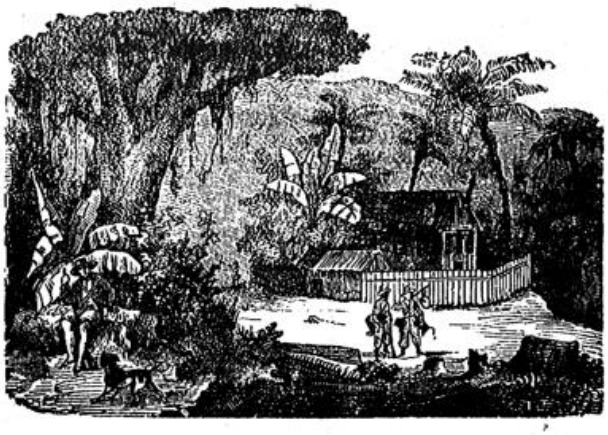
„Ja, Excellenz."

„Gut — antwortete Tarcon — jezt magst Du in der üblichen Manier die Vermählung der Miralda Estalez mit dem Grafen Almonte verkünden, ebenso magst Du öffentlich erklären, daß sie, als seine gesezliche Wittwe, die Erbin seiner Titel und seines Besizthums ist. Ein Beamter soll sie nach dem Landhause des Grafen führen und sie dort als gesezliche Erbin einsezen. Niemand — schloß der Statthalter, indem er sich zu Pedro Montanez wandte — Niemand auf dieser Insel ist so niedrig, daß er nicht von Tarcon Gerechtigkeit verlangen könnte!"

Abonnementspreis.
Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".



Einrükungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Freitage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 13. | Freitag den 30. März. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Fünfter Jahrgang. | 1855.

Abonnementseinladung.

☞ Der „Kolonist" ladet hiemit zu zahlreichem Abonnement für das nächste Quartal ein. Er wird von nun an, statt am Freitag, Samstags erscheinen.

Der „Kolonist" ist ein Organ für die schweizerische Auswanderung und bespricht als solches sowohl die allgemeinen Verhältnisse derselben, als er auch namentlich Mittheilungen über sämmtliche Länder bringt, welche ihr Ziel sind. Neben Nordamerika, das dem Europamüden gegenwärtig leider so trübe Aussichten bietet, wird er die Blike seiner Leser wie bisher vorzugsweise auf Brasilien lenken und zwar insbesondere auf jene Halbpachtkolonien in San Paulo, die sich bis jezt als einzig praktische Lösung der Auswanderungsfrage bewiesen haben.

Der „Kolonist" kostet halbjährlich 2 Fr., vierteljährlich 1 Fr., mit der Post frei durch die ganze Schweiz. Eine Vergleichung unseres Blattes mit den übrigen schweizerischen Auswanderungszeitungen ergibt, daß es mehr als doppelt so billig ist, da die Abonnementsgebühr des „Kolonisten" bei um die Hälfte größerem Format und viel engerem Druk doch nur zwei Drittheile von dem Preise jener beträgt.

Den bisherigen Lesern wird dieses Blatt auch ohne besondere Bestellung wieder zugesandt und die Gebühr mit der dritten Nummer nachgenommen. Neue Abonnenten mögen sich an das nächstgelegene Postamt wenden oder in frankirten Briefen an die

Expedition des „Kolonisten"
in Lichtensteig.

Rathschläge für Einwanderer und Bemerkungen.

(Aus dem Jahresbericht der deutschen Gesellschaft in New-York.)

Die Mitglieder werden uns erlauben, hier im Hinblik auf Wirkung, die wir unserem Bericht in Deutschland wünschen, aus alter und neuer Erfahrung Einiges für unsere Landsleute herzusezen, welche wir hier noch zu erwarten haben, und die zu belehren, von jeher eine schwierige Aufgabe für unsere Gesellschaft gewesen ist. Ueber das, was in früheren Berichten oft und ausführlich behandelt worden ist, wollen wir uns kurz fassen, und anderem etwas mehr Raum gönnen.

1) Laßt Euch nicht durch Vorspiegelungen von Passageagenten zur Auswanderung verleiten und trauet selbst den glänzenden Berichten von Verwandten und Freunden in Amerika nur halb. Reiset wo möglich nicht vor dem 1. März und nicht nach dem 1. September von Europa ab; macht Euch auf eine beschwerliche Reise und harte Arbeit in Amerika gefaßt.

2) Verlaßt Eure Heimath nur, wenn Ihr sicher seid, hier noch Geld genug mit herzubringen, um in's Land oder zu Verwandten und Freunden zu kommen.

Bringt dieses Geld wo möglich in amerikanischem Gold, sonst in englischer oder französischer Münze mit, und laßt Euch kein schlechtes Geld anhängen, wie z. B. Haytische Dollars für 50 Cents, die hier nur 24 Cents werth sind.

Versprechen Eure Verwandten Euch Geld bei Eurer Ankunft hier, so ermahnt sie, das Versprechen zu halten, und das Geld zur rechten Zeit unter der Adresse der deutschen Gesellschaft zu New-York an Euch zu schiken.

Habt Ihr mehr Geld, als Ihr zur Reise in's Innere braucht, so nehmt einen Wechsel von einem angesehenen Handlungshause auf ein hiesiges; vertraut weder Geld noch Wechsel dem Kapitän, Steuermann oder sonst Jemand auf dem Schiffe an.

Wir bemerken hier, daß die Inhaber von Wechseln sich hier häufig bei den Bezogenen nicht legitimiren können, was namentlich bei unseren Banken, von denen einzelne von Europa aus auf sich trassiren lassen, streng verlangt wird, und wodurch Einwanderer oft in große Verlegenheit gekommen sind. Wir empfehlen zur Vermeidung dieses Uebelstandes, daß jedem solchen Wechsel ein versiegelter Avisbrief angehängt wird, der die Unterschrift des Inhabers enthält, wodurch er sich legitimiren kann. Wechsel auf deutsche Häuser hier verdienen jedoch in jedem Fall den Vorzug vor andern.

3) Ihr gewinnt nichts, wenn Ihr in Deutschland schon einen Kontrakt für die Weiterreise in's Innere macht; *) Ihr seid aber dabei zwei Mal dem Betrug ausgesezt. Kauft auch kein Land in Amerika, ehe Ihr es gesehen habt.

4) Schifft Euch nicht von England aus ein; Ihr kommt auf den Schiffen mit einer Mehrzahl von Irländern zusammen, mit denen Ihr Euch nicht vertragt, und gegen die Ihr den Kürzeren ziebt, da Ihr Euch dem Kapitän und dem Schiffsvolk nicht verständlich machen könnt. Es kommt fast kein Schiff von England mit deutschen Auswanderern, wo diese nicht über schlechte und brutale Behandlung klagen.

5) Bezeichnet Euer Gepäk deutlich mit Eurem Namen und Bestimmungsort, und habt ein scharfes Auge darauf beim Ein- und Ausladen am Schiff und auf der Reise in's Innere, — einmal verloren findet Ihr es nicht leicht wieder.

Wir machen hier auf einen Uebelstand aufmerksam, der die Beachtung deutscher Behörden in hohem Grade verdient. Die Auswanderer versichern nämlich häufig, theils in den Häfen, theils schon im Inland, ihr Gepäk gegen Seegefahr. Wenn aber ein Verlust eintritt, und der Versicherte hier ankommt, so findet er hier Niemanden, der zu seiner Vergütung des Schadens ermächtigt ist, und er ist gezwungen, um die meist kleine Summe zu reconvriren, sich mit Zeitverlust und Kosten die nöthigen Papiere zu verschaffen, um die Vergütung des Schadens durch Bevollmächtigte in Europa zu erlangen, vielleicht sogar in entblößtem Zustande darauf zu warten. Es ist einleuchtend, daß der Zwek einer Versicherung für den Auswanderer nur halb erreicht wird, wenn er nicht hier einen Bevollmächtigten findet, der ihm einen Verlust ersezen kann.

6) Bei Eurer Ankunft hier seht Euch wohl vor, wem Ihr traut, an Betrügern ist hier kein Mangel; wenn Ihr etwas zu verlieren habt, so werdet Ihr schon, ehe Ihr an das Land steigt, oder sonst im ersten Wirthshaus Leute finden, die sich für alte Bekannte, für Freunde Eurer Verwandten, für Agenten der deutschen Gesellschaft oder gar für den Konsul Eures Heimathlandes ausgeben, um Euch zu berauben. Wollt Ihr in's Land, so haltet Euch hier deßhalb so kurz als möglich auf, und wollt Ihr berathen sein, so kommt zuerst zur Agentur der deutschen Gesellschaft der Stadt New-York, die Ihr gegenwärtig Greenwich-Straße Nro. 78, vom 1. April d. J. an aber

Kanal-Straße Nro. 179

findet. Dort werdet Ihr unentgeldlich Rath erhalten, aber keine Fahrbillets in's Innere; — wird Euch Geld für eins oder das andere abgefordert, so seid Ihr nicht im rechten Haus.

7) Notirt Euch genau den Namen Eures Schiffes und des Kapitäns, so wie Tag und Jahr Eurer Ankunft. Habt auf Eure Kinder Acht, sie sind in einer großen Stadt nicht leicht wieder zu finden, wenn sie sich verlaufen. Muß ein Glied Eurer Familie in's Hospital, so hinterlaßt Eure genauen Adressen bei der deutschen Gesellschaft, um Euch wieder zu treffen.

*) Die Herren Aischmüller und Löscher in New-York haben uns die gehörig legalisirte Kopie einer Reihe Zeugnisse übersandt, welche sich über die Rechtlichkeit und Solidität dieses Hauses sämmtlich sehr günstig aussprechen. Eines diese besagte Firma empfehlenden Attestate ist von dem Präsidenten der gleichen deutschen Gesellschaft, welche in obigen „Rathschlägen" vor den Inlandspassagebillets warnt. Was nun im Speziellen leztere betrifft, so bezeugt die Hudsonfluß-Eisenbahngesellschaft, daß die Herren A. und L. die alleinigen autorisirten Agenten für das Emigrantendepartement ihrer Eisenbahn seien und daß alle von ihnen oder von ihren in Europa gehörig bevollmächtigten Agenten mit Reisebillets versehene Passagiere prompt befördert werden sollen. — Die Rechtlichkeit und Ehrenhaftigkeit der Herren A. und L., an der man, wir gestehen es, im Verlaufe des Inlandspassagebilletstreites etwas irre werden konnte, ist nach solchen Zeugnissen über allen Zweifel erhaben. Hingegen sind wir durch dieselben noch keineswegs zum Glauben an die absolute Empfehlungswürdigkeit des hierseitigen Inlandspassagebilletsverkaufs bekehrt. Wir halten noch immer dafür, daß die Auswanderer allzuleicht damit betrogen werden können, als daß man ihnen eine solche Vorausbezahlung der amerikanischen Landreise anrathen dürfte. Schon mehr Sicherheit und Zutrauen würde sich dieses Geschäft verschaffen, wenn die Herren A. und L. die Namen ihrer sämmtlichen Agenten in Europa veröffentlichten. A. d. R.

8) Nehmt Eure Gesundheit wahr; nach langer Seereise schmekt ein Glas Bier, Obst und Gemüse, aber zuviel davon bringt Manchem den Tod.

9) Habt Ihr endlich ein Unterkommen, so fügt Euch in die amerikanischen Verhältnisse, seid fleißig und genügsam, ohne das werdet Ihr in der neuen Welt nicht glücklich werden.

Agentenschwindelei.

(Eingesandt.)

Man hat uns nachstehenden Brief mit der Erlaubniß, ihn zu veröffentlichen, überschikt.

Benken, d. 8. F. 55.

Herrn Sch. G. in U.

Werther Freund!

Vor einigen Tagen erhielt ich die Nachricht, daß das Belgische Gouvernement beschlossen, 70tausend Menschen nach einer sehr gesunden Colonie in Brasilien zu schiken und für die Schweiz ist Herr Greve zum alleinigen Bevollmächtigten ernannt. Der Preis der Ueberfahrt von Basel bis auf die Colonie dürfte 250 für Erwachsene und 200 Fr. für Kinder nicht übersteigen; auf der Colonie angekommen erhält jeder Auswanderer ein großes Stük Land, zwei neue Kleider, einen Ochsen und ist 2 Jahre Kost und Wohnung frei; dagegen muß der Auswanderer 10 Jahre lang jährlich 2 Dollar zirka 10 Fr. bezahlen. In 6 bis 8 Tagen werden die Documente aus der Belgischen Hauptstadt Brüssel anlangen und ich über Alles ins Klare kommen. Hätten Sie den Vertrag mit P. nicht geschlossen, so wären diese Oferten doch gewiß einladender als 350 bis 384 Fr. zu bezahlen und dann noch einem ungewissen Schiksale entgegen zu gehen. Indem ich Ihnen diese Mittheilung zu machen im Falle bin, grüßt Sie aufs freundschaftlichste

Ihr ergebener:

A. Mannhard, Lehrer.

Nun noch einige Fragen und Bemerkungen:

1) Was gibt ein Lehrer, der auf so perfide Art gegen Konkurrenten intriguirt, seiner Schuljugend für ein Exempel?

2) Was sagt der katholische Erziehungsrath dazu, daß ein Schulmeister eine Auswanderungsagentur besorgt? Sagt er nicht allerwenigstens, es wäre gescheiter, derselbe würde orthographischer schreiben lernen?

3) Dieser Mannhard nennt sich Hauptagent, ist aber nur ein Unteragent von Grewe in Zürich und dieser hinwiederum Agent eines Antwerpener Hauses. Mannhard ist also höchstens ein Drittelshauptagent.

4) Hat am 8. Februar schon Jemand die Auswandereragenturkaution im K. St. Gallen erlegt gehabt? War damals Hr. Mannhard schon zu derartigen Geschäften befugt?

5) Die ganze in dem Brief angerühmte Kolonisationsunternehmung ist offenbar nichts anderes, als Humbug, blauer Dunst, Schwindelei. Was hätte auch die belgische Regierung für ein Interesse, 70,000 Menschen nach Brasilien zu schiken und sie in der Schweiz anzuwerben! Ist Mannhard so dumm, daß er glaubt, die belgische Regierung mache Auswandererspeditionsgeschäfte, oder mißbraucht er mit Bewußtsein den Namen derselben?

6) In welcher Provinz Brasiliens soll dieses Nonplusultra einer Kolonie liegen? Wer garantirt die Verträge? Wir haben in jüngster Zeit von dem Projekte einer großartigen Kolonie in Santa Fe, einem der Laplatastaaten, gehört und wissen, daß ein Agent, der für diese wirbt, vorgibt, die Kolonie liege in Brasilien, um seinem Geschäfte mehr Kredit zu verschaffen. Ist Mannhards brasilianische Kolonie nicht eben dieses Santa-Fe-Projekt?

7) Sind die auf 6—8 Tage nach dem 8. Februar versprochenen Dokumente noch nicht angekommen? Ist Mannhard jezt darüber im Klaren? Zeugt es nicht von grenzenloser Unverschämtheit, im gleichen Augenblike zu bekennen, er wisse von der Kolonie, die er empfiehlt, nichts Bestimmtes, und zu behaupten, derjenige, der sich für eine andere seit Jahren in Kredit stehende, bekannte und bewährte, Ansiedlung entschieden hat, gehe einem ungewissen Schiksale entgegen?

8) Wäre es nicht am Plaze, daß die Regierungen von Zürich und St. Gallen von den Herren Grewe und Mannhard Aufschluß über ihre so großartig ausposaunte Unternehmung und die Garantien, welche sie für dieselbe zu bieten vermögen, verlangten?

9) Oder endlich, sind vielleicht die beiden Herren von freien Stüken so gütig, den geheimthuerischen Mantel abzulegen? Oder sind sie vielleicht immer noch ihrer Sache selbst nicht gewiß?

Mordthaten und Hinrichtungen in den Vereinigten Staaten.

(Aus dem New-Yorker Herald.)

Keine Mordthaten sind hier aufgezählt, bei welchen der Mord ein Zufall war oder wo ein Zweifel stattfand, daß die Gewaltthat von dem Thäter nicht beabsichtigt war.

Alabama	17	gemordet,	2	hingerichtet.
Arkansas	6	"	2	"
California	64	"	15	"
Delaware	1	"	—	"
Florida	3	"	—	"
Georgia	39	"	—	"
Illinois	26	"	3	"
Indiana	13	"	—	"
Iowa	4	"	—	"
Kentuky	46	"	6	"
Louisiana	47	"	14	"
Maine	4	"	—	"
Maryland	15	"	1	"
Massachusetts	19	"	—	"
Michigan	1	"	—	"
Mississippi	32	"	5	"
Missouri	33	"	5	"
Newhampshire	3	"	—	"
New-Yersy	3	"	—	"
New-York	74	"	7	"
North-Karolina	8	"	5	"
Ohio	43	"	5	"
Pennsylvania	28	"	4	"
Rhode-Island	1	"	—	"
South-Karolina	12	"	8	"
Tenessee	26	"	—	"
Teras	50	"	3	"
Vermont	1	"	—	"
Virginia	45	"	6	"
Wisconsin	8	"	1	"

574 gemordet, 92 hingerichtet. *)

Nach dieser Verbrecherstatistik werden also in Amerika von 8 Mördern noch nicht einer hingerichtet. Ein sentimentales Zartgefühl ist hier gewiß nicht die Ursache von der fast durchgehenden Straflosigkeit der Mörder. Mag man immerhin die Todesstrafe für barbarisch erklären, sie ist bei dem dermalen unmoralischen Bestand der Gesellschaft eine Nothwehr. Durch öftere Anwendung derselben gegen Mörder würde mancher leichtsinnige Rowdy abgehalten werden, ein Menschenleben zu opfern. Hinrichtung von Mördern wäre in den Vereinigten Staaten keine Verschwendung, sondern ein Ersparen von Menschenleben. — Connexionen, Privatrücksichten, Gouverneursbegnadigungen, Freimaurer- und Nativistenwirthschaft und vor Allem rowdistische und aristokratische Verbindungen sichern hier den meisten Mördern, namentlich den vornehmen, Straflosigkeit. — Was sind nun die Folgen z. B. von Dr. Grahams scheußlichem Mord des Col. Loring? Grahams wurde zu 7 Jahre Zuchthaus verurtheilt, da er aber ein Gentleman ist, so macht man ihn zum Assistenten des Gefängnißarztes. Der Gentleman-Sträfling, dem die Brändyflaschen zu medizinischen Zweken zur Disposition gestellt sind, besäuft sich nun regelmäßig und bedroht in seiner Besoffenheit Alle, die in seine Nähe kommen. Miß Baker, die stolze Lady und Herr Ward, der kentukische Gentleman, wurden noch nicht einmal wegen dem kaltblütigsten Morde verhaftet, geschweige verurtheilt.

So lange die Mitglieder des Staates noch auf einem so niedrigen Standpunkte stehen, daß nur die Furcht vor Strafe sie von Verbrechen abhalten kann, so lange muß auch die Todesstrafe gegen Mord in Anwendung gebracht werden. Erst wenn einmal die Mehrzahl der Bürger eines Staates fähig wäre, ihre Handlungen nicht mehr bloß durch materiellen Gewinn und Verlust bestimmen zu lassen, sondern durch das Wohlwollen und die Freude an dem Gemeinwohl, dann würden grobe Verbrechen so selten werden, daß man die wenigen Verbrecher nur noch als einzelne Verirrte betrachten könnte, die durch falsche Vorstellungen und falsche Schlüsse verleitet, den verkehrten Weg zur Erreichung ihres Glükes und ihrer Bestimmung eingeschlagen hätten.

*) Es fehlt in diesem Verzeichniß die Bestimmung des Zeitraumes, während welches diese schreckliche Zahl von Mordthaten begangen wurden. Da wir aber wissen, daß längst bloß in den Tombs der Stadt New-York dreizehn Mörder mit einander gefangen saßen, so können wir mit Sicherheit annehmen, daß dieselbe für ein Jahr gilt, wahrscheinlich das lezte. Es sind dies aber erst nur die in den Staaten zur öffentlichen Kenntniß gekommenen Mordthaten. Wie viele mögen noch unbekannt geblieben sein, wie viele erst in den Territorien verübt worden sein, deren Bevölkerung zu einem großen Theil aus dem Abschaum der Ausgestoßenen der Staaten besteht?

A. d. Red. d. Kolon.

Jezt noch ist, die Bestrafung der Mörder namentlich, eine unentbehrliche Nothwehr der Gesellschaft.

Wann soll dies je anders werden?

Antwort: Wenn das Volk einmal in einer Religion erzogen werden wird, deren lezte Antriebe nicht mehr Hoffnung auf Belohnung und Furcht vor Strafe sind, in einer Religion, die im Bewußtsein der That den vollen Lohn dieser That findet, die die logische und auch zugleich die enthusiastische Ueberzeugung hat, daß es auch für den einzelnen Menschen kein Heil und keine Seligkeit geben könne, als in der That, die in Uebereinstimmung mit den ewigen Zweken und der endlichen Bestimmung des ganzen Menschengeschlechtes geschieht.

(N. B. Z.)

Schiffsnachrichten.

Verzeichniß der vom 12. bis 24. Februar aus europäischen Häfen in New-York eingelaufenen Passagier-Schiffe.

12. Liverpool. Am. Paketschiff „Washington", Page, 40 T., 115 Pass.; gut.
Havre. Am. Paketschiff „New-York", Edwards, 22 T., 186 Pass.; hatte eine stürmische Fahrt, ein Todesfall unterwegs, zufrieden.
Bremen. Am. Schiff „Cumberland", Lambert, 27 T., 5 Pass.; zufrieden.

13. Liverpool. Am. Paketschiff „Interprise", Waite, 23 T., 130 Pass.; mittelmäßig, viele Klagen.
Liverpool. Am. Paketschiff „Constantine", Owens, 34 T., 270 Pass.; verlor den Kapitän durch Krankheit, nicht gut.
Liverpool. Am. Paketschiff „Universe", Cave, 37 T., 207 Pass.; stürmische Fahrt, Kost ꝛc. ziemlich gut.
Liverpool. Am. Schiff „City of Brooklin", Mitchell, 24 T., 70 Pass.; keine Klagen, schönes neues Schiff.
Havre. Am. Schiff „St. Paul", Crabtree, 29 T., 81 Pass.; keine Klagen.
Bremen. Am. Schiff „Panama", Raven, 25 T., 14 Pass.; schnelle Fahrt.
Antwerpen. Am. Schiff „Anna F. Schmidt", Mulliken, 32 T., 160 Pass.; stürmische Fahrt, Passagiere zufrieden.
Hamburg. Hamb. Bark „Copernicus", Meyer, 56 T., 110 Pass.; sehr beschwerliche Reise, ziemlich gut.

14. Havre. Am. Schiff „Erpreß", Burdik, 28 T., 116 Pass.; ziemlich gut.

15. Havre. Am. Schiff „Ophir", Baker, 30 T., 81 Pass.; zufrieden.
Bremen. Am. Schiff „Cumberland", Lambert, 26 T., 7 Pass.

17. Liverpool. Am. Schiff „Driver", Holberton, 22 T., 96 Pass.; zufrieden.

18. Liverpool. Am. Schiff „Benj. Adams," Day, 29 T., 317 Pass.; ziemlich gut.

20. Liverpool. Paketschiff „Excelsior", Hadley, 35 T., 59 Pass.; zufrieden.

21. Liverpool. Postdampfer „Baltic", Comstok, 11 T., mit Pass.

22. Liverpool. Schiff „E. Z.", Hathorne, 22 T., mit Pass.

23. Liverpool. Schiff „Southampton", Austin, 38 T., 80 Pass.; zufrieden.
Liverpool. Schiff „Aurora", Bunting, 24 T., 365 Pass.; schnelle Reise, zufrieden.

24. Liverpool. Paketschiff „Columbia", Hutchinson, 22 T., 482 Pass.; zufrieden.
London. Am. Paketschiff „Amer. Eagle", Moore, 24 T., 64 Pass.; zufrieden.
Liverpool. Am. Paketschiff „Princeton", Russell, 22 T., 229 Pass.; keine Klagen.

Landwirthschaftliches und Technologisches.

(Aus der „Hamburger Zeitung für deutsche Auswanderungs- und Kolonisations-Angelegenheiten".)

(Fortsezung.)

Zukerrohr.

Es ist nicht weniger schwer als beim Kaffeebau, eine genaue Berechnung des Ertrages und der Unkosten beim Zukerrohrbau zu geben, ich will jedoch, da Sie es wünschen, auch hierüber Anschläge machen, und versuchen, der Genauigkeit so nahe als möglich zu kommen. Eine Zusammenstellung verschiedener Resultate in unseren Gegenden (Sta. Katharina und San Paulo), um ein Mittel des Ertrages zu erhalten, hat bisher höchst selten Jemand gemacht. Von gutem Zukerrohrboden gewinnt man 5 Arroben Zuker auf 25 bis 30 Quadrat-Braças, rechne ich 30 Q.-Braças, so macht das auf

den Morgen zu 530 □.-Braças gerechnet zirka 84½ Arroben oder zirka 2700 Pfd. So viel wird z. B. am Rio Itajahy gewonnen.

Der Zukergehalt des Rohres ist abhängig von der Witterung, von der Bodenbeschaffenheit und von anderen Bedingungen. Nehmen die wässerigen Bestandtheile auf seine Unkosten an Quantität zu, so mehrt sich in demselben Verhältniß die Arbeit bei der Fabrikation. Das im Zukerrohrbau angelegte Kapital ligt nicht länger als 14—18 Monate, ehe es produktiv wird. Die dazu nöthigen Arbeitskräfte müssen aber robuster Art sein. Kinderarbeit ist bei der Fabrikation fast ganz ausgeschlossen. Precär ist der Erfolg, wenn diese Kultur ausschliehlich durch Tagelöhner betrieben wird, schon aus dem Grunde, daß der öftere Wechsel der Individuen stets neue und auch unerfahrene zu den verschiedenen Arbeiten bringt, welche kein Interesse daran haben. Mehr ist auch in dieser Beziehung von Pächtern zu erwarten, wenn sie in ähnliche Verhältnisse treten, wie bei der Kaffeekultur aufgeführt wurden. Es können dann selbst die Familien, welche später mit Kaffeekultur beschäftigt werden und denen Anfangs keine, oder doch nicht die ganze Anzahl Kaffeebäume, welche proportional ihren Arbeitskräften ist, zuertheilt werden kann, sich bei der Zukerrohrkultur mit Vortheil betheiligen.

Hier zu Lande ist der Brauch, daß wenn ein Landmann eine Raça Zukerrohr besizt, aber ohne Mühle ist, er das Rohr einem Mühlebesizer unter der Bedingung überläßt, daß dieser das Rohr vom Felde ernet und verarbeitet, wofür jeder die Hälfte des Produktes erhält. Wenn nun von den vorher aufgeführten 12 Familien im Anfange, wo sie bei der Kaffeekultur noch wenig betheiligt sind oder in denselben Verhältnissen auch andere Familien, jede 10 Morgen mit Zukerrohr bebauten, so muß, um dieses zu ermöglichen, jeder ein Vorschuß gegeben werden, der sich auf jeden zu bebauenden Morgen auf zirka 12 Milreis beläuft. Dieser Betrag des Vorschusses muß vorher einer genauen Calculation unterworfen werden, mit Rücksicht auf die verschiedenen Situationen, unter welchen die Kultur vorgenommen wird. Der Pächter hat dafür den gefällten Wald zu brennen, aufzuräumen, zu bepflanzen und die Pflanzung rein zu halten. Die Ernte der Zwischenpflanzung ist besser, ihm zu lassen, da eine Aufsicht über die sichere Ablieferung der Hälfte sehr schwer sein würde. Der Vorschuß wird in den Raten ausgezahlt, wie es der Werth der verschiedenen Arbeiten bedingt und ist nur so berechnet, daß der Pächter für die Dauer Lebensunterhalt hat und nicht zum Nachtheil für die Pflanzung diesen erst verdienen muß. Er wird vom Ertrage der Ernte abgezogen, jedoch zinsenfrei. Ferner wird ihm das Pflanzrohr unentgeltlich geliefert, dafür hat er aber das Rohr abzuschneiden und die Fabrik läßt es durch ihre Wagen vom Felde abholen. Bei einer wohleingerichteten Fabrik stehen sich die Pächter unter solchen Bedingungen ebenso gut, als wenn sie, ohne alle die Vortheile, das Rohr nicht zu ernten brauchen.

(Fortsezung folgt.)

Beiträge zur Geschichte der Einwanderung & Kolonisation von Kanada.

Ober- und Unter-Kanada wurden im Jahre 1791 in zwei besondere Provinzen getrennt. Diese Trennung wurde von gewissen Parteien, beides, im englischen Parlament und in Kanada streng angefochten und Hr. Adam Limburner, ein Kaufmann in Quebek, plädirte gegen die Bill vor den Schranken der Assemblee in Quebek. Der folgende Auszug aus seiner Adresse dient zur Beurtheilung der Zustände der damaligen Zeit.

„Die neue Provinz wird," begann Limburner, „durch die Trennung von Unter-Kanada von einer Verbindung mit England durchaus abgeschnitten und zufolge ihrer Lage und Beschaffenheit ist es für sie eine Unmöglichkeit, einen Handel nach Außen zu betreiben ohne die Unterstüzung der Kaufleute in Quebek und Montreal.

„Die Entfernung von Quebek nach Niagara beträgt ungefähr 500 Meilen, und ich bitte zu bedenken, daß Niagara der westlichste Theil der Provinz ist, welcher der Kultur unterworfen werden kann. Obschon Detroit eine Ansiedelung und als eine Handelsstation mit den Wilden von großer Wichtigkeit ist, so wird Jedermann einräumen, daß es stets nur eine geringere Ansiedelung bleiben wird. Die Niagarafälle verhindern alle Transportation, und die Ansiedler in und um Detroit haben deßhalb für den Verbrauch ihrer Erzeugnisse keinen Markt und es wird noch Jahrhunderte dauern, bevor jene Gegend einige Bedeutung erlangt. Es sind zwischen drei- und viertausend Engländer am River Cataraqui und am nördlichen Ufer des Ontariosee's angesiedelt und viele derselben sehr weit von einander zerstreut: eine Regierung kann über ein Land, welches so dünn bewohnt ist, keinen Einfluß ausüben. Während zwanzig Jahren, die ich in dieser Provinz zubrachte, ist auch nicht ein einziger Straßenraub verübt worden und die Ansiedler wissen sich so sicher, daß sie bei unverschlossenen Thüren schlafen. Aus diesen einfachen Thatsachen geht hervor, daß ein Kriminalrichter sehr wenig in diesen Distrikten zu thun hat, wo keine Städte sind und wo ein Fremder zu jeder Zeit eine willkommene Erscheinung ist.

„Die Provinz hat unter unbestimmten und unbekannten Gesezen so lange gelitten, das Land und alle und jede Verbesserung des Landes und die Hebung der Industrie sind so sehr vernachlässigt worden, daß die Provinz im jezigen Zustande unfähig ist, zwei abgesonderte Regierungen zu erhalten.

„Wir ertrugen überall zahllose Unannehmlichkeiten von einer Menge stolzer und insolenter Männer, deren Gesinnungen durch die despotische Gewalt verwildert waren. Durch solche unglükliche Maßregeln der Regierung dieser Provinz wurden nicht allein die Ansiedler gedrükt und die Wohlfahrt und die Hülfsquellen des Landes vernachlässigt, sondern selbst sogar die öffentlichen Gebäude der Zerstörung und dem Untergange preisgegeben. Es ist nicht ein einziges Courthaus, kein Gefängniß, noch ein Besserungshaus in der Provinz, ja nicht einmal ein Schulhaus — kurz, das Land ist in den vorigen Zustand seiner wilden Natur heruntergebracht worden.

„Die Zeit war, nach der Ansicht der brittischen Regierung, herangekommen, wo der Zustand und die Verhältnisse Kanada's eine volksthümlichere Verfassung für seine Bewohner erheischten als die Quebek-Akte geben konnte. Sobald den Ansiedlern größere Unabhängigkeit verheißen war, nahm die Einwanderung aus England und den Ver. Staaten nach Kanada zu und aus dem lezten Lande kamen besonders diejenigen, welche lieber unter brittischer Herrschaft als unter der republikanischen Verfassung leben wollten."

So weit Adam Limburner.

(Schluß folgt.)

Verschiedenes.

Schweiz. (Neuer Triumph des Parceriasystems.) Die Auswanderung zu den Gutsbesizern in San Paulo, welche wir unsern Landsleuten stets empfohlen haben, weßwegen wir so oft angefeindet wurden, fängt an, auch in den obern Regionen Anerkennung zu finden. Wir haben schon erwähnt, daß der dreifache Landrath von Glarus auf Empfehlung der Standeskommission der Gemeinde Enge mit großer Mehrheit gestattete, für diese Auswanderung bedeutende Geldopfer zu bringen. Nun vernehmen wir ferner, daß die Regierung von Aargau, deren Fürsorge für ihre auswandernden Landsleute von jeher die größte Anerkennung verdiente, erklärt, sie gebe für die Auswanderung nach Nordamerika keinen Staatsbeitrag mehr, wohl aber für die auf Halbpacht und Rükzahlung basirte brasilianische. Solche Thatsachen bedürfen keines Kommentars.

— Zürich. Am 25. März, Morgens 7 Uhr, reiste Karl Bürkli mit seinen Teauern (30 Köpfe) von Zürich ab. Eine ungemeine Menschenmasse hatte sich versammelt, um sie ziehen zu sehen. In Baden wurde noch ein Abschiedsschmaus gehalten und dabei etliche Toaste losgegeben. Es wäre zu wünschen gewesen, daß einer davon, der viel von Sterben und Wiedersehen in einer bessern Welt enthielt, weniger sentimental ausgefallen wäre. Wir wünschen der muthigen Schaar, zumal unserm lieben Bürkli, Glük auf den Weg und Segen zu ihrem Unternehmen!

Schweden. (Eine gesegnete Zwangsauswanderung.) Vor ungefähr 27 Jahren wüthete im Kattegat ein gräßlicher Sturm, der die Küste der schwedischen Provinz Schonen mit Wraksttüken und Leichen bedekte. Während dieses Sturmes war ein Fischerboot aus Kronberg-Birk in See, auf dem sich unter Andern ein junger Mann von 30 Jahren, der einzige Sohn armer Eltern, befand. Das Boot kehrte niemals zurük, und man vermuthete, daß das Meer die ganze Besazung verschlungen habe. Die Alten beweinten noch lange den Tod ihres einzigen Sohnes. Vor einigen Wochen passirte ein hübsch gebauter Dreimaster Kronborg, dessen Eigenthümer in Australien ein Vermögen von 170,000 Thalern erworben hatte. Er ließ sich an's Land sezen, miethete eine Postchaise und fuhr nach Kronberg-Birk, wo er vor der verfallenen Hütte der alten Eltern ausstieg und sich für ihren Sohn erklärte. Ein englisches Schiff hatte ihn in jener Unglüksnacht aufgenommen und nach Australien gebracht.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. New-York. (Der Brief des Mayors Wood.) Wir haben dieses Know-Nothing-Aktenstük in lezter Nummer des Kosmopolitan angeführt und sezen nun hier aus der New-Yorker Staatszeitung diejenige Stelle desselben wörtlich her, welche sich auf die Schweiz bezieht. Sie lautet: „Es ist Ihnen vielleicht nicht bekannt, daß gegenwärtig in Deutschland, Belgien und andern europäischen Ländern umfassende Vorkehrungen getroffen werden, um die Klasse von Leuten (Arme) in Masse hieher zu senden. In der Schweiz sind diese Vorkehrungen in so ausgedehntem Maßstabe getroffen worden, daß die Kantonalregierungen legislative Berathungen über die billigste Art und Weise von deren Versendung halten. Ein eigenthümliches Verhältniß des Munizipaleigenthums in den Städten und Flekken der Schweiz bietet deren Regierungen eine weitere Versuchung, sich ihrer Armen und Sträflinge zu entledigen. Die liegenden Gründe und Waldungen gehören der Gemeinde und deren Werth beläuft sich manchmal auf 500 bis 700 Fr. per Kopf. Die Lokalbehörden haben also einen doppelten Zwek vor Augen, indem sie sich ihrer Armen entledigen. Die Ausgaben für deren Unterhalt, sowie die Folgen der Verbrechen, die begangen werden, sind nicht nur dauernd beseitigt, sondern auch das Interesse aller Grundeigenthümer wird durch die Entfernung eines so zahlreichen Theils der Bevölkerung wesentlich gefördert. Amtliche Ausweise besagen, daß in manchen Distrikten der sechste Theil der Bevölkerung von öffentlichen Almosen leben. Die von mir empfohlenen Prinzipien der Selbsterhaltung und Bewahrung von den üblen Folgen der Einwanderung Armer und Sträflinge versteht man in der Schweiz aus dem Grunde. Die Schweizer Gemeinden sind weit eifersüchtiger auf ihr Interesse, selbst unter sich, als wir uns je gegen fremde Nationen gezeigt haben. Ein Armer eines Kantons darf sich nicht in einem andern Kanton niederlassen. Selbst der Besuch eines andern Kantons, wenn auch unter dem Vorgeben, nach Beschäftigung zu sehen, wird strenge überwacht und die Pässe oder Heimatscheine, welche Arme stets mit sich führen müssen, sorgfältig geprüft."

— (Ein wohlbegründeter Unterschied.) Das Schiff Antarctic hat auf seiner lezten Reise 110 werthvolle Stiere und Kühe, nebst einer bedeutenden Anzahl Zuchtschafe herübergebracht, und es wird in den öffentlichen Blättern als besonders anerkennenswerth hervorgehoben, daß von der ganzen Ladung nur drei Schafe starben. — Während einer Reise desselben Schiffes im Sommer vorigen Jahres starben von 561 Passagieren, die sich auf demselben eingeschifft hatten, fünfundachtzig.

— Kalifornien. Nevada. Se. Majestät König Weimar besuchte jüngsthin Col. Henleys Lager, um wegen der Versezung der Indianerstämme Rücksprache zu nehmen. Er spricht sehr gut englisch und hatte ein sehr gutes Exemplar von einem Indianerweibe bei sich, die er als seine Frau, die Königin Weimar, vorstellte. Er bemerkte, er habe noch mehrere gerade so schöne Frauen. Se. Majestät sind ein kurzer, untersezter und aufgeweckter Mann. 25 Mitglieder seines Stammes kamen noch an demselben Tage durch Nevada auf dem Wege nach ihrem Bestimmungsorte, deren Adamitische Fashion von Kleidung den Damen nicht wenig Aergerniß gab. (N. Y. Z.)

— (Verschwörung.) Aus San Franzisko wird von einer Verschwörung berichtet, zum Zweke, aus Kalifornien, dem Gebiete von Washington (nördlich von Oregon, zwischen dem Kolumbiafluß und der englischen Grenze), Oregon und einem großen Theil Neu-Mexiko's (wohl eher Utah) eine von den Ver. Staaten unabhängige Republik zu bilden.

— (Auswanderung nach dem neuen Territorium.) Es sind bereits mehrere Expeditionen nach dem Gila-Territorium in ihrer Bildung begriffen. Eine davon umfaßt mehrere Familien, die sich in dem Gilathale niederlassen wollen. Eine andere besteht aus 50 Gliedern, von denen jedes 1000 Dollars einzuschießen hat. Eine andere Kompagnie beabsichtigt eine Eisenbahn von El Paso nach Guyamas zu bauen, unter dem Grant, den Santa Anna vor einiger Zeit Atocha bewilligt. Diese Eisenbahn wird einen Zweig der Texas-Pacific-Eisenbahn bilden. Eine Menge der von Texas kommenden Einwanderer haben sich bereits in den Thälern von San Pedro und Santa Cruz niedergelassen, so daß im nächsten Winter bereits eine Menge neue Ansiedler in dem neuen Territorium leben werden. Auch aus Utah und Sonora kommen Zuzüge. Man rechnete schon am Neujahr, daß wenigstens 1000 Ansiedler im Umkreise von 100 Meilen von Tucson und Tubac leben. Ein militärischer Posten am lezteren Plaze wird dadurch zur dringenden Nothwendigkeit. Es finden sich bereits dort Gebäulichkeiten, in denen eine große Garnison untergebracht werden kann, und die, wenn auch etwas verfallen, doch von solidem Material aufgeführt sind. (N. Y. Z.)

— (Gold.) Nach der Gold-Statistik des San Francisco „Herald" wurden im Jahr 1854 aus diesem

Häfen 51,506,132 Dollars und hievon nach den Vereinigten Staaten 45,476,612 Dollars in Gold ausgeführt. Die Gesammtausfuhr von diesem edlen Metall betrug in den letzten vier Jahren 186,684,008 Dollars. Hierbei bemerkt der „Herald", daß unter dieser Zusammenstellung nur die manifestirten Summen begriffen seien, die ebenfalls bedeutenden Beträge von Passagieren, von über Land Reisenden und das in Zirkulation befindliche geprägte Gold im Staate Kalfornien aber nicht verstanden werde.

— Texas. Ueber die Deutschen in Texas äußerte sich Friedr. Knapp kürzlich in New-York in einer Vorlesung: „Die jezige deutsche Bevölkerung in West-Texas, am oberen Colorado und Guadeloupe, mag vielleicht 30 bis 40,000 Seelen zählen. Was sie vor Allem auszeichnet, ist die große Menge Gebildeter, die sich unter ihnen finden. Professoren, Aerzte, Offiziere, Schriftsteller, Rittergutsbesizer haben sich zu Hunderten in West-Texas niedergelassen und der durchschnittliche Bildungsgrad der dortigen Farmer ist bei weitem größer, als der einer gleich großen Bevölkerungszahl irgendwo anders, Deutschland selbst vielleicht nicht ausgenommen. In den unansehnlichsten Blokhütten findet man vortreffliche Bibliotheken, musikalische Instrumente, ja selbst Kunstwerke. Ein reges, geistiges Leben herrscht dort; der deutsche Texaner läßt sich's nicht verdrießen, einige duzend Meilen weit zu reiten, um einer Versammlung beizuwohnen. Er ist nicht der mißtrauische ängstliche Bauer, dem man so oft in den Uferstraßen New-Yorks begegnet, sondern voll der kühnsten Entschlossenheit, selbstbewußt, voller Empfänglichkeit, doch auch voller Thatkraft. Unter ihnen finden sich die verwegensten „Ranger" und die kühnsten Pioniere der Zivilisation, die ihre Hütten selbst da aufschlagen, wo ihnen der Amerikaner nicht leicht zu folgen wagt."

— Illinois. (Strenger Winter.) Auf der Chicago- und St. Louis-Eisenbahn ist der Schneefall Ende Januars so stark gewesen, daß er theilweise über die Dächer der Wagen hinausreichte. Oft Stunden lang mußten die Passagiere bei einer Kälte von 30° mit Schaufeln arbeiten, um eine Gasse durch den Schnee zu bahnen. 27 Meilen jenseits Bloomington fror ein Zug in einem Schneehügel ein und konnte aus Mangel an Brennmaterial weder vor- noch rükwärts. Die Wagen waren mit Passagieren gefüllt, worunter viele Frauen und Kinder, und man kann ihre Leiden denken, wenn wir berichten, daß sie drei Wagen verbrennen mußten, um nicht zu erfrieren. Schlitten, die ihnen von Bloomington aus mit Lebensmitteln zu Hülfe gesandt wurden, mußten dreizehn Meilen vor der Stadt wieder umkehren, da sie zulezt selbst im Schnee versunken waren, und ein wüthender eisiger Sturm die Luft mit Schneeflocken so füllte, daß man keinen Schritt voraussehen konnte. — Auf der Illinois-Zentraleisenbahn waren die Zustände noch schlimmer. Bei Decatur war ein Train eingefroren und die unglüklichen Passagiere litten nicht allein durch den Mangel an Brennholz, sondern besaßen auch keine Lebensmittel und mußten die auf dem Train befindlichen Hunde abschlachten, um sich vor dem Verhungern zu schüzen. Vielen Passagieren erfroren Arme und Beine. Auf der Rok-Island-Bahn sind die Zustände nicht besser. Gouverneur Matteson hatte Arbeiter von Bloomington beordern lassen, um die Bahn zu fegen, was jedoch eine geraume Zeit in Anspruch nehmen wird.

— Indiana. Die „Chicago Preß" vom 21. Februar schreibt: Ein Herr aus Lafayette, Indiana, hat uns die Einzelnheiten eines Gerüchtes mitgetheilt, welches in jener Stadt verbreitet war und die Leute mit Entsezen erfüllte. Am Samstag vor dem denkwürdigen Schneegestöber vom 21. Januar, kamen zu Oxford in Benton County, 40 Meilen von Lafayette, zwei Familien von zehn Personen mit zwei Ochsenfuhrwerken auf der Reise vom südlichen Indiana nach dem nördlichen Illinois an. Sie blieben dort während des Sturmes und setzten am Montag Morgen ihre Reise fort. Lezten Dienstag Morgen begegnete einem Manne, der über die Prairie kam, fünf Meilen von Oxford entfernt, ein Anblik, der ihn mit Entsezen erfüllte. Dort lagen die Cadaver zweier Ochsen. Zwischen dem einen Gerippe lagen die gefrornen Leichen von vier Kindern, und in dem andern offenen Cadaver die gefrorne Leiche der Mutter mit einem Säugling an der Brust. Unter dem Schnee lag ein Haufen Asche, in welchem das Eisen von den Wagen zeigte, daß diese zerstört und verbrannt worden sind. Nicht weit von dem Plaze fand man die Leiche der andern Frau, theilweise mit Schnee bedekt und nahe dabei einen der Männer. Die beiden andern Männer fand man nicht. Es ist wahrscheinlich, daß die Leute auf der Prairie in dem Schnee ihre Geistesgegenwart verloren, und nachdem sie ihre Wagen verbrannt, zwei Ochsen tödteten, um diejenigen zu schüzen, die darin gefunden wurden. Sie müssen dann, begleitet von einer Frau, vergeblich versucht haben, die Stadt zu erreichen, um Hülfe zu suchen. Die andern beiden Ochsen müssen davon gegangen sein. Man fand nichts, was auf den Namen und Herkunft der Unglüklichen schließen ließe.

— Westindien. Aus Spanien gehen beständig Verstärkungen nach Kuba ab. Die neuesten Depeschen des spanischen Geschäftsträgers in Washington stellen die Filibustererpedition als beendigt dar und sagen, daß die Haltung der Regierung der Ver. Staaten eine baldige Beilegung aller Schwierigkeiten zwischen Spanien und den Ver. Staaten erwarten lasse.

Australien. (Brief eines Schlesiers aus Australia felix.) Port Albert ist allerdings ein noch im Entstehen begriffener wilder Ort, aber die Aussichten zu einer gewinnreichen Entfaltung sind nach allen Richtungen vorhanden. Es ist der einzige Hafenplaz von Gipsland des südöstlichen Theils von Viktoria, ohne Zweifel der fruchtbarste und schönste Theil der Kolonie, ist über und über (?) von Viehzucht treibenden Squatters bedekt und in neuester Zeit sind wenige Meilen von hier reichhaltige Goldfelder entdekt worden, welche schon jezt anfangen, Menschen von allen Seiten herzuziehen. Das Leben hier ist nicht theuer, weil es einfach sein muß; man ist darauf angewiesen, selbst zu kochen und alle sonstigen Handreichungen zu verrichten, aber nach und nach wird es auch in dieser Beziehung bequemer werden, da Menschen von allen Seiten hieher strömen. Drei Meilen von hier sind noch zwei, auch im Emporblühen begriffene Städte, Namens Tarraville und Vittoria, welche schon bei weitem größer als Port Albert sind und gleichfalls einer sehr günstigen Zukunft entgegensehen. Die Gegend ist hier schöner als um Melbourne; wenige Meilen von hier zieht sich ein hohes Gebirge in das Innere des Landes hinein. Der Tarrafluß ist voll der köstlichsten Fische und einige hundert Schritte von meinem Plaze ist eine große Austernbank. Wilde Enten sieht man zu Tausenden und sie sind so wenig scheu, daß sie schwer auffliegen, wenn man ihnen auf Schußweite nahe kommt; auch Kängurub's sind hier sehr zahlreich, und an wilden Hunden und Katzen fehlt es nicht. Erstere sind sehr wohlschmekend, ähnlich unsern Reben, und werden in Melbourne als Delikatesse theuer bezahlt. Beschäftigung aller Art ist hier zu finden, denn es fehlt an Menschen. Ein Handwerker kann sicher sein, täglich 1 Pfd. Sterl., und ein gewöhnlicher Tagearbeiter 15 Sh. zu verdienen und empfängt nächstdem noch Beköstigung, d. h. Fleisch, Brod und Thee, so viel er genießen will.

Anzeigen.

Bei der Expedition dieses Blattes ist in Kommission erschienen und zu haben:

Die Auswanderung als öffentliche Wohlthat.

Nebst einigen Mittheilungen aus den deutschen und schweizerischen Armenkolonien in der Provinz St. Paulo in Brasilien.

64 Seiten in gr. 8. Geheftet 30 Rp.

Dieses Schriftchen behandelt in faßlicher Weise die wichtige Zeitfrage der Auswanderung. Insbesondere aber bespricht es von einem praktischen Standpunkte aus die Armenauswanderung und ist daher namentlich denjenigen Armenbehörden zu empfehlen, welche ihre unterstützungsbedürftigen Mitbürger nicht bloß über das Meer abschieben, sondern auch dort wirklich versorgen wollen. Es zeigt ihnen, wie dieser Zwek durch Aufopferung sehr geringer Geldmittel erreicht werden kann. Nicht minder beherzigenswerth ist aber das Schriftchen für vermöglichere Auswanderungslustige, die wegen der gegenwärtigen schlimmen Aussichten in Nordamerika billig Bedenken tragen, ihre Schritte dorthin zu lenken. Die im Anhang abgedrukten Briefe, welche die vortheilhafte Lage so mancher, ehemals blutarmer Schweizer in der gesegneten Provinz San Paulo schildern, werden das Ihrige zur Bekämpfung der noch hin und wieder herrschenden ungegründeten Vorurtheile gegen die Auswanderung nach Brasilien beitragen.

Der zweite diesjährige Auswandererzug nach San Paulo geht Ende Mai ab und glauben wir Auswanderungslustige um so mehr zur Theilnahme an demselben einladen zu dürfen, da eine Ermäßigung der Passagepreise und Begünstigung der Kinder in Betreff des Alters von 8 auf 10 Jahre dabei stattfindet.

E. de Paravicini
in Zürich.

Schriften und Karten für Auswanderer.

Bamberg, Verlag der Buchner'schen Buchhandlung, zu beziehen durch C. J. Meisel in Herisau, sowie alle sonstigen Schweizer Buchhandlungen:

Tr. Bromme's Hand- und Reisebuch für Auswanderer und Reisende nach Nord-, Mittel- und Südamerika. 7. vermehrte und verbesserte Auflage von Dr. Büttner. Mit einer vortrefflichen Stahlstichkarte. Elegant gebunden Fr. 5. 15 Rp.

Tr. Bromme und Dr. Büttner, Leitfaden für Auswanderer, oder: Wer soll auswandern, wie soll man auswandern ꝛc. Fr. 2. 60 Rp.

Neueste Eisenbahn-, Post- und Kanalkarte der Vereinigten Staaten, Texas, Canada ꝛc. Gebunden mit Text Fr. 1. 15 Rp.; auf Leinwand Fr. 3. 90 Rp.; mit farbigen Eisenbahnen ꝛc. 65 Rp. mehr. ☞ Gebunden ohne Text Fr. 1. 45 Rp.

Gottheil, englische Sprachlehre (Dollmetscher) für Auswanderer. 6. Auflage. 95 Rp.

Gottheil, englisches Taschenwörterbuch für Reisende ꝛc. mit Aussprache. 2 Theile. Fr. 2. 60 Rp.

Pelz, E., Handbuch für Reisende durch die Vereinigten Staaten Nordamerika's. Mit Stahlstichkarte. Gebunden Fr. 2. 90 Rp.

Rathgeber in amerikanischen Rechtsangelegenheiten. 95 Rp.

In allen Buchhandlungen ist zu haben, in Herisau in C. J. Meisels Buchhandlung:

Das Buch für Auswanderer

nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, mit besonderer Berücksichtigung von **Texas, Californien, Australien, Südbrasilien** und den Freistaaten von **Mittel- und Südamerika** nebst **Mexiko**. Ein unentbehrliches Hand- und Hülfsbuch für Alle, welche auswandern wollen oder sich für überseeische Länder interessiren,

von

Ferdinand Schrader.

15½ Bogen 8. In Umschlag steif brochirt Fr. 2. 40 Rp.

Dieses Haut- und Hülfsbüchlein verdient Jedem empfohlen zu werden, der einen ehrlichen, wohlunterrichteten Führer und Wegweiser in der neuen Welt zu seiner oder der Seinigen Belehrung nöthig hat.

Leipzig, Verlag von C. A. Hendel.

Abonnementspreis.
Per Post-franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".

Einrükungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Freitage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 14. | Samstag den 7. April. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Fünfter Jahrgang. | 1855.

Abonnementseinladung.

☞ **Der „Kolonist"** ladet hiemit zu zahlreichem Abonnement für das zweite Quartal ein. Er wird von nun an, statt am Freitag, Samstags erscheinen.

Der „Kolonist" ist ein Organ für die schweizerische Auswanderung und bespricht als solches sowohl die allgemeinen Verhältnisse derselben, als er auch namentlich Mittheilungen über sämmtliche Länder bringt, welche ihr Ziel sind. Neben Nordamerika, das dem Europamüden gegenwärtig leider so trübe Aussichten bietet, wird er die Blike seiner Leser wie bisher vorzugsweise auf Brasilien lenken und zwar insbesondere auf jene Halbpachtkolonien in San Paulo, die sich bis jezt als einzig praktische Lösung der Auswanderungsfrage bewiesen haben.

Der „Kolonist" kostet halbjährlich 2 Fr., vierteljährlich 1 Fr., mit der Post frei durch die ganze Schweiz. Eine Vergleichung unseres Blattes mit den übrigen schweizerischen Auswanderungszeitungen ergibt, daß es mehr als doppelt so billig ist, da die Abonnementsgebühr des „Kolonisten" bei um die Hälfte größerem Format und viel engerem Druk doch nur zwei Drittheile von dem Preise jener beträgt.

Den bisherigen Lesern wird dieses Blatt auch ohne besondere Bestellung wieder zugesandt und die Gebühr mit der dritten Nummer nachgenommen. Neue Abonnenten mögen sich an das nächstgelegene Postamt wenden oder in frankirten Briefen an die

Expedition des „Kolonisten"
in Lichtensteig.

Brief des Heinrich Götti von Wildhaus aus St. Louis.

St. Louis, den 1. Februar 1855.

Liebe Eltern und Geschwister!

Euer werthes Schreiben, aus welchem ich zu meiner Freude ersah, daß Alles bereits in unverändertem Zustande geblieben ist in unserer Familie, erhielt ich in der Neujahrswoche. Nun will ich Euch wieder Einiges berichten von meinen amerikanischen Erlebnissen. Auf Marti's Farm (in Nord-Jowa) blieb ich bis zum 11. November. Der alte J. Marti und ich lebten immer in bester Harmonie beisammen auf der Farm. In der nämlichen Woche, da ich den ersten Brief an Euch versandte, hatten wir wieder ein kleines Unglük. Es wurden nämlich die zwei alten Pferde, die wir auf der Farm hatten, nach Dubuque gebracht und ein anderes zu unserm Gebrauche hinaufgenommen, welches wir immer im Stall fütterten. Gerade an dem Tage, an welchem wir das lezte Heu zusammenführten, meinte Jos, wir wollten das Pferd einmal auf die Prärie lassen, denn Fridolin Marti habe es ihm befohlen. Ich zog dem Pferd das Geschirr ab und legte ihm einige Maiskolben vor. Nachdem der Mais verzehrt war, fing dasselbe an in hellem Galopp auf der Farm hin und her zu rennen, kam wieder zurük, stellte sich ein wenig, und dann rannte es über die Anhöhe und kam nicht mehr zurük. Ich eilte ihm nach, konnte aber schnell keine Spur mehr finden in dem großen Heu, in welchem dasselbe verschwunden war und sah nichts mehr vom Pferd. Am folgenden Tage gingen unser Drei in verschiedenen Richtungen aus, um dasselbe zu suchen, kamen aber alle Drei ohne Pferd nach Haus. Jezt fing unser Jos zu jammern an, erstens des Pferdes wegen, zweitens wegen der großen Strapazen, die er nun zu machen hätte, denn wir glaubten, das Pferd werde die Richtung nach Dubuque eingeschlagen haben, daher einer die Reise (100 Meilen) per Land und zu Fuß zu machen hätte, um wieder zum Besiz desselben zu gelangen. Jos jammerte bereits die ganze Nacht. Endlich anerbot ich mich zur Auffindung des durchgegangenen Thieres mich auf den Weg nach Dubuque zu begeben, indem ich — obschon ich kein Englisch verstehe und weder Steg noch Weg auf der Prärie mir bekannt war — schon durchkommen werde. Der Handel war schnell abgemacht und ich unternahm am nächsten Morgen die Reise, welche so ziemlich gut von statten ging, so daß ich nach drei harten Tagen in Dubuque anlangte, nachdem ich mich jedoch sehr oft nach dem Wege erkundigen und mehrmals ziemliche Strekken habe zurükgehen müssen, denn es ist ein sehr verführerisch Ding, Angesichts der vielen Kreuz- und Querwege auf der ungeheuern Prärie die rechte Richtung beizube-

Feuilleton.

Die Wirthschaft eines holländischen Boers im Kaplande.

Es war im Jahr 1820, als sich eine Gesellschaft brittischer Kolonisten, an deren Spize Thomas Pringle stand, in dem Thal Glen-Lynden auf dem Kap niederließ. Da die Größe des Landgebiets, das der Gesellschaft angewiesen war, zur bequemen Einrichtung aller Familien nicht hinreichte, so ließ die Kolonialregierung ihr die Wahl zwischen einer weitern Ausdehnung ihres gegenwärtigen Gebiets und einem andern Wohnploz von größerem Umfang in dem untern Theile des Thales. Um sich mit einigen Freunden darüber zu berathen, unternahm Pringle einen weiteren Ausflug, von dem er folgende Schilderung entwirft.

Damals, erzählt Pringle, führte noch kein anderer Fahrweg aus dem Thale, als der gefährliche und mühsame Weg, den wir bei unserer Ankunft für die Pakwagen und nen gebahnt oder ausgebessert hatten. Da ich aber jezt auf einem der leichten und dauerhaften Pferde des Landes ritt, einen raschen Hottentottenknaben als Führer hatte, der jeden Gebirgspaß und jeden Steig durch waldige Thäler kannte, kümmerten wir uns wenig um gebahnte Wege, und gingen über die Gebirge in gerader Richtung auf Cradok zu. Als wir auf den steilen und felsigen Gipfel der Gebirgskette gekommen waren, welche das Thal Glen-Lynden von dem des Tarka trennt, war ich über den mir plötzlich geöffneten veränderten Anblik der Landschaft und ihrer Produkte erstaunt. Hinter uns das Gebirge felsig und unfruchtbar dem Anscheine nach, doch hin und wieder, wenn auch dürftig, mit Gras bedekt, während das Thal selbst, mit seinen Akazienhainen und grünen Wiesen gleich einem kleinen Gosen an Fruchtbarkeit und Schönheit erschien. Vor uns öffnete sich gegen Westen das Tarkathal in dunkler Ferne, mit seinen wilden unbebauten Schluchten, die sich durch Reihen düsterer Berge durchwanden, und welche, je näher sie dem Hauptthale kamen, in einzelne steile, dürre und felsige Spizen ausliefen, und zuweilen seltsame, kegelförmige Gestalten annahmen, was der Gegend ein sonderbares, doch eintöniges Ansehen gab. Die niedern Abhänge dieser Berge waren hie und da mit Strauchholz bewachsen. Außer dem Saum von Weiden und dornigen Mimosen, welche gewöhnlich die Ufer der Flüsse und Gebirgsströme begrenzen, waren keine Bäume da. Von Gras fand man wenig oder keine Spur, außer an einigen Schluchten und Abhängen der Berge. Die ganze Gegend erschien wie eine trostlose Wüste; selbst das angeschwemmte Land längs dem Flußufer bot den Anblik eines braunen Haidegrundes.

Auf einem steilen, steinichten Pfad, den Quaggas und anderes Hochwild gebahnt hatte, stiegen wir vom Rüten des Gebirges herab und folgten dem rauhen Bette eines Gebirgswassers, bis wir nach einem Ritt von drei Stunden den Hof Elands-Drift (d. h. Furth der Elenthiere) im Tarkathale erreichten. Dieß war die Wohnung eines alten holländischen Boers, Namens Winzel Kozer, zur Zeit unser nächster Nachbar. Da sein Haus, seine Wirthschaft und Lebensweise zugleich ein gutes Bild seiner Klasse gewähren, die in der Nachbarschaft unseres Wohnortes sich befand, so will ich sie etwas genauer beschreiben.

Als wir auf den Ort zuritten, der aus drei oder vier mit Stroh gedekten Häusern und einigen Rohrhütten bestand, die von den Hottentotten-Dienern bewohnt waren, begegnete uns eine Schaar von zwanzig bis dreißig Hunden, welche im Schatten der Hütten gelegen hatten, und nun auf uns losprangen mit offenem Maul und einem entsezlichen Lärm, wie es in jedem Hofe gewöhnlich bei Annäherung eines Fremden der Fall ist. Am Tage beschränken sich die knurrenden Wächter meistens auf geräuschvolle Demonstrationen, aber des Nachts ist die Annäherung an einen Hof nicht wenig gefährlich, denn viele dieser Thiere sind wild und stark und greifen ohne Umstände einen Frem-

halten. Ich hatte mir die Stationen aufgeschrieben, wohin ich jeden Tag kommen sollte. Am Abend des zweiten Tages gerieth ich in nicht geringe Verlegenheit, denn ich hatte mich zu weit in die Nacht hineingelassen. Nachdem ich ungefähr zwei Stunden nach Einbruch der Nacht durch einen Eichwald gegangen, ohne daß sich meinen Bliken ein Farmerhaus zeigte, kam ich in eine, größtentheils mit Gebüsch und Eichen besezte Ebene, welche mit einem leichten Nebel bedekt war, und ich glaubte immer an den Fluß zu kommen, denn diese Station sollte an einem solchen liegen. Endlich sah ich doch von Ferne Licht, wurde wieder ganz belebt und eilte mit doppelten Schritten demselben zu, — jezt zeigte sich mir aber eine neue Verlegenheit, denn dieses Licht befand sich nicht in einem Hause, sondern im Eichwalde nahe an dem Fluß Ueber war eine ganze Gesellschaft mit zwei bedekten Wagen (ungefähr wie die Bäker bei Euch haben), neben welchen ein Feuer brannte und kochten. Da ich noch nichts Derartiges getroffen, getraute ich mir nicht recht, bei diesen Leuten vorbeizugehen, ich schlich daher ganz leise in das Gebüsch und wollte sie umgehen. Nachdem ich zirka 300 Schritte weit gegangen, stand ich an dem Fluß, über welchen keine Brüke führte, sondern eine Schifffahrt, wie sie in Amerika gebräuchlich sind: es ist dieß ein ausgehöhlter Sagblok. Das Haus, in welchem ich übernachten sollte, steht am andern Ufer. Jezt ging ich ernstlich mit mir selbst zu Rathe, was nun zu thun sei. Zu rufen wagte ich nicht, um von den Leuten beim Feuer nicht entdekt zu werden. Da ich bei der vorgerükten Zeit (es war bereits Mitternacht) mir nicht getraute, den Strom zu durchschwimmen, beschloß ich auf einem großen Eichstamm, der am Boden lag, zu übernachten. Eben als ich diesen Entschluß zur Ausführung zu bringen mich anschikte, kam Jemand mit einer Laterne aus dem Hause am jenseitigen Ufer. Ich rief ihm zu, daß er mich holen möchte, was denn auch geschah. Drüben erhielt ich dann auch beruhigendste Aufklärung über den Charakter der mir so verdächtig erschienenen Leute um das Feuer herum — es waren gewöhnliche Reisende, deren ich seit dieser Zeit bei Hunderten getroffen, die mit all ihren Habseligkeiten in das unbewohnte Land ziehen. Am dritten Tag endlich, Abends zirka 8 Uhr, kam ich in Dubuque an, hatte aber auf dem ganzen Wege nichts von unserm Pferde erfahren. Fridolin Marti war nicht zu Hause, er war mit seiner Frau über den Mississippi hinauf nach unserer Farm verreist. Ich blieb nun in Dubuque bis Marti zurükkam, um in Sachen weitere Ordre von ihm zu erhalten. (Schluß folgt.)

Auszüge aus Briefen freiburgischer Parceriakolonisten in San Paulo.

1. Claude Bochuz von Bossonnens an seine lieben Eltern.

Ibicaba, den 5. August 1854.

..... Bei unserer Ankunft zu Santos haben wir Hrn. Vergueiro gefunden, der uns sehr wohl aufgenommen hat. Unsere Häuser sind gegen 10 Schritte von einander entfernt und mit Ziegeln bedekt, sie sind in Mauern ausgeführt ungefähr von der Größe des meinigen daheim; der Plaz gleicht fast einer kleinen Stadt, in welcher mehrere Familien aus Freiburg sind. Das Land ist sehr schön und gut, und die Güter, welche man uns übergibt, sind vortrefflich angebaut; im Oktober wird man uns Land für unser Gemüse geben. Die Arbeit ist nicht schwer. Rindfleisch verkauft man hier das Pfund für 18 Cent. und es ist im Ueberflusse vorhanden, ebenso auch das Schweinefleisch. Branntwein, den man hier aus Zukerrohr bereitet, kostet nur 24 Cent. die Flasche. Jeder Pächter kann Ziegen, Kühe und Schweine halten. Die Gemüse wachsen das ganze Jahr hindurch. Das türkische Korn (Mais) trägt zweihundertfältig. Aber den größten Ertrag gewährt der Kaffee. Ich bin sehr zufrieden mit meiner Lage. Verkaufet mein Haus, wenn es nicht schon geschehen ist. Was mich betrifft, so kann ich Jedermann nur ermuthigen hieher zu kommen — man lebt hier gut und die Kinder verdienen schon ihren Tagelohn. Leder ist hier nicht theuer; wir haben hier in der Kolonie einen Laden, worin man Alles findet, was man wünscht. Wir wünschen, daß Ihr alle hieher kommen möget. Ich umarme Euch u. s. w.

2. Joseph Andrey von Cresuz an seinen Bruder.

Santos, den 30. Juni 1854.

..... Bei unserer Ankunft haben wir uns unter Glokengeläute, Feuerwerken und Kanonendonner ausgeschifft. Die Leute drängten sich auf unsern Weg und boten uns Früchte, ja selbst Thaler an. Es war am Frohnleichnamsfeste und der schönste Tag unseres Lebens. Hr. Vergueiro hat uns alles das gegeben, was seine Agenten uns versprochen hatten. Lieber Bruder! verkaufe Deine Güter, selbst wenn es mit Schaden sein sollte, Du wirst hier bald wieder ein anderes Vermögen haben u. s. w.

3. Joseph Savoy an seinen Bruder in Attalens.

Ibicaba, den 5. Okt. 1854.

..... Als wir hier in der Kolonie ankamen, ist uns unser Vetter Peroud entgegen gekommen. Er hatte schon viel Kaffee gesammelt. Habe ja kein Bedenken zu kommen; es gibt hier große Vortheile für den, welcher arbeiten will; man verdient so viel Geld als man will. Berechne nur, wir haben den Monat für 40 Pièces (1 Pièce ist ein Fünffrankenthaler) gearbeitet, und dabei wurden wir noch nur mit dem dritten Theile bezahlt, weil wir zu spät ankamen. Das nächste Jahr rechne ich 2000 Franken zu verdienen und dabei gut zu leben. Wir halten drei Ziegen und essen Brod so viel wir wollen. Man hat uns 6 Juchart Land für unser Gemüse gegeben. In Brasilien gibt es keine Armen, jeder Lump reitet zu Pferde. Wir haben alle Sonntage Messe. Man hält hier das Apostelfest und es gibt schon viele Freiburger hier in der Kolonie. Ich schließe meinen Brief mit den Worten: „Es lebe Hr. Senator Vergueiro! Es lebe Brasilien! Immer in Brasilien!" Es gefällt uns gut hier und ich hoffe Dich recht bald hier ankommen zu sehen. Lebe wohl! Etienne ist munter wie ein Fisch im Wasser.

4. Jean Joseph Perrand an einen politischen Mitbruder.

Ibicaba, den 4. Okt. 1854.

..... Ich befinde mich wohl. Es lebe Hr. Senator Vergueiro! Man kann ihn den Vater der Armen nennen, denn er gibt ihnen nicht nur die Mittel, ihr Brod zu verdienen, sondern macht es ihnen auch möglich, zu Geld und Vermögen zu kommen. Ihr könntet die ganze Schweiz durchlaufen und würdet doch Niemanden finden, der mit ihm verglichen werden könnte. „Es lebe Brasilien! Immer in Brasilien!" Es gefällt mir ungemein hier und ebenso auch allen meinen Kameraden — ich sage gerne der Schweiz Lebewohl! u. s. w.

5. Pierre Savoy an den Gemeindevorstand.

Ibicaba, den 4. Okt. 1854.

..... Ich rathe Euch keine Bedenken zu haben und den armen Familien die Mittel zu gewähren, damit sie aus dem Elende herauskommen, in welches sie versenkt sind. Ihr werdet dann von ihnen gesegnet, anstatt verf... zu werden, wenn Ihr sie in der Noth dieser Welt verschmachten lasset. Ich schließe, indem u. s. w.

(Chroniqueur.)

Zur Warnung.

(Aus dem Kanton Zürich eingesandt.)

In Nro. 13 Ihres geschäzten Blattes erscheint ein Artikel unter dem Titel „Agentenschwindelei", aus dem ich entnehme, daß auch noch Andere als Einsender dieses auf eine unverzeihliche Art hätten angeführt werden sollen, weßwegen ich zur Würdigung dieses Treibens Ihnen noch einen kleinen Beitrag zu besagtem Aufsaze liefere, in der Hoffnung, daß dadurch nicht nur einem leichtgläubigen Publikum die Augen aufgehen, sondern sich auch die Regierungen unserer Schweiz bemüßigt finden werden, solchen Prellereien ein Ziel zu sezen.

Ein gewisser Agent Weidmann in Zürich ließ nämlich folgenden Artikel im Zürcher Tagblatte erscheinen:

☞ Nach Brasilien!!! ☜

Mit Vergnügen bringt der Unterzeichnete zur Kenntniß der resp. Behörden und des Publikums, daß er, mit einschlägigen Vollmachten betraut, sich nunmehr im Falle befindet, Wenigerbemittelten sowie Gemeindsarmen auf die vortheilhafteste, billigste und sicherste Weise zur Auswanderung nach Brasilien zu verhelfen.

Der Emigrant hat bloß 111 Fr. frei ab Zürich zu bezahlen und wird ihm bei seiner Ankunft in der betreffenden Kolonie sofort Wohnung, 33 Morgen Aker- und Wiesland, Geräthschaften, Sämereien, Lebensmittel nebst entsprechendem Viehstand frei eingeräumt, so daß er nur wollen darf, um sich in ganz kurzer Zeit eine sorgenfreie Existenz zu gründen.

Meldungen werden schnellstens erbeten. Abfahrt des ersten Transportes im Monat April.

Nähere Auskunft ertheilt mündlich oder auf frankirte Briefe der sich zu Abschluß von Verträgen bestens empfehlende

Konrad Weidmann, Hauptagent.

Gestüzt darauf, trieb meine Frau daran, doch mit diesem Manne zu akkordiren, um endlich unsern lange genährten Wunsch zu realisiren. Aber aufrichtig gesagt, wollten die großartigen Versprechungen mir nicht einleuchten, endlich gab ich aber doch dem Drängen der Meinigen nach und verfügte mich nach dem 6 Stunden von meinem Wohnorte entfernten Zürich, um mich mit Herrn Weidmann zu arrangiren. — In dessen Wohnung angekommen, erkundigte ich mich nun um die Angelegenheit, mußte mich aber sehr zusammennehmen, um zu verstehen, was man mir erklärte, indem zwei Männer und eine Frau, alle drei auf einmal sprachen und mich von meinem Glüke überzeugen wollten, doch ich wollte Wahrheit und stellte folgende Fragen:

Frage: Wo ist die Kolonie?

Antwort: In Brasilien, Provinz resp. Kolonie Santa Fe am Rio Parana etwas mehr südlich liegend in gleicher Richtung mit Rio de Janeiro oder Dona Franziska durch die Einfahrt des Rio de la Plata. Eine der schönsten, fruchtbarsten und gesundesten Gegenden Brasiliens. (Ich ließ mir diese Antwort schriftlich geben.)

Frage: Bekommt man also alles das Versprochene?

Antwort: Ja.

---

den an, der das Unglük hat, ihnen verdächtig zu erscheinen. Das Hundegebell brachte Arend Közer, einen der Söhne des Besizers, aus dem Hauptwohnhause, einen offenen jungen Burschen, der uns schon früher in Glen-Lyndon besucht hatte. Als er uns so belagert sah, kam er uns sogleich gegen das Hundegetümmel zu Hülfe, das er mit großer Heftigkeit aneinander trieb, indem er einige der halbabgenagten Knochen und Stierhörner, welche in Menge herumlagen, nach ihnen schleuderte. Der junge Boer freute sich, mich zu sehen, und führte mich zu seiner Mutter und seinen Schwestern, einer Matrone von ruhigem Aeußern und zwei verschämten Mädchen, die eben aus dem Hause traten. Mein Begleiter war schon mit ihnen bekannt. „Wil Mynheer afzadel?" (Will der Herr nicht absatteln) war die erste Frage. Ob es gleich noch früh am Tage war, willigte ich doch ein, die Nacht bei ihnen zuzubringen, um mit unsern ländlichen Nachbarn besser bekannt zu werden.

Beim Eintritt in's Haus fand ich den alten Boer noch nicht von seinem Mittagsschlächen erwacht, eine Gewohnheit, die in der Kolonie durchgängig herrschend ist. Doch ließ er nicht lange auf sich warten, und nahm, als er uns mit rauher Herzlichkeit die Hände geschüttelt hatte, von einem Sims eine Flasche Branntwein herunter und nöthigte mich, mit der Versicherung, es sei guter Branntwein, er habe ihn selbst aus eigenen Pfirsichen gezogen, einen Schnaps mit ihm zu trinken. Ich kostete den Spiritud, der farblos war und den Geschmak schlechten Whiskey's hatte, zog es aber vor, mich mit einer Tasse Thee zu erquiken, welcher indeß von der respektabeln und thätigen Frau bereitet und für mich eingeschenkt worden war. Dieß „Theewasser" wird mehr durch Kochen als durch Aufgießen des chinesischen Blattes gemacht, und wenn es durch eine gewisse Masse kochenden Wassers verdünnt ist, wird es ohne Beimischung von Milch oder Zuker jedem Gaste angeboten, der im Laufe der Hize des Tages zufällig eintreffen mag. Eine kleine Zinnbüchse mit Zukerkont wird zuweilen mit dem „Theewasser" herum gereicht, aus welcher Jeder ein Stükchen nimmt, um es im Munde zu behalten, und so das Getränk, während er es trinkt, mäßig zu versüßen. Bei dieser Erfrischung führte ich die Unterhaltung mit meinem Wirth und seiner Hausfrau ziemlich fließend in gebrochenem Holländisch, und erfreute sie nicht wenig durch die Mittheilung der neuesten politischen Nachrichten, die ich aus Europa erhalten hatte und nach denen der alte Közer sehr begierig war.

Die Wohnung meiner gastlichen Nachbarn war nicht berechnet, einem Engländer das Bild besonderer Behaglichkeit einzuflößen. Es war ein Haus ziemlich von der Größe und dem Ansehen einer altmodischen schottischen Scheune. Die Mauern waren dik und fest aus einer starken klebrigen Thonmasse gebaut, einem Material, das man, gut zubereitet, wie Backsteine in Lagern aufschichtet und das in diesem trokenen Klima schnell einen großen Grad von Härte erlangt, weßhalb es der Haltbarkeit wegen den gebrannten Ziegeln nicht nachgesetzt wird. Diese Mauern, die ungefähr neun Fuß hoch und ziemlich glatt und gerade waren, hatte man von innen und außen mit einer Mischung Sand und Kuhmist abgeroppt, und dieß später mit einer Art Pfeifenthon oder Lehm aus gebrannten Muscheln, weiß gewaschen, wodurch das Ganze ein recht reinliches und helles Ansehen bekam.

Das Dach war zierlich mit einer Art harter Binsen gedekt, die man für dauerhafter und weniger feuerfangend hielt als Stroh. Unter dem Dache war keine Deke, aber die Querbalken über uns waren mit einem bunten Allerlei von verschiedenen Arten Werkzeug und Lebensmitteln behangen, als Jagdgeräth, getroknetes Fleisch von verschiedenem Wildpret, große Peitschen von Rhinoceros- und Hippopotamus-Leder, Leoparden- und Löwen-Häute, Straußeneier und Federn, getroknetes Obst, Zwiebelreihen, Tabakrollen, Bambus für Peitschenstöke, Flaschenkürbisse und noch eine Menge anderer Artikel. Ein großer Stoß selbstgemachter Seife schmükte den obern Theil einer Seitenwand.

Frage: Und hat man also nicht mehr zu bezahlen als 110 Fr.?

Antwort: Sehen Sie, das ist leider eine Irrung, es sollte heißen 110 Gulden. Sodann gibt es 200 Fr. Vorschuß, welcher innert 5 bis 7 Jahren abbezahlt werden muß. Ganz genau kann ich Ihnen zwar erst in 14 Tagen Auskunft geben.

Da hatte ich nun die Bescheerung, ich wußte also eigentlich nichts — mit andern Worten, ich war in den April geschikt, resp. angeführt.

Als ich dann noch mit sachkundigen Männern über diese Sache sprach, wurde ich noch, sobald man den Namen Weidmann hörte, ausgelacht; ich solle doch auch Weidmann fragen, wo Santa Fe liege; das sei ja gar nicht Brasilien. Hätte ich in dem Augenblik den Agenten gehabt, ich hätte mit demselben ein paar „Handbreite" Worte, und zwar vorerst in die Hände gespukt, gesprochen.

Man rieth mir nun, mich an den Herrn Consoni-Reinhardt in Biberach zu wenden, dessen Unteragent dieser soi disant Hauptagent Weidmann sei, von diesem erhielt ich ein Schreiben folgenden Inhaltes:

„Was mir Weidmann gesagt, sei wahr bis auf die Preise, allein auch er könne mir erst in 14 Tagen genaue Auskunft geben."

Also Hauptagent und Unter-Hauptagent wissen nichts und haben das Publikum hintergangen.

Seit dieser Zeit hörte ich auch noch, daß Weidmann die Gemeinde Schinznach mit seinen Prahlereien kirren wollte, allein diese Herren rochen den Braten und ließen ihn mit langer Nase abziehen.

Anmerkung der Redaktion. Es ligt klar am Tage, daß der Weidmann'sche Aufruf nichts anderes, als der Ausfluß einer verabscheuungswerthen Schwindelei ist, denn abgesehen von der völligen Unglaublichkeit der betreffenden unbedingten Versprechungen ligt der Beweis dafür schon darin, daß es in Brasilien gar keine Provinz Santa Fe gibt. Weidmanns Kolonie scheint in dem 9 und 10 Grade südlich von Rio de Janeiro liegenden argentinischen Staate Santa Fe gegründet werden zu sollen, womit auch seine Bezeichnung der Reiseroute (durch den Rio de la Plata) übereinstimmt. Wer wird aber nach diesem zwar gesunden und fruchtbaren, aber noch immer unter verheerenden Bürgerkriegen leidenden Lande, auswandern wollen, auch wenn alle so zweifelhaften Vorgaben wahr wären?

☞ Wir ersuchen alle Redaktionen schweizerischer Zeitungen, denen das Wohl ihrer Mitbürger am Herzen ligt, vor dieser Unternehmung zu warnen. Wie lange werden unsere Regierungen noch solchem gemeingefährlichen Treiben zusehen?

Auffallen muß die Aehnlichkeit der Weidmann'schen mit den vor acht Tagen von einem Einsender scharf gerügten Mannhard-Greweschen Werbungen. In beiden Fällen die gleiche Geheimnißkrämerei und die gleiche Unklarheit der Werber. Wir wollen diesen Vorwurf, so weit er Herrn Mannhard betrifft, gerne zurüknehmen, wenn er uns von dem Gegentheile überzeugt. Er stellt uns nämlich eine sachbezügliche Erwiderung in Aussicht, die er einstweilen noch verschieben müsse, bis er „sich über einen gewissen Punkt noch völlige Gewißheit verschafft" habe. Dieser Saz ist aber für einmal begreiflicherweise noch nicht im Stande, uns auf eine andere Ansicht zu bringen.

Tessiner Auswanderung.

(Korrespondenz aus Locarno.)

Ich werde nicht ermangeln Ihnen in Zukunft Einiges und zwar Interessantes über die Tessiner Auswanderung mitzutheilen. Dieselbe scheint dermal sich vorzüglich nach Australien zu richten, welches Land die meisten und besten Eigenschaften in sich vereinigt um den Anforderungen der italienischen Auswanderung Genüge zu leisten. Denn die italienische Auswanderung ist ganz verschieden von derjenigen anderer Völker, z. B. der deutschen, welche ganze Familien nach einer neuen Heimath übersiedelt, sondern sie schwärmt aus in einzelnen Familiengliedern, gleich den Bienen, um sich in überseeischen Ländern den Bedarf zu einer sorgenfreien wieder in der Heimath zu verlebenden Zukunft für sich und die Seinigen zu erwerben. Deßwegen sind die italienischen Emigranten keine guten Bevölkerer von landbautreibenden Kolonien, weil sie sich eben nicht wie andere zur festen Ansiedelung vereinigen, sondern wie die Zugvögel ihren Aufenthalt je nach den Umständen und ihrem Belieben ändern. Man trifft sie an wo Städte und Dörfer gebaut, wo Wege und Brüken erstellt, wo minirt wird und sie die ersten Erdarbeiten übernehmen; ferner treibt ein großer Theil Spekulation im Kleinen und Großen, und ein noch größerer Theil beschäftigt sich mit Handel und Gewerbe in volkreichen Städten und auf Plätzen wohin sie die größere Zirkulation des Geldes lokt. Es ist also sehr natürlich, daß die italienische Emigration sich mit Vorzug dahin wendet, wo sich ihr so geartete Quellen des Erwerbes eröffnen, wo die Verkehrsverhältnisse am meisten einladen, und wo die meiste Wahrscheinlichkeit für sie vorhanden ist, in möglichster Kürze ihren Zwek zu erreichen. — Wenn wir nach den eingehenden Nachrichten und den bedeutenden Summen Geldes, die hier von Zeit zu Zeit anlangen, urtheilen dürfen, so verdient von allen überseeischen Ländern, die unsere Mitbürger über die Meere loken, Australien das erste Lob, weil es vor allen andern die Hoffnungen der Tessiner Auswanderung am meisten zu verwirklichen scheint. In den Hunderttausenden sind innerhalb einigen Wochen hier angelangt; 500 bis 4000 Fr. von Personen, die erst wenige Monate Aufenthalt in Australien zählen. — Von den Häusern, welche die Spedition unserer tessinischen Landsleute besorgen, steht die Firma Gebrüder Oswald in Basel obenan, indem ihren Agenten das Lob großer Zuvorkommenheit auf den Expeditionsreisen nachgesagt wird, sowie die Auswanderer die gute Behandlung auf den Schiffen rühmen.

Anmerkung der Redaktion. Wie lange wird es noch dauern, bis die Tessiner Auswanderer den ihnen von der Natur angewiesenen Weg nach dem nahen Genua einschlagen, statt der weiten und theuren Reise über die Alpen nach Havre nach einem deutschen oder niederländischen Hafen? Könnte da ein Rheder oder Auswanderungsagent nicht eine gute Spekulation machen, wenn er einmal einen rechten Trupp Tessiner sich in Genua einschiffen ließe?

Landwirthschaftliches und Technologisches.

(Aus der „Hamburger Zeitung für deutsche Auswanderungs- und Kolonisations-Angelegenheiten".)

Zukerrohr.

(Fortsezung.)

In dieser Weise die Zukerrohrkultur betrieben, würden sich die Ausgaben und Einnahmen stellen wie folgt: Es sind 12 Familien, deren Arbeitskräfte im Mittel für jede Familie gleich 4 robusten Arbeitern ist, jede kultivirt 10 Morgen und empfängt Vorschüsse zu diesem Zwekke durchschnittlich per Morgen 12 Milreis, beträgt für 120 Morgen die Summe von 1440 Milreis, diese wird von ihrem Antheil an dem Produkte nach zirka 18 Monaten zinsenfrei abgezogen. Es wird bei der Einnahme angenommen, daß ein Morgen zu 500 □.-Bragas nur 30 Ar. Zuker und alles Rohr zu diesem verarbeitet würde, daher die Cachaça nur aus der Melasse gewonnen, pr. Morgen auf 60 medidas festgesezt wird, da aber das schadhafte Rohr nur hiezu dienen kann, so ist der Ertrag des leztern Produks viel höher.

Debet.	Milreis. Reis.	Kredit.	Milreis. Reis.
Zinsen der Vorschüsse von 1440 Milr. auf 1½ Jahre à 6% . .	129 600	120 Morgen liefern pr. Morgen zu 500 □.-Br. 30 Ar. Zuker, 3600 Ar., die Ar. zu 2 Milreis, gibt 7200 Milr., wovon die Hälfte den Pächtern verbleibt . .	3600 000
Ankauf der Zukerrohrpflanzen für 120 Morgen	480 000	120 Morgen liefern, pr. Morgen zu 60 med. Cachaça, gibt 7200 med. zu 240 Reis, die Hälfte den Pächtern	864 000
Zukermühle und Fabrikeinrichtung derselben	5000 000	Saldo Debet . . .	3838 600
Brennapparat . .	1000 000		
Zugvieh, Wagen und 1 Geschirr	700 000		
Siedemeister mit Handlanger pr. Tag 1 Milr. 800 Reis auf 5 Monate . .	234 000		
dieselbe Zeit 1 Brenner pr. Tag 1 Milr.	130 000		
3 Mann bei der Presse u. a. Orten, davon 2 pr. Tag 600 Reis, 1 pr. Tag 700 Reis, 5 Monate . . .	247 000		
Herbeischaffung des Brennholzes, Zukerrohrs und diverse andere Arbeiten .	382 000		
	8302 600		8302 600

Von der Hälfte, also von 4404 Milreis, welche den Pächtern zufällt, haben diese nun ihre Vorschüsse im Betrage von 1440 Milreis sich in Abrechnung bringen zu lassen.

Das Zukerrohr gibt, einmal gepflanzt, je nach der Beschaffenheit des Bodens und der Sorgfalt bei der Kultur 1 bis 5 Ernten. Wir wollen aber den schlimmsten Fall annehmen, es liefere blos eine, und dasselbe Verfahren wie vorher, wiederhole sich: Es würden Vorschüsse ertheilt im angegebenen Belauf, das Pflanzrohr ist aber jezt vorhanden, das Salair bleibt dasselbe und sei für Reparaturen an Fabrik, Wägen, Geschirr, Ankauf von Fässern ꝛc. die Summe von 300 Milreis ausgeworfen, so stellt sich die Rechnung nach 1½ Jahren, wie folgt:

Saldo vom vorigen Debet . .	Milr.	3838	Rs.	600
Zinsen 6% davon	„	345	„	474
„ „ von Vorschüssen . .	„	129	„	600
Tagelöhne	„	993	„	000
Reparaturen, Fässer ꝛc. . . .	„	300	„	000
	Milr.	5606	Rs.	674

Der Betrag der Hälfte des Produktes bleibt derselbe, also 4464 Milreis. Wird diese Berechnung in gleicher Weise fortgesezt, so ergibt sich nach der dritten Ernte ein Gewinn von beinahe 2 Contos de Reis, die ganze Anlage ist, sowie die Zinsen bezahlt, die Berechnung ist nach den ungünstigen Resultaten gehalten, der Ansaz für die Fabrik ist festgestellt, weil vorausgesezt wird, daß diese Fabrik mit der des Kaffees in einem Gebäude errichtet wird und bei der vorstehenden Berechnung für Kaffee dies Gebäude nur wenig bedacht ist und

---

Das Haus war in drei Gemächer getheilt; das eine, worin wir saßen, Vorhuis genannt, ging unmittelbar in's Freie hinaus und ist das Zimmer, worin die Familie sich stets aufhält, ißt und Besuche empfängt. Ein besonderes Zimmer wurde auf beiden Seiten dieser Halle durch Scheidewände derselben Höhe und Bauart wie die Außenwände gebildet. Der Fußboden, wenn auch nur von Lehm, doch ungewöhnlich rein und hart, war, wie ich erfuhr, aus Ameisenhaufen gemacht, die zu Staub gestoßen und dann angefeuchtet und wohl gestampft, eine große Haltbarkeit und Festigkeit gewinnen. Wenn man solche Fußböden macht, darf man aber nur solche Ameisenhaufen dazu verwenden, die zerbrochen und von den Aard-vark (Ameisenfressern) bereits geplündert sind, und in Folge dessen von den überlebenden Insekten verlassen wurden; sonst möchte man, alles Zerstoßens ungeachtet, doch finden, daß einige der lästigen Thiere untern unsern Fußen sich einheimisch gemacht haben. Der Boden wird sorgfältig jeden Morgen mit Wasser, worunter man frischen Kuhmist mischt, gewaschen, um ihn kühl und frei von Ungeziefer, besonders von Fliegen zu erhalten, die in solchen Wohnungen oft eine unerträgliche Plage werden können.

Das Haus bekam das Licht durch vier viereckige Fenster von vorn — eines in jedem Schlafzimmer und zwei im Vorhaus — wie auch durch die Thüre, welche, wie es schien, nur des Nachts geschlossen wurde. Die Thüre bestand aus Rohrstäben, die kunstlos an ein Weidengeflecht befestigt und durch Riemen aus Rindleder an die Thürpfosten gebunden waren. Die Fenster waren ohne Glas und wurden des Nachts mit ungegerbten Quaggafellen verschlossen. Im ganzen Wohnhaus befand sich weder Ofen noch Kamin; die Küchengeschäfte wurden in einer kleinen kreisförmigen Hütte aus Thon und Rohr besorgt, die vor dem Hause stand. Die Mobilien des Wohnzimmers bestanden aus einigen hölzernen Tischen, einigen Stühlen, Schemmeln und Wagenkasten; einem ungeheuern Butterfaß, worin alle Milch mit Ausnahme der für die Kälber, täglich hineingegossen und jeden Morgen ausgebuttert wurde; einem großen eisernen Topf zum Seifekochen, einigen hölzernen Krügen mit kupfernen sehr blank gescheuerten Reifen; einem Schenktisch mit dem Bedarf der Familie an hölzernen Schalen, Tellern, zinnernen Terrinen, Branntweinflaschen und einem ganzen Heer Flaschen voll holländischer Qualsalbereien. Ein Theegeschirr und ein kupferner Theekessel durch ein Kohlenbeken erwärmt — welcher mit einem Aufsaz holländischer Theetassen und einer großen, mit kupfernen Klappen versehenen holländischen Bibel, einen kleinen Tisch einnahmen, an welchem die Hausfrau präsidirte, machte das Inventarium vollständig. In den Schlafzimmern, in denen ich mehr als einmal bei späteren Gelegenheiten schlief, befanden sich eine oder mehrere große Bettstellen, ohne Vorhänge und Bettposten, doch mit guten Federbetten, welche auf elastischen Flechten aus Rindsledertriemen nach Art der Rohrstühle, ausgebreitet waren.

In einem Winkel der Halle hing an einem Balken ein Stük geschlachteten Schafes, und man sagte mir, daß täglich zwei, zuweilen auch mehrere Schafe für den Verbrauch der Familie geschlachtet würden; denn die Hottentottenhirten und ihre Familien nährten sich, wie des Hausherrn eigene Familie, größtentheils von Hammelfleisch, besonders im Sommer, wo das Rindfleisch nicht gut aufbewahrt werden konnte. Die geschlachteten Thiere schienen hauptsächlich zu Verhütung alles unnützen Verbrauchs an diesem Orte aufgehängt zu sein, weil sie hier stets unter dem Auge der Hausfrau waren, welche in diesem Lande statt des alten sächsischen Titels: „Brodgeberin" eigentlich „Fleischgeberin" genannt werden könnte. Fleisch und nicht Brod ist hier die Stütze des Lebens; und diese Kolonisten finden es nicht seltsamer, ein geschlachtetes Schaf im Voorhuis aufgehängt zu haben, als eine Pächtersfrau in England das große Hausbakenbrod auf dem Tisch in ihrer Halle zu wissen, um zugleich davon mittheilen zu können. Und in der That war damals ein Pfund Weizenbrod in diesem Theile der Kolonie drei oder vier Mal theurer als ein Pfund Fleisch.

(Schluß folgt.)

Überhaupt ein genauer Anschlag sich nicht gut machen läßt. Die Beschaffenheit desselben muß korrespondiren mit der Größe des Anlagekapitals, sowie des ganzen Betriebes, der Lage, der Bauart, ob fester oder leichter gebaut werden soll, ob die treibende Kraft Wasser-, Thiere- oder Dampfkraft ist, ferner mit der Höhe der Handarbeit und den Löhnen für Handwerker und noch manchen andern Nebenumständen. (Forts. folgt.)

Verschiedenes.

Schweiz. Zürich. Nach der „N. Thurg. Ztg." haben in lezter Zeit viele Lehrer ihre Entlassung genommen, um nach Texas überzusiedeln. Sie zählt nicht weniger als sechs mit Namen auf. Die fehlten noch zum Blumenfabrikanten und Schauspieler! O du lieber, praktischer Karl Bürlli, in was für eine unpraktische Gesellschaft bist du gerathen!

Deutschland. (Kleine Auswanderer.) In der Allg. Ausw. Ztg. fragt Jemand, was für die Passage von 300 Kanarienvögeln pr. Dampfschiff nach New-York zu bezahlen sei?

— Württemberg. Das Projekt der in Palästina zu gründenden Kolonien ist noch keineswegs aufgegeben. Bei der „Gesellschaft für Sammlung des Volkes Gottes in Palästina", die sich im untern Remsthale bildet, sollen sich, wie man hört, etwa 500 Familienhäupter und einzeln stehende Personen zum Miteinzuge in das gelobte Land gemeldet haben. Die Gesellschaft stellt auf eine Anzahl von 10,000 Familien ab; es gibt also noch ziemlich viel zu sammeln, bis die gewünschte Zahl voll wird. Um vorläufig das numerische Ziel desto sicherer zu erreichen, hat die Gesellschaft Statuten aufgesezt, welche demnächst im Druk erscheinen werden. Die Grundsäze, nach welchen das künftige soziale Leben in Palästina sich auferbauen soll, sind biblisch-kommunistischer Natur. Wie der Boden des gelobten Landes unter die Kinder Israel ehedem in gleichen Theilen vertheilt worden war und je nach 50 Jahren ein Hall- oder Jubeljahr eintrat, das die im Feldbesiz entstandene Ungleichheit wieder ausglich, so ist der gleiche Plan für die künftigen christlichen Bewohner Palästinas angelegt. Eine Familie wie die andere bekommt ungefähr 25 Morgen Feld, was für angenommene 10,000 Familien einen schönen Flächenraum ausmacht. Was die Gesellschaft, nachdem sie von dem deutschen Bundestage abschlägig beschieden worden ist, weiter thun wird, um zur Zeit in den Besiz des entsprechenden Ländergebietes im Orient zu kommen, darüber verlautet nichts bestimmtes; ohne Zweifel wartet sie bis auf Weiteres den Erfolg der Veröffentlichung der Statuten ab, in welchen sie sich über das Was und Wie aussprechen will. — Das Gescheiteste an der Sache ist, daß die Geschichte erst losgehen soll, wenn 10,000 Familien dazu vorhanden sind; so ist doch zu hoffen, daß nichts daraus wird.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. Kalifornien. Nach dem Bericht des schweizerischen Konsulats in San Franzisko war die schweizerische Einwanderung in dieses Goldland im Jahr 1854 nicht bedeutend. Der Konsul, Hr. Kellersberger, schätzt sie auf kaum 500 Individuen. Jezt werden in runder Summe etwa 3000 Schweizer daselbst sein, wovon über ein Drittheil dem Kanton Tessin angehören. Die in San Franzisko bestehende schweizerische Wohlthätigkeitsgesellschaft hat im Berichtsjahr über 1628 Dollars an Unterstützungen verfügt und bestand aus 123 Mitgliedern, worunter 12 Berner, 1 Urner, 2 Glarner, 5 Solothurner, 9 Basler, 2 Schaffhauser, 5 St. Galler, 2 Graubündner, 8 Aargauer, 36 Tessiner, 13 Waadtländer, 12 Neuenburger, 16 Genfer, welche fast sämmtlich in der Hauptstadt residiren, während die im Innern niedergelassenen Schweizer wenig Theilnahme für das schöne Institut bezeugten. In Sakramento-City dagegen besteht fortwährend eine schweizerische Schüzengesellschaft, deren zwei im vorigen Jahr abgehaltene Freischießen wieder großen Anklang fanden. — Es befindet sich in San Franzisko ein schweizerisches Kapital von 2—2¼ Millionen Dollars, meistens auf Hypotheken angelegt, dann auch zu Ankauf von Grundstüken, Häuserbau, Diskonto verwendet, welches den Grundeigenthümern von 2 à 2½ bis 3% per Monat brutto Zinsen trug. Der starke Zufluß von fremdem Kapital, der im verflossenen Jahr stattfand, hat ein Fallen des Zinsfußes hervorgerufen; jedoch wird derselbe noch lange Zeit nicht unter 2% per Monat gehen.

— Illinois. Man wird sich noch erinnern, daß vor etwa einem Jahre unter Einwanderern in Cairo, einem an der Mündung des Ohio in den Mississippi belegenen Dorfe, große Noth ausbrach. Bei starkem Frost im Winter sezt sich nämlich bei Cairo, wo das Bett des Mississippi sehr flach ist, das Treibeis fest, und die Dampfboote, von New-Orleans nach St. Louis bestimmt, können dann nicht weiter den Fluß hinaufkommen. Auch in diesem Winter ist derselbe Umstand eingetreten wie im vorigen, aber die Leiden sind, Dank der nun fertigen Eisenbahn nach St. Louis, nicht so groß gewesen wie damals. Der Agent der deutschen Gesellschaft in St. Louis, welcher sich an Ort und Stelle begab, berichtet über die Sachlage: „Wer unter den Eingewanderten noch Geld hatte, benüzte die Reise mit der Eisenbahn, um von dem Jammerplaz Cairo fortzukommen. Cairo und seine Bewohner wissen nicht und werden nie die Noth unserer Einwanderung kennen lernen, rein nur auf Gelderwerb erpicht, kümmern sich die Geschäftsleute dort um andere Menschen nicht (das Lob muß man aber dem Deutschen lassen, ehe der Tod ihm nicht in das Auge schaut, bettelt er nicht!); bettelt dort Niemand, dann ist auch keine Noth! ob Hunger, das erfahren die Menschen nicht. Ich fand dort bei meiner Ankunft ungefähr 56 Familien auf verschiedenen Booten, die der Unterstüzung mit Lebensmitteln äußerst bedürftig waren."

— Missouri. Die Stadt St. Louis zählt laut dem eben aufgenommenen Census 97,642 Einwohner — eine Zunahme von 12,000 seit dem Census 1852—53. Die Bevölkerung kann demnach gegenwärtig in runder Summe zu 100,000 angenommen werden.

Südamerika. Brasilien. Aus Hamburg ist uns von geehrter Hand das im Dezember 1854 von der Kammer der Provinz Rio Grande do Sul angenommene Kolonisationsgesez übersandt worden. Aus Mangel an Raum müssen wir dasselbe bis über acht Tage zurüklegen.

— (Donna Franziska.) In der Allg. Ausw. Ztg. und der Hamburger Ztg. f. d. A. u. K. will Hr. Hühn, Sekretär des Kolonisationsvereins, unsere in Nro. 8 gemachte, gutgemeinte Bemerkung, daß es der Kolonie D. Franziska an einer Verbindung mit der Hochebene von Parana mangle, um zu rechter Blüthe zu gelangen, mit der Behauptung umstoßen, daß eine Straße nach Coritiba seit vier Jahren vorhanden sei. Das Bestehen eines solchen, wenn auch nicht durchgehends praktikabeln Weges ist uns schon lange bekannt und zwar aus Hrn. Hühn's eigenen Mittheilungen über D. Franziska. Es führt dieselbe aber nicht direkte nach dem Hochlande, sondern nach der Paranaguastraße und wird daher auch weder von Auswanderern zur Reise aus Europa nach Parana, noch von Ansiedlern in Parana zur Ausführung ihrer Produkte benuzt werden. Bis zur völligen Erstellung der direkten Straße von D. Franziska nach der Hochebene wird eben Paranagua der ausschließliche Hafen von Parana bleiben und D. Franziska liegt so lange nebenaus.

Anzeigen.

Anzeige für Ausanderer.

Das unterzeichnete Bureau spedirt fortwährend und regelmäßig Passagiere zu den billigsten Preisen und unter Zusicherung reellster Bedienung nach allen Häfen von **Nordamerika** (Kalifornien), **Südamerika** und **Australien.**

Die sehr vortheilhaft bekannten Kolonien in San Paulo (Brasilien) sind besonders solchen Gemeinden zu empfehlen, die ihre Auswanderungslustigen vermittelst Vorschuß des Reisegeldes gegen Rükzahlung spediren wollen, indem dabei bemerkt wird, daß erst kürzlich wieder zwei Gemeinden sehr bedeutende Rükzahlungsraten von ihren Ausgewanderten, durch Vermittlung des schweizerischen Konsulates in Rio Janeiro, empfangen haben.

Nähere Auskunft auf mündliche oder schriftliche frankirte Anfragen ertheilt jederzeit bereitwilligst:

Im Januar 1855.

Für die schweizerische General-Agentur:
E. de Paravicini
an der Unterstraß, Nro. 132, in Zürich.

Lebens- und Renten-Versicherungs-Sozietät

Hammonia in Hamburg.

Aktien-Kapital: Eine Million Mark Banko.

Lebens-, Renten- und Aussteuer-Versicherungen jeder Art werden von der Gesellschaft unter den vortheilhaftesten Bedingungen abgeschlossen.

Die Beiträge sind auf's Billigste gestellt und können selbst monatlich entrichtet werden.

Um 1000 Thaler Preuß. Courant, zahlbar beim Tode, zu versichern, beträgt die monatliche Prämie, wenn der Versichernde beim Eintritt alt ist:

20 Jahre:	30 Jahre:	40 Jahre:	50 Jahre:
1 Rthlr. 14 Sgr. 4 Pf.	1 Rthlr. 27 Sgr. 1 Pf.	2 Rthlr. 15 Sgr. 6 Pf.	3 Rthlr. 17 Sgr. 6 Pf.

In keinem Falle findet Nachzahlung statt.

Gegen eine sehr geringe Prämie werden von der Gesellschaft **Lebens-Versicherungen bei Uebersiedelung nach transatlantischen Ländern gegen die Gefahren der Seereise und des fremden Klima's,** sowie Versicherungen gegen Kriegsgefahr zu besonders günstigen Bedingungen abgeschlossen.

Statuten, Antragsformulare, sowie jede gewünschte mündliche sowohl als schriftliche Auskunft wird bereitwilligst und gratis ertheilt von

E. de Paravicini in Zürich,
Generalagent für die ganze Schweiz.

Bei der Expedition dieses Blattes ist in Kommission erschienen und zu haben:

Die

Auswanderung

als

öffentliche Wohlthat.

Nebst

einigen Mittheilungen aus den deutschen und schweizerischen Armenkolonien in der Provinz St. Paulo in Brasilien.

Aus dem „Kolonist" besonders abgedruckt.

64 Seiten in gr. 8. Geheftet 30 Rp.

Dieses Schriftchen behandelt in faßlicher Weise die wichtige Zeitfrage der Auswanderung. Insbesondere aber bespricht es von einem praktischen Standpunkte aus die Armenauswanderung und ist daher namentlich denjenigen Armenbehörden zu empfehlen, welche ihre unterstützungsbedürftigen Mitbürger nicht bloß über das Meer abschieben, sondern auch dort wirklich versorgen wollen. Es zeigt ihnen, wie dieser Zwek durch Aufopferung sehr geringer Geldmittel erreicht werden kann. Nicht minder beherzigenswerth ist aber das Schriftchen für vermöglichere Auswanderungslustige, die wegen der gegenwärtigen schlimmen Aussichten in Nordamerika billig Bedenken tragen, ihre Schritte dorthin zu lenken. Die im Anhang abgedruckten Briefe, welche die vortheilhafte Lage so mancher, ehemals blutarmer Schweizer in der gesegneten Provinz San Paulo schildern, werden das Ihrige zur Bekämpfung der noch hin und wieder herrschenden ungegründeten Vorurtheile gegen die Auswanderung nach Brasilien beitragen.

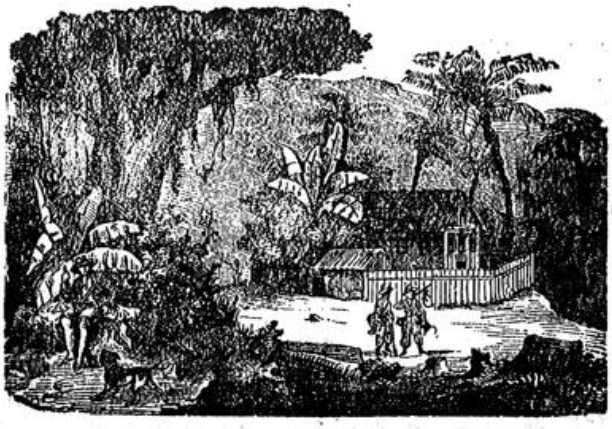
Der zweite diesjährige Auswandererzug nach San Paulo geht Ende Mai ab und glauben wir Auswanderungslustige um so mehr zur Theilnahme an demselben einladen zu dürfen, da eine Ermäßigung der Passagepreise und Begünstigung der Kinder in Betreff des Alters von 8 auf 10 Jahre, sowie auch theilweise Vorschuß, dabei stattfindet.

E. de Paravicini
in Zürich.

Abonnementspreis.
Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".



Einrukungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Dreitage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 15. | Samstag den 14. April. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Fünfter Jahrgang. | 1855.

☞ Auf das zweite Quartal des „Kolonist" kann noch immer abonnirt werden. Die Postbüreaux sind verpflichtet, Bestellungen bis Ende dieses Monats anzunehmen.

Brief des Heinrich Götti von Wildhaus aus St. Louis.

(Schluß.)

Am Donnerstag kam Marti zurük und am Samstag reiseten wir wieder beide über Land zurük auf die Farm und fanden am lezten Tag auch das Pferd wieder; es wurde im Städtchen Wagan, zirka 12 Meilen von der Farm, aufgefangen.

Obschon ich 6 ziemlich harte Tage hatte, freute mich die Reise doch, denn man kommt an manchen Orten durch herrliche Gegenden und einige freundlich gelegene Städtchen, als Manoni und Carnesville, man muß aber die Städtchen und Farmen nicht mit den unserigen vergleichen, denn wer es nicht selbst gesehen, hat keinen Begriff davon. Im Oktober kam ein Wismer von Uetikon aus Zürich auf unsere Farm, um Bossart, Herausgeber der monatlichen Briefe, aufzusuchen, der aber schon längere Zeit nicht mehr bei uns war. Wismer ist ein sehr ordentlicher Mann und ziemlich gut von Hause; er blieb immer bei uns, war aber sehr unzufrieden mit Bossart, denn er glaubte, nach der Beschreibung, Marti's Farm wie ein Paradies anzutreffen, traf aber nur eine roh liegende Farm. Wismer beschloß, mit mir nach dem Süden zu reisen und wir verließen am 11. November die Farm. Die Reise ging wieder über Land, denn ich mußte das Pferd und den Wagen nach Dubuque nehmen. Am 10. fiel ein wenig Schnee, und am 11. war es so furchtbar kalt, daß wir fast zu Grunde gingen. In Dubuque hielt ich mich noch acht Tage bei Marti auf, denn es kamen keine Schiffe mehr, des niedrigen Wasserstandes und der Kälte wegen. Der Abschied von Marti that mir wirklich wehe; er bat mich dringend, ich möchte doch wieder zurükkommen und in der Nähe von seiner Farm ein Stük Land kaufen, oder wenn ich nichts kaufen wolle, so solle ich bei ihm bleiben. Da in diesen acht Tagen kein Schiff kam, beschlossen Wismer und ich mit einem Fuhrwerk nach Galena zu fahren, von welchem Orte aus es vielleicht mehr Gelegenheit gebe nach St. Louis zu fahren, indem es den Mittelpunkt zwischen St. Paul und St. Louis bildet.

In den lezten Wochen meines Aufenthaltes auf der Farm, hatten wir bereits immer mit dem Prairiefeuer zu schaffen. Es wird nämlich jeden Herbst, wenn das Heu auf der Prairie recht dürr ist, dasselbe in Brand gestelt und es muß daher jeder Farmer bei Zeiten seine Gebäulichkeiten und Futtervorräthe vor dem Feuer schüzen, welches auf folgende Art geschieht: es gehen 4 bis 5 Mann, jeder mit einem nassen Lappen an einer Stange versehen, zünden das Heu um die Gebäude und das Futter an, brennen so auf eine gewisse Entfernung das Heu ab, will das Feuer aber zu weit fahren, so hält man es mit dem nassen Lappen auf; kommt dann das große Feuer, so kann es also nicht weiter als bis zu den abgebrannten Stellen. Um diese Zeit ist oft der Himmel ringsum roth und man sieht auf gewisse Entfernung, daß das Prairiefeuer im Anzuge ist. Als das Feuer kam, ging es bei uns ganz unschädlich vorbei, denn Jos und ich vertheidigten uns so viel wie möglich, dagegen zwei Nachbarn verbrannten, dem einen drei und dem andern ein Stok Heu. Das Prairiefeuer wäre eine schöne Unterhaltung, wenn keine Gefahr dabei wäre, denn man glaubt nicht, mit welcher Gewalt das Feuer auf Stunden breit durch Wald und Gebüsch davon wüthet.

Als wir nach Galena kamen, waren keine Schiffe da, wir beschloßen daher, mit der Eisenbahn über Chicago nach St. Louis zu fahren. Abends 4 Uhr fuhren wir von Galena ab und kamen Nachts um 12 Uhr in Chicago an, an welchem Orte wir uns den folgenden Tag bis Abends 10 Uhr aufhielten. Am Morgen suchte ich schnell Städle und Bolt auf, und wir unterhielten uns den Tag durch mit erzählen unserer Erlebnisse seit dem Tage, an welchem wir von einander schieden. Ich gab beiden den Rath in Chicago zu bleiben, denn es sind wirklich schlechte Zeiten. Alles theuer und wenig Arbeit, deßwegen auch geringer Verdienst. Von Städle erfuhr ich den Tod von Mezger. Bolt ist immer noch auf dem alten Plaz als Bäker. Am Abend um 10 Uhr nahm ich wieder Abschied von meinen Kameraden und fuhr auf der Eisenbahn nach St. Louis, welche Fahrt 6 Dollars kostete. Am Abend ungefähr um 3 Uhr des andern Tages erreichten wir St. Louis, wir ließen unsere Koffern auf der Steamboot-Office liegen und suchten uns eine Herberge, die wir durch Zufall in dem Boarding haus, in dem Hr. Wälle von Kappel wohnt und dessen Eigenthümer ein Schweizer ist, fanden. Wir blieben zwei Tage in St. Louis, dann machten wir eine Reise nach Highland in Illinois, etwa 30 Meilen von St. Louis. In Highland besuchte ich die zwei Hermann von Wildhaus, welche eine Wiskey-Brennerei haben und, wie ich glaube, gute Geschäfte machen. Highland ist in einer ziemlich schönen Gegend, aber es ist nur ein Bauernstädtchen mit wenig Gewerbe. Von Highland reiseten wir nach Belleville, ebenfalls ein neues Städtchen, meistens von Deutschen bewohnt. Von da aus gingen wir wieder zurük nach St. Louis in der Absicht, nach New-Orleans zu reisen. In St. Louis traf ich den Ulrich Schwendener von Burgerau wieder an, mit welchem ich in Chicago einige Zeit arbeitete; er kam so eben von Süden her und mißrieth mir hinunter zu reisen, indem es mit der Arbeit so schlecht stehe wie hier, dagegen das Kostgeld noch bedeutend höher sei. Wir beschlossen daher das Reisen einzustellen bis sich die Zeiten wieder bessern. Wismer ist auf das Land, um zu arbeiten und besucht mich von Zeit zu Zeit. Ich bin immer in der Stadt und glaubte irgendwo Arbeit bei einem Bäker aufzutreiben, es will aber nicht recht gehen. Es schlägt mich jezt ein wenig im Geschirr herum. Ich habe seit Mitte November bis jezt nur 7 Dollars verdient, dagegen bezahle ich wöchentlich 2¾ Doll. Kostgeld. Ich arbeitete verschiedene Arbeiten. Eine Woche arbeitete ich bei einem Schweizer Bäker, bei welchem ich es aber so schlecht hatte, daß ich es vorzog, den Plaz wieder zu verlassen und einen andern zu suchen. Acht Tage später kam ich zu einem deutschen Bäker, bei dem es mir ziemlich gut gefiel, wurde aber von einem Würtemberger weggespielt, der sich anerbot, per Monat um 2 Doll. billiger zu arbeiten als ich. Arbeit auf dem Lande könnte ich immer haben, werde aber vor der Hand noch keine annehmen, so lange mein Geldbeutel in gutem Zustande sich befindet. Es ist jezt im allgemeinen eine sehr schlechte Zeit. Es ist in Amerika sehr viel Papiergeld im Umlauf; auch sind bereits in allen Staaten eine große Zahl von Banken gebrochen, welches der Vorläufer von schlechten Zeiten ist. Alle Lebensmittel sind sehr theuer, sehr viele Arbeit eingestellt und nur die geringsten Löhne werden bezahlt. Man rechnet, daß hier in St. Louis wenigstens 5—6000 Arbeiter ohne Arbeit herumsizen; ähnliches wird aus allen andern großen Städten berichtet. Man hofft, daß der Verdienst und alles wieder besser werde, so bald der Frühling sich zeigt und die Schifffahrt wieder aufgeht. Ich beabsichtige, wenn möglich, die amerikanische Bäkerei zu erlernen, damit ich nachher für mich selbst irgendwo etwas anfangen kann, denn nur als Arbeiter ist auch in Amerika wenig zu machen. Jezt bin ich gesonnen, sobald ich die Bäkerei ein wenig los habe, nach Kalifornien zu reisen, wohin mein Kamerad Wismer wahrscheinlich auch gehen wird. Laut vielen Berichten, die ich von Schweizern, die aus Kalifornien hieher gekommen und zurük sind, soll in Kalifornien viel gesünderes Klima und viel besserer Verdienst sein. Hier in St. Louis traf ich auch Schmid Hartmann und seine Söhne, sie befinden sich ziemlich gut und der alte Hartmann und ich besuchen einander oft. Was die hiesige Gegend anbetrifft, in Beziehung des Landes, so würde ich für Euch Jowa vorziehen, hauptsächlich für Viehzucht, dagegen für Weinbau ist das nördliche Jowa schon zu kalt.

Noch einiges über das Elend der deutschen Einwanderer, von welchem ich selbst Augenzeuge bin und aus zuverlässiger Quelle habe. Madame Straßer, bei der ich logire, ist eines von den thätigsten Mitgliedern des hiesigen Unterstüzungsvereins, diese sagt mir, daß man rechne, es seien von den vielen tausend Einwanderern, die seit dem Juli hier angekommen, kaum mehr ½ am Leben und von diesen lebe eine große Zahl im größten Elend. Auf der deutschen Gesellschaft ist jeden Tag alles angefüllt von solchen Leuten, die Unterstüzung verlangen. Als ich auf die deutsche Gesellschaft ging, war eine arme Deutschländerin dort mit 7 Kindern, das älteste ungefähr 12 Jahre alt, ohne einen Kreuzer Geld, deren

Mann auf der Reise von New-Orleans bis hieher an der Cholera gestorben, solche Fälle gibt es häufig. Nachher kam Bericht in unser Haus, es sei eine Schweizer-Familie mit einem Dampfschiff angekommen, die sich nicht zu rathen noch zu helfen wisse. Ich ging auch selbst hin und traf eine Solothurner Familie, die Frau krank auf Brettern liegend, zirka 60 Jahre alt, eine Tochter von 17 Jahren, zwei Söhne, welche Kretins waren, der Mann ebenfalls von New-Orleans hieher gestorben und noch zirka 15 Fr. Geld. Jezt befinden sich drei Schweizer Familien hier mit 18 Kindern, die Männer gestorben und alle ohne Geld, in lezter Zeit angekommen. Es wird hier täglich Suppe an solche Arme ausgetheilt, vielen von ihnen muß Wohnung, Holz und alles angeschafft werden. Gleiches geschieht in New-Orleans, New-York und Cincinnati oder noch schrecklicheres. Das Elend ist noch gestiegen durch die große Kälte, denn in lezten Tagen kam Bericht, es sei ein Schiff mit Einwanderern einige hundert Meilen von hier *) eingefroren, und die Leute befinden sich jezt in kleinen Ortschaften, wo sie keine Unterstüzung finden. Es wurde ein Mitglied der deutschen Gesellschaft dorthin gesandt. In Summa, wer es nicht gesehen, hat keinen Begriff, welchem Elend diese Leute ausgesezt sind, bis sie sich einmal ein wenig zurecht finden. Unvermögliche Leute sollen die Sache daher wohl überlegen, bevor sie so leichtsinnig auswandern. Sogar Familien, die noch Geld haben, werden sehr oft in den Seestädten von den Mäklern noch um ihr Geld betrogen. Das Leben in den amerikanischen Städten gefällt mir auch gar nicht, denn wirkliche Unterhaltung findet man wenig, auch alle Feste werden auf sehr rohe Art gefeiert. Bei allen Festen ist die Hauptsache das Losschießen von vielen tausend Gewehren, Pistolen und Flinten, so daß man nicht mehr sicher durch die Gassen gehen kann, und kein solcher Festtag geht vorbei, an dem nicht einige Menschen getödtet oder verwundet werden. Schlägereien kommen jedes Mal an solchen Festtagen vor, bei welchen gewöhnlich einige todt geschlagen werden. Polizei ist an solchen Tagen gar keine, es können alle frei machen, was sie wollen. Die Irländer, deren es in allen Städten schaarenweise hat, sind im Durchschnitte ein wahres Räuberkorps und den Deutschen Todfeind. Gewöhnlich berauschen sie sich sehr oft und dann suchen sie jede Gelegenheit auf, Leute in schlechte Häuser zu loken und Streit mit ihnen anzufangen, wo sie dann gewöhnlich von ihnen halb todt geschlagen und ihres Geldes, Uhren und was sie haben, beraubt werden. In Chicago verging keine Nacht, in welcher ich nicht durch den fürchterlichen Hülferuf von einem so Mißhandelten aus dem Schlafe geweckt wurde. Die amerikanische Polizei ist in sehr schlechtem Zustande, wer nicht große Geldmittel besizt, kann bereits kein Recht erlangen. Mörder, bei denen es klar am Tage ligt, daß sie den Mord absichtlich begangen, werden gegen Kaution von 600—1000 Doll. in Freiheit gesezt und haben dann nur auf bestimmte Zeit vor Gericht zu erscheinen. Ist der Mörder reich und getraut sich der Sache nicht gut, so läßt er sein Geld liegen und macht sich davon. Amerikaner werden, wenn immer möglich, freigesprochen oder wenigstens milder behandelt als die Eingewanderten, daher wird sehr oft das Lynchgesez angewandt. Auch glaubt man in Europa, man habe in Amerika keine Abgaben zu bezahlen, das ist auch nicht der Fall, denn von jedem Geschäfte muß Abgabe bezahlt werden, besonders in den Städten. Wer nur einen einfachen Biersalon hält, bezahlt jährlich wenigstens 160 Doll. Die Farmer müssen ebenfalls Steuern bezahlen, jedoch nicht bedeutend. Es wird jedes Jahr das Vermögen jedes Farmers untersucht, d. h. es wird seine Farm, sein Vieh, sein Vorrath an Lebensmitteln, sein Hausgeräthe und alles gewerthet und nach dem die Steuern angesezt. In St. Louis wohnen sehr viele Schweizer und der ganze Staat Missouri ist von sehr vielen Deutschen bewohnt. Ich für mich würde zu meinem Wohnorte das nördliche Illinois, Wiskonsin und Jowa vorziehen. Auch Chicago wird St. Louis in kurzer Zeit vorkommen, denn es sind jezt schon 6 Railroad (Eisenbahnen) in verschiedenen Richtungen im Gange, dann die große Schifffahrt auf dem Michigan See, auf welchem Dreimaster, so groß wie auf dem Meer, fahren.

*) In Cairo, Illinois, an der Einmündung des Ohio in den Mississippi, wie wir jüngst berichtet haben. A. d. R.

Nachtrag.

New-York, den 4. März 1855.

Aus dem Vorhergehenden ersehet Ihr, daß ich beabsichtige nach Kalifornien zu reisen. Ich habe aber meinen Plan geändert, denn anstatt im Herbst, wie ich gesonnen war, werde ich schon morgen (5. März) von hier nach Kalifornien abreisen. Die Ursachen, warum ich meinen Reiseplan so schnell geändert, sind: erstens immer schlechte Zeiten, zweitens traf ich per Zufall Friz Oberteufer in St. Louis, welcher mir Bericht von seinen Brüdern in Kalifornien ertheilte und ebenfalls dorthin zu reisen beabsichtigte. Oberteufer, Wismer und ich reiseten also New-York zu, welche Reise ziemlich schlecht von statten ging. Oberteufer wurde ein wenig unwohl und wir riethen ihm an hier zu bleiben, was er auch zu thun entschlossen ist. Dagegen haben wir einen andern uns sehr willkommenen Reisegefährten erhalten, nämlich Hrn. Thierarzt Huter von Uznach. Wir Drei schlossen am 2. dieß den Akkord ab. Die Ueberfahrt kostet jeden 150 Dollars. Es kostet mich also die ganze Reise über 200 Dollars. Mein Geld und meine Kleider, die ich in New-York zurükgelassen hatte, forderte ich natürlicher Weise ab. Das Schiff, mit welchem wir von hier nach Aspinvall fahren, heißt George Law, ein sehr schönes Dampfschiff! Von Aspinvall geht es per Eisenbahn über den Isthmus, in Zentralamerika, bis Panama. Von da führt uns das Dampfschiff Golden Era über das Stille Meer hinüber nach St. Francisco. Die Reise dauert ungefähr 24 Tage. Sobald ich in Kalifornien angekommen sein und mich ein wenig orientirt haben werde, schreibe ich Euch wieder. Dort werde ich jedenfalls im Ernst um Arbeit mich umsehen müssen, denn bis dahin wird mein Geld sehr zusammengeschmolzen sein. Auf das kalifornische Gold und die Reichthümer, die ich dort sammle, werdet Ihr noch nicht zechen, Ihr könntet sonst leicht angeführt werden. Diese zweite große Seereise erinnert mich sehr an die Abreise und Trennung von Euch, und ich werde Euch beim Betreten dieses großen Seeungeheuers, des Dampfschiffes, in meinen Gedanken nochmals ein warmes Lebewohl nebst tausend Glüswünschen zurufen.

Euch herzlich grüßend, zeichnet

H. Götti.

Anmerkung der Redaktion. H. Götti ist dem Redaktor des „Kolonisten" persönlich als ein achtungswerther und mit vielem gesunden Menschenverstande begabter Mann bekannt. Wir geben daher auch etwas auf sein Urtheil über die gegenwärtigen amerikanischen Zustände und haben deswegen seinen Brief mit Ausnahme weniger Stellen, die bloß seine Familie interessiren können, vollständig mitgetheilt. Nur haben wir uns einige orthographische Aenderungen erlaubt. So hat Götti alle englischen Wörter, z. B. die Namen der Städte, Staaten u. s. w., deutsch so geschrieben, wie sie ausgesprochen werden. Seine Unkenntniß der englischen Sprache ist auch Schuld daran, daß er jenen Fluß in Nordjowa, über den er bei Verfolgung des Pferdes sezte (s. d. vorige Nummer, Seite 54), welcher wahrscheinlich der Turkey River ist, den „Reber" nennt, und glaubt, dieß sei der Eigenname desselben, während dieses „Reber" vermuthlich nichts anderes als der Sammelname „River" ist, was eben auf deutsch „Fluß" heißt.

Die Schweizerkolonien bei Setif in Algerien.

(Fortsetzung und Schluß.)

Wir hatten Anfangs im Sinne, den Bericht des Verwaltungsrathes der Genfer Kompagnie seinem wesentlichen Inhalte nach unsern Lesern vollständig vorzulegen. Da derselbe aber mittlerweile von der Gesellschaft selbst in mehreren Schweizerblättern (Oberländer Anzeiger, Berner Intelligenzblatt) in deutscher Uebersezung veröffentlicht worden ist, so halten wir dieß nicht mehr für nöthig und begnügen uns mit einer gedrängten Uebersicht des übrigen Theiles.

Ganz leise und nur so im Vorbeigehen berührt der Bericht einige der vielen Uebelstände, unter denen die Kolonie leidet, nämlich den ungenügenden Zustand der Straßen in der Provinz Constantine, die daher rührenden hohen Transportkosten und den Mangel einer entsprechenden Feldpolizei, übergeht aber andere, denen nicht so leicht abzuhelfen ist, z. B. die Wasser- und Holzarmuth der Kolonialländereien. Länger verweilt er bei den Vortheilen, welche die Kolonie den Ansiedlern gewähre. Es werden als Beispiel der Rentabilität die Aussagen zweier Kolonisten angeführt, von denen der eine auf 7 Akres für 350 Franken Kartoffeln gezogen, der andere aus den Wiesen seines Looses für 1200 Franken Futter erhalten habe (?). Der Absaz der Produkte gehe leicht von statten, die Preise stehen hoch: das Korn wurde im lezten Dezember um 19—20 Fr. der Sak, oder die Ladung (160 Litres) verkauft, die Milch um 50—60 Centimes der Litre; die Kartoffeln um 10—15 Fr. die 100 Kilos, Heu um 5—7 Fr. Das ist recht schön für die Ansiedler, wenn sie einmal recht viel pflanzen können; die wenigsten werden aber in den ersten zwei Jahren Lebensmittel über ihren Bedarf zu produziren im Stande sein, die meisten hingegen weniger erzeugen und das für die eigenen Bedürfnisse Fehlende kaufen müssen, so daß also in diesen hohen Preisen eher ein Hinderniß für das rasche Aufblühen der Kolonie liegt, als ein Vorzug. Unbedeutend ist noch der Viehstand; Ende Dezembers auf der ganzen Kolonie erst 72 Stüke, Hornvieh, Pferde und Maulesel zusammengenommen. — Die Gemeindeorganisation ist insofern geregelt, als festgesezt ist, daß ein Gemeindrath von 6—8 angesehenen Kolonisten gewählt (durch wen?) werden soll; ein Mitglied muß aus den Agenten der Gesellschaft genommen werden.

Nun folgt eine Darstellung der Verhältnisse der Meierei El-Bez und der finanziellen Seite der ganzen Aktienunternehmung, welche billigerweise, da dieser Theil für die Gesellschaft die Hauptsache ist, mehr als die Hälfte des verwaltungsräthlichen Berichtes ausmacht. Uns aber liegt dieselbe ferner und wir können uns füglich auf die Bemerkung beschränken, daß sowohl das Pachtgut, als die Rente der Gesellschaft im blühendsten Zustande und die jezt schon bezahlte Dividende bedeutend ist. Wir wollen aber gerne sehen, ob nächstes Jahr die Aktien der Gesellschaft auch noch so glänzend stehen!

Außer dem „Kolonist" haben auch noch andere Schweizerzeitungen der „Spekulation" der Genfer Kompagnie ihre verdiente Würdigung angedeihen lassen (Berner Zeitung, schweizerische National-Zeitung, Zürcher Landbote). Etwas fatal ist es dabei der Berner Zeitung gegangen, indem sie durch polizeirichterliches Urtheil ge-

Feuilleton.

Die Wirthschaft eines holländischen Boers im Kaplande.

(Fortsetzung.)

Die Kleidung hatte nichts besonders Bemerkenswerthes. Die der Frauen glich bedeutend dem Kostüme der Dorfbewohner Englands vor dreißig oder vierzig Jahren, nur war sie in gewisser Hinsicht unsauberer. Die Männer trugen lange weite Beinkleider von Schaf- oder Ziegenleder, das ihre Diener gerbten, und das in der Familie verarbeitet wurde. Ein Hemd von gewürfelter Leinwand, eine Jake von grobem Frieß oder Baumwolle, je nach dem Wetter, und ein breitgekrämpter weißer Hut, vollendeten den Anzug. Schuhe und Strümpfe schienen nicht für wesentliche Bestandtheile des Anzuges bei beiden Geschlechtern zu gelten und wurden nur selten getragen, außer wenn sie zur Kirche oder zu Lustbarkeiten gingen. Doch dienen eine Art Sandalen zum gewöhnlichen Gebrauch, die man Feldschuhe nennt und deren Gestalt, wie ich glaube, ursprünglich von den Hottentotten entlehnt ist. Sie werden von rohem Rindleder mit einem Oberleder von gegerbtem Schaf- oder Ziegenleder gemacht und nähern sich sehr den Holzschuhen der alten schottischen Hochländer.

Schon früher hatte ich gehört, daß die thätige Frau Közer zuweilen Lederanzüge zum Verkauf fertige und bestellte daher eine Reise-Jake und Beinkleider von gegerbtem Springbokleder, die lezteren mit Leopardenpelz besezt; der Preis für das Ganze war dreizehn Fix-Dollars oder ungefähr ein Pfund Sterling. Auch kaufte ich das Fell eines sehr schönen Leoparden, den einer der jungen Közer erst kürzlich geschossen hatte, für ein halbes Pfund Schießpulver.

Der alte Közer und seine Familie war, wie alle holländischen Kolonisten in ferneren Gegenden, außerordentlich neugierig und ich wurde mit einer Menge Fragen, meist über sehr geringfügige Gegenstände, überhäuft. Die Engländer fühlen sich hiebei bald gelangweilt, doch ohne genügenden Grund; denn ob es gleich Mangel an Erziehung verräth, so ist es doch keineswegs mit Rohheit und Grobheit verbunden; es ist nur die Folge der ungezügelten Neugier bei Menschen, welche in einem unangebauten schlecht bevölkerten Lande leben, denen der Anblik eines Fremden ein seltenes Ereigniß und Neuigkeiten jeder Art höchlich willkommen sind. Anstatt deßhalb hochmüthig und verdrossen das Entgegenkommen zu gegenseitigem Vertrauen zurükzuweisen, beantwortete ich ihre Fragen bereitwilligst, die sich sogar auf mein Alter, auf die Zahl, die Namen und das Alter meiner Familie und meiner Verwandten, das Ziel und die Dauer meiner gegenwärtigen Reise und ähnliche Dinge bezogen. Meinerseits legte ich ihnen ähnliche und noch mannigfaltigere Fragen vor, welche sie sämmtlich mit der größten Offenheit beantworteten, und mit meiner Freimüthigkeit höchlich zufrieden schienen. Auf diese Weise erfuhr ich bald, daß mein Wirth acht oder zehn Brüder habe, alle tüchtige Grenzviehmäster wie er, alle mit zahlreichen Familien versehen. Seine eigene Familie bestand, wenn ich mich recht erinnere, aus sechs Söhnen und eben so viel Töchtern, von denen einige in der Nachbarschaft verheirathet und ansäßig waren. Zwei seiner Söhne mit ihren Frauen und Familien lebten gegenwärtig bei ihm in Hütten, die neben seinem Hause waren. Die alte Frau sagte mir, daß sie selbst aus einer französischen Hugenotten-Familie abstamme, die nach der Widerrufung

zwungen wurde, eine von Hrn. v. Gingins von Lasarraz unterzeichnete Entgegnung auf ihren Angriff aufzunehmen, die aber doch nicht im Stande sein wird, das Urtheil des unpartheiischen Publikums zu Gunsten der Genfer Gesellschaft umzustimmen.

Beiträge zur Geschichte der Einwanderung & Kolonisation von Kanada.

(Schluß.)

Derjenige Theil der Provinz, welcher nun den Namen Ober-Kanada erhielt, oder wie er gegenwärtig gewöhnlicher mit West-Kanada bezeichnet wird, wurde bereits im Jahre 1788 vom damaligen Gouverneur Lord Dorchester in vier Distrikte getheilt, unter den Namen Lüneburg, Mekkenburg, Nassau und Hessen, dann aber durch die erste Akte des Provinzialparlaments im Jahre 1792 in Eastern-, Midland-, Home- und Westerndistrikt umgetauft. General Simcoe, der erste Gouverneur, machte eine neue Eintheilung in Distrikte, Counties und Townships, die nachher wieder verändert wurden.

Nach der Trennung Ober-Kanada's von der untern Provinz im Jahr 1791 häuften sich in der obern Provinz durch abgedankte Soldaten und von den Ver. Staaten eingewanderte Royalisten die Ansiedelungen beträchtlich. Einige Tausend zerstreuten sich im Distrikt Niagara und auch im Western-Distrikt, dazwischen hielten einzelne Indianerstämme nach wie vor ihre eigenen Jagdgründe, durch die weder „Weg noch Steg" führte. Damals — in den neunziger Jahren — kam die Post von Quebek nach diesen westlichen Ansiedelungen im Jahr ein- oder höchstens zweimal und wurde meistentheils von Indianern getragen; eine Reise nach Montreal und Quebek war höchst beschwerlich und dauerte länger, als eine Reise von Quebek nach England.

Die erste deutsche Ansiedelung wurde im Jahr 1800 gegründet. Die Ansiedler waren Mennoniten, welche früher in Buks County in Pennsylvanien wohnten und dann nach Kanada zogen, wo sie von der englischen Regierung am Ontariosee, in den heutigen Townships Louth und Clinton im Niagara-Distrikt, Land kauften und sich dort ansiedelten. Später kamen Viele von dem gleichen Glaubensbekenntniß und ließen sich nördlich von Toronto namentlich im Township Markham nieder. Das Township Waterloo wurde im Jahr 1801 zuerst angesiedelt und ebenfalls von Mennoniten aus Pennsylvanien. Sie kauften über 60,000 Aker und bezahlten dieselben innerhalb 3 Jahren. Fünf Jahre später bildete sich auch im Township Woolwich eine Mennonitengemeinde, die daselbst gegen 50,000 Aker ankaufte und bezahlte. In den Zwanzigerjahren kam eine der Mennoniten verwandte Glaubenspartei aus Deutschland, nämlich die Amischen, welche sich im Township Wilmot niederließen und dort die Art an den Urwald legten. Im Jahre 1822 kam einer ihrer Prediger, Namens Christian Raziger aus Baiern, ebenfalls nach Wilmot und auf dessen Rath kamen dann noch viele Amische von Preußen, Baiern, aus der Schweiz und dem Elsaß her eingewandert. Zu jener Zeit war das Land außerordentlich wohlfeil und die Ansiedler in Wilmot erhielten noch 50 Aker geschenkt. Seither sind nun immer größere Schaaren eingewandert, Lutheraner, Katholiken u. s. w. und überall sieht man die heimischen Thurmspitzen ihrer Kirchen gen Himmel weisen, als Zeichen der siegreichen Zivilisation gegen das rohe Indianerthum.

Schiffsnachrichten.

Das amerikanische Auswandererschiff „George Hurlbut", von Antwerpen nach New-York bestimmt, rannte durch ein Versehen seines Steuermanns den 7. April unweit der englischen Küste in den Bug des Admiralschiffs der englischen Ostseeflotte „Duke of Wellington" und beschädigte sich so sehr, daß es in Portsmouth zur Reparatur einlaufen mußte.

Verzeichniß der vom 28. Febr. als 13. März aus europäischen Häfen in New-York eingelaufenen Passagier-Schiffe.

28. Liverpool. Am. Paketschiff „Van Guard", Norton, 30 T., 55 Pass.; zufrieden.
Havre. Am. Paketschiff „Willm. Tell", Bonny, 30 T., mit Pass.; keine Klagen.
1. Havre. Am. Postdampfer „St. Louis", Wotton, 13 T., 30 Passagiere.
Glasgow. Am. Schiff „Java", Jakson, 30 T., 20 Passagiere; gut.
Antwerpen. Am. Schiff „Francis B. Cutting", Rokwell, 50 T., 280 Pass.; ziemlich gut.
2. London. Am. Paketschiff „London", Hubbard, 37 T., 124 Pass.; zufrieden.
3. Liverpool. Am. Paketschiff „Lucy Tompson", Pendleton, 39 T., 47 Pass.; mittelmäßig.
Liverpool. Am. Paketschiff „Jerem. Tompson", Blate, 22 T., 80 Pass.; gut.
5. Glasgow. Am. Bark „Mary Morris", M'Leavy, 31 T., 12 Pass.
7. Liverpool. Am. Schiff „A. Z.", Chandler, 31 T., 30 Pass.; mehrere Klagen vernommen.
8. London. Am. Paketschiff „Amazon", Hovey, 24 T., 70 Pass.; keine Klagen.
Liverpool. Am. Paketschiff „Andrew Foster", Swift, 29 T., mit Pass.; mehrere Klagen.
Antwerpen. Am. Schiff „Hampton", Brown, 54 T., mit Pass.; mittelmäßig.
9. London. Am. Paketschiff „Rhine", Moore. 29 T., 53 Pass.; ziemlich gut.

Landwirthschaftliches und Technologisches.

(Aus der „Hamburger Zeitung für deutsche Auswanderungs- und Kolonisations-Angelegenheiten".)

Zukerrohr.

(Fortsezung.)

Die Preise des Produkts dagegen sind niedrig gehalten und wurde auf Versendung nach Rio de Janeiro gerechnet, es ist aber erst bei größerer Produktion solches Verfahren nöthig und der Absaz wird vorläufig in der Umgegend der Fabrik stattfinden, wo die Preise viel höher sind. Wenn nun das Land, welches mit Zukerrohr bebaut wurde, keine Ernte mehr in Aussicht stellt, so wird es in Weide gelegt. Sind nun jene 120 Morgen zusammenhängend und sogleich, als Zukerrohr gepflanzt wurde, das Land mit Dornen umpflanzt, so sind diese jezt schon stark genug, eine lebende Einfriedigung zu bilden. Für ihre vollkommene Herstellung, sowie für Bepflanzung der 120 Morgen mit Grama sollten nun noch zirka 400 Milreis ausgegeben werden; war aber keine lebende Hefe zur Zeit angepflanzt, und muß jezt eine Einfriedigung von Holz erstellt werden, so mehrt sich die Ausgabe noch um 100 bis 200 Milreis, je nachdem das Material näher oder ferner ligt. Eine Weide von diesem Umfange kann eine jährliche Pacht von geringerer oder größerer Höhe einbringen, je nachdem der Pächter Verpflichtungen für die Weide, z. B. Conservation, Verbesserung derselben, der Einhegung und Erhaltung der daran liegenden Straße, übernimmt. Wird aber eigene Viehzucht betrieben, so ist leicht erklärlich, daß dadurch der Ertrag sich viel höher stellen muß.

Tabak.

Die Tabakskultur wird in den Provinzen Santa Katharina und San Paulo künftig wohl mit etwas mehr Energie betrieben werden; wenn man aber nicht eine bestimmte Anzahl Arbeiter, die auch zuverlässig sind, halten kann, so ist auch diese Kultur besser Pächterfamilien zu überlassen. Ich glaube aber, daß die regelmäßigen Witterungsverhältnisse der Kampos für diese Kultur sicherere Resultate liefert, als das Land unter der Serra längs der Meeresküste. Dennoch gewinnt man in der Küstengegend Tabak von ganz guter Qualität, wenn ihm nur die nöthige Aufmerksamkeit gewidmet wird.

Der Preis des Blättertabaks ist per Pfund 4 bis 500 Reis, ebenso hoch ist Jumo un rola. Die Zigarrenmacher bezahlen je nach Qualität per Pfund 240 bis 320 Reis. In Rio aber kostet die Arobe 6 bis 8 Milreis, das Tausend Zigarren 10 Milreis.

Rechnet man nun als Ertrag von einem Morgen 12 Aroben Blätter und daß ein Mann 7 Morgen kultivirt (natürlich stellen sich bei dieser Kultur Epochen ein, wo die Leistungen eines Menschen unzureichend sind, man muß aber bedenken, daß alle Arbeiten sich auf wenigstens 6 Monate vertheilen), so würde der Ertrag von 7 Morgen 84 Aroben sein, per Arobe 6 Milreis ergiebt eine Einnahme von 504 Milreis und das jährliche Salair für die Arbeit soll 240 Milreis sein, so ergiebt sich ein Gewinn von 264 Milreis per 7 Morgen Tabaksland. Es bedarf hierzu keiner Maschine, ein einfacher offener Schuppen zum Trokneu der Blätter mit zweckmäßiger Einrichtung genügt. Hat man einen Boden, der in seinen Grundbestandtheilen sich gänzlich für Tabaksbau eignet, so ist nichts vortheilhafter, als ihn ausschließlich dazu zu bestimmen, dem gemäß durch Bäume oder Heken zu schüzen und zweckmäßig zu bearbeiten, d. h. ist das Roden mit dem Ertrage angemessenen Unkosten verknüpft, diese Ausgabe nicht zu scheuen; hierdurch wird viele Handarbeit erspart, indem, wenn mit Akerinstrumenten gelokert und jährlich genügend gedüngt wird, auf eine Vermehrung des Produktes, die dem doppelten nahe kommt, gerechnet werden kann. So schön diese Berechnung klingt, muß doch nicht vergessen werden, daß der Tabaksbau stets viel Risiko hat, anhaltende und starke Regen besonders nach dem Verpflanzen, seltener Dürre, mehr noch aber als alles andere, ruiniren Insekten oft in kurzer Zeit das bis hierhin mit Mühen Gepflegte. Jedoch sind dieses dieselben Plagen, welche dem Pflanzer in Nordamerika, Cuba, kurz in allen Tabak produzirenden Ländern entgegentreten; und würde man das Mittel des Ertrags von 10 Jahren finden, so glaube ich, daß obige Angabe dort wohl schwerlich übertroffen werden wird.

Verschiedenes.

Schweiz. (Konsulatswesen.) Zum schweizerischen Vizekonsul in San Franzisko, Kalifornien, ist Hr. A. v. Stuz von Genf ernannt worden. — Die durch die Zeitungen gehende Nachricht, daß in Genf das dritte amerikanische Konsulat errichtet werden solle, beruht, wie es scheint, auf einem Irrthum; England will nämlich dort einen Handelskonsul aufstellen. — In Bezug auf die amerikanischen Konsuln in Zürich und Basel hat der Kongreß der Ver. Staaten den Beschluß gefaßt, denselben vom 1. Juli d. J. an eine fixe jährliche Besoldung von 2500 Dollars auszusezen, während ihnen bisher die Gebühren für Legalisation von Fakturen u. s. w. angewiesen waren, die übrigens nach wie vor entrichtet werden müssen; ganz annehmbar für die Konsuln, aber

---

des Edikts von Nantes sich in der Kolonie niedergelassen habe. Ihr Vater, sagte sie, habe französisch gesprochen, doch sie selbst kenne nur die holländische Sprache. Dessenungeachtet hatten ihre Manieren und ihr Benehmen etwas von französischer Feinheit und Anmuth behalten, das recht gut mit der batavischen Plumpheit ihres Mannes kontrastirte.

Nachdem wir die gewöhnlichen Kapitel der Unterhaltung auf dem Lande erschöpft hatten, schlug ich einen Spaziergang in den Umgebungen vor, und wir machten uns auf, begleitet vom alten Winzel und seinem Sohne Arend. Sie führten mich zuerst in den Obstgarten, der von bedeutender Ausdehnung war und eine große Menge Obstbäume im gedeihlichsten Zustande enthielt. Die Pfirsichbäume, die in der Blüthe standen, waren die zahlreichsten, doch fand man auch Aprikosen-, Mandel-, Wallnuß-, Aepfel-, Birnen- und Pflaumenbäume in Menge, und ganze Alleen von Feigen- und Granatäpfeln. Der äußere Zaun bestand aus einer hohen Heke von Quitten. Auch war ein schönes Zitronenwäldchen und einige junge Orangenbäume da. Die letztern müssen im Winter geschüzt werden, bis sie eine beträchtliche Höhe erreicht haben, da der Frost sie in diesem hochliegenden Thale leicht verderben kann. Alle andern Früchte werden mit Leichtigkeit aufgezogen; Pfirsichbäume tragen oft schon im dritten Jahre. Aus Mangel an Pflege jedoch, oder an Geschiklichkeit im Pfropfen, sind wenige dieser Früchte in diesem Theile der Kolonie von besonderer Güte oder zartem Geschmak. Die Pfirsiche besonders sind nur mittelmäßig; aber da sie meist nur gezogen werden, um Branntwein zu machen oder um sie getroknet zu essen, sieht man auf ihren guten Geschmak nicht sehr. Einige Maulbeerbäume, die vor dem Hause standen, waren groß und blühend, und trugen, wie man mir sagte, eine große Menge Früchte. Es war nicht die wilde weiße Maulbeere, die man in Europa für die Seidenwürmer zieht, obwohl auch diese Sorte in den meisten Theilen der Kolonie ausgezeichnet gut fortkommt.

Dem Küchengarten fehlte die Reinlichkeit sehr; er enthielt aber eine große Menge nützlicher Pflanzen. Zwiebeln wurden in großer Fülle und in gleicher Güte wie die spanischen gezogen. Kürbisse, Gurken, Bisam- und Wassermelonen baut man im Ueberfluß. Auch die liebe Kartoffel wächst hier.

Neben diesem Obst- und Küchengarten war ein kleiner, aber gut erhaltener Weinberg, der eine Menge sehr schöner Trauben lieferte, welche man aber, wie die Pfirsiche, meistentheils zu Branntwein verwendet.

Den Obstgarten, Weinberg und Küchengarten nebst ungefähr zwanzig Morgen Getreideland, das daneben lag, bewässert ein kleiner Gebirgsbach, welcher vor dem Hause in einem künstlichen Kanal aufgehalten, dann in das Land geleitet wurde. Diese kleine Streke Land war alles, was bei einem Besitz von ungefähr sechstausend Morgen bebaut werden konnte; doch reichte es für die Bedürfnisse einer zahlreichen Familie völlig hin. Der eigentliche Reichthum des Guts aber, so weit er verkaufbare Waare betraf, bestand in den Schaf- und Rinderheerden, welche auf den großen Weideplätzen gezogen wurden. Dies gab der alte Winzel selbst zu verstehen, als er eine Lükz in dem Gartenzaun mit einem dornigen Mimosenaste verschloß, uns nach den Kraals oder Viehställen führte und in heiterer Fröhlichkeit ausrief, während er auf eine entfernte Staubwolke zeigte, die sich das Thal aufwärts bewegte: Maar daar koomt myn vee — de beste tuin. (Doch da kommt mein Vieh — der beste Garten.) (Schluß folgt.)

kein Profit für diejenigen, welche mit ihnen Geschäfte machen müssen. — Nachzutragen haben wir noch, daß auch in Australien ein eidgenössisches Konsulat erstellt worden ist, mit welcher Würde ein in Melbourne und Sidney angesiedeltes Schweizer Handelshaus betraut wurde; die Wahl des Konsulatssitzes zwischen beiden genannten Städten steht ihnen frei.

— Bern. Das bernische Setif-Komite hat das Gesuch bei dem Regierungsrathe gestellt, daß von dieser Behörde aus ein unparteiischer Sachverständiger nach Setif abgeordnet werden möchte, der sich über das Klima, Beschaffenheit und Kultur des Erdreichs, Produktionen desselben, Verkehr und sonstigen Gewerb, die nöthigen Kenntnisse sammle, um dann darüber zur allgemeinen Belehrung einen umfassenden und gründlichen Bericht erstatten zu können.

Oesterreich. Die seit mehreren Jahren unterbliebene Auswanderung nach den weniger bevölkerten Provinzen des Kaiserthums Oesterreich scheint wieder in Aufnahme kommen zu wollen. Die Schweiz zwar liefert nur einige Herren dazu, wie den alt Landammann B. Müller von Altdorf, der in Slavonien einen Landkompler von 40,000 Jucharten erworben hat, und den Herrn v. Schorno von Schwiz, der sich in Krain ankauft. Dagegen reisen aus Süddeutschland größere Züge nach Ungarn. So ist letzthin eine ziemliche Anzahl Württembergier, deren Ziel Ungarn ist, in Wien angekommen, nachdem sie in Donauwörth Schiffbruch gelitten, ihr Gepäk aber gerettet hatten.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. (Amerikanischer Schulunterricht.) Der Unterricht in vielen englisch-amerikanischen Volksschulen ist darnach, um der Jugend einen übertriebenen dünkelhaften Stolz auf ihre Geburt und Verachtung des Fremden, namentlich des Deutschen, beizubringen. So wird im „fourth reader" (vierten Lehrbuche) die Buchdruckerkunst für eine englische Erfindung ausgegeben, um welche die Ver. Staaten sich großes Verdienst erworben hätten, „weil sie Kohlen zu den Dampfpressen liefern". In Peter Barley's Geographie heißt es unter der Rubrik Germany: „Deutschland liegt nördlich von der Türkei und hat Föhrenwälder. Das Volk liebt die Musik und kocht Theer." Dabei ist ein Bild, die Deutschen als wilde Menschen darstellend, welche im Walde um einen Kessel, in dem Theer gekocht wird, herumliegen. Ist es nicht natürlich, daß ein Volk, in dessen Schulen solche Bücher benutzt werden, sich für das auserwählte Volk hält und die Deutschen als Barbaren betrachtet, die man sich um jeden Preis vom Halse halten müsse?

— (Salems.) Die in Salem, Staat Massachusetts, erscheinende „Gazette" berichtet Folgendes: Es gibt in den Ver. Staaten 38 Städte Namens Salem. Die größte derselben enthält über 20,000 Einwohner und die kleinste in Pulasky, Indiana, nur 168. Vierzehn dieser Salems liegen in Ohio. Sechs davon haben ungefähr 3000 Einwohner jedes und siebenzehn andere über 1000.

— Ohio. (Gesez über Ehescheidung.) Im Staat Ohio sind folgende Ursachen hinreichend für Ehescheidungen: 1. Wenn die eine der Parteien zur Zeit der Verheirathung noch einen lebenden Gemahl hatte. 2. Wenn eine der Parteien freiwillig von der andern drei Jahre lang getrennt lebte. 3. Ehebruch. 4. Impotenz. 5. Außerordentliche Grausamkeit. 6. Betrügerischer Kontrakt. 7. Grobe Pflichtvernachlässigung. 8. Drei Jahr lange Gewohnheitstrunkenheit. 9. Sizen im Gefängniß des Staates oder der Ver. Staaten. 10. Wenn der Mann oder die Frau in einem andern Staate geschieden worden und die andere Partei nicht. 11. Wenn ein Knabe unter 18 und ein Mädchen unter 14 Jahren sich verheirathen, es sei denn, daß beide Parteien die Heirath bestätigen, wenn sie majorenn geworden sind.

— (Trübe Aussichten.) Cincinnati, den 20. Febr. Während die europäische Einwanderung im verflossenen Jahre die höchste Zahl erreicht, zeigt der Jan. 1855 mit 7982 in New-York Gelandeten schon eine bedeutende Abnahme gegen denselben Monat 1854 mit 15,514. Es liegt ein Dokument vor mir, das die vom 1. März bis 15. Nov. 1854 nach der alten Welt zurückgekehrten getäuschten Einwanderer auf etwas über 15,000 nachweist. Aber noch viel mehr würden jedes Jahr der neuen Welt wieder den Rüken zukehren, wenn sie nur es möglich machen könnten. Man muß in dem verflossenen Winter das Elend hier mit angesehen haben, um glauben zu können, daß es in dem gesegneten Amerika so weit kommen könnte. Um die armen Eingewanderten, denen von Niemand Arbeit und Obdach zu bieten war, wenigstens vom Hungertode zu retten, haben die Deutschen unserer Stadt mit lobenswerthem Eifer Suppenanstalten errichtet, und um sie Nachts vor dem Erfrieren auf der Straße zu schützen, hat man die Polizeistationshäuser geöffnet, wo sie auf dem nakten Boden lagen! So wenig die Deutschen im Allgemeinen solche Nachrichten an ihre Freunde nach Deutschland gelangen lassen, so kann es doch nicht fehlen, daß die übertriebenen Beschreibungen von unserm gelobten Lande vorderhand aufhören, und die Geldsendungen nach Europa zur Unterstützung der Ueberfahrt werden von selbst abnehmen, wenn nicht ganz unterbleiben müssen. Der Arbeitslohn ist in Folge des großen Ueberflusses an Arbeitsuchenden in allen Zweigen um die Hälfte gefallen, während alle Lebensmittel um das Doppelte gestiegen sind. Mehl, früher 3½—4½ Dollars das Faß, kostet jezt 8—9, Kartoffeln, früher ⅓—½ Doll. das Bushel, jezt 2 Doll., Schweinefleisch, früher 3—4 Cents, jezt 6—8 Cents das Pfund u. s. w. So meldet auch eine englische Zeitung in Pittsburg: In Alleghany (Pennsylvanien) fand die Wohlthätigkeitsgesellschaft junger Damen eine kürzlich nach Amerika gekommene Familie aus Baden, welche auf der Reise von Philadelphia bis dorthin so sehr von Hunger und Kälte gelitten hatte, daß vier Kinder starben und eine fünfte Person im Pennsylvania-Hospital auf den Tod liegt. (Schw. M.)

— Pennsylvanien. (Demonstration gegen die Know-Nothings in Mooresburg.) Vor einigen Tagen wurde hier die Versammlung einer Know-Nothing-Loge auf eine eigenthümliche Weise auseinander getrieben. Die Versammlung fand in dem obern Stoke eines öffentlichen Hauses statt. Eine große Volksmasse sammelte sich alsbald vor dem Hause mit allerhand musikalischen Instrumenten und mit einer schweren Kanone ausgerüstet. Die Kanone wurde blind geladen und so lange damit gefeuert, bis alle Fensterscheiben des Hauses gesprungen waren. Die Pausen zwischen den einzelnen Schüssen wurden durch eine infernalische Katzenmusik ausgefüllt. Einer so deutlichen Demonstration konnten die Know-Nothings nicht widerstehen. Sie zogen es vor, das Feld zu räumen. (N. B. Z.)

— Illinois. (Eisenbahnabenteuer.) In den lezten Tagen des Januars blieb ein Train der Chicago- und Mississippi-Eisenbahn, auf dem sich viele Passagiere, unter andern mehrere Mitglieder der Gesezgebung von Illinois, befanden, auf der Prairie in acht Fuß hohem Schnee steken. Die Passagiere zertrümmerten die Wagen und machten davon ein Feuer an, um nicht zu erfrieren. Eine große Quantität Austern, die sich als Fracht auf dem Train befand, rettete sie vor dem Verhungern. Erst nach einigen Tagen wurde die Bahn wieder frei.

— Louisiana. In New-Orleans wurde jüngst Leichenbeschtigung über den Körper eines Sklaven, Namens Sampson Richardson, gehalten. Das amtliche Verdikt lautete: Sampson Richardson beging Selbstmord in einem Anfall von Wahnsinn, indem er sich den Hals durchschnitt. Der Verstorbene sollte am 20. d. M. zum Verkauf kommen und hatte einer Vertrauensperson 1200 Dollars übergeben, um ihn mit dieser Summe frei zu kaufen. Diese Person bewährte indeß schlecht das in sie gesezte Vertrauen und verlor (?) die ihr übergebenen 1200 Dollars. Dieser Verlust war die Veranlassung zu dem erwähnten Selbstmorde.

— Texas. Die neuesten Nachrichten aus Texas berichten von einer großen Anzahl räuberischer Einfälle, die im Februar an den Grenzen der Ansiedlungen begangen wurden. 11 Indianer wurden dabei getödtet und 4 gefangen. Auch mehrere Kolonisten wurden getödtet. Die Ansiedler sind in großer Aufregung und haben ihre Familien zusammen an einen sichern Ort gebracht. Streifpartien gingen nach allen Richtungen ab. Im Fort Chadbourne organisirten sich fünf Kompagnien, um gegen die Comanches des Südens zu marschiren, die sich mit den nördlichen Stämmen zu vereinigen streben. Auch die deutsche Kolonie Friedrichsburg bewaffnet sich. Krieg scheint unvermeidlich. Ueberhaupt zeigen die Indianer sich diesen Winter frecher als jez; sie dehnen ihre Raubzüge bis gegen San Antonio und den Rio Cibolo hin aus, also weit innerhalb der durch die Rangers (berittene Grenztruppen) besezten Linien. — An der obern Guadeloupe, etwa 7 Meilen oberhalb Sisterdale und 18 Meilen unterhalb Friedrichsburg, wird seit Kurzem von einem Herrn Altgelt eine neue Stadt angelegt, die schon ein paar Dutzend Häuser und über 100 Einwohner zählt. Sie liegt in einer fruchtbaren und für den Verkehr günstigen Gegend, ist aber leider den Ueberschwemmungen der Guadeloupe ausgesezt.

— Kalifornien. Der halb in englischer, halb in chinesischer Sprache erscheinende „Oriental" gibt die Anzahl der in Kalifornien befindlichen Chinesen auf 38,627 an. — Bei einer am 27. Januar in der Nähe von Sakramento stattgefundenen Explosion des Dampfschiffes „Pearl" sind an 60 Menschen getödtet oder so schwer verwundet, daß an ihrem Aufkommen gezweifelt wird.

— (Krisis in Kalifornien.) Nach Nachrichten aus San Francisko vom 26. Februar ist daselbst eine ganze Lawine von Fallimenten ausgebrochen. Der Staat war in Aufregung; an mehreren Orten hatte das Volk die Banken erbrochen und die Kassen leer gefunden. Alle Geschäfte waren in Stokung.

— Eine neue deutsche Zeitung wird in Kalifornien von dem auch in der Schweiz wohlbekannten Julius Fröbel herausgegeben.

— Neu-Mexiko. (Moritthaten.) Herr Greyner, früher Territorialsekretär von Neu-Mexiko, berichtet, daß sieben Achtel der Amerikaner, die seit 1846 in diesem Gebiete verblichen, eines gewaltthätigen Todes gestorben seien. Er schreibt dieses dem offenen Tragen von Bowiemessern und Revolvers zu, was allgemeine Sitte im Gebiete ist.

— Utah. Wie der „New-York-Herald" meldet, ist der jezige Prophet der Mormonen am Salzsee, Brigham Young, im Begriffe, sich zwei stattliche Häuser zu bauen, weil er seine zahlreiche Familie sonst nicht beherbergen kann. Er hat nämlich 50 oder 60 Frauen und etwa 50 Kinder. Ein anderer Mormonenprediger, Kimball, hat nicht weniger als 70 Frauen.

— Arisonia heißt das durch den Gadsdenvertrag erworbene neue Territorium, zwischen Kalifornien, Utah, Neu-Mexiko und Sonora, das sich rasch bevölkert.

Südamerika. Brasilien. Das in der Provinzialkammer von Rio Grande do Sul beliebte Gesez über Kolonisation, angenommen im Dezember 1854, lautet also:

Art. 1. Die Kolonisation der Provinz wird auf den Verkauf von Ländereien basirt werden. Zu diesem Zweke ist der jedesmalige Präsident ermächtigt, die am bequemsten liegenden Grundstüke anzukaufen, falls nach den Dispositionen des Art. 86 des Gesezes 514 vom 28. August 1848 keine der Regierung zu Gebote stehenden Ländereien vorhanden sind. Der Verkauf wird unter folgenden Bedingungen geschehen:

Art. 2 Der Präsident der Provinz wird die durch die Provinzialregierung bewilligten jährlichen Summen zum Ankaufe für den Anbau geeigneter Ländereien verwenden und dieselben in Kolonien von 100,000 Quadratbrahen (Braße heißt das brasilianische Klafter = 7½, Schweizerschuh) vermessen, eintheilen und absteken lassen, welche den Kolonisten zum Kauf angeboten werden sollen. Der geringste Preis einer jeden Kolonie ist 300 Milreis (zirka 960 Fr.).

Art. 3. Der Präsident der Provinz wird bei Vermessung und Abstekung der Kolonien die für Wege, Kirchen, Häfen und Kirchhöfe und andere öffentliche Zweke von anerkannter Nothwendigkeit erforderlichen Ländereien reserviren.

Art. 4. Der Verkauf der Kolonien kann auf Termine bis zu 5 Jahren geschehen, wogegen die Kolonisten nach Ablauf dieser Zeit einen Zins von 1 % per Monat zu bezahlen haben, indem nicht nur die Verkaufsumme, sondern auch die ihnen sonst vorgeschossenen Summen bis zur vollständigen Abzahlung auf ihrem Besize hypothekirt bleiben.

Art. 5. Der Präsident der Provinz ist ermächtigt, den unangemeldet eintreffenden Kolonisten eine Summe bis zu dem Betrage von 50 Milreis (Fr. 160) für Jeden ohne Unterschied des Alters und Geschlechts als Reisesubsidien vorzuschießen mit der Verbindlichkeit zur Wiedererstattung unter denselben Bedingungen und Terminen des vorhergehenden Artikels.

Art. 6. Ferner ist der Präsident ermächtigt, die für das Unterkommen der Kolonisten unumgänglichen Unkosten, bis sie an ihrem Bestimmungsorte angelangt sind oder sich in ihren Wohnungen niedergelassen haben, zu bestreiten, ohne daß dieselben zur Wiedererstattung dieser Unkosten verpflichtet sind.

Art. 7. Der Präsident wird Sorge tragen, daß auch akerbauende, arbeitsame brasilianische Familien zur Erlangung von Kolonien zugelassen werden, und sie ihnen mit denselben Vortheilen und Lasten, wie sie im gegenwärtigen Gesezе festgestellt sind, zu verkaufen.

Art. 8. Die Kolonisten können entweder ihre Ländereien selbst oder durch Taglöhner bebauen, jedoch darf es weder mit Hülfe von eigenen oder gemietheten Sklaven geschehen, noch dürfen sie solche auf den Kolonien, unter welchem Vorwande es auch sei, besizen.

Art. 9. Der Präsident der Provinz wird die Anordnungen treffen und die nöthigen Instruktionen zur guten Ausführung des Gesezes geben.

Art. 10. Alle gegen dieses Gesez streitenden Dispositionen werden für null und nichtig erklärt.

Abonnementspreis.
Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".

Einrükungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 16. | Samstag den 21. April. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wolle. | Fünfter Jahrgang. | 1855.

☞ Auf das zweite Quartal des „Kolonist" kann noch immer abonnirt werden. Die Postbüreaux sind verpflichtet, Bestellungen bis Ende dieses Monats anzunehmen.

Die Auswandererwerbungen nach Santa Fé.

Unsere Warnung vor dem Santa-Fé-Projekt und dem Agenten Weidmann hat diesen Herrn veranlaßt, sich eine sogenannte „Einladung und Erklärung" schreiben zu lassen, welche im Zürcher Intelligenzblatt und in der Neuen Thurgauer Zeitung gelesen zu haben wir ihm hiemit pflichtschuldigst anzeigen.

Was die Person des Einsenders des betreffenden Artikels in Nro. 14 des Kolonisten betrifft, so muß sich Herr Weidmann schon gefallen lassen, für einmal noch mit rathen vorlieb zu nehmen; nur das können wir ihm sagen, daß sich derselbe ohne Zweifel höflich für die Ehre bedanken wird, von Herrn Weidmann Kollege genannt zu werden.

Wer die „bezahlten Handlanger" der aufgeblasenen Konkurrenz, welche dem Weidmann'schen Feil Mükenstiche versezen, sein sollen, wünscht Jemand, den die Sache angeht, zu wissen, damit er sich, wenn jener aus dem frühern Berufsleben des Herrn Weidmann genommene Ausdruk auf ihn gemünzt sein sollte, denselben verbitten könnte. Diese Redensart, die nebst der Unterschrift so ziemlich das einzige von Weidmann Herrührende in der ganzen „Einladung und Erklärung" zu sein scheint, fällt übrigens auf ihn selbst zurük; denn, daß der Ermaurer Weidmann nicht im Stande ist, ein solches Artikelchen zu schreiben, und deßwegen eben andere Leute damit betrauen und natürlich auch dafür bezahlen wird, ist ja klar.

Wir unsererseits haben uns gegen den grundlosen Vorwurf der Parteilichkeit und eines leichtsinnigen Urtheils zu vertheidigen, den er uns macht. Daß wir die Parceria-Kolonien der Herren Vergueiro in San Paulo vor allen andern Zielpunkten der schweizerischen Auswanderung empfehlen, ist richtig; wir haben aber unsere guten Gründe dafür; denn diese Ansiedlungen haben sich in der That, wie wir in unserer Abonnementseinladung gesagt haben, durch eine bald zehnjährige ruhmvolle Geschichte als die bis jezt einzige praktische Lösung der Auswanderungsfrage erprobt. Wir verdienten daher den Vorwurf der Parteilichkeit wohl eher, wenn wir deren große Vorzüge unbeachtet ließen. Ist die Santa-Fé-Kolonie einmal in's Leben gerufen und hat sie auch nur ein paar Jahre den thatsächlichen Beweis geliefert, daß alle schönen Versprechungen Weidmann's und Konsorten nicht bloß blauer Dunst sind, so werden wir auch, das versprechen wir ihm, nicht unterlassen, sie rühmend anzuerkennen und zu empfehlen, sowie wir auch die Vortheile anderer Länder und Ansiedlungen, wo wir sie finden, hervorheben; wir lassen also auch, um uns eines Beispiels des Herrn Weidmann zu bedienen, der Kolonie D. Franzisca Gerechtigkeit widerfahren. Daß wir über Herrn Weidmann und sein ihm selbst nicht klares Projekt nicht leichtsinnig geurtheilt haben, damit wird Jedermann einverstanden sein, der Weidmanns Ankündigung seiner Kolonie gelesen hat, die nach derselben in Brasilien liegen sollte und nach welcher er Jedermann um 111 Franken zu spediren versprach, während in der Wirklichkeit, wie er selbst zugeben muß, die Ansiedlung in den Laplatastaaten gegründet werden soll und der Uebersahrtspreis mehr als das Doppelte beträgt. Wenn etwas leichtsinnig ist, so ist es dieses vorwizige Verfahren des Herrn Weidmann, das für Jedermann schwarz auf weiß am Tage liegt. Wie wir aber der Ehre des Hrn. Weidmann zu nahe getreten sein sollen, ist uns unbegreiflich; wir unterschreiben heute noch alles, was wir in Nro. 14 gesagt haben und zwar gerade deßwegen, weil er die unsern Bemerkungen vorangehende Einsendung als vollständig wahr, die dort erzählte Begebenheit als wirklich geschehen gelten läßt.

Wir haben daher auch keine Ursache irgend etwas zurükzunehmen oder auch nur zu bereuen, was wir über Herrn Weidmann in unser Blatt aufgenommen haben. Anders verhält es sich mit einigen Bemerkungen über Herrn Lehrer Mannhart in Benken und die von ihm vertretene Kolonisationsunternehmung, welche in Nro. 13 und 14 des „Kolonisten" vorkommen. Herr Mannhart berichtet uns nämlich, daß die leztere mit dem Santa-Fé-Projekt nichts zu schaffen habe und daß er durchaus keine Verträge abschließe, bis er von der Empfehlungswürdigkeit seiner Kolonie überzeugt sei. Wir stehen auch nicht an, zu erklären, daß es uns leid thut, daß der Einsender des Artikels in Nro. 13 nicht bei der Sache geblieben ist, sondern auch sich kränkende Ausdrüke gegen die Persönlichkeit des Herrn Mannhart erlaubt hat. Gerade diese kommt uns aber nach mehreren von Herrn Mannhart erhaltenen Briefen als eine achtungswerthe vor.

Um nun wieder auf die Auswanderung nach Santa Fé zurükzukommen, von welchem Staate sein Gönner Weidmann nun endlich weiß, daß er in der argentinischen Republik liegt, so verspricht derselbe nächstens eine kleine Brochüre über die einschlägigen Verhältnisse erscheinen zu lassen, die Jedermann, in aller und jeder Beziehung den vollständigsten und befriedigendsten Aufschluß ertheilen werde, den man nur wünschen könne. Wir vermuthen, daß diese versprochene Brochüre nichts anderes sein werde, als die Uebersezung einer französischen Flugschrift, betitelt: de l'émigration dans l'Amérique de Sud et particulierement dans les provinces de la co-fédération Argentine par le port de Dunkerque, welche uns vorige Woche aus Köln am Rhein zugeschikt worden ist, die jedoch keineswegs die vollständigsten und befriedigendsten Aufschlüsse über das fragliche Kolonisationsprojekt enthält. Für den, der sich der Dünkirchner Gesellschaft anvertrauen will, bleibt im Gegentheil noch sehr vieles zu wissen übrig, das nicht auf diesem Bogen steht, den wir uns nun etwas näher ansehen wollen. (Schluß folgt.)

Die belgische Beaufsichtigungskommission für Auswanderer.

(Aus dem „précurseur d'Anvers" übersezt.)

Ein königl. Beschluß vom 29. März lautet:

Art. 1. Die Inspektionskommission für Auswanderer, welche durch unsere Anordnung vom 10. Mai 1850 errichtet worden ist, wird in Zukunft unter dem Vorsize des Gouverneurs der Provinz Antwerpen bestehen aus
1) zwei Mitgliedern des Gemeinderathes von Antwerpen,
2) zwei Mitgliedern der Handelskammer,
3) dem Marinekommissär, Chef im Dienste,
4) dem Inspekteur des Auswanderungsamtes.

Art. 2. Unabhängig von ihren gewöhnlichen Berechtigungen, bestimmt diese Kommission die Menge und Arten der Lebensmittel, welche an Bord der Auswanderungsschiffe eingeschifft werden müssen und unterlegt diese Bestimmung der Billigung des Ministers. Der verpflichtende Bericht über diese Mengen und Arten von Lebensmitteln ist wieder eingeführt. Diese Verproviantirung wird nach dem angeordneten Tarife und gemäß den bestehenden Kontrakten zwischen den Auswanderern und deren Beförderern ausgeführt. Der Kapitän wohnt derselben bei und stellt einen Empfangschein aus über die Menge und Arten der eingeschifften Lebensmittel. Er ist einzig während der Ueberfahrt zur Verwahrung des Zwiebakes und der Kartoffeln berechtigt, nach der Landung haben die Auswanderer wieder ihr Eigenthumsrecht an dem, was von den Nahrungsmitteln übrig geblieben ist.

Art. 3. Die Rationen sind in folgendem Verhältnisse festgesezt.

Für ein Kind, welches noch kein Jahr alt ist, nichts.
„ „ „ von 1 Jahr bis inkl. 8 Jahre ½ Ration.
„ „ „ „ 8 „ „ „ 14 „ ¾ „
„ jeden Passagier von 14 und mehr Jahren 1 „

Art. 14. Der Vorrath von Kohlen für den Gebrauch der Passagiere ist auf 75 Kilogramm und der des süßen Wassers auf 3 Litres täglich für jede Person bestimmt. Die Expertenkommission sezt ebenfalls fest, wie viel Wasser auf dem Verdeke aufgestauet werden kann. Die Ausrüstung liefert eine Laterne mit Oel für je 50 Passagiere.

Art. 5. Die Dauer der Ueberfahrt wird in folgender Weise berechnet:
a) für transatlantische Gegenden im Norden des Aequators 10 Wochen;
b) für die Gegenden im Süden des Aequators bis

zum La Plata und diese mit einbegriffen 12 Wochen;

c) für Gegenden bis zum Kap Horn und dem der guten Hoffnung 14 Wochen;

d) für Gegenden über das Kap Horn und das der guten Hoffnung hinaus, wobei jedoch der Aequator nicht zwei Mal passirt wird, 17 Wochen;

e) für Gegenden, die über dieselben Vorgebirge hinausliegen und wobei der Aequator zwei Mal passirt werden muß, 21 Wochen;

f) für New-York mit Dampfschifffahrt, 5 Wochen.

Art. 6. In Abänderung zu Art. 13 des königl. Beschlusses vom 10. Mai 1850 können die Kapitäne an Bord ihrer Schiffe so viele Auswanderer aufnehmen, als durch die Gesetze des Landes, für welches sie bestimmt sind, gestattet wird. In diesem Falle muß jedoch der betreffende Konsul die Richtigkeit der Zahlenangabe der Kapitäne zu dem Gesetze des fraglichen Landes bescheinigen.

Art. 7. Diejenigen Schiffe, welche solche Reisen unternehmen, die unter die Rubrik c und d fallen, müssen einen Arzt am Bord haben.

Art. 8. Die auf Dampfschiffen sich befindenden Auswanderer können der Formalität enthoben werden, welche §. 1 des Art. Nro. 28 des königl. Beschlusses vom 10. Mai vorschreibt. Diese Enthebung ist jedoch unterworfen den Bürgschaften, welche der Spediteur in Bezug auf den Transport und die weitere Verköstigung gibt, im Falle sich ein Unglük oder irgend eine Reiseverzögerung ereignen sollte.

Durch einen andern königl. Beschluß von demselben Tage sind zu Mitgliedern der Auswanderungsinspektionskommission und zwar unter dem Vorsize des Gouverneurs der Provinz Antwerpen ernannt worden: Hr. Elsen, Gemeinderath, Schiffsrheder, in Antwerpen; Th. Decork, Gemeinderath, Schiffsrheder, in Antwerpen; Furks, Mitglied der Handelskammer, von Antwerpen; Hr. Aqui, Mitglied der Handelskammer, von Antwerpen; Hr. Carlier, Marine-Kommissär, Chef im Dienste zu Antwerpen, und Hr. Thielens, Emigranteninspektor.

Die deutsche Kolonie St. Leopold in der südbrasilianischen Provinz Rio Grande do Sul.

Zwischen dem 29. und 30. Grad südlicher Breite ziehen sich in einer Ausdehnung von 32 Quadrat-Leguas die Ländereien der Kolonie San Leopoldo die beiden Ufer des Glokenflusses, Rio dos Sinos, aufwärts. Außer diesem besizt der am rechten Ufer belegene größere und mehr angebaute Theil der Kolonie noch eine zweite schiffbare Wasserstraße in dem sie im Westen durchströmenden Cahy. Sicherlich ist diese doppelte Kommunikation San Leopoldo's nach der Hauptstadt Porto Allegre, und über dieses und Rio Grande nach dem atlantischen Ozean eine der wirksamsten Voraussezungen seines Gedeihens gewesen. Die Oertlichkeit der Kolonie konnte kaum günstiger gewählt sein.

Als im Jahr 1825 die ersten deutschen Kolonisten da, wo jezt wohl gepflegte Aeker sich erstreken, anlangten, fanden sie den Boden ringsum mit dichtem, fast undurchdringbarem Urwald besezt. Heute bietet die Kolonie, erzählt ein Besucher, das Bild einer reichen süddeutschen Landschaft dar und in einzelnen Picaden ähneln die in ihnen sich hinziehenden Güter und Wohnungen der Kolonisten anmuthigen Gärten mit Landhäusern.

Von 1825 an bis 1853 wanderten nach und nach in San Leopoldo aus Deutschland ein im Ganzen 1309 Familien, zusammen 6145 Köpfe zählend und 1347 einzeln stehende Personen, in Summa also eine Zahl von 7492 Personen aller Alter und Lebenslagen. Diese Zahl vermehrte sich durch den Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle so, daß eine übrigens kaum völlig genaue und vollständige Zählung am 1. Januar 1854 eine Bevölkerung der Kolonie von 11,172 Seelen ergab. Wäre die ganze Zahl der im Laufe von 28 Jahren eingewanderten 7492 Personen gleich im ersten Jahre zusammen eingewandert, so würde danach die jährliche Vermehrung durch den natürlichen Zuwachs das immerhin schon bedeutsame Durchschnittsmaß von zirka 2 % erreicht haben. Da die Einwanderung jedoch nur allmälig und bruchstükweise erfolgt ist, und öfters ganze Jahre lang ganz gestokt, so wird man nicht irre gehen, wenn man den natürlichen Zuwachs zu mindestens mehr als 3 % per Jahr veranschlägt. Und dies ist denn allerdings eine Vermehrung, für die es nur wenige Beispiele geben dürfte. Die Sterblichkeit auf der Kolonie läßt sich ermessen, wenn man erfährt, daß die Gesammtzahl der Todesfälle auf ihr in den beiden Jahren 1852 und 1853 zusammen 138, und somit im Durchschnitt für das einzelne Jahr 69 war. Auf eine Bevölkerung von nur 10,000 Seelen berechnet, stellt dies das Maß der Sterblichkeit auf noch nicht $^7/_{10}$ % der Lebenden. *)

Von der deutschen Gesammtbevölkerung am 1. Januar 1854 gehörten dem männlichen Geschlechte an 5814, dem weiblichen 5358 Individuen. Dem Religionsbekenntnisse nach zerfiel sie in 6548 Protestanten und 4634 Katholiken.

Unter dem gleichen Datum wurden auf dem ganzen Gebiete der Kolonie 2083 fertige und bewohnte Feuerstellen gezählt. Von ihnen kommen auf das am linken Ufer des Glokenflusses gelegene Städtchen Leopoldo 225 mit einer Einwohnerschaft von 1068 Seelen. Von den übrigen liegen noch fernere 326 Feuerstellen mit 1206 Bewohnern an demselben Ufer in zwei langen Linien, die jede etwa am besten mit einem ferner Meilen lang sich erstreckenden Dörfer des Reichenbacher Thales in Schlesien sich vergleichen lassen dürfte. Der ganze übrige Theil der Kolonie liegt auf dem rechten Ufer des Sinos, in dreizehn verschieden benannte Sektionen sich gliedernd. Die größten und am meisten bebauten dieser sind das Nordcamp und die Zwei-Bruder-Picade, das erstere 263 Feuerstellen und eine Bevölkerung von 1351 Personen, die andere 308 Feuerstellen zählend und von 1579 Seelen bewohnt.

Außer Mais, Mandioca und schwarzen Bohnen baut San Leopoldo in größter Ausdehnung von den deutschen Getreidearten Gerste und auf ihren Hügeln mit erfreulichem Erfolge Weizen, sowie treffliche Kartoffeln; die am wenigsten bedeutenden unter den die Hauptausfuhrartikel liefernden Kulturen sind die von Tabak und Baumwolle, und je mehr sich namentlich in lezter Zeit eine gesteigerte Nachfrage nach Mais, Mandioca, Bohnen, Gerste und Weizen seitens der Südprovinzen Brasiliens herausgestellt hat, desto ausschließlicher wirft sich die Produktion auf diese viel und zu hohen Preisen begehrten Artikel. Vorzugsweise Ackerbaudistrikt treibt die Kolonie die Viehzucht nicht als vorwiegendes, sondern als Nebengewerbe ihrer Agrikultur. An den Grenzen des Urwaldes gedeihen die Schweine vortrefflich, und finden kostenlos reiche Nahrung; auf allen Gütern wird Federvieh in großer Menge gezogen; Weiden für Rindvieh bieten die Ufer des Sinos und Cahy. In allen älteren Theilen der Kolonie herrscht die Pflugwirthschaft, nur in den jüngst angebauten, dem Urwald erst vor Kurzem abgewonnenen Theilen erfezt, da die im Boden befindlichen Baumstämme seine Anwendung unthunlich machen, den Pflug noch die Hake.

Von verhältnißmäßig großer Ausdehnung ist die Manufakturindustrie und der Bezirk von Leopoldo verdankt deutschem Gewerbefleiß den Ruhm, der gewerbreichste in der Provinz zu sein. So besaß er am 1. Januar 1854 nicht weniger als 27 Gerbereien. Ausgezeichnet sind ferner die von den Deutschen Leopoldo gearbeiteten Geschirre, welche fast die ganze Provinz versorgen, und ihre Abnehmer nicht minder in der Banda Oriental und in Buenos-Ayres finden. Weiter werden von ihnen Seilerarbeiten verschiedener Art und Federmatrazen, sowie gesteppte Baumwolldecken verfertigt. Ihre Bierbrauereien, Hutfabriken und Wagenbauanstalten liefern gern gekaufte Erzeugnisse und außer einer großen Menge von Oelpressen, Getreide-, Mais-, Mandiocamühlen und Holzschneidemaschinen erfreut sich namentlich das zahlreich vertretene Schmiedehandwerk der Kolonie eines weit verbreiteten Rufes seiner Fabrikate.

Mit europäischen Waaren versorgt sich die Kolonie aus Porto Allegre; eben dahin geht der überwiegende Theil ihrer Produkte und Erzeugnisse, um durch den dortigen Handel theils nach andern Theilen der Provinz, theils nach Außen vertrieben zu werden. Bereits wird der Werth ihrer jährlichen Ausfuhren zu mehr denn eine Million Milreis veranschlagt. Zwischen San Leopoldo und Porto Allegre fährt wöchentlich zwei Mal ein Dampfboot. Fast fortwährend sind aber der Sinos wie der für die Schifffahrt noch geeignetere Cahy mit Segelbarken bedekt, welche die Produkte der Kolonie nach Porto Allegre führen und von dort die dafür getauschten Waaren zurükführen. Im verflossenen Sommer war die Boca von Porto Allegre mehrmals im eigentlichen Sinne des Wortes zu eng für die Fülle der Barken, auf denen die Kolonisten Leopoldos ihren Mais, Mandioca, Kartoffeln, Weizen u. s. w. zu Markt gebracht hatten. Ein durch den gegenwärtigen trefflichen Präsidenten der Provinz, Herrn Cansançao de Sinimbu, rüstig geförderter Wegebau zur besseren Verbindung der einzelnen Theile der Kolonie unter einander und namentlich des am rechten Ufer des Sinos belegenen Theils mit dem Cahy hat für die Ansiedler dieser Gegenden den Vortheil gehabt, ihren Produkten fortan einen kürzeren Landweg bis zur Wasserstraße zu sichern.

Um so erfreulicher sich solchergestalt die materiellen Zustände der Kolonie herausgebildet haben, so geht ihnen nicht minder eine umfassende Pflege des geistigen Interesses zur Seite. An deutschen Schulen und Kirchen ist kein Mangel und was mehr, diese Schulen und Kirchen erfreuen sich eines zahlreichen Besuchs. Nicht weniger als 24 deutsche Schulen mit über tausend Schülern werden auf dem Gesammtgebiet der Kolonie gezählt und die meisten Sektionen derselben zählen deren mehrere. Die Kolonisten erhalten ihre Schulen selbst und bedürfen einer Beisteuer der Regierung nicht. Nirgends in ganz Brasilien, hebt ein offizieller Bericht des Provinzialpräsidiums hervor, genießt der Unterricht der Jugend solcher Pflege, wie in San Leopoldo, — ein Zeugniß aus dem Munde eines hochstehenden brasilianischen Staatsmannes, wie es nicht ehrenvoller für unsere Landsleute sein kann. Die meisten der aufge-

*) Man vergleiche mit dieser beispiellos geringen Mortalität die entsezlich große in den neuen Schweizerkolonien bei Setif in Algerien, wo lezteres Jahr von einer Bevölkerung von 528 Seelen 75 Personen, also über 14 %, starben!
A. d. Red. d. Kolon.

Feuilleton.

Die Wirthschaft eines holländischen Boers im Kaplande.

(Schluß.)

Als ich an die Viehställe kam, wunderte ich mich über die große Höhe der Hauptbürde, die 15 bis 20 Fuß über die Oberfläche der Ebene sich erhob, und mein Erstaunen wurde noch vermehrt, als ich fand, daß der Damm, auf welchem die Hürde errichtet war, aus einer Masse harten festen Düngers bestand, von dem Vieh des Hofes aufgehäuft, das seit einer langen Reihe von Jahren auf demselben Plaze eingestallt war. Die Schafhürden waren zwar noch nicht so hoch und standen unter den Rinderkraals, waren aber doch auch auf der Spize eines gleichen Dammes erbaut. Die verschiedenen Hürden, denn die der Schafe und Ziegen bestanden aus drei Abtheilungen, waren mit Heken von Zweigen der dornigen Mimosa umschlossen, welche eine Art Wall um den Rand der Düngerhaufen bildeten, und sorgfältig hatte man ihre flachlichten Seiten nach außen gewendet, um die Hürden gegen die nächtlichen Angriffe der Hyänen, Leoparden und Schakals zu sichern. Gegen alle diese Raubthiere konnten sich die Ochsen zwar selbst vertheidigen; aber für Kälber, Füllen, Schafe und Ziegen sind die Hyänen und Leoparden sehr gefährlich, wenn sie bei ihnen einbrechen können, was zuweilen, troz der zahlreichen Wachthunde, die zu ihrem Schuz gehalten werden, geschieht, und der listige Schakal ist den jungen Lämmern und Ziegen nicht weniger verderblich.

Während wir hierüber noch sprachen, kamen die Staubwolken, die ich von drei verschiedenen Seiten aufsteigen sah, näher und ich bemerkte, daß sie von zwei zahlreichen Schafheerden und einer großen Rinderheerde entstanden. Zuerst kamen die Widder, welche zum Verkauf aufgezogen, von den Feischerknechten oft bis zur Kapstadt, siebenhundert Meilen weit getrieben werden. Als diese in ihre Hürden gebracht waren, wurden zunächst die Schafe, Ziegen und Lämmer eingetrieben und sorgfältig eingepfercht; denn die, deren Junge noch sehr klein waren, wurden besonders aufbewahrt. Und endlich drängte sich bunt durcheinander die Rinderheerde herbei und nahm willkürlich ihren Stand auf der Spize des wohlbewachten Dammes; die Milchkühe allein wurden abgesondert, um sie in einer kleinen Umzäunung näher bei den Häusern an Pfähle zu binden, wo sie von den Hottentottenhirten gemolken werden, sobald die Kälber, welche zu Hause geblieben sind, einige Zeit gesaugt haben. Nicht eine dieser Kühe, sagte man mir, würde sich melken lassen, ehe ihr Kalb zuvor gesaugt hätte. Wenn das Kalb stirbt, ist natürlich auch für diese Jahreszeit ihre Milch zu Ende. Gegen dreißig Kühe wurden gemolken; aber die Quantität, die man von ihnen erhielt, war kaum so groß, als man von acht oder zehn guten englischen Kühen erhalten würde.

Der Hausherr und seine Frau mit allen ihren Söhnen, Töchtern, Schwiegertöchtern und Enkeln, die sich hier befanden, waren eifrig beschäftigt, die Heerden bei ihrem Eintreiben im Vorübergehen und später, indem sie unter ihnen herumgingen, zu untersuchen, ob alles in Ordnung sei. Man versicherte mich, daß man sie nicht häufig zähle und doch sogleich entdeken könne, ob ein Ochse fehle, oder ob bei den Schafheerden von Raubthieren oder sonst ein Verlust vorgekommen sei. Diese Geschicklichkeit, die ohne Zweifel das Resultat fortdauernder besonderer Aufmerksamkeit ist, bleibt dennoch sehr merkwürdig; denn die Rinderheerde belief sich im Ganzen fast auf 700 Stük und die Schafe und Ziegen auf 5000. Dieß heißt zwar ein recht achtbarer Viehstand, ist aber keineswegs etwas Außerordentliches für einen Viehzüchter im Tarkathal.

führten Schulen dienen begreiflicher Weise dem Elementarunterricht, es fehlen aber auch einzelne Anstalten nicht, in denen der Unterricht über die Grenzen dieses hinausgreift. Als eine solche wird namentlich die Schule des evangelischen Pastors Sinz gerühmt. Nach den verschiedenen Konfessionen getrennt, werden die Schulen großentheils in den Kirchen abgehalten. Großen Beifall findet bei den Brasilianern der in fast allen Kirchen eingeführte Gesangunterricht.

An Kirchen und Kapellen besitzt die protestantische Bevölkerung 12, die katholische 9. Für den Gottesdienst in den ersteren sind drei evangelische Geistliche vorhanden, der katholische Kultus zählt eine gleiche Anzahl von Priestern. Die Kirchen vertheilen sich auf die verschiedenen Theile der Kolonie so, daß zwei protestantische und eine katholische auf dem linken, die übrigen sämmtlich auf dem rechten Ufer des Sinos liegen. Im Städtchen Leopoldo besitzt jede Konfession eine Kirche; auf dem Nordcamp die protestantische 3 neben einer katholischen und in der Zwei-Brüder-Picade jede Konfession 2.

Mit wundersamer Ausschließlichkeit hat der Deutsche in San Leopoldo an seiner Sprache, seinen Sitten und Lebensgewohnheiten festgehalten. Bald sind es dreißig Jahre her, daß die Kolonie begründet worden und wohl die große Mehrheit ihrer Bevölkerung besteht aus solchen, die bereits in Brasilien geboren worden. Dennoch ist nicht nur in der Kolonie selbst die ausschließlich herrschende Sprache die deutsche; auch für den Verkehr nach Außen sind nur die allerwenigsten im Stande, in einer anderen, als dieser sich zu verständigen. In derselben Ausschließlichkeit wächst die neue Generation auf. Die Regierung hat der Verfassung gemäß zwar brasilianische Schulen auf der Kolonie errichtet und besoldet für dieselben brasilianische Lehrer, aber da ihr kein Zwangsrecht zur Seite steht, Schüler für dieselben zu pressen, so liegt es in der Natur der Dinge, wenn die Kolonisten ihre Kinder, die daheim in der allgemeinen Uebung der deutschen Sprache aufgewachsen sind, nicht in eine Schule schicken, deren Lehrer ein denselben fremdes und unverständliches Idiom spricht. Andererseits sind aber auch die meisten Lehrer der deutschen Schulen ebensowenig mit dem Portugiesischen vertraut, als die der brasilianischen mit dem Deutschen und so vereinigen sich in der Regel Schule und Haus darin, die anwachsende Generation von Erlernung einer andern, als der Sprache des Mutterlandes fern zu halten. Sehr förderlich kommt es dieser Ausschließlichkeit zu Statten, daß in Porto Allegre und Rio Grande der Handel zum größten Theil in den Händen deutscher Häuser ruht und somit die deutsche Sprache allerdings meistentheils auch für die Verkehrsbezüge der Kolonie nach Außen ausreicht. Nichtsdestoweniger liegt das Anomale eines derartigen Verhältnisses zu Tage und wenn gegenwärtig das Provinzialpräsidium darauf dringt, daß hinfüro weder in den brasilianischen noch in den deutschen Schulen andere Lehrer angestellt werden sollen, als solche, welche des Portugiesischen und des Deutschen zugleich mächtig genug sind, um beide Sprachen zu lehren, so ist dies nur mit Dank anzuerkennen. (Hansa.)

Bericht über die verschiedenen Eisenbahnrouten nach dem stillen Meere.

Der Kriegssekretär der Vereinigten Staaten hat über die Erforschungen der verschiedenen Routen für eine Eisenbahn nach dem stillen Meere einen interessanten Bericht veröffentlicht, welchem wir folgende Angaben entlehnen, die sich auf die Vermessung der verschiedenen, von der Regierung der Ver. Staaten abgeschickten Erforschungs-Expeditionen gründen.

Die erste oder äußerste nördliche Route, welche von Major Stevens, dem Gouverneur des Territoriums Washington, vermessen wurde, läuft zwischen dem 47. und 49. Grade nördlicher Breite; sie beginnt bei St. Paul im Minnesota-Gebiet und erreicht das Stille Meer am Pugets Sund oder an der Mündung des Columbiaflusses in Oregon. Die Bahn auf dieser Route würde bei Berechnung der Auf- und Absteigungen 2207 Meilen lang werden. — Die Kosten der Bahn werden zu 130,871,000 Dollars angeschlagen. Hindernisse gegen diese Route sind die Gebirge, durch welche Tunnels zu sprengen sind, die zu überbrückenden sehr zahlreichen Ströme, der Mangel an Bauholz, die Kälte des Klima's und die Nähe der Route an den brittischen Besitzungen.

Zweitens. Die Route des 41. Breitegrades (Mormonen-Route) beginnt an den schiffbaren Gewässern des Missouri oder am Platteflüß, läuft von dort über die Steppen nach dem Süd-Paß in den Felsengebirgen, von dort nach dem großen Salzsee, von dort durch das große Landbeken nach der Sierra Nevada, über jene Bergkette und den Sakramentosluß hinab nach Benicia, gerade oberhalb San Franzisko, an demselben Hafen. — Man schätzt die Entfernung von Council Bluffs nach Benicia zu 2031 Meilen und die Kosten der Bahn zu 116,095,000 Doll. Die Hindernisse sind dieselben wie bei der ersten Route, nur daß die Wüstenei breiter und die Gebirgsschluchten tiefer und schroffer sind, deren Berechnung die Länge der Bahn auf 2583 Meilen bringen würde.

Drittens. Die Route des 38. Breitegrades, gemeiniglich als Benton's große Zentral-Route bekannt, wird von den Ingenieurs der Regierung, wegen ihrer Gebirgs-Hindernisse als durchaus unausführbar erklärt. Die Länge der Route von Westport bis San Franzisko wird zu 2080 Meilen angeschlagen. Die topographischen Ingenieurs haben die Kosten der Bahn gar nicht berechnet, weil sie dieselben für zu groß halten. Die Berechnung der Steigungen und Senkungen bringt die Länge dieser Bahn auf 3125 Meilen.

Viertens. Die Route des 35. Breitegrades (Senator Rusk's Route) beginnt bei Fort Smith in Arkansas, läuft von dort westwärts nach Albuquerque am obern Rio Grande, von dort über das Felsengebirge, den Colorado des Westens, das große Wüstenbeken und seine Gebirge und die südlichen Ausläufer der Sierra Nevada nach San Pedro und der Südgrenze Kaliforniens am stillen Meere. Diese Route ist beinahe so schwierig, wie diejenige Benton's; doch meinen die Ingenieurs, daß die Länge des Werkes, wenn man die Steigungen und Senkungen in gerader Linie berechnet, nicht mehr als 3137 Meilen und die Kosten 169,210,265 Dollars betragen möchten.

Fünftens. Die Route läuft unweit des 32. Breitegrades, und ist die äußerste südliche Route durch Texas, Neu-Mexiko, El Paso und längs dem Gilafluße nach dem stillen Meere. Man schlägt die Entfernung von Fulton in Arkansas nach San Pedro am stillen Meere zu 1618 Meilen an und die ausgeglichene Länge, mit Berechnung der Auf- und Absteigungen, zu 2239 Meilen. Die Kosten werden zu 68,970,000 Doll. veranschlagt. — Die Vortheile dieser Route bestehen darin, daß sie in der That um ein Drittheil kürzer ist, als irgend eine andere Bahn zwischen dem Mississippi und dem stillen Meere — daß sie an der Seite des Felsengebirgs und der Sierra Nevada hinläuft, anstatt über und unter denselben zu laufen — daß die Route über eine Region hohen Tafellandes zieht und wenig oder keine Ebnung bedarf — und daß der Boden trocken und frei von Schnee ist von einem Ende bis zum andern, mit Ausnahme leichter Schneefälle in Neu-Mexiko. Die Nachtheile dieser Route sind, daß sie, nachdem sie die Gränzen von Arkansas verlassen hat, ununterbrochen durch eine Wüstenei bis zum stillen Meere läuft, welche ohne Bauholz und Wasser ist, mit Ausnahme einer Oasis, welche sich hie und da in langen Zwischenräumen vorfindet. Der Kriegssekretär schlägt vor, durch artesische Brunnen Wasser zu liefern, und das nöthige Bauholz von den beiden Enden der Bahn zur Durchschneidung der Wüste herbeizuschaffen.

Landwirthschaftliches und Technologisches.

(Aus der „Hamburger Zeitung für deutsche Auswanderungs- und Kolonisations-Angelegenheiten".)

(Fortsetzung.)

Thee.

Noch muß ich dieser Kultur erwähnen, die ich für empfehlenswerther als Andere halte. Der Thee gedeiht außerordentlich in unseren klimatischen Verhältnissen, wenn er nur nicht zu schlechten Boden findet und er ist hierin dem Kaffee nicht ganz unähnlich. Bei seinem Anbau im Großen ist der Unterschied, daß nicht so große Fabrikanlagen nöthig sind als beim Kaffee. In dem lezten Jahrzehnt hat der Anbau dieses werthvollen Produktes besonders in der Provinz San Paulo Anklang gefunden. Man benutzt dort die einfachen Feuerungen, welche Kupferpfannen erhizen, um auf lezteren den Thee zu trocknen. Ich halte es aber für viel zweckmäßiger, wenn die Kupferpfannen durch Wasserdämpfe erhizt werden, theils wird dadurch die Wärme mehr geregelt, theils ist der Arbeiter weder dem Rauch noch zu vieler Wärme ausgesezt und die Unkosten können im Verhältniß wenig höher sein, da auch an Feurungsmaterial erspart wird. Ich machte vor Kurzem in dieser Weise allerdings nur rohe Versuche und erzeugte eine ganz gute Sorte schwarzen Thee. Die erste Probe davon ließ nicht die aufregende Wirkung spüren, die man sonst dem frischen Thee zuschreibt.

In Ermangelung längerer Erfahrungen in dieser Kultur, zitire ich einige Angaben aus einem kleinen Memoire von Jose Arauche de Toledo Rendon in San Paulo, die vielen Glauben an sich trägt: Ein Morgen zu 500 Quadrat-Brassen nimmt zirka 3000 Theesträucher auf — nach dem zweiten Jahre wird gepflükt — nach dem siebenten bis zehnten Jahre werden die Sträuche verkürzt, weil sie im Ertrage nachlassen, nach dieser Operation erfolgt nun erhöhter Ertrag, 1000 Sträucher geben 1½ Aroben trokken Thee, wird nach chinesischer Art mit Sorgfalt gepflükt, wenigstens 2 Aroben, davon ist mehr als die Hälfte von erster Qualität. Eine fleißige Frau oder ein Knabe können täglich bis 15 Pfund grüne Blätter pflüken, 4 Pfund frische Blätter geben 1 Pfund trokken Thee und ist es feuchtes Wetter oder sind die Blätter sehr saftig, geben 5 Pfund nur 1 Pfd. trokken. Nach meinem Erachten kann die Arbeit, um 48 Pfd. Thee zu sortiren, kochen, rollen, trokken, dörren und verpaken nicht mehr als 19 Milreis kosten und schlägt man die Unkosten der Reinhaltung, der Pflanzung, eines Wagens jährlich ebenfalls auf 10 Milreis an, so würden sich die Unkosten per Morgen jährlich auf 60 Milreis belaufen. Dagegen erntet man von 3000 Theesträuchern wenigstens 144 Pfd., wovon das Pfund im Mittel zu 800 Reis verkauft, eine Summe von 115

Jedes Individuum in der Familie eines afrikanischen Landmannes, bis herab zum Säugling an der Mutter Brust, hat ein Interesse an dem Gedeihen der Schafe und Rinder. Es ist nämlich Gebrauch, daß man, sobald ein Kind geboren ist, ihm eine Anzahl Jungvieh aussezt, das mit den Jahren des Kindes zunimmt und regelmäßig mit einem besondern Zeichen versehen, ein Kapital bildet, das man bei eingetretener Volljährigkeit als eine gute Mitgift für die Tochter eines wohlhabenden Landmannes ansehen kann, und das einen jungen Mann in den Stand sezt, in der Welt als ein ehrenwerther Bee-Boer oder Viehzüchter zu erscheinen, wenn er auch keinen einzigen Dollar baares Geld besizt.

Nachdem man das Vieh in die Hürden gebracht hatte, zeigte uns mein Wirth seine Kornmühle, die von geringer Größe und einfacher Bauart war. Das Wasserrad, das von dem kleinen Bewässerungskanal auf seinem Wege nach dem Obstgarten getrieben wurde, war nur fünf Fuß im Durchmesser und die Mühlsteine nur zwei Fuß. Eine dünne eiserne Achse, deren unteres Ende im Wasserrad befestigt war, ging durch ein kleines Loch in den Mittelpunkt des untern Mühlsteines und war in den obern eingezapft, der dadurch in Bewegung gesezt wurde. Das Korn ward in den obern Stein durch eine Oeffnung hineingebracht und das Mehl durch eine kleine hölzerne Röhre in einen ledernen Sak geleitet; das war die ganze Maschinerie. Man sagte wir, daß sie in acht Stunden ungefähr einen Scheffel Weizen mahle.

Bei unserer Rükkehr in das Haus wurden die Füße der ganzen Familie, von Winzel und seiner Frau an, von einer alten Sklavin der Reihe nach gewaschen. Darauf wurde das Abendessen aufgetragen, das hauptsächlich aus gebratenem und gedämpftem Hammelfleisch mit trefflichem Weizenbrod, Butter, Milch und einigen Schaalen Gemüse und getrokneten Früchten bestand. Das Abendessen ist die Hauptmahlzeit durchgängig im Innern der Kolonie; die einzige regelmäßige Mahlzeit außerdem ist das Frühstük, das fast aus denselben Speisen besteht und gegen 8 Uhr des Morgens eingenommen wird. Das Tischgebet vor und nach der Mahlzeit wurde von einem der jüngern Mädchen, der Tochter unsers Wirths, gesprochen.

Mein Begleiter und ich schliefen auf Federbetten, die man auf Matten im Voorhuis für uns zurecht gemacht hatte. Dies ist das gewöhnliche Schlafzimmer für Fremde in Häusern der Art, wo man selten besondere Betten und Schlafzimmer antrifft.

In den nächsten Tagen kam ich noch bei vielen wohlhabenden Höfen vorbei, die mit Obstgärten, Weinbergen und Kornfeldern und mit kleinen Anpflanzungen europäischer Bäume, besonders Eichen und Pappeln umgeben waren, und hielt zum Frühstük nach der Sitte des Landes bei einem derselben an. Denn hier sind keine Wirthshäuser, und die zu Pferde Reisenden suchen gewöhnlich, wo möglich, vor der Essenszeit einen Hof zu erreichen; wenn auch ganz fremd, finden sie stets einen Plaz am Tische. Dieß ist der allgemeine Gebrauch, außer auf den großen Straßen. Gegen diese Art von Gastfreiheit in den entfernten Distrikten zu fehlen, würde für schändlich gelten; und nur einige der ärmsten Boers nahmen eine Vergütung an Geld für meine Bedürfnisse, doch war es gebräuchlich, für die Pferde eine ordentliche Rechnung für Futter zu machen. Ein kleines Geschenk für die Kinder schien die schiklichste Weise, sich für solche Verbindlichkeiten zu bedanken — die aber in einem Lande nicht sehr drükend sind, wo ein Schaf nur eine halbe Krone gilt. Die häuslichen Einrichtungen der Landleute in dieser Gegend waren im Allgemeinen weit besser als die Winzel Köjers und anderer der Grenze näher wohnenden Boers; denn das Land war länger bewohnt und das Eigenthum sicherer.

Milreis und 200 Reis ergibt. Der Trokenapparat für eine größere Produktion mit Gebäude würde 600 Milreis bis 1000 Milreis kosten.

Diese Kultur hat vor vielen anderen den Vortheil, 1) daß keine robusten Arme nöthig sind, (außer bei der Anpflanzung), Frauen und Kinder von 8—16 Jahren genügen und verdienen einen guten Lohn; 2) Leichtigkeit des Erlernens aller Operationen, 3) verhältnißmäßig kleines Anlagekapital, 4) die Ernten, welche zum größten Theil Mitte Frühling und Sommer fallen, wo die mehrsten Pflanzungen vollendet sind, 5) eine sichere Ernte, da Regenwetter und Sonnenschein nichts verderben oder beim Arbeiten nachtheilig für das Produkt sein können. Das sind Gründe genug, diese Kultur wohl zu berüksichtigen. Es haben zwar mehrere Kolonisten einige Sträucher gepflanzt, aber unmöglich ist davon etwas zu erwarten und es ist leicht begreiflich, daß ohne ein Muster nicht zum Anbau angerathen werden kann, eine kleine Pflanzung deßt kaum die Unkosten der Anlage und Geräthschaften, zersplittert die Kräfte und zu größeren Anlagen mangelt Vertrauen, da kein Vorbild und Anfang vorhanden ist. (Forts. folgt.)

Verschiedenes.

Schweiz. Zürich. Hr. Lehrer Bossart ist schon seit einiger Zeit aus Amerika zurük und gedenkt nicht mehr dahin zu kehren. Der Mann sieht also jezt Nordamerika auch mit andern Augen an als vor einem Jahre. — Unlängst hat eine hiesige Dame der Zuchthausanstalt 300 Fr. für den ersten gebesserten Sträfling übermacht, der sich zur Auswanderung nach Amerika entschließe. Diesem ersten gebesserten Sträfling ist anzurathen, sich nach Kanada zu wenden, wo die Aussichten jezt jedenfalls besser sind, als in den Vereinigten Staaten und wo er, was für ihn die Hauptsache ist, weniger risquirt, zurükgewiesen zu werden als dort.

— Bern. Der Genfer Seitifgesellschaft ist ihr Gesuch, die Regierung möge einen Experten an Ort und Stelle senden, abgeschlagen worden. Die Regierung von Bern hat diesen ablehnenden Bescheid damit begründet, daß die Auswanderung bernischer Staatsbürger nach Algerien von keinem nennenswerthen Belang und es ganz besonderer Gründe bedürfte, um die Staatsbehörde zum Aufgeben ihres bisherigen Verhaltens zu veranlassen, überdieß das Unternehmen nicht auf derjenigen Grundlage beruhe, welche in Rüksicht auf die Armenverhältnisse des Kantons das nähere Interesse der Regierung in Anspruch nehme.

— Aargau. Vor einiger Zeit berichteten mehrere öffentliche Blätter aus diesem Kanton, wie die Gemeinde Niederwil eine große Anzahl ihrer ärmern Mitbürger ausgesteuert habe, um solche über den Ozean abzuschaufeln. In Havre angelangt, fand die Karavane schon Anstand, indem der amerikanische Gesandte Inhibition gegen die Aufnahme solcher neuer Ankömmlinge machte, welchen nach der Ankunft auf dem festen Lande in Nordamerika ein trauriges Loos bevorstehe. Der „Schweizerbote" suchte damals die Sache zu bemänteln und schrieb in die Welt hinaus, daß denselben nach ihrer Ankunft auf Unionsboden der Hülfsmittel für eine glükliche Existenz genug zu Gebote stehen u. dgl. Nun vernehmen wir aber von sachkundiger Seite, daß die Gemeinde Niederwil, um sich nicht zu prostituiren und ihre Leute nicht zurükkommen zu sehen, genöthigt wurde, eine Summe Geldes, es heißt nicht weniger als 15,000 Fr., nach Havre nachzusenden, sonst wäre denselben schon die Ueberfahrt verwehrt worden. Schöne Gemeinden das und noch schönere Gemeindevorsteher, die sich nicht entblöden, ihrer unvermöglichen Gemeindsangehörigen so los zu werden, um sich die Sorge für deren Existenz zu ersparen. Der Zustand von vielen tausend Auswanderern in Nordamerika ist ein äußerst kläglicher. Wenn auch mitunter einzelne ihr gutes Auskommen finden, so gibt es auch eben so viele Hunderte solcher, die an allem Noth und Mangel leiden, was neuere und die neuesten, schriftlichen und mündlichen Berichte von daher wieder bestätigen. Von dieser Ansicht bringt uns auch das Zofinger Volksblatt nicht ab, das mit einem Briefe eines Ausgewanderten das Gegentheil zu beweisen sich anschikt. Wir möchten darum jeden, der nach Nordamerika auszuwandern Lust hat, ermahnen, sich zehn Mal vorher zu besinnen, ehe er diesen Schritt wagt, wenn er nicht ganz gewisse Aussichten auf eine gute Existenz daselbst hat, oder wenn er nicht so viel Vermögen besizt, daß er daselbst ein erkleckliches Geschäft gründen kann. Tausende haben schon diejenigen verwünscht und ihnen Rache geschworen, welche sie zu dem unglüklichen Schritte verleitet. (Freie Stimmen.)

Belgien. Zum Interesse aller Europäer, welche mit Häusern in den Vereinigten Staaten Nordamerika's und Kanada in Geschäftsverbindung stehen oder zu treten beabsichtigen, ist in Brüssel unter der Firma „United States and Canada's Trade Ageney" ein internationales Geschäft eröffnet worden. Der Zwek desselben ist: Hebung des internationalen Verkehrs zwischen Europa und Amerika durch Regelung und Sicherung des Kreditwesens; das Mittel hierzu: Schnelle und zuverlässige Auskunft über Stellung, Kapital, geschäftlichen Charakter, Kreditfähigkeit und Grad der Solidität und Responsabilität derjenigen kaufmännischen Etablissements, Häuser, Importeure, Kommissionäre, Agenten und Banquiers in den Vereinigten Staaten Nordamerika's und Kanada, welche mit Europa in Geschäftsbeziehungen stehen.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. Nordkarolina. Die „Lincoln Gazette" vom 2. März berichtet folgende Räubergeschichte: Ein in Montgomery County wohnhafter Farmer hatte sein Besitzthum für die Summe von 2000 Dollars verkauft und den Kaufpreis in seinem Hause aufbewahrt. Geschäfte riefen ihn am nächsten Tage nach einem ziemlich entfernten Plaze, und bei der Rükkehr von der Nacht überfallen, war er genöthigt, in einem 3 oder 4 Meilen von seiner Farm entfernten Hause einzukehren. In der Nacht erwachte der Mann in Folge eines schweren Traumes, in welchem er seine Frau und Kinder in großer Gefahr sah. Beängstigt wollte er das Haus verlassen, gab aber doch den Bitten seines Wirths nach und blieb. Kaum war er wieder eingeschlafen, als sich ihm dasselbe Traumbild nochmals vorstellte. Diesmal konnten ihn die Bitten seines freundlichen Wirths nicht zurükhalten, er kleidete sich an und wollte eben das Haus verlassen, als ein deutscher Hausirer, ein Mann von Löwenmuth und Klugheit, wie es sich später erwies, sich zu seinem Begleiter anbot. Beide erreichten in kurzer Zeit das Haus des Farmers, in welchem sie Licht erblikten. Es war 3 Uhr Morgens und der Farmer wurde von der furchtbarsten Angst befallen, denn seine Frau brannte niemals Licht zu dieser Stunde. Die Männer schlichen sich dem Hause nahe und sahen durch ein Fenster fünf Kerle um einen Tisch stehen und das Geld des Farmers unter sich theilen. Dieser verlor alle Besinnung und wollte ein Geschrei erheben, als ihn der Deutsche zurükzog und zum Schweigen zwang. Hierauf forderte er den vor Angst bebenden Mann auf, an der Hinterthüre des Hauses zu pochen, während er selbst die Vorderthüre bewachen wollte, durch welche die Räuber jedenfas ihre Flucht zu bewerkstelligen suchen würden. So geschah es auch; kaum hatte der Farmer gepocht, als die 5 Räuber sich nach der Hausthüre drängten. Hier stand der Hausirer mit seinem Revolver auf dem Anstand. Der vorderste Räuber sprang heraus, ein Schuß krachte und der Bandit stürzte todt zusammen, der zweite, dritte und vierte Räuber wurden ebenfalls tödtlich getroffen, der fünfte so verwundet, daß ihn der Hausirer überwältigen und binden konnte. Nachdem die vier Leichen aus dem Wege geschafft, traten der Farmer und sein muthiger Freund in das Haus und dort bot ihnen sich ein noch gräßlicherer Anblik. Die Frau und die drei Kinder des unglüklichen Farmers lagen mit durchschnittenen Kehlen in ihrem Blute. Der gräßliche Schmerz des verzweifelten Gatten und Vaters läßt sich wohl eher denken als beschreiben. Der verwundete Bandit wurde in das nächste Gefängniß gebracht und hat seitdem ein vollständiges Geständniß gemacht, in welchem er angab, daß er zu einer vollständig organisirten Räuberbande gehörte, deren Hauptmann sich in Lincoln oder Pike County aufhalte.

Südamerika. Chile. Aus dem Berichte des schweizerischen Konsuls (Hrn. Rädig) in Valparaiso theilt das „Bundesblatt" einiges Interessante mit. Die Regierung des Freistaats Chile schreitet in Verbesserung des Landes in Kultur, Handel und Gewerben vorwärts, obwohl bei den ursprünglich spanischen Staatsmännern sich mancher Widerwille gegen Neuerungen findet. Die von einigen Senatoren und dem Präsidenten Montt vorgeschlagene Wiedereinführung der Jesuiten scheiterte am entschiedenen Widerstande der Deputirtenkammer. Der Handel nach dem Innern des Landes war im Berichtsjahr ziemlich lebhaft und es kann der Absaz für die Schweizerwaaren sich auf ungefähr 450,000 Dollars belaufen. Sehr störend wirken indeß die so häufig vorkommenden Fallimente, welche eine unausbleibliche Folge der eingerissenen Spielwuth, der Minenspekulationen und eines fabelhaften Aufwandes und Luxus sind, die den höchsten Grad erreicht zu haben scheinen. Die chilenischen Gesezе sind gegen solche Konkurse viel zu gelinde. Da der Kaufmann bei den enormen Waarenzufuhren verkaufen will und muß, so kann es nicht ausbleiben, daß derselbe nur zu oft an unredliche Käufer kommt. Die Ausbeute der Silberminen und anderer Metalle ginz gut, in Copiapo sind neue Silberminen entdekt worden, von welchen man sich 70% reines Silber verspricht. Eine Eisenbahn von Valparaiso nach der Hauptstadt San Jago ist im Bau, schreitet aber äußerst langsam vor, weil es an Arbeitskräften fehlt. Das hiesige Volk ist träge und zieht vor, zu hungern und dabei auf der faulen Haut zu liegen, als zu arbeiten. Die deutsche Einwanderung nach der südlichen Provinz Baldwia hat fast gänzlich aufgehört, und zwar aus dem Grunde, weil die hiesigen Geistlichen die Glaubensfreiheit nicht gelten lassen wollen. *) Beständige Sorge und Unruhe flößen die Indianer des Territoriums Arauco, eines der gesegnetesten und fruchtbarsten Landstriche zwischen den Provinzen Conception und Baldivia, der Regierung ein. Dieses nomadisirende, seit der Entdekung von Amerika noch nicht unterworfene Volk hatte schon mehrere Male Friedensverträge mit der Regierung abgeschlossen, die leztere viel kosteten, aber nie gehalten wurden. Es wird daher beständig eine Anzahl Truppen gegen die räuberischen Einfälle der gedachten Indianer auf dem Fuße gehalten und doch haben sie kürzlich wieder die ganze Gegend der Grenzbewohner in Schreken gesezt und ihre Räubereien erneuert. — Die in Valparaiso wohnenden Schweizer haben einen Hülfsverein zur Unterstüzung hülfsbedürftiger Landsleute gegründet.

— Guyana. (Ein Karaibisches Dorf in Surinam.) Folg erzählt in der „Natur" Folgendes: Die Häuser waren alle auf dieselbe Weise eingerichtet, ihre Zahl betrug fünfzehn, sie standen auf blendend weißer Sandfläche; mit wenigen Ausnahmen waren sie auf allen Seiten hin offen und von einem leichten Dache aus den Blättern der Trullypalme bedekt; überall gleicher Reichthum, gleiches Bedürfniß. Nur hatte die eine Hausfrau, je nachdem ihr Herr General ein besserer Jäger als jener der Nachbarin war, eine bedeutende Menagerie von gezähmten Kuni-Kuni (Oasyprogta Aguti), Affen, jungen Pakiren (Dygotyles torquatus) oder Papageien. Affen werden namentlich sehr von den Weibern geschäzt, und mit Vergnügen bietet die Indianerin einem solchen jungen Zögling die Brust zum Trinken an (!). In einigen Häusern waren die Weiber mit dem Verfertigen von Hängematten, die sie aus Baumwolle weben, oder dem Flachs des Seilgrases, einer Agave, flechten, und dem Drehen von Seilen aus den jungen Blättern der Mauritiuspalme beschäftigt. Keine ließ sich durch den Besuch irre machen. Die Haare, Baken, Stirn und Waden der Weiber waren mit Roku oder Kaffee feuerroth gefärbt. An den Mundwinkeln hatten sie mit Tapuripa (blauer, von der Cenipa americana gewonnener Farbstoff) eingeäzte Zeichen, und gleiche vertraten auch das Haar der Augenbraunen, welche sie meist ausrupfen. Das Haupthaar hing in lange Zöpfe geflochten über den Naken herab. Die Waden waren unterhalb des Kniees und oberhalb des Knöchels durch Bänder eingeschnürt und daher zu einer unnatürlichen Dike aufgeschwollen — die größte Zierde indianischer Schönen. Sonst waren sie bis auf eine blaue, um die Lenden befestigte Schaambinde ganz nakt. Das Haus, wo sich die Reisenden aufhielten, war wie die übrigen ein höchst einfaches Bauwerk, stark genug, um einige Hängematten darin aufzuhängen, Gewehr, Pfeil und Bogen und den Pokal, ein kastenförmiges Flechtwerk, sicher hineinlegen zu können, vollkommenen Schuz gegen Regen und Sonne gewährend. Die wenigen Geräthschaften, welche sich sonst darin befanden, waren die gewöhnlichen zum Auspressen und Rösten der Cavasse, nebst einigen Schüsseln, Tellern, Flaschen und großen Krügen oder porösen Wasserflaschen zum Abkühlen des Wassers, die von den Karaiben besonders gut verfertigt werden: dann waren noch einige niedrige Kaimans vorstellende Bänkchen zum Sizen darin.

*) Dieß kann natürlich nur ein Hinderniß für eine protestantische Einwanderung sein. Ein allgemeiner und wohl der wichtigste Grund davon, daß die Auswanderung nach Chile nicht recht in Gang kommen will, liegt in der weiten Entfernung des Landes und der beschwerlichen Reise um das Kap Horn herum. Eine mitwirkende Ursache mag auch die Nachbarschaft der Araukaner bei der für die deutsche Kolonisation anzuweisenen Gegend (der Süden und das Innere der Provinz Baldivia) sein. Endlich sind häufige Erdbeben eine Landplage. Fruchtbarkeit, sehr gesundes Klima und günstige Lage für den Handel kann Chile nicht abgesprochen werden. Von Schweizern würden sich in Chile ohne Zweifel die Thurgauer am besten befinden, da der Süden desselben, nämlich die Provinz Baldivia, das erste Mostland der Welt ist. A. d. R.

☞ Auf den Artikel „zur Auswanderungsfrage" in Nro. 31 der Glarner Ztg. (von Hrn. W. H. in H. eingesandt!), der uns leider erst bei Thorschluß des heutigen „Kolonist" zukam, wird die Antwort nicht ausbleiben.

Der **zweite** diesjährige Auswanderertzug nach **San Paulo** geht **Ende Mai** ab und glaube ich Auswanderungslustige um so mehr zur Theilnahme an demselben einladen zu dürfen, da eine **Ermäßigung der Passagepreise** und **Begünstigung der Kinder in Betreff des Alters von 8 auf 10 Jahre**, sowie auch theilweiser **Vorschuß**, dabei stattfindet.

E. de Paravicini.

Abonnementspreis.
Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".

Einrükungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 17. | Samstag den 28. April. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Fünfter Jahrgang. | 1855.

☞ Auf das zweite Quartal des „Kolonist" kann noch immer abonnirt werden. Die Postbüreaux sind verpflichtet, Bestellungen bis Ende dieses Monats anzunehmen.

Die Auswandererwerbungen nach Santa Fé.

(Schluß.)

Die erwähnte Flugschrift „über die Auswanderung nach Südamerika und insbesondere nach den argentinischen Bundesstaaten über Dünkirchen" beginnt mit einigen allgemeinen Betrachtungen. Im Eingang wird eine Stelle eines im Jahr 1852 geschriebenen französischen Werkes angeführt, welche voraussagt, daß die Auswanderung sich nach den reichen Gegenden am Laplatastrome wenden werde, sobald einmal dort Ruhe und Ordnung hergestellt seien. Dagegen läßt sich nun durchaus nichts einwenden, wohl aber gegen den folgenden Saz, in welchem behauptet wird, daß diese Zeit der Ruhe und Ordnung im Frühjahr 1852 angebrochen sei und die argentinischen Staaten seit drei Jahren die Wohlthaten des tiefsten Friedens genießen. Denn es ist ja bekannt, daß auch seit der Vertreibung des Diktators Rosas die Revolutionen in den Laplatastaaten keineswegs aufgehört haben, daß bald diese, bald jene Provinz sich unabhängig erklärt (so ist z. B. gerade jezt der wichtigste Staat, Buenos-Ayres, von den übrigen getrennt und selbstständig), daß alle nur dem Namen nach Republiken sind, in denen das Volk nichts gilt, die von Soldaten regiert werden, welche die Geseze nur so weit achten, als es ihnen beliebt. Dabei ist das Land den Ueberfällen der wilden Pampasindianer und anderer Räuberbanden ausgesezt, gegen welche die entarteten Nachkömmlinge der Spanier, oder vielmehr jenes Mischlingsvolkes aus spanischem und indianischem Blute, das das herrliche Land des Silberstroms sein Eigenthum nennt, zum Widerstande zu schwach und zu feig ist. Neben den Soldaten herrschen, wie überall in den spanischen Republiken Amerikas, die Pfaffen, eine ebenso unwissende und verdorbene, als intolerante Geistlichkeit. Von protestantischen Kolonisten kann schon deßwegen keine Rede sein. — Handel und Gewerbe liegen unter diesen Umständen gänzlich darnieder und sind auf wenige Städte beschränkt. Wie es aber auch in diesen und insbesondere in Buenos-Ayres, dem Hauptplaz jener Gegenden, damit gegenwärtig aussieht, das mag der geneigte Leser unten nachsehen (s. Verschiedenes, Südamerika, Laplatastaaten). Man darf billigerweise fragen: Wie kann in einem solchen Lande eine europäische Kolonie jezt gedeihen? Dieses Experiment sollen nun die gutmüthigen Schweizer machen. Wir danken schön! Man schike zuerst andere Leute hin; wenn es diesen dann gelingt, so gibt es immer noch Plaz dort für unsere Landsleute.

Wir übergehen die oberflächlichen und zum Theil lächerlichen Gründe, mit welchen die Flugschrift vor der Auswanderung nach Australien und Nordamerika warnt und halten uns auch nicht länger bei der darauf folgenden Beschreibung der argentinischen Staaten, ihrer Produkte, den Notizen über Handel, Gewerbe (worunter eigentlich bloß die sehr großartig betriebene Viehzucht nennenswerth ist), Arbeitslöhne u. s. w. auf, weil wir, wie gesagt, annehmen, daß Hr. Weidmann dieselbe übersezen und druken lassen wird und sie dann ohne Zweifel die Wißbegierigen sehr wohlfeil von ihm beziehen können.

Sehen wir nun, auf welche Weise die projektirte Kolonisation im Staate Santa Fé ausgeführt werden soll. Die Regierung dieser Provinz ertheilt irgend einem argentinischen Bürger (für den Namen desselben ist ein Raum offen gelassen) eine Konzession, d. h. sie überläßt ihm eine Streke Landes unter der Bedingung, sie durch europäische Einwanderer zu besiedeln. Den leztern werden folgende Versprechungen gemacht: Jede akerbautreibende Familie erhält von der Konzession zwanzig Quadres Land, d. i. etwas mehr als 33 Hektaren, also zirka neunzig Schweizerjucharten (Hr. Weidmann spricht in seinem famosen Aufruf von 33 Morgen Aker- und Wiesland, was offenbar von Hrn. Weidmann sehr leichtsinnig ist, um uns seines Ausdruks zu bedienen; denn es ist in dem Kontrakt der Regierung von Santa Fé mit dem unbekannten Konzessionär keine Rede von urbarem Lande. Wem kommen hier nicht die fixen Uruguay-Farmen des Hrn. Baumgartner in den Sinn?) unter der Bedingung, daß sie dieses Grundstük fünf Jahre lang bewohne und bebaue; zieht sie vor Ablauf dieser Frist wieder ab, so verliert sie jedes Anspruchsrecht darauf. Die Grundstüke werden durch's Loos vertheilt. Jeder Kolonie von 200 Familien werden als Gemeindebesizthum vier (französische?) Quadratmeilen Landes, die jeder Kolonist als Viehweide benuzen darf, zugetheilt. Ferner erhält jede akerbauende Familie: 1) Eine Wohnung. 2) Zwölf Zentner Mehl (in einem Lande, wo Jedermann fast ausschließlich von Fleisch lebt!) zum Unterhalt der Familie bis zur ersten Ernte. 3) Zwölf Stüke Vieh, nämlich 2 Pferde, 2 Ochsen und 8 Kühe. 4) Sämereien in genügender Menge, um die Hälfte des Bodens, also 45 Jucharten, zu bepflanzen: Weizen, Mais, Baumwolle, Zukerrohr, Tabak. 5) Sollen sie Gewerbsfreiheit genießen. 6) Fünfjährige Abgabenfreiheit. 7) Ditto Militärfreiheit. 8) Selbstständige Gemeindeorganisation mit Ausnahme eines von der Regierung bestellten Friedensrichters. Man sieht, die Regierung von Santa Fé ist mit Versprechungen nicht sparsam; indessen sind dieß freilich nur Vorschüsse, die auf 1050 Fr. geschäzt werden und die jeder Kolonist, was doch ziemlich schwer fallen dürfte, nach der zweiten, oder wenn diese mißlingt, nach der dritten Ernte zurükerstatten muß. Was würde aber die Kolonisten für ein Schikſal erwarten, wenn die Regierung von Santa Fé, die ihnen so schöne Vorschüsse versprochen hat, gestürzt würde, bevor sie im Lande ankämen und die neue nichts mehr von dem Vertrage wissen wollte oder durch Geldmangel, durch Bürgerkrieg u. s. w. in die Unmöglichkeit versezt wäre, den Versprechungen der früheren nachzukommen? — alles in den argentinischen Staaten sehr mögliche Dinge. — Zu jener Schuld von 1050 Fr. kommen dann noch die Reisekosten, welche allfällig der Konzessionär den Familien vorstrekt, für welchen Betrag im Kontrakt ebenfalls Raum offen gelassen ist. Zur Tilgung der Gesammtschuld muß der Ansiedler während fünf Jahren einen Drittel oder sieben Jahre lang jedes einen Viertel seiner Ernte dem Konzessionär abtreten. Die Regierung von Santa Fé überläßt nämlich diesen Drittel oder Viertel dem Konzessionär als Belohnung oder als Entschädigung für die schon gehabten oder zukünftigen Kosten. Gar nicht übel für den Konzessionär; der kann seinen Batzen machen, besonders, da ihm noch überdieß vier Quadratmeilen Land am Rio Parana und eben so viele am Rio Salado geschenkt werden. Wer nur dieser glükliche Konzessionär sein mag? das sollten doch die Kolonisten wissen, denn es kann ihnen nicht gleichgültig sein, in wessen Hände sie ihr und ihrer Familien Schikſal legen. Aber wie man diese einfachste der Garantien in den Verträgen vermißt, so sucht man überall vergebens nach andern für die Ansiedler, während in dieser Beziehung für die Regierung und den Konzessionär bestens vorgesorgt ist. Die Regierung ist auch keineswegs so uneigennüzig, wie man nach dem oben Gesagten glauben könnte; denn sie hat in §. 8 des Kontraktes zwischen ihr und dem Konzessionär festgesezt, daß die Grundstüke der einzelnen Kolonistenfamilien nicht unmittelbar an einander grenzen dürfen, sondern daß zwischen je zweien eine Streke Landes offen gelassen werde, deren Größe erst später bestimmt wird und welche sie dann, wenn einmal durch den Bestand der Kolonie der Grund und Boden im Werthe steigt, verkaufen will. Ganz gut spekulirt!

Der genannte Kontrakt ist vom 15. Juni 1853 datirt und es ist bekannt, daß schon vor länger als einem Jahre das Projekt hätte zur Ausführung kommen sollen. Damals hat es aber in Deutschland und der Schweiz keinen Anklang und nicht mehr Kredit gefunden, als mehrere andere aus verschiedenen ebenfalls am Laplatastrome oder seinen Zuflüssen liegenden Staaten (Uruguay! Otuquis in Bolivia!). Wird es ihm jezt besser ergehn? Die Unternehmer glauben ja; sie zählen wahrscheinlich auf die gegenwärtig trüben Aussichten in Nordamerika. Daß wir ihre Hoffnungen nicht theilen, wird der Leser nach der obigen Darstellung der politischen und sozialen Zustände der argentinischen Staaten begreiflich finden. Die Zeit ist noch nicht gekommen, welche diesen von der Schöpfung so reich begünstigten Theil der Erde der Zivilisation und Kultur eröffnet. Erst, wenn einmal ein mächtigerer Staat, heiße er nun England oder Frankreich oder Brasilien, die Verwaltung des Landes zu väterlichen Handen nimmt, kann dieser Tag anbrechen.

Dampfschifffahrtsverbindung zwischen Hamburg und Brasilien.

Nachdem Hamburg sich eine direkte Dampfschifffahrt nach Nordamerika gesichert hat, soll nun auch eine solche nach Südamerika erstellt werden. Es sind die Herren N. O. Bieber, Hansing und Komp., J. D. Hinsch und Komp., brasilianischer Konsul, Gebrüder Schiller und Komp., Dr. Fr. Schmidt und Knöhr und Burchard zu einem Ausschuß zusammengetreten und haben ein Zirkular erlassen, welches zur Gründung einer Hamburg-brasilianischen-Dampfschifffahrts-Gesellschaft einladet. Das Unternehmen soll auf Akten fundirt und die Aktien von größerem oder kleinerem Nennwerthe, au porteur lautend, zum Belaufe von 2,000,000 Mark Banko ausgegeben werden, um 3 große Schrauben-Dampfer von 1500 englischen Tonnen und 250 Pferdekraft anzuschaffen. Da dieses Unternehmen keinen örtlichen, sondern vielmehr einen allgemeinen Charakter hat, bei welchem nicht allein Hamburg, sondern auch Deutschland überhaupt, wie auch die Schweiz und Brasilien gegenseitig betheiligt sind, so soll die Aktienzeichnung auch auf den Bereich dieser Länder ausgedehnt werden, wodurch die Herbeischaffung dieses Kapitals sich leichter bewerkstelligen lassen wird. Die Endpunkte dieser Schiffe sind nothwendig Hamburg und Rio de Janeiro, sie sollen aber auch in Southampton, Lissabon, Kap Verd, Pernambuco und Bahia anlaufen, und vielleicht auch später bis nach Santos, Montevideo und Buenos-Ayres gehen. Es soll in jedem Monat ein Mal ein Schiff von Hamburg und Rio de Janeiro abgehen und sobald die Zeichnungen so weit vorgeschritten sind, daß sie die Kosten eines Schiffes deken, soll mit dem Bau desselben sogleich begonnen werden und auch mit den beiden andern, unter derselben Bedingung in gleicher Weise vorgeschritten werden. Die Schiffe sollen von bester Beschaffenheit werden und so groß sein, daß sie außer der zahlreichen Schiffsmannschaft, den Frachtgütern und dem größten Theile des Kohlenbedarfs, noch 300 Passagiere erster, zweiter und dritter Klasse fassen können. Auch sollen sie alle möglichen Bequemlichkeiten darbieten, um den englischen und französischen Dampfschiffen gleicher Art ebenbürtig an der Seite stehen zu können. Der Passagepreis ist für die Passagiere erster Klasse 40 Pfd. Sterl., zweiter 25 Pfd. Sterl. und dritter Klasse 10½ Pfd. Sterl. Jedes Schiff soll im Jahre mindestens drei Hin- und Rükreisen machen und die Dauer jeder Aus- und Einreise, inklusive des Aufenthalts, ist auf zwei Monate berechnet. Die Ausgaben für jede Aus- und Einreise, inklusive aller Unkosten, Assekuranz-Agentur und aller sonstigen Gebühren, nebst einem Aufschlag von 4% für Abnuzung und Ausbesserung des Schiffes sind auf 126,178 Mark Banko veranschlagt und die Einnahmen auf 166,000 Mark Banko, so daß ein Gewinn von 39,822 Mark Banko groß von jeder Rundreise übrig bleiben würde. Das gedachte Zirkular giebt auch eine kurze Uebersicht des Handels zwischen Hamburg und Brasilien während des Jahres 1854. Dem zufolge sind 134 Segelschiffe von Brasilien in Hamburg angekommen und 82 Segelschiffe von hier dahin abgegangen, deren Ladung einen Gesammtwerth von etwa 24 Millionen Mark Banko ausmachte. — In England ist schon bedeutend für das neue Unternehmen gezeichnet worden, besonders hat es an der Hamburger Börse großen Anklang gefunden. Knöhr und Burchard haben 100,000 Mark Banko gezeichnet, ein Banquierhaus 50,000 Mark Banko u. s. w.

Das Emigrantenpassagegesez der Vereinigten Staaten.

Eine Akte zur Regulirung des Transportes von Passagieren in Dampfschiffen und andern Fahrzeugen.

Es wird hiermit von dem im Kongreß versammelten Senat und dem Hause der Repräsentanten der Ver. Staaten von Amerika verordnet, daß kein Meister irgend eines Schiffes, das ganz oder zum Theil Eigenthum eines Bürgers der Vereinigten Staaten, oder irgend eines andern Bürgers eines fremden Landes, in irgend einem fremden Hafen oder Ort, der nicht zu einem an die Vereinigten Staaten grenzenden Gebiet gehört, in ein solches Schiff eine größere Anzahl von Passagieren aufnehmen soll, als auf je zwei Tonnen seines Gehaltes einen Passagier, Kinder unter einem Jahre nicht mitgerechnet, aber zwei Kinder über einem und unter acht Jahren als ein Passagier betrachtet. Die für die Passagiere bestimmten Räumlichkeiten, die nicht zur Aufspeicherung von Waaren oder Passagiergepäke bestimmt sind, müssen folgendermaßen für die Passagiere bemessen werden. Auf dem Hauptdek, Hinterdek oder Platforme, so wie in den Dekhäusern, falls welche vorhanden, muß ein Passagier auf je sechszehn Fuß Flächeninhalt des Deks kommen, wenn die Höhe oder Entfernung zwischen den Deks oder der Platform nicht weniger als sechs Fuß beträgt; im untern Dek, das kein Mitteldek ist, müssen auf jeden Passagier achtzehn Fuß Flächeninhalt kommen, vorausgesezt, daß die Entfernung zwischen den Deks nicht unter sechs Fuß beträgt; kein Passagier, der nach den Vereinigten Staaten gebracht werden soll, darf in einem Dek untergebracht werden, das nicht mindestens die vorerwähnte Höhe hat. Wenn irgend ein Schiffsmeister eines Schiffes innerhalb der Gerichtsbarkeit der Vereinigten Staaten eine größere Anzahl der Passaziere auf einem Schiffe einschifft, als der Tonnengehalt desselben gestattet, mit der Absicht, sie nach irgend einem andern fremden Hafen — die eines an die Vereinigten Staaten grenzenden Gebietes ausgenommen — zu bringen, oder wenn die Raumverhältnisse für die Passagiere nicht nach dem Geseze bemessen sind, so soll er eines Vergehens schuldig erkannt und auf Ueberführung desselben vor einer Circuit- oder Distrikt-Court der Vereinigten Staaten für jeden dem Geseze nach unzulässigen Passagier, oder zu engen Passagiersraum um 50 Dollars bestraft und nach Ermessen des erkennenden Richters zu einer Gefängnißstrafe von nicht über 60 Tagen verurtheilt werden.

Sollte es jedoch für die Sicherheit des Schiffes, oder dessen Einrichtung nothwendig sein, einen Theil des Cargos oder Ladung, oder andere Artikel, in dem gewöhnlich für Passagiere bestimmten Raume unterzubringen, so können die Passagiere in eigens hiezu gebauten Kammern oder Verschlägen, die sich an der äußern Oberfläche des Schiffes befinden und dem Wasser nicht zugänglich sind und eben so leicht wie die Deks oder Platformen gereinigt werden mögen, untergebracht werden. Diese auf solche Weise hergestellten Passagierräume dürfen indeß nicht als ein Theil des den Passagieren gesezlich bewilligten Flächenraumes betrachtet, sondern müssen davon abgerechnet werden. In allen Fällen, wo solche Verschläge hergestellt werden, muß die obere Fläche derselben als das Dek oder die Platform betrachtet und von ihr aus die vorgeschriebene Entfernung vermessen werden. Ferner wird verordnet, daß in den für die Passagiere bestimmten Räumen ein Spital für dieselben und zwar abgesondert von den Schlafstätten hergestellt werde, das, wenn es benuzt wird, zu dem den Passagieren bewilligten Raume gerechnet werden darf; dasselbe darf jedoch nicht mehr als 100 Fuß Flächeninhalt auf dem Dek einnehmen. Ferner ist verordnet, daß auf Zwischendeken, wo die Höhe der Deke 7½ Fuß oder mehr beträgt, für jeden Passagier nur 14 Fuß Flächenraum erforderlich.

Sektion 2. Kein solches Schiff darf mehr als zwei Reihen Schlafstätten haben und der Zwischenraum zwischen dem untersten Theile derselben und dem Deke oder Platform soll nicht geringer als neun Zoll sein. Die Schlafstätten müssen gut konstruirt, parallel mit den Schiffsseiten und von einander durch Wandungen, durch die man gewöhnlich Schlafstätten zu trennen pflegt, abgesondert sein. Die Schlafstätten sollen wenigstens sechs Fuß lang und zwei Fuß breit sein und jede nur von einem Passagier besezt werden. Doppelte Schlafstellen müssen die doppelten Dimensionen der einfachen haben. Solche dürfen von nicht mehr als zwei Frauen, oder einer Frau und zwei Kindern unter dem Alter von acht Jahren, oder von Mann und Frau, oder von einem Manne und seinen zwei unter acht Jahren alten Kindern, oder von zwei Männern derselben Familie besezt werden. Für jede Verlezung einer dieser Bestimmungen soll der Schiffsmeister und die Eigner des Schiffes für jeden Passagier in ein Strafgeld von 5 Dollars verurtheilt und diese Strafgelder in jedem Hafen, in dem ein solches Schiff landen oder von dem es abgegeln mag, von den Vereinigten-Staaten-Behörden beigetrieben werden.

Sektion 3. Alle ob zu den Vereinigten Staaten oder andern Ländern gehörenden Schiffe, welche 50 oder mehr Passagiere gesezmäßig aufnehmen können (die Kajütenpassagiere nicht inbegriffen), sollen auf ihren Reisen zwischen den Vereinigten Staaten und Europa am obern Dek eine Bedachung für den Aufgang aus dem Zwischendek haben, die so konstruirt sein muß, daß eine Thür oder Fenster jederzeit der Ventilation halber offen gelassen werden kann. Alle Schiffe, die 150 Passagiere oder mehr führen können und im Transport solcher Passagiere begriffen sind, sollen zwei solche Bedachungen oder Häuser haben und die Stiege soll mit einem Geländer von Holz oder starken Striken versehen sein.

Sektion 4. Jedes solche Schiff, das mehr als hundert Passagiere führen kann, muß wenigstens mit zwei Ventilatoren versehen sein (folgt eine Beschreibung des Apparates).

Sektion 5. Jedes Schiff, das mehr als 50 Passagiere führen kann, muß zu deren Gebrauch zum wenigsten einen gehörig bedachten Feuer- oder Kochheerd, der für je 200 Passagiere 4 Fuß lang und 1½ Fuß breit sein muß, haben, und in dieser Weise soll für eine größere oder kleinere Anzahl Passagiere Sorge getragen werden. Diese Bestimmungen sollen jedoch das Recht, zwischen den Deks Kochvorrichtungen zu treffen, nicht beeinträchtigen.

Sektion 6. Alle solchen Schiffe müssen für ihre Passagiere unter Dek gut verwahrt folgende Provisionen für jeden einzelnen Passagier mit sich führen: Zum mindesten 20 Pfd. guten Schiffszwiebak, 15 Pfd. Reis, 15 Pfd. Habergrütze, 10 Pfd. Weizenmehl, 15 Pfd. Erbsen und Bohnen, 20 Pfd. Kartoffeln, eine Pinte Essig, 60 Gallonen süßes Wasser, 10 Pfd. gesalzenes Schweinefleisch und 10 Pfd. gesalzenes Rindfleisch ohne Knochen, alles von guter Qualität. Die Quantität genannter Artikel kann vermehrt oder ein Artikel durch den andern substituirt werden; wo Kartoffeln nicht zu billigen Preisen zu haben sind, können 5 Pfd. derselben durch je 1 Pfd. der andern Artikel substituirt werden. Die Kapitäne der besagten Schiffe sollen jedem Passagiere jede Woche wenigstens den zehnten Theil der vorgenannten Provisionen — von dem Tage der Abfahrt an gerechnet — und täglich mindestens drei Quart Wasser verabfolgen. Sind die Passagiere eines solchen Schiffes nicht gesezmäßig verproviantirt und zu irgend einer Zeit während ihrer Reise auf kurze Rationen gesezt worden, so soll der Meister oder Eigner eines solchen Schiffes jedem Passagier, der auf kurze Ration gesezt wurde, für jeden Tag, an dem er mit kurzer Ration vorlieb nehmen mußte, die Summe von drei Dollars bezahlen, welche Gelder vor jeder Circuit- oder Distrikt-Court der Vereinigten Staaten eingeklagt werden können. Es soll ferner der Kapitän oder Schiffsmeister jedes solchen Schiffes seinen Passagieren ihre Lebensmittel täglich gut und ordentlich gekocht und zu bestimmten und vorher bekannt gemachten Stunden abliefern. — Falls der Kapitän oder Schiffsmeister eines solchen Schiffes absichtlich vernachläßigt, diese Lebensmittel gehörig gekocht zu verabfolgen, so soll er eines Vergehens schuldig erkannt und nach Ueberführung vor einer Vereinigten-Staaten-Circuit- oder Distrikt-Court zu einer Geldstrafe von nicht mehr als 1000 Dollars und Gefängnißhaft von nicht länger als einem Jahre verurtheilt werden, wobei es nebenbei den Passagieren, die Schaden gelitten haben, unbenommen bleibt, ihre Ansprüche auf dem Zivilwege geltend zu machen.

(Schluß folgt.)

Zwei Briefe aus Australien im Auszug.

I. Von einem Norddeutschen.

(Aus der deutschen Auswanderer-Zeitung.)

Selbst getäuscht und überrascht von der Wirklichkeit, halte ich es für nicht unerwünscht, wenn ich meinen lieben deutschen Landsleuten in einigen Umrissen die sozialen und kommerziellen Verhältnisse der jungen Kolonie Viktoria und deren Hauptstadt Melbourne darstelle, da ich aus eigener Erfahrung überzeugt bin, daß man sich meistens falsche Vorstellungen davon macht, welche sowohl zu Vorurtheilen als auch zu falschen Spekulationen Veranlassung geben könnten. So jung auch diese Kolonie noch ist, so glande ich doch wohl mit Recht behaupten zu dürfen, daß sie bereits ihre Schwesterkolonien überflügelt hat. Es konnte dieses aber auch bei dem Vorzug, welcher ihr von der Natur in jeder Beziehung zu Theil geworden, nicht ausbleiben. Nicht allein ihr Reichthum an Gold, sondern auch ihre günstige geographische Lage für merkantilische Zweke mußte sie über alle andern Kolonien emporheben; der Fülle an fruchtbarem Boden, welcher bis jezt noch durchaus nicht aufgeschlossen, nicht zu gedenken. Die Kolonie zählt bereits (lezten Herbst) 300,000 Einwohner, wovon jedoch 150—200,000 allein auf Melbourne kommen. Melbourne, die Hauptstadt dieser Kolonie und nach Flächengröße und Einwohnerzahl Hauptstadt von ganz Australien, ist am schiffbaren Yarra-Fluß, welcher 2 Stunden von hier in die Hobsonsbay mündet, gelegen. Ringsum von einer bewaldeten Bergkette umgeben, lehnt sich die Stadt terrassenförmig an einen Hügel und dehnt sich in einer unabsehbaren Fläche bis zur äußersten Hügelkette aus. In merkantilischer Beziehung ligt Melbourne so günstig wie selten eine Stadt der Welt; ihr Hafen, die Hobsonsbay mit dem Port Philipp, könnte, bei gutem und sicherem Ankergrund, ganz Englands Kriegs- und Kauffahrtei-Flotte fassen. Allein im Hafen von Hobsonsbay liegen häufig 4—500 Schiffe vor Anker. Durch stündliche Dampfschifffahrt steht Melbourne mit der Hobsonsbay und der kleinen Hafenstadt Williamstown in Verbindung; täglich gehen Steamer nach Geelong, wöchentlich mehrere Male nach Sidney, Adelaide und Bandiemensland. In lezter Zeit ist die erste Eisenbahn nach der am Hafen liegenden Vorstadt Sandridge eröffnet und die Eröffnung der Bahn nach dem Hafen Williamstown und von dort nach Geelong steht ebenfalls in naher Aussicht. Mel-

bourne ist nicht mehr, wie man wohl in Europa zu vermeinen pflegt, eine Barakenstadt, sondern es ist im wahren Sinne des Wortes, was Gebäude anbetrifft, eine europäische Residenzstadt und in Hinsicht seines Handels eine Welthandelsstadt. Wo vor ein und zwei Jahren nur leinene Zelte und Bretterbuden standen, finden wir heute die schönsten massiven Gebäude von grauem Granit und Sandstein, Produkte aus der nächsten Umgegend. Hölzerne Häuser sind innerhalb der Stadt fast gänzlich verschwunden und dürfen nicht mehr aufgebaut werden. Alle öffentlichen Gebäude, als Kirchen, welche bereits eine große Anzahl erreicht haben, das Gouvernementsgebäude, der Gerichtshof, das Polizeigebäude, die Banken, das Zollhaus u. s. w., sowie fast alle Privathäuser sind meistentheils von Stein und in einem schönen Baustyl aufgeführt; nur an wenigen Straßen und in den Vorstädten findet man noch Holzhäuser. Die wahrhaft großartigen massiven Waarenhäuser unserer Handelswelt bilden längs des Yarraflusses fast einen besondern Stadttheil. Die Straßen sind sehr breit und gut chaussirt; dagegen sind die Trottoirs bis jezt noch dürftig. Die Lampenbeleuchtung der Straßen wird nächstens durch Gasbeleuchtung ersezt. Was das Innere der Häuser anbetrifft, so findet man dieselben mit allem europäischen Luxus und Comfort ausgestattet, und wer hier lebt, wird Europa in dieser Beziehung nicht vermissen. Auch in Hinsicht auf Kunst und Wissenschaft wird hier schon Vieles gethan. Es gibt mehrere Theater, verschiedene wissenschaftliche Vereine, einen sehr schönen botanischen Garten, ein Museum und das Universitätsgebäude ist in Angriff genommen. Auch fehlt es an Vergnügungsorten keineswegs, und der Luxus des Lebens steht dem europäischen nicht nach. Omnibusse und elegante Droschken durchkreuzen die Straßen nach allen Richtungen. Nach diesen allgemeinen Umrissen der Stadt Melbourne will ich noch Einiges über deren Stellung zur Provinz hinzufügen. Die Provinz zählt bereits viele größere und kleinere Städte, welche meistentheils in der Nähe der Goldfelder liegen. Geelong mit zirka 20,000 Einwohnern, am Port Philipp, nur wenige Meilen von Melbourne entfernt, treibt nebst einigen andern noch weniger bedeutenden Hafenplätzen etwas eigenes Importgeschäft, allein dasselbe ist bislang nicht von großer Wichtigkeit gewesen. Melbourne ist demnach für die Provinz Viktoria und darüber hinaus der eigentliche Stappelplaz aller Waaren, die zum Konsum kommen. Von hier aus werden alle kleinen Plätze, sowie fast alle Diggins mit Waaren direkt oder indirekt versorgt, die an den Diggins etablirten Händler kommen zum Einkauf nach Melbourne, sowie auch mehr oder weniger die Kaufleute der Städte Sidney, Adelaide, Geelong ꝛc. hier kaufen und verkaufen lassen. Man kauft hier nur gute Waare, weil die nicht unbedeutenden Kosten auf gute wie auf schlechte Waaren gleich sind, und weil die Waaren die Konkurrenz aller Länder zu bestehen haben. Von Modesachen wird immer nur das Neueste gekauft und getragen, weil die Moden aus Paris, London ꝛc. immer zeitig hier sind. Die Goldfelder sind nach wie vor ergiebig; lezthin ist in den Ballaratfeldern ein Klumpen Goldes von über 98 Pfd. gefunden worden, doch muß ich darauf aufmerksam machen, daß man für Gold nur wenig bekommt. *) Nach einer hiesigen Handelsnotiz betrug der Schiffsverkehr des Hafens von Melbourne in den lezten beiden Monaten (Juli und August) an angekommenen Schiffen von ausländischen Plätzen 130 Segelschiffe und 49 Dampfer (darunter 6 Hamburger), an abgegangenen 129 Segel- und 44 Dampfschiffe. Die Ausfuhr nach England an gediegenem ungemünzem Gold betrug in dieser Zeit 391,609 Unzen im Werthe von 1,566,532 Pfd. St., wozu noch eine nicht unerhebliche Quantität Wolle, Leder, Felle, Talg u. s. w. kommt. Schließlich erwähne ich noch eines für die Kolonie erfreulichen Umstandes, nämlich daß die Einwanderung nach hier noch immer bedeutend ist, namentlich sind es Handwerker und Bauern, die dem größten Bedürfnisse der Kolonie am meisten entsprechen. Lezteren wird ein großer Vortheil dadurch erwachsen, daß das Gouvernement, wie es heißt, die Ländereien in kleineren Parzellen verkaufen will, was bis dahin nicht geschehen. Alsdann werden dem Lande die nöthigen Arbeitskräfte zuströmen, und dasselbe wird endlich kultivirt werden. Für Handwerker ist hier noch immer ein sehr guter Verdienst; die Arbeitslöhne sind in lezterer Zeit zwar etwas gefallen, aber dafür sind auch die Lebensbedürfnisse billiger als früher.

*) Soll wohl heißen, daß alle Dinge hoch im Preise sind. A. d. R.

II. Von einem jungen Berner.

(Aus dem Berner Intelligenzblatt.)

Das Land bringt alle möglichen Früchte hervor; nur muß man sie pflanzen; denn hier sind sie eben nicht wild. Ich wüßte nicht, womit sich ein Mensch im Busche ernähren könnte ohne Flinte. Ich möchte Niemanden einladen, hieher zu kommen, selbst nicht meine größten Feinde; denn so lange Amerika so blüht, soll man nicht nach Australien auswandern, oder, man wolle entweder als reicher Kapitalist ankommen und spekuliren, oder: als armer Teufel hart arbeiten und sich dem Zufalle preisgeben, wie man weiter kommen mag. Manchem hat's geglükt und glükt ihm noch jezt; aber Tausende sind im tiefsten Elend, weil sie nicht das Geld haben, in die Minen zu gehen, oder nicht eine gute Profession gelernt haben, die eben hier gerade im Schwunge ist, und ferner Straßenarbeit nicht ertragen können. Die Minen sind immer noch der Zufluchtsort der meisten Leute. Es ist freilich da harte Arbeit und Lebensweise, wer es nicht gewohnt ist; allein auch daran kann man sich gewöhnen; tödtlich ist es nicht, und man hat am ersten Aussicht, ein wenig Geld zu machen, um entweder das Land zu verlassen oder etwas anderes anzufangen. Glaube man nur ja nicht immer Zeitungsarti-keln, die aus überspannten dummen Köpfen entsprungen sind! Denn Einer, der gerade durch Zufall und günstige Umstände sein Glük gemacht hat, der nennt dieses Land ein gutes, und ein Anderer, der kein Gelingen, vielmehr Unglük gehabt, nennt es ein schlechtes; ich aber spreche hier im Allgemeinen, ohne Freund des Einen oder des Andern zu sein. Ich gebe zu, daß Einer, der das hiesige Leben und Streben aushalten kann, und eine gängige Profession hat, in zirka 6 bis 8 Jahren bei fortwährender Arbeit und Sparsamkeit ein Vermögen sammeln kann; allein wie viele sind deren hier? nicht 5 Prozent, und sollten die Minen noch schlechter werden, und die Einwanderung nicht abnehmen, so würde alles zu nichts zerfallen. So lange die Minen ferners anhalten, passabel zu sein, so daß ein Mann darin wenigstens sein Leben und einen Taglohn dabei verdienen kann, ist aller Industrie der Riegel vor die Thür geschoben, und so ebenfalls hat die Agrikultur Mühe, aufzukommen, indem die Arbeitslöhne viel zu hoch zu stehen kommen; denn hier wird nur ein Geschäft unternommen, welches gute Bezahlung verspricht, die andern liegen brach. Sollten aber, im Gegensaz zu diesem, die Minen wieder werden, wie sie vor 2 Jahren gewesen sind, so würden im Augenblike alle Geschäfte, so sehr sie gerade jezt darniederliegen, plözlich einen eben so großen Aufschwung bekommen. — Ferner muß Einer, der hier Arbeit sucht, oder etablirt ist, vor allem aus der englischen Sprache mächtig sein. Dieses darfst du, wenn du willst, herzhaft in den Zeitungen veröffentlichen; ich stehe mit meinem Namen dazu.

Verschiedenes.

Schweiz. Thurgau. Nach dem „Wächter" scheint die Mormonensekte sich immer mehr Anhänger unter dem Volke zu erwerben.

Deutschland. Bremen. Nach einer in der deutschen Auswanderer-Ztg. enthaltenen Zusammenstellung sind im Monat März 10 Schiffe mit zusammen 2070 Passagieren von hier expedirt worden. Wie in allen andern Auswanderungshäfen, ist auch hier der Andrang von Passagieren in diesem Jahre sehr viel geringer als im vorigen Jahre, indem die deutsche Auswanderung vorerst ihren Höhepunkt erreicht zu haben scheint; im vorigen Jahre betrug die Anzahl der in den ersten drei Monaten beförderten Personen 7413 in 40 Schiffen, im laufenden Jahre dagegen nur 2142 Personen in 13 Schiffen.

Frankreich. Ueber einen am Abend des 21. April auf der französischen Ostbahn unweit Mez erfolgten Zusammenstoß zweier Züge erfährt die Pfälzer Ztg. aus zuverlässiger Quelle Folgendes: „Am 21. April, dem Tage, an welchem auf der Pfälzer und der französischen Ostbahn der Sommerdienst begann, ging Abends um halb 9 Uhr ein Personenzug von Forbach ab, dessen hinterste sechs Wagen mit Auswanderern, darunter 200 aus der Pfalz und ungefähr 40 aus Baden, Hessen, Württemberg und dem jenseitigen Baiern besezt waren. Dieser Zug stieß zwischen Peltre und Courcelles, einige Stunden von Mez, mit einem von Paris kommenden Güterzuge zusammen. Der Zusammenprall muß schrekklich gewesen sein, da jeder der beiden Züge von zwei Maschinen geführt wurde. Diese, sowie die sechs vordern Wagen des Güter- und Personenzuges wurden vollständig zertrümmert. Von den Personen in den ersten Wagen sollen sechs auf der Stelle getödtet, eben so viele lebensgefährlich, mehrere andere leichter verwundet worden sein. In Mez sollen 40 Verwundete liegen. Von den Auswanderern soll keiner schwer verlezt, mehrere jedoch leicht gequetscht worden sein. Nach einer telegraphischen Depesche von gestern sind dieselben am 22. April Abends durch Paris und sodann gestern nach Havre gekommen. Doch wurde ihr Gepäk im Gewicht von 200 Zentnern bei dem Zusammenstoß gänzlich vernichtet. Allein da es zum vollen Werthe versichert ist, so wird es ihnen vollständig ersezt werden. Agenten des Hauses, welches die Beförderung übernommen, haben sich an Ort und Stelle begeben, um die Interessen der Auswanderer zu wahren und zu vertreten. An der Stelle des Unglüks ist die Bahn noch nicht geräumt und fahrbar; die französische Verwaltung hat jedoch eine Nothbahn herstellen lassen, so daß in den Zügen kein Aufenthalt stattfindet. Nachschrift. Mittheilungen, die wir mit der heutigen Mittagspost aus Paris erhalten, bestätigen im Wesentlichen die vorstehenden Angaben. Sie geben die Zahl der todt auf dem Plaze gebliebenen Passagiere auf 4—6, die der schwer Verwundeten auf 20 an. Von den Auswanderern hatten ungefähr 20 mehr oder weniger schwere Kontusionen, Beulen am Kopfe u. dgl. erhalten; alle konnten jedoch ihre Reise fortsezen. Das befördernde Auswanderungshaus hatte dem Zuge für die Land- und Seereise auch einen Arzt, Hrn. Dr. Weißer aus Ortenberg (Hessen), mitgegeben, welcher den verwundeten Passagieren die wesentlichsten Dienste leistete, sie an Ort und Stelle verband und ihren Transport leite. Wir freuen uns, den Angehörigen der Auswanderer diese beruhigenden Mittheilungen machen zu können."

Nordamerika. Vereinigte Staaten. Washington. Der Präsident hat sich gegen eine außerordentliche Kongreßsizung ausgesprochen; er stellt es in Abrede, daß die Maßregeln der Regierung auf kriegerische Maßregeln gegen Kuba deuten. — Großen Skandal macht es, daß ein Auditoriatsbeamter, Namens Taylor, den Namen des Kriegssekretärs gefälscht und sich mit 10,000 bis 20,000 Doll. aus dem Staube gemacht hat.

— (Konsulatswesen.) Nach dem neuen Gesez der Vereinigten Staaten von Nordamerika über die Reform des diplomatischen und Konsularsystems, vom 5. März 1855, welches den 13. Juli in Kraft treten soll, erhalten sämmtliche diplomatische Vertreter derselben den Charakter und Titel eines außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Ministers und wird einem jeden derselben ein Legationssekretär beigegeben. Die Gehalte der ersteren betragen 37,500 Fr. und des Legationssekretärs 7500 Fr. Die Schweiz erhält überdieß drei Konsuln, in Zürich, Basel und Genf, von denen jeder ebenfalls 7500 Fr. bezieht. Die Vereinigten Staaten verwenden also lediglich auf ihre Vertretung in der Schweiz jährlich die schöne Summe von 67,500 Fr. Den Konsuln ist bei starker Geldbuße und Abberufung jedes eigene Geschäft verboten.

— (Die neue Kettenbrüke über den Niagarafällen.) Im Laufe des März ist eines der größten Bauwerke, welche die Welt aufzuweisen hat, vollendet worden: eine Hängebrüke über den Niagarafällen, welche die Eisenbahnen der Vereinigten Staaten mit denen Kanadas verbindet. Am 18. März fuhr der erste Bahnzug der Great-Western-Eisenbahn in Kanada, bestehend aus einer Lokomotive, einem Tender und 22 schwer beladenen Frachtwagen, 350 Tonnen (7000 Zentner) schwer, über die 822 Fuß lange Kettenbrüke, von deren einer Seite man den mächtigen, großartigen Wasserfall erblikt, während auf der andern Seite, mehrere Hundert Fuß tief, der berühmte Strudel erbraust, dem bis jezt kein Sterblicher sich zu nahen wagte. Die berühmtesten amerikanischen Ingenieure erklärten es für eine Unmöglichkeit, eine Eisenbahnhängebrüke über den Niagara zu bauen; doch was ihnen unmöglich erschien, gelang dem Genie eines Deutschen, Namens Johann A. Röbling, der zu denjenigen gehört, welche von den Know-Nothings, wenn sie an's Ruder kämen, geächtet würden. Röbling ist nämlich kein Native, kein Vollblut-Amerikaner, sondern ein Preuße von Geburt und Adoptivbürger der Vereinigten Staaten.

— Ohio. In Cincinnati haben wieder blutige Kämpfe zwischen den Know-Nothings und ihren Gegnern stattgefunden. Drei Deutsche wurden getödtet, viele verwundet.

— Iowa. (Census.) Nach einem für das Jahr 1854 vorgenommenen Census dieses Staates wird die Gesammtbevölkerung ungefähr auf 326,000 angeschlagen, was eine Zunahme von 134,000 in den vier Jahren seit Aufnahme des Vereinigten-Staaten-Census aufweist. — Darunter kommen 170,000 auf das männliche Geschlecht und im Ganzen zählt man etwa 60,000 Stimmgeber, 10,400 Fremde und 480 Schwarze.

— Kalifornien. Aus Yuba County wird ein hiziges Gefecht zwischen zwei Parteien von Goldgräbern gemeldet, welches durch die Ansprüche auf eine Mine

entstanden war. Beide Theile waren ziemlich gleich stark, je 6 bis 8 Mann, und wohl bewaffnet. Die eine Partei, welche den ältesten Anspruch zu haben vorgab, dessen Aufgebung jedoch von der andern Partei behauptet wurde, verlor 3 Todte. In Los Angelos wurde am 18. Januar ein junger Mann, Namens Franzisko Leiwa, von Felipe Sanchez durch den Kopf geschossen und auf der Stelle getödtet. Sanchez war noch nicht verhaftet. Die Berichte aus den Minen lauten ziemlich günstig, obwohl das Regenwetter wieder nachgelassen hatte. Es kommen Nachrichten von dem Funde bedeutender Klumpen; darunter wird einer von 95 bis 99 Pfund erwähnt, wovon man zwei Drittheile als reines Metall annahm. — Die Minen am Kernflusse, im südlichen Theile des Staates, etwa 150 Meilen von Los Angelos, haben plözlich große Berühmtheit erlangt, und die Stadt und Nachbarschaft jener Stadt wurde stark entvölkert, indem Viele nach jenen Minen eilten. Wenige Tage nach dem Anfang des „Sturmes" arbeiteten 2 bis 3000 Personen am Kernfluß, und ihre Beute soll je 5 bis 50 Dollars pr. Tag betragen haben. — Richter Lynch hatte während des Monats Februar in verschiedenen Theilen des Staates mindestens zwanzig Opfer gefordert, darunter einige ganz Unschuldige. — African Valley (25 Meilen nordwestlich von Monroe Ville Colusa County). Jak Neil, ein alter Kalifornier, erschoß seinen Nachbar Isaak Woods, weil er ihn in Verdacht hatte, daß er einen Holländer angestiftet, seinen Hund todt zu schießen. Der Schuß ging in die Seite und der Unglükliche starb nach 2 Stunden. Der Mörder entfloh.

— Utah. Aus dem Mormonengebiet wird die Entdekung der Ruinen alter Städte ꝛc. gemeldet. Am 17. Oktober verließ nämlich, auf Ersuchen des Gouverneur Young, eine Partie von 12 Mormonen nebst einem Indianer, unter der Führung von W. D. Huntington, die Ansiedlung „Manti", die südlichste im Utah-Gebiete, um den südlichen Theil jenes Gebietes zu erforschen und wo möglich einen Handel mit den Navajoes zu eröffnen. Die Partie kehrte am 21. Dezember nach den Mormonen-Niederlassungen zurük und brachte wunderbar lautende Berichte von der Entdekung der Ruinen einer in den Felsen erbauten Stadt, ähnlich dem berühmten Petra in der Wüste des Orients. Die Partie verfolgte Gunnison's Pfad bis 25 Meilen vom Grand River, welcher nach der Berechnung des Hrn. Huntington 350 Meilen von der Stadt am großen Salzsee entfernt ist. Von dort zog die Partie 110 Meilen weiter nach dem St. Johns River durch eine schroff gebirgige Gegend und durch dichte Cedernwälder. Die Navajoes, deren nächstes Dorf 40 Meilen vom St. Johnsflusse liegt, waren anfangs über den ungebetenen Besuch so sehr ergrimmt, daß sie einen weißen Mann von der Partie tödteten, kochten und aufzehrten. Doch ließen sie sich durch die indianischen Dollmetscher etwas besänftigen und gingen auf den Handel ein, wobei sie indeß arge Diebstähle verübten. Auf dem nördlichen Ufer des St. Johnsflusses und etwa 500 Meilen südöstlich von der großen Salzseestadt, fanden die Reisenden auf eine Strekе von etwa 40 Meilen am Flusse entlang und 25 Meilen in der Breite eine Menge Ruinen früherer Städte und Dörfer. Die Häuser waren wohl befestigt, in einem fremdartigen Styl gebaut; man fand dreistöllige, in Trümmern liegende, steinerne Häuser, darunter eine Menge thönerner Waaren von schöner Qualität, mit mannigfachen Figuren bemalt, deren Farben ihre volle Frische behalten hatten. Zehn Meilen von dort in einer Schlucht fand man unter den Felsen zahlreiche Häuser oder vielmehr Befestigungen, darunter eines mit 24 Zimmern, welches einen Flächenraum von 144 Quadratfuß bedekte. Die Vordermauer war bis zu der überhängenden Klippe aufgebaut, welche das Dach bildete, und war voll Schießlöcher. Die Steine waren viereckig behauen und kunstgerecht zusammengefügt. Der einzige Eingang war ein etwa 2 Fuß Quadrat haltendes Loch. Solche Löcher führten auch aus einem Zimmer in das andere, aus einem Stokwerk in das andere. An andern Orten fand man mehrere ähnlich befestigte drei- und vierstöllige Häuser.

Westindien. Cuba, 22. März. Der alte Ramon Pinto wurde Morgens mittelst der Garotte hingerichtet. Er erlitt den Tod mit Muth und Fassung und betheuerte noch bis zu den letzten Augenblikеn seine Unschuld. Die Hinrichtung fand mit schaudererregenden Förmlichkeiten durch die Hand eines jungen Negers statt, der in seiner Henkerprofession noch ein Neuling war. Sowohl das abscheuliche Justizverfahren, das gegen Pinto angewendet worden, als dessen gesellschaftliche Stellung gewann ihm das Mitgefühl selbst der gemäßigtsten Männer, die sich hier in keiner Weise mit Politik befassen. Alle Versuche der fremden Konsuln, im Interesse der Gerechtigkeit und Humanität ihm das Leben zu retten, waren vergeblich. Das Alter, die weißen Haare des Mannes, die allgemeine Achtung, welche er als einer der wenigen wissenschaftlich gebildeten Männer des Landes genoß, sein früheres Freundschaftsverhältniß zu Concha, die Bitten seiner Familie und Freunde — nichts vermochte das Herz des Generalkapitäns zu rühren. Der spanische Haß und Fanatismus seiner Umgebung forderte ein Opfer, verlangte Pinto's Tod und erstikte in Concha jede Regung des Herzens und des Gewissens, wenn eine solche überhaupt vorhanden war. Pinto's Verurtheilung und Hinrichtung ist ein Justizmord.

— Die Verhältnisse Kubas gestalten sich so düster, daß aller Handel und Verkehr darnieder liegt. Immer näher rükt das Verhängniß, welches die Amerikaner, vielleicht selbst gegen ihren Wunsch, zu einem Kriege mit Spanien drängt. Am 24. März standen zwei Bürger der Vereinigten Staaten, Felix und Estranges (in Kuba geboren), des Hochverraths angeklagt, vor dem Kriegsgerichte. Herr Robertson, Konsul der Vereinigten Staaten, welcher auf Einladung des Generalkapitäns der Sizung beiwohnte, bekam Streit mit den Richtern, indem er die Gegenwart der Angeklagten während des Zeugenverhörs forderte. Als dieß verweigert wurde, erhob sich Herr Robertson mit den Worten: „Ich habe als Konsul der Vereinigten Staaten hier nichts mehr zu schaffen", und verließ den Saal. (Köln. Ztg.)

Zentralamerika. Die Transport- und Fahrtaxen auf der Panamaeisenbahn sind so hoch, daß jüngst eine große Masse kalifornischen Goldes doch noch auf Maulthieren und Kähnen über die Landenge geschafft wurde. Die Fracht auf der Eisenbahn wäre mehr als doppelt so theuer gewesen. Ein Reisender zahlt für die kurze Strekе 125 Fr. — Der erste Dampfwagen, der, am 28. Januar, über die Landenge von Panama fuhr, hat 260 Minuten gebraucht, um über die Strekе Landes hinwegzurollen, welche die beiden großen Ozeane von einander trennt. Jener Tag bildet somit einen Hauptabschnitt in der Geschichte des Weltverkehrs. Die Panamabahn hat große Geldsummen erfordert und Tausende von Menschen hinweggerafft. Sie führt zu bei weitem größten Theil durch Urwälder, deren Boden 6 Monate lang im Jahr einen tiefen Morast bildet. Die Arbeiter mußten bis zu den Knien, oft bis zum Gürtel im Schlamm waten; kein Wunder, daß im Laufe von 4 Jahren nach und nach manches Tausend derselben erlag, und daß die ganze Strekе, welche die Bahn durchzieht, ein einziger großer Leichenaker ist. Die europäischen und die amerikanischen Arbeiter sind zu drei Viertheilen hinweggestorben; am Ende haben Indianer, westindische Neger und Farbige die lezte Hand anlegen müssen. Der östliche Anfangspunkt steht an der prachtvollen (aber ungesunden) Navy-Bay, und die größten Dampfer können dicht am Werft anlegen und die Waaren unmittelbar auf die Frachtwagen der Eisenbahn überladen, und der Reisende hat nicht nöthig, auch nur einen Fuß auf den Boden zu sezen, bevor er in der nur 11 deutsche Meilen entfernten Stadt Panama absteigt.

Südamerika. Laplatastaaten. Die Handelsberichte aus Buenos-Ayres lauten sehr ungünstig. Viele Stokungen und Fallimente haben den Kredit auf lange Zeit hinaus erschüttert; die Geschäfte dieser Saison waren kaum nennenswerth, und man fürchtet ein Gleiches für die bevorstehende Wintersaison, die für's Land die wichtigste ist.

Australien. Eine bemerkenswerthe Thatsache in Betreff des australischen Aufstandes, welche die englischen Zeitungen wohl absichtlich übergangen haben, erzählt der Melbourner Argus vom 24. Nov. 1854. An diesem Tag, an welchem die Flagge der Unabhängigkeit, mit dem südlichen Stern, allenthalben wehte, haben die Rebellen zu Ballarast dem amerikanischen Konsul in Viktoriahotel ein feierliches Essen gegeben. Welche Verhandlungen hier gepflogen wurden, konnte man nicht erfahren; es ist dem Berichterstatter der Zutritt versagt worden. Wer die Rivalität zwischen den beiden angelsächsischen Staaten allenthalben auf Erden und nach allen Richtungen kennt, dem wird es nicht unwahrscheinlich dünken, daß bei den blutigen Vorfällen in der Kolonie Viktoria Yanker-Umtriebe stattgefunden haben.

— Ein Blatt von Melbourne macht auf einen eigenthümlichen Ausfuhrartikel aufmerksam. Die australischen Eingebornen zeichnen sich durch ihre schönen Zähne aus; und so sind Spekulanten auf den humanen Einfall gekommen, den Eingebornen ihre Zähne für Bänder, bunte Tücher und sonstige Lapalaien abzukaufen. Ganze Kisten mit solchen Zähnen werden jezt nach London verschikt.

Zeugniß.

Die Unterzeichneten, welche sich alle auf der Reise nach St. Paulo in Brasilien befinden und von Herrn E. de Paravicini in Zürich, so wie von seinem Geschäftsführer, Herrn Donati in Zürich und von Herrn Sim. Benedikt von Chur bis hieher begleitet und geführt worden sind, bezeugen hiemit aus freiem Antrieb, ohne die leiseste Zumuthung zur Ausstellung eines Zeugnisses erhalten zu haben, und unter Vermeidung aller Uebertreibungen und Lobrednereien, daß obengenannte Herren ihnen, den Unterzeichneten, auf der bisherigen Reise solche Freundlichkeit, Dienstfertigkeit und Sorgfalt für ihr Leben, ihre Gesundheit und Bequemlichkeit und für richtigen Transport all ihres Gepäks bewiesen haben, daß jede billige Erwartung übertroffen wurde und daß dieser löbl. Agentschaft der innigste, wohlverdiente Dank nicht vorenthalten werden kann.

Die Unterzeichneten nehmen auch keinen Anstand, obgedachte Agentur allen fernern Auswanderungslustigen bestens zu empfehlen und glauben sicherlich, daß Alle, welche sich dieser Agentschaft Behufs ihrer Auswanderung anvertrauen, einst unser Zeugniß bestätigen werden, sofern sie nichts Unmögliches erwarten.

Dieß Alles bezeugen wahrheitsgemäß

Hamburg, den 17. April 1855.

Namens und im speziellen Auftrage aller dießmaligen Auswanderer aus dem Prätigau, Kanton Graubünden, 57 an der Zahl,

Thomas Davaz.

Im Namen und aus Auftrag der unterm 8. April von Untervaz Ausgewanderten, 114 an der Zahl, unterzeichnen sich Folgende:

Johann Krättli.
Johannes Wolf.
Johann Rudolf Krättli.

Im Namen der Auswanderer vom Mastrilserberg unterzeichnen sich

Johann Ruppert.
Fr. Aug. Wahl von Chur.
Alexander Bonadurer.

Im Namen aller Auswanderer aus dem Kanton Glarus zeichnet

Daniel Schlittler.

Im Namen aller Zürcher:

Jakob Stuki.
Besonders der Mettler, Frz.
Jak. Karrer, K. Zürich.
Heinrich Hepting, „

Pour les émigrants de Fribourg: la famille Péclat,
George Péclat.

Im Namen der Familie Giger in Quarten, Kanton St. Gallen:

Fridolin Giger.

Im Namen der Familie Bühler von Ems:

Leonh. Ant. Bühler.

Im Namen der Familie unterzeichnet sich

Samuel Obrist, K. Aargau.

Die zwei Gebrüder Berchtold, Antoni, und Betering-Nati, Kanton Obwalden.

Die Richtigkeit der vorstehenden Unterschriften wird hiedurch bestätiget.

Hamburg, den 20. April 1855.

(L. S.) Der Konsul der schweiz. Eidgenossenschaft:
Sig. Joh. Pet. Ruch.

Anzeige.

Der **zweite** diesjährige Auswanderer zug nach **San Paulo** geht **Ende Mai** ab und glaube ich Auswanderungslustige um so mehr zur Theilnahme an demselben einladen zu dürfen, da eine **Ermäßigung der Passagepreise** und Begünstigung der Kinder in Betreff des Alters von **8** auf **10** Jahre, sowie auch theilweiser **Vorschuß**, dabei stattfindet.

E. de Paravicini.

Hr. Advokat **Suter** in **Lichtensteig** hat die Konzession erlangt und ist zu Akkordabschlüssen bevollmächtigt.

Abonnementspreis.
Per Post franko durch die ganze Schweiz:
Jährlich . . . . . 4 Fr. — Rp.
Halbjährlich . . . . . 2 „ — „
Vierteljährlich . . . . . 1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".

Einrükungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 18. | Samstag den 5. Mai. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Fünfter Jahrgang. | 1855.

Das Emigrantenpassagegesez der Vereinigten Staaten.

Eine Akte zur Regulirung des Transportes von Passagieren in Dampfschiffen und andern Fahrzeugen.

(Schluß.)

Sektion 7. Der Kapitän jedes solchen Schiffes ist berechtigt, unter seinen Passagieren gute Disziplin und Reinlichkeit aufrecht zu erhalten. Zu diesem Behufe sollen solche Schiffsregeln, wie er sie für zwekmäßig halten mag, an einem den Passagieren zugänglichen Plaze des Schiffes angeschlagen sein und dieselben während der Reise zur allgemeinen Einsicht dort bleiben. Es ist die Pflicht des Kapitäns, die von den Passagieren bewohnten Räumlichkeiten in einem reinlichen, gesunden Zustande zu erhalten, und die Eigner solcher Schiffe haben die Deks, so wie alle zum Aufenthalt der Passagiere bestimmten Räume so konstruiren zu lassen, daß dieselben vollständig gereinigt werden können. Ferner sollen sie für den ausschließlichen Gebrauch von je 100 Passagieren einen sicheren, zwekmäßigen Abtritt herstellen. Wenn das Wetter den Passagieren nicht erlaubt mit ihren Betten zur Lüftung auf das Dek zu kommen, so ist es die Pflicht des Kapitäns, die Passagiersräume mit Chlorkalk oder einem andern gleich wirksamen Mittel reinigen zu lassen.

Sektion 8. Der Schiffsmeister oder Eigner solcher Schiffe, der den in der 3., 4. und 5. Sektion vorgeschriebenen Bestimmungen bezüglich des bedekten Eingangs zu den Passagiersräumen, Ventil-Laternen oder Kochheerde nicht entspricht, soll für jede einzelne Verlezung oder Vernachlässigung dieser Bestimmung 200 Dollars und für jede Verlezung der Bestimmung der 7. Sektion dieses Gesezes die Summe von 50 Dollars als Strafgeld an die Vereinigten Staaten bezahlen, welche Strafgelder von jeder Vereinigten-Staaten-Circuit- oder Distrikt-Court eingeklagt werden können.

Sektion 9. Jeder Zollkollektor in irgend einem Hafen der Vereinigten Staaten, in dem ein solches Schiff ankommt, oder von dem es abgegeln mag, soll einen oder mehrere Zollinspektoren ernennen, welche jedes solche Schiff zu untersuchen und über dessen gesezliche Ausrüstung schriftlich an ihn zu richten haben.

Sektion 10. Alle Bestimmungen dieser Akte, welche auf den Raum, der den Passagieren in solchen Schiffen gebührt, Bezug haben, erstreken sich auch auf alle jene Räume, welche in Schiffen, die zum Theil oder ganz durch Dampf getrieben werden, den Zwischendekspassagieren angewiesen zu werden pflegen.

Sektion 11. Alle Schiffe, welche von irgend einem Hafen der Vereinigten Staaten nach einem Hafen im stillen Meere oder dem atlantischen Ozean segeln, sollen mit Ausnahme der Bestimmungen über Lebensmittel und Wasser allen den in dieser Akte erwähnten Bestimmungen bezüglich der Beförderung von Passagieren in Kauffahrteischiffen unterworfen sein. Die Eigenthümer oder Schiffsmeister aller solcher Schiffe sollen jedoch den Passagieren unter allen Umständen die vorerwähnte tägliche Ration Wasser, so wie eine gesunde, gute, ordentliche Kost verabreichen und für jede Verlezung dieser Bestimmungen der in der 6. Sektion dieser Akte ausgesprochenen Strafe unterworfen sein.

Sektion 12. Jeder Kapitän oder Schiffsmeister eines solchen Schiffes soll unmittelbar nach der Ankunft seines Schiffes in irgend einem der Häfen der Vereinigten Staaten oder deren Territorien von was immer einem fremden Hafen gleichzeitig mit der Ablieferung seines Manifestes oder Anzeige der Ankunft seines Schiffes eine Liste seiner sämmtlichen Passagiere an den Kollektor des betreffenden Distriktes abliefern; in dieser Liste muß das Alter, Geschlecht und Beschäftigung der Passagiere, das Land, aus welchem sie kommen, so wie das ihrer Bestimmung und der Plaz, den sie auf dem Schiffe eingenommen, angegeben sein. In dieser Liste muß ferner bemerkt sein, ob und wie viel Passagiere auf der Reise gestorben. Diese Liste muß in derselben Weise wie das Manifest des Cargo beschworen werden, und jede Verlezung der Bestimmungen dieser Sektion unterliegt denselben Strafen, die für eine Verweigerung oder Vernachlässigung der Ablieferung des Cargo-Manifestes festgesezt sind.

Sektion 13. Alle Zollkollektoren haben vierteljährig Abschriften der ihnen eingehändigten Passagierlisten an den Staatssekretär der Vereinigten Staaten einzusenden, der seinerseits bei jeder Sitzung des Kongresses an selben hierüber Bericht zu erstatten hat.

Sektion 14. Falls sich auf einem solchen Schiffe während der Reise ein Todesfall unter den Passagieren (Kajütenpassagiere ausgenommen) ereignet, soll der Schiffsmeister, Kapitän, Eigner oder Konsigner eines solchen Schiffes spätestens 24 Stunden nach Ablieferung der Passagierliste an den Zollkollektor, demselben für jeden Passagier über 8 Jahre alt, der während der Reise eines natürlichen Todes gestorben ist, die Summe von 10 Dollars bezahlen. Der besagte Kollektor dagegen soll die unter dieser Bestimmung eingegangenen Gelder nach ihm zukommender Weisung des Schatzsekretärs der Kommission des betreffenden Staates — in dessen Jurisdiktion ein solches Schiff angekommen — die zur Unterstüzung und Vorsorge für kranke Einwanderer ernannt ist, auszahlen. Sollte mehr als eine Kommission die Auszahlung solcher Gelder beanspruchen,

Feuilleton.

Die australischen Wilden.

(Aus dem Englischen des P. W. Haygarth.)

Von den vielen Neuheiten, welche in einem fremden Lande und besonders in einem so eigenthümlichen wie Australien, dem Auge des Reisenden entgegentreten, gibt es vielleicht keine, welche seine Aufmerksamkeit mehr in Anspruch nimmt, als der erste Anblik der Eingebornen. Ich meine natürlich die Eingebornen des Inneren und nicht die verderbten Einzelnen, welchen man in den Straßen von Sydney begegnet; denn diese können durch die Entsittlichung, deren Opfer sie geworden sind, nur Abscheu erweken, nur Mitleid und Scham, daß ihr Verkehr mit den Weißen offenbar nur dazu gedient hat, ihre wenigen natürlichen guten Eigenschaften auszurotten und ihren eigenen Lastern die Laster der Europäer aufzupfropfen.

Hier eine von den keineswegs anmuthigen Szenen der Hauptstadt. In der Nähe einer Schenke hat sich eine Gruppe versammelt; ein Schwarzer, der gewöhnlich sehr stark benebelt ist, hat unterschiedliche Differenzen mit seinen „Gins", d. h. Weibern, auszugleichen, was von Seiten des ungalanten Eheherrn entweder mit Hilfe des Knüttels, der ihm natürlich jedes Mal Recht verschafft, oder durch lautes Gezänk geschieht, in welchem Falle er eben so natürlich unterliegen muß; denn ich möchte, ohne den Frauen anderer Länder zu nahe zu treten, behaupten, daß sich die geschwäzigste von ihnen kaum mit einer australischen „Gin" vergleichen ließe, wenn diese ihre Zunge einmal in Bewegung gesezt hat, und daß die ausgemachteste Zänkerin Europa's bei ihren schwarzen Schwestern im Lande der Antipoden noch sehr viel lernen könnte — „so schnell und geläufig ist deren Rede."

Nur in den Distrikten des Inneren, weit entfernt von solchen Ausschweifungen findet man den Neu-Holländer jezt noch in seinem natürlichen Zustande, und wir hatten unsere Station noch nicht lange in Besiz genommen, als unsere Wünsche in dieser Beziehung vollkommen befriedigt wurden, denn einen Monat nach unserer Ankunft fanden wir nicht nur Gelegenheit, mit dem größeren Theil des in unserem Distrikte wohnenden Stammes Bekanntschaft zu machen, sondern hatten auch überdieß das Glük, einem nächtlichen „Corrobory" oder Tanze beizuwohnen, der, wie man uns sagte, zu Ehren unserer Ankunft aufgeführt wurde, aber, wie wir später erfuhren, jedes Mal zur Zeit des Vollmondes stattfand.

Die Gesellschaft, welche wir zunächst kennen lernten, bestand aus zwei Männern und ihren „Gins," die ihre Kinder auf dem Rüken oder höher über den Schultern trugen; sie war von einer unzähligen Schaar von Hunden begleitet, die von allen anderen Abarten des Hundegeschlechts durchaus verschieden waren und von dem ganzen System der Zivilisation eben so wenig wissen wollten wie ihre Eigenthümer.

Einer von den Männern war sehr alt, und seine dünnen, grauen Locken, die auf der kohlschwarzen Haut lagen, machten einen ganz eigenthümlich unangenehmen Eindruk. Der andere stand noch in seiner Jugend, und da er ein Muster von einem Neu-Holländer war, so will ich ihn etwas näher in's Auge fassen. Seine Gestalt maß ungefähr fünf Fuß vier Zoll, was bei unserem Stamme

so steht dem Schatzsekretär zu, zu entscheiden, wer zum Empfang der Gelder berechtigt ist. Nie jedoch sollen an irgend einen Ausschuß, Kommission oder Gesellschaft zu Unterstützung irgend einer besondern Klasse von Einwanderern, wie Einwanderer von einer gewissen Nation oder religiösem Bekenntniß solche Gelder ausgefolgt werden. Wenn der Schiffsmeister, Kapitän, Eigner oder Konsigner eines solchen Schiffes vernachlässigt innerhalb der besagten Zeit die so verfallene Summe oder Summen zu bezahlen, so soll er oder sie außer der Summe von 10 Dollars für jeden verstorbenen Passagier noch 50 Dollars für jeden einzelnen Fall Strafe bezahlen und das hiefür entfallende Geld soll in derselben Weise, wie in dieser Sektion vorgeschrieben, verwendet werden.

Sektion 15. Der Betrag der verschiedenen, durch die vorgehenden Sektionen festgesezten Strafbestimmungen soll auf den Schiffen, welche die Bestimmungen verlezen, als Hypothek haftbar sein und dieselben in jeder Vereinigten-Staaten-Circuit- oder Distrikt-Court, innerhalb deren Jurisdiktion sie ankommen, dafür belangt werden.

Sektion 16. Alle Schiffe, welche von der Amerikan-Kolonisations-Society oder der Kolonisationsgesellschaft irgend eines Staates nach den Kolonien an der Westküste von Afrika gesandt werden, sind denselben Bestimmungen dieser Akte unterworfen.

Sektion 17. Der Zoll-Kollektor soll nach Ankunft eines solchen Schiffes in seinem Hafen, dasselbe untersuchen und an den Schatzsekretär über die Zeit der Abfahrt, Dauer der Reise, Ventilation, Passagierzahl, die Räumlichkeiten derselben auf dem Schiffe, deren Kost, Geburtsland, Zahl der Todesfälle, Alter und Geschlecht der Verstorbenen, sowie seine Ansicht über die Ursachen der Sterblichkeit und wenn keine vorhanden, welche Vorsichtsmaßregeln zu Verhütung derselben beigetragen, berichten.

Sektion 18. Diese Akte soll für die Schiffe, welche von an der östlichen Seite dieses Kontinents gelegenen Häfen der Vereinigten Staaten absegeln, 30 Tage, und für die Schiffe, welche von den an der westlichen Seite dieses Kontinents gelegenen Vereinigten-Staaten-Häfen absegeln, 60 Tage, und für Schiffe, die von andern Theilen der Welt absegeln, 6 Monate nach Bestätigung derselben in Kraft treten.

Sektion 19. Alle andern Akten und Bestimmungen, welche mit den vorerwähnten Bestimmungen dieser Akte in Widerspruch stehen, sind hiemit widerrufen. Dem Schatzsekretär steht es nach seinem Ermessen frei, alle Verfolgungen wegen Verlezungen der Bestimmungen dieser Akte einzustellen, oder ausgesprochene Strafen ganz zu erlassen oder zu modifiziren.

Zu diesem Behufe werden alle Bestimmungen der Akte vom 30. August 1852, Beförderung von Passagieren in Dampfschiffen betreffend, so weit sie mit der gegenwärtigen Sektion im Widerspruch stehen, widerrufen. Diese Schiffe unterliegen bei ihrer Ankunft oder Abfahrt in oder von Häfen der Vereinigten Staaten gleichfalls der Untersuchung der Zollbehörde.

Die südbrasilianische Provinz Parana.

(Aus der „Hansa".)

Die Provinz Parana existirt als solche erst seit dem 29. Dezember des Jahres 1853. Bis zu dieser Zeit war sie, den südlichsten Theil der Provinz San Paulo bildend, die fünfte Gemarkschaft dieser, nach ihrer Hauptstadt Curitiba benannt. In dieser Stellung als abhängiger Theil eines größeren Ganzen und der Leitung einer entfernt residirenden Provinzialregierung anheimgegeben, konnte sie naturgemäß diejenige Beachtung ihrer Interessen und Bedürfnisse nicht erreichen, welche ihr durch ihre jezige Selbstverwaltung verbürgt sind. Vielleicht nirgends ist das selfgovernment der einzelnen Theile so nothwendig, als in Ländern, wo die Größe der Entfernungen und die Geringfügigkeit der Kommunikationen gleich sehr die Zentralisation erschweren, und, indem sie die ungünstigen Wirkungen derselben erhöhen, ihre Vortheile nicht zur Geltung kommen lassen. Die einfache Konsequenz dieser Verhältnisse ist daher, daß, je allseitiger die Kultur in solchen Ländern sich Bahn bricht, desto mehr einzelne Kreise aus ihrer Unterordnung als Theile größerer Ganzen zu selbstständiger Geltung sich zu erheben bestrebt sind und umgekehrt, daß das Erreichen solcher Selbstständigkeit wieder der rascheren Förderung ihrer Kultur zu Statten kommt. Die immer fortschreitende Neubildung von Staaten in der nordamerikanischen Republik und das Entstehen immer neuer sich selbst verwaltender und zu einer autonomen Gesezgebung berechtigter Provinzen in dem südamerikanischen Kaiserthum sind in dieser Hinsicht durchaus analoge und in denselben lezten Gründen ruhende Erscheinungen.

Die Provinz Parana liegt zwischen dem 23. und 28. Grad südlicher Breite. In ihrem Osten erreicht sie den atlantischen Ozean, an welchem sie drei Häfen, Paranagua, Guaratuba und Antonina, besizt. Weiter südlich begrenzt sie im Osten der die Provinz Santa Katharina bildende schmale Küstenstrich. Im Süden stößt sie an die Provinz Rio Grande do Sul — auf eine weite Strecke bildet hier der Uruguay die Grenzscheide — und an die Republik Corrientes. Westwärts wird sie durch den mächtigen Parana von den am jenseitigen Ufer hinziehenden Staate Paraguay und der Provinz Matto Grosso geschieden und nordwärts dehnt sich die Provinz San Paulo aus. Schon in dieser dreifachen Wasserbegrenzung durch das Weltmeer, den Uruguay und Parana manifestirt sich die außerordentliche Gunst der Lage der jungen Provinz. Nicht minder aber bietet das Innere reiche Wasserverbindungen dar. So den Yguassu, der in den Parana mündet, ferner den Ivahy, der gleichfalls in diesen und zwar unmittelbar gegenüber dem am jenseitigen Ufer einmündenden schiffbaren Yvinheima sich ergießt und somit der Theil einer ununterbrochenen Wasserstraße bis tief in das Innere von Paraguay und Matto Grosso ist, und endlich den Tibagy, der durch den Paranapanema ebenfalls dem Parana zuströmt. Unbedeutender sind dagegen die nach dem atlantischen Ozean herabfließenden Gewässer. Das Hochland, in welchem die Quellen der obigen Gewässer zum Theil liegen, läßt zwischen sich und dem Ozean nur einen verhältnißmäßig schmalen tief liegenden Küstenstrich und seine Hauptabdachung geht nach Westen nach dem Thale des Parana. Die Abdachung nach dem Meere ist kürzer und steiler und die von ihr herabkommenden Gewässer sind eben nur Küstenflüsse von kurzem Lauf.

Die natürliche Konfiguration der Provinz Parana ist demnach von selbst einleuchtend. Ihr überwiegender größester Theil ist Hochland, dessen höchste Erhebungen im Osten liegen und das sich von da nach Westen immer mehr abflacht, weite Hochebenen von hunderten von Quadratleguas einschließend, deren Kämme die Wasserscheiden zwischen den einzelnen Flußgebieten des Inneren bilden. Nur der kleine Küstenstrich ist völliges Tiefland. Damit auf's Genaueste zusammenhängend sind die klimatischen Verhältnisse der Provinz gleich gegensätzliche. In dem feuchtwarmen Tiefland der Küste gedeihen vorzugsweise der Kaffee, das Zukerrohr, der Tabak und der indische Thee; in dem gemäßigten kühleren Klima des Hochlandes blüht dagegen der Weizenbau, gedeiht auf's Trefflichste die Viehzucht und wird in großen Massen der wildwachsende Congoha gesammelt, welcher zubereitet das Lieblingsgetränk der Südamerikaner, den Mate liefert. Das Hochland der Provinz Parana, sagt ein neuester Reisender, ist ganz eigentlich das Feld für deutsche Landwirthe in Brasilien.

Die seßhafte Bevölkerung ist begreiflicher Weise noch eine äußerst dünne und zählte nach einer Aufnahme im Anfang des Jahres 1854 im Ganzen nicht mehr als 62,258 Köpfe, von denen 31,219 dem männlichen und 31,039 dem weiblichen Geschlechte angehörten. Davon waren etwa der sechste Theil, nämlich 10,189, Sklaven, während die freie Bevölkerung aus 33,633 Weißen, 13,968 Mulatten und der Rest aus freien Schwarzen bestand. Was die Vertheilung dieser Gesammtbevölkerung über die Provinz betrifft, so stellte sich als der relativ bevölkerste Theil das Tiefland der Küste mit 19,442 Köpfen heraus, während auf das gesammte vielleicht zehn- und mehrfach ausgedehntere, zur Ansiedlung von Millionen ausreichende Hochland die übrigen 42,816 Köpfe kamen. Fast die Hälfte dieser lezten Summe, nämlich 20,629 Seelen, bildeten die Bevölkerung des die Hauptstadt Curitiba in sich begreifenden Kreises.

Die Gesammtzahl der Geburten bei der seßhaften Bevölkerung der Provinz Parana belief sich im Jahre 1853 auf 3476, die der Todesfälle auf 969, so daß also auf 1 Gestorbenen durchschnittlich immer zirka 3,5 Geburten fielen und ein Ueberschuß der lezteren über die ersteren von 2507 Köpfen sich ergab. Im Verhältniß zu der Zahl der Lebenden stellte sich also für 1853 eine natürliche Vermehrung der Bevölkerung um nicht weniger als 4 Prozent heraus — gewiß eine außerordentliche Vermehrung, welche die Einwanderung in Parana in jeder Weise ermuthigen dürfte. Dabei ist aber noch zu beachten, daß an dieser Vermehrung die freie Bevölkerung in einem bei weitem größern Prozentverhältniß betheiligt war als das Sklaventhum. Die Summe der Geburten der ersten betrug nämlich 3101, die der Todesfälle 820 und der Ueberschuß der erstern über die leztern somit 2281, oder die jährliche Vermehrung der Lebenden 4,5 %. Dagegen waren gleichzeitig Sklaven geboren worden 375 und gestorben 149, so daß die Zahl der Mehrgeburten sich auf 226 belief, was eine natürliche Vermehrung der Lebenden von nur etwa 2,3 % ergibt. Jedenfalls ist diese auch in den übrigen Provinzen sich in ähnlichem Maße zeigende Erscheinung des Zurückbleibens der natürlichen Vermehrung des Sklaventhums hinter der der freien Bevölkerung für das südamerikanische Kaiserthum außerordentlich charakteristisch. In den sklavenhaltenden Theilen der Ver. Staaten besteht gerade das entgegengesezte Verhältniß. Kommt in Brasilien erst noch eine größere freie Bevölkerung aus Europa hinzu, so muß allmälig das Sklaventhum immer mehr und mehr gegen die freie Bevölkerung zu verschwindender Bedeutung zusammenschrumpfen und um so leichter und gefahrloser wird die endliche völlige Abschaffung des von der Regierung, der Gesezgebung und öffentlichen Meinung gleich sehr verurtheilten Instituts der Sklaverei.

Fassen wir die Sterblichkeitsverhältnisse in der seßhaften Bevölkerung der Provinz für sich allein in's Auge, so ergab sich im Jahre 1853 auf je 60 Lebende der Gesammtbevölkerung durchschnittlich ein Todesfall oder auf 100 durchschnittlich $1\frac{2}{3}$. Dieses Durchschnittsverhältniß für die gesammte Provinz gestaltet sich jedoch in den verschiedenen Theilen derselben sehr verschieden. So kommen auf das Tiefland der Küste von der Gesammtzahl der Todesfälle mehr als die Hälfte, nämlich 494, oder durchschnittlich auf je 100 Lebende 2,6; dagegen auf das Hochland nur 475 oder auf je 100 Lebende desselben nur 1,15 Todesfälle. Die Sterblichkeit des ersteren ist also eine mehr denn doppelt größere als die des lezteren und unzweifelhaft der durch seine überwiegende

---

als Durchschnittsmaß gelten konnte; die Brust war breit und hoch; Arme und Schultern zeugten von Muskelkraft, und der Oberkörper erschien lang im Verhältniß zu den Beinen, welche unter dem unnatürlich hervorstehenden Bauche, wodurch sich dieses Geschlecht merkwürdiger Weise auszeichnet, allerdings kleiner und dünner aussahen, als sie eigentlich waren. Das Gesicht hatte auf den ersten Blik etwas Abstoßendes, obgleich es bei näherer Bekanntschaft viel von seiner Härte verlor. Jeder Zug war einzeln betrachtet ungemein häßlich. Das grobe geflochtene und von Oel triefende Haar machte mit seiner Fülle den unverhältnißmäßig großen Kopf noch größer; die Stirn war rund, und die von überhangenden Brauen beschatteten Augen saßen tief in ihren Höhlen, aus welchen sie argliſtig hervorleuchteten, die Nase war flach und nach unten zu sehr breit, der Mund groß und überdieß — wenigstens nach unseren Begriffen — durch den Verlust der beiden Vorderzähne entstellt, die von einem gewissen Alter an nicht mehr „getragen" zu werden scheinen. Daß ihr Verlust auf einem Herkommen beruht, bewies uns ein halbzivilisirter Schwarzer, der längere Zeit auf unserer Station gelebt hatte, denn er machte uns eines Morgens mit sehr wichtiger Miene die Eröffnung, daß er sich auf einige Tage entfernen müßte, indem er jezt in's männliche Alter getreten „und es nun hohe Zeit geworden sei, daß er sich die Zähne ausschlagen ließe."

Wie manche schöne Europäerin, deren Lächeln den einzigen Makel ihrer Schönheit zeigt, dürfte nach den Perlenzähnen des australischen Wilden verlangen, der diese Zierde — die schönste Gabe, welche die Natur ihm verliehen hat, so wenig zu schätzen weiß, daß er an der Stelle der sichtbarsten und wichtigsten seiner Zähne eine Lüke für zierender hält.

Aber kehren wir zu unserer Schilderung zurük. Die ganze Brust und der Rüken, so wie die Arme von den Schultern bis fast an die Ellbogen waren in der den Neuholländern eigenthümlichen Weise mit einer Reihe gleichlaufender, aus starken Schwielen bestehender Linien tätowirt. Diese jedenfalls sehr schmerzliche Operation, die von der Tättowirung der Neu-Seeländer und anderer wilden Stämme ganz verschieden ist, wird mittels eines scharfen Kiesels schon in früher Jugend vorgenommen und gilt für eben so unerläßlich wie das Ausschlagen der Zähne. Die Haut, welche diese Fleischwellen bedekt, hat das glatte Aussehen einer Narbe, und der Anblik des Ganzen ist für ein europäisches Auge in hohem Grade widerlich.

Das Weib oder „Gin" war kleiner und schmächtiger und wo möglich noch unliebenswürdiger in seiner Erscheinung. Es schien eine noch ziemlich junge Frau zu sein, aber ihre Wangen waren trozdem eingefallen, und ihre Züge und Glieder hatten ein so ermattetes Ansehen, als trüge sie bereits die Bürde eines hohen Alters. Durch ihren Nasenknorpel war eine glatte, polirte Fischgräte gezogen, die auf beiden Seiten ungefähr anderthalb Zoll hervorstand und nach Belieben herausgezogen werden konnte, denn sie gehörte offenbar zum höchsten Staate, den man nicht bei jeder gewöhnlichen Gelegenheit anlegte, und obgleich sie nichts weniger als eine Zierde war, so nahm sie sich jedenfalls besser aus als das leere Loch, wodurch das Profil sehr verunstaltet wurde. Um den Hals trug sie eine Art Halsband, das aus kleinen an einen Bastfaden gereihten Rohrstükchen von gleicher Größe bestand; ihre Wangen waren mit Pfeifenthon beschmiert, was für ein

Solubrität die Einwanderung vorzugsweise einladende Theil das Hochland mit seinem gemäßigten Klima.

Entsprechend ist dann auch der Ueberschuß der Geburten im Tieflande ein weit geringerer als auf der Hochebene. Mehr Geburten als Todesfälle wurden in ersterem im Jahre 1853 nur 445 gezählt, was auf je 100 Lebende nur eine natürliche Vermehrung um 2,3 Seelen ergibt, während im Hochlande dieselbe fast volle 5 % beirug.

Wir haben schließlich noch der meistentheils nomadisirenden Bevölkerung der s. g. Indianer zu gedenken. Ihre Zahl ist auch nicht mit einiger Genauigkeit angegeben. Eine ungefähre Annahme schätzt sie auf mehr als 10,000 Seelen. Diese Zahl vertheilt sich übrigens auf eine Menge einzelner Horden oder Stämme, die, sich unter einander befehdend, theils friedlicherer und sanfterer Natur sind, theils kriegerischen Leidenschaften ergeben, aber mehr grausam gegen den Wehrlosen, denn tapfer, wo sie energischen Widerstand finden, geschildert werden. Die meisten Stämme leben von der Viehzucht oder Jagd, einige wenige sind Akerbauer, jedoch nicht dauernd seßhaft. Die allen, doch bei den verschiedenen Stämmen in verschiedenen Dialekten, gemeinsame Sprache ist das Guarani, jene Sprache, die fast über den ganzen südamerikanischen Kontinent die La-Plata-Gewässer aufwärts bis nach Peru und Chile und durch den ganzen Westen Brasiliens bis zum Amazonenstrome hin verbreitet ist. An der Küste und im Osten des Hochlandes von Parana, wo die seßhafte Bevölkerung eine größere, zeigen sie sich natürlich in demselben Maße seltener, sind dagegen um so häufiger in dem der Kultur noch wenig erschlossenen Westen. Für ihre Seßhaftmachung ist, so lange Parana noch die entlegene Gewerkschaft Curitypa der Provinz San Paulo war, nur wenig geschehen und bestehen bisher nur zwei kleine Ansiedlungen halbzivilisirter Indianer, eine von 152 Köpfen auf den Campos von Palmas, eine andere am Jatahy von 385 Köpfen, dem Stamme der Caypuas angehörig. Seit der Erhebung Parana's zur Provinz läßt die Provinzialregierung die Zivilisation der Indianer sich mit größerem Eifer angelegen sein.

Verschiedenes.

Wir wären eigentlich der Glarner Zeitung eine Antwort auf den Artikel „zur Auswanderungsfrage" in ihrer Nro. 31 schuldig, oder vielmehr dem Herrn Wilh. Hühn in Hamburg, Sekretär des Dona Franziska-Kolonisationsvereines, der es, ohne Zweifel in der uneigennützigsten Absicht, unternommen hat, Dona Franziska auf Unkosten der Parceriakolonien in San Paulo herauszustreichen und sein Geistesprodukt gerade in der Gegend druken und verbreiten zu lassen, wo sich in diesem Augenblike ein paar hundert Personen zum Abzuge nach San Paulo rüsten. Ein solches Verfahren lernt sich leicht in den Logierhäusern Hamburgs von den Agenten und Runnern, die einander die Auswanderer abjagen. Eine einläßlichere Erwiederung auf jenen Artikel finden wir aber nun aus drei Gründen nicht mehr nothwendig: 1) widerlegt die Glarner Zeitung in Nro. 34 durch den Brief eines Glarners aus Ibikaba selbst die übelwollenden Bemerkungen des Hühn'schen Artikels über die ungünstige Stimmung der Kolonisten, und solche Briefe, welche die gleiche Zufriedenheit aussprechen, haben wir duzende gelesen. Uebrigens stüzen sich jene unwahren Bemerkungen auf keine andere Autorität als auf einen davongelaufenen oder entlassenen schlesischen Schullehrer, welcher ehrenwerthe Stand bekanntlich auch sonst das unzufriedenste Volk auf Erden in sich schließt. 2) Verweisen wir die Leser der Glarner Zeitung, welche sich für dieses Kapitel interessiren, und unsere eigenen auf die Nro. 97, 98 und 99 der „Neuen Schaffhauser Zeitung" welche die Armenauswanderung sehr gründlich bespricht. Diese entscheidet namentlich in der lezten dieser Nummern die Frage, in welche Gegend und nach welchem System die Gemeinden, welche ihre Armensonde nicht schwächen, sondern ihre ausgelegten Gelder zurükerhalten wollen, ihre Armen translociren sollen, durchaus zu Gunsten von San Paulo und spricht sich entschieden gegen das auf Dona Franziska übliche Hypothekarsystem aus. 3) Haben wir selbst schon wiederholt unsere gleichlautende Ansicht mit Gründen belegt. — Man sei nur gerecht und lasse jeder der beiden Unternehmungen ihre Verdienste. Der Auswanderer, der auf eigene Kosten hinüberreist und noch etwas Vermögen nach Dona Franziska bringt, kann mit Fleiß und Geschik auch dort, wie in San Paulo sein Glük machen, wie wir auch überzeugt sind, daß Dona Franziska überhaupt eine schöne Zukunft hat. Wer aber auf Gemeindekosten befördert wird, der bleibt in Dona Franziska auf lange Jahre, vielleicht seiner Lebtage ein armer Teufel, wenn man ihn auch spottweise einen Grundeigenthümer nennen kann, und die Gemeinden sehnen sich vergeblich darnach, statt ihrer werthlosen Hypothekartitel baares Geld zu erhalten, denn darauf dürfen sie sich keine Rechnung machen, daß der Verein, wie es voriges Jahr geschah, aus seiner Tasche für die Kolonisten an die Gemeinden noch oft Schulden bezahle. Dazu müßte er ja ein Krösus sein und das ist er eben jezt nicht mehr, was leicht begreiflich ist, wenn man bedenkt, was für große Summen zum Theil in sehr generöser Weise derselbe auf seine Schöpfung verwendet und geopfert hat, ohne bis jezt einen erheblichen Ersaz dafür erlangt zu haben, denn die pecuniären Vortheile, die aus der Spedition der Kolonisten erwachsen, werden wohl schwerlich dem Verein d. h. allen Aktionären, sondern eher bloß den Herren Schröder als Schiffseigenthümern zu gute kommen.

— Die von Herrn Weidmann versprochene Brochüre ist nun wirklich erschienen unter dem Titel: „Die Auswanderer in die südamerikanische Argentin-Republik" (auf deutsch Neusilberfreistaat; denn Argentin heißt auf deutsch Neusilber) „und insbesondere die Provinz Santa Fé. Sicherster und zuverläßigster Leitfaden in das Land in dem Land." (Was soll das heißen?) Wir haben uns getäuscht, als wir glaubten, Herr Weidmann werde dieses Schriftchen wohlfeil ablassen; denn, obgleich nur 28 Seiten stark und nichts anderes, als die mit einer sehr kurzen Einleitung versehene wörtliche Uebersezung des in Nro. 16 und 17 besprochenen Dünkirchener Flugblattes (es ist also wohl nur ein Scherz, wenn in der Vorrede von Kosten und Mühe erzählt wird, welche der Herausgeber nicht gescheut habe, um sich Quellen und Autoritäten zu verschaffen), kostet dasselbe doch 85 Np. — Wir können nicht umhin, den ersten Saz der Einleitung hieher zu sezen: „Es ist eine traurige Thatsache, daß die Auswanderung schon viel der Gegenstand skandalöser Spekulation auf Kosten jener Unglüklichen war, die fern von ihrer Heimat jenseits des Meeres eine Erleichterung ihres harten Schiksales gesucht, und es ist Thatsache, daß die Leichtgläubigkeit der gedrükten Klassen durch glänzende Vorspiegelungen schon vielfach auf die schamloseste Weise ausgebeutet worden ist." Bene loquasti, pater Sebasti! Gesprochen wie ein Buch, oder wie ein Schulmeister. Nur nimmt sich dieser Saz an der Spize des Santa Fé-Projektes etwas furios aus.

Schweiz. Dem Verwaltungsberichte des Bundesrathes pro 1854 entnehmen wir Folgendes: Der Handelsvertrag mit den Vereinigten Staaten vom 25. November 1850 erhielt vom Senat in Washington die Ratifikation, unter Modifikation jedoch des Art. 5. Da diese Abänderung aber gerade den sehr wichtigen Punkt des Landerwerbes durch Fremde betrifft und die Gesezgebung je des betreffenden Staates als gültig erklärt worden ist, so mußte der Bundesrath um die Mittheilung jener Partikulargesezе ersuchen und wird der Bundesversammlung darüber spezellen Bericht erstatten. — Auch die Liquidation von Erbschaften war Gegenstand von Unterhandlungen zwischen der Schweiz und den Ver. Staaten. Sterben nämlich Schweizer oder überhaupt Ausländer auf dem Territorium der Union, ohne Bürger eines der einzelnen Staaten zu sein, so bemächtigt sich der Amtsverwalter (public administrator) der Verlassenschaft, zunächst blos zur Verwaltung, im Laufe aber auch im Interesse des Fiskus desjenigen Staates, in dem der Erblasser starb. Die hierländischen Erben müssen dann gegen den Administrator vor den dortigen Gesezen um die Erbschaft förmlich prozessiren, was viel Geld kostet, sich Jahre lang hinziehen und die Erbschaft gänzlich aufzehren kann. Auch wird diese gewöhnlich nach den Gesezen des betreffenden Unionsstaates vertheilt. Der Bundesrath verwendet sich nun bei der Regierung in Washington dafür, daß zur Kostenersparung statt des public administrator jeweilen der betreffende eidgenössische Konsul bestellt werde und die Erbstheilung nach den Gesezen des Heimatkantons des Vorstorbenen geschehen könne.

Deutschland. Rudolstadt, 20. April. Kaum ist es bekannt geworden, daß Brasilien wieder einen Theil der dießjährigen Auswanderung aus Deutschland und der Schweiz durch Subventionen an sich zu ziehen sucht, so fangen auch die diesem einzigen praktischen Kolonisations-System entgegenarbeitenden Maulwürfe der Lüge und Verleumdung wieder zu wühlen an. Eine bezügliche Kundgebung der hiesigen Regierung ist daher von allgemeinem Interesse. Dieselbe findet sich in Nro. 15 des amtlichen Wochenblattes und lautet folgendermaßen: „Mit Bezugnahme auf die im 13. Stük des dießjährigen Wochenblattes befindliche öffentliche Bekanntmachung des Hofbuchdruckereibesizers Fröbel hier über eine Anwerbung von Straßenwärtern für San Paulo in Brasilien finden Wir Uns in Folge des dießfallsigen Gesuches des genannten Hrn. Fröbel veranlaßt öffentlich auszusprechen, daß dieses Unternehmen nach auf offiziellem Wege eingezogenen Erkundigungen im Ganzen als durchaus günstig für die Anzuwerbenden bezeichnet werden kann. Rudolstadt, den 11. April 1855. Fürstl. Schwarzb. Ministerium, Abtheil. des Innern. Scheidt."

(Allg. Ausw.-Z.)

Nordamerika. Vereinigte Staaten. New-York, 24. März. Mayor Wood hat in der lezten Zeit mit Beihülfe von Sergeant Bell bezüglich zahlreicher von Kapitänen und Schiffseignern begangener Uebertretungen der Emigrantengesezе Untersuchungen angestellt, die ergeben haben, daß gewisse respektable Schiffseigner seit längerer Zeit die auf ihren Schiffen befindlichen Einwanderer um einen gewissen Preis per Kopf an gewisse Kosthaushalter, Brokers oder Agenten zu verkaufen pflegen und den Käufern darüber Quittungen über den Empfang einer Summe für so und so viel verkaufte Rinder und Schaafe ausstellen. Der Käufer erhält für sein Geld das ausschließliche Recht, an Bord der Emigrantenschiffe zu kommen, die Emigranten dahin zu bringen, wo er will und sie nach Herzenslust zu plündern. Lezten Freitag lief das Schiff „Russel" von Havre hier ein und einige 30 Runners und Kosthauswirthe erhielten das Recht, in direkter Verlezung des Gesezes auf das Schiff zu gehen, ehe dasselbe gelandet. Da diese Thatsachen zur Kenntniß des Mayors kamen, machte er sofort bei den Kommissioners of Emigration Anzeige, um die betreffenden Schiffseigner dafür zur Verantwortung zu ziehen. (N.-Y. St.-Ztg.)

— Missouri. In St. Louis sollen die Geschäfte jezt wieder recht flott gehen. Vom obern Missouri, Mississippi und von Illinois waren zahlreiche, mit Produkten beladene Dampfschiffe angekommen. Boote vom

---

Zeichen der Trauer gilt, und ihre Haarflechten mit Federn aus den Flügeln des weißen Kakadus geschmükt. Diejenigen von der Gesellschaft, welche mit irgend einer Bedekung versehen waren — denn einige gingen völlig nakt — trugen Mäntel von den Fellen des Opossums, wovon ungefähr 40 Stük, mit einem starken Bastfaden zusammengenäht, eine Art Umschlag bildeten, der fast bis auf den Boden reichte und am Halse mit einem knöchernen Haken befestigt war.

Die interessantesten Glieder der Gruppe waren die Kinder. Sie schienen, in dem zarten Alter betrachtet, wo das wilde Blut noch nicht mächtig durch ihre Adern floß, für bessere Dinge geboren zu sein, als ihre Aeltern ihnen lehren konnten, und wir haben selten eines dieser kleinen Geschöpfe gesehen, ohne den Wunsch zu fühlen, es dem rohen, unstäten Leben entziehen zu können, welches ihnen bevorstand, obgleich alle seitherigen Erfahrungen den Grundsaz unseres alten Horaz bestätigt haben, daß es vergebens sei, mit der Natur zu streiten —

„Naturam expellas furca, tamen usque recurret."

Es liegt in der That ein gewisses Etwas in dem ganzen Wesen des australischen Wilden, wodurch alle Versuche, ihn zu zähmen oder zu zivilisiren, vereitelt werden. Er ist nicht wie der Schotte, aus welchem man, wie Johnson sagt, „sehr viel machen kann, wenn man ihn jung fängt," sondern hat bis auf die gegenwärtige Zeit den verbessernden Einwirkungen einer frühen Erziehung Trotz geboten. Es kommt vor, daß er sich entschließt, eine Zeit lang bei einem Weißen zu leben, daß er mit ihm lacht, mit ihm raucht und ihn bereitwillig auf seinen Ausflügen begleitet; aber man darf nicht glauben, ihn für immer gefesselt zu haben, denn er wird selbst in diesem halbzivilisirten Zustande nicht lange zu befriedigen sein. Die alte Natur macht sich urplötzlich wieder geltend, und der schwarze Schüßling, der am Abend neben dem Ansiedler in einem sogenannten „Gunyio" oder Lager — über dem Kopfe zwei Stük Baumrinde und zu den Füßen ein helles Feuer — behaglich eingeschlafen ist, hat sich am nächsten Morgen in aller Ruhe aus dem Staube gemacht. Er sollte vielleicht mit seinem Herrn an eben diesem Tage einen vorher verabredeten Ausflug unternehmen, welcher vor Nacht den lezten Gegenstand des Gespräches gebildet hatte; aber am Morgen ist er plötzlich verschwunden, Niemand weiß wohin. Ehe sich noch, selbst unter den früh aufstehenden Bewohnern einer Viehstation, eine Spur von Leben regte, hat er still seine Speere, seine Boomerings und seinen Opossum-Mantel zusammengerafft und seinen Weg in den endlosen Wald genommen, aus welchem er vielleicht eines Tages eben so plötzlich wieder zum Vorschein kommt, um abermals einen Blik in die Heimat der Weißen zu werfen und auch dann wieder zu den höheren Reizen unbeschränkter Freiheit zurükzukehren. Am Abend nach ihrer Ankunft trafen die schwarzen Eingebornen, zu welchen sich während des Tages noch viele Andere gesellt hatten, die nöthigen Vorbereitungen zu ihrem „Corrobory" oder allgemeinen Tanze. Der Schauplaz war eine nahe bei der Station gelegene malerische Fläche, auf welcher wir uns ungefähr um zehn Uhr einfanden.

(Fortsezung folgt.)

Ohio waren voller Auswanderer nach Kansas. Am 20. März kamen wenigstens 1000 Personen in St. Louis an, die den obern Missouri hinauf wollten. In Cincinnati werden tragbare Häuschen zum Gebrauche für Nebraska und Kansas gebaut. Sie haben zwei Zimmer. Nägel werden nicht angewendet und das Häuschen kann in wenigen Stunden wieder auseinander genommen werden. Der Mangel an Holz in den Prairien macht es wünschenswerth, daß der Ansiedler nicht allein sein Möblement, sondern auch sein Haus mitbringe. (N.-Y. St.-Z.)

— (Zinsfuß.) Die Gesezgebung von Missouri hat das Gesez, wonach keine höheren Zinsen als 6 % genommen werden durften, wieder aufgehoben und dagegen ein früheres Gesez, welches 10 % genehmigt, wieder in Kraft treten lassen. Lezteres Gesez tritt nicht vor dem 1. Januar 1856 in Wirkung.

— Washington-Territorim. Die Gesezgebung dieses Territoriums hat Olympia zum Regierungssiz, Seattle zum Siz der Universität, mit einem Zweige in Boisefort Plains, bestimmt und das Zuchthaus nach Vancouver verlegt.

Südamerika. Brasilien. Der französische „Moniteur" enthält einen Bericht über die eingewanderten Fremden im Hafen von Rio Janeiro. Im Jahre 1854 betrug die Zahl 8673, worunter 7211 Portugiesen, 441 Franzosen, 295 Deutsche, 196 Engländer und 44 Schweizer. Im Jahr 1851 betrug die Einwanderung von Deutschen 2958 Personen, in den folgenden Jahren nahm sie wieder ab und richtete sich immer mehr nach den südwestlichen Provinzen Brasiliens.

Landwirthschaftliches und Technologisches.

Ein brasilianischer Gutsbesizer in der Provinz Rio de Janeiro, Herr Joao Antonio de Montevade, hat im Journal do Commercio nachfolgende Notizen über die Kultur mehrerer Pflanzen, namentlich verschiedener Kartoffelarten, mitgetheilt. — Er macht die Vorbemerkung, daß er über 300 Personen zu erhalten habe und einen starken Viehstand und große Schweinezucht ꝛc. halte. Da es ihm nun schwierig erschienen sei, den Unterhalt seiner Konsumenten durch gekauften Mais und Bohnen sindig zu machen, welche eine leichtere, reichlichere und sicherere Produktion darbiete als die beiden genannten. Er habe deßhalb Versuche mit den verschiedenen Kartoffelarten, der Mandioca, der Ignamswurzel, den Kürbissen, dem Chuchu u. a. m. gemacht und das Resultat davon sei die Ueberzeugung, daß die süße Kartoffel vor allen den Vorzug verdiene, weil sie viel Nahrungsstoff enthalte, kein sehr fruchtbares Land verlange, ihr Anbau und ihre Behandlung einfach seien, die Ernte niemals gänzlich mißrathe, und weil sie ein gesundes und wohlschmekendes Nahrungsmittel liefere.

Die Mandioca, obgleich weniger nahrhaft als die Kartoffel, verlangt ein Jahr mehr, um ein gutes Ergebniß zu erhalten; sie ist eine sehr schäzbare Pflanze, und nimmt nach der süßen Kartoffel den zweiten Plaz ein. Die Mandioca widersteht der anhaltendsten Dürre, gedeiht gut in gewöhnlicher Erde, und hat die Eigenschaft, welche der Kartoffel abgeht, eine zwei-, drei- und mehrjährige Pflanze zu sein; aus diesem Grunde muß der erfahrene und kluge Landmann stets ein Reservebeet damit bepflanzt halten, um in den Jahren der Noth auszuhelfen, die von 19 zu 19 Jahren mehr oder weniger wiederkehren, und noch häufiger erscheinen können. (?)

Die Ignamswurzel (Inhame) enthält wenig Nahrungsstoff; sie ist jedoch ein leidliches Nahrungsmittel, und bildet mit der Fubá (eine Art Mehl) und den Ueberbleibseln der Küche vermischt, ein großes Hülfsmittel für die Schweinezucht. In kühler, etwas feuchter und gedüngter Erde bringt sie beinahe ohne irgend eine Arbeit viele Wurzeln von außerordentlicher Größe hervor, welche sich während vieler Jahre vegetirend und in stetem Zuwachs erhalten ohne abzufaulen; dieses sind sehr schäzbare Eigenschaften.

Die englische Kartoffel, fälschlich die englische benannt, denn sie ist in Amerika einheimisch, verlangt sehr sorgfältig zubereitete Erde und eine ziemlich anstrengende Kultur; sie ist nicht sehr nahrhaft im Vergleich zur süßen Kartoffel, ebenso die Kürbisse, Chuchus ꝛc. Unsere süße Kartoffel ist allen Anderen vorzuziehen.

Die süße Kartoffel paßt für alle Bodenarten; sie gedeiht jedoch vorzugsweise auf frischen, saftigen und etwas sandigen Erdflächen; sie bringt mehr hervor in ebenem und wenig in abschüssigem, als hügeligem Boden, oder unbebaueten Wäldern oder Gehölzen, gesäuberten und erschöpften Feldern; wenn diese aber vermittelst des Pfluges bearbeitet und in den Stand gesezt werden, so geben sie reiche Ernten; in feuchten Jahren gedeiht sie reichlicher; sie leidet unter anhaltender Dürre; aber in diesem lezteren Falle ist als Entschädigung dafür das Erzeugniß von vorzüglicher Qualität.

Die Arten der gelblichen Kartoffel. Es giebt unzählige Arten von der Kartoffel: die beiden besten sind die gelbliche und die sogenannte angolische. Die erstere giebt kleinere Kartoffeln, aber in größerer Anzahl, trokener, süßer und von allen bekannten Arten ist sie die einzigste, welche sich in der Erde von einem zum andern Jahre erhält ohne abzufaulen oder den Nahrungsstoff zu verlieren, welches bei den andern nicht zutrifft, indem sie gleich im Anfange der Regenzeit erweichen oder verfaulen.

Die angolische Kartoffel ist weiß, umfangreich und gedeiht besser, im gleichen Boden als die andere, und hat die sehr interessante Eigenschaft, eine frühreife zu sein, indem sie auf diese Weise einen Monat vor der gelben den täglichen Bedarf liefert, gerade zu der Zeit, wenn die vorjährige zu Ende geht oder verdirbt und die vom Jahre noch nicht da ist. Es ist deßhalb gut, davon für die Monate März und April eine Streke zu pflanzen und damit muß man dann zuerst Ende August beginnen.

(Forts. folgt.)

Anzeigen.

(..')

Wichtige Anzeige
für auswanderungslustige Ingenieure, Handwerker und Straßenarbeiter.

Im Auftrage der Provinzialregierung von **St. Paulo** in Brasilien ist der Unterzeichnete bevollmächtiget, eine Anzahl tüchtiger Ingenieure und guter Handwerker, nämlich:

40 Pflästerer, worunter 2 Meister,
30 Steinhauer, „ 2 „
20 Maurer, „ 1 „
10 Zimmerleute, „ 1 „
118 Straßenarbeiter,
7 Ingenieure oder Inspektoren,

lezere mit einem jährlichen Gehalte von 2800 bis 3600 Franken — mit vorschußweiser freier Ueberfahrt, von Hamburg ab, nach obiger Provinz zu spediren. Es wird hauptsächlich auf gesunde, kräftige und gut beleumdete Leute, im Alter zwischen 18—40 Jahren, gesehen. Die Meister dürfen Familien haben, jedoch müssen die Kinder schon arbeitsfähig, d. h. über 10 Jahre alt sein. Die Abreise findet Statt, sobald die Anzahl vollständig ist. — Zur Bewerbung um diese günstige Gelegenheit, in eine bessere Lage versezt zu werden, ist zunächst erforderlich, daß sowohl Tauf-, Leumunds-, Tüchtigkeits- und Gesundheits-Zeugniß (lezteres von einem Bezirksarzte ausgestellt), sowohl für einzelne Personen als auch für ganze Familien, schleunigst direkte und portofrei an Unterzeichneten eingesandt werden, worauf diejenigen, welche berüksichtigt werden können, Veranlassung erhalten, zu kontrahiren.

Anmeldungen aus dem Kanton St. Gallen in frankirten Briefen oder mündlich nimmt Hr. Advokat Suter in Lichtensteig an.

Zürich (Unterstraß Nro. 132), den 1. Mai 1855.

E. de Paravicini.

Lebens- und Renten-Versicherungs-Sozietät
Hammonia in Hamburg.

Aktien-Kapital: Eine Million Mark Banko.

Lebens-, Renten- und Aussteuer-Versicherungen jeder Art werden von der Gesellschaft unter den vortheilhaftesten Bedingungen abgeschlossen.

Die Beiträge sind auf's Billigste gestellt und können selbst monatlich entrichtet werden.

Um 1000 Thaler Preuß. Courant, zahlbar beim Tode, zu versichern, beträgt die monatliche Prämie, wenn der Versichernde beim Eintritt alt ist:

20 Jahre:	30 Jahre:	40 Jahre:	50 Jahre:
1 Rthlr. 14 Sgr. 4 Pf.	1 Rthlr. 27 Sgr. 1 Pf.	2 Rthlr. 15 Sgr. 6 Pf.	3 Rthlr. 17 Sgr. 6 Pf.

In keinem Falle findet Nachzahlung statt.

Gegen eine sehr geringe Prämie werden von der Gesellschaft **Lebens-Versicherungen bei Uebersiedelung nach transatlantischen Ländern gegen die Gefahren der Seereise und des fremden Klima's**, sowie Versicherungen gegen Kriegsgefahr zu besonders günstigen Bedingungen abgeschlossen.

Statuten, Antragsformulare, sowie jede gewünschte mündliche sowohl als schriftliche Auskunft wird bereitwilligst und gratis ertheilt von

E. de Paravicini in Zürich,
Generalagent für die ganze Schweiz.

Anzeige für Auswanderer.

Nach den **Schweizerkolonien** der Gutsbesizer in der südbrasilianischen Provinz **San Paulo** geht für das Jahr 1855 mit Ende Mai der zweite dießjährige Zug ab. Wir glauben Auswanderungslustige um so mehr zur Theilnahme an demselben einladen zu dürfen, da eine Ermäßigung der Passagepreise und Begünstigung der Kinder in Betreff des Alters von 8 auf 10 Jahre, sowie auch theilweiser Vorschuß, dabei stattfindet.

Das unterzeichnete Bureau spedirt auch fortwährend und regelmäßig Passagiere zu den billigsten Preisen und unter Zusicherung reellster Bedienung nach allen Häfen von **Nordamerika** (Kalifornien), **Südamerika** und **Australien.**

Die sehr vortheilhaft bekannten Kolonien in San Paulo (Brasilien) sind besonders solchen Gemeinden zu empfehlen, die ihre Auswanderungslustigen vermittelst Vorschuß des Reisegeldes gegen Rükzahlung spediren wollen, indem dabei bemerkt wird, daß erst kürzlich wieder zwei Gemeinden sehr bedeutende Rükzahlungsraten von ihren Ausgewanderten, durch Vermittlung des schweizerischen Konsulates in Rio Janeiro, empfangen haben.

Nähere Auskunft auf mündliche oder schriftliche frankirte Anfragen ertheilt jederzeit bereitwilligst

Für die schweizerische General-Agentur:
E. de Paravicini
an der Unterstraß, Nro. 132, in Zürich.

Bevollmächtigter für den Kanton St. Gallen ist Herr Fürsprech A. Suter in Lichtensteig, welcher nach erlegter gesezlicher Kaution die Konzession von der Regierung dieses Kantons erlangt hat.

Erklärung.

Der Unterzeichnete mußte in jüngster Zeit mehrfach die unangenehme Erfahrung machen, daß ihm nach Belieben bald dieser, bald jener im „Kolonist" erschienene Artikel in die Schuhe geschüttet wird. Er findet sich daher zu der Erklärung veranlaßt, daß er durchaus keine Verantwortlichkeit für irgend etwas im „Kolonist" Gedrucktes trägt, diejenigen Einsendungen und Anzeigen ausgenommen, welche mit seiner Namensunterschrift versehen sind.

Zürich (Unterstraß), den 1. Mai 1855.

E. de Paravicini.

☞ Von dem im Verlage des Unterzeichneten herausgekommenen Schriftchen „die Auswanderung als öffentliche Wohlthat" ist die erste Auflage gänzlich vergriffen. In Bälde wird aber eine zweite, vermehrte und verbesserte Ausgabe erscheinen.

Lichtensteig, Anfangs Mai 1855.

J. M. Wälle.

Abonnementspreis.
Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".

Einrükungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 19. | Samstag den 12. Mai. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Fünfter Jahrgang. | **1855.**

Die südbrasilianische Provinz Parana.

(Aus der Hansa.)

II.

Wir erwähnten bereits in unserem ersten Artikel der verschiedenen Kulturpflanzen, welche in den verschiedenen Theilen der Provinz Parana ihren klimatischen und Bodenbedingungen gemäß mit Erfolg angebaut werden. In der Wärme des Küstenstrichs gedeihen vorzugsweise der Kaffee, das Zukerrohr, der Tabak, der Thee, die Baumwolle und die Batate; in dem gemäßigteren Klima des Hochlandes der Weizen, der Roggen, die Gerste, der Reis und der Mais. Der Weizenbau ist gegenwärtig überwiegend in den Händen Deutscher, deren hier bereits seit 26 Jahren, seit Begründung der deutschen Kolonie Rio Negro, in verschiedenen Theilen der Provinz angesessen sind. Anfangs hatte auch die brasilianische Bevölkerung, ermuthigt durch die Gewinne der deutschen Kolonisten, seine Kultur sich angelegen sein lassen, und der Weizenbau wurde bereits in so großer Ausdehnung auf dem Hochlande betrieben, daß er nicht nur den Konsum der Provinz ausreichend befriedigte, sondern bereits nicht unbeträchtliche Mengen zur Ausfuhr beisteuerte. Bei der verhältnißmäßig großen Mühe, die diese Kultur im Gegensaz zu andern in der Provinz fast mühelos sich darbietenden Erwerben erfordert, trat jedoch, als einige Male der Rost das Ergebniß der Ernten verringerte, bei den brasilianischen Bauern eine mehr oder minder große Abneigung gegen den Fortbetrieb dieser Kultur ein und nur ein geringer Theil blieb dem Weizenbau treu. Die Deutschen hielten dagegen an dem einmal Begonnenen fest und wie mehrere ausführlich in dem ersten Jahresbericht der neuen Provinzialregierung mitgetheilte Gutachten einzelner Deutscher, darunter eines in der Nähe der Hauptstadt Curitiba angesessenen Jakob Plez besagen, fanden sie vollen Lohn für ihre Beharrlichkeit. So säete dieser Lezere Jahr aus Jahr ein auf seinen Ländereien Weizen und wenn einige Male der Rost ihm allerdings Schaden that, gewann er dafür in andern Jahren meist einen vierzigfältigen Ertrag. Gestüzt auf diese Resultate, sucht gegenwärtig der Präsident der Provinz die öffentliche Meinung für die Wiederaufnahme des Weizenbaues zu stimmen. Zur Zeit gehört Weizenmehl zu den Artikeln, welche die Provinz einführt.

Außerordentlich groß ist der Reichthum an trefflichen Hölzern, sowohl zum Gebrauch der verschiedenen Gewerbe, als namentlich auch für den Schiffsbau. Schon jezt liefern sie einen der wichtigsten Ausfuhrartikel.

Alle übrigen überwiegend und die hauptsächlichsten Zweige der Bodenbenuzung auf dem Hochland von Parana sind aber einmal das Sammeln des Congenha und seine Zubereitung zu Mate (Paraguaythee) und zum Andern die Viehzucht. In unermeßlichen Streken bedekt der Congenha den Boden der Provinz und die weder Mühe noch Kraft erfordernde Arbeit seines Einsammelns macht die Beschäftigung damit ebenso noch dem reifsten Alter, als der ersten Jugend, den Frauen nicht minder als den Männern zugänglich. Arm und Reich fand bisher an ihm ein lohnendes Gewerbe und die jährliche Ausfuhr des Mate aus dem Hauptthafen der jezigen Provinz Parana, Paranagua, stieg bis zu dem Werthe an bis 800,000 Milreis (zirka 650,000 Thaler). In den lezten Jahren ist jedoch hierin eine Veränderung eingetreten und in $18^{52}/_{53}$ betrug die Ausfuhr nach offiziellen Ausweisen nur noch etwas mehr als eine halbe Million Milreis. Der Grund dafür liegt wohl vor Allem in der größeren Ausdehnung, welche der Absaz des Mate von Paraguay in den Ländern des untern La-Plata gewinnt. Die Banda Oriental und Buenos-Ayres sind nämlich die Hauptmärkte für den Parana-Mate und wenn dieser in Qualität wesentlich hinter dem Thee von Paraguay zurüksteht, so hat er diesen Nachtheil bisher durch die größere Billigkeit seiner Preise auszugleichen vermocht. Wie überall, so schreitet aber auch auf jenen Märkten der Luxus fort und der bisher an den Parana-Mate gewöhnte und bei ihm sich bescheidende Gaucho wendet sich, soweit seine Mittel es irgend erlauben, dem besseren Produkte Paraguay's zu, so daß der Absaz des Paranagewächses sich mehr und mehr nur auf die ärmere und ärmste Klasse der Bevölkerung beschränkt. — Dabei ist der Mate kein Konsumtionsartikel, für den es leicht wäre, etwa neue Märkte ausfindig zu machen. Sein Konsum scheint vielmehr ein von der Natur auf gewisse Länder fest beschränkter zu sein. Ohne Zuker genossen sehr bitter und mit Zuker für europäische Gaumen von fadem Geschmak entfaltet er seine Vorzüge wohl nur auf den großen südlichen Ebenen des südamerikanischen Kontinents, wo er denn freilich mit wahrer Leidenschaftlichkeit getrunken wird. Auch Europäer lernen auf den Pampas seine Vorzüge schäzen und sich mit ihm befreunden und ein französischer Reisender rühmt ihm nach: „Er ersezt den Thee und Kaffee, regt nicht im mindesten auf, löscht den Durst und vermag nöthigenfalls auch den Hunger zu täuschen. Wenn der Gaucho nur Mate hat, so kann

Feuilleton.

Die australischen Wilden.

(Aus dem Englischen des P. W. Haygarth.)

(Fortsezung.)

Um ein ungeheures, mehrere Fuß hoch auflodernides Feuer, das fortwährend durch frische Zweige genährt wurde, hatten einige zwanzig Schwarze, die einander bei der Hand hielten, einen Kreis geschlossen, in welchem kein Eintritt gestattet war. Sie waren, eine schmale Umhüllung der Lenden abgerechnet, völlig nakt und vom Kopfe bis zu den Füßen mit derselben weißen Farbe gestreift, womit sie sich, wenn sie trauern, nur das Gesicht beschmieren. Die „Gins", die an dem Tanze nicht Theil nahmen, soßen, in einzelne Gruppen getheilt, nicht weit davon auf dem Boden und erhoben in schleppender eintöniger Weise einen Chorgesang, wozu sie mit ihren kurzen Stöken auf die Erde schlugen. Man hätte das ganze Schauspiel mit seinen schwarzen Gestalten recht passend einen Zapfenstreich des Teufels nennen können. Wir standen auf einer Erhöhung, wo wir Alles übersehen konnten, und als der „Corrobory" förmlich begonnen hatte, brachten die wunderlichen Geberden und Stellungen der Tänzer, ihre kohlschwarzen, von der Flamme beleuchteten Körper und ihr wildes Geschrei, das sich mit ihrer Aufregung vermehrte und in dem Walde ein vielfaches Echo fand, einen Eindruk hervor, der unsere kühnsten Erwartungen übertraf.

Es war jedoch unmöglich, daß solche Anstrengungen lange fortgesezt werden konnten; die Szene wurde daher plötzlich verändert, als wir bereits anfingen, die Ausdauer der Wilden zu bewundern. Der Kreis der Tänzer stand still, und ein Schwarzer, der sich in diesem Augenblike dem Feuer näherte, begann ein „pas seul."

Er beugte sich vorwärts und legte seine Hände auf die Kniee, die er nach außen bog und mit unverwandten Bliken betrachtete, denn der australische Wilde ist beim Tanze immer der aufmerksamste Beobachter seiner eigenen Bewegungen — es fällt ihm nicht ein, bloß zur Belustigung seiner Gefährten zu tanzen. Die Haltung des Oberkörpers fand wenig Beachtung, während die Tritte der Füße mit einer eigenthümlichen, von den Hüften nach unten laufenden zitternden Bewegung der Beine verbunden waren, so daß die Linien von weißem Ton sich langsam zu drehen schienen. Es war keine Anmuth, aber auch keine Ausgelassenheit in diesem Tanze, und es ließ sich nichts weiter dazu sagen, als daß er die wunderlichste Figur, die wir je gesehen hatten, und mit der ganzen Zeremonie vollkommen in Einklang stand. Um Mitternacht ging der „Corrobory" zu Ende, und indem die Flamme allmälig erlosch und das Geschrei des wilden Haufens immer schwächer und schwächer wiederhallte, verließen wir das Schauspiel, um es im Traume noch einmal zu sehen.

So geringe Geisteskräfte unsere schwarzen Freunde auch haben mochten, und so tief man die australischen Wilden in dieser Beziehung herabgesezt hat, so war doch ihr Umgang von immer neuem Interesse für uns, und es schien uns, als wenn ihre geistigen Fähigkeiten, sobald sie nur gehörig erkannt und geweckt würden, besser wären, als man sie dargestellt hatte. Sie werden gewöhnlich als vollkommen dumm und ungelehrig, als Menschen geschildert, die sich nur wenig über das Vieh erheben, aber wohl nur von Leuten, die sich entweder nicht die Mühe geben wollen oder nicht die Fähigkeit besizen, das Gute von dem Bösen in der Natur dieser Wilden zu unterscheiden. Ihre Trägheit ist unzweifelhaft, und ihr Widerwille gegen jede Beschränkung scheint ein angeborenes tiefge-

er immerhin einige Tage hindurch jeder andern Nahrung entbehren." Außerhalb dieser bestimmt begrenzten Theile Südamerika's findet jedoch der Mate keine Abnehmer und wenn erst auf den La-Plata-Gewässern die Schifffahrt und der Verkehr reger geworden als bisher, so dürfte das Produkt des Paraguay dem Mate von Parana am La-Plata kaum überhaupt noch einen Plaz übrig lassen.

Dazu kommt in der Gegenwart, daß bei der Vertheilung des Matesammelns und Bereits über fast die ganze Bevölkerung des Hochlandes das Geschäft der Zubereitung überall nur in kleinen, mehr oder minder kapitallosen Etablissements und darum nicht so vollkommen betrieben wird, wie dies bei größeren mit Kapital ausgestatteten Unternehmungen der Fall ist. Auch der Betrug der Vermischung mit anderen Kräutern findet so leichteren Spielraum und es ist gewiß, daß erst bei der Konzentrirung der Matebereitung in weniger Händen, d. h. bei der Verwandlung des jezigen Detailbetriebs in einen Betrieb im Großen dem Produkt der Provinz gleichzeitig in Qualität und in Billigkeit des Preises sich mindestens zunächst wieder eine erhöhte Geltung auf den fremden Märkten sichern lassen dürfte. In lezterer Zeit sind denn auch einige derartige größere Etablissements entstanden, welche nicht bloß den von den eigenen Besizern gesammelten Congonha verarbeiten, sondern auch solchen von Andern noch kaufen.

Was die Viehzucht anbelangt, so ist namentlich das Pferd der Liebling des Hochländers. Der Bewohner der Campos befindet sich wie der der Pampas von Kindesbeinen an zu Pferde und die Hauptvolksbelustigung besteht in Wettrennen, von welchen, beiläufig bemerkt, die einzelnen Städte durch Erhebung einer Steuer von den Wettpreisen eine kleine Einnahme zu erzielen wissen. Der gegenwärtige Präsident der Provinz geht mit dem Gedanken um, diese Leidenschaft für Wettrennen als Mittel zur Verbesserung der Racen zu verwenden. Bis jezt wird auf solche von den Pferdezüchtern noch wenig Sorgfalt verwendet. Weder Kreuzung mit fremden Racen, noch irgend eine geeignete Pflege der Kreuzung der Thiere derselben Race mit einander wird außer in wenigen vereinzelten Ausnahmefällen beobachtet. Außer den Pferden werden namentlich noch Rindvieh und Maulesel in der Provinz in großer Menge gezüchtet.

Von einer eigentlichen Industrie ist kaum die Rede. Außer den wenigen größeren Matezubereitungsanstalten lassen sich hierher wohl nur einige Holzschneide- und Reisschälemühlen und ein Paar kleine Zuker- und Zukerdranntweinfabriken rechnen.

Landwirthschaftliches und Technologisches.

(Aus der „Hamburger Zeitung für deutsche Auswanderungs- und Kolonisations-Angelegenheiten".)

(Fortsezung.)

Die Vorbereitung des Bodens für den Anbau der Kartoffel, wenn er aus Wald besteht.

Da meine Niederlassung für die Gewinnung des Eisens bestimmt ist, so wende ich die folgende, beinahe allgemein anwendbare Methode an: Anfangs April beginnt das Ausroden, so daß ich dadurch die für den Verbrauch nöthigen Kohlen erhalte. Im Juni findet das Abbrennen statt, und werden auf diese Weise die kostspieligen Brachländer, sowie der Brand meiner Waldungen und der meiner Nachbarn vermieden, deßgleichen das übermäßige Brennen des für Kohlen bestimmten Holzes, und das nochmalige der Erdoberfläche, wodurch der künftige Ertrag der Waldungen sehr beeinträchtigt würde. Indem man die genannte Operation auf diese Weise frühzeitig vornimmt, gewinnt man Zeit, indem man augenblicklich auf den Stellen, auf welchen man Mais und Kartoffeln erzielen will, die Kohlen bereitet, diese Stellen zu Anfang September gereinigt und zum Anbau der Pflanzen fertig halten zu können.

Die Vorbereitung des Landes, wenn es aus Feld besteht, ohne Anwendung des Feuers.

Wenn das zum Anbau der Kartoffel bestimmte Land aus gereinigtem Felde besteht, wie gewöhnlich nahe den Wohnungen, so verfährt man wie folgt:

Ein Jahr vorher wird der Plaz umzäunt, damit die Erde sich mit Gras bedeke, und frisch und weich bleibe. Wenn der Wachsthum den höchsten Grad erreicht hat und das Gras anfängt zu blühen, so wird das Vieh darauf getrieben, nicht allein um das Gras zu benuzen, sondern auch um es mit Dünger zu versehen. Darauf wird das Land mit der Hake bearbeitet, ohne jedoch die Ueberbleibsel zu verbrennen; nach kurzer Zeit wird dann der Mais gepflanzt, und dann darauf die Kartoffel, wie ich später angeben werde.

Die Bearbeitung des Feldes mit dem Pfluge.

Wenn das Land eine Neigung unter 24° hat und frei ist von großen Steinen und Baumstämmen, sowie auch eine gereinigte Oberfläche hat, so ist es sehr ökonomisch und vortheilhaft, den Pflug zu gebrauchen, welcher, das Gras 5 bis 6 Zoll untergrabend, die Erde loker und empfänglich für eine höhere Produktion macht. Ein anderer großer Vortheil des Pfluges ist, daß er die Arbeit von 20 Personen verrichtet, und die Kartoffeln ausreißt, ohne sie zu beschädigen.

Die Vorbereitung des Landes vermittelst des Feuers.

Die gewöhnliche Methode besteht darin, daß im Juli und August das zu bebauende Land abgebrannt wird, während der größten Hize; hiedurch wird die beschwerliche erste Grasproduktion erspart. Die Vegetation wird im ersten Jahre viel ergiebiger, wenn die Anpflanzung von schädlichen Insekten und Unkraut befreit bleibt. Die Asche, welche nach dem Abbrennen verbleibt, belebt den Wachsthum, endlich wird das Land durch das Abbrennen der vielen Wurzeln auf der Oberfläche und im Innern viel lokerer, der Feuchtigkeit und der Einwirkung der Luft zugänglicher; jedoch wird das Land auch erschöpft, indem durch das Verbrennen viele für die Vegetation nüzliche Eigenschaften und ein großer Theil des vegetabilischen Humus verdunsten.

Das Pflanzen des Mais.

Wenn das Land gereinigt ist, sei es durch Abbrennen der Wälder oder Felder, durch Graswuchs oder Anwendung des Pfluges, so wird sobald als möglich, nach dem ersten Regen der Mais in Reihen gepflanzt, welche horizontal sein müssen, wenn das Land geneigt ist. Diese Reihen müssen einen Zwischenraum von 8—10 Spannen (palma) unter einander haben, und der Mais in Entfernung von 5 Spannen in gutem, und von 6 in schlechtem Boden gepflanzt werden, indem man 3 bis 4 Körner in jedes Loch thut. Dieses Pflanzen des Mais in Reihen ist sehr zwekmäßig, damit die nachher gepflanzte Kartoffel nicht in Schatten bleibe. Einen Monat darauf schneidet man den Mais zum ersten Male, welches in der Regel sehr leicht ist, und gleich darauf fängt man an die Kartoffeln in die Zwischenräume zu pflanzen. Wenn man die Kartoffel zu gleicher Zeit mit dem Mais pflanzte, so würde dieser leztere durch die vielen Blätter der Kartoffel erstikt werden, welches nicht geschieht, wenn das Pflanzen in Zwischenräumen auf einander folgt.

Das Pflanzen der Kartoffel mit den Stengeln.

Es gibt zweierlei Arten, die Kartoffel zu pflanzen, entweder mit den Stengeln oder mit der Wurzel. Wenn die Erde feucht ist, oder wenn es geregnet hat, so wird vorzugsweise der Stengel genommen, welcher nicht ausgeht, noch von Insekten gefressen wird, man kann die Wurzel benuzen. Dann macht man noch Löcher in Entfernung von 3 zu 3 Spannen, und thut in jedes derselben 1 oder 2 Stengel von 2—3 Spannen Länge, mit den Spizen nach Außen, indem man sie mit 5—6 Zoll Erde bedekt. Diese Stengel, die von der Pflanzung des vorhergehenden Jahres genommen werden, bleiben deßhalb so lange im Boden.

Das Pflanzen der Kartoffel mit den Wurzeln.

Das Pflanzen der Wurzeln ist vorzuziehen in schlechterem Boden bei trokener Jahreszeit. Man sammelt bei der Ernte die kleinen Wurzeln, welche übrigbleiben und sehr zwekmäßig zum Pflanzen sind, und ebenso wie bei den Stengeln thut man sie in Löcher, hat aber nur nöthig, dieselben mit 3—4 Zoll Erde zu bedeken.

Erste Nachernte der Kartoffel und des Mais.

Bei Pflanzungen in Wäldern oder Gesträuchland von guter Beschaffenheit erhält man häufig nach der ersten Ernte im zweiten Jahre vermittelst einmaligen Jätens, welches, sobald die Sprossen der Kartoffel hervorbrechen, geschehen muß, einen ergiebigern Ertrag als die erste Ernte, weil die Erde durch das Herausreißen der Kartoffeln lokerer wird; nur sind die Kartoffeln kleiner.

Zweite Nachernte.

Wenn in einem Jahre die Lebensmittel nicht reichlich sind, so kann man die besseren Ländereien für eine zweite Nachernte reserviren, welche für eine Alqueire Mais schon 400 geliefert hat.

Aufmerksamkeit auf den Boden in Betreff der Ernte.

Es ist sehr zwekmäßig in den trokenen Monaten Juni, Juli, August und September, die Kartoffeln zuerst in den feuchten Ländereien zu ernten und für die Regenzeit und das Ende der Ernte die trokenen und sandigen zu reserviren. Ich habe bemerkt, daß die gelbe Kartoffel sich auf erhöhtem Boden vollkommen gut bis Februar erhält.

Man wird leicht bemerken, daß die Kartoffel den Boden nicht so sehr angreift als Mais, Mandioka oder Bohnen.

Der jährliche Ertrag in meiner Fazenda.

Ich habe stets 7—9 Alqueiren Kartoffeln gepflanzt, d. h. 4 Alqueiren neues Land, 3½ erste Nachernte und 1 zweiter, mehr oder weniger. Ich ernte gewöhnlich 6—700 Alqueiren. Im vorigen Jahre war der Ertrag 6700 Alqueiren, dieses Jahr erwarte ich über 7500.

Manchmal habe ich bis Ende Dezember Kartoffeln gepflanzt: der Ertrag derselben ist ein immerwährender, obgleich wenn spät gepflanzt gering. Am besten pflanzt man Ende August oder Anfang Dezember.

Ouro Preto (Hauptstadt der Provinz Minas Geraes) 1854.

---

wurzeltes Erbtheil zu sein; aber sie haben wenigstens ihre glüklichen Augenblike, die „mollia tempora fandi," denn sie entwikeln, sobald sie guten Grund haben, sich aus ihrer Lethargie zu erheben, keineswegs verächtliche Geisteskräfte und machen zuweilen sehr treffende Bemerkungen.

Ein Schwarzer wurde einst von dem Hirten beschuldigt, eines der seiner Obhut anvertrauten Rinder mit dem Speere erlegt zu haben, und schließlich, als er sich nicht rechtfertigen konnte, ein „cabonn" (d. h. großer) Schelm genannt. Dieß veranlaßte ihn, seine Handlung zu vertheidigen, und er bewies nach einem heftigen Streite ziemlich schlagend, daß er nach dem natürlichen Stande der Dinge durchaus nicht der angreifende Theil gewesen sei und daß sein Stamm, der den Distrikt zuerst besessen, eben so viel Recht habe sich ein Stük Rindfleisch zu verschaffen, als der Weiße durch sein Eindringen und durch seinen Aufenthalt die Emus und Känguruhs zu vertreiben, welche der Schwarze seine Rinder nenne.

Die im Innern des Landes zwischen den Eingebornen und den Europäern gebräuchliche Sprache ist ein wahrhaft lächerliches Kauderwelsch, ein Gemisch aus der Sprache der Schwarzen, aus Englisch und Unsinn bestehend. Es ist schwierig, die Erfindung dieser Abgeschmaktheiten zu erklären, da das eigentliche Wort jeder Zeit einfacher scheint als sein Ersazmittel. So wird im Gespräch mit einem Schwarzen ein Karren immer nur „wheelbarow" (ein auf Rädern rollender Wagen, eigentlich Schiebkarren) genannt; sehen oder wahrnehmen heißt „an's Licht bringen" oder „ein Licht machen" (to make a light), etwas Weißes ist, „wie ein Mehlsak" (like a flour-bag); kommen oder erscheinen heißt „aufspringen" (jump up) und sein oder existiren ist so viel wie „niedersizen" (sit down); eine Stadt wird „diker Rauch" (big smoke) genannt; irgend eine Quantität oder Anzahl, die zufällig etwas größer ist, als man erwartet hat, heißt „tausend" und so fort bis in's Unendliche. Beiwörter und selbst Umschreibungen werden dem einfachen Worte gewöhnlich vorgezogen. Die Redendart, womit unser Stamm eine Handsäge bezeichnete, war von der Art und Weise, wie man dieses Ding bewegte, hergeleitet, und man ließ sich nicht überreden, es anders zu nennen, als „ein Gehen und Zurükkommen" (a yan and come bak again).

Aus solchen und ähnlichen Bestandtheilen ließe sich eine äußerst komische Grammatik bilden, und ein Gespräch in dieser Sprachweise hat etwas ungemein Spaßhaftes. Ein Ansiedler sucht seine Sattelpferde und begegnet einem Schwarzen, an welchen er zunächst die Frage richtet: „You make a light yarraman belonging to me?" (d. h. habt Ihr meine Pferde gesehen?) worauf der Wilde antwortet: „Bale me make a light, but I believe you burra-burri find 'em; thousand trak sit down all about" (ich habe sie nicht gesehen, aber ich glaube Ihr werdet sie bald finden; es giebt mehrere Spuren in allen Richtungen). Diese Redensweise ist natürlich nur bei Stämmen gebräuchlich, die sich in bewohnten Distrikten aufhalten, wo sie die Feindseligkeit, welche im Allgemeinen durch die Annäherung des Weißen hervorgerufen wird, abgelegt haben und so vertraut mit ihm geworden sind, als ihre Natur es zuläßt.

Eines stellte sich in unserem Distrikte als unbestreitbare Thatsache heraus — daß nämlich die Eingebornen troz ihren geringeren Verstandeskräften von unserer Sprache mehr lernten als wir von der ihrigen. Viele von unserem Stamme sprachen ziemlich gut englisch, während es kaum einen Engländer gab, der von ihrer eigentlichen unvermischten Sprache einen Begriff hatte.

Wir gaben und viel Mühe, zu ergründen, ob bei unserem Stamme die Spur von einem Glauben an ein höchstes Wesen vorhanden sei, aber alle Versuche, unsere Neu-

Eine südamerikanische Kulturpflanze,

die in unseren hochgelegenen, an Bodenprodukten so armen, Bergthälern zum großen Segen und Vortheil ihrer Bewohner leicht einheimisch gemacht werden könnte, ist die sogenannte Kinoah, Chenopodium Quinoa, eine unseren Gemüsen (Mangold, Spinat ꝛc.) verwandte Pflanze, welche in Peru und Chile auf den höchsten Hochgebirgen angebaut wird und dort als Getreide dient. Die Kinoah liefert kleine, aber sehr zahlreiche und mehlige Samen, und kommt nur in einer Höhe fort, wo unsere Gerste und Roggen kaum mehr gedeihen; sie schlägt selten fehl und will nur einen lockern tiefgründigen Boden, und wo möglich eine Reihenkultur. Man hat sie schon mehrfach in Europa anzubauen versucht, wie z. B. auf der land- und forstwirthschaftlichen Akademie Hohenheim, und sie hat überall den Versuch mit Erfolg gelohnt. Daß sie nicht allgemeiner in Gebrauch kam, lag lediglich nur darin, daß man sich ihrer nicht recht zu bedienen wußte. Man gebrauchte die Kinoah nämlich vorzugsweise in der Art unseres Hafers zum Füttern von Pferden und Geflügel, von Schafen und Schweinen. Um sie aber zu diesem Gebrauch passend zu machen, mußte man die Körner in Säken klopfen, um sie von ihrer häutigen, kieselhaltigen Schale zu befreien, welche wenig oder keinen Nahrungsstoff enthält, und im rohen Zustande beinahe unverdaulich ist. Daß ist aber ein sehr untergeordneter Nutzen der Kinoah; ihr hauptsächlichster, welcher ihren Anbau besonders in unseren ärmeren Gebirgsgegenden empfiehlt, liegt darin, daß sie ein trefflices, wohlschmekendes und sehr nahrhaftes Getränke liefert, welches der Chokolade nahe kommt, weßhalb man die Kinoah in Peru und Chile auch die Bergchokolade nennt. Die Bereitung dieses Getränkes aus Kinoah ist eine höchst einfache: Man röstet in einer eisernen Pfanne oder einem Zylinder von Schwarzblech die Körner über einem Kohlenfeuer lichtbrau und bis zu dem Grade, daß die Samenhäute loösspringen, und zerreibt sie sodann entweder in einer Reibschale oder stößt sie im Mörser zu grobem Mehl. Das so gewonnene Pulver, mit Milch oder Wasser aufgekocht und mit etwas Zuker oder Syrup versüßt, liefert ein treffliches Nahrungsmittel, von welchem auf den Hochebenen der Andes Tausende leben, und ersezt sowohl den Kaffee als die Chokolade, mit welch beiden es die Vorzüge eines sehr ergiebigen plastischen Nahrungsmittels theilt, und vor denen es noch den Vorzug hat, daß es die Nerven durchaus nicht aufregt. Sicherlich könnte durch einen allgemeinern Anbau des Chenopodium Quinoa im Lauf der Zeit ein wirksames und wohlfeiles Ersazmittel für die überseeische Kakao- und Kaffeebohne bei uns erzielt werden, von welchen ja die leztere bekanntlich in sehr vielen ärmeren Gegenden Deutschlands und der Schweiz beinahe das einzige Nahrungsmittel der Arbeiterbevölkerung in den Fabriken liefert.

Verschiedenes.

Belgien. Unter dem Titel „deutsche Emigranten" finden wir in der Antwerpener Zeitung „l'avenir" folgenden Ministerialbeschluß.

Art. 1. Die ganze Ration eines Auswanderers ist für jede unter den Buchstaben A., B., C., D. und E. angegebene Reise in folgender Weise festgesezt.

	Reisen A.	B.	C.	D.	E.	
Zwiebak . . .	15	18	21	25½	31½	Kilogr.
Reis	7½	9	10½	13	15	„
Gerste	7½	9	10½	13	15	Kilogr.
Mehl	5	6	7½	9½	13	„
Erbsen u. Bohnen	7½	8	9	10	13½	„
Speck	5	6	7	8½	10½	„
Eingef. Rindfleisch	5	6	7	8½	10½	„
Kartoffeln . .	25	30	35	41	52½	„
Kaffee	1	1¼	1½	1¾	2	„
Essig	2	2¼	2½	3	5	Lit.

Art. 2. Es ist den Spediteuren von Passagieren gestattet, eine Art von trokenen Lebensmitteln durch eine andere zu ersezen. In diesem Falle ist die an Reis, Gerste, Mehl, Erbsen oder Bohnen einzuschiffende Totalquantität folgende:

Reisen A.	B.	C.	D.	E.	
2½	32	37½	45½	56½	Kilogramm.

Art 3. Das Expertenkomite kann die Ermächtigung ertheilen, trokene Lebensmittel durch Kartoffeln ersezen zu dürfen und zwar in dem Verhältnisse von 1 Kilogramm zu 5 Kilogramm.

Art. 4. Das Expertenkomite kann verlangen, daß gemäß den Jahreszeiten Erbsen und Bohnen durch Kartoffeln ersezt werden und dann sind 7½ Kilogramm so viel als 40 Kilogramm von diesen Knollen.

Art. 5. Der gegenwärtige Tarif tritt vom 3. Mai 1855 ab in Kraft.

Brüssel, den 26. April 1855.

Vicomte Vilain XIV.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. (Flächenhalt der Gebiete.) Die General-Land-Office zu Washington gab kürzlich (3. Juni 1854) die Namen und das Areal der öffentlichen Ländereien in den Territorien der Vereinigten Staaten wie folgt an:

		Akres.		Quadratmeilen.
Territory	New-Mexiko	127,383,040	=	199,036
„	Minnesota	85,225,601	„	133,165
„	Utah	113,589,013	„	177,483
„	Oregon	116,259,698	„	181,656
„	Washington	78,737,578	„	123,027
„	Nebraska	219,160,320	„	342,438
„	Kansas	80,821,120	„	126,908
„	Cha-lah-kee	17,715,200	„	27,680
„	Muscogee	6,048,000	„	9,450
„	Chah-ta	19,129,600	„	29,890
	Total	864,069,170	=	1,350,733

Die drei lezten Territorien sind Indianer-Gebiete, nämlich Chah-lah-kee das Land der Cherokees, Muscogee das Land der Creeks und Seminolen, beide zu dem Stamme der alten Muscogee gehörig, und Chah-ta das Land der Choktas und Chikasas. Es ist hier der ursprüngliche indianische Stammes-Name wieder hergestellt. Die Berechnung des Flächeninhalts der Territorien hat eine bedeutend niedrigere Ziffer ergeben, als worauf dieselbe früher gewöhnlich geschäzt wurde. Freilich ist der Theil des Landes, welcher schon in Privat-Eigenthum übgegangen ist, nicht in obiger Akreszahl enthalten, aber dieser Theil ist doch im Ganzen unbedeutend, und unter Hinzurechnung desselben wird die Zahl der Quadratmeilen höchstens auf 1,400,000 steigen. Sicher sind aber auch diese Zahlen noch nicht zuverlässig. Sie können erst nach Vermessung des ganzen Landes den wünschenswerthen Grad der Genauigkeit erhalten. *)

— (Korrespondenz des „Schwäb. Merkurs" aus Philadelphia.) Leztbin deuteten wir an, daß es nicht lange dauern werde, so würden in den größern Städten der Union zwischen den „Nichtswissern" (gebürtige Amerikaner) und den Eingewanderten blutige Straßenkämpfe stattfinden. Meine Prophezeiung ist bereits in Erfüllung gegangen, denn am Abend des 1. April entspann sich bei der Stadtwahl in Cincinnati zwischen den „Nichtswissern" und Deutschen ein blutiger Kampf, der bis zum 5. April in Straßenscharmüzeln fortdauerte, und der eine so große Erbitterung hervorrief, daß ich nicht einzusehen vermag, wie der Frieden in dieser Stadt wieder hergestellt werden kann. Die Leichen der „Nichtswisser"-Amerikaner, die bei diesem Kampfe fielen, wurden von ihren Parteigenossen in die amerikanische Flagge gewikelt und in ungeheurem Prozessionen nach den Todesäkern gebracht. Fluch den Fremden war ihr Gebet bei der Einsenkung der Särge, und als die Prozessionen sich theilten, zogen Schaaren von Wüstlingen durch die Straßen und verwüsteten deutsche Häuser. Die Deutschen hatten sich über den Kanal zurükgezogen, bei der Turnerhalle sich verbarrikadirt und jeden Angriff der wilden „Nichtswisser" trefflich zurügewiesen; sie sind nun fest entschlossen, ihr Leben theuer zu verkaufen, sollte es der neuen Behörde der Stadt nicht gelingen, den Frieden wieder herzustellen. Nach Berichten, welche diesen Morgen hier angelangt sind, haben die Gegner der „Nichtswisser" bei der Wahl einen bedeutenden Sieg über leztere errungen. Wird dieser Haß gegen die Fremden noch eine Zeit lang fortdauern, so werden Tausende von Deutschen, deren Vermögensverhältnisse es zulassen, ihren Bündel schnallen, Amerika Valet sagen und ihr Vaterland wieder aufsuchen. Schon in diesem Frühjahr verlassen sehr viele Deutsche Amerika für immer, um im alten Vaterlande ihr Erworbenes ruhig genießen zu können. — Ein Brief des amerikanischen Konsuls in Zürich an den Beamten des Hafens von New-York, worin angedeutet wird, daß die Gemeinde Niederwil im Kanton Aargau 320 Personen der ärmsten Leute nach Amerika senden werde, hat hier großes Aufsehen erregt, und es sind sogleich von den Behörden Anstalten getroffen worden, diese Leute wieder nach Europa zurükzusenden. Spätere Berichte zeigen an, daß das Schiff von Havre abgehen und in New-Orleans landen soll.

Anmerkung der Redaktion des Kolonisten. Bekanntlich sind diese Niederwiler mit ausdrüklicher Erlaubniß des amerikanischen Konsuls in Havre, und erst nachdem ihnen eine bedeutende Geldsumme nachgeschikt worden war, daselbst eingeschifft worden. Es ist daher nicht wahrscheinlich, daß die Niederwiler Paupers erst von New-Orleans aus noch zurükspedirt werden; denn die dortigen Behörden werden die amtlichen Schritte und Verfügungen des Havrer Konsuls nicht desavouiren können, höchstens allenfalls die Gemeinde Niederwil noch einmal schröpfen. Möge diese klägliche Geschichte zur allgemeinen Lehre und Warnung dienen.

Soeben lesen wir in der New-Yorker Staatszeitung Folgendes: „Schweizer Paupers angeblich auf dem Wege nach Amerika. Der amerikanische Konsul in Zürich, Hr. Goundie, hat folgendes Schreiben an den Kollektor dieses Hafens gerichtet: „Ich bin soeben benachrichtigt worden, daß die Gemeinde Niederwil (Zofingen) im Kanton Aargau, in der Schweiz, dreihundert und zwanzig ihrer ärmsten Bevölkerung nach den Ver. Staaten geschikt habe. Sie seien vor einigen Tagen nach Havre abgereist, um von da nach New-York sich einzuschiffen. Ein Blatt aus genanntem Kanton enthält Folgendes: „Vor einigen Tagen sandte die Gemeinde Niederwil, Distrikt Zofingen, im Kanton Aargau, 320 ihrer ärmsten Leute nach Amerika, trotz aller Warnung." Ich habe an unsern Konsul in Havre geschrieben und ihn ersucht, den Namen des Schiffes, auf dem sie abfahren, auszufinden und Ihnen Mittheilung davon zu machen. Ich höre, daß binnen Kurzem eine andere große Kompagnie derartiger Leute aus einem benachbarten Distrikte abgeschikt werden sollen und daß sie alle mit Pässen versehen seien. Ihr ꝛc. G. H. Goundie, Konsul." Der Kollektor Redfield sandte dieses Schreiben mit einigen begleitenden Bemerkungen an den

*) Fehlt die Größenangabe des neuesten Teritorriums: Arkisonia.

---

gier zu befriedigen, blieben erfolglos. Ich kann nicht einmal behaupten, daß darauf bezügliche Gebräuche bei ihnen eingeführt waren. Leichenfeierlichkeiten und andere Zeremonien hatten sie ohne Frage, aber sie gingen dabei mit der strengsten Heimlichkeit und mit großem Mißtrauen gegen die Neugier der Weißen zu Werke. Es war eine merkwürdige Erscheinung, daß bei ihnen der Kindermord gebräuchlich war, der Tod eines Erwachsenen aber tief betrauert wurde. Nach dem Begräbniß durfte der Todte nie mehr erwähnt werden, und die leiseste Anspielung würde einen Blik des Entsezens und der Warnung zur Folge gehabt haben, vor welchem gewiß selbst der unbesonnenste Frager wieder verstummt wäre. Man hat im Ganzen nur wenig Versuche gemacht, einzelne dieser Wilden dem Christenthume zuzuführen, weil man fast allgemein an dem Erfolge zweifelt.

Zu den Dingen, wodurch diese Schwarzen beständig unsere Aufmerksamkeit fesselten, sobald einige von ihnen in der Nähe unserer Station sich aufhielten, gehörten vorzugsweise ihre Waffen, die uns an manchem Sommerabende, nachdem wir unser Tagwerk vollendet hatten, eine willkommene Unterhaltung darboten. Sie bestehen nur aus zwei Wurfgeschossen, dem Speer und „Boomering", den „Waddies" oder Keulen, wovon sie eine große Auswahl haben, und dem „Heeloman", eine Art von Schild oder Vertheidigungswaffe.

Der Speer wird hier auf eine ganz eigenthümliche Weise geworfen; andere wilde Nationen schleudern ihn nur mit der Hand, aber für einen australischen Schwarzen würde er ohne das „Woomera", den Wurfstok, eine nuzlose Waffe sein. Das „Woomera" ist ein schmales Stük Holz von ungefähr drei Fuß Länge, an dem einen Ende breit und an dem anderen mit einem derben Widerhaken versehen, welcher in einen Einschnitt an der Spize des Speeres paßt. Die Hand des Werfenden erfaßt zugleich mit dem anderen Ende des „Woomera" auch den Speer ungefähr drei Fuß von seinem unteren Ende; beim Wegschleudern aber bleibt das „Woomera" in der Hand zurük und dient auf diese Weise als mächtiger Hebel, so daß der Speer oft über hundert Ellen weit fliegt.

Die Speere sind von zweierlei Art; es giebt völlig massive von sieben bis acht Fuß Länge und andere, die weiter geworfen werden können, von leichtem Rohre, das mit Gummi und Fasern oder Baumrinde zusammengefügt und mit einer Spize von sehr hartem Holze versehen ist.

Das seltsamste Wurfgeschoß ist das „Boomering", ohne Zweifel die merkwürdigste Angriffswaffe, die man je bei Wilden gefunden hat. Sie besteht aus einem dunnen gekrümmten Stük Holz von zwei bis drei Fuß Länge und ungefähr zwei Zoll Breite, das auf der einen Seite etwas gerundet, auf der anderen tägegen vollkommen flach ist. Wenn sie geworfen wird, muß sie an dem Ende erfaßt werden, welches die flache Seite nach der rechten Hand oder nach außen kehrt, während die konvexe Kante dem Werfenden zugekehrt sein muß. Man bedient sich dieser Waffe im Kriege, zur Jagd und zur Belustigung, und ihre Gestalt erleidet diesen verschiedenartigen Bestimmungen gemäß eine kleine Veränderung. Das Kriegs-Boomering ist das größte und hat eine Krümmung, da es dazu bestimmt ist, in gerader Richtung zu fliegen. Es ist die gefährlichste Waffe, über die der Schwarze zu verfügen hat, weil sie auf bedeutende Entfernung verwundeln kann, und so wunderliche Schwingungen macht, daß ihr schwer auszuweichen ist. Die anderen Arten unterscheiden sich hinsichtlich ihrer Gestalt fast gar nicht von einander. Sie sind kürzer und plumper gearbeitet, aber weit wunderbarer in ihrer Wirkung und leisten auf der Jagd nach kleinerem Wild bessere Dienste als der Speer, weil sie der Schwarze, wenn er seine Beute beschleicht, leichter in den Falten seines Opossum-Mantels verbergen kann. (Schluß folgt.)

Mayor." — Hr. Konsul Goundie hat dieser Tage durch eine Einsendung in die N. Z. Z. sein Verfahren vor dem schweizerischen Publikum rechtfertigen zu müssen geglaubt. Die N. Z. Z. findet dasselbe in der folgenden Nummer so tadelnswerth, daß sie besagten Konsul absezen würde, wenn sie Meister wäre. Warum das? Wir denken doch, Hr. Goundie hat damit nichts anderes gethan, als was ihm seine konsularische Pflicht gegen sein Vaterland vorschreibt.

— (Die Theurung.) Die Direktion der deutschen Gesellschaft in New-Orleans ruft in einem Zirkularschreiben an alle auswanderungslustigen Deutschen das „bleibe im Lande und nähre dich redlich" entgegen. Selbst Niedergelassene, sagt das Schreiben, finden kein Brod, wo sollte es für neue Ankömmlinge genommen werden? Das Fäßchen Mehl von 200 Pfund kostete in der Mitte des lezten Monats März 10 bis 12 Doll. oder 25 bis 30 Gulden oder 7½ bis 9 Kreuzer das Pfund. Gutes Rindfleisch 20 bis 24 Cents, geringeres 12 bis 18 Cents (also 30 bis 36 und 18 bis 27 Kreuzer) das Pfund. Kartoffeln 1 Cent, also 1½ Kreuzer das Stük, ein frisches Ei 5 Kreuzer. Der Arbeitslohn dagegen ist auf ein Drittel dessen, was er früher war, gefallen, und dabei ist Arbeit rar. Bei dem Ueberfluß an Arbeitern wird natürlich immer dem rüstigen, starken, an harte Arbeit gewöhnten der Vorzug; schwache, gebrechliche Leute und diejenigen aus den gebildeten Ständen, welche, in ihrem erlernten Fach unbeschäftigt, sich gern harter Arbeit unterziehen möchten, müssen zurüstehen.

— (Ernteaussichten im Westen.) Nach Berichten aus den nordwestlichen Staaten, schreibt die Chicago Tribune, sind die Aussichten auf eine reiche Weizenernte nie besser gewesen als in diesem Jahre. In Jowa ist eine sehr bedeutende Quantität ausgesäet, doch ist die Einwanderung in diesen Staat so zahlreich gewesen und ist es noch zur Zeit, daß ein großer Theil des voraussichtlich in diesem Jahr mehr als früher zu gewinnenden Quantums für die neuen Ansiedler in Jowa, so wie für die in Kansas und Nebraska erforderlich sein wird. — In Illinois sollen die Saaten nie besser gestanden haben. Die hohen Preise der lezten Jahre und die fast sichere Aussicht, daß in dem laufenden kein erhebliches Sinken derselben eintreten wird, haben die Landleute bewogen, ihre Aussaat gegen frühere Jahre zu vermehren. Dasselbe kann von Wiskonsin gesagt werden; es ist alle Aussicht vorhanden, daß der reichen Ernte des vorigen Jahres eine gleich reiche diesjährige folgen wird. — Auch aus Indiana und Michigan lauten die Berichte günstig, so daß, wenn nicht ein Unglük zwischen jezt und der Erntezeit die schönen Hoffnungen zerstört, der Nordwesten, welcher die eigentliche Kornkammer der Union ist, ein erfreuliches mehr liefern wird als früher. — Da die großen Eisenbahnbauten im Westen fast alle beinahe vollendet sind, so wird nur eine verhältnißmäßig geringe Anzahl von Menschen bei solchen Beschäftigung finden. Dies wird die Konsumtion durch Nichtproduzenten mindern und zugleich die Anzahl der mit Akerbau beschäftigten Arbeiter und somit wieder die Produktion vermehren.

— Kalifornien. (Merkwürdige Ueberraschung.) Das brittische Entdekungsschiff „Plover" kam vor Kurzem aus dem Polarmeere, wo es seit 1847 eingefroren (?) gewesen war, im Hafen von San Franzisko an. Als es dort zum lezten Male war, bestand jene Stadt aus einem kleinen Handelsposten, und da der Kapitän des „Plover" nichts von dem merikanischen Kriege und dessen Folgen gehört hatte und in der Nacht anlangte, so lief er ohne Lootsen in die Bai ein und war nicht wenig über die vielen Lichter verwundert. Als am andern Morgen sich die große prachtvolle Stadt vor seinen Augen ausbreitete, glaubte er aus einem Traum zu erwachen und konnte sich erst allmälig überzeugen, daß das Ganze keine Sinnestäuschung war.

(D. A. Z.)

— Kansasterritorium. Amerikanische Zeitungen schildern die Auswanderung nach Kansas als eine so bedeutende, daß sie mit der nach der ersten Entdekung der Goldfelder in Kalifornien verglichen werden kann. Die Anzahl der neuen Ansiedler, sagt die St. Louis News vom 22. März, welche in diesem Frühjahr sich eine neue Heimat in dem neuen Territorium gründen, darf auf 15—20,000 veranschlagt werden, und wären die Lebensmittel nicht so hoch im Preise, so würde sie sicher doppelt so groß sein. Die meisten gehen nach Kansas, welches wegen seines vorzüglichern Bodens und seiner Lage an der dicht bevölkerten Grenze von Missouri für günstiger gehalten wird als Nebraska. Die Ansiedlung dieser beiden Territorien wird, wie die angegebene Quelle meint, auf den Handel von St. Louis von bedeutendem Einfluß sein, da diese Stadt der natürliche Stapelplaz für dieselben ist.

— (Eine neue Stadt.) Die vierte Emigranten-Parthie von Neu-England hat am Kansasflusse, ungefähr 75 Meilen oberhalb der Stadt Kansas, eine neue Stadt angelegt, welche sie Wauponser nannten, was in der Pottawatomie-Indianersprache „Anbruch des Tages" bedeutet. Die Lage der neuen Stadt soll ausgezeichnet schön sein.

Westindien. Kuba. Am lezten Tage des März um 7 Uhr Morgens wurde der junge Franzisko Estrampes, aus Kuba gebürtig, aber Bürger der Vereinigten Staaten, der heimlichen Waffeneinfuhr überwiesen, auf dem Castilloplaz in Havanna mittelst der Garotte hingerichtet. Er ging mit festem Schritt, das Haupt hoch tragend, zum Richtplaz. Seiner Jugend wegen war der Generalkapitän Concha zur Gnade geneigt; Estrampes verschmähte sie. Auch die Priesterbegleitung nahm er nicht an. Vom Schaffot herunter rief er mit donnernder Stimme: La libertad para Cuba! Muerte a los tiranos espanoles! (Die Freiheit für Kuba! Tod den spanischen Tyrannen!) bis ihm der schwarze Henker den Hals zuschnürte. Konsul Robertson hatte energisch gegen die Hinrichtung dieses amerikanischen Bürgers protestirt, weil er den bestehenden Verträgen zuwider nicht durch ein Zivilribunal verurtheilt worden war. — Sehr wichtig und bedeutungsvoll ist die neueste Nachricht der offiziellen Anzeige der Regierung von Washington an den amerikanischen Konsul Robertson: daß ein amerikanisches Kriegsgeschwader an den Küsten der Insel Kuba erscheinen werde, um die Schifffahrt und die vertragsmäßigen Rechte der amerikanischen Bürger zu schützen." Dessenungeachtet gehen die Hochverrathsprozesse und die Durchsuchungen der amerikanischen Dampfer durch spanische Beamte ihren Gang fort. Man erwartet weitere Hinrichtungen. Massen von Verhaftungen haben wieder unter den Creolen stattgefunden. Man sieht, die Ereignisse drängen zur Entscheidung. Kuba geht dem wichtigsten Theil seiner Geschichte seit seiner Entdekung durch Kolumbus entgegen.

— In St. Domingo soll ein Aufstand ausgebrochen sein. Die englischen Konsuln auf Hayti haben in Jamaika ein Kriegsschiff zum Schuz verlangt.

Australien. Nach dem Briefe eines nach Australien ausgewanderten Aargauers, der so ziemlich mit dem jüngst von uns aus dem Berner Intelligenzblatt abgedrukten eines Berners übereinstimmt, sieht es in diesem Lande, wie in Nordamerika, dermalen nicht sehr einladend für die Einwanderer aus. Die allzugroße Masse eingeführter Waaren rief einer Handelskrise, die den Bankerott von mehr als zweihundert Handelshäusern nach sich zog! In den Goldminen hat der Ertrag abgenommen, die Zahl der Goldgräber aber sich vermehrt. Die Waarenpreise, sowie die Löhne der Arbeiter sind um mindestens ein Drittel gesunken; neue Ankömmlinge arbeiten sogar um jeden Preis, da der Markt, wie mit Waaren, so auch mit Arbeitskräften überführt ist.

Erklärung.

Der Unterzeichnete mußte in jüngster Zeit mehrfach die unangenehme Erfahrung machen, daß ihm nach Belieben bald dieser, bald jener im „Kolonist" erschienene Artikel in die Schuhe geschüttet wird. Er findet sich daher zu der Erklärung veranlaßt, daß er durchaus keine Verantwortlichkeit für irgend etwas im „Kolonist" Gedrukktes trägt, diejenigen Einsendungen und Anzeigen ausgenommen, welche mit seiner Namensunterschrift versehen sind.

Zürich (Unterstraß), den 1. Mai 1855.

E. de Paravicini.

☞ Von dem im Verlage des Unterzeichneten herausgekommenen Schriftchen „die Auswanderung als öffentliche Wohlthat" ist die erste Auflage gänzlich vergriffen. In Bälde wird aber eine zweite, vermehrte und verbesserte Ausgabe erscheinen.

Lichtensteig, Anfangs Mai 1855.

J. M. Wälle.

Anzeigen.

(..')

Wichtige Anzeige

für auswanderungslustige Ingenieure, Handwerker und Straßenarbeiter.

Im Auftrage der Provinzialregierung von **St. Paulo** in Brasilien ist der Unterzeichnete bevollmächtiget, eine Anzahl tüchtiger Ingenieure und guter Handwerker, nämlich:

40 Pflästerer, worunter 2 Meister,
30 Steinhauer, „ 2 „
20 Maurer, „ 1 „
10 Zimmerleute, „ 1 „
118 Straßenarbeiter,
7 Ingenieure oder Inspektoren,

letztere mit einem jährlichen Gehalte von 2800 bis 3600 Franken — mit vorschußweiser freier Ueberfahrt, von Hamburg ab, nach obiger Provinz zu spediren. Es wird hauptsächlich auf gesunde, kräftige und gut beleumdete Leute, im Alter zwischen 18—40 Jahren, gesehen. Die Meister dürfen Familien haben, jedoch müssen die Kinder schon arbeitsfähig, d. h. über 10 Jahre alt sein. Die Abreise findet Statt, sobald die Anzahl vollständig ist. — Zur Bewerbung um diese günstige Gelegenheit, in eine bessere Lage versezt zu werden, ist zunächst erforderlich, daß sowohl Tauf-, Leumunds-, Tüchtigkeits- und Gesundheits-Zeugniß (lezteres von einem Bezirksarzte ausgestellt), sowohl für einzelne Personen als auch für ganze Familien, schleunigst direkte und portofrei an Unterzeichneten eingesandt werden, worauf diejenigen, welche berüksichtigt werden können, Veranlassung erhalten, zu kontrahiren.

Anmeldungen aus dem Kanton St. Gallen in frankirten Briefen oder mündlich nimmt Hr. Advokat Suter in Lichtensteig an.

Zürich (Unterstraß Nro. 132), den 1. Mai 1855.

E. de Paravicini.

Anzeige für Auswanderer.

Nach den **Schweizerkolonien** der Gutsbesizer in der südbrasilianischen Provinz **San Paulo** geht für das Jahr 1855 mit Ende Mai der zweite dießjährige Zug ab. Wir glauben Auswanderungslustige um so mehr zur Theilnahme an demselben einladen zu dürfen, da eine Ermäßigung der Passagepreise und Begünstigung der Kinder in Betreff des Alters von 8 auf 10 Jahre, sowie auch theilweiser Vorschuß, dabei stattfindet.

Das unterzeichnete Bureau spedirt auch fortwährend und regelmäßig Passagiere zu den billigsten Preisen und unter Zusicherung reellster Bedienung nach allen Häfen von **Nordamerika** (Kalifornien), **Südamerika** und **Australien.**

Die sehr vortheilhaft bekannten Kolonien in San Paulo (Brasilien) sind besonders solchen Gemeinden zu empfehlen, die ihre Auswanderungslustigen vermittelst Vorschuß des Reisegeldes gegen Rükzahlung spediren wollen, indem dabei bemerkt wird, daß erst kürzlich wieder zwei Gemeinden sehr bedeutende Rükzahlungsraten von ihren Ausgewanderten, durch Vermittlung des schweizerischen Konsulates in Rio Janeiro, empfangen haben.

Nähere Auskunft auf mündliche oder schriftliche frankirte Anfragen ertheilt jederzeit bereitwilligst:

Für die schweizerische General-Agentur:
E. de Paravicini
an der Unterstraß, Nro. 132, in Zürich.

Bevollmächtigter für den Kanton St. Gallen ist Herr Fürsprech A. Suter in Lichtensteig, welcher nach erlegter gesezlicher Kaution die Konzession von der Regierung dieses Kantons erlangt hat.

Abonnementspreis.

Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich . . . . . 4 fr. — Rp.
Halbjährlich . . . . . 2 „ — „
Vierteljährlich . . . . . 1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".

Einrückungsgebühr:

10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 20. | Samstag den 19. Mai. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Fünfter Jahrgang. | 1855.

Die Niederwyler Paupers

haben in Amerika vor und bei ihrer Ankunft ebensowohl Aufsehen erregt, als in der Schweiz bei ihrer Abreise und nachher wegen der Hindernisse, die sich ihrer Einschiffung in Havre entgegenstellten. In amerikanischen Zeitungen finden wir manche Stellen, die sich auf sie beziehen, natürlich meistens solche, die nur bittere Vorwürfe gegen die Gemeinde enthalten, welche einen denselben als bewiesen geltenden Akt der Unmenschlichkeit und der Feindschaft gegen die Vereinigten Staaten begangen hat. Ausnahmsweise ist uns aber auch eine Art Vertheidigung der Niederwyler zu Gesicht gekommen, welche hier vollständig folgt: „New-York. Der amerikanische Geschäftsträger in der Schweiz, Hr. Theodor S. Fay, hat ein Schreiben an den Mayor Wood über die angebliche Absendung von Pauper-Emigranten gerichtet, und gleichzeitig ein Circulair des Schweizer Bundesrathes über diese Angelegenheit beigelegt. In Bezug auf die 320 Emigranten, deren Einschiffung nach New-Orleans durch amerikanische Konsuln eine Weile verhindert wurde, sagt Hr. Fay, daß er aus authentischer Quelle wisse, sie seien keine Paupers, sondern achtbare Reisende, von denen Jeder Geld und einen Kreditbrief und außerdem Freunde in Amerika habe, die ihn bei seiner Ankunft empfangen würden. Das Circulair des Schweizer Bundesrathes ist an die verschiedenen Bundesstaaten gerichtet und fordert diese auf, daß, falls ein solcher Mißbrauch wie der, über den die amerikanischen Behörden sich beklagen, stattgefunden habe, derselbe aufhören müsse."

Wer hatte nun Recht, Hr. Fay oder Hr. Goundie? Waren die Niederwyler Auswanderer die achtbaren Herren des Hrn. Fay, oder die Paupers des Hrn. Goundie, d. h. mangelhaft ausgerüstete Leute mit zum Theil sehr geringem moralischem Gehalt? Ein glaubwürdiger Mann, der dieselben kannte, als sie noch in der Heimath waren, entwirft uns von ihnen eine Schilderung, nach welcher wir das Verfahren des Hrn. Konsul Goundie in dieser Angelegenheit nur billigen können. Und daß die ihnen von Hause aus mitgegebenen Subsistenzmittel ungenügend waren, geht wohl schon daraus hervor, daß die Gemeinde ihnen nach Havre 15,000 Franken nachsandte, was sie gewiß nicht gethan haben würde, wenn ihre Auswanderer die gesezlich vorgeschriebene Baarschaft gehabt hätten. Diesen armen Leuten hat daher Hr. Goundie einen unbestreitbaren Dienst erwiesen, nicht weniger seinem Vaterlande und endlich nach unserer Ansicht den Hauptdienst der Gemeindsbehörde von Niederwyl, welcher er auf eine praktische Weise ihre Menschenpflichten in's Gedächtniß gerufen hat, ein moralischer Gewinn, der mehr als 15,000 Fr. werth ist. (Was hülfe es einem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne, litte aber Schaden an seiner Seele?)

Man hat Hrn. Goundie zum Vorwurf gemacht, daß er auf bloße Zeitungsberichte hin Lärm geschlagen und die Gemeinde Niederwyl in nicht geringe Verlegenheit gebracht habe. Nun, diese Zeitungsberichte hat sowohl die Untersuchung des amerikanischen Konsuls in Havre bestätigt, als auch das nachfolgende Verfahren der Armenbehörde von Niederwyl als wohlbegründet ausgewiesen. Und was für ein anderer Weg blieb denn Hrn. Goundie offen, um sich darüber Gewißheit zu verschaffen, ob nicht die 320 Niederwyler zu jener Klasse von Emigranten gehörten, denen nach seinen Instruktionen die Auswanderung nach den Vereinigten Staaten zu verwehren ist, als eben der Bericht nach Havre und Amerika mit dem Verlangen, ihre Qualifikation dort zu untersuchen? Zu andern Schritten war es zu spät, als Hr. Goundie von dem großartigen Abschub Kunde bekam. Konnten aber die 320 Niederwyler in Havre sich über die nothwendigen Erfordernisse ausweisen, so konnten sie auch frei passiren und die Handlungsweise des Hrn. Konsuls schadete ihnen keineswegs.

Von welcher Art die Instruktionen sind, nach welchen die amerikanischen Konsuln in dieser und ähnlichen Angelegenheiten zu handeln haben, geht, wenn dieselben auch nicht sonst schon bekannt wären, aus folgendem Schreiben des Mayors von New-York hervor, welches neulich an die amerikanischen Konsuln in den Hauptverschiffungshäfen Europa's abgegangen ist und das wieder klar beweist, daß Hr. Goundie nur seine Pflicht erfüllt hat.

Geschäftslokal des Mayors,
New-York, 12. April 1855.

Mein Herr!

Seit langer Zeit ist es der Gebrauch verschiedener Behörden auf dem europäischen Kontinent gewesen, die Auswanderung ihrer Armen nach diesem Lande nicht nur zu ermuthigen, sondern diese sowie Sträflinge auf öffentliche Kosten hieher zu senden. Unsere Stadt ist zum Zwek der Befreiung von solchem Auswurf und solchen

Feuilleton.

Die australischen Wilden.

(Aus dem Englischen des H. W. Haggarth.)

(Schluß.)

Aber nur wenn das Boomering zur Belustigung geworfen wird, entwikeln sich all seine Wunder. So oft die Schwarzen bei unserer Station ein Lager aufgeschlagen hatten, war es unser größtes Vergnügen, einige der Vielversprechendsten seiner Bewohner zu versammeln und für den besten Boomering-Werfer einen Preis, vielleicht etwas Tabak oder Mehl, auszusezen. Ein solcher Wettkampf war ganz geeignet, einen Weißen in Verwunderung zu sezen. Wer es nicht mit seinen eigenen Augen gesehen hat, wird es vielleicht nicht glauben wollen, daß ein australischer Schwarzer diese wunderliche Waffe so zu werfen versteht, daß sie einen vollkommenen Kreis in der Luft beschreibt. Er stellt sich zum Beispiel auf den grünen Plaz vor der Thüre eines ziemlich großen Hauses und schleudert sein Boomering von der Linken zur Rechten rings herum, so daß es, um die rechte Ele des Hauses verschwindend, auf der Linken wieder zum Vorschein kommt und vor seinen Füßen zu Boden fällt. Der Umfang des auf diese Weise beschriebenen Kreises beträgt häufig über dreihundert Ellen, wenn die Waffe von einem starken Arme geschleudert wird. Aber das Wunder liegt einzig und allein in der Kreisbewegung, nicht in der Entfernung, welche das Boomering zurklegt.

Bei einem kräftigen Wurfe fliegt es ungefähr hundertundfünfzig Fuß weit mit der Schnelligkeit eines Pfeiles, bis es den Punkt erreicht, wo es zuerst die Richtung verändert; von hier aus fliegt es nur noch halb so schnell und dann allmälig immer langsamer, bis es wieder auf die Stelle zurükkehrt, von welcher es ausgegangen ist. Sein Flug hat viel Aehnlichkeit mit den Schwingungen eines Vogels, und sobald es mit besonderer Kraft geworfen wird, schwebt es, an seinem Ziele angelangt, noch einige Augenblike wie ein Brummkreisel in der Luft, ehe es zu Boden fällt. Es läßt auf seinem Fluge einen tiefen pfeifenden Ton vernehmen und dreht sich mit solcher Schnelligkeit, daß es wie ein Rad erscheint.

Hält man es an dem andern Ende, so daß die flache Seite nach der linken Hand zu liegen kommt, so kann man von der andern Richtung, d. h. von der Linken zur Rechten, einen Kreis beschreiben, denn die Fläche muß immer nach außen gekehrt sein. Aber der schönste Wurf, der sich mit dieser Waffe ausführen läßt, ist folgender: Man schleudert sie mit der Richtung nach unten, worauf sie in einer Entfernung von ungefähr dreißig Ellen dreimal hinter einander und in Zwischenräumen von ziemlich gleicher Entfernung den Boden berührt und jedes Mal mit einem Tone, der wie das Schwirren einer Harfensaite klingt, wieder zurükprallt. Dabei sezt sie aber ununterbrochen ihren kreisförmigen Flug fort, bis sie wieder zu ihrem Werfer zurükkommt. Dieses Kunststük ist schwieriger als der Wurf durch die Luft, und erfordert die ganze Geschiklichkeit des Schleuderers; die Entfernung, in welcher das Boomering zuerst den Boden berühren muß, ist genau bestimmt und muß streng beobachtet werden; denn wenn es zu heftig aufstößt, wird es in seinem Fluge gänzlich aufgehalten, kommt es hingegen mit dem Boden gar nicht in Berührung, weil es beim Wegschleudern nicht gehörig niedergedrukt worden ist, so nimmt es plötzlich eine ganz andere Richtung, indem es, sobald die Stelle, wo es hätte zurükprallen sollen, eine kleine Strekke hinter ihm liegt, ungefähr fünfzig Fuß hoch in die Luft emporsteigt und dann fast senkrecht wieder herabfällt.

Es ist ungemein schwierig, diese Waffe handhaben zu lernen, und die wenigen Europäer, denen es gelingt, sind im glüklichsten Falle doch nur sehr schwache Nachahmer der

vertriebenen Bettlern zum Hauptstappelplaz gemacht worden. Die hiesigen Behörden haben beschlossen, dies nicht länger zu ertragen und sie sind entschlossen, jedes in ihrer Macht stehende Mittel anzuwenden, um, wenn möglich, solches zu ändern. Es ist nicht zu bezweifeln, daß der Kongreß in seiner nächsten Sizung Maßregeln ergreifen wird, welche der Sache vollständig ein Ende machen werden. Bis dies jedoch geschehen, müssen wir uns dagegen zu schüzen suchen, so gut wir können. Sie werden der Stadt und nicht minder dem Lande, welches Sie repräsentiren, durch Ihre Unterstüzung einen großen Gefallen erzeigen. Dieß wird dadurch geschehen, daß Sie mir schleunigst alle Nachrichten mittheilen, in deren Besiz Sie bezüglich der Absichten der Behörden, bei denen Sie akkreditirt sind, oder anderer, von denen Sie Grund zu der Annahme haben, daß sie Leute von der bezeichneten Art hieher zu senden beabsichtigen, sind. Haben Sie die Güte, mir die Namen und Signalements solcher Personen, das Schiff, mit welchem sie abgehen, den Bestimmungshafen und wenn möglich ausreichenden Beweis zur Feststellung des Charakters der Emigranten zu senden. Indem Sie solchergestalt mit den Behörden der Stadt zusammenwirken, um einem Uebel abzuwehren, welches uns seit Jahren betroffen und wogegen bisher vergeblich demonstrirt worden, werden Sie, wie ich überzeugt bin, einen lebhaften Wunsch der Generalregierung in Washington unterstüzen.

Mit aller Achtung Ihr ergebenster

Fernando Wood, Mayor.

Ober-Kanada.

(Eingesandt.)

Aus Waterloo, West- (oder Ober-) Kanada, schreibt man uns vom 20. April:

„Dieser Tage sind hier wieder etwa 150 deutsche Ansiedler durchgereist, die sich auf einem neu ausgemessenen Bezirke der kanadischen Kronländereien niederlassen, woselbst ihnen das Gouvernement Land zu 2 Dollars den Acre auf 10 Jahre Zeit abgetreten hat. Die Einwanderer sind dagegen verpflichtet, von jeden 100 Acres während der ersten 5 Jahre jährlich 5 Acres urbar zu machen und ein Wohnhaus von nicht geringerm Maßstabe wie 26 Fuß lang und 18 Fuß breit zu errichten. Unsere Regierung weiß die gegenwärtigen mißlichen Verhältnisse in den Vereinigten Staaten für ihr eigenes Land nuzreich zu machen, und während in den ersteren Staaten die Einwanderung erschwert und durch die Bestrebungen der mächtigen Partei der Know-Nothings es je länger je mehr wird, sucht die Regierung Kanada's durch reelle Vortheile, die sie den Einwanderern bietet, diesen fruchtbaren Strom nach ihren Gebieten zu leiten. Während in New-York z. B. Seitens der Behörden es noch nicht einmal so weit gekommen ist, daß dem schändlichen Treiben der Mäkler, Runner und ihrer Dependenzen Einhalt gethan werden konnte; während in dorten der Einwanderer bei Ankunft nur sich selbst überlassen bleibt *), hat die kanadische Regierung in Quebek dem königl. Emigrationsdepartement unter der Leitung des bereits achtbarst bekannten H. W. Sinn eine deutsche Agentur beigegeben, deren Wirksamkeit für das Wohl der Einwanderer (denen solche Namens der Regierung unentgeltlich jegliche Auskunft über die beste und billigste Reise nach dem Innern, über die Ländereien, Aussicht auf Beschäftigung, ertheilt, Untersuchung gegen Klagen über Expediteure und Schiffsmannschaft führt) sowohl hier als in Europa nur lobend erwähnt wurde.

Das Klima unseres Landes ist ungefähr das nämliche wie das der mittlern Gegenden Deutschlands und der Schweiz *); die hier lebenden Deutschen und Schweizer sind durchwegs mit ihrer Lage zufrieden, die bürgerliche Freiheit ist nicht minder vorhanden als in den Vereinigten Staaten und die Gesezgebung eine milde, gerechte. Ordnung und Rechtlichkeit walten in allen Verhältnissen der öffentlichen Zustände und die wilden Eingriffe in den gesezlichen Rechtsgang, wie solche in den Vereinigten Staaten täglich vorkommen, sind bei uns unbekannt. Der arbeitsame und sparsame Einwanderer findet auch heute noch in Kanada Arbeit und Verdienst und Land ist genug vorhanden für jeden."

Wir fügen bei: Wer mit dem Lande nicht bekannt ist, den dürfen wir auf die in der Schabelitz'schen Buchhandlung in Basel vorräthige Brochüre: Briefe über Westkanada von Jakob Teuscher, verweisen; dieselbe enthält eine sachgetreue Schilderung dortiger Verhältnisse und praktische Anleitungen für Auswanderer. **)

Der vortheilhafteste Landungsplaz für Kanada ist Quebek, wohin von Antwerpen aus monatlich direkte Schiffsgelegenheit stattfindet. Selbst für Auswanderer nach den westlichen Vereinigten Staaten: Michigan, Wisconsin, Iowa, ferner nach dem größern Theile von Ohio (Kleveland), Indiana, Illinois (Chicago) und dem Nordwesten von New-York (Buffalo) bietet diese Route über Quebek wesentliche Vortheile, theils wegen der billigen Ueberfahrtspreise, theils der billigen Beförderung ab Quebek nach dem Innlande auf dem St. Lorenzostrom. Für solche, die nach Kanada wollen, ist die noch heute in Kraft bestehende Bekanntmachung des königlichen Emigrationsdepartements in Quebek von 1853 von Interesse und lassen wir solche (in der nächsten Nummer) wörtlich folgen.

Wenn wir daher unsere nach Nordamerika auswandernden Landsleute bei gegenwärtigen Verhältnissen auf Kanada und die Verschiffungen über Quebek aufmerksam machen, so glauben wir damit nur eine Pflicht zu erfüllen.

*) So ausschließlich und unbedingt hingestellt ist dieser Saz nicht richtig; denn bekanntlich gibt es auch in New-York sowohl von Staatswegen angestellte Einwanderungskommissäre, als auch mehrere Privatthätigkeitsgesellschaften (die deutsche, schweizerische u. s. w.), deren edler, menschenfreundlicher Zwek die Berathung und Unterstüzung der Einwanderer ist. Es geschieht in dieser Beziehung in New-York sehr viel, aber leidlich immer noch nicht genug! A. d. R.

*) Das Klima von Ober- oder Westkanada ist allerdings ein gemäßigtes und insbesondere viel milder, als das von Unterkanada, läßt sich aber doch nicht ohne weiteres mit demjenigen des mittlern Deutschlands (man denke an die Rhein- und Mainggegenden, wo die edelsten Weine wachsen) gleichstellen. Es ist überhaupt nicht so leicht eine klimatische Parallele zwischen Europa und Amerika zu ziehen, wie man gewöhnlich glaubt. Zwei Gegenden, deren mittlerer Thermometerstand (das Gesammtresultat der ein ganzes Jahr lang täglich vorgenommenen Beobachtungen) ganz der gleiche ist, können doch ein durchaus verschiedenes Klima haben. So stimmt auch der mittlere Wärmegrad Westkanadas ungefähr mit demjenigen der Schweiz oder Mitteldeutschlands überein; da jenes Land aber sowohl strengere Winter als heißere Sommer hat, so ist auch dessenungeachtet sein Klima im Allgemeinen ein härteres, als das unsrige. Hingegen herrscht nur Eine Stimme über die Fruchtbarkeit des Landes, seine vortheilhafte Lage für den Verkehr und seine befriedigenden staatlichen und bürgerlichen Verhältnisse. A. d. R.

**) Wir können dem geehrten Herrn Einsender hinsichtlich seiner Empfehlung der genannten Schrift nicht beistimmen. Wer in dieser Brochüre allseitige erschöpfende Auskunft und unpartheilichen Rath über Westkanada suchen wollte, der würde sich getäuscht finden. Nicht umsonst heißt der Herausgeber derselben Teuscher. Für dieses eigenmüzige Machwerk, dessen wesentlicher Inhalt Schmähungen über verschiedene Auswanderungsagenturen, besonders das Haus Rischmüller und Löscher in New-York und die damaligen (1853) deutschen und schweizerischen Auswanderungszeitungen bilden, hat Herr Eduard Pelz in New-York in seiner „Nothwehr" das gemeine Subjekt Teuscher auf eine Weile öffentlich gebrandmarkt, daß wir uns wirklich schämen, diesen ehemaligen Berner Schulmeister einen Landsmann nennen zu müssen. Uebrigens bezweckten auch die Teuscher'schen Briefe die Auswanderung nicht nur nach dem empfehlenswerthen Westkanada zu lenken, sondern noch eher nach dem östlichen Theile von Unterkanada, von welcher Gegend dem Schriftchen eine Karte angehängt ist. Wegen des in der That nordischen Klima's derselben ist aber die Ansiedlung daselbst für unsere Landsleute gar nicht rathsam. A. d. R.

Die südbrasilianische Provinz Parana.

(Aus der Hansa.)

III.

Durch Parana führt die Straße für Ochsen, Pferde und Schweine des Südens nach dem großen Viehmarkte von Sorocaba in der Provinz San Paulo, dem größten in ganz Brasilien. Auf Grund dieser Thatsache hat sich allmälig ein ausgebreiteter Vieh-Transithandel der Bewohner Paranas ausgebildet, der reiche Gewinnste trägt. Mehr als 40,000 Stük allein an Pferden und Schweinen gehen alljährlich in die Provinz ein, um über ihre Grenzen hinaus weiter geführt zu werden, und wenn nicht dieser ganze so ausgedehnte Handel, so ist es doch der größte Theil desselben, der sich in den Händen der Paranesen befindet. Auf nahebei 1000 Contos, d. i. 1 Million Milreis (= 800,000 Thlr. Pr. Cour.) wird das in ihm angelegte Kapital der Provinz veranschlagt. Wie schon angedeutet, geht der Haupttrieb des passirenden Viehes nach Sorocaba und andern Pläzen von San Paulo, außerdem wird aber auch einiges Vieh westwärts nach dem Städtchen San Franzisco in der Provinz Santa Catharina verführt. Jedenfalls steht dieser Richtung des Viehhandels von Parana eine bei weitem größere Zukunft bevor, sobald erst eine direktere und nähere Verbindung der Straße nach Sorocaba mit San Franzisco über die deutsche Kolonie Dona Franzisca hergestellt ist.

An diesen Transit schließt sich naturgemäß die Ausfuhr eigenen Viehes des weidenreichen Hochlandes von Parana. Leider fehlen jedoch über die Größe derselben einiger Maßen zuverlässige Angaben, und gewiß ist nur, daß sie eine bedeutende sein muß.

Auch über den übrigen Landverkehr Paranas mit den Nachbarprovinzen Rio Grande do Sul, Matto Grosso, San Paulo und Santa Catharina ist nichts zu ermitteln. Der Natur der Dinge nach kann dieser Verkehr aber nur von verschwindendem Belang sein. Vielleicht, daß von Parana einiger Mate nach diesen Provinzen ausgeführt und dafür hier wieder einzelne Erzeugnisse dieser in kleinen Quantitäten eingeführt werden. Bei solchem mehr zufälligen Austausche hat es aber wol sein Bewenden und von einem regelmäßigen Geschäfte ist keine Rede.

Dagegen bietet sich ein reiches statistisches Material über den im Hafen von Paranagua sich konzentrirenden Aus- und Einfuhrhandel der Provinz zur See dar.

Die Schifffahrtsbewegung in dem gedachten Hafen war im Jahre 1852/53 folgende:

Es liefen von See ein:

Schiffe langer Fahrt . . .	42
Küstenfahrzeuge	141
in Summa Schiffe	183.

Schwarzen, die sich von Jugend auf damit befassen. Schon in zartem Alter steht man sie vor ihren „Gunyios" oder Lagern mit leichten, für die jugendlichen Arme bestimmten Boomerings werfen, wie die Knaben in Südamerika ihre ersten Studien in der Handhabung des Lasso an Ferkeln und Federvieh machen.

Wir wurden nie müde, den Leistungen der Schwarzen als Zuschauer beizuwohnen. Wenn die Schleuderer in Eifer geriethen, und jeder Einzelne seine höchste Kraft und Geschicklichkeit aufbot, pfiffen gewöhnlich mehrere Boomerings auf einmal um uns herum, und die Mannigfaltigkeit in ihren Bewegungen und Schwingungen, womit sie die klare australische Luft durchschnitten, fesselte ununterbrochen unsere Aufmerksamkeit, bis die einbrechende Dunkelheit dem Schauspiel ein Ende machte.

Das eigentliche Prinzip des Boomerings ist nie gehörig erörtert worden; ich habe es nie begreifen können, und so ist es schon manchem weiseren Kopfe ergangen. Was mag wohl in seiner Gestalt liegen, wodurch es veranlaßt wird, einen Kreis zu beschreiben? Die Regel, nach welcher es konstruirt werden muß, läßt sich nicht ermitteln, da sie die Schwarzen entweder nicht erklären wollen oder nicht erklären können. Dennoch brauchen sie ein Boomering bloß in die Hand zu nehmen und zu wägen, um zu beurtheilen, ob es fliegen wird oder nicht. Ich habe häufig von einer solchen Waffe etwas Holz abgeschabt, in dem Wahne, sie dadurch zu verbessern, aber ich durfte sie hierauf einem Schwarzen nur in die Hand geben, um auf der Stelle zu erfahren, daß sie „bale budgery" (d. h. nicht gut) sei, ein Ausspruch, der sich, wenn sie geworfen wurde, jedes Mal bestätigte. Das Wenige, was ich hinweggenommen hatte, war hinreichend gewesen, das Gleichgewicht zu stören und die Waffe ihrer eigenthümlichen Kraft der Fortbewegung zu berauben.

Nachdem uns dieses Räthsel lange Zeit viel Kopfzerbrechen verursacht hatte, wurde die Hoffnung, es zu lösen, allmälig aufgegeben, und wir trösteten uns damit, daß es unerklärlich und, wie der Ornithorhynchus, die einheimische Kirsche und viele andere Erzeugnisse des Thier- und Pflanzenreiches, eine Sonderbarkeit Australiens sein und bleiben müßte.

Das „Heeloman" ist eine Art Schild vom zähesten Holze, ungefähr drei Fuß lang, und in der Mitte sechs Zoll breit und nach beiden Enden spiz zulaufend. Die in der Mitte befindliche Handhabe besteht in einer Oeffnung, die eben nur groß genug ist, die Hand hindurchzulassen. Man bedient sich dieses Schildes hauptsächlich bei Zweikämpfen, die nicht nur zwischen feindlichen Stämmen, sondern auch zwischen den Männern eines und desselben Stammes vorkommen. Es gibt gewisse Vergehen, z. B. die Entführung einer „Gin," deren Strafe darin besteht, daß der Schuldige sich in mäßiger Entfernung, vielleicht vierzig Schritte dem herabsten Gatten gegenüberstellt und, nur von seinem „Heeloman" beschüzt, die Zielscheibe einer gewissen Anzahl von Speeren oder Boomerings abgeben muß. Es fanden mehrere solcher Zweikämpfe in unserer Nachbarschaft statt, und sie waren gewöhnlich mit einer sehr zahlreichen Versammlung des Stammes und vielfachen Wetten und Vermuthungen in Bezug auf den Ausgang des Kampfes verbunden, der jedoch, als hätte die hottentottische Venus selber die Wurfgeschosse abgelenkt, gewöhnlich mehr Lärm als Blutvergießen verursachte.

Das seltsamste Duell, das bei unserem Stamme vorkam, war der Kampf mit der Keule. Jeder weiß, daß sich die Abkömmlinge des Ham durch besonders dike Schädel auszeichnen, und diese Eigenschaft kann nirgends gründlicher auf die Probe gestellt werden als bei den Eingebornen Australiens. Nachdem von dem übrigen Stamme die nöthigen Vorbereitungen getroffen sind, treten die Kämpfer, von welchen der Eine sein „Waddy" trägt, während der andere völlig unbewaffnet ist, einander entgegen. Man bemerkt keinen ungestümen Anlauf, und auf beiden

und gingen nach See aus:

Schiffe langer Fahrt . . .	51
Küstenfahrzeuge	127
in Summa Schiffe	178,

so daß also die Gesammtbewegung eine Zahl von etwa 360 Schiffen umfaßte.

Die Kauffahrteizeuge kamen und gingen sämmtlich von und nach Plätzen Brasiliens und zwar die meisten nach und von Plätzen Santa Katharina's, Rio de Janeiro und den übrigen Häfen der Provinz Parana selbst. Von den Schiffen längerer Fahrt gingen und kamen die meisten von und nach Buenos-Ayres und Montevideo; 6 Schiffe gingen direkt nach chilenischen Häfen. Beiläufig mag erwähnt werden, daß im Jahre 1854 im Hafen von Paranagua zum ersten Male ein Schiff in direkter Fahrt aus Europa einlief, die Brigg Celerity mit Waaren aus Liverpool.

Die im Jahre 1852/53 zur See ausgeführten Artikel hatten einen Gesammtwerth von 629,442 Milreis. Von dieser Gesammtzahl kamen auf

Mate	527,619	Milreis.
Holz und Bretter	42,070	„
Reis	15,130	„
Mandiocamehl .	4,396	„
Grobes Tauwerk	3,975	„
Ziegeln, Fachwerk	3,590	„

Dagegen hatte die Einfuhr zur See desselben Jahres einen Gesammtwerth von 1,437,145 Milreis und waren unter den von auswärts importirten Gegenständen die wichtigsten:

1) Konsumtibilien (Speisen u. Getränke)	201,576 Milr.
2) Bekleidungsgegenstände	730,327 „
3) Schmuk- und Ziergegenstände . .	40,438 „
4) Sonstige Utensilien	200,366 „

Aus diesen Zahlen läßt sich ein hinreichender Einblik in den Grad des ökonomischen Wohlbefindens der Provinz gewinnen. Schon der Umstand, daß auf eine Bevölkerung von 60,000 Köpfen ein Einfuhrwerth von zirka 1,400,000 Milreis und somit im Durchschnitt auf den einzelnen Kopf von etwa 19 Thlr. preuß. Courant kommt, beweist eine im höchsten Grade bemerkenswerthe Konsumtions- und Kauffähigkeit der Einzelnen. Im Ganzen darf bei dem in unserm ersten Artikel über die Provinz Parana dargelegten Kinderreichthum der Familien die einzelne Familie auf etwa 6 Köpfe angeschlagen werden und verbraucht demnach eine solche im Durchschnitt von frembher eingeführten Waaren nicht weniger als zirka 115 Thlr. preuß. Courant per Jahr und zwar u. A. von

Baumwollen-, Wollen-, Leinen-, Seiden-Waaren und Hüte zirka	58 Thlr.
Weinen, fremden Spiriuosen, Bier u. Liqueuren	6 „
Schmuk- und Ziergegenständen	3 „

Diese Verhältnisse stellen sich aber für die freie Bevölkerung Parana's noch um ein Beträchtliches günstiger, da die über 10,000 Köpfe zählende Sklavenbevölkerung jedenfalls nur in geringerem Verhältnisse an dem allgemeinen Konsum fremder Waaren Theil nimmt. Und wie hoch verhältnißmäßig der Wohlstand einer Bevölkerung anzuschlagen ist, in der das einzelne Familienhaupt durchschnittlich nahe an 60 Thaler nur für die Hauptbekleidungsgegenstände der Seinigen auszugeben vermag, liegt auf der flachen Hand.

Als charakteristisch heben wir schließlich noch die verhältnißmäßig bedeutende Einfuhr von Pulver und Schießgewehren hervor. Hängt sie einmal mit einer ausgebreiteten Jagdbeschäftigung sowie nicht minder mit den Sitten des Brasilianers zusammen, der alle seine Feste, kirchliche und bürgerliche, durch Freudenschießen zu feiern pflegt, so ist andererseits namentlich in den Westtheilen der Provinz der Besitz von Feuerwaffen auch ein Bedürfniß persönlicher Sicherheit gegen die herumschweifenden Horden der Indianer.

Mexikanische Geheimnisse.

Der frühere merikanische General-Konsul, Sennor Arrangoiz, ist bekanntlich mit dem gegenwärtigen Gouvernement zerfallen, indem dieses vor den hiesigen Gerichtshöfen eine Klage gegen ihn anhängig gemacht hat, weil er für die Erhebung der Kaufsumme des Messilla-Thales zu hohe Provisionen gerechnet haben soll. In Erwägung der alten Regel: „der eine Dienst ist des andern werth," hat Herr Arrangoiz mehrere Dokumente veröffentlicht, welche zwischen ihm und der merikanischen Regierung gepflogen wurden, oder durch seine Hände gingen, um sich für das von der merikanischen Regierung gegen ihn erhobene Verfahren zu rächen.

Es hieß zur Zeit, daß ein Theil der Kaufsumme zur Anwerbung einiger Tausend Schweizertruppen verwendet werden sollte. Dieses Gerücht erregte sowohl hier wie in Europa einiges Aufsehen. Der damalige merikanische Gesandte in Paris, Sennor Pacheco, der dem Vernehmen nach mit der Anwerbung besagter Truppen beauftragt war, stellte in einem Schreiben an den Redakteur der „Patrie" die Existenz eines solchen Planes in Abrede. Er leugnet nicht, daß er nach der Schweiz gewesen und mit den Schweizer Behörden Unterhandlungen angeknüpft habe, aber diese Unterhandlungen hätten nicht den Zwek gehabt, Schweizer Truppen für Mexiko anzuwerben, sondern die Einwanderung von Schweizern nach Mexiko zu ermuthigen. Mexiko finde es schwierig, seine weiten Grenzen gegen die Indianer zu vertheidigen, weßhalb die erste Expedition der Einwanderer den Charakter von Militär-Kolonisten tragen sollte. Die Schweizer Nation sei in Mexiko besonders beliebt und er habe geglaubt, durch Anbahnung einer derartigen Emigration nach Mexiko im Interesse beider Länder zu handeln. Er habe zu diesem Zweke sich mit dem merikanischen Konsular-Agenten in der Schweiz und mit einem Oberst Sulsberger in Verbindung gesezt.

Diese Erklärung in der Patrie klingt so weit ganz plausibel. Aber aus nachfolgendem Aktenstük geht hervor, daß diese Erklärung eine Unwahrheit war und das Gerücht, welches er widerlegte, keineswegs der Begründung entbehrte.

(Sehr privat.)

Mexikanische Legation in den Ver. Staaten von Amerika.
New-York, 2. Sept. 1854.

Ihre Excellenz. — Unterm 5. vorigen Monats habe ich von Sr. Excellenz Don Jose Ramon Pacheco, unserem Gesandten in Frankreich, folgendes Schreiben erhalten:

„Ihre Excellenz. — In Folge der Auswechslung des Vertrages mit den Vereinigten Staaten zu Washington — Dank der Neigung der Regierung und der Sr. Excellenz dem Grafen Almonte gegebenen Instruktionen — und weil Seine feierliche Hoheit, der Präsident, dafür hält, daß die Sendung der von Ihrer Excellenz für den Dienst des Landes angeworbenen drei Schweizer Regimenter statt finden sollte (tenga verification), wünscht Seine feierliche Hoheit, daß Sie sofort Anstalten zu ihrer Transportirung hierher machen, zu welchem Zwek Sie bevollmächtigt sind, auf besagten General Almonte, dem unter heutigem Datum Ordre zugesandt wird — die Summe von 500,000 Dollars zu ziehen, und im Falle es Ihrer Excellenz nicht möglich sein sollte, mittelst solcher Wechsel in angemessener Zeit Fonds zu erheben, so können Sie mit seinem Rathe, für eine solche Summe negoziren. Ich bin ꝛc.

Gez. Bonilla.

An Se. Excellenz den bevollmächtigten Gesandten der Republik in Frankreich."

„Ich übersende dies Ihrer Excellenz, um Ihnen anzuzeigen, daß die Sache von größter Wichtigkeit ist, und daß, da der Auftrag zur Ausführung bereit und Alles durch frühere Ordre vorbereitet ist, ich sehr bald auf Ihre Excellenz wegen des nöthigen Betrages sowie auch für die Kommissionäre von Bern auf die Banquiers, die mir Fonds vorgestrekt haben, ziehen werde.

Gez. J. R. Pacheco."

„Ich habe die Ehre, das Vorgehende Ihrer Excellenz zu Ihrer Information zu übersenden und bemerke dabei, daß der Minister der auswärtigen Angelegenheiten mich wirklich beauftragt hat, dem besagten Sennor Pacheco die Summe von 500,000 Doll. zu übermachen. Ihre Excellenz wollen mich gefälligst benachrichtigen, was Ihre Excellenz dem Sennor Pacheco zu antworten für gut befunden haben. Gott und Freiheit.

J. R. Almonte.

F. de Arrangoiz, Spezialkommissär der Oberregierung in den Ver. Staaten."

Dieses Schreiben beweist unwiderleglich, daß Santa Anna beabsichtigt hat, sich eine Leibgarde von 3000 Schweizern anzuschaffen. Weßhalb der Plan, ungeachtet daß die Arrangements schon so weit vorgeschritten waren, nicht ausgeführt wurde, wird vielleicht später einmal erhellen. (N.-Y. St.-Ztg.)

Verschiedenes.

Ein wohl den wenigsten unserer Leser bekanntes Blatt, „der Volksfreund", das sich seit seiner Entstehung durch blinden Eifer, man kann wohl sagen, Fanatismus gegen die Auswanderung nach Brasilien und besonders nach den Kolonien der Herren Vergueiro ausgezeichnet und von Zeit zu Zeit einige und zwar immer dieselben Altweiberphrasen wider dieselbe fahren läßt, hat jüngst auch jenen von uns erwähnten Artikel der Schaffhauser Zeitung über die Armenauswanderung nachgedrukt. Man ist zu glauben versucht, dieser kuriose Volksfreund habe nur den ersten Theil jenes Aufsazes flüchtig gelesen, und ihn dann, ohne den zweiten abzuwarten, in seine Drukerei gegeben, denn der leztere, der sich für das dem „Volksfreund" so verhaßte Parceriasystem ausspricht, liefert doch gewiß kein Wasser auf seine Mühle. Da nun aber der erste konvenirende Theil im „Volksfreund" stand, so mußte wohl oder übel auch der zweite, wenn auch etwas unbequeme, nachfolgen. Einige übel angebrachte Randglossen sollten dann dem Leser den Mißgriff des „Volksfreund" verdeken. Der gute Mann hat aber auch mit seinen Anmerkungen Unglük gehabt und damit eben nur wieder bewiesen, daß er in Sachen schwazt, von denen er nichts versteht. So z. B. findet er es sonderbar, daß Herr E. de P. sich nicht für Rükzahlung der Gemeindevorschüsse aus den auf das Hypothekarsystem gegründeten Kolonien, als welche jener Artikel Dona Franziska, Santa Cruz, Blumenau und Superaguhy nennt, verbürgen will, während doch allgemein bekannt ist, daß Hr. E. de P. mit keiner derselben etwas zu schaffen hat. Als Autorität gegen Bra-

---

Seiten scheint nur wenig Aufregung zu herrschen. Derjenige, welcher zuerst das Geschik des Krieges ertragen muß, beugt ruhig seinen Kopf, auf welchen alsbald in dem gehörigen Tempo die Schläge des Gegners fallen. Hierauf geht das „Waddy" in die Hände des andern über, und aus dem Geschlagenen wird nun der Schlagende. In manchen Fällen ist die Anzahl der Schläge zuvor bestimmt, zuweilen aber wird der Kampf so lange fortgesezt, bis einer oder der andere der Kämpfenden das Bewußtsein verliert, obgleich ich selten von einem tödtlichen Ausgange gehört habe. Von welcher Art das Ende aber sein mag, so kann man in diesem Falle kaum sagen, daß das Glük auf der Seite des Tapferen sei, denn ein starkes Herz würde einem Kämpfer mit zerbrechlichem Schädel nicht viel helfen können.

Auf einem meiner Ausflüge hatte ich Gelegenheit, ein Flußboot der Wilden zu sehen. Ein Schwarzer, der uns begleitete, zeigte uns ein aus Baumrinde bestehendes Kanoe seines Stammes, das am Flußufer lag. Dieß ist vielleicht das urthümlichste Fahrzeug von der Welt. Es wird wie das „Gunyio" oder die Hütte der schwarzen Eingebornen in wenigen Minuten gebaut. Jeder australische Schwarze kann schwimmen, bei kühlem Wetter aber, oder wenn er zufällig keine Lust hat, in's Wasser zu gehen, erfaßt er sein Tomahawk und sucht im nächsten Theile des Waldes nach einem Baume, dessen Stamm ein Knorren oder Höker hat. Von diesem schält er die Rinde ab, indem er auf beiden Seiten des Auswuchses zwei Fuß breit zuschnitt und an beiden Enden eine Spitze bildet. Die Rinde ist durch die Gestalt des Baumes, von welchem sie abgelöst worden, hinlänglich concav gebildet, um das Wasser abzuschließen. In diesem schwachen Fahrzeuge erreicht der Schwarze, indem er mit seinem Körper sehr geschikt das Gleichgewicht hält, gewöhnlich wohlbehalten das jenseitige Ufer und überläßt dann sein kleines leichtes Boot dem Strome.

Die meisten von unserem Stamme waren sehr geübte Diebe, und der erste Besuch, den sie uns abstatteten, wurde daher ganz plötzlich wieder abgebrochen. Eine große Tabakstonne in dem Vorrathshause war auffallend schnell geleert worden, ohne daß wir entdeken konnten, wie die Sache zugegangen, da das Haus wohl verschlossen war. Um weiteren Verlusten vorzubeugen, sollte die Tonne einen anderen Platz erhalten, und kaum hatte man sie von ihrer Stelle hinweggeschoben, als das Geheimniß augenblicklich entdekt wurde. In der Brettwand, an welcher sie gestanden hatte, befand sich ein kleines Loch, das aber trozdem groß genug war, den Arm einer alten „Gin" hindurchzulassen, welcher so dünn ist, wie ihn irgend ein menschliches Wesen nur aufweisen kann. Von außen war das Loch nicht sichtbar gewesen, weil an derselben Wand ein Haufen Brennholz lag. Einer von dem Stamme hatte sich bei einem Besuche des Vorrathshauses genau die Stellung der Tonne gemerkt, worin sich der köstlichste Luxusartikel seines Volkes befand; hierauf hatte er von außen ein Loch gebohrt, welches er aber, sobald es fertig war, sorgfältig mit dem vorhandenen Brennholz wieder verdekt hatte, und war auf diese Weise in den Stand gesezt worden, die Bedürfnisse seines Stammes zu befriedigen.

Die Folge dieser Entdekung war ein Feldzug gegen das Lager der Schwarzen, und wir schmeichelten uns, von unserem entwendeten Eigenthume doch wenigstens noch einen Theil bei ihnen vorzufinden; aber sie hatten nach einem neuen Raube eilig die Flucht ergriffen, und als sie viele Wochen später, nachdem sie hinlängliche Zeit gehabt, den geraubten Tabak in Ruhe zu verschmauchen, wieder zum Vorschein kamen, bürdeten sie den verübten Diebstahl, wie gewöhnlich, einem feindlichen Stamme auf, der nach ihrer Versicherung „tausend unverschämt" und schlecht genug war, Alles zu stehlen, was er erreichen konnte.

silien zitirt der „Volksfreund" den Hrn. Pfarrer Linder, der in seinem Bericht an die gemeinnüzige Gesellschaft über dieses Land (wie über andere, z. B. Texas) Begriffe entwikelt, die sich denen des „Volksfreundes" würdig an die Seite stellen. Was kann aber ein Mann, der die Geographie seines eigenen Landes nicht kennt, von fremden Welttheilen sicheres wissen! Und daß Hr. Pfr. Linder ein sehr schwacher Schweizergeograph ist, geht schon aus folgendem Saz, pag. 138 seines Berichts, hervor: „Aus dem Toggenburg, besonders aus der Gemeinde Werdenberg, sind im Jahr 1853 allein 325 Personen ausgewandert." Eine solche Autorität, die über die ganze Welt absprechen will, sollte denn doch nicht nur wissen, daß Werdenberg nicht im Toggenburg liegt, sondern auch, daß das fast unbewohnte, dem Zusammensturz nahe Sakgäßchen, welches den stolzen Namen „Stadt Werdenberg" führt, keine Gemeinde, sondern bloß der kleinste Theil der Gemeinde Buchs ist.

Schweiz. Bundesstadt. Der Bundesrath hat in der heutigen Sitzung wie in den vorhergehenden Jahren dem schweizerischen Wohlthätigkeitsverein in New-York eine Beisteuer von 1500 Franken dekretirt und dieselben auf das Auswanderungsbüdget genommen.

— Zug. Eine vor drei Jahren zu 15jähriger Kettenstrafe verurtheilte Magdalena Zürcher ist dieser Tage, weil man für Je keine Arbeit mehr hatte, nach Amerika spedirt worden, damit sie ihrer Heimatgemeinde Menzingen nicht zur Last fiele. Schon früher hat Zug einen Sträfling (Hürli von Walchwil) nach Amerika „deportirt". Der kam aber wieder und hoffentlich wird den Zugern auch die Demoiselle Zürcher wieder zuspedirt werden.

Deutschland. Hamburg, 8. Mai. Nicht oft und nachdrüklich genug kann auf das verwerfliche Verfahren vieler Gemeinden hingewiesen werden, welche sich ihrer Armen dadurch entledigen, daß sie dieselben nach Amerika schiken, ohne ihnen zum Fortkommen auch nur den kleinsten Zehrpfenning mit auf den Weg zu geben. Die Unglüklichen, welche von allen Mitteln entblößt in transatlantischen Häfen ankommen, sind dem größten Elende preisgegeben, dem sie die menschenfreundlichen deutschen Vereine oft bei dem besten Willen nicht zu entreißen im Stande sind. — Bisweilen macht sich die Hülfsbedürftigkeit der von ihren Gemeinden mittellos nach überseeischen Ländern Beförderten auch schon im Einschiffungshafen geltend. So waren zwei von ihrer Gemeinde, Banthen in Hannover, bei dem hiesigen Expedienten Hrn. Straus als Schäfer für Australien engagirte Auswanderer vor einigen Tagen nicht im Stande, ihre zusammen 11 Mark Crt. betragende Wirthshausrechnung zu bezahlen, und, da der Wirth sich ihr Gepäk herauszugeben weigerte, in Gefahr, dieses einzubüßen oder hier zurükbleiben zu müssen. Das Nachweisungsbureau der Auswandererbehörde, an das sich die Leute in ihrer Noth wenige Stunden vor der Abfahrtszeit wandten, erwirkte für sie die Zahlung jener Summe von der Güte des Hannöverschen Konsuls, Hrn. Hanbury. Es leuchtet aber ein, daß das Konsulat eine solche Hülfe nur ausnahmsweise zu leisten im Stande ist, und daß die Gemeinde, welche sich ihrer Armen um jeden Preis zu entledigen sucht, ohne ihnen auch nur die nothdürftigsten Mittel mit auf den Weg zu geben, der stärkste Vorwurf trifft.

— Baiern. Die königlich baierische Regierung hat den Handel mit Billets für die Reise von einem amerikanischen Hafen in das Innere des Landes verboten. Desgleichen hat dieselbe verfügt, daß Gemeinden, welche arme Angehörige auswandern lassen, dieselben in den Stand sezen sollen, für die erste Zeit ihres Aufenthalts in Nordamerika die Kosten des Unterhalts und der Reise in das Innere zu bestreiten.

England. (Schiffbruch.) Falmouth, 4. Mai Morgens. Das Schiff „John", Rawle, segelte von Plymouth am Freitag Morgen nach Quebec. Um 10 Uhr 30 Minuten Nachmittags stieß es auf den Manacles, trieb wieder ab, das Vordertheil nach dem Lande gerichtet und sank zirka 200 Fuß von der Küste. Das Dek war über dem Wasserspiegel, doch da es Fluth zu werden begann, so wurden viele von den unglüklichen Passagieren von den Wellen fortgerissen. Nachmittags 5 Uhr. Der Küstenwächter rettete zirka 70 Personen aus den Masten des Schiffs. Die ganze Zahl der sich an Bord Befindenden ist 220. Der Kapitän und das Volk sind gleichfalls gerettet.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. Der Konsul der Stadt Frankfurt a. M. in Cincinnati schreibt an seinen Senat vom 20. Februar: „Während die europäische Einwanderung im verflossenen Jahre die höchste Zahl erreichte, zeigt der Januar 1855 mit 7982 in New-York Gelandeten schon eine bedeutende Abnahme gegen denselben Monat 1854 mit 15,514. Es ligt ein Dokument vor mir, das die vom 1. März bis 1. November 1854 nach der alten Welt zurükgekehrten getäuschten Einwanderer auf etwas über 15,000 nachweist. Aber noch weit mehrere würden jedes Jahr der neuen Heimat den Rüken kehren, wenn sie es nur möglich machen könnten. Man muß in dem verflossenen Winter das Elend hier mit angesehen haben, um zu glauben, daß es in dem gesegneten Amerika so weit kommen könne. Um die armen Eingewanderten, denen von Niemand Arbeit und Obdach zu bieten war, wenigstens vom Hungertode zu retten, haben die Deutschen unserer Stadt mit lobenswerthem Eifer Suppenanstalten errichtet, und um sie Nachts vor dem Erfrieren zu schützen, hat man die Polizeistationshäuser geöffnet, wo sie auf dem nakten Boden lagen! So wenig die Deutschen im Allgemeinen solche Nachrichten an ihre Freunde nach Deutschland gelangen lassen, so kann es doch nicht fehlen, daß die übertriebenen Beschreibungen von unserem gelobten Lande vor der Hand aufhören, und die Geldsendungen nach Europa zur Unterstüzung der Ueberfahrt werden von selbst abnehmen, wenn nicht ganz unterbleiben müssen. Der Arbeitslohn ist in Folge des großen Ueberflusses an Arbeitsuchenden in allen Zweigen um die Hälfte gefallen, während alle Lebensmittel um das Doppelte gestiegen sind. Mehl, früher 3½—4½ Doll. das Faß, kostet jezt 8—9, Kartoffeln, früher ⅔—½ Doll. das Bushel, jezt 2 Doll., Schweinefleisch, das Pfund früher 3—4, jezt 6—8 Cents. So meldet auch eine englische Zeitung in Pittsburg: Zu Alleghany (Pennsylvanien) fand die Wohlthätigkeitsgesellschaft junger Damen eine kürzlich nach Amerika gekommene Familie aus Baden, welche auf der Reise von Philadelphia dorthin so sehr von Hunger und Kälte gelitten hatte, daß 4 Kinder starben und eine fünfte Person im Pennsylvania-Hospital auf den Tod liegt. Am meisten treffen solche Schiksale diejenigen den ärmsten Klassen angehörenden Genossenschaften, welche auf Gemeindekosten in ein fremdes Land versezt und auf nichts weiter als die freie Ueberfahrt angewiesen waren. Diese armen, beklagenswerthen Leute, wovon Viele sogar erst zu Anfang des Winters New-York erreichten und darum um so weniger Arbeit finden konnten, die überdem keine Mittel besaßen, um die Reise in's Innere des Landes fortzusezen, würden sich in namenloses Elend versezt gesehen haben, wenn nicht Menschenfreunde Barmherzigkeit an ihnen geübt hätten".

— New-York. (Wirksamkeit der schweizerischen Hülfsgesellschaft im Jahr 1854.) Der dem Bundesrathe mitgetheilte Rechenschaftsbericht vom Jahr 1854 der schweizerischen Hülfsgesellschaft in New-York enthält folgende Einnahmen und Ausgaben. Kassabestand vom 15. November 1853 2071 Dollars 42 Cents. Subskriptionen von 197 Mitgliedern 2055 Dollars 75 Cents. Freiwillige Zurükerstattung von Auswanderungskommissären 41 Dollars. Rükerstattungen verschiedener unterstüzter Schweizer 210 Doll. 70 Cts. Zinsen von Kapitalien 128 Doll. 33 Cts. Die vom schweizerischen Konsul de Luze verabfolgte Besoldung eines Sekretärs für 6 Monate 50 Doll. Beitrag des Bundesrathes 287 Doll. 08 Cts. Von den schweizerischen Kantonsregierungen haben beigesteuert: Neuenburg 29 Doll. 27 Cts.; St. Gallen 28 Doll. 30 Cts.; Bern 66 Doll. 66 Cts.; Waadt 19 Doll. 10 Cts.; Genf 20 Doll.; Aargau 38 Doll. 46 Cts.; Graubünden, Luzern, Uri, Unterwalden zusammen 42 Doll. 30 Cts.; Basel 19 Doll. 51 Cts.; Baselland 15 Doll. 53 Cts.; Appenzell 9 Doll. 60 Cts.; Zürich 29 Doll. 35 Cts.; Schwiz und Glarus 38 Doll. 09 Cts.; Solothurn 28 Doll. 30 Cts. Total der Beiträge 5228 Dollars 95 Cents. — Die Gesellschaft hat 1379 Unterstüzungen an einzelne Einwanderer und Familienhäupter verabfolgt; abgesehen von einer großen Anzahl, welche Anstellungen oder Anweisungen erhielten. 36 Gesuchstellende haben ärztliche Pflege erhalten. 272 derselben sind bei Auswanderungsagenten oder andern Anstalten der Stadt untergekommen. 842 haben Unterstüzung aus der Kasse erhalten 1139 Dollars 73 Cents. Unterstüzungen auf's Land haben 113 Personen erhalten 132 Doll. 51 Cts. Nach Europa zurüspedirt wurden 6 mit 106 Dollars 18 Cents. Für Unterhalt und Obdach an 110 Personen 66 Dollars 72 Cents. Für Medikamente, Doktoren und Chirurgenkonti 65 Dollars 72 Cents. Austheilung für Kost und Holz 50 Doll. 62 Cts. Verschiedene Ausgaben 63 Doll. 08 Cts. Besoldung für den Gehülfen des Präsidenten 600 Dollars. Gesammtausgabe 2269 Dollars 66 Cents. Kassabestand 2959 Dollars 29 Cents.

— New-York. (Sammlung für das Winkelried-Denkmal.) Der schweizerische Konsul in New-York, Hr. de Luze, hat unter den dortigen Schweizern eine Subskriptionsliste für Beiträge an das Winkelriedenkmal eröffnet und die im Verhältniß zu den wenigen Gebern schöne Summe von 447 Fr. 50 Cent. eingenommen.

— Pennsylvania. In Allentown starb den 4. März d. J. Herr C. R. Keßler, aus dem Kanton Graubünden gebürtig. Derselbe war, nachdem er in der Churer Kantonsschule seine Gymnasialstudien gemacht und in Leipzig Theologie studirt hatte, im Jahr 1841 nach Amerika ausgewandert. In Allentown hatte er in einem eigens erbauten großartigen Gebäude eine Privatschule („Hochschule", wie sie ein amerikanisches Blatt nennt) errichtet, die bereits von 164, zum Theil von Ferne hergekommenen Schülern besucht war. Hr. Keßler habe sich „zu Tode gearbeitet", sagt das amerikanische Blatt, dem der „liberale Alpenbote" diese Notiz entlehnt.

— Tenessee. (Auszug aus dem Briefe eines in Knoxville lebenden Toggenburgers, datirt den 15. März.) „Der Winter war einer der strengsten seit Menschengedenken, so daß in den Monaten November, Dezember, Januar und Februar das Quekksilber des Thermometers mehr als die Hälfte der Tage bis zum Gefrierpunkt oder unter denselben fiel; dennoch hatten wir nur drei oder vier Tage etwa 4" tief Schnee, was hier aber schon eine Seltenheit ist. Mit Anfang März wurde es aber wieder Frühling: der Ahorn hat nun seinen rothen Blüthenschmuk angezogen, die Pfirschenblüthen sind am aufbrechen und die frühen Gartengewächse sprossen empor. Unter den Waldbäumen sind die duzenderlei Eichengattungen vorherrschend, es gibt aber auch Pappeln, mehrere Arten Wallnußbäume, Zukerahorn- und wilde Feigenbäume. Die einzigen Nadelhölzer, die ich gesehen habe, sind die Föhre und die Ceder. Ferner findet man in den Wäldern armdike wilde Reben mit sehr guten Trauben, auch werden jezt edle Reben gepflanzt. Die Aepfel- und Birnbäume gedeihen nicht gut; sie sind nur halb so groß als in Europa, weil sie zwei Mal jährlich frische Blätter und Blüthen treiben..... Ein Handlanger verdient hier täglich 5 Fr. nebst guter Kost, eine Frau mit Nähen halb so viel...." (Es steht demnach gegenwärtig in Tenessee weit besser, als in den meisten übrigen nordamerikanischen Staaten, was leicht begreiflich ist, weil wegen der geringern Bevölkerung die Arbeit gesuchter und die Konkurrenz nicht so groß ist und namentlich nicht so viele ganz arme Emigranten einander den Verdienst streitig machen, ein Vortheil, den Tenessee seiner Abgelegenheit von den großen Auswandererstraßen zu verdanken hat.)

— Kalifornien. (Kapitän Sutter, der Kalifornier Pionier.) „Wir vermißten bei der gestrigen Feier das freundliche und willkommene Gesicht des Kapitäns Sutter. Er ist gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten unter uns. Der schlecht behandelte alte Pionier und Philanthrop fühlt sich nicht mehr zu uns hingezogen. Er hat auf die Entscheidung seines Landanspruchs gewartet, bis die Verzögerung ihn beinahe ruinirt hat." Dieser Passus aus einem Kalifornier Blatte deutet auf ein trauriges Beispiel von dem Wechsel des Glükes eines Mannes hin. Sutter, der alte Kalifornier Pionier, der Freund der Indianer, der Vertraute der Mexikaner, der Dollmetscher und Agent der Amerikaner, war 1848 einer der glüklichsten Menschen. Reich an Grundbesitz, im Genusse der Liebe und Achtung Aller, die in seinem isolirten Leben ihn kennen lernten, verbrachte er den Abend seines Lebens in anspruchsloser und wohlthuender Weise. Das erste in Kalifornien gefundene Gold entdekte man auf seinen Gütern und bald umwühlten Tausende den Boden seiner weiten Besizungen. Stets bereit, dem Dürstigen, dem Hungrigen oder Müden zu helfen, wurde sein „Fort" der Sammelplaz vieler Menschen und während der „schlechten" Zeiten im Goldlande lieferten seine Magazine Nahrung dem darbenden Weißen, wie sie es seit Jahren dem armen Indianer gethan. Aber ungleich dem Wilden lebten die Amerikaner von den Gütern des alten Mannes nur, um seine Wohlthaten mit Undank zu belohnen. Er war vertrauungsvoll wie ein Kind und gewährte jedem seine Freundschaft, der, aus was immer für Motiven, sie suchte. Auf diese Weise kam er nach und nach um Theile seiner Ländereien; er gab seine Angelegenheiten in die Hände eines Agenten, der ihn täuschte, betrog und endlich um einige Hunderttausende von harten Thalern beraubte. Aber trotz alle dem hatte er noch immer ein Vermögen, welches bei guter Verwaltung ihn in seinem Alter hätte erhalten können. Er übergab dann den Rest seiner früheren Güter seinem Sohne und zog sich auf eine kleine Farm in der Nähe seines Forts zurük. Der Sohn erwies sich als Verräther an den Interessen seines Vaters und durch grausame Handlung, so schlecht und unnatürlich, wie die, welche den alten König Lear seiner Heimat beraubten, entrig er dem Vater diesen lezten Rest seines Vermögens und dieser ist jezt, mit einem Fuße im Grabe, ein heimatloser Wanderer auf dem großen Territorium, welches er einst sein eigen nannte. (N.-Y. St.-Ztg.)

Abonnementspreis.

Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".

Einrückungsgebühr:

10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 21. | Samstag den 26. Mai. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Fünfter Jahrgang. | 1855.

Auswanderung nach und über Kanada.

Unter den Vorzügen, welche die Auswanderung nach Kanada vor derjenigen nach den Vereinigten Staaten voraus hat, ist nicht der mindeste die größere Wohlfeilheit der Reise, ein Umstand, der zwar schon früher vorhanden gewesen ist, nun aber von erhöhter Wirksamkeit sein und seinen Einfluß auch auf die Auswanderung nach den nordwestlichen der Vereinigten Staaten in bedeutenderm Maße als bisher ausüben wird, seit durch das neue Passagiergesez dieser Republik festgesezt ist, daß nur solche Schiffe zum Emigrantentransport nach den Häfen der Union verwendet werden dürfen, in denen die Höhe des Zwischendeks 6 englische Fuß, von der untern Seite des Dekbalkens auf das Dek gemessen, beträgt. Durch diese Bestimmung werden eine große Anzahl Schiffe, die bis jezt zur Auswandererbeförderung nach den Vereinigten Staaten benuzt wurden, von der Theilnahme an diesem Geschäft geradezu ausgeschlossen, was einerseits Ursache einer bedeutenden Steigerung der Passagepreise sein wird und zum Theil schon ist, anderseits aber auch einen beträchtlichen Theil des Auswandererstroms nach den genannten Vereinsstaaten (Michigan, Wisconsin, Iowa, Illinois ꝛc.) über das englische Kanada, resp. den Hafen Quebek leiten wird, weil jene Beschränkung dem englischen Passagiergesez fremd ist. Wie sehr diese einzige Bestimmung zum Nachtheil der Unionshäfen und zum Nuzen Kanadas ausschlagen muß, wenn sie nicht wieder abgeändert wird, beweisen folgende Bemerkungen, welche der „Hansa" von einer mit den amerikanischen Verhältnissen besonders vertrauten und gut unterrichteten Seite zugegangen sind.

Baltimore, 14. April 1855.

„Um Ihnen anschaulich zu machen, wie weit die neue Meßart der deutschen Rhederei schädlich, schließe ich eine Liste der im vorigen Jahre mit Passagieren von der Weser abgegangenen Schiffe bei, in welcher diejenigen, welche, wie ich glaube, künftig von der Passagierfahrt ausgeschlossen sein werden, mit einem x bezeichnet sind. Wahrscheinlich bin ich noch nicht streng genug gewesen und die Zahl der proscribirten Schiffe ist noch um 20 bis 25 % größer; der „Albert", ein Schiff von 312 Lasten, für die Fahrt auf hier gebaut und mit verhältnißmäßig hohem Zwischendek, um zwei Lagen Tabak nehmen zu können, mißt, wenn ich mich recht erinnere, von Dek zu Dek gerade 7 Fuß, oder unter den Balken, welche mindestens 10 Zoll Durchmesser haben werden, nur eine Kleinigkeit über 6 Fuß. Nehmen wir nun an, daß Schiffe unter 300 Last nicht mehr volle 6 Fuß Höhe haben, so würde sich ergeben, daß von den nach der vorjährigen Liste unter

Bremer Flagge fahrend.		215	Schiffe	nur	bleib.:	75,	auslaufen:	140
Oldenb.	„	„	37	„	„	2	„	35
Hanner.	„	„	10	„	„	—	„	10
			262			77		185

Mithin würde künftig nur ein starkes Viertel aller Weserschiffe noch zum Passagier-Transport benuzt werden können. Selbst wenn ich 225 Last Tragfähigkeit als die Grenze annehme, welche die vorgeschriebene Höhe des Zwischendeks zuläßt, ohne anderweitige wesentliche Nachtheile, so bleiben doch von der gesammten Weserflotte nur 116 Schiffe und 146 werden ausgeschlossen. In dieser Aufstellung habe ich Schooner, Galliotten ꝛc. nicht mitgerechnet, sondern nur volle Schiffe (Dreimaster), Barken, Schoonerbarken, Briggs und Schoonerbriggs, dergleichen bisher in der Fahrt nach den Vereinigten Staaten beschäftigt gewesen oder sich doch dazu eignen."

Natürlich trifft der Schaden nicht die deutsche Rhederei allein, sondern es werden auch viele der von Havre, Antwerpen, Rotterdam u. s. w. auslaufenden Schiffe dadurch von der Emigrantenbeförderung nach den Vereinigten Staaten ausgeschlossen.

Für vier Dollars kann man von Quebek bequem nach Waterloo und Presten in Westkanada, einer stark mit Deutschen und auch ziemlich vielen Schweizern bevölkerten Gegend, gelangen, für fünf Dollars nach Buffalo am Eriesee im Staat New-York und von dieser Stadt nach Chicago oder Milwaukie um 3 Dollars, so daß der ganze Fahrpreis von Quebek nach Wisconsin oder Nordillinois 8 Dollars beträgt. — Jeder Passagier hat 100 Pfund Gepäk frei, Kinder unter 12 Jahren bezahlen die Hälfte und unter 3 Jahren sind sie frei.

Bekannt sollte sein, daß der Winter im Allgemeinen die ungünstigste Zeit der Landung in allen nördlicheren Ländern ist und daß solche, die sich dort dem Akerbau widmen wollen, ihre Ankunft nie nach Mitte Sommers einrichten sollten. In Beziehung auf Kanada machte jüngst der außerordentliche Gesandte von Großbritannien am deutschen Bundestage diese Behörde noch ganz besonders darauf aufmerksam. Hiebei kommt überdieß noch in Betracht, daß Auswanderer nach oder über Kanada, wenn sie dort nicht vor dem Spätherbst eintreffen, sich einer Erhöhung der Auswandererfteuer aussezen, welche sie bei ihrer Ankunft daselbst zu entrichten haben. Die kanadische Regierung hat sich nämlich, Nachrichten aus Quebek zufolge, vorbehalten, zu einer solchen Maßregel zu schreiten, wenn es ihr den Verhältnissen angemessen schiene. Die Veranlassung dazu findet sie angeblich in dem Umstande, daß deutsche Auswanderer, welche erst im Oktober dort anlangten, sich beim Mangel an Subsistenzmitteln in eine sehr traurige Lage versezt sahen, da es zu einer so späten Zeit des Jahres in Kanada an Beschäftigung fehlt und der strenge unfreundliche Winter jener Gegenden ihre Lage noch verschlimmerte. Um der Verantwortlichkeit und den Lasten vorzubeugen, welche durch Wiederholung solcher Fälle für die Provinz Kanada entstehen könnten, hat daher die Regierung die Absicht, den erst im Spätherbst ankommenden Auswanderern in's Künftige eine höhere Steuer aufzuerlegen. Die nach Kanada Auswandernden werden demnach, wenn sie dieser Mehrabgabe entgehen wollen, ihre Einschiffungszeit so zu wählen haben, daß sie nicht später im Jahre, als zu Ende des Sommers, dort anlangen können. Wer also heuer nach Kanada, oder über Quebek nach den Vereinigten Staaten auswandern will, der richte sich so ein, daß er bald abreisen kann.

Wir lassen hier nun, unserm in lezter Nummer gegebenen Versprechen gemäß, das Wesentliche aus der Bekanntmachung des obrigkeitlichen Auswanderungsagenten Buchanan in Quebek folgen.

Zur Nachricht für deutsche Auswanderer.

Alle Auswanderer, die im Hafen von Quebek ankommen, haben das Recht noch 48 Stunden auf dem Schiffe zu bleiben und dürfen ihnen während dieser Zeit, keine von den ihnen gesezlich zukommenden Lebensmitteln oder sonstigen Bequemlichkeiten entzogen werden. Der Kapitän des Schiffes ist verpflichtet, die Passagiere nebst ihrem sämmtlichen Gepäke kostenfrei an's Land zu schaffen, und dieses muß an den gewöhnlichen öffentlichen Landungsplätzen des Hafens, zur gelegenen Stunde nicht vor 6 Uhr Morgens und nicht nach 4 Uhr Nachmittags geschehen.

Da es für den Fremdling von besonderer Wichtigkeit ist, zuverlässigen Bericht über solche Gegenstände zu erhalten, welche sich hauptsächlich auf seine ersten Unternehmungen bei der Landung in Amerika beziehen, und um das in verschiedenen Häfen für denselben so nachtheilig hausende Runner-System von hier ferne zu halten, hat sich die kanadische Regierung veranlaßt gefunden, den Herrn **W. Sinn** als deutschen Agenten in Verbindung mit dem königl. Emigrations-Departement zu ernennen, um seine ganze Thätigkeit dem Wohle seiner einwandernden Landsleute zu widmen und denselben unentgeltlich jegliche Auskunft über die billigsten und besten Gelegenheiten zur Weiterreise nach dem Inlande, über die Ländereien, Aussichten auf Beschäftigung daselbst u. s. w. zu ertheilen und im Falle gegründeter Klagen über Mißhandlungen u. s. w. während der Seefahrt die nöthigen Maßregeln zu treffen, damit die Schuldigen zur Verantwortung gezogen werden.

Die verschiedenen öffentlichen Anlagen, welche gegenwärtig nach allen Richtungen hin im Baue begriffen sind und ihren wohlthuenden Einfluß auf jeglichen Gewerbefleiß ausüben, bieten vielen Tausenden, ja selbst dem Unbemittelten, Gelegenheit sich eine unabhängige Zukunft in diesem Lande zu bereiten; Landwirthe im Besize einigen Vermögens, welche noch zu keinem Entschlusse hinsichtlich ihres Ankaufes zur Niederlassung gekommen sind, sollten nicht vernachlässigen im Emigrations-Bureau die Verzeichnisse der zum Verkauf angebotenen Bauereien durchzusehen, weil sie dadurch in Stand gesezt werden, um mit wenigen Kosten und Zeitverlust eine vortheilhafte Wahl zu treffen.

Preise von wilden Kronländereien.

1) Im Westen der Counties Durham und Victoria

zu 7 Schillings und 6 Pence per Aker oder 1 Dollar 50 Cents zahlbar in zehn nacheinanderfolgenden jährlichen Terminen nebst Zinsen, das erste Zehntel zur Zeit des Kaufes. (Die nachfolgenden Ländereien sind zahlbar in fünf nacheinanderfolgenden jährlichen Terminen nebst Zinsen, das erste Fünftel zur Zeit des Kaufes.)

2) Im Osten des County Ontario, innerhalb Ober-Kanada, 4 Schillings per Aker, oder 80 Cts.

3) Im County Ottawa, 3 Schillings per Aker, oder 60 Cents.

4) Von da nördlich vom St. Lawrence-Flusse bis zum Saguenay County und südlich vom St. Lawrence-Flusse im Distrikt Quebek, östlich vom Chaudiere-Flusse und der Kennebek-Straße 1 Schilling und 6 Pence per Aker oder 30 Cents.

5) Im Distrikt Quebek, westlich vom Chaudiere-Flusse und der Kennebek-Straße, 2 Sch. per Aker oder 40 Cents.

In den Distrikten Three Rivers, St. Francis und Montreal, südlich vom St. Lawrence-Flusse, 3 Sch. oder 60 Cents.

Im Distrikt Gaspe und County Saguenay, 1 Schilling per Aker oder 20 Cts.

Bedingungen: Die wirkliche Besitznahme des Landes muß sofort geschehen, von jeden 100 Akers müssen während der ersten fünf Jahre jährlich fünf Aker urbar gemacht und ein Wohnhaus darauf errichtet werden von nicht geringerem Maßstabe wie 26 Fuß lang und 18 Fuß breit. Das Bau- oder Nutzholz ist einer allgemeinen Holzsteuer, wie solche auferlegt werden mag, unterworfen. Der Käufer ist seines Rechtes verlustig, sobald er die Bedingungen nicht erfüllt.

Der Preis der Schulländer in den Counties Grey, Bruce und Huron, in welchen letztern sich schon viele deutsche Ansiedelungen befinden, beträgt 10 Schillings oder 2 Dollars per Aker, zahlbar in zehn aufeinanderfolgenden jährlichen Terminen nebst Zinsen. — Das erste Zehntel zur Zeit des Kaufes. Die übrigen Bedingungen sind den beim Verkauf von Kronländern festgestellten gleich.

Die Britisch-North-America-Land-Company besitzt durch den Bau der Eisenbahnen von Quebek nach Richmond und von Montreal nach dem atlantischen Ozean gegenwärtig die zur Ansiedelung geeignetsten Ländereien in Unter-Kanada und verdient eine besondere Beachtung. Nähere Auskunft gibt der Agent der Company, Herr S. M. Taylor, in seinem Büreau gegenüber dem Landungsplaze der Dampfschiffe von Quebek — in Montreal.

Ferner hat die Kanada-Land-Company gegen eine Million Aker des besten Landes von Ober-Kanada, zwischen dem Ontario- und Huron-See zu billigen Preisen angeboten und sind auf den Besitzungen dieser Company schon mehr wie 8000 Deutsche ansäßig, welche hauptsächlich die blühenden Niederlassungen und Städtchen in den Counties Perth und Huron bewohnen.

Auszug aus dem Naturalisationsgesez vom 23. November 1849, Viktoria 12, Kap. 187, Pag. 1131, Abschnitt XII., daß Ausländer in der Provinz von Kanada unbewegliches Vermögen besitzen und übertragen können.

„Und es sei verordnet, daß von und nach der Zeit wo diese Akte in Kraft treten wird, jeder Ausländer berechtigt ist, Grundeigenthum zu erwerben, zu besitzen, zu genießen, einzufordern, zu übertragen, zu vergaben, zu verleihen und zu überliefern in allen Theilen dieser Provinz, gleich den eingebornen oder eingebürgerten Unterthanen Ihrer Majestät; jedoch stets unter der Bedingung, daß nichts, was hierin enthalten ist, verändert, vermindert, berührt oder erklärt werde, zu verändern, vermindern oder zu berühren auf irgend welche Art oder Weise was es auch sei, irgend ein Recht oder einen Anspruch, gesezlich begründet, oder erworben von irgend einer Person oder Personen, wer es auch sei, früher, bei oder zu der Zeit, nach welcher diese Akte in Kraft treten wird."

Um den Auswanderern Zeitverlust und unnüzige Kosten zu ersparen wird denselben angerathen, daß sie die 48 Stunden, welche ihnen erlaubt sind kostenfrei auf dem Schiffe noch zu verweilen, dazu anwenden, um mit den hier bevollmächtigten Agenten der Beförderungs-Linien ihre Passage-Kontrakte nach dem Inlande auf das vortheilhafteste abzuschließen, wobei ihnen die Erfahrungen und der uneigennüzige Rath des deutschen Agenten sehr zu Statten kömmt.

Der folgende Tarif gibt den hiesigen Werth der ausländischen Gold- und Silbermünzen.

Doppel-Louisd'or	7	Dollars	80	Cents.
Einfache Louisd'or	3	"	90	"
20-Franken-Stüke	3	"	85	"
10-Gulden-Stüke	4	"	—	"
Englische Pfd. Sterl.	4	"	86⅔	"
Französische Kronenthaler	1	"	10	"
Bairische Kronenthaler	1	"	02⅓	"
Fünf-Franken-Stüke	0	"	93⅓	"
Preußische Thaler	0	"	67	"
Ein Dollar (Mexiko)	1	"	00	"
Ein englischer Schilling	0	"	25	"

Kleinere Münzen der verschiedenen deutschen Staaten sind entweder hier gar nicht gangbar oder doch nur zum halben Werthe. — Je weiter diese Münzen mit in's Innere des Landes genommen werden, je weniger wird für dieselben gegeben, und sollten so wenig wie möglich mit von Deutschland gebracht werden.

In allen Fällen, wo dem hier ankommenden Auswanderer sich Zweifel aufdringen, sollte er nicht versäumen in den Gouvernements-Agenturen für Emigration um Rath zu fragen.

A. C. Buchanan, Chief-Agent.
Königl. Emigrations-Departement
„Hunts Wherfte" — Quebek.

Ein Schilling = 1¼ Fr. A. d. Red.

(Schluß folgt.)

Antworten auf Anfragen über Texas.

(Aus der Neu-Braunfelser Zeitung.)

I.

Da so manche briefliche Anfragen über die verschiedenartigsten Verhältnisse und Zustände in Texas von Einwanderungslustigen an Schreiber dieses und an andere hier wohnende Leute gethan worden sind, daß man unmöglich alle einzelnen mit Briefen beantworten kann, so haben wir uns vorgenommen, von Zeit zu Zeit einen Theil dieser Anfragen durch eigene Artikel in dieser Zeitung zu beantworten und geben hiemit auf einige der Hauptfragen heute Antwort.

Vor allem muß es einen Jeden, der in ein Land einwandern will, interessiren, ob er in diesem Lande die nothwendigsten Bedingungen zu einem wenigstens erträglichen und möglicher Weise angenehmen Leben finden werde. Diese Bedingungen sind unbestreitbar Gesundheit, Aussicht auf Erwerb und dann Sicherheit des Lebens und Eigenthums.

Gesundheit des Leibes ist die erste Grundbedingung aller menschlich tüchtigen Existenz. Freilich gibt es auch geistige und körperliche Schwachheiten, an welchen die daran Leidenden sich freuen und selbst darin verliebt sind. Noch im vorigen Jahrhundert galten blasse leidende Frauenzimmer für die allein schönen und selbst die Jugend war stolz auf weiße Haare. In unserer materielleren Zeit hält man einen gesunden kräftigen Körper für die beste Grundlage, nicht nur für körperliche, sondern auch für geistige Tüchtigkeit und Genuß.

Daß unsere Gesundheit außer unserer körperlichen Anlage und unserer Lebensweise vor Allem von dem Boden und dem Klima unseres Wohnortes abhängig ist, wird wohl Jeder zugeben. Auf Sumpfboden erzeugen sich Fieber, in Gebirgsgegenden Schwindsucht und Kröpfe, staubiger Kalkboden erzeugt Augenentzündungen und manche Bestandtheile des Bodens machen selbst das Wasser der Quellen zum Trinken ungesund. Alles dieses ist hier in dem sogenannten Westen von Texas (eigentlich Mittel-Texas) nicht der Fall. Dafür ist aber Texas verschrieen, weil in demselben das gelbe Fieber vorkommt. Dieser Fehler von Texas kommt aber einzig daher, weil Texas eine Küste und Hafenstädte hat, wo das gelbe Fieber hingebracht wird oder bei Leuten entsteht, welche in der heißen Jahreszeit aus kalten Gegenden plötzlich hieherkommen, wo sie des Klima's ungewohnt sind, wo ihre Verdauung und Gallenabsonderung u. s. w. noch nicht so sind, wie sie für den Süden passen. Aber deßhalb herrscht im Innern von Texas eben so wenig das gelbe Fieber, wie im Innern von Südkarolina, oder des Staates New-Yerk oder in Mexiko. — Ein zweiter Popanz, mit dem man Einwanderer von Texas abschreken will, ist die große Hize des Sommers: „Liegt nicht Texas so südlich, wir der Nordrand der Wüste Sahara, von wo der Sirocco kommt?!" — Freilich, aber deßhalb ist es hier doch nicht so heiß, wie in Nordafrika, das im Süden die Sandwüste hat und im Norden durch Meere von den Polarländern getrennt ist, zwei Ursachen eines heißeren Klima's, die hier in Texas umgekehrt stattfinden und somit die Hize hier mildern, da wir nämlich im Süden ein Meer haben und im Norden durch Land mit den Polarländern zusammenhängen. — „Aber in den nördlichen Staaten muß es doch kühler sein!" Freilich ist dort die mittlere Wärme, d. h. wenn alle Wärme des ganzen Jahres gleich vertheilt wäre, geringer als die mittlere Wärme von Texas. Trozdem gibt es aber durchweg im Juli und August in den nördlichen Staaten einzelne weit heißere Tage, wie hier in Westteras. Wir haben hier mehr Wärme, als die nördlichen Staaten, aber sie ist gleichmäßiger vertheilt, als wie im Nor-

Feuilleton.

Der Trapper und der Bär.

Der graue Bär ist das grimmigste Raubthier der Felsengebirge, seine große Stärke und das wunderbar zähe Leben, welches er besitzt, machen ein Zusammentreffen mit ihm so gefährlich, daß sowohl Indianer wie weiße Jäger sich hüten, ihn anzugreifen, wenn sie nicht in Gesellschaft Anderer sind. Obwohl er, wie die meisten Thiere, gewöhnlich vor dem Menschen flieht, so greift er doch zu gewissen Zeiten, wo er entweder vor Liebe oder vor Hunger toll geworden ist, Jeden, der ihm in den Weg kommt, an und trifft ihn da nicht eine Kugel gleich an dem rechten Fleck, so erfolgt eine Umarmung, die durchaus nichts angenehmes hat. Mit seinen scharfen Krallen reißt er dem Gegner das Fleisch von den Knochen, wie der Koch die Zwiebel schält, und mit den sehnigen Vorderpfoten preßt er ihn so kräftig an seine Brust, daß die Rippen knaken und das Blut aus Nase und Mund sprizt. Diese mächtigen Vettern des deutschen Braun erreichen zuweilen ein Gewicht von tausend Pfund, und nicht selten eine Länge von neun bis zehn Fuß. Ihre Stärke ist so gigantisch, daß man sie einen Buffel eine beträchtliche Strekе weit hat forttragen sehen.

Unter den Trappern und Jägern des Gebirges werden eine Menge Geschichten von blutigen Kämpfen mit diesen grimmigen Bestien erzählt, und wenn man in die Schenken von St. Louis kommt, kann man sich ganze Abende lang mit derartigen Historien unterhalten lassen. Eine der besten von der tragisch-komischen Sorte derselben ist folgende:

Wenn wir nicht irren, war es im Jahre 1846, geführt vom alten Soublette, einem der berühmtesten Trapperkapitäne des Westens, als eine Gesellschaft von Jägern und Fallenstellern über die Prairienwüste dem Gebirge zuwanderte. Unter der Schaar war außer andern nachhaften Persönlichkeiten auch John Glaß, ein Trapper, welcher sein ganzes Leben in der Wildniß zugebracht und wahrscheinlich mehr Abenteuer und schwierige Lagen erlebt hatte, als irgend einer der furchtlosen Gesellen, welche sich den fernen Westen zur Heimat erkoren haben, und deren Leben eine ununterbrochene Reihenfolge von Gefahren und Entbehrungen ist. Nun stellten sie eines Tages ihre Fallen an einem Flüßchen, welches von den Black Hills, einer Hügelkette nördlich vom Platteflusse, rinnt, und Glaß hatte mit zwei Gefährten sich eine Strekе von den Uebrigen entfernt, als er, durch ein Gebüsch dringend, welches den Fluß besaumte, einen mächtigen Bär gewahr wurde, welcher geschäftig mit seiner Schnauze den Boden umwühlte, um Trüffeln zu suchen. Glaß gab seinem ihm zunächst befindlichen Begleiter ein Zeichen, beide schlichen sich vorsichtig nach der Stelle, krochen nach dem Saume des Gebüsches vor und feuerten. Beide Kugeln hatten getroffen, aber keine tödtlich. Der Bär stieß ein dumpfes Schmerzgebrüll aus, sprang mit allen Füßen in die Höhe und stürzte sich dann, prustend vor Schmerz und Wuth, auf seine Feinde.

Hurrah, Bill! schrie Glaß, als er sah, wie das Thier auf ihn zukam, der wird uns in die Pfanne hauen — mach', daß du fortkommst. Er eilte sodann fort durch das Dikicht, gefolgt von dem Gefährten. Das Unterholz war so dicht, daß sie kaum durchkommen konnten, während das Gewicht und die Kraft des Bären ihn durch alle Hindernisse hindurchbrachten, so daß er in wenigen Minuten ihnen hart auf den Ferſen war. Etwa hundert Schritte von dem Gebüsche, dessen Ende sie jezt erreichten, ragte eine steile Klippe empor, und Glaß schrie seinem Begleiter zu, auf diese als den einzig sichern Zufluchtort hinzufliehen. Wie der Wind liefen beide über den offenen und ebenen Raum, der den Felsen von dem Dikicht trennte, da stolperte Glaß über einen Stein, fiel, und als er sich erhob, trat ihm der Bär, auf den Hinterfüßen gehend, entgegen. Als das Ungethüm sich näherte, rief Glaß, der nicht im mindesten die Geistesgegenwart verlor, seinem Gefährten zu, schnell herbeizukommen, und feuerte dann sein Pistol in den offenen Rachen des Bären ab. In demselben Augenblike schlug ihm der leztere das Pistol aus der Hand, gab ihm mit der andern Taze einen furchtbaren Schlag über den Kopf, drükte ihm dann die Krallen tief in die Schultern und rollte mit ihm zu Boden. Der Jäger kämpfte trotz seiner hoffnungslosen Lage mannhaft, zog sein Waidmesser und stieß es dem Thiere mehrmals in Brust und Hals; aber auch der Bär stritt tapfer mit Zahn und Klaue, und seine wüthenden Hiebe legten in wenigen Augenblikken Rippen und Knochen seines Opfers bloß. Geschwächt von dem Blutverluste und geblendet von dem

den und deßhalb leichter zu ertragen und für Pflanzen- und Thierleben günstiger.

Wolken und Winde sendet uns das ganze Jahr hindurch der durch den Golfstrom erwärmte mexikanische Golf. Bringt uns die Ausgleichung der verschiedenen erwärmten Luftschichten erst südliche Brisen, so haben wir bald darauf, aus der nämlichen Ursache, nördliche Brisen, so daß das ganze Jahr hindurch lebhafter Wechsel in der Luftbewegung stattfindet, welches, außer den oben angeführten Ursachen, noch besonders viel zur Milderung der südlichen Wärme von Texas beiträgt.

Der Westwind, der über trokenes Land kommt, bringt uns trokenes heiteres Wetter, angenehm für Menschen und Thiere, aber wegen zu großer Trokenheit der Pflanzenwelt nicht zuträglich. Umgekehrt ist es mit dem Ostwind, der über die Sümpfe von Louisiana streicht und selbst bis in den Westen von Texas, wenn er lange anhält, ein unangenehmes und erschlaffendes Gefühl auf die Menschen ausübt, während seine Feuchtigkeit der Pflanzenwelt zusagt. Glüklicher Weise ist in Westteras der Ostwind selten und der Westwind noch seltener.

Ob ein Land und dessen Klima überhaupt für Menschen gesund oder nicht gesund ist, darüber können eigentlich Neueingewanderte nicht entscheiden. Wenn man einen Welttheil mit einem andern vertauscht, wie europäische Einwanderer, so kann man nicht erwarten, daß die große Veränderung auf unsern Körper einen geringern Einfluß habe, als wenn man in Deutschland z. B. nur von Leipzig nach Berlin oder dem Niederrhein übersiedelt und an einem Ort wegen das Trinkwassers die Dyssenterie, und am andern wegen der Luft, die man einathmet, das Fieber bekommt. Weder Pflanzen noch Thiere können eine so plötzliche Uebersiedlung ohne Anstoß vertragen. So haben sich europäische Fruchtbäume als nicht einträglich in Amerika erwiesen. Edle Obstarten mußten erst auf amerikanische Stämme gepfropft oder durch Zucht aus dem Kern hier erzeugt werden. Auf gleiche Weise können Pferde und Menschen, die in den höheren Gegenden von Mexiko geboren sind, nicht das wärmere Klima der niedriger liegenden Terra Caliente vertragen und für einen amerikanischen Oberländer (Arrivenio) gilt es fast für ein Todesurtheil, wenn er unter die Garnison von Veracruz gesteckt wird, das gewöhnliche Loos von Vagabunden und Pferdedieben.

Aber trotz einer plötzlichen Uebersiedlung hat sich Mittel- und Westteras auch selbst für Neueingewanderte hinsichtlich ihrer Gesundheit nicht schädlich erwiesen. Manche haben von einer höchst schwächlichen Gesundheit sich hier wieder erholt und sind fähig geworden, unglaubliche Strapazen zu ertragen, wovon Deef Smith, der kühne texanische Spion, nicht das einzige Beispiel ist. Beispiele können überhaupt die Zuträglichkeit für die Gesundheit bei einem Lande mehr beweisen, als die schönsten physiologischen Deduktionen. Am deutlichsten wird das zuträgliche Klima von Texas hervortreten, wenn wir Thatsachen und unbestrittene Erfahrungssätze anführen. Vor Allem ist es sicher, daß alte Leute, die alt von Europa herübergekommen sind, sich sehr wohl fühlen. Manche Greise der Art kann Braunfels aufweisen. An Gicht Leidende erholten sich nach ihrer Einwanderung in Texas. Die Kinder sehen hier gewöhnlich blühender aus als in den nördlichen Staaten, es sterben hier die wenigsten Kinder und werden verhältnißmäßig die meisten hier geboren. Texas ist für diese lezte Eigenschaft so bekannt, daß oftmals unfruchtbare Frauen Texas nicht ohne Erfolg besucht haben.

Antwort auf die Auswanderungsfrage in Nro. 31 der Glarner Zeitung.

(Aus dem Toggenburger Boten.)

Der Verfasser dieses improvisirten Aufsatzes beginnt mit seinen Klagen, daß man fälschlich die Kolonie Donna Franziska verleumdet habe, und hätte deßhalb nach unserer Meinung nur die Beweise vom Gegentheil beizubringen nöthig gehabt, statt sich ein Urtheil über die Kolonie Senador Vergueiro zu erlauben, wodurch er nur als höchst unwissend, wir wollen kaum sagen als Intriguant erscheint. Es sei nun dem Einsender dieser Zeilen, der lange Jahre in der Provinz San Paulo lebte und etablirt war, und in den lezten zehn Jahren in der Nachbarschaft der besagten Kolonie eine Pflanzung hatte, erlaubt, die verschiedenen Punkte jenes Aufsatzes zu beantworten. Erstlich beginnt der Verfasser mit der Versicherung, daß es mit den Schweizern in San Paulo lange nicht so gut als mit jenen in Donna Franziska stehe, weil Erstere bei der schlechten Kaffee-Ernte des lezten Jahres nur wenig hätten abverdienen können ꝛc. Ganz irrig und falsch berichtet ist der Verfasser in dieser Hinsicht, da Augenzeuge versichern kann, daß wenn die Ernte auch nicht zu den reichen gezählt wird, sie dennoch zu den gewöhnlichen guten gehört, und scheint vermuthlich nicht zu wissen, daß wenn der Kaffeebaum ein Jahr besonders viel trägt, er das folgende weniger gibt und auf diese Weise im Ertrage wechselt. Die Kolonisten in San Paulo erhalten kein eigenes Land, finden jedoch ihr Haus und Garten fertig und zum Beziehen bereit, während der Boden auf den Pflanzungen schon urbar gemacht ist, den sie sogleich zum eigenen Vortheil benuzen. Die Kaffeebäume finden sie in der Regel mit Früchten beladen und in höchster Pracht, an welche nur die Hand zu legen nöthig ist, um sogleich zu verdienen und auf diese Art ihre Schuld zu vermindern, während inzwischen für Alles, was selbige bedürfen, Sorge getragen wird. Nicht 5 bis 6 Jahre, wie ebenfalls irrig behauptet wird, sondern die halbe Zeit reicht hin, wenn die Leute sonst thätig sind, ihre Schuld abzuverdienen, und Schreiber dieses kennt verschiedene, die nicht allein schuldenfrei, sondern Geld auf Zinsen zurükgelegt haben, und wenn sie nun ihren Wohnsitz zu verlassen vorziehen sollten, um sich selbst Grundeigenthum zu kaufen, so heißt dieses nicht von vorn anfangen, sondern im Gegentheil von kleinen Landgütern Besitz zu nehmen, die bereits mit Wohnungen versehen und angepflanzt sind, und dort in großer Zahl zu haben sind, auf welchen sie frei und ohne Abgaben leben können, wie es bereits bei Vielen unter ihnen der Fall ist. Die Kolonisten in Donna Franziska dagegen bekommen nur Grundeigenthum, d. h. ein Stük des Urwalds, auf welchem Jahre hingehen, ehe er ausgerottet ist und die Pflanzungen Früchte tragen können. Wer Brasilien kennt und weiß, was es heißt, solche Arbeiten zu übernehmen, welche nur Indianer und Neger, ohne ihre Gesundheit zu opfern, ertragen können, der kann sehr leicht eine Lage mit der andern vergleichen, den Schluß ziehen und bestimmen, welche von beiden den Vorzug verdient. Was die Gemeinden anbetrifft, die für Geldvorschüsse die Garantie der Herren Vergueiro u. Komp. erhielten, so haben selbige die volle Sicherheit damit in Händen, während jene, die Verschreibungen auf Grundstüken in Donna Franziska empfangen, so Lind in Besitz nehmen können, welches, wie man weiß, in Brasilien, wo ungeheure Flächen brach liegen und die Urwälder sich hunderte von Meilen erstrekken, keinen Werth hat. Was in spezieller Beziehung auf die Kolonie Vergueiro, die Versicherungen eines auf S. Jeronimo angestellt gewesenen Schullehrers betrifft, so weiß man in der Regel, welchen Werth man auf solche Erzählungen verabschiedeter Beamten zu legen hat und bedarf deßhalb keiner weitern Widerlegung, nur so viel, daß Schreiber dieses, der eine unabhängige Stellung einnimmt, noch vor ganz kurzer Zeit die Kolonie Vergueiro, sowie die andern Kolonien in der Provinz San Paulo besuchte und im blühendsten Zustande gefunden hat. Er überläßt es daher dem Urtheil eines unparteiischen Publikums, diese wahrhafte Darstellung mit jenem Artikel der Glarner Zeitung zu vergleichen, bei welchem nur ein verborgenes Interesse die Feder leiten konnte.

Hamburg, im Mai 1855.

W. Kräuter.

Verschiedenes.

Herr Wilhelm Hühn, Sekretär des Kolonisationsvereines von 1849 in Hamburg, erklärt in der „Hamburger Zeitung für d. A. u. Kol." 1) daß er nicht Redaktor dieses Blattes sei und 2) daß er den Artikel „zur Auswanderungsfrage" in Nro. 31 der Glarner Zeitung nicht verfaßt habe. Angehängt sind dieser Erklärung einige beleidigende Bemerkungen über den „Kolonisten", statt deren Herr Hühn besser gethan hätte, unsere Behauptungen, an denen er Anstoß nimmt, mit Gründen zu widerlegen. Wenn unsere Kenntniß der Dona Franziskaner Verhältnisse seinen Anforderungen nicht genügt, so ist er wenigstens theilweise selbst daran Schuld, weil wir sie vorzugsweise aus den von ihm herausgegebenen „Mittheilungen über Dona Franziska" und den Jahresberichten des Kolonisationsvereines schöpften. Außer diesen, und dem phantasiereichen Miltenberg standen uns keine andern Quellen zu Gebote, als das vortreffliche Schriftchen des Hrn. v. Rodowicz-Oswiezinsky, einige zerstreute Nachrichten in den verschiedenen Auswanderungszeitungen und eine Anzahl von Briefen in D. F. angesiedelter Schweizer. Die lezten drei Unterrichtsquellen sprudeln freilich nicht von so unbedingtem Lobe über, wie die erstgenannten. Was wir immer über Dona Franziska zu lesen bekommen konnten, das haben wir aufmerksam durchgangen und unser Urtheil uns darnach gebildet, und wir glauben auch, daß das selbsteigene des Hrn. Hühn auf keiner viel solidern Grundlage beruht; wenigstens haben wir noch nirgends vernommen, daß dessen werthe Person je auf besagter Kolonie war. Wir wünschen daher, daß Hr. W. Hühn uns auseinander setzen möchte, was wir unrichtiges geschrieben haben. Was aber den Vorwurf absichtlicher Entstellung und der Parteilichkeit betrifft, so weisen wir denselben mit Entrüstung zurük und können Hrn. Hühn versichern, daß die jezige Redaktion des „Kolonist", wenn sie auch andern Kolonisationsbestrebungen aus vollster Ueberzeugung den Vorzug vor D. F. giebt, deßwegen doch von jeder Auswanderungs-

---

Blute, das ihm von seinem zerfleischten Kopfe in die Augen lief, ließ Glaß das Messer aus der Hand fallen und sank bewußtlos und — wie es schien — todt nieder.

Sein Begleiter, welcher bis zu diesem Moment Zuschauer des furchtbaren Ringens gewesen war, meinte, daß jezt die Reihe an ihn kommen werde und floh, da er nicht einmal die Geistesgegenwart gehabt, um wieder zu laden, eilig nach dem Lagerplaz der Gesellschaft zurük, wo er das traurige Schiksal des armen Glaß erzählte. Der Kapitän der Trapperschaar schikte ihn jedoch mit noch einem von der Gesellschaft nach dem Schrekensorte zurük. Als sie denselben erreicht hatten, fanden sie Glaß und auf ihm den todten Bären in einer Blutlache liegen. Der arme Trapper athmete noch, bot aber einen gräßlichen Anblik dar. Das Fleisch war ihm in Streifen von den Rippen und Armknochen gerissen und lag in großen Stüken neben ihm. Seine Kopfhaut hing ihm blutend über das Gesicht, welches ebenfalls furchtbar zerfleischt war. Der Bär hatte drei Kugeln im Leibe und außerdem gegen zwanzig klaffende Wunden in Brust und Unterleib — ein Beweis, mit welcher Hartnäkigkeit der Trapper sich gewehrt hatte. Die beiden Beschauer dieser Szene meinten, daß der arme Bursche, wenn auch nicht todt, jedenfalls nur noch einige Augenblike zu leben habe, und so begnügten sie sich, den Leichnam des Bären von ihm wegzuwälzen, seine Waffen zu sammeln, worauf die Schelme, nachdem sie Glaß sogar sein Jagdhemd und seine Moccassins ausgezogen, nach dem Lagerplaze zurükkehrten und dort berichteten, ihr Kamerad sei todt und sie hätten ihn begraben. Die Uebrigen hatten keine Ursache, Mißtrauen in diese Nachricht zu sezen. Man trauerte eine Weile über den Verlust des braven Gefährten, und endlich wurde der Vorfall, obwohl er lange Zeit über dem Lagerfeuer erzählt und wiedererzählt worden war, in der Aufregung der Jagd und unter den Gefahren, die ihnen von Seiten der Indianer drohten, beinahe gänzlich vergessen.

Wochen verflossen, Monate vergingen, die Jagd war vorüber und die Trapperschaar befand sich auf dem Wege nach dem Fort, wo sie ihre Biberfelle zu verkaufen pflegte. Die Sonne ging eben unter und schon zeigten sich in der Ferne auf der Prairie die runden Erdziegel-Bastionen des Forts, als sie einen Reiter den Fluß entlang auf sie zukommen sahen. Als er nahe genug gekommen war, um seine Gestalt erkennen zu lassen, bemerkten sie, daß es ein magerer, knochendürrer Mensch mit einem so zerfetzten und narbenentstellten Gesichte war, daß man kaum etwas wie die Züge an ihm erkennen konnte. Er näherte sich den vorausreitenden Gliedern der Gesellschaft, unter denen derjenige war, welcher einst der Begleiter des selig verstorbenen Glaß bei dem verhängnißvollen Bärenkampfe gewesen, und indem er seinen Gaul anhielt, rief er mit hohler Stimme:

Hurrah, Bill, mein Junge! Du dachtest, ich wäre jenes Mal abgefahren, nicht wahr? Aber gib nur geduldig mein Pferd und Gewehr heraus, alte Haut! Ich bin heute noch nicht todt.

Wie groß war das Erstaunen der ganzen Gesellschaft, und wie ächt und wahr der Schreken der Beiden, welche die Geschichte vom Begräbnisse ihres Freundes erzählt hatten, als sie die wohlbekannte, aber jezt veränderte Stimme des selig geglaubten Glaß vernahmen, der vor etwa fünfzehn Wochen von einem Bären getödtet und behaglich in die Erde gebettet war, wie die beiden würdigen Männer berichtet und alle auch geglaubt hatten.

Indessen war nicht zu zweifeln, daß es der leibhafte Glaß war, der vor ihnen im Sattel saß, und Alle drängten sich um ihn, um von seinen Lippen zu vernehmen, wie er nach Verlauf, er wußte nicht, wie vieler Stunden, sich erholt, wie er halbnakt und ohne Waffen, ja selbst ohne ein Messer, sich mehrere Tage von dem halbverfaulten Aase des Bären genährt, wie er sodann, nachdem er so weit zu Kräften gelangt, daß er kriechen konnte, und nachdem er so viel vom Fleische des Thieres abgerissen, als er in seinem geschwächten Zustande habe fortbringen können, nach dem Flusse hinabgekrochen sei, um unter entsezlichen Leiden von seinen Wunden und von Kälte und Hunger, so gut es ging, nach dem Fort zurükzukehren. Dieß war ungefähr achtzig englische Meilen entfernt, dennoch aber war es ihm gelungen, nach vielen, vielen Jammertagen, während welchen er von nichts als von Beeren und Wurzeln gelebt, dorthin zu kommen. Allerdings in dem kläglichsten Zustande von der Welt, aber er hatte sich jezt vollständig erholt und fühlte sich nun, um seinen eigenen Ausdruk zu gebrauchen, so wohl wie eine geschälte Zwiebel.

gesellschaft und jeder Agentur ebenso unabhängig ist, als die gegenwärtige Redaktion der „Hamburger Zeitung für deutsche Auswanderung und Kolonisationsangelegenheiten" von dem Hamburger Kolonisationsverein.

Schweiz. Im Jahresbericht des Bundesrathes finden sich auch statistische Notizen über die schweizerische Auswanderung, die zwar wenig Neues enthalten und im Allgemeinen ziemlich unvollständig sind, aber doch das Verdienst der Zusammenstellung des bereits Bekannten haben, weßhalb wir sie hier folgen lassen. Im Jahre 1854 hat sich eine weit stärkere Auswandererbewegung ergeben als früher. Es erhellt nämlich aus den Verzeichnissen des Konsulats in Havre, dem Platze, welcher der besuchteste Einschiffungshafen geblieben ist, daß die Zahl der Personen hier allein auf nicht weniger als 12,098 gestiegen, welche sich an dasselbe gewendet haben, um ihre Ausweisschriften vor der Ueberfahrt visiren zu lassen. Außerdem erhellt aus den über die Auswanderung durch Hamburg erschienenen Uebersichten, daß, nachdem 1853 bloß 125 schweizerische Angehörige durch diese Stadt ausgewandert waren, ihre Zahl im Jahr 1854 auf 1236 gestiegen ist. Bedenkt man, daß erstens noch anderweitige Auswanderung von Schweizern über Bremen, Antwerpen, Rotterdam, englische Häfen u. s. w. nach Amerika und Australien stattfand, zweitens ebenso über Marseille nach Algerien, endlich, daß auch über Havre gar viele, vielleicht mehrere Tausende, ausgewandert sein werden, ohne sich beim Konsulat anzumelden, so darf man annehmen, daß im letzten Jahr die wirkliche Zahl der ausgewanderten Schweizer 15 bis 18,000 (wir haben dieselbe am Ende des vorigen Jahres zu 20,000 berechnet und glauben auch jetzt noch, nicht weit gefehlt zu haben) erreicht hat, was beinahe 7 von 1000 Einwohnern gleichkommt. Davon beläuft sich der bernische Antheil ungefähr auf 23 Prozent der Gesammtheit, der aargauische auf beinahe 21, der zürcherische auf beinahe 10, der solothurnische auf 7, der graubündnerische auf 5⅔, der glarnerische auf 4½ u. s. w. Zieht man die Einwohnerschaft des betreffenden Kantons in Betracht, so liefert schon die Auswanderung durch Havre folgende Verhältnisse:

Glarus	auf 1000	Einwohner	ungefähr		18,
Schaffhausen, Aargau	„	„	„	„	13,
Solothurn	„	„	„	„	12,
Schwiz, Unterwalden	„	„	„	„	9,
Bern, Zug	„	„	„	„	6,
Zürich, Basel u. s. w.	„	„	„	„	5.

Die Angaben über Vermögensausfuhr sind noch viel dürftiger, als diejenigen über die Zahl der Auswanderer.

Deutschland. In Bezug auf die Auswanderungen hat die Regierung des Königreichs Preußen eine Verordnung erlassen, nach welcher der auswandernde preußische Unterthan, der mit einem preußisch konzessionirten Agenten einen Schiffskontrakt abgeschlossen hat, nur die eine Hälfte der Ueberfahrtssumme im Einschiffungshafen, die andere aber erst im Ausschiffungshafen und zwar blos für den Fall zu zahlen braucht, wenn er keine Klage während der Ueberfahrt zu führen gehabt hat.

— Hamburg, 15. Mai. Das Hamburger Klipperschiff „La Rochelle", welches gegenwärtig in unserm Hafen liegt, zieht durch seine eleganten Formen und seine ausgezeichnete Bauart mehr als gewöhnliche Aufmerksamkeit auf sich. Dasselbe ist auf der Werfte der Herren Joh. Ces. Godeffroy u. Sohn, erbaut worden. Der berühmte Klipper „Sovereign of the Seas", welcher bis jetzt in seinen Leistungen unübertroffen dasteht und gegenwärtig auch zur Rhederei der Herren Joh. Ces. Godeffroy u. Sohn gehört, hat dem Erbauer des „La Rochelle" bei Entwerfung der betreffenden Bauriffe, wenn auch in kleineren Dimensionen, als Modell vorgeschwebt. Der „La Rochelle" ist das längste bis jetzt an der Elbe erbaute Schiff und mißt 180 Fuß im Kiel, zirka 200 Fuß über Dek und dürfte zirka 400 Hamburger Commerz-Lasten enthalten. Die Verzierungen des Schiffes sind einfach, aber geschmakvoll, mit einem Hugenotten als Roogfigur in Erinnerung der Abstammung der Rheder, deren Vorfahren aus La Rochelle auswanderten, als das Edikt von Nantes aufgehoben wurde; am Großmast befindet sich eine Inschrift mit dem Namen der Werfte, wo das Schiff erbaut worden, nebst der Zahl Nro. 14, welche anzeigt, daß „La Rochelle" das vierzehnte auf jener Werfte erbaute und vollendete Schiff ist, seitdem dieselbe im Jahr 1849 in den Besitz ihrer jetzigen Eigenthümer überging. Die Einrichtungen des Schiffes, welches für die australische Passagier- und die ostindische Fahrt bestimmt ist, sind überaus zweckmäßig. Alle Verbesserungen der Neuzeit finden sich in reichem Maße dabei angebracht, namentlich aber erregt der Bau selbst, die Befestigung, Verbindung und Zusammensetzung, die riesigen Dimensionen des Materials die Bewunderung aller Sachkenner. Die Untermasten (Vor- und Großmast) sind z. B. aus fünf Stüken zusammengesetzt und sollen per Stük allein 3000 Mark Banko kosten. Der „La Rochelle" ist nach Port Adelaide bestimmt und wird von Kapitän Joh. Meyer, dem ältesten im Dienste der gegenwärtig für die Herren Joh. Ces. Godeffroy u. Sohn beschäftigten Kapitäne geführt.

Nordamerika. (Der elektrische Telegraph zwischen der neuen und der alten Welt.) Der telegraphische Drath, der bis längstens den 22. Januar 1858, also innert drei Jahren nach Europa gelegt werden soll, wird von der aus englischen und französischen Kapitalisten bestehenden „Transatlantic Submarine Telegraph Company" geliefert und auf ihre Kosten und Gefahren gelegt.

Vereinigte Staaten. (Feuersbrünste.) Die Stadt Boston wurde jüngst von einer verheerenden Feuersbrunst heimgesucht, die auch mehrere Schiffe im Hafen ergriff. Der Schaden beträgt über eine Million Dollars. — In Philadelphia richtete eine Feuersbrunst am 22. April für 600,000 Dollars Schaden an.

— New-York. (Statistisches.) Im verflossenen Monat März landeten in New-York nur 2069 Einwanderer, worunter 912 Deutsche, 445 Irländer, 335 Engländer, 102 Franzosen, 99 Schweizer, 79 Italiener u. s. w. Seit dem 1. Januar bis 31. März landeten hier im Ganzen 17,516 Einwanderer, worunter 6552 Deutsche, gegen 25,000 Totaleinwanderung, worunter 12,555 Deutsche, in demselben Zeitraum des vorigen Jahres.

— Iowa. Im Fort des Moines herrscht ein solcher Mangel an Mädchen und Frauen, daß der Redaktor des dort erscheinenden Blattes einen Aufruf an die heirathslustigen Damen der Vereinigten Staaten erlassen hat, indem er sie auffordert, sich der Junggesellen von Fort des Moines zu erbarmen u. s. w. In einem Hause, das von 21 Personen bewohnt ist, lebt nur ein Ehepaar; die übrigen Bewohner sind Junggesellen.

— Michigan. (Die Indianer.) Nach dem Jahresbericht des Kommissärs für die Indianer-Angelegenheiten in Manypenny beträgt die Zahl der dortigen Indianer 10,670. Die Chippewas am Superiortee haben in einigen Dörfern Schulen und Kirchen, und die gewöhnlichen Folgen vom zivilisirten Leben: sie kleiden sich gleich den Weißen, bearbeiten den Boden, wissen Geld und sonstiges Eigenthum zu schätzen, sind scharfsinnig und intelligent und viele von ihnen lesen und schreiben sowohl die eigene wie die englische Sprache. — Gleiches jedoch ist mit den andern größern Stämmen nicht der Fall, vielmehr gibt ihr gegenwärtiger Zustand geringe Hoffnung, sie dem zivilisirten Leben zu gewinnen.

— Indianterritorium. Durch Verträge, welche der Kommissär für Indianer-Angelegenheiten im letzten Jahre mit mehreren Indianerstämmen abschloß, haben die Vereinigten Staaten folgende Ländereien westlich des Missouri-Flusses und der Missouri-Staatslinie erworben: von den Omahas ungefähr 6,000,000, von den Ottos und Missouriern 3,000,000, von den Schawnees 1,600,000, von den Delawares 275,000, von den Sacs und Fores 635,000, von den Kikapoos 768,000, von den Iowas 125,000, von den Kaskaskias 94,000 und von den Miamis 325,000 Acres. In den Verträgen sind persönliche Reservationen vorbehalten, sowie bestimmt, daß einige Theile des Landes zum Besten der sie abtretenden Indianer verkauft werden sollen.

— Kalifornien. Vom 11. Februar bis zum 14. März wurden, der San Franzisko Sun zufolge, in Kalifornien 54 Morde verübt, durchschnittlich mehr als einer per Tag.

Kanada. Nachrichten aus Montreal zufolge ist beinahe die ganze, zwischen Hamilton und Benford in Westkanada gelegene Stadt Wien durch eine Feuersbrunst zerstört worden.

Mexiko. Der Präsident Santa Anna soll auf den Tod krank darniederliegen. Man behauptet, er und sein Kabinet zeige sich geneigt, Unterkalifornien um 40 Millionen Dollars an die Vereinigten Staaten zu verkaufen.

Afrika. Algerien. Die deutsche Auswanderung nach Algerien ist so stark, daß, nach Marseiller Blättern, seit 14 Tagen täglich sich zahlreiche Kolonisten mit ihren Kindern nach dorthin in Marseille einschiffen. Es scheint fast unbegreiflich, daß Algerien nach all den unglüklichen Schilfalen, welche die Auswanderer aus Deutschland und der Schweiz seit Beginn der Kolonisation Algeriens durch die Franzosen betroffen haben, dieses Land doch immer noch eine solche Anziehungskraft auszuüben vermag.

Australien. (Schiffbruch.) Briefe aus Sidney melden, daß ein Schiff, dessen Name unbekannt ist, an den Bampton-Bänken scheiterte und 500 chinesische Passagiere und ein Theil der Schiffsmannschaft zu Grunde gingen. Nur der Kapitän und 8 Mann wurden gerettet. Diese steuerten in einem Boote nach Cape Dennis, wurden aber sogleich nach ihrer Landung von den Eingeborenen überfallen und fünf von ihnen getödtet.

Erklärung.

Der Unterzeichnete mußte in jüngster Zeit mehrfach die unangenehme Erfahrung machen, daß ihm nach Belieben bald dieser, bald jener im „Kolonist" erschienene Artikel in die Schuhe geschüttet wird. Er findet sich daher zu der Erklärung veranlaßt, daß er durchaus keine Verantwortlichkeit für irgend etwas im „Kolonist" Gedrukes trägt, diejenigen Einsendungen und Anzeigen ausgenommen, welche mit seiner Namensunterschrift versehen sind.

Zürich (Unterstraß), im Mai 1855.

E. de Paravicini.

Anzeigen.

In C. P. Scheitlins Verlagshandlung in Stuttgart ist erschienen und durch C. J. Meisels Buchhandlung in Herisau zu beziehen:

C. L. Fleischmann's,

Konsul in den Vereinigten Staaten Nordamerika's,

Wegweiser und Rathgeber

nach und in den

Vereinigten Staaten Nordamerika's.

Mit einer Karte und vielen Holzschnitten. 33 Bogen in 8. Gebunden. Preis Fr. 5. 80 Rp.

Die Durchsicht des reichen Inhaltsverzeichnisses wird Jeden überzeugen, daß dieses Werk an Vollständigkeit nichts zu wünschen übrig läßt, indem es außer dem mehr Bekannten eine Sammlung brauchbarer Notizen jeder Art enthält, welche in andern derartigen Werken nicht behandelt sind. Es kann somit im vollsten Sinn des Wortes ein Wegweiser und Rathgeber genannt werden.

Lebens- und Renten-Versicherungs-Sozietät

Hammonia in Hamburg.

Aktien-Kapital: Eine Million Mark Banko.

Lebens-, Renten- und Aussteuer-Versicherungen jeder Art werden von der Gesellschaft unter den vortheilhaftesten Bedingungen abgeschlossen.

Die Beiträge sind auf's Billigste gestellt und können selbst monatlich entrichtet werden.

Um 1000 Thaler Preuß. Courant, zahlbar beim Tode, zu versichern, beträgt die monatliche Prämie, wenn der Versichernde beim Eintritt alt ist:

20 Jahre:	30 Jahre:	40 Jahre:	50 Jahre:
1 Rthlr. 14 Sgr. 4 Pf.	1 Rthlr. 27 Sgr. 1 Pf.	2 Rthlr. 15 Sgr. 6 Pf.	3 Rthlr. 17 Sgr. 6 Pf.

In keinem Falle findet Nachzahlung statt.

Gegen eine sehr geringe Prämie werden von der Gesellschaft **Lebens-Versicherungen bei Uebersiedelung nach transatlantischen Ländern gegen die Gefahren der Seereise und des fremden Klima's**, sowie Versicherungen gegen Kriegsgefahr zu besonders günstigen Bedingungen abgeschlossen.

Statuten, Antragsformulare, sowie jede gewünschte mündliche sowohl als schriftliche Auskunft wird bereitwilligst und gratis ertheilt von

E. de Paravicini in Zürich,

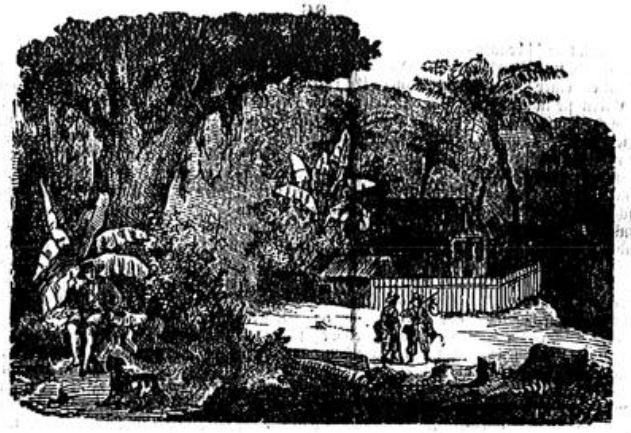
Generalagent für die ganze Schweiz.

Abonnementspreis.

Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich . . . . . 4 Fr. — Rp.
Halbjährlich . . . . . 2 „ — „
Vierteljährlich . . . . . 1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".



Einrückungsgebühr:

10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 22. | Samstag den 2. Juni. | **Lichtensteig,** Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Fünfter Jahrgang. | **1855.**

Auswanderung nach und über Kanada.

(Schluß.)

Für Auswanderer nach und durch Kanada ist folgender amtliche Bericht über die Einwanderung in Kanada im Jahre 1854 von Interesse.

Im lezten Jahre landeten in Quebek 441 Schiffe, von diesen kamen 146 von England, 97 von Irland, 82 von Schottland, 61 vom europäischen Continent und 55 von Häfen der benachbarten Provinzen und von andern Orten. Die durchschnittliche Zahl der Tage, welche die englischen und deutschen Auswandererschiffe für ihre Fahrt bis nach Quebek gebrauchten, ist 48 ½; die Zahl der Einwanderer betrug im Ganzen 53,183, darunter blos 818 Kajütenpassagiere. Die Zahl der männlichen Einwanderer war größer als die der weiblichen, doch überstieg die Zahl der weiblichen Einwanderer von Irland die der männlichen um 2209; die Ursache hievon ist, weil viele irländische Mädchen aus den Armenhäusern nach Kanada spedirt wurden. Während der Seefahrt wurden 45 Knaben und 38 Mädchen geboren, auf der See starben 487 Personen, welche Zahl, in Anbetracht der beinahe überall grassirenden Cholera und eines im Allgemeinen ungesunden Jahres, eine geringe ist; 46 Todesfälle ereigneten sich in der Quarantaine zu Quebek, welche mit der früheren Zahl zusammen 533 Todte geben.

In Liverpool schifften sich nach Quebek 13,471 Personen ein, 2739 davon waren Engländer, 4263 Irländer, 701 Schottländer, 4639 Deutsche und 1100 kamen von andern Ländern.

Die wohlhabendere Klasse der Einwanderung hat die kanadischen Dampfschiffe nicht in dem Maße benutzt, wie man vorausgesetzt hatte, obgleich die Vortheile und Bequemlichkeiten auf denselben, gegenüber den gewöhnlichen Auswandererschiffen, bedeutend sind. Blos 2155 Passagiere nahmen Passage auf kanadischen Dampfschiffen.

Die Einwanderer des lezten Jahres, welche in Quebek landeten, gehören zu folgenden Nationen:

Engländer	7353
Irländer	20269
Schottländer	7169
Deutsche	11060
Norweger	5811
Schweden	910
Holländer	221
Schweizer	7
Amerikaner	33
	52,833.

Viele dieser Eingewanderten blieben nicht in Kanada, sondern reisten nach dem Westen der Vereinigten Staaten, um sich dort anzusiedeln, weil sie der Meinung sind, daß es dort für sie besser ist als hier. Den Leuten ist dieser Irrthum zu verzeihen, indem sie es nicht besser wissen und in den meisten Fällen nur den Briefen und Berichten ihrer Verwandten und Freunde folgen.

Die Zahl der Einwanderer, die sich jährlich in Kanada ansiedeln, kann nicht genau angegeben werden. Viele wandern nämlich auch noch von andern Richtungen, namentlich über New-York und Suspensionbridge her ein. Jedenfalls ist im lezten Jahr eine große Zahl in Kanada geblieben und die deutsche Einwanderung hat zu derselben gewiß ein nicht unbedeutendes Contingent geliefert.

Die St. Lorenzroute gewinnt in Europa von Jahr zu Jahr an Ansehen, und es läßt sich nicht läugnen, daß sie in mancher Hinsicht der Route über New-York weit vorzuziehen ist. (S. oben.) Unter den Einwanderern in Quebek befanden sich lezles Jahr blos 3451 Arme, zu deren Weiterbeförderung unsere Regierung 3271 Pfd St. 17 Shill. verwandte. Auf dieses gestützt, kann man annehmen, daß 50,000 wenigstens so weit bemittelt waren, um ihre Reise ungehindert fortzusezen. Von diesen angegebenen Armen kamen 422 von Deutschland, 2971, meistens weibliche Einwanderer, von Irland und 58 von England u. s. w.

Die Einwanderung war, mit Ausnahme des Jahres 1847, wo 90,150 einwanderten, noch nie so stark gewesen, als im lezten Jahre und aus einer Vergleichung mit den vorigen Jahren geht hervor, daß sie sich von Jahr zu Jahr gesteigert hat. Wir leben der Hoffnung, daß sich namentlich die deutsche Einwanderung je länger je mehr in Kanada ansiedeln wird; die Vortheile, die dieses Land den Ansiedlern darbietet, werden jezt in Deutschland immer bekannter.

Betreffend die oben erwähnten 422 armen Deutschen, bemerkt der Bericht, daß dieselben, nämlich 124 Männer, 90 Weiber u. 208 Kinder, aus dem Großherzogthum Baden gewesen seien. „Im Jahr 1853 betrug die Zahl der aus derselben Gegend Kommenden nur 30 Seelen. Es scheint, daß diese Leute auf gemeinschaftliche Kosten der Gemeinden und Regierungsbehörden des Großherzogthums Baden befördert wurden; es wurde ihnen die Ueberfahrt bis zu diesem Hafen (Quebek) bezahlt, und jeder Erwachsene erhielt bei der Landung 10 Gulden. Der Umstand, daß diese Leute in einer so vorgerükten Jahreszeit, wie der Oktober, dahier eintrafen, einen Anblik von solchem Schmuz und Elend darboten, nothdürftig gekleidet, unbekannt mit unserer Sprache, ohne Aussicht auf eine bestimmte Beschäftigung, und bloß im Besiz der kleinen, ihnen bei der Landung hier ausbezahlten Summe waren, welche im besten Fall kaum ausreicht, ihnen den Unterhalt für eine Woche zu sichern — dieß Alles ist geeignet,

Feuilleton.

Die Nacht auf dem Wallfische.

Skizze von Fr. Gerstäker.

Der englische Wallfischfänger „König Harold" kreuzte in der Nähe der Kingmillsgruppe, ziemlich unter der Linie, auf Spermfische, in der Absicht, die Wintermonate hier zuzubringen, um mit Beginn des Frühjahrs wieder nach Norden auf den Fang des rechten Wallfisches auszulaufen. Vergebens waren sie aber jezt Monate lang hin- und hergefahren und durch die sonst besten Jagdgründe für diese Fische wieder und wieder auf- und abgesegelt, die Ausguks in den Tops der Masten, die dort oben den ganzen Tag gehalten werden, um nach etwa auftauchenden Fischen auszuschauen, und einander zu gewissen Stunden ablösen müssen, blieben still und stumm, und wenn wirklich einmal ein Ruf kam, glaubte schon Niemand mehr daran, denn es hatte sich fast jedes Mal als ein nicht zu gebrauchender Finbak oder vielleicht eine Schoot kleinerer Braunfische ausgewiesen, auf die man nicht Jagd machen wollte.

Die Sonne brannte dabei heiß und sengend auf das, ihren vollen Strahlen preisgegebene Dek nieder und das Schiff, so still und reinlich, mit den klein gerefften Segeln in der leichten Brise sah gerade so aus, als ob es hier an einem freundlichen, aber etwas langen Sonntag Nachmittag zum Vergnügen heramfahre, und eben keinen andern Zwek, kein bestimmteres Ziel kenne. Die Leute haben dabei natürlich immer ihre Arbeit; Segel müssen ausgebessert, das Takelwerk, stehendes wie laufendes, muß nachgesehen werden, die Eisen und Lanzen für den Fang des Fisches selber dürfen nicht rosten, und den „Bootsteuerern" liegt die besondere Pflicht ob, sie blank und im Stand zu halten; auch der Böttcher an Bord hat seine Arbeit, mit den Fässern zu einem etwaigen Fang gleich bereit zu sein, und der Zimmermann macht sich eine Beschäftigung an den zur Vorsorge mitgenommenen Booten, die und da morsche Stelle daran zu finden und neue Stüke einzusezen. Aber in der ganzen Sache ist kein Leben, keine wirkliche Thätigkeit; man sieht, daß die Leute, die sich schon Monate lang auf dieselbe Art herumgetrieben, eben nur arbeiten, um nicht müssig zu stehen, und von der Arbeit fort schweift bei Allen der sehnsüchtige Blik über die leicht gekräuselte Meeresfläche, in der allerdings vergeblichen Hoffnung, vom Dek aus den aufgeblasenen Strahl eines Fisches zwischen dem Blizen der Wogen zu erkennen, den aber die Leute oben in den Masten, wenn etwas derartiges in Sicht wäre, schon lange angeschrien hätten.

There she blows! („Dort bläst sie.")

Wie auf Kommandowort ruht jede Arbeit — der Böttcher wirft seinen Hammer, der Tischler seinen Hobel hin, und der Kapitän, der unten in seiner Kajüte auf dem Sopha gelegen und gelesen oder geschlafen hat, um die entsezlich langweilige Zeit eines solchen mußigen Umherfahrens zu tödten, springt die Kajütstreppe hinauf, um zu windwärts und nach dem Mann oben im Top zu sehen

die ernsteste Aufmerksamkeit zu erregen, und scheint auf die Nothwendigkeit eines legislativen Einschreitens hinzuweisen, um der Provinz die Last des Unterhaltes einer Fremden-Armeneinwanderung zu ersparen. Wären sie in früherer Jahreszeit bisher geschikt worden, wo noch gute Nachfrage nach Arbeit vorhanden war und sie den Sommer vor sich hatten, so würde die Provinz keinen Anstand haben, sie aufzunehmen, und sich der Verantwortlichkeit für ihren Unterhalt zu unterziehen; aber einem fremden Staate zu gestatten, sich seiner Armen, die schon physisch unfähig zur Arbeit sind, zu entledigen, und sie in ein Land zu werfen, das der Hülfe kräftiger und energischer Einwanderer bedarf, nicht aber kranker, schwächlicher Männer, hülfloser Weiber und Kinder, noch dazu kurz vor dem Eintritt eines strengen und unbarmherzigen Winters, dieß würde, abgesehen von der Grausamkeit eines solchen Verfahrens, der Provinz nicht nur eine bedenkliche Verantwortung aufbürden, für deren Nahrung und Unterhalt zu sorgen, sondern auch darthun, daß man stillschweigend ein Recht einräume, dieses Land mit dem Auswurf fremden Pauperismus zu überschwemmen."

Hier haben wir also die Begründung des vor acht Tagen gemeldeten Projekts einer kanadischen Einwanderungssteuer.

Antworten auf Anfragen über Texas.

(Aus der Neu-Braunfelser Zeitung.)

II.

Wer in den nördlichen Staaten und in Texas oft Nachts im Freien bei schöner Jahreszeit kampirt hat, der wird einen großen Unterschied zwischen einer Texas- und einer Ohio- oder Missouri-Nacht finden und wie verschieden beide auf den Körper einwirken. Wie bekannt ist das Schlafen und Einathmen an einem und demselben Plaze viel nachtheiliger, wie das Einathmen der Tagesluft. So kann man z. B. durch die pontinischen Sümpfe in Italien wohl während des Tages reisen, aber nicht ohne Gefahr für die Gesundheit Nachts darin kampiren. So muß auch an den meisten Orten die Nachtluft in den nördlichen Staaten dem menschlichen Organismus wohl nachtheiliger sein, als die Nachtluft in Texas, da die allgemeine Bemerkung stattfindet, daß man sich nach einer texanischen Kampnacht wohler befindet, als nach einer in den nördlichen Staaten zugebrachten.

Das Fegfeuer der Akklimatisirung, wodurch fast jeder neueingewanderte Farmer in den nördlichen Staaten gehen muß, ist ein mehrjähriger Fieberkursus, bei welchem oft alle Kraft seines Körpers und Willens gebrochen wird. Wem das noch nicht vorgekommen ist, der hat von einem solchen Zustande noch keine Vorstellung. Aller Muth, alle Hoffnung ist hin. Auch hier in Texas haben wir solche Fiebergegenden, z. B. an den Mündungen der Flüsse, am unteren Brazos, am Distercreek, in sumpfigen Uferwaldungen, wo selbst Neger dem Fieber erliegen. Doch beschränken sich diese ungesunden Gegenden in Texas meist nur auf einzelne Küstenstriche und bei weitem nicht auf die ganze Küste. Das höher liegende Mittel- und Westteras hat keine Sümpfe. Ueberall nur klare, schnellfließende Bäche und Flüsse mit trinkbarem Wasser und gesunden Quellen in Menge. Sehr viele Farmer haben sich deßhalb auch hier akklimatisirt, ohne von dem Fieber zu leiden, und haben durch Arbeit den Grund zu ihrem Wohlstande gelegt, wozu es nicht wenig beigetragen hat, daß der unermüdliche deutsche Fleiß nicht durch Fieberanfälle und nicht durch Wintermonate unterbrochen wurde.

Nachdem wir nun über das Klima und den Gesundheitszustand in Texas Auskunft gegeben haben, so werden wir die zweite Hauptfrage des Einwanderers beantworten: nämlich wie es mit der Aussicht auf Erwerb sich in Texas verhält.

„Mehr Bauern!" rufen die pennsylvanischen Zeitungen, „mehr Farmer!" die westlichen Zeitungen, wenn ihnen die Noth und Arbeitslosigkeit der großen Städte und namentlich New-Yorks, zu Ohren kommt. In Texas könnte man mit noch mehr Recht der armen, oft arbeit- und brodlosen Bevölkerung der großen Städte in der Union zurufen: Hierher, wer farmen will! Hierher, wer willig ist, irgend zu arbeiten! Wir haben hier mehr Land, welches bearbeitet werden müßte und bezahlen mehr Taglohn als an vielen andern Orten der Union bezahlt wird. Es mangelt hier durchaus an der nöthigen Anzahl von Feldarbeitern und namentlich an Dienstboten. Wenn auch hie und da sich helfende dienstreiche Hände auf Farmen und im Hauswesen finden, so werden dieselben doch durchweg so gut bezahlt, daß sie bald selbstständig genug werden, um für sich anfangen zu können und den Dienst verlassen.

Für Handwerker namentlich ist es schwierig, Gehilfen zu finden, da hier jeder leicht auf eigene Faust ein Handwerk treiben kann, zumal wenn dabei, wie gewöhnlich, keine großen Auslagen für den Anfang gefordert werden. Da unsere Bevölkerung aber namentlich im Westen von Texas noch nicht sehr stark ist, so hat natürlich die Anzahl der benöthigten Arbeiter ihre Grenze. Wenn 5000 bis 10,000 Arbeiter auf einmal nach Texas kommen würden, das wäre zu viel, aber 1000 bis 2000 würden wohl jedes Jahr ihre gute Unterkunft in Westteras finden, als Gehülfen beim Farmen, als Arbeiter in Schmiedewerkstätten, Schreinerwerkstätten, als Zimmerleute, Wagner, Maurer und selbst als Schuhmacher und Schneider.

Die Arbeitskräfte sind hier noch so selten und theuer, daß nur bemittelte Leute sich Gehülfen halten können. Die Folge davon ist, daß viele Handwerker und andere Geschäftsleute in Ermanglung von Hülfe in ihrer Wirthschaft auch außer ihrem Geschäfte noch kleine Dienste im Hauswesen mit übernehmen müssen und daß man deßhalb sowohl Männer wie Frauen in Texas über die Menge der ihnen obliegenden Arbeiten und daher Zeitmangel klagen hört. Selbst dieser jezige Artikel unserer Zeitung hat seinen Grund in dem Zeitmangel von Leuten, die in demselben Verhältniß sind, die nämlich keine Zeit haben, die verschiedenen Privatbriefe von Einwanderungslustigen zu beantworten, um Jedem Auskunft über texanische Verhältnisse zu geben.

Der geringste Theil von Einwanderern nach Texas sind indeß ganz unbemittelte Landarbeiter, Tagelöhner und Dienstboten. Wer nach dem Westen wandert, hat meistens den Landbau zum Augenmerk und bringt ein kleines Kapital mit. Farmer haben auch Recht, nach dem Westen zu wandern, wo viel fruchtbares und wohlfeileres Land, als in den östlichen oder mittleren Vereinigten Staaten zu haben ist. Am besten wandert gewiß ein Farmer nach dem Westen von Texas, wo das Land noch wohlfeiler ist, wie im Westen der nördlichen Staaten und nach dem Zeugniß aller amerikanischen Farmer, so fruchtbar, wie irgendwo in den nördlichen Staaten, wo außerdem das Klima gesund ist und gesund sein muß, wie wir schon bewiesen haben, wo die Winterkälte die Arbeit im Freien nicht unterbricht, und wo der Farmer Jahr aus Jahr ein ohne Stallung und Winterfütterung die Pferde- und Rindviehzucht in jeder beliebigen Ausdehnung treiben kann.

Diese Vortheile sehen die anglo-amerikanischen Farmer wohl ein, weßhalb auch in den lezten Jahren unsere Haupteinwanderung aus dieser Klasse bestand, die meist zu Land von den andern Staaten nach Texas herüberkamen. Da wir indeß hier schon eine bedeutende Anzahl von Deutschen ansäßig haben mit vielen Farmen und zwei nicht unbedeutenden völlig deutschen Städten, so können wir hoffen, daß für die Folgezeit unser Westteras ein nicht geringer Anziehungspunkt für künftige deutsche Einwanderung sein wird.

Auf mehrfache spezielle Anfragen über hiesige Preise geben wir die folgende Liste des Nothwendigsten.

Die Passage von New-Orleans nach Indianola, welches der vortheilhafteste Landungsplaz für Einwanderer ist, die nach dem Westen von Texas wollen, kostet 8 Dollars. Mais kostet durchschnittlich der Bushel 40 bis 75 Cents, Speck 12 bis 15 Cents, Kaffee 15 bis 17 Cents, Whisky 60 Cents, Rindfleisch 3 bis 4 Cents, Eier 10 bis 12 Cents. — Der Landpreis ist natürlich sehr verschieden. Ein mittlerer Preis möchte hier wohl 1 Doll. bis 10 Doll. sein, ein Joch Ochsen 40 bis 70 und 100 Doll., Pferde, ordinäre, 20 bis 50 Dollars, Milchkühe 15 bis 20 Doll. — Tagelohn für Handarbeit 75 Cents, für Maurer 1 Doll. 25 Cents bis 2 Doll. 50 Cents. In den Küstenstädten von Texas ist der Lohn noch höher, aber da treten wieder ähnliche Verhältnisse ein, wie in den großen Städten des Nordens, außerdem daß es an der Küste nicht so gesund ist. In diesen Städten kann sich Jemand schneller ein Vermögen erwerben, wie hier im Inlande von Texas, aber im Inlande, wenn schon langsamer, doch mit mehr Gewißheit. Uebrigens ist es hier gar nichts Seltenes, daß ein mittelloser fleißiger Arbeiter in 2 Jahren so viel verdiente, daß er dann selbstständig eine Farm beginnen konnte.

Der Süden von Kalifornien, sein Frucht- und Weinbau.

Nicht alle unserer Leser, schreibt das San Franzisko Journal, kennen den südlichen Theil unseres Staates. Viele sind in San Franzisko an's Land gestiegen, und haben, wenn sie im Innern des Landes waren, unsere Gebirgsgegenden und Minendistrikte kennen gelernt. Während diese aber durch den Schnee und die Nadelwälder der Sierra in vielen Beziehungen einen nordeuropäischen Eindruk machen, sieht sich der Wanderer, welcher Los Angelos, den Garten unsers Südens, betritt, nach dem südlichen Italien, Griechenland, Nord-Afrika und der Levante versezt. Die Lage von Los Angelos ist eine der schönsten, welche eine Inlandstadt haben kann. Kommt der Reisende von der Küste herauf, so steht der kleine Ort reinlich und zierlich am Fuße schön geformter Hügel, zwischen denen sich hinter der Stadt eine Schlucht öffnet, aus welcher ein klarer Bergstrom hervorbricht. Er hat seinen Ursprung in der majestätischen Bergkette, welche den Hintergrund des Gemäldes bildet, und seine Fluth bewässert die Gärten und Weinpflanzungen, welch den Reichthum des Ortes bilden. Während man hier die reine und stärkende Luft athmet, welche unserem Lande eigen ist, kann man im Schatten alter Feigenbäume und jüngerer Orangenpflanzungen sich vor den Strahlen einer südlichen Sonne schützen. Man muß diese Gärten zur Zeit des Spätsommers besuchen. Aus dem dunkeln Grün glänzen die goldenen Limonen, die Rebe ist mit schweren Trauben belastet, fleißige Menschen sizen im Schatten umher und füllen reinlich und sorgfältig Hunderte von Kisten mit den süßen Früchten, die in langer Reihe von Wagen nach der Küste hinabgehen, um zu San Pedro hieher verschifft zu werden. Einige Dattelpalmen vollenden den fremdartigen Eindruk der Landschaft. Man glaubt nicht im Gebiete der Ver. Staaten zu sein.

Welche Bedeutung die Früchte- und Traubenkultur von Los Angelos bereits erhalten hat, kann aus einigen Daten ersehen werden, die kürzlich von einem dortigen Blatte mitgetheilt worden sind. Los Angelos hat jezt bei der Stadt und in der Umgebung schon 125 Weingärten, welche einen mittleren jährlichen Ertrag von 9 Millionen Pfund Trauben liefern. Drei Viertel des Quantums, welches hievon verschifft wird, bringt etwa

---

und die Details über die „aufgekommenen" Fische erfahren zu können.

„There she blows!" ruft der Mann oben wieder — und blow — blow — blow — jezt er langsam und gedehnt hinzu, als mehrere Strahlen nacheinander aufschießen, jeden Strahl bezeichnend.

„Wohinaus zu?" lautet der Ruf vom Dek, und der ausgestrekte Arm des Ausguks bezeichnet die Richtung; aber der Arm deutet zu windwärts, d. h. gegen den Wind an, und die Bootsteuerer rufen in wilder Eile ihre Bootemannschaften zusammen, die ersten zu sein, die fertig in See sind — immer eine ehrenvolle Auszeichnung. Das kleine Wasserfaß wird gefüllt, die Bulte mit dem aufgerollten Tau für die Harpunen, die auf einem Gestell an der Wand dicht über dem Boot gestanden, damit sie dieses durch ihre Schwere nicht schädige, wird hineingelassen, das Boot selber gleitet unter dem Krahnen nieder auf's Wasser — die Leute folgen, wie Kazen an den Außenwänden des Schiffes niederkletternd, die Riemen werden eingelegt, und wie der Harpunier oder boatsheader seinen Plaz hinten am Steuerriemen eingenommen, stoßen sie ab; und der Bug des scharf gebauten leichten kleinen Fahrzeugs strebt schäumend und die Fluth an beiden Seiten zurükwerfend der bezeichneten Richtung zu.

Kommen die Fische in leewärts, d. h. unter dem Winde auf, dann können ihnen die Schiffe selber mit vollen Segeln bis zu einer gewissen Entfernung folgen, ohne sie scheu zu machen, und die nun rasch ausgesezten Boote gleiten ebenfalls mit ihren Segeln geräuschlos und unbemerkt an ihre Beute hinan; die Jagd ist in dem Fall auch immer weit schneller gemacht und sicherer sowohl, als auch weit weniger mühsam. Wollte das Schiff aber zu windwärts aufkreuzen, um den Fischen den Wind abzugewinnen, so würde dadurch viel Zeit verloren gehen und die Beute jedenfalls nur höchst selten eingeholt werden. Das Aufrudern ist deßhalb, wenn auch das mühsamste, doch gewiß in diesem Fall das sicherste und schnellste, und das Schiff folgt dann mit der zurückgelassenen Mannschaft so rasch es eben kann seinen Booten, um diese nach vollendeter Jagd wieder auf- und einen etwa geworfenen und getödteten Fisch langseits zu nehmen.

Die vier Boote des „König Harold" ruderten denn auch, so rasch sie die elastischen Riemen vorwärts treiben konnten, dem Wind gerad' in die Zähne, und kamen nach einer etwa halbstündigen wakeren Arbeit in Sicht der ersten „Strahlen" der dort wahrscheinlich spielenden und bald auf-, bald untertauchenden Fische. Von Bord des Wallfischfängers wurde ihnen bis dahin mit einem an einer Stange befestigten und schwarz bemalten runden Korbe, das Zeichen gegeben, nach welcher Richtung die Fische sich wandten. Ein dort postirter Matrose mußte diesen nämlich, der auf sehr weit hin sichtbar ist, hinaushalten, und die Boote richteten oder änderten darnach ihren Kours.

Ein eigener Wetteifer herrscht aber bei solcher Fahrt, nicht allein unter den Bootsteuerern und Harpunieren, wer zuerst an einen Fisch „festkommt", sondern unter der ganzen Mannschaft; es wird zur Ehrensache, welches Boot den ersten glücklichen und auch einträglichen Wurf

3½ Cents pr. Pfund. Ungefähr die Hälfte der ganzen Ernte wird zur Bereitung von Wein und Branntwein verwendet. Man rechnet, daß im Jahre etwa 100,000 Gallonen gewonnen werden, die etwa 2 Dollars per Gallone werth sind. 50,000 Dollars sind im lezten Herbste von den Verschiffern von Trauben an die Gartenbesizer bezahlt worden.

Der Wein von Los Angelos ist schon jezt zu einer ausgezeichneten Qualität gebracht worden, es unterliegt aber keinem Zweifel, daß in diesem Industriezweige sehr große Verbesserungen gemacht werden können und die Erzielung eines viel edlern Produkts möglich ist. Es wäre in der That ein Glük, wenn der Wein von Los Angelos in Zukunft einmal den Branntwein verdrängen könnte. Wir hoffen, daß unsere Gesezgeber sich dann nicht würden mit Liquor Laws beschäftigen müssen, denn das beste und verständigste Mittel der unglüklichen Wirkung des Branntweintrinkens und des Bar-Room-Lebens nach bisheriger amerikanischer Mode entgegenzuwirken ist die, an die Stelle des nachtheiligen Getränkes ein anderes, und damit an die Stelle der brutalen Manieren die harmlosen und heiteren Sitten einer zivilisirten Gesellschaft zu sezen.

Man hat in Los Angelos auch Versuche gemacht, Mandeln und Oliven zu bauen, und sie sind vollkommen befriedigend ausgefallen. Die Dattelpalme gedeiht, wie einige neben der Stadt wachsende gesunde und kräftige Exemplare beweisen, vollkommen. Bekanntlich hat dieser Baum getrennte Geschlechter und trägt natürlich nur Früchte, wenn beide Geschlechter in der Nachbarschaft vorhanden sind. Die Kultur dieses schönen Gewächses würde, wenn weitere Bemühungen gemacht würden, sicher auch zu günstigen Resultaten führen. Es fehlt Los Angelos wie der ganzen kalifornischen Küste an Schatten und Zierbäumen. Wir haben dort Anpflanzungen von Robinien (fälschlich sogenannten Akazien, Locust Trees) gesehen, welche vortrefflich gedeihen. Die Gegend wäre aber ein Plaz für die Einführung der edlen italienischen Kastanien, der Pinie und der wahren Cypresse, welche dem Lande den höchsten Reiz geben würden, und statt daß die Hekken der Gärten jezt aus Weiden bestehen, könnten sie von Granatäpfelsträuchern, Myrthen und Oleander angelegt werden.

Revidirte Verordnung in Betreff der Verschiffung der über Hamburg direkt nach andern Welttheilen Auswandernden.

Nachdem durch den Rath- und Bürgerschluß vom 22. März 1855 die Deputation für das Auswandererwesen und eines unter öffentlicher Autorität stehenden Nachweisungsbüreau's für Auswanderer beschlossen worden, hat E. H. Rath für angemessen erachtet, auch die Verordnung vom 3. Juli 1850, die Verschiffung über Hamburg nach andern Welttheilen betreffend, einer Revision zu unterziehen, und bringt in obrigkeitlicher Fürsorge für die Auswanderer sowie im Interesse der hiesigen Schifffahrt nachstehende revidirte Verordnung zur öffentlichen Kunde. Dieselbe tritt mit dem ersten Juni 1855 in Wirksamkeit. Alle frühern, die direkte Beförderung von Auswanderern betreffenden Verordnungen, insofern die Vorschriften derselben nicht ohnehin in sonstigen Gesezen begründet sind, werden hierdurch aufgehoben.

§. 1. Diese Verordnung erstrekt sich auf alle Schiffe, auf welchen von Hamburg oder Curhafen aus mehr als 25 Passagiere direkt nach andern Welttheilen befördert werden sollen.

§. 2. Das Geschäft der Beförderung von Auswanderern ist nur hiesigen Bürgern, und außerdem nur solchen fremden Schiffern, welche durch hier ansäßige selbstschuldige Bürgen vertreten sind, gestattet. Jeder, der ein solches Geschäft betreiben will, hat eine Kaution von 12,000 Mark Banko durch Deposition oder Bürgschaft bei der Kämmerei zu bestellen und ein Attest der Lezteren über die beschaffte Kaution dem Polizeiherrn vorzulegen. Diese Kaution haftet für alle durch diese Verordnung ihm auferlegten Verbindlichkeiten und ist, wenn sie angegriffen wird, oder wenn die Behörde die Sicherheit nicht mehr für ausreichend hält, sofort zu ergänzen.

Für mehrere Handlungsgenossen, welche das Geschäft unter einer gemeinschaftlichen Firma betreiben, genügt der einfache Betrag der Kaution.

§. 3. Die Entfreiung von der Kaution kann, im Fall der Aufhebung des Geschäfts, welche bei der Polizeibehörde anzumelden ist, erst dann erfolgen, wenn alle aus demselben hervorgegangenen Verbindlichkeiten als erloschen zu betrachten sind, zu welchem Ende bei Beförderungen:

a. nach Häfen diesseits des Aequators: ein Anmeldungstermin von mindestens 6 Monaten;
b. nach Häfen jenseits des Aequators, aber diesseits des Kap Horn und des Vorgebirges der guten Hoffnung: ein Anmeldungstermin von mindestens 9 Monaten, und
c. nach Häfen jenseits des Kap Horn oder des Vorgebirges der guten Hoffnung: ein Anmeldungstermin von mindestens 12 Monaten verstrichen sein muß.

Nach Ablauf solcher Termine hat, falls kein besonderes Bedenken im Wege steht, der Polizeiherr die Rükgabe der Kaution zu verfügen.

§. 4. Die Kontrakte über die Beförderung von Auswanderern können von dem Unternehmer selbst abgeschlossen werden; findet aber eine Vermittlung statt, so steht diese ausschließlich den Schiffsmäklern zu, welchen die gesezliche Courtage nur von dem Befrachter und nicht von den Passagieren zu bezahlen ist. Unbefugte Mittelspersonen, namentlich solche, welche sich bemühen, durch unwahre Vorstellungen einem Uebernehmer gegen Vergütung Passagiere zuzuführen oder zuzuweisen, oder Passagiere, die bereits über ihre Beförderung einen Kontrakt mit einem Unternehmer abgeschlossen haben, diesem wieder abspenstig zu machen, werden nach Umständen mit Geldbuße und Gefängniß bestraft.

§. 5. Der Makler ist verpflichtet, vor Einschiffung der Passagiere, der Polizeibehörde denjenigen namhaft zu machen, welcher durch ihn Kontrakte wegen Beförderung von Auswanderern hat abschließen lassen.

Der Makler, oder wenn keiner hinzugezogen ist, der Kontrahent selbst, hat vor Abgang des Schiffes der Polizeibehörde ein Verzeichniß aller mit diesem Schiffe zu befördernden Auswanderer, unter Angabe des Geburtsortes, Geschlechts, Alters, Berufs und Bestimmungsortes derselben einzureichen. Eine Abschrift dieses Verzeichnisses ist dem Kapitän einzuhändigen. Gehen nicht alle engagirten Auswanderer mit, so ist ein Namensverzeichniß der Zurükgebliebenen unmittelbar nach Abgang des Schiffes bei derselben Behörde einzureichen. Passagiere, welche in dem Verzeichnisse nicht benannt sind, dürfen bei Vermeidung strenger Strafe, weder vor, noch nach dem Abgang des Schiffes in dasselbe aufgenommen werden.

Die Vorschriften dieses Paragraphen gelten in gleicher Weise hinsichtlich der mit dem Auswandererschiff zu befördernden Kajütspassagiere, welche gleichfalls in das Verzeichniß mit aufzunehmen sind.

§. 6. Der Kontrahent hat dafür zu sorgen:

a. daß das Schiff sich in besonders gutem und zu der beabsichtigten Reise völlig seetüchtigem Zustande befinde;
b. daß dasselbe zur Aufnahme der Passagiere zweckmäßig und bequem eingerichtet sei.

In Bezug auf die Zahl der mitzunehmenden Passagiere gilt, insofern nicht die im Bestimmungslande bestehenden Gesezе diese Zahl noch mehr beschränken, die allgemeine Regel, daß für jeden Zwischendekspassagier ein Raum von mindestens zwölf Quadratfuß Oberfläche des Passagierdecks vorhanden sein muß. Das zur Aufnahme der Passagiere bestimmte Zwischendek muß dann eine Höhe von mindestens 6 Fuß von Dek zu Dek haben und der Fußboden desselben mindestens 1½ Zoll dik sein. Beträgt die Höhe des Zwischendeks 5½ Fuß, so muß für jeden Zwischendekspassagier ein Raum von mindestens 14 Quadratfuß Oberfläche des Zwischendecks vorhanden sein. Eine geringere Höhe des Zwischendecks als 5½ Fuß und eine geringere Stärke des Fußbodens desselben als 1½ Zoll ist nicht zulässig. Der so für die Passagiere bestimmte Raum darf nicht durch Güter oder Privatgegenstände beschränkt und darf nur für den, zum täglichen Gebrauch unumgänglich nothwendigen Theil der Bagage der Passagiere mitbenutzt werden.

Die Kojen müssen mindestens 6 Fuß Länge im Lichten haben; die Kojen für weniger Personen im Verhältniß. Die untersten Kojen müssen mindestens 4 Zoll über dem Zwischendek sein. Es dürfen nicht mehr als 2 Kojen übereinander angebracht werden.

Alle für die Passagiere bestimmten Räume sind von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang hinreichend zu erleuchten, und zwar das Zwischendek mindestens durch zwei starke Laternen.

Für hinreichende Ventilation muß gesorgt sein. Auch muß auf jedem Auswandererschiff für die Dauer der Reise ein besonderer Raum als Hospital abgetheilt werden, und zwar in dem Verhältniß von vier Betten für je 100 Passagiere.

Das Schiff muß mit dem nöthigen Kochgeschirr, namentlich zur Speisung der Passagiere mittelst Einer Kochung mit mindestens zwei Kochtöpfen von angemessener Größe, ferner mit dem zum Austheilen der Speisen erforderlichen Geschirr, einer richtigen Waage und hamburgischen Gewichten versehen sein.

Befinden sich bis hundert Passagiere am Bord, so müssen mindestens zwei Privete, für eine größere Anzahl bis zu je fünfzig Passagiere ein Privet mehr vorhanden sein.

Jedes Schiff muß mit mindestens 3 Rettungs-Bojen (likebouys) und, wenn es über 150 Passagiere fährt, außerdem mit mindestens einem Rettungs-Boote (likeboat) versehen sein.

Ist das Schiff mit mehreren Deken versehen, so darf das unterste Dek zur Aufnahme von Passagieren nur dann benutzt werden, wenn dasselbe bei der Besichtigung als dazu geeignet befunden wird.

Auf jedem Schiff muß mindestens Ein hinreichend erfahrener Koch für die Passagiere sich befinden.

Für die nach einem Hafen der Vereinigten Staaten von Nordamerika gehenden Schiffe gelten, statt der in diesem Paragraphen enthaltenen Bestimmungen, die Vorschriften der dortigen Gesezе. (Schluß folgt.)

Verschiedenes.

(Kapitän Sutter.) Der so überschriebene Artikel in Nro. 20 des „Kolonist", welchen wir der New-Yorker Staatszeitung entnahmen, hat die Runde durch die meisten Schweizerblätter gemacht. Das „Emmenthalerblatt", das unweit der ehemaligen Heimath Suters herauskommt (Kap. Suter lebte und fallirte früher als Kaufmann in Burgdorf) bemerkt dazu Folgendes: „So sehr der alte Mann zu bedauern ist, so wäre es ihm vielleicht auch glüklicher ergangen, wenn er, als er viele

---

gethan, indem bei solcher Jagd Alle, vom Kapitän zum Schiffsjungen hinunter, auf Antheil ausgehen, und die Leute thun gewiß ihr Aeußerstes, nicht hinter den anderen zurük zu bleiben.

Die drei schnellsten Boote halten denn auch heute wieder die beste Aussicht bald in Wurfsnähe zu kommen, während das vierte, das ein junger tollköpfiger Ire befehligte, trotz der wirklich verzweifelten Anstrengung seiner Mannschaft nicht im Stande war ihnen nachzukommen, und als sich in den ersten Booten die Bootssteuerer schon zum Harpunenwurf fertig machten, wohl eine ganze Kabellänge noch hinter diesen zurük war. Gerade da ging rechts von ihnen, aber freilich noch eine weite Strekе entfernt, ein einzelner Strahl auf, und wenn sich auch die Boote nicht gern zu weit von einander trennen, um im Fall der Noth einander Hülfe leisten zu können, sah doch der hinten an seinem Steuerriemen stehende junge Ire kaum den einzelnen Strahl, der ihm auch nach der Richtung zu Fische versprach, als er den Bug seines Bootes blizschnell herumwarf, und von den übrigen Booten ab, dem neu aufgetauchten Wilde nachjagte.

Zu dem Augenblik hatten die anderen Boote zu viel mit sich selber zu thun, um darauf zu achten; und die rudernden Matrosen, die mit dem Gesichte nach rükwärts im Boote saßen und den veränderten Kours ihrer Kameraden sahen, konnten sich leicht denken, daß dort ebenfalls Fische aufgekommen waren, und hatten nicht das Mindeste dagegen, einen Konkurrenten aus ihrer Hezе los zu werden. Ueberdieß befanden sie sich näher bei den Fischen, als sie im Anfang selber gedacht, denn als diese plötzlich nach unten gegangen waren und eine Zeitlang fort blieben, während die Boote, so rasch sie konnten, ihren Kours beibehielten, tauchten sie plötzlich kaum dreißig Schritte von ihnen wieder empor, und ein Fisch kam sogar in Wurfsnähe von dem ersten Harpunier auf, dessen Bootsteuerer denn auch seine Eisen augenblicklich an ihm festwarf. Die anderen beiden kamen ebenfalls fest, ehe sie zehn Minuten gelaufen waren, das Eisen des zweiten Bootes riß aber wieder aus und der Fisch ging tief, so daß das zweite Boot, jezt außer dem Bereich der anderen Fische, dem dritten folgte, und dessen Beute mit zu sichern suchte, was ihm auch nach einiger Anstrengung gelang. In voller Flucht gingen aber die festgekommenen Fische gerade nach Norden auf, die Boote hinter sich drein reißend, daß die Wellen an ihrem Buge hoch empor schäumten, bis es dem dritten Harpunier zuerst gelang, seine Lanze hinter der Finne seines Fisches einzuwerfen und ihm den Todesstoß zu geben, während der erste Harpunier wohl noch eine englische Meile weiter mit fortgenommen wurde, dann aber den seinigen ebenfalls tödtete, und auf seinen Rudern liegen blieb, das Schiff zu erwarten. Mit dem gewaltigen Fisch im Schlepptau wäre es ihm nicht möglich gewesen zu rudern.

So weit hatten sie sich übrigens von ihrem Schiffe entfernt, daß sie den Rumpf desselben schon nicht mehr über Wasser sahen, und mühselig genug mußte dieses jezt zu ihnen gegen die schwache Brise aufkreuzen, die nicht einmal recht in seine Segel fassen wollte, und wieder und wieder über Stag gehen, dem Nord-Ost die verlorenen Meilen abzugewinnen. (Fortsezung folgt.)

Millionen besaß, seinen Geldstag in der Schweiz aufgehoben und die daherigen Gläubiger bezahlt hätte. Etwas von einem Schwindler hatte Hr. Sutter von jeher, denn sonst wären hier nicht über 60,000 alte Franken an ihm verloren worden, was freilich ihm später eine Kleinigkeit zu vergüten gewesen wäre."

Schweiz. Der **Bundesrath** hat die Errichtung eines eidgenössischen Auswanderungsbüreaus in **Basel** abgelehnt, vielleicht, weil er sich dazu nicht für kompetent hielt, vielleicht aber auch aus dem Grunde, weil ein solches Institut bei der scharfen Kontrole, welche nun fast in allen Kantonen über das Auswanderer-Speditionswesen ausgeübt wird, durchaus nicht als nothwendig erscheint.

— **Aargau.** Gewarnt durch das Beispiel von Niederwil, hat die Direktion des Innern an die Gemeinden eine Mahnung erlassen, daß sie nicht den Pflichten der Menschlichkeit und ihren eigenen Interessen zuwider, Angehörige zur Auswanderung veranlassen, die von den Polizeibehörden der Hafenstädte nicht eingelassen, sondern auf Kosten der Heimatsgemeinden über's Meer zurük und nach Hause transportirt würden. — Am wichtigsten auch für andere Angehörige ist folgende von der Direktion des Innern ertheilte Auskunft: Damit die hierseitigen Kantons- und Gemeindebehörden, so wie die Auswanderungslustigen erfahren, über welche Summe man beim Eintritt in die Union sich auszuweisen habe, hat Aargau durch den Bundesrath Aufschlüsse verlangt. Vorläufig schrieb der schweizerische Konsul in New-York: „Zur Verhütung von Schwierigkeiten ist es wünschenswerth, daß die Einwanderer in Zukunft bei ihrer Landung in New-York im Stande sind, sich über den Besiz von zirka 20 Dollars (zirka 100 Fr.) per Kopf auszuweisen." — Es ist zwar möglich und wahrscheinlich, daß nach gänzlichem Verschwinden der Geschäftskrisis und nach Eintritt besserer Zeiten in Amerika die dortigen Behörden auch in ihren Anforderungen an die Einwanderer wieder heruntergehen; allein gegenwärtig haben namentlich die Hafenpläze, so wie einige der großen Städte im Innern, durch welche der Zug der Einwanderer nach dem Westen seinen Weg nimmt, noch immer von den Nachwehen eines strengen, verdienstlosen Winters und einer durch die leztjährige Mißernte und durch den Krieg hervorgerufenen Handelsstokung zu leiden: Grund genug, warum sie den Zufluß neuer mittelloser Ankömmlinge abzuschneiden suchen.

— **Genf.** Wir lesen im „Chroniqueur": „Die Bevölkerung von Nieder-Coutance wurde am Montag Nachmittag durch die Abreise von 60 Auswanderern in Bewegung gesezt. Die zur Weiterbeförderung dieser armen Leute bestimmten Wägen waren nicht in hinreichender Anzahl vorhanden, woraus eine Szene der Verwirrung hervorging, an welcher endlich die Zuschauer Theil nahmen, indem sie Mitleiden mit diesen Unglüklichen empfanden und in der Meinung, daß ihr Auswanderungsvorhaben doch zu keinem günstigen Erfolge führen werde, sie zu bereden suchten, von ihrem Plane abzustehen. Der ganze Auftritt endigte zulezt indessen damit, daß man sich gegenseitig verständigte. Diese Auswanderer gehören dem Kanton Freiburg an." Sollte dieß vielleicht gar der famose Auswanderungszug über Marseille sein, zu dessen Lobpreisung sich der betreffende Auswanderungsagent ein Danksagungsschreiben in den „Chroniqueur" inseriren ließ?

Deutschland. Eine Maßregel, die nicht nur die deutsche, sondern auch einen Theil der schweizerischen Auswanderung trifft, ist eine neuerliche Verfügung, welche Preußen vornämlich auf Antrieb einiger thüringischen Staaten erlassen hat. Es hebt dieselbe jede Begünstigung der Auswanderer auf den preußischen Eisenbahnen, also die bisher genossene Preisermäßigung, auf.

Dänemark. Das Mormonenblatt, „Skandinaviens Stern," bringt die nachstehende Thatsache: Vom 6. April 1854 bis Ende des Jahres sind im eigentlichen Dänemark 688 Mormonentaufen vollzogen worden. (In Schonen wurden außerdem 126 und in Norwegen 71 getauft.) Im eigentlichen Dänemark sind im Dienste des Mormonenthums 78 Aelteste, 80 Priester, 78 Lehrer und 48 Diakone thätig.

— Unter der friesischen Bevölkerung auf der Westküste des dänischen Festlandes greift die Auswanderungslust immer mehr um sich und raubte dem Herzogthum Schleswig viele seiner wohlhabendsten und intelligentesten Bewohner. Der Westen Nordamerika's, besonders Wiskonsin, ist das Hauptziel der friesischen Emigranten.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. (**Die große Seeschlange spukt wieder.**) Philadelphia, den 18. April. Eine von Kap. May eingelaufene Depesche meldet, daß man daselbst eine ein Hundert Fuß lange Seeschlange gesehen habe. Eine Expedition ist zu deren Verfolgung aufgebrochen. Für den Fang derselben ist ein Preis von ein Tausend Dollars ausgesezt.

(N.-Y. St.-Z.)

— **New-York.** (**Die Millionäre.**) Der New-Yorker Korrespondent des Charleston-Couriers enthält folgende interessante Angaben über die Millionärs: Wm. B. Astor ist unser reichster Mann; er erbte seinen Reichthum. Stephen Whitney hat fünf Millionen; er erwarb sein Vermögen durch Spekulationen in Baumwolle, Reis und Ländereien. W. H. Aspinwal hat vier Millionen; er stammt von einer begüterten Familie und vermehrte seine Schäze durch Schiffahrt. James Lenox hat drei Millionen, die er erbte. Peter Harmony, kürzlich verstorben, hinterließ zwei Millionen; er kam als Schiffsjunge hieher und bereicherte sich durch Handel. Die Lorillards besizen zwei Millionen; sie kamen arm von Frankreich und machten ihr Geld mit Rauch- und Schnupftabak. Anson G. Phels hinterließ zwei Millionen: war ein Blechschmied und wurde reich durch Eisen- und Kupferhandel. Alex. D. Stewart zwei Millionen: begann mittellos sein Geschäft in einem kleinen Laden und besizt jezt den großartigsten Handelspalast am Broadway. Von denen, die auf 1½ Millionen Werth angeschlagen werden, begann Georg Law (der jezt vom Herald nominirte Präsidentschafts-Kandidat mit dem Spiznamen live-oak) als Farmarbeiter; Kornelius Vanderbilt als Bootsmann; John Lafarge als Stewart bei Joseph Bonaparte. Von den Millionären begann James Chasterman als Schneider, Pet. Cooper als Leimsieder. — George Bancroft, Henry Jamest, Prof. Anthon, Thos. McElrath und Dr. Francis werden auf je 100,000 Dollars geschäzt; Edwin Forrest, der Schauspieler, auf eine Viertel-Million, Sidney Morse vom N.-Y. Observer deßgleichen. Wm. Niblo hat 400,000 Dollars; Dr. Mott 200,000 Dollars; Barnum 800,000 Dollars; Bennet 150,000 Dollars; Frau Okill erwarb ihr Vermögen von ungefähr ein ¼ Million Dollars durch Schulmeisterei!

— (**Ein Stük deutscher Gemüthlichkeit.**) In der Mayors-Office erschien am 19. April lezthin ein Teutscher, Namens Feldmann, aus Anderson County, Süd-Karolina, und ersuchte um die Begleitung eines Polizisten, da er seine Frau abholen wolle, die schon seit einem Jahr mit einem gewissen Ebers in New-York lebe und zu dem allein zu gehen er sich fürchte. Zur bessern Verständigung dessen, was kommt, wollen wir Folgendes vorausschiken: Feldmann diente unter den Preußen im schleswig-holsteinischen Kriege. Ebers ist ein Schwede, Schneider seines Gewerbes, und diente in demselben Kriege unter den Dänen. Ebers wurde von den Preußen gefangen genommen, bei welcher Gelegenheit Feldmann ihn kennen lernte. Beide reisten später nach Amerika, ob mit einander oder einzeln, wissen wir nicht, auch thut es nichts zur Sache. Ebers blieb in New-York, Feldmann ging nach Süd-Carolina. Lezterer hatte eine Frau und ein kleines Kind zurükgelassen und hatte das Glük, bald so viel zu verdienen, daß er derselben bald das nöthige Geld zur Reise nach Amerika hinüberschiken konnte. Die Frau kam mit ihrem Kinde hier an und schrieb an ihren Mann, sie abzuholen. Dieser konnte Geschäfte halber nicht kommen und bat daher, sie möchte sich zu ihm begeben. Es entstand hierauf eine Korrespondenz, die bald nicht in den zärtlichsten Ausdrüken geführt worden sein soll. Kurz, die Frau ging nicht nach dem sonnigen Süden, sondern zog den Norden und einen nördlichen Mann vor, nämlich unsern Schweden Ebers, mit dem sie Bekanntschaft machte und bis dahin lebte. Ein Polizist begab sich auf Gesuch des sehnsüchtigen Gatten mit ihm nach der Wohnung Ebers. Aber statt, wie er befürchtete, mit einem Bügeleisen empfangen zu werden, wurde er freundlich aufgenommen, und ehe eine Viertelstunde verging, saßen alle drei im besten Einvernehmen um die dampfende Kaffeekanne. Feldmann erklärte in Gegenwart der hohen Polizei Ebers für einen Ehrenmann, weil er seine Frau so gut behandelt habe. Als unser Polizist das glükliche Kleeblatt verließ, war man sich dahin einig, daß Feldmann seine Frau, Kind und Ehekollegen mitnehmen solle nach dem Süden, wo man wird singen können:

> Wir sizen so fröhlich beisammen
> Und haben einander so lieb.

— (**Eine Know Nothing-Heldenthat.**) In der Nacht des 4. April wurde das Kreuz von dem Thurme der katholischen Kirche zu Avid, Seneca County, New-York, fortgenommen und die amerikanische Flagge an dessen Stelle aufgepflanzt. Man fand am andern Tage das Kreuz in einem Schenkzimmer.

— **Indiana.** (**Schauderhafte Mordthat.**) Ein in Wabash erscheinendes Blatt vom 11. April berichtet, daß in der Nähe jenes Ortes die Leichen einer ganzen Familie entdekt worden, die dem Vermuthen nach vor einiger Zeit von einem gewissen Hubbard und dessen Frau ermordet worden sind. Im September vorigen Jahres ging die Familie Hubbard bei einer Familie, Namens French, in die Kost. Die French'sche Familie bestand aus sieben Personen, war sehr arm und hatte schon seit sieben Jahren in der Gegend gewohnt. Im Oktober ging einst ein Nachbar, Namens Lewis, nach French's Häuschen, um Korn zu kaufen, als Hubbard ihm entgegen trat und sagte, der Bruder des French sei gekommen und habe die ganze Familie mitgenommen, und er habe das kleine Besizthum gekauft. Andere Nachbar, welche später kamen, um French zu besuchen, erhielten dieselbe Antwort. Man hegte durchaus keinen Verdacht, daß etwas Unrechtes vorgefallen sei, bis man neulich eine Leiche fand und erst dann auf den Gedanken kam, daß die Hubbards die ganze Familie ermordet haben könnten. Man stellte Nachsuchungen an und fand die Leichen der ganzen French'schen Familie in einem großen Loche unter dem Boden des Häuschens. Ihre Schädel waren zerschmettert und die Beine des alten French und seiner Frau zerbrochen, so daß sie in das drei bis vier Fuß tiefe Loch hatten können zusammen gelegt werden. Die Leichen lagen alle auf einem Haufen, Vater und Mutter unten und die Kinder oben. Das älteste Kind zählte fünfzehn Jahre, und das jüngste fünfzehn Monate. Es waren drei Mädchen und zwei Knaben. Die Kinder waren schon ziemlich in Verwesung übergegangen, die Eltern weniger, denn diese konnten noch gut wiedererkannt werden. Es herrscht nicht der geringste Zweifel, daß die Hubbards diese schrekliche That verübt haben. Sie sind im Gefängnisse und erwarten ihren Prozeß.

— **Ohio.** (**Amerikanisch-helvetische Poesie.**) Ein gewisser Joh. Rolli, früher in der Buchdrukerei zu Langnau im Kanton Bern angestellt, nunmehr seines Zeichens ein „Dießbachbalsamfabrikant" und Kneipier in Ohio, ladet mit folgenden Versen seine landsmännischen Gäste auf die am 28. Mai abzuhaltende Militärinspektion zum Besuche seiner Wirthschaft ein:

> A der Mustrig chömet mit Rüss u Lonze,
> Da wei mer zum Rolli, es Bizli ga tanze,
> Er het i sim Hus ne schitlige Saal,
> Wo grad chönne tanze zwänzig Paar uf e Mal.
>
> Daß 's gäb' es gut's Esse, da wird er de sorge,
> U z'Trinke ufstelle vom Abe bis Morge;
> Da wird de uftrage Bier, Cyder u Wy,
> Und de vom „Catawba" da nimmt me e chly.
>
> Die Junge vo Dover u Neu-Philadelphi,
> Die sölle nit warte bis z'Abe am zwölfi.
> Von der Freiscreek, Stelncreek und Ragerswyl,
> Söll jeder druf paße und fehle nit viel.

— **Jowa.** (**Die Icarier — Jünger Cabets.**) Ueber die Fortschritte der Icarier in Jowa schreibt die zu Nauvoo erscheinende „Revue Icarienne": „Die Icarische Gesellschaft hat bereits 912 Aker Land in Jowa angekauft und darauf, neben einer Mühle, 29 Häuser aufgeführt. Sie haben eben 2100 Aker in einem Stüke liegendes Land gekauft und über 3000 Dollars dafür bezahlt. Sie haben jezt über 3000 Aker mit einer schönen Lage und allen Vorzügen von Aker- und Holzland, Wasser u. s. w. Der Präsident wird sich jezt dahin begeben, um einen Plaz für die erste Stadt aufzusuchen, deren Ausbau die Kolonie sofort mit aller Energie in Angriff nehmen wird."

— **Utah.** Die Mormonen haben einen Dampfer für den großen Salzsee erbaut. Er ist mit Ausnahme der Maschine vollständig fertig, und leztere wird im Frühjahr mit dem ersten Train von St. Louis nach der Salzseestadt abgehen. Das Territorium Utah zählt gegenwärtig schon eine Bevölkerung von 40,000 Seelen. Die Bevölkerung der Salzseestadt ist 12,000 Seelen.

Australien hat Aussichten auf einen wenig erfreulichen Bevölkerungszuwachs. Die Regierung des Königreichs Sardinien soll nämlich Willens sein, in Zukunft die politischen Verhafteten, vorzugsweise die Mazzinisten, nach Australien zu spediren, statt nach Amerika, von wo sie nach 14 Tagen mit erster Gelegenheit gewöhnlich wieder zurükkehren. Lieber als diese und erwünschter ist den Australiern eine vermehrte weibliche Einwanderung. Jüngst ist von Liverpool das Schiff „Matoaka" mit 262 ledigen Frauenzimmern (ob auch mit eben so vielen Jungfrauen steht nicht in der Zeitung, aus welcher wir diese Nachricht haben) nach Neu-Südwales abgefahren.

Sandwich-Inseln. (**Deutscher Gerstensaft.**) Als ein interessantes Beispiel, wie weit der deutsche Gerstensaft sich über die Erde verbreitet hat, führen wir an, daß unter unsern Abonnenten auf den Sandwich-Inseln der Besizer einer Bierbrauerei in Honolulu ist.

(N.-Y. St.-Ztg.)

Abonnementspreis.
Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".

Einrükungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 23. | Samstag den 9. Juni. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Fünfter Jahrgang. | 1855.

Die Feinde der Einwanderung in den Vereinigten Staaten.

Seit einigen Jahren macht in den Ver. Staaten ein große und mächtige Partei, die Nativisten, der neueingewanderten Bevölkerung Opposition, sucht ihre politische Wirksamkeit zu hemmen und durch Verschärfung der Einwanderungsgeseze zu verhüten, daß die verhaßten Neubürger frischen Machtzuwachs erhalten. Diese feindselige Stimmung der Amerikaner gegen ihre jüngern Mitbürger auf dem Boden der neuen Welt, unter denen die Deutschen zwar nicht das numerische, aber das moralische Uebergewicht haben, schreibt sich von der Zeit her, von welcher an die leztern sich nicht mehr bloß als gehorsame Diener und Knechte der ersteren fühlten und aufführten, sondern ihre ihnen verfassungsgemäß zustehenden politischen Rechte nach eigenem Sinn und Geist auszuüben begannen. Ein Auswuchs der nativistischen Partei, der die Grundsäze derselben in's Absurde treibt, sind die Know-Nothings oder Nichtswisser, eine zahlreiche Gesellschaft, welche über die ganze Union verbreitet ist und bei den lezten Wahlen an sehr vielen Orten gesiegt hat. In einer großen in Syracus im Staate New-York abgehaltenen Parteiversammlung haben sie ihr Programm also zusammengefaßt: Amerika ausschließlich von Amerikanern regiert; Einheit aller Staaten; weder West noch Ost, noch Süd, noch Nord; Einheit, Untheilbarkeit der Republik, Unabhängigkeit der Geseze von allem Sekteneinfluß; Kampf gegen den von den Bischöfen und Prälaten der röm. Kirche vertretenen Pabst, da die Ausdehnung ihres Einflusses in einer durch protestantisches Blut besiegelten Republik unthunlich ist; vollständige Reform der Niederlassungsgeseze; liberale und unentgeltliche Erziehung für alle Klassen und alle Sekten mit der Bibel als Grundlage des Unterrichts. Das Wesentlichste in diesem Programm ist der Haß gegen die Fremden und besonders die katholischen (von den alten englischen Kolonien war Marpland die einzige katholische, neun Zehntheile der in der Union angesessenen Katholiken werden daher von den Amerikanern als fremde Eindringlinge angesehen). Die Know-Nothings wollen alle Einwanderer erst nach 20jährigem Aufenthalte in den Vereinigten Staaten Bürger werden lassen und auch dann noch dieselben von allen Aemtern ausschließen.

Aber nicht nur die politische und Glaubensfreiheit will man den Einwanderern beschneiden, sondern auch die gesellschaftliche. Ein seinem ursprünglichen Zweke nach gutgemeintes Gesez wird gegenwärtig von den intolleranten Eingebornen gegen die eingewanderte Bevölkerung ausgebeutet. Es ist dieß das sogenannte Maine- oder Mäßigkeitsgesez, das zuerst vom Staate Maine angenommen worden, nun aber bereits in 13 Unionsstaaten in Wirksamkeit getreten ist. Mit Recht oder Unrecht diesem Gesez zugeschriebene Wirkungen trugen zu seiner Empfehlung wesentlich bei, so namentlich das Gerede, daß in Portland, der Hauptstadt des Staates Maine, das Arbeits- und Zuchthaus aus Mangelan Bewohnern versteigert worden sein soll, wir sagen „sein soll", denn die Geschichte steht einem amerikanischen Puff so ähnlich wie ein Ei dem andern. — Der auf dem Wege der Gesezgebung herbeigeführte Mäßigkeitszwang ließ sich in den weniger verkehrsreichen Städten noch eher rechtfertigen und durchführen, jezt aber ist auch im Staate New-York das Mainegesez durchgegangen; eine der größten Fabrik- und Handelsstädte soll vom 4. Juli d. J. an mit Einem Schlage des Verkaufs aller berauschenden Getränke beraubt werden. Am meisten trifft dieser Schlag die so zahlreiche deutsche und irische Bevölkerung, zwei Nationen, die sich bekanntlich durch ihren großen, mit Wasser allein nicht zu löschenden Durst auszeichnen. Auch Helvetias freie Söhne in Amerika werden unter dem Eingriff, den das Mainegesez in die persönliche Freiheit thut, leiden; denn sie gehören, wie in so mancher andern Beziehung, so namentlich auch hinsichtlich der eben benannten Eigenthümlichkeit zu den Deutschen.

Das Mainegesez, das 26 Paragraphen enthält, wird durch Anführung einiger wenigen genugsam charakterisirt werden:

§. 1. Berauschende Getränke aller Art dürfen (ausgenommen als Arznei oder zu gewerblichen oder kirchlichen Zweken) weder verkauft, noch umsonst verschenkt, noch zum Behufe des Einen oder Andern in irgend einem Hause, worin sich eine Gastwirthschaft, ein Speisehaus, Spiel- oder Tanzsaal oder sonst ein Vergnügungslokal befindet, aufbewahrt werden. §. 2. Jeder unbescholtene, wahlberechtigte Bürger, der weder Hausirer noch Besizer eines Kost- oder Speisehauses, eines Schenklokals, einer Konditorei, eines Gasthauses oder Vergnügungslokals ist, darf zu ärztlichen, chemischen, gewerblichen und kirchlichen Zweken Spirituosen, resp. Wein, verkaufen, wenn er ein Jahr vorher im Büreau des County Sekretärs einen von ihm und zwei guten Bürgern unterzeichneten, vom Richter gutgeheißenen Revers hinterlegt hat, worin er sich verpflichtet, vorliegendes Gesez nicht zu übertreten. Außerdem muß er eidlich zu Protokoll erklären, daß er selbst keine berauschenden Getränke zu genießen pflegt. Die beiden Mitunterzeichner verbürgen sich jeder für die Summe von 500 Dollars. §. 3. Eine zum Verkauf von Spirituosen so-

Feuilleton.

Die Nacht auf dem Wallfische.

Skizze von Fr. Gerstäker.

(Fortsezung.)

Die drei Boote sahen sich jezt auch, freilich vergebens, nach dem vierten um, das ihnen ganz aus Sicht gekommen, und suchten rund um sich her, das vielleicht gesezte hellere Segel desselben irgendwo zu erkennen; es blieb verschwunden, und sie trösteten sich damit, daß sie es von Bord und den Masten aus wohl jedenfalls im Auge behalten haben und genau die Richtung kennen würden, die es genommen.

Der „König Harold" war aber keineswegs ein sehr schneller Segler, wenigstens nicht dicht am Winde, und der Nachmittag ging darüber hin, bis es ihm gelang, zu den beiden Fischen aufzukreuzen und sie an beiden Seiten seines Bordes zu befestigen. Der zweite Harpunier war schon früher an Bord zurükgekehrt, um mit der also vergrößerten Mannschaft das Schiff leichter regieren zu können; und ein Mann wurde jezt wieder mit dem Fernglas nach oben geschikt, sich zu vergewissern, wo das vierte Boot liege, damit man ihm, falls es ebenfalls einen Fisch hätte, lieber alle anderen Boote zu Hülfe schike, um die Beute in's Schlepptau zu nehmen.

Nun Sirrah, nach welcher Richtung liegt es? fragte der Kapitän vom Dek aus, als er die bis jezt gemachte Beute geborgen wußte, und nun auch dem anderen Boot seine Aufmerksamkeit zuwandte: ist es weit von hier? Kann es nirgends finden, Sir! lautete die Antwort zurük, und der Mann begann von Neuem den Horizont um den ganzen Kompaß herum zu bestreichen. Ach Unsinn, Du braucht nicht nach windwärts zu sehen, da hinzu ist es nicht! rief der Kapitän wieder hinauf, laß die Sonne rechts und such' aufmerksam nach Süden hinüber — dort muß es liegen.

Der Mann gehorchte der Weisung, schaute aber ohne ein scheinbares Resultat so lange durch das Glas, daß der Kapitän endlich ungeduldig wurde, und selber auf die Schanzkleidung sprang und die Wanten hinauf lief nach dem Boot auszuschauen, dessen Verschwinden ihn doch jezt anfing, zu beunruhigen.

Da drüben ist es mir schon ein paar Mal so vorgekommen, Sir, sagte der Mann, dem er das Glas abgenommen und deutete nach Süd-West hinunter — als ob ich einen etwas dunkleren Punkt auf dem Wasser erkennen könnte, wenn ich aber genauer hinsah, war er immer wieder verschwunden. Wo hinaus? Gerade dorthin, etwa in der Richtung, wo die kleine weiße Wolke liegt — vielleicht noch ein wenig mehr nach Westen.

Der Kapitän folgte der angegebenen Richtung eine Zeit lang mit dem Glas, schüttelte dann mit dem Kopf, und fing an weiter zu suchen. Aber vergebens blieb er oben, bis die Sonne hinter dem Horizont sank, und dabei alle, auch die geringsten Gegenstände auf das klarste und deutlichste hervortreten ließ. Er konnte nicht das Mindeste von dem Boot bemerken, das doch auch jedenfalls um diese Zeit, wo es wußte, daß man es besonders mit dem Glase suchen würde, sein Segel hätte setzen müssen, dessen weißer Schein weit hin über das Wasser leuchtet. Auch der erste Harpunier war jezt nach oben gekommen — dem Boot mußte jedenfalls ein Unglük geschehen sein und die Leute fingen an unruhig deßhalb zu werden. Aber auch dieser konnte durch das ihm gereichte Glas nicht das

ermächtigte Person kann an jede nüchterne, volljährige Person, von der erstere wirklich glaubt, daß sie die Flüssigkeiten zu keinem andern als technischen Zwele benutzt, solche verkaufen. Ueber alle Verkäufe muß in einem zur offenen Einsicht daliegenden Buche Rechnung geführt und von jedem Verkäufer ein Monatsbericht über alle Verkäufe beschworen und beim Ortsklerk hinterlegt werden. §. 4. Jede Person, welche eine dieser Bestimmungen verletzt, soll all der Flüssigkeiten verlustig und wie folgt bestraft werden: Für jede Verletzung des ersten Paragraphen für das erste Vergehen eine Geldstrafe von 50 Dollars, für das zweite Vergehen 100 Dollars und 1 Monat Gefängniß, für das dritte und jedes weitere Vergehen eine Geldstrafe nicht unter 100 Dollars und nicht über 250 Dollars und Gefängniß nicht unter 6 Monaten rc. §. 12. Jeder Polizeibeamte hat die Pflicht, Jeden, den er bei Uebertretung dieses Gesezes betrifft, zu verhaften. Wenn ein Polizeibeamter einen Betrunkenen sieht, so hat er ihn vor den Richter zu bringen. Dieser hat ihn, sobald er nüchtern geworden ist, eidlich zu vernehmen, wo er sich den Rausch geholt. Weigert sich der Zeuge, zu antworten oder zu schwören, so kommt er in das Gefängniß, bis er es thut. §. 20. Ein Beamter, der sich weigert, eine der durch dieses Gesez ihm auferlegten Pflichten zu vollstreken, verliert sein Amt und verwirkt außerdem Geldbuße bis zu 500 Dollars oder Gefängnißrafe bis zu 1 Jahr. §. 22. Die Worte: Berauschende Getränke und Spirituosen, die im Vorstehenden gebraucht sind, umfassen Alkohol, destillirte und aus Malz gebraute Getränke, sowie gemischte Getränke, von denen ein Theil aus Alkohol oder destillirten oder von Malz gebrauten Getränken besteht.

Dieß ist das Gesez, welches mit mehr oder weniger Strafbestimmungen bereits in 13 Staaten Nordamerika's gesezlich eingeführt ist, und die Temperancebewegung verbreitet sich von einem Staate zum andern. Daß das Gesez überall umgangen wird und sich durch seine Unausführbarkeit lächerlich macht, schadet ihm in den Augen der Amerikaner gar nicht, dient es ja doch vortrefflich dazu, die verhaßten Neubürger zu quälen.

Antworten auf Anfragen über Texas.

(Aus der Neu-Braunfelser Zeitung.)

III.

Nach der Reihe unserer Antworten über Texas kommen wir jezt auf die Frage über die Sicherheit des Lebens und Eigenthums.

Wegen zwei Hauptursachen steht Texas in den nördlichen Staaten und überhaupt im Auslande in dem Rufe großer Unsicherheit des Lebens und Eigenthums seiner Bewohner. Als erste dieser Ursachen wird die Art der Bevölkerung angegeben, die meistens aus Abenteurern, Rowdies und vor dem Gesezе flüchtigen Verbrechern bestehe, und als zweite Ursache führt man überall hier herumstreifende Indianer an.

Freilich sind vor 10 und vor 20 Jahren manche Betrüger, Diebe und Mörder nach Texas geflüchtet. Es bestanden hier schon mehreremals organisirte Gesellschaften von ansäßigen Farmern, die Pferdediebstahl, Negerdiebstahl und Falschmünzerei trieben. Zweimal wenigstens schon wurden durch große Volksversammlungen und Lynchgerichte solche Banden aus dem Lande vertrieben, weil man auf gesezlichem Wege wegen ihrer falschen Zeugen und wegen ihrer materiellen Macht ihnen nicht beikommen konnte. Ungerecht ist es aber, wenn man im Auslande immer noch das alte Lied fortsingt von der Unsicherheit des Lebens und Eigenthums in Texas. Auch selbst damals, schon vor 20 Jahren, konnte Schreiber dieses keine besondere Unsicherheit des Lebens und Eigenthums in Texas gewahr werden. Kein Farmhaus hatte damals verschlossene Thüren und kein Reisender scheute sich auf den Landstraßen innerhalb der Ansiedelungen allein zu reisen, oder getrost des Nachts allein im Freien zu schlafen. Der Wahrheit gemäß kann man behaupten, daß Raubmorde und Diebstähle selbst damals weniger vorkamen als heutzutage in manchen großen Städten der Union. Was die Gegenwart betrifft, so hat es sich bei dem lezten Verbrechercensus herausgestellt, daß Texas verhältnißmäßig bei weitem weniger Verbrecher hat, als die meisten anderen Staaten. Ja hier in Neu-Braunfels ist sogar einmal der unerhörte Fall vorgekommen, daß bei einer Distrikteourt nicht ein einziges während eines halben Jahres im County begangenes Verbrechen ausfindig gemacht werden konnte.

Daß in Texas im Durchschnitt wenig Verbrechen begangen werden, das hat seinen Grund wohl weniger in einer ursprünglichen Moralität der Texaner, als in einer Moralität, die Folge der Verhältnisse ist.

Texas hat eigentlich gar keine großen Städte. Fast seine ganze Bevölkerung ist fleißig dem Landbau ergeben. Der Stand der Landbebauer ist materiell nicht nur der nothwendigste Bestandtheil eines Volkes, weil er die unentbehrlichen Stoffe für Nahrung und Kleidung liefert, sondern ist auch im Durchschnitt der moralischste Theil des Volkes, weil er keine andern Bedürfnisse fühlt, als die er selbst durch seine Arbeit befriedigen kann. Die Noth treibt ihn nicht zum Verbrechen und die beständige Arbeit hält ihn ab von Langweile und Müssiggang, die oft noch unnatürlichere Verbrechen erzeugen als die wirkliche Noth selbst.

Die Texaner sind ein mäßiges und fleißiges Farmervolk, bei welchem selbst die wohlhabenden und reichen Negerhalter nicht wie „Nabobs", sondern meist so frugal, wie ein Cincinnatus leben. Gegen das Uebel der Sklaverei mag man mit Recht eifern, so viel man will; aber darin täuschen sich gewiß viele nördliche Männer, wenn sie glauben, daß die hiesigen Sklavenhalter im großen Luxus leben. Die Sklavenhalter sind im Durchschnitt gerade so frugale Leute wie die übrigen Farmer und mancher Eiferer gegen diese „Nabobs" würde sich weder mit der Kost eines solchen Nabobs, mit Speck und Kornbrod, begnügen, noch auch die Arbeit der meisten dieser Sklavenhalter, von welchen die weniger bemittelten außerdem noch alle selbst mit Hand anlegen, übernehmen wollen. So viel ist gewiß, daß hier in Texas die Negerhalter keine besonders unmoralische Klasse der Bevölkerung bilden, daß sie im Ganzen genommen ebenso wenig zu Verbrechen geneigt sind, wie die übrige landbauende Bevölkerung und daß hier in Texas ebenso wenig wie an irgend einem andern Orte der Vereinigten Staaten, wo der Farmerstand ausschließlich die Bevölkerung bildet, Leben und Eigenthum der Bewohner in Gefahr ist.

Die meisten Morde kommen hier im Süden in Privatstreitigkeiten zwischen Nachbarn und Bekannten vor, die in ihrem stolzen halsstarrigen Sinn lieber ihr Leben und das Gläk ihrer Familie auf das Spiel sezen, als daß sie von ihrem Eigensinn und falschen Ehrgefühl nur einen Finger breit nachgeben. Es werden dergleichen Morde nur zu oft mit gegenseitiger Uebereinstimmung verübt, ähnlich wie Duelle, die hier verboten sind. Wenn nur einer der beiden Theile nachgeben, oder durch Schiedsrichter entscheiden lassen wollte, oder wenn der bedrohte Theil sich nur einen Bond von einem Friedensrichter gegen den bedrohlichen Angreifer wollte ausfertigen lassen, dann würde mancher dieser Morde und thätlichen Angriffe verhütet werden. Solche Fälle also, vor denen sich Jedermann hüten kann, wenn er will, und wie viele hier vorkommen, können nicht unter die Rubrik der gewöhnlichen Mordthaten gerechnet werden, die jeden gleichmäßig gefährden. Diese Fälle abgerechnet, gibt es in Texas ebenso wenig Morde oder noch weniger als in den nördlichen Staaten.

Die großen Städte mit ihrem Proletariat und mit ihren reichen Müssiggängern sind die wahren Heerde von Verbrechen, wie täglich die öffentlichen Verbrechen bezeugen. Aber auch selbst in diesen großen Städten, möchte ich behaupten, ist aus zwei Gründen die Immoralität nicht so groß, als man gewöhnlich annimmt: Erstens, weil man bei der Anzahl der Verbrechen in diesen großen Städten nicht zugleich die Anzahl der Bevölkerung mit in Anschlag bringt. So hat z. B. Neu-York vier Mal so viel Einwohner als der ganze Staat Texas. Wenn also vier Mal so viel Verbrechen in New-York begangen würden, wie in Texas, so wäre die Bevölkerung von New-York deßhalb doch nicht unmoralischer zu nennen, als die von Texas. Zweitens überschäzt man gar leicht die Anzahl der Verbrechen, die in diesen großen Städten begangen werden, weil durch die Menge der in denselben existirenden Lokalzeitungen, theils aus Mangel an anderweitigem Lokalstoff, theils um dem verdorbenen Geschmak ihres Publikums zu genügen, alle nur möglichen Verbrechen und Schandthaten mit Begierde aufgespürt und publizirt werden. Hundertstimmig werden dann diese Abscheulichkeiten von den übrigen Zeitungen wiederholt, oft schon aus dem pharisäischen Grunde, um sagen zu können: Herr wir danken dir, daß wir nicht sind, wie diese schändliche Bevölkerung von New-York, Baltimore, Cincinnati, St. Louis, New-Orleans, St. Franzisko u. s. w.

Durch dieses emsige Aufschnappen und Berichten von Schandthaten und Verbrechen in Lokalblättern und durch das hundertmalige Wiederholen desselben Vorfalls erzeugt sich unter dem lesenden Publikum ein so falsches Urtheil, daß man fast am hellen Tage in diesen großen Städten sich seines Lebens nicht sicher glauben sollte.

Auf gleiche Weise sind gewiß auch Arkansas, Kalifornien und vor allen Texas mehr als billig in Verruf gekommen.

Revidirte Verordnung in Betreff der Verschiffung der über Hamburg direkt nach andern Welttheilen Auswandernden.

(Fortsezung.)

§. 7. Der Kontrahent hat ferner dafür zu sorgen, daß für die wahrscheinlich längste Dauer der Reise hinlänglicher und guter Proviant mitgenommen werde, und zwar ligt ihm diese Verpflichtung auch dann ob, wenn er die Proviantirung kontraktlich den Passagieren selbst überlassen hat.

Als wahrscheinlich längste Dauer der Reise für Segelschiffe wird angesehen:

a) nach der Ostküste von Nord- und Mittelamerika, Westindien und Brasilien bis zum Kap St. Roque einschließlich 13 Wochen,
b) nach der Ostküste von Südamerika, südlich vom Kap St. Roque . . . . 16 „
c) nach dem Kap der guten Hoffnung . 18 „
d) nach einer Gegend über Kap der guten Hoffnung oder Kap Horn hinaus, ohne daß der Aequator zum zweiten Male passirt wird . . . . . 24 „
e) nach einer Gegend, wobei der Aequator zwei Mal passirt wird . . . . . 28 „

Verzögert sich nach Aufnahme der Passagiere der Abgang des Schiffes von der Stadt länger als 8 Tage,

---

Mindeste erkennen, was einem Boot oder Segel glich, und die jezt rasch einbrechende Dämmerung, der die Nacht in jenen Breiten auf dem Fuße folgt, machte ein weiteres Ausschauen bald unmöglich.

Dem Kapitän des „König Harold" blieb aber keine Wahl, was er in diesem Fall zu thun habe; auf- und abkreuzen konnte er schon der langseits genommenen Fische wegen nicht, hätte er aber nur eine Richtung gewußt, wohin er halten solle, würde er doch vielleicht selbst die gemachte Beute im Stiche gelassen haben, um seine verlorenen Leute wieder aufzufinden. So aber hatte er noch immer die Hoffnung, daß er sie in Lee finden würde, und dorthin trieb jezt das Schiff, an dem alle Segel aufgegeit waren, überdies mit dem Passat und der Aequatorialströmung. War dann am nächsten Morgen noch nichts von dem Boot zu sehen, so konnte er, was über Nacht von den Fischen noch nicht eingeschnitten worden, mit einer darauf gestekten Flagge zurücklassen, und nach dem verlorenen Boot umherkreuzen. Aber dann blieb ihnen auch wenig Hoffnung, es wieder zu finden, und es wäre das eben nur geschehen, um sich selber nicht den Vorwurf machen zu müssen, daß man einen Theil der Kameraden leichtsinnig aufgegeben habe. Die höchste Wahrscheinlichkeit blieb immer, daß ein, vielleicht verwundeter Spermfisch das Boot zertrümmert und die Mannschaft nicht im Stande gewesen war, sich so lange mit Schwimmen an der Oberfläche zu halten. Die See war freilich ruhig genug, aber der furchtbare Hay wittert rasch das Blut eines geworfenen Fisches; und wie jezt sechs oder sieben dieser gierigen Bursche ihr Schiff umschwammen und ungeduldig das Anschneiden der Beute erwarteten, daran herumzerrten und rissen, und doch die scharfen Fänge nicht in die riesige zähe Masse einschlagen konnten, so waren sie auch sicher dort aufgekommen, wo sich das andere vermißte Boot befand, und wehe den Unglüklichen, die, des schützenden Fahrzeuges beraubt, ihrem Heißhunger preisgegeben waren.

Aber auch die Möglichkeit blieb noch immer, daß das unbeschädigte Boot durch die Jagd nur zu weit nach Lee zu verschlagen worden, um so bald wieder aufrudern zu können; ein Boot ist nur ein kleiner Flek auf dem ungeheuren Ozean, und kann bei dem besten Fernrohr wohl dem Auge entgehen. Dann wußten sie aber auch recht gut, welcher Richtung sie zu folgen hatten, und um ihnen diese auch für die Nacht klar und deutlich anzugeben, wurden zwei Laternen auf dem Vorder- und Hauptkop b-festigt, damit sie das Schiff nicht etwa in der Dunkelheit vorbeiruderten. Nach Dunkelwerden, dann um Mitternacht und vor der Morgenwacht ließ der Kapitän ebenfalls die kleinen Kanonen lösen, die er auf dem Dek stehen hatte, um auch durch den Schall dem Boot die Richtung anzudeuten; aber um onst, die Nacht verging und von den Vermißten war Nichts zu hören noch zu sehen.

Das Einschneiden der Fis he ging indessen rüstig vor sich; der Blubber oder Speck war angestoßen, und wurde, mit einem besonders dazu eingerichteten Windwerk, aufgeholt, und selbst das Auskochen begann zugleich mit dem Andordnehmen, um keine Zeit zu versäumen und das unter der Linie sonst leicht in Verwesung übergehende Material aus dem Wege zu bekommen. Große mit Streifen Blubber genährte Feuer hingen in einer aus Eisenbändern gefertigten Art von Käfig oder Nez über Bord, und warfen ihren blutrothen flammenden Schein über ein wildbewegtes, reges Bild. Noch vor Mitternacht war auch der riesengewaltige Fisch schon eingeschnitten, und mit

so muß der Proviant dieser Verzögerung entsprechend ergänzt werden.

Wenn ein Schiff, nachdem es von der Stadt abgegangen, länger als 18 Tage nach Aufnahme der Passagiere, auf der Elbe aufgehalten wird, so ist der Expedient verpflichtet, mindestens für 8 Tage nachzuverproviantiren, und im Falle noch längeren Aufenthaltes auf der Elbe, die entsprechende Nachverproviantirung weiter von Woche zu Woche fortzusezen. Wird der demgemäß nachzuliefernde Proviant nicht innerhalb 3 Tagen nach vorgedachtem Termin geliefert, so ist der Kapitän befugt und verpflichtet, die Nachverproviantirung für Rechnung des Expedienten zu besorgen.

Diejenigen Schiffe, welche in der Zeit vom 1. März bis zum 15. Oktober inkl. expedirt werden, dürfen, wenn der Expedient sich durch schriftliche Erklärung verpflichtet, sie, falls der Wind am festgesezten Expeditionstage ungünstig wäre, an demselben oder dem darauf folgendeu Tage durch Dampfböte bis nach Krautsand bugsiren zu lassen, für 1½ Wochen weniger als in der vorstehenden Linie angegeben, Proviant mitnehmen, werden sie aber gleichwohl länger als acht Tage nach ihrem Abgange von Hamburg auf der Elbe zurükgehalten, so sind sie nach Maßgabe der im vorstehenden Saz enthaltenen Bestimmungen, von Woche zu Woche nachzuverproviantiren verpflichtet; unter allen Umständen aber muß das volle Quantum Wasser, und zwar abgelagertes Elbwasser der Stadtwasserkunst, mitgenommen werden, es sei denn, daß der Tiefgang des Schiffes das Füllen der Wasserfässer an der Stadt nicht gestattet.

Rükſichtlich einer etwaigen Beförderung auf Dampfschiffen wird durch eine an die betreffenden Behörden zu erlassende Instruktion die wahrscheinlich längste Dauer der Reise nach den Umständen besonders bestimmt.

§. 8. Der mitzunehmende Proviant muß, außer dem für die Schiffmannschaft erforderlichen Proviant, für einen jeden Zwischendek- oder Kajüts-Passagier bestehen in wenigens:

Aufgabe des mitzunehmenden Proviants für jeden Passagier.

Bei Reisen, deren längste Dauer angenommen ist zu

	13 Wochen	16 Wochen	18 Wochen	24 Wochen	28 Wochen
Gesalzenes Ochsenfleisch	26 Pfd.	32 Pfd.	36 Pfd.	48 Pfd.	56 Pfd.
Gef. Schweinefleisch (Speck)	13 „	18 „	18 „	24 „	28 „
Gesalzene Heringe . . .	26 Stüt	32 Stüt	36 Stüt	48 Stüt	56 Stüt
Weißbrod . . .	65 Pfd.	80 Pfd.	90 Pfd.	120 Pfd.	140 Pfd.
Butter . . .	5½ „	6½ „	7½ „	10 „	11½ „
Kartoffeln . . .	6½ Spint	8 Spint	9 Spint	12 Spint	14 Spint
Weizenmehl, Erbsen, Bohnen, Graupen, Reis, Pflaumen und Sauerkohl	45½ Pfd.	56 Pfd.	63 Pfd.	84 Pfd.	98 Pfd.
Syrup . . .	1½ „	2 „	2½ „	3 „	3½ „
Kaffee . . .	1½ „	2½ „	2½ „	3½ „	3½ „
Thee . . .	¼ „	⅓ „	⅓ „	½ „	½ „
Essig	2 Quart	2½ Quart	2½ Quart	4 Quart	5 Quart
Wasser . . .	1½ Drh.	1½ Drh.	1¾ Drh.	2½ Drh.	2¾ Drh.

Alle Speisen sind den Passagieren gehörig zubereitet und in der, aus dem Verhältnisse zu dem vorschriftmäßig mitzunehmenden Proviant sich ergebenden Menge zu verabreichen.

Wird statt eines Theils des gesalzenen Ochsenfleisches gesalzenes oder geräuchertes Schweinefleisch mitgenommen, so wird ¾ Pfund gesalzenes und ½ Pfd. geräuchertes Schweinefleisch gleich 1 Pfund Ochsenfleisch gerechnet; jedoch darf keinenfalls mehr als die Hälfte des vorschriftsmäßigen Quantums Ochsenfleisch durch Schweinefleisch ersezt werden. Statt der Heeringe kann den Passagieren auch für einen Tag in der Woche Stokfisch verabreicht werden, und zwar in dem Verhältniß von ½ Pfund Stokfisch statt zweier Heeringe. — Für den Anfang der Reise kann frisches Schwarzbrod, jedoch nicht mehr als 10 Pfund für jeden Passagier, statt einer gleichen Quantität Weißbrod mitgenommen werden. Wünschen einzelne Passagiere auf der Reise hartes Schwarzbrod zu erhalten, so kann für diese, statt der vorschriftmäßigen Quantität Weißbrod, eine gleiche Quantität hartes Schwarzbrod mitgenommen werden, jedoch müssen dann die betreffenden Passagiere sich schriftlich damit einverstanden erklären. — Das angeordnete Quantum Butter darf auf die Hälfte reduzirt werden, wenn statt dessen für je ⅔ Pfund Butter ⅓ Pfund geräucherten Speckes mitgenommen werden, in welchem Falle jedoch der Buttervorrath zuerst verzehrt werden muß. — Sind Kartoffeln nicht haltbar, so ist statt jedes Spints Kartoffeln 1 Pfund trokenes Gemüse mehr mitzunehmen.

Wenn der Bestimmungsort bei einer auf höchstens 13 Wochen berechneten Reise nördlicher ligt, als der 32. Grad nördlicher Breite, so genügt die Mitnahme von 1 Orhoft Wasser für jeden Passagier. — Bei Reisen, deren längste Dauer auf 24 und 28 Wochen angenommen ist, genügt die Mitnahme eines Wasservorraths für 16 Wochen, wenn der Kontrahent auf seinen geleisteten Bürgereid schriftlich erklärt, daß das Schiff einen Zwischenhafen anlaufen und dort frisches Wasser einnehmen werde.

Ferner sind mitzunehmen:

an Wein, Zuker, Sago, Grüze und Medikamenten ein hinreichendes Quantum für Kranke und Kinder;

an Feurung zum Kochen für 100 Passagiere auf einer Reise von 13 Wochen: 2 Last Steinkohlen und 2 Faden Holz; für mehrere Passagiere und längere Reisen im Verhältniß:

Besen und das gehörige Quantum Weinessig oder Wachholderbeeren zum Räuchern des Zwischendeks;

das nöthige Quantum Brennöl für 2 Laternen im Zwischendek.

§. 9. Rükſichtlich des Schiffsraumes, so wie der Proviantirung und Ausrüstung sind 2 Kinder unter 10 Jahren für einen Passagier, Kinder unter 12 Monaten gar nicht zu rechnen.

§. 10. Der Kontrahent ist verpflichtet, vor Einschiffung der Passagiere, dürch ein Attest zweier von der Commerz-Deputation ernannter, beeidigter Besichtiger dem Polizeiherrn nachzuweisen, daß den Vorschriften der vorstehenden §§. 6 bis 9 vollständig genügt sei. Bevor dies geschehen, ist die Aufnahme eines Theils der Zwischendeks-Passagiere nur ausnahmsweise und mit besonderer Erlaubniß des Polizeiherrn gestattet.

Die Untersuchung des Proviants durch die Besichtiger erfolgt in der Weise, daß dieselben den einen und den andern Artikel nachsehen, aber auch berechtigt und nach Beschaffenheit der Umstände verpflichtet sind, die Vorräthe genauer zu prüfen und nachwägen zu lassen und die Verbesserung und Ergänzung etwaniger Mängel zu verlangen. Bei Proviantgegenständen, für welche das Gewicht zur Richtschnur dient, muß auf den Fässern, Säken und sonstigen Behältern, in denen sich die Hauptartikel befinden, deren Netto-Gewicht deutlich bemerkt sein. Auch ist den Besichtigern bei der Besichtigung ein Verzeichniß der angeschafften Lebensmittel und sonstigen Ausrüstungsgegenstände, nach einem gedrukten, die einzelnen Gegenstände spezifizirenden Formular, in zwiefacher Ausfertigung einzureichen. Nach befundener Richtigkeit haben die Besichtiger das Verzeichniß zu unterzeichnen, die eine Ausfertigung dem Kapitän zu übergeben, die andere zu absiviren und das Attest auszustellen.

Für die Ausstellung des Attestes, mit Einschluß der Besichtigungen und aller dabei vorkommenden sonstigen Bemühungen erhalten die beiden Besichtiger zusammen 15 Mark Banko Crt. Diese Gebühr ist für jede Reise eines Schiffes nur einmal zu berechnen.

Findet die Besichtigung nicht im Hafen, sondern unterhalb desselben statt, so steht den Besichtigern für vermehrten Zeitaufwand, neben dem Ersaz ihrer gehabten Auslagen, eine, eventualiter durch die Commerz-Deputation zu bestimmende Extra-Vergütung zu.

§. 11. Der Kontrahent ist ferner verpflichtet, beim Abgang des Schiffes eine Versicherung zu schließen, durch welche der Versicherer sich verbindlich macht, die Kosten zu ersezen, welche aufzuwenden sind, um im Schadensfalle die Passagiere sowohl während einer etwaigen Reparatur zu beköstigen und zu behausen, als auch um, falls das Schiff seine Reise nicht fortsezen könnte, die Beförderung der Passagiere an den Bestimmungsort zu beschaffen. Die den hiesigen Behörden aus einem solchen Unfall etwa erwachsenden Kosten sind gleichfalls aus dieser Versicherung zu ersezen.

Die Original-Police über die geschlossene Versicherung, welche mindestens auf eine Summe lauten muß, die dem Passagiergeld sämmtlicher Passagiere, und noch 50 % dieses Betrages darüber, gleichkommt, ist von dem Kontrahenten spätestens innerhalb 8 Tagen nach Abgang des Schiffes bei angemessener, event. steigender Geldstrafe, der Polizeibehörde einzuliefern. Behufs Feststellung der zu versichernden Summe wird jedoch das Passagegeld der Kajütspassagiere nicht höher gerechnet als das Passagegeld der Zwischendeks-Passagiere.

Ereignet sich demnächst ein Unglüksfall der gedachten Art, so ist die Verwendung des versicherten Betrages, soweit erforderlich, zu bewerkstelligen, und daß solches geschehen der Polizei-Behörde darzulegen, widrigenfalls Lezztere ermächtigt ist, selbst den Versicherungsbetrag zu erheben und zu verwenden.

Wird die Verwendung des Betrages oder eines Theils desselben nöthig, so ist die Ergänzung desselben durch Nachversicherung zu bewirken.

Der Kontrahent bleibt den Passagieren und den Hamburgischen Behörden für die Passage- und Verwendungsgelder, falls die Zahlung derselben nicht aus der dafür geschlossenen Versicherung erfolgen sollte, auch persönlich verhaftet.

§. 12. Kein in die Kategorie des §. 1 gehöriges Schiff darf den Hafen verlassen, ohne einen Schein von der Polizeibehörde darüber erhalten zu haben, daß hinsichtlich desselben den gesezlichen Vorschriften genügt sei. Zur Erlangung eines solchen Scheines hat der Expedient dem Polizeiherrn die in den §§. 2, 6 und 10 erwähnten Nachweisungen einzuliefern. Doch kann der Polizeiherr in einzelnen Ausnahmsfällen, namentlich wenn das Schiff wegen seines Tiefganges einen Theil des Proviants, des Wassers oder der Passagiere weiter unten auf dem Strome einzunehmen gezwungen ist, die Nachlieferung der in §. 10 gedachten Nachweises gestatten, in welchem Falle jedoch der Expedient die rechtzeitige Nachlieferung in einer, auf geleisteten Bürgereid abzugebenden schriftlichen Erklärung zu versprechen hat und bei Nichterfüllung des Versprechens in Strafe, eventuell bis zu 1000 Mark Banko, zu nehmen ist.

(Schluß folgt.)

Verschiedenes.

(Berichtigungen.) In der ersten Zeile des Artikels Genf in der Nro. 22 des „Kolonist" lese man statt „Chroniqueur" „Narrateur" u. unter Tenessee in Nro. 20 statt Handlanger: Handwerker.

---

dem schwermächtigen Blubberhaken wurde der riesige Kopf, der im Wasser noch von der Wirbelsäule abgestoßen worden, ganz an Bord gehoben, so daß sich das Schiff neigte unter der gewaltigen Last, als er über die Seite kam.

Mit Tagesanbruch, wo die ganze Mannschaft schon scharf an dem zweiten Fisch arbeitete, mußten aber wieder ein paar von den Harpunieren, jeder mit einem Fernrohr, nach oben, und vergebens hatten sie schon bis zu Sonnenaufgang den Horizont nach jeder Richtung hin durchsucht und nichts entdeken können, als der Blik des ersten Harpuniers auf einen dunklen Punkt in dem jezt hellblizenden Wasser traf, und diesen festhielt. Die Entfernung war aber selbst für das gute Glas zu groß, etwas Genaueres unterscheiden zu können, nichts desto weniger wurde der Kapitän gleich davon in Kenntniß gesezt, der dann ebenfalls nach oben kam.

Jedenfalls schwamm dort irgend etwas auf dem Wasser, was es auch sein mochte, aber es lag zu windwärts. Sie mußten in der Nacht daran vorbei getrieben sein und, um sich erst davon zu überzeugen, was es sein könne, wurde der zweite Harpunier mit seinem Boote beordert, hinzufahren. Wenn auch nicht das vermißte Boot, denn so sah es nicht aus, war es möglicher Weise ein todter Wallfisch und lohnte nicht allein die Mühe darnach zu sehen, sondern konnte sie auch auf die Spur der Verlornen bringen, da der Fisch, wenn er von ihnen geworfen worden, jedenfalls noch eine der Schiffsharpunen oder „Eisen" in sich trug.

Der Befehl wurde hinunter an Dek gerufen, und wenige Minuten später stieß das Boot schon vom Bord und schoß, von den vier kräftigen Riemen getrieben, pfeilschnell der Richtung zu, die ihm von dem Hauptmast aus durch den ausgehaltenen Korb fortwährend angedeutet ward; der Kapitän aber blieb oben in der großen Bramstengenfalung, um den einmal gefaßten Punkt nicht wieder aus dem Glas zu verlieren und den Erfolg des Bootes beobachten zu können.

Wohl eine halbe Stunde war dieses indeß, nur dem Zeichen vom Bord aus folgend, gerudert, ohne selber etwas nach vorne wahrnehmen zu können, als endlich der vorne im Boot auf der Bank stehende Harpunier einen dunklen Gegenstand gerade vor sich und dicht über dem Wasser zu erkennen glaubte. Der eingezogene Korb an Bord zeigte ihnen ebenfalls, daß sie die rechte Richtung hätten, und nicht lange mehr dauerte es, so rief der Harpunier plötzlich, indem er sich nach seinen Leuten halb umwandte und mit dem Arm nach vorne deutete:

„Greift aus, meine Burschen, greift aus — das ist bei Gott ein Mensch, der da auf einem Floß oder Boot oder sonst was steht — greift aus, denn wie mir scheint, kommen wir eben noch zur rechten Zeit!" Dann ein lautes „Halloh!" ausstoßend, suchte er dadurch den Gegenruf von da drüben zu erweken; aber kein Laut antwortete ihm, und indem sie nun alle Kraft in den Druk der Ruder legten, daß sie sich fast zum Zerspringen bogen, schäumte das scharfgebaute schlanke Fahrzeug seinem wunderlichen Ziel entgegen.

„Ein Mann! ein Mann! riefen aber auch die Leute jezt im Boot, die neugierig den Kopf nach ihm wandten, und: „damn my eyes!" brummte der Bootssteurer, der ebenfalls mit dem Steuerriemen in der Hand hoch im Boot stand — „if that ain't Patrik!" (Verdamm meine Augen, wenn das nicht Patrik ist.)

(Fortsezung folgt.)

Schweiz. Glarus. (Statistisches.) Die Auswandererkarawane von Engi, Kanton Glarus, die am 3. dieß nach Brasilien abgereist ist, beträgt laut Postkontrolle . . . . . 231 Köpfe.
Aus andern Gemeinden sind bis zum 2. April Schriften nach Brasilien ertheilt worden für . . . . . 21 „
Nach Nordamerika für . . . . . 53 „
305 Köpfe.

— Wallis. (Schweizerische Mönchsauswanderung.) Wie von Einsiedeln aus im nordamerikanischen Staate Indiana ein neues Kloster St. Meinrad gegründet worden ist, so hat in neuester Zeit der Abt von St. Moriz im Kanton Wallis in Algerien eine ähnliche Unternehmung begonnen. Nach der Schwizer Zeitung verhält es sich damit folgendermaßen: „Es ist Jedermann bekannt, daß der heilige Augustin, dessen Andenken heute noch unter den Arabern gesegnet ist, in Hyppone in Afrika ein klösterliches Leben geführt hat. Nun wünscht der Hochw. Herr von Pevi, Bischof von Algerien, den Augustinerorden dort wieder zum Leben zu erwecken. In dieser Absicht machte er unserm Prälaten, Bischof von Bethlehem in partibus infidelium und Abt von St. Moriz, den Antrag, dort eine Filiale und eine Augustinermission zu gründen und zugleich in einer daselbst schon existirenden Waisenanstalt 90 Zöglingen einen religiösen Unterricht zu ertheilen. Die französische Regierung ist nicht nur durch ihre Bewilligung, sondern auch durch großmüthige Schenkungen zu Hülfe gekommen; sie hat nämlich 505 Morgen Landes mit dort befindlichem Vieh und Hausgeräthschaften dem Prälaten eingeräumt, nebst 25,000 Fr. zur Vergrößerung und Ausbesserung der Gebäude und 18,000 Fr. jährlich als Entschädigung für den Unterhalt der Jünglinge. Alles steht unter der Garantie und dem Schuz der französischen Regierung. Das Land liegt 2000 Fuß über dem Meere. Das Klima ist also mittelmäßig warm und den Schweizern ganz zuträglich. Unser Prälat schreibt von dort: „Ich verwundere mich über die Schönheit und Fruchtbarkeit des Landes und über die Annehmlichkeit des Klimas.“" — Ueber das angenehme und gesunde Klima täuschen sich vermuthlich sowohl der Korrespondent der Schwizer Zeitung, als der gute Abt von St. Moriz, wie uns die Geschichte der Schweizerkolonien bei Stiff lehrt, welche Gegend auch 2000 Fuß über dem Meere liegt, ohne deßwegen ein für Schweizer zuträgliches Klima zu besizen.

Preußen. Aus Berlin ist dieser Tage ein 93jähriger Schuhmachermeister mit seiner gleichfalls hochbetagten Frau und seiner ganzen Nachkommenschaft nach Adelaide in Australien aufgebrochen.

Nordamerika. Englische Besitzungen. Zeitungen aus Halifax melden, daß das furchtbarste Elend längs der Küste zwischen Miramich und Schippagan herrscht. Die arkadischen und kanadischen Franzosen leiden entsezliche Entbehrungen; sie haben nicht einmal Saatfrüchte, um ihre Felder für den kommenden Sommer einsäen zu können.

— Vereinigte Staaten. Die unter der Benennung „Transatlantisch unterseeische Telegraphenkompagnie“ bekannte Gesellschaft englischer und französischer Kapitalisten hat mit der New-York, New-Foundland- and London-telegraph-company einen Vertrag abgeschlossen, durch welchen erstere sich verpflichtet, auf ihre Kosten und Gefahr ein unterseeisches Tau von Irland nach St. Johns auf Neufundland zu legen, und diese Linie spätestens bis zum 22. Januar 1858 in Wirksamkeit treten zu lassen. Lezere Gesellschaft hat sich schon früher verpflichtet, ein Tau von Neufundland nach Cap Breton oder der Prince-Edward-Insel zu legen, von wo es sich an die bestehenden Linien anschließt. Das für diese Unternehmung zu verfertigende Tau wird 102 Ctr. pr. Meile wiegen, und wird kompakter und solider gearbeitet als das zwischen England und Frankreich. Diese leztere Linie arbeitet jezt 4 Jahre, ohne Veränderungen oder Reparaturen zu bedürfen, und scheint durch die Zeit, Abnuzung und chemische Einwirkung nicht zu leiden. Jede dieser beiden Gesellschaften bleibt Eigenthümer der Linie, die sie hergestellt haben wird, aber ihr Vertrag verpflichtet sie, gemeinsam mit Ausschluß jeder andern Linie zu operiren während einer Dauer von 50 Jahren, der Dauer des Gesellschaftsvertrags der amerikanischen Gesellschaft.

— Missouri. Heilbronn heißt eine neue Stadt oder vielmehr ein vermessenes Stük Land mit einigen wenigen Häusern in Callaway County, Missouri. Heilbronn ist eine Spekulation des Grafen A. Baudisin, dessen Büchlein über Missouri wir in einer der lezten Nummern des vorigen Jahrganges besprochen haben, und hat seinen Namen von einer in der Nähe befindlichen Quelle, die etwas Kohlensäure enthält und die neue Stadt zu einem berühmten Badort machen soll.

— Jowa. (Die Cholera auf dem Mississippi.) Ein Blatt in Dubuque schreibt, daß unter den Einwanderern, welche den Mississippifluß hinaufziehen, die Cholera ausgebrochen sei. Am Montag, den 16. April, starben am Bord des Steamers „Mohawk“ zwischen Keokuk und Dubuque sieben Personen an der Cholera. Auf dem „Royal Arch“ kamen auf der Fahrt nach St. Paul 17 Fälle vor. Auch die „Burlington Gazette“ vom 24. April sagt, daß unter den Passagieren der Fluß-Boote die Cholera wieder ausgebrochen sei.

— Kalifornien. (Eine Eisenbahn.) Zur Erleichterung des Verkehrs mit den Minen Oberkaliforniens hat sich eine Gesellschaft zum Bau einer Eisenbahn durch das Sakramentothal nach Norden hinauf gebildet. Die Bahn soll dem American River auf der Südseite in seinen Krümmungen folgen und 18 englische Meilen von Sakramento in eine Zweigbahn nach den südlichen Minen münden. Bei Fortsezung der Bahn soll dieselbe den Bear-River überschreiten. Die Bahn wird nur 10 englische Meilen von Auburn, 12 von Nevada und nahe bei den wichtigsten Minen von Eldorado, Placer- und Nevada-County vorbeigehen. Schienen, Lokomotiven, Wagen ꝛc. sind zum Theil schon in San Franzisko angekommen, andere bereits unterwegs; 40 englische Meilen der Bahn sind schon in Akkord gegeben. Man verspricht sich von der Sakramento-Bahn einen sehr bedeutenden Menschen- und Güterverkehr.

— Kansas. (Sittenzustände.) Es wird in den Vereinigten Staaten allgemein angenommen, daß die Sklavereipartei ihre Sache in Kansas auf der Spize des Bajonetts durchzuführen entschlossen ist. Die lezten Wahlen, mit beispiellosem Betrug an der Wahlurne ausgeführt und charakterisirt durch Szenen, welche mit den barbarischen Sitten des Mittelalters harmoniren, haben die Absicht jener Partei klar dargelegt. Sie wollen den freien Boden von Kansas bezwingen, mag es an Geld, Blut und Infamen kosten, was es wolle. Kein Recht, mag es ein durch die Konstitution verbürgtes oder natürliches sein, wird in Erreichung des vorgesezten Zweckes respektirt werden. Sie spielen ein Spiel offenen entschlossenen Kampfes mit eben den Mitteln, welche seit Anfang der Welt von Räubern aller Art benuzt worden sind. So ist namentlich auch die Offizin des in Parkville erscheinenden „Luminary“, welcher die Freiheit in Kansas vertheidigt, zerstört, die Presse in den Missouri geworfen worden; der Redaktor wäre unzweifelhaft getheert und gefedert worden, wäre man seiner habhaft geworden. Er ist für einen Verräther erklärt, mit Erschießung bedroht, wenn er sich nach 3 Wochen noch daselbst finden läßt, und mit Hängen, falls er nach Kansas kommen sollte. In einem Meeting ward ferner außgemacht, daß keine Methodistenprediger in der Grafschaft predigen dürfen bei Vermeidung des Theerens und Federns im ersten und des Hängens im zweiten Betretungsfalle. (D.A.)

— Der N.-Y.-Tribune wird aus Leavenworth geschrieben: „In dem jungen Kansas gehen die Dinge mit einer Schnelligkeit vorwärts, die dem Unternehmungsgeiste des amerikan. Volkes alle Ehre macht. Ob der Fortschritt Bestand haben wird, muß die Zukunft lehren. Ein Geist der Spekulation in Land und Städten hat unser Volk erfaßt, und wären alle Städte, die vermessen und ausgelegt worden, auf der Karte verzeichnet, so müßte Kansas den Schein eines sehr bevölkerten Landes geben. Die Wände jeder Schenk- und Grogstube — und deren gibt es eine Unmasse in der Nähe der Grenze gegen Missouri — sind bedekt mit ungeheuren Plänen von Port William, Rock City, Jacksonville, Topoka, Summersville, Delaware, Osauque und Gott weiß von welchen Städten mehr, die bis jezt alle lediglich auf dem Papier und in der Phantasie von Projektmachern existiren. Einige der ausgelegten Städte werden ohne Zweifel günstige Pläze abgeben. Unter diesen mögen Wyandot, an der Mündung des Kansas, und Pawnee, 150 Meilen weiter aufwärts am Kansas, bei Fort Rilley genannt werden. Diese beiden Pläze besitzen Anziehungskräfte und Vorzüge, die ihr rasches Aufblühen trotz der Rivalität verursachen werden. Pawnee ist der beste Plaz für die Regierung.“ Wie schon öfter von uns darauf aufmerksam gemacht worden, daß alle Anpreisungen von Gegenden und Städten mit Mißtrauen aufgenommen werden müssen, wenn sie nicht von Leuten herrühren, die als völlig zuverlässig und kundig bekannt sind, so möchten wir auch hier diese Bemerkung wiederholt haben. Daß von einem Anonymus zwei Pläze vorzugsweise als günstig bezeichnet werden, mag vollkommen richtig sein, der Schreiber kann aber auch ein Privatinteresse dabei verfolgen.

Anekdote.

Zwei nordamerikanische Advokaten, die HH. Smith und Sherman, standen einander vor Gericht gegenüber. Smith griff Sherman's politischen Charakter an. Sherman erwiderte: „Ich bin nicht bereit über Politik zu streiten, aber ich bin bereit, auf juristische Fragen einzugehen; wenn's beliebt, Haare zu spalten.“ Smith riß sich eins seiner struppigen Haare aus und rief: „So spalten Sie dies!“ Sherman entgegnete: „Ich rufe den hohen Gerichtshof zum Zeugen an, daß ich nicht Borsten gesagt habe.“

Wichtige Anzeige

für auswanderungslustige Ingenieure, Handwerker und Straßenarbeiter.

Im Auftrage der Provinzialregierung von St. Paulo in Brasilien ist der Unterzeichnete bevollmächtiget, eine Anzahl tüchtiger Ingenieure und guter Handwerker, nämlich:

40 Pflästerer, worunter 2 Meister,
30 Steinhauer, „ 2 „
20 Maurer, „ 1 „
10 Zimmerleute „ 1 „
118 Straßenarbeiter,
7 Ingenieure oder Inspektoren,

erstere mit einem jährlichen Gehalte von 2600 bis 3600 Franken — mit vorschußweiser freier Ueberfahrt, von Hamburg ab, nach obiger Provinz zu spediren. Es wird hauptsächlich auf gesunde, kräftige und gut bekannte Leute, im Alter zwischen 18—40 Jahren, gesehen. Die Meister dürfen Familien haben, jedoch müssen die Kinder schon arbeitsfähig, d. h. über 10 Jahre alt sein. Die Abreise findet Statt, sobald die Anzahl vollständig ist. — Zur Bewerbung um diese günstige Gelegenheit, in eine bessere Lage versetzt zu werden, ist zunächst erforderlich, daß sowohl Tauf-, Leumunds-, Tüchtigkeits- und Gesundheits-Zeugniß (Letzteres von einem Bezirksarzte ausgestellt), sowohl für einzelne Personen als auch für ganze Familien, schleunigst direkte und portofrei an Unterzeichneten eingesandt werden, worauf diejenigen, welche berücksichtigt werden können, Veranlassung erhalten, zu konkurriren.

Anmeldungen aus dem Kanton St. Gallen in frankirten Briefen oder mündlich nimmt Hr. Advokat Suter in Richtenstieg an.

Zürich (Unterstraß Nro. 132), im Mai 1855.

E. de Paravicini.

Obige Zahl ist durch die bis jezt erfolgten Anmeldungen bis an wenige Stellen von jeder Berufsart ausgefüllt. Wer demnach diese Arbeitsofferte noch benützen will, möge sich unverzüglich an den Unterzeichneten wenden.

Richtenstieg, den 7. Juni 1855.

Suter, Fürsprech.

Abonnementspreis.

Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich . . . . . 4 Fr. — Rp.
Halbjährlich . . . . . 2 „ — „
Vierteljährlich . . . . . 1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".

Einrückungsgebühr:

10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 24. | Samstag den 16. Juni. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Fünfter Jahrgang. | 1855.

Genua als Auswanderungshafen.

Mancher aufmerksame Leser des „Kolonist" wird sich einer Korrespondenz aus Locarno über die Tessiner Auswanderung erinnern, welche in der ersten Nummer des laufenden Quartals erschien und von der Redaktion mit folgenden Fragen begleitet war: „Wie lange wird es noch dauern, bis die Tessiner Auswanderer den ihnen von der Natur angewiesenen Weg nach dem nahen Genua einschlagen, statt der weiten und theuren Reise über die Alpen nach Havre nach einem deutschen oder niederländischen Hafen? Könnte da ein Rheder oder Auswanderungsagent nicht eine gute Spekulation machen, wenn er einmal einen rechten Trupp Tessiner sich in Genua einschiffen ließe?

Wir hätten uns damals nicht träumen lassen, daß schon nach kaum einem Vierteljahre Genua wirklich in die Reihe der europäischen Auswanderungshäfen eintreten würde. Daß dieß nun in diesem Augenblik geschieht, erfahren wir durch die nachfolgende Korrespondenz aus Genua, und ein italienisches Zirkular des Hauses Morganti, Casa und Komp., welches das erste Emigrantenspeditionsgeschäft in Genua zu eröffnen im Begriffe steht.

Korrespondenz aus Genua.

Wir lesen in den hiesigen Blättern die Ankündigung, daß das Schweizerhaus Morganti, Casa und Komp., welches sich hier etablirt hat, Auswanderungstransporte nach Australien befördern wird. Nebst der Anzeige über die Beschaffenheit des Schiffes und seiner Abreise sind auch die Gründe angeführt, die dieses Haus bewogen haben, eine neue Schiffslinie über Genua nach Australien zu eröffnen.

Da diese neue Institution für die schweizerische Auswanderung nach jenem Lande von Interesse sein kann, so wollen wir nicht unterlassen, Ihnen die Uebersezung davon einzusenden, sie lautet:

„Die steigende Ueberhandnahme der italienischen, „schweizerischen und deutschen Auswanderung hat schon „seit einiger Zeit die Aufmerksamkeit der Regierungen „sowohl als der Privaten auf sich gezogen, welche allem „aufbieten, um die Reise nach überseeischen Ländern „denjenigen unseren Mitmenschen zu erleichtern, welche „in eine gastfreundlichere, ferne Heimath ziehen, um „dort Arbeit und Brod zu suchen."

„Hemmende Geseze wurden aufgehoben, unwürdige „Spekulationen verboten, und große Gesellschaften zum „Schuze der Auswanderer gebildet, damit diese sicherer „den heimathlichen Herd verlassen können. Die Zahl „derjenigen, welche in den Häfen von Amerika, „England, Frankreich und andern Ländern die Anker „nach dem Goldlande Australien lichteten, war in die„sem lezten Jahre wahrhaft außerordentlich. Wem jedoch „bekannt ist, wie die Gefahren der Schifffahrt in der „Nordsee so manigfaltig, wie die Schiffe öfters genöthigt „sind in den Häfen Zuflucht zu suchen, der kann leicht „begreifen, daß dieser Weg den Auswanderern große „Unannehmlichkeiten bereitet."

„Wenn dann noch die lange Reise über hohe Berge „und der Verkehr mit fremden Leuten, die verschieden „in Sitten, Charakter und Sprache sind, in Betracht „gezogen wird, so muß es wohl nicht auffallend erschei„nen, wenn die Schwierigkeiten unfehlbar dazu beitra„gen werden, die italienische Auswanderung, ja sogar „den größten Theil der schweizerischen, in Zukunft von „jenen Häfen des Nordens abzuhalten. Andererseits ist „die piemontesische Eisenbahn, welche mittelst der Dampf„kraft auf dem Langenser sich mit der Schweiz verbin„det, so zweckdienlich, daß dadurch ohne Zweifel die Aus„wanderung der Schweiz, der Lombardei und eines gu„ten Theiles von Deutschland veranlaßt werden wird, „mit Vorliebe über Genua ihren Weg zu nehmen."

„Zu groß in der That sind die Vortheile, welche „Genua den Sieg über die Häfen des Nordens sichern, „um von den Auswanderer nicht gewürdigt zu werden; „hier eine kurze Reise von wenigen Stunden, verbunden „mit Zeit- und Geldersparniß (von Magadino nach „Arona gelangt man mit schön gebauten Dampfschiffen „und von Arona nach Genua vermittelst der Eisenbahn)*); „hier eine aufgeklärte Bevölkerung; hier keine Unan„nehmlichkeiten von Seiten einer liberalen Regierung; „hier gleiche Sitten und Gebräuche; hier gutgebaute „Schiffe, Schnellsegler von amerikanischem tüchtigem „Personal geführt; hier ruhigere Meere; hier sichere „Vorsichtsmaßregeln zum Schuze der Gesundheit; hier „Vorschriften, deren Beobachtung sorgfältig überwacht „wird; hier die Reise ebenso kurz, wo nicht kürzer als „anderswo."

„Es ist gewiß, daß schon zahlreiche Transporte „ihre Richtung über Genua genommen hätten, wenn die „anderseitige Einrichtung der verschiedenen Bureaux und „Agenturen die Auswanderer nicht nach jener Richtung „ziehen würden. Diese Institution ist jedoch auch hier „nicht mehr bloßer Wunsch."

„Die Unternehmer glauben es in ihrer Pflicht, von „dem heutigen definitiven Bestehen derselben Kenntniß „geben zu müssen, damit diejenigen, welche, geschützt vor „Betrug und unnützen Ausgaben; lieber über Genua „nach den australischen und südamerikanischen Gefilden „auswandern wollen, wissen, wohin sie sich zu wenden „haben. Die Unternehmer sind karg mit Versprechun„gen, sondern halten es lieber mit der wirklichen That, „welche beweisen wird, daß sowohl ihre neue Institu„tion als auch der hiesige Platz das Zutrauen der schwei„zerischen Auswanderung rechtfertigen wird."

*) Lezten Sonntag ist öffentlichen Blättern zufolge das einzige noch fehlende Stük der Eisenbahn zwischen dem Lago Maggiore und dem mittelländischen Meer, nämlich die Strekе von Arona nach Oleggio dem Verkehr übergeben worden, so daß man also jezt per Dampf von Magadino oder Lokarno im Kanton Tessin bis nach Genua gelangen kann. A. d. R.

Bemerken wir, daß in dieser Ankündigung das Haus Morganti, Casa und Komp. seine eigene Absichten hat, den Weg über Genua nach den überseeischen Ländern oben an zu stellen, so können wir doch nicht leugnen, daß sowohl die neuerrichtete Schifffahrtslinie nach Australien als auch die vielen Schiffsgelegenheiten nach Amerika, und ganz besonders nach Südamerika, in Zukunft diesem bisanhin umgangenen Hafen Wichtigkeit geben werden.

Auch scheinen die Rheder Genuas dieses neue Emporkommen ihrer Schifffahrt durch die Auswanderung eingesehen zu haben; neuerbaute Schiffe mit zweckmäßiger Einrichtung für Passagiere werden vom Stapel gelassen, und die Regierung ihrerseits ist nicht weniger bereit, als diejenigen anderer Staaten, ihr möglichstes zum Aufblühen ihrer Ankerplätze beitragen zu wollen; das Marinereglement, welches dieselbe unterm 16. April l. J. publizirte, ist so geartet, daß der Auswanderer sich mit Beruhigung den genuesischen Schiffern anvertrauen kann.

Um Mitte Juli wird, wie unser Korrespondent bemerkt, ein schöner Dreimaster mit Passagieren und Waaren nach Australien absegeln. Wir wünschen der neuen Unternehmung bestes Gedeihen, besonders im Interesse unserer italienischen Landsleute, für welche jedenfalls Genua als Einschiffungsort ebenso nahe und bequem liegt, als ihre bisherige Reise über die Alpen nach den Häfen an der Nordsee unnatürlich weit, theuer und beschwerlich war. Das Haus Morganti, Casa und Komp. hat ganz Recht, wenn es in seinem Prospektus diesen Umstand hervorhebt und ebenso in seiner Schilderung der Schwierigkeiten, welche italienischen Auswanderern in den nordischen Häfen entgegenstehen. Davon wüßte auch unser wakere Hamburgerkonsul, Hr. Ruch, etwas zu erzählen, der noch vor nicht langer Zeit Differenzen, die in Hamburg zwischen einem solchen Transport von Tessiner Auswanderern und einem Speditionshause entstanden waren, auf sehr anerkennenswerthe Weise beigelegt hat. — Wenn aber das Programm ein so großes Gewicht auf die schnellere Seereise durch das mittelländische Meer im Vergleich zu derjenigen von der Nordsee aus legt, so läßt dasselbe offenbar die Meerenge von Gibraltar außer acht; denn es ist bekannt, daß die Schiffe wegen der herrschenden Gegenwinde oft Wochen lang vor dieser liegen müssen, bis sie sie passiren können. Ob Auswanderer, wenn sie in größerer Anzahl, in Masse, in Genua ankommen, dort ebenso sicher Unterkunft und genügende Verpflegung bis zur Abfahrt finden, wie in den nordischen Häfen, in denen die Beherbergung von Auswanderern seit Jahrzehnden einen wichtigen Erwerbszweig bildet, das wissen wir nicht genau, müssen es aber bezweifeln. Indessen machen in dieser Beziehung Italiener und italienische Schweizer nicht so große Ansprüche, wie unsere Leute diesseits der Alpen und was diese lezteren Auswanderer betrifft, so wird für

einmal wohl noch keiner über Genua gehen. Damit wird man warten, bis die Eisenbahn über den Lukmanier erstellt ist, also voraussichtlich noch ziemlich lange und indessen hat Genua Zeit, seine Proben darüber abzulegen, ob es im Auswandererspeditionswesen auch für jene zu den nordischen Häfen in würdige Konkurrenz zu treten im Stande ist, oder nicht.

Wir ersuchen unsern Herrn Korrespondenten in Genua um Einsendung des von ihm erwähnten Marinereglements der piemontesischen Regierung, soweit es die Auswandererspedition berührt. Es interessirt uns namentlich, ob dasselbe die Selbstbeköstigung der Auswanderer verbietet, was man aus dem Zirkular der Herren Morganti, Casa und Komp. schließen dürfte, indem dasselbe ein Namensverzeichniß der Schiffsprovisionen (ohne Angabe der Quantitäten) enthält, das wir zugleich mit dem sardinischen Schiffsgesetz unsern Lesern mittheilen werden.

Neue Kolonisations-Unternehmungen in Brasilien.

Nach den mit dem jüngsten Brasil-Steamer uns zugegangenen Berichten aus Rio de Janeiro war daselbst ein „Zentralverein für die Kolonisation des Reichs" in der Begründung begriffen. Die erste Anregung dazu war aus dem Schooße des Reichslandvermessungsamtes, bekanntlich der obersten mit den Kolonisationsangelegenheiten beauftragten Behörde ausgegangen und zwar spezieller von dem Oberofizial dieses Amtes, dem Dr. Bernardo Augusto Nascenter de Azambuja. Die Statuten des Vereins haben bereits die Genehmigung der Regierung erhalten und ergeben sich aus ihnen als seine Aufgaben folgende:

1. Die Förderung der Herbeiziehung akerbau- und gewerbekundiger tüchtiger Kolonisten, sei es durch Engagements solcher auf Vereinskosten, sei es durch Vermittlung betreffender Aufträge der Regierung oder einzelner Privaten, sowie die Unterstützung der aus eigenem Antriebe kommenden Einwanderer, welche die Beihülfe, die Vermittlung oder den Rath des Vereins in Anspruch nehmen.

2. Die Errichtung eines allgemeinen Einwanderer-Depots in der nächsten Nähe von Rio de Janeiro, verbunden mit einem Aufnahmehause, in welchem die Einwanderer Wohnung und Kost zu festen und billigen Preisen erhalten können, so lange sie noch ihre definitive Bestimmung nicht erreicht haben. Auch soll in dem Depot denen, die es verlangen, Beschäftigung angewiesen werden, damit sie in den Stand gesezt werden, sich ihren Unterhalt im Einwandererhause durch Arbeit zu verdienen.

3. Die Gründung von Zentralpunkten der Kolonisation an verschiedenen dazu geeigneten Orten, sei es auf Grund von Landverleihungen des Staates, sei es durch Ankauf passender Staats- oder Privatländereien. Und zwar sollen die betreffenden Ländereien und Parzellen an solche Kolonisten, welche der Verein auf seine Kosten kommen läßt, sowie an alle diejenigen, welche auf ihnen sich niederzulassen wünschen, vergeben werden. Andererseits wird der Verein dafür sorgen, daß auf eigenen Antrieb kommende Einwanderer, welchen vom Staat etwa keine unbesezte Ländereien zugewiesen werden könnten, weil sie noch nicht parzellirt und zum Verkauf ausgesezt sind, bei ihm stets eine Auswahl von sofort in Besiz zu nehmenden Ländereien vorfinden.

Zur besseren Erreichung dieser Zwekke wird der Verein es sich angelegen sein lassen, in den Hauptstädten solcher Provinzen Brasiliens, nach welchen entweder die Einwanderung bisher bereits in größerer Menge ihre Richtung genommen oder in denen die Bedürfnisse der Kolonisation es sonst erheischen, Filial-Depots mit den gleichen Einrichtungen wie in Rio de Janeiro in's Leben zu rufen.

Allem Anscheine nach dürfte aber dieses von Dr. Nascentes de Azambuja begründete umfassende Kolonisationsunternehmen nicht das einzige bleiben. Nach den uns vorliegenden Berichten ist vielmehr noch ein zweiter gleich umfassender Plan zur Besiedlung der dazu geeigneten Provinzen Brasiliens auf den durch die Erschließung der Staatsländereien gebotenen erweiterten Grundlagen im Werke und schweben darüber Unterhandlungen mit der Regierung. Ueber die Details dieses Plans war noch nichts an die Oeffentlichkeit gelangt, nur wußte man soviel, daß derselbe von dem bekannten, bereits um die Kolonisation der Provinz San Paulo im höchsten Grade verdienten Hause Vergueiro in die Hand genommen werden sollte.

Gleichzeitig sind zwei neue Lokalunternehmen, das eine im ersten Werden, das andere im bereits höheren Stadium der Entwiklung begriffen. Das erstere bezwekt die Niederlassung europäischer Einwanderer in der Provinz Rio Grande do Sul auf den am Cahy in unmittelbarer Nähe der Kolonie San Leopoldo belegenen Staatsländereien. Ein Graf Montravel hat nämlich von der Regierung 20 Quadrat-Leguas gekauft und beabsichtigt das so erworbene Stük in Parzellen an Einwanderer wieder zu verkaufen. Der mit der Vermessung des Landes und Abstekung der einzelnen Parzellen beauftragte Regierungsingenieur ist von Rio de Janeiro dahin abgegangen.

Das andere Unternehmen liegt in den Händen der Mucury-Dampfschifffahrtsgesellschaft. In einem mit der Regierung abgeschlossenen Vertrage sind ihr ausgedehnte Ländereien am oberen Mucury und seinen Nebenflüssen in der Provinz Espiritu Santo abgetreten und sind von ihr die vorbereitenden Errichtungen für die Aufnahme von Kolonisten in einer ersten daselbst anzulegenden Kolonie vollendet worden. Auch sind bereits die ersten Schritte geschehen, um Ansiedler für dieselbe zu werben. Zwei angesehene Landwirthe aus dem Königreich Sachsen haben die zu kolonisirenden Gegenden bereist und sind, nachdem sie von der Gunst der daselbst den Ansiedlern gebotenenen Voraussezungen durch eigene Erfahrung sich überzeugt, in ihre deutsche Heimat zurükgegangen, um von dort in Gemeinschaft mit einer größeren Zahl von Landsleuten nach dem Mucury definitiv überzusiedeln. Das Klima ist gemäßigt und durchaus gesund, die Ländereien durch Fruchtbarkeit ausgezeichnet und die Handelslage, da der Mucury, seit er regelmäßig mit Dampfschiffen befahren wird, die große Verkehrsstraße der volk- und gewerbereichsten Provinz Brasiliens, des von Metallschäzen strozenden Minaes Geraes nach dem Meere ist, eine treffliche. (Hansa.)

Revidirte Verordnung in Betreff der Verschiffung der über Hamburg direkt nach andern Welttheilen Auswandernden.

(Schluß.)

§. 13. Nach Maßgabe des Bundescartells als Deserteurs oder entwichene Militärpflichtige anzusehende Personen, sowie auch solche, die sich der Strafe begangener Vergehen oder Verbrechen zu entziehen suchen, dürfen nicht als Passagiere angenommen werden; eben so wenig solche, die an schmuzigen oder ansteckenden Krankheiten leiden, und überhaupt keine Personen, denen nach den Gesezen des Bestimmungsortes die Einwanderung untersagt ist. Im Betretungsfalle werden alle die vorgedachten Personen, insofern sie nicht Hiesige sind, nach Umständen in polizeilichem Wege in ihre Heimat zurükgeschikt.

Hiesigen Unmündigen wird die Einschiffung nur mit Zustimmung ihrer Eltern, Vormünder oder diese vertretenden Personen oder Behörden gestattet; Personen, welche körperlich hülflos sind, nur insofern sie sich in Beziehung für sie sorgender Angehöriger befinden.

Bei Einreichung des Verzeichnisses der zu befördernden Auswanderer (§. 5) hat der Kontrahent demselben eine von ihm unterzeichnete Erklärung auf seinen geleisteten Bürgereid hinzuzufügen:

„daß sich nach seinem Wissen unter den in diesem Verzeichniß aufgeführten Personen keine befinden, deren Beförderung verboten ist, und daß er mit diesem Schiffe auch keine solchen Personen wissentlich befördern wolle."

Wer dem in diesem Paragraphen enthaltenen Verbote wissentlich zuwiderhandelt, verfällt nicht nur in eine angemessene Strafe (§ 18.), sondern ist auch für alle dem Staate deßhalb entstehenden Kosten verantwortlich.

§. 14. Die von hier zu befördernden Auswanderer haben sich sofort nach ihrer Ankunft bei der Polizei-Behörde zu melden und deren Anweisungen Folge zu leisten.

§. 15. Wenn sich der Abgang des Schiffes von der Stadt verzögert, so hat der Kontrahent, von dem im Kontrakte bestimmten Termin der Expedirung an, jedem Passagier, sofern er ihn nicht an Bord oder am Lande beherbergt und beköstigt, eine Vergütung von 12 Schill. pr. Tag zu bezahlen. Bis zu dem kontraktlich bestimmten Termin haben die Auswanderer selbst für ihren Unterhalt zu sorgen. Dieselben werden deßwegen dringend aufgefordert, sich vor ihrer Ankunft in Hamburg mit den sowohl hiezu, als auch zur Bezahlung der Ueberfahrt, erforderlichen Geldmitteln zu versehen, ohne welche ihnen der Aufenthalt hieselbst nicht gestattet werden kann.

Wird der Abgang des Schiffes über 10 Tage hinaus verzögert, so ist der Kontrahent verpflichtet, unbeschadet der von ihm bis dahin zu leistenden Vergütung von 12 Schill. per Tag, den Auswanderer auf dessen Verlangen seines Kontraktes zu entbinden und ihm das einbezahlte Passagegeld unverkürzt sofort baar zurük zu bezahlen, es sei denn, daß der Expedient für die Verzögerung liquide Gründe beibringen könnte, welche nach Ansicht der Deputation für das Auswandererwesen die Ertheilung einer längeren Frist rechtfertigen.

§. 16. Der Expedient hat bei eigener Verantwortlichkeit dafür zu sorgen, daß der Kapitän die nachstehenden Verpflichtungen übernehme:

1) zu verhindern, daß nach erfolgter Besichtigung des Proviants keine gut befundenen Vorräthe von Bord des Schiffes gebracht werden;

2) zu veranlassen, daß der mitgenommene Proviant den Passagieren gehörig zubereitet und in den, den Vorschriften des §. 8 entsprechenden Rationen zugetheilt, im Falle einer etwa nothwendig gewordenen Verringerung der lezteren aber ein dießfallsiger, die Angabe der Gründe enthaltender, vom Kapitän und dem Obersteuermann zu unterzeichnender Vermerk sofort in das Journal eingetragen werde;

3) die erforderliche Einrichtung, Reinigung, Lüftung, Räucherung und Erleuchtung der für die Passagiere bestimmten Räume zu veranlassen und zu überwachen;

4) nach der Ankunft am Bestimmungsorte den Passagieren, auf ihr Verlangen, noch zwei volle Tage Herberge und Beköstigung in Gemäßheit dieser Verordnung am Bord des Schiffes zu gewähren, wenn nicht lezteres den Hafen früher verlassen sollte;

5) auf der Reise die Passagiere human zu behandeln und auch für ein gehörig anständiges Betragen der Mannschaft Sorge zu tragen.

§. 17. Jeder Passagier hat das Recht, eine schriftliche Ausfertigung des von ihm geschlossenen Kontraktes in deutscher Sprache, sowie die Einsicht dieser Verordnung zu verlangen, welche überdies in einigen Exemplaren durch Anschlag am Bord eines jeden Auswandererschiffes zur Kenntniß der Passagiere zu bringen ist.

§. 18. Uebertretungen der Vorschriften dieser Verordnung sind nach Umständen mit Geldstrafen, welche bis auf 1000 Mark Banko steigen können, oder mit entsprechender Gefängnißstrafe zu ahnden.

Beschwerden der Auswanderer gegen den Kontrahenten, oder dieser gegen jene, sind — insofern nicht durch die Beamten des Nachweisungs-Bureau's eine gütliche Ausgleichung erzielt wird — zunächst bei dem Polizeiherrn anzubringen. Sollte das Schiff hier bereits abgegangen und in Curhafen eingelaufen sein, so sind die etwaigen Beschwerden bei dem Herrn Amtmann zu Ritzebüttel anzubringen. Deßgleichen können Beschwerden über das, dieser Verordnung oder dem geschlossenen Kontrakte nicht entsprechende Verfahren des Schiffers oder sonstiger Mandatare des Kontrahenten während der Reise, falls sie sich nicht am Bestimmungsorte erledigen, entweder direkt oder durch Vermittlung eines hamburgischen Konsulats, bei dem Polizeiherrn angebracht werden, welcher deren Untersuchung und eventuelle Bestrafung verfügen oder wegen der Geld- oder Gefängnißstrafe, sowie wegen der sonst etwa erforderlichen Maßregeln, nach Befinden der Umstände das Weitere veranlassen wird.

§. 19. Rücksichtlich der von Curhafen expedirten, in die Kategorie des §. 1 gehörigen Schiffe stehen dem Herrn Amtmann zu Ritzebüttel diejenigen Befugnisse zu, welche durch diese Verordnung hinsichtlich der von Hamburg expedirten Schiffe dem Polizeiherrn und der Kommerz-Deputation zugewiesen werden.

Gegeben in unserer Raths-Versammlung
Hamburg, den 30. April 1855.

Verschiedenes.

Schweiz. Bundesstadt. (Handelsvertrag mit den Vereinigten Staaten Nordamerikas.) Der nächsten Bundesversammlung sollen die Abänderungen des unterm 25. November 1850 zwischen den Vereinigten Staaten Nordamerika's und der schweizerischen Eidgenossenschaft geschlossenen Handels- und Freundschaftsvertrags, beschlagend die Art. I, V., VI. und XIX. desselben, zur Genehmigung vorgelegt werden. Durch dieselben war festgesezt, daß die Niederlassungs- und Gewerbsverhältnisse amerikanischer Bürger in den Schweizerkantonen nach dem Grundsaze der Gleichstellung reglirt werden sollten, so daß ein Bürger der Vereinigten Staaten unter den nämlichen Bedingungungen aufgenommen und behandelt werden müßte, wie Schweizerbürger, die in einem andern Kanton heimathberechtigt sind. Da die Bundesverfassung dieses freie Niederlassungsrecht lediglich auf Schweizerbürger der beiden anerkannten christlichen Konfessionen beschränkt, dagegen den Kantonen freien Spielraum läßt, so konnte das Niederlassungsrecht auch nur in dieser bestimmten Beschränkung zugestanden werden. Bei der Auswechslung der Verträge erzeigte es sich, daß die Ratifikation von Seite der Unionsregierung unter Streichung obiger Bestimmungen geschehen war, so daß künftighin ein Amerikaner

dem eigenen Kantonsbürger ganz gleich behandelt werden müßte und weder Niederlassungsbewilligung, Ausweis über sittliches Betragen, Recht des politischen Ausweises, beansprucht werden könnte, während für die Schweizerbürger in denjenigen Staaten Nordamerika's, in welchen die Fremden vom Erwerb des Grundbesitzes ausgeschlossen sind, keinerlei Aenderung eintreten sollte. In Betreff dieser Differenzen ist nun folgender Ausgleich zu Stande gekommen: Es ist dem Grundsatze nach das Prinzip der freien Niederlassung ausgesprochen, mit Vorbehalt jedoch der konstitutionellen oder gesetzlichen Verfügungen jedes einzelnen Staates oder des Bundes. Man hofft hiedurch eine Vermittlung unserer Verhältnisse mit den in Amerika geltenden Grundsätzen bewirkt zu haben, indem dadurch die Schweiz die Möglichkeit behält, Fremde nicht aufzunehmen oder wegzuweisen, deren Aufenthalt sich mit den hiesigen Landesgesezen nicht verträgt. Der Unterschied ligt hauptsächlich darin, daß die frühere Version das Recht zur Niederlassung unbedingt feststellte, während diese sich auf das Recht der Niederlassung überhaupt bezieht. In Betreff derjenigen Staaten Nordamerika's, die den Erwerb von Grundeigenthum Fremden unzugänglich machen, ist entgegen dem Freizügigkeitsvertrag von 1847, welcher eine Frist von drei Jahren zur Veräußerung festsezte, im Fall durch Erbschaft Immobilien an Schweizer fallen sollten, das Gesez jedes Staates vorbehalten worden. (Bund.)

Nordamerika. Vereinigte Staaten. (Die nächste Präsidentenwahl.) Die amerikanischen Blätter beschäftigen sich bereits mit der nächsten November stattfindenden Präsidentenwahl und berechnen zu diesem Behufe die Stärke der Parteien so wie das Stimmenverhältniß der sklavenhaltenden und abolitionistischen Staaten. Sie kommen zu dem Resultate, daß die Know-Nothingpartei dieses Mal den Ausschlag geben werde. Die 15 Sklavenstaaten verfügen über 120 Stimmen, die nördlichen Staaten über 176. Wären also leztere einig, so würden sie den Sieg mit 56 Stimmen für einen abolitionistischen Kandidaten davon tragen. Allein da der Staat New-York über 35 Stimmen verfügt und die Know-Nothings eine kompakte Masse von 185,000 Stimmenden daselbst bilden und den Ausschlag geben, so würde — wenn es wahr ist, daß diese den Kandidaten des Südens portiren wollen — der Leztere gewählt werden.

— New-York. (Postalisches.) Laut einer neuen Verordnung des Postamts werden künftig Briefe aus Deutschland mit der Bremerlinie über New-York und mit dem preußischen geschlossenen Postpaket über New-York und Boston in derselben Weise und zu denselben Tarifsätzen, wie die in den Vereinigten Staaten abzugebenden Briefe registrirt (rekommandirt), doch müssen solche Briefe bis zu ihrem Bestimmungsort frankirt werden. Briefe, die in Bremen frankirt wurden, und solche, die mittelst preußischer geschlossener Postpakete empfangen werden (wofern sie von den in diesem Departement vorgeschriebenen Laufzeddeln begleitet sind), werden vom nächstgelegenen amerikanischen Postamt in aller Ordnung registrirt und weiter so behandelt, als ob sie in den Vereinigten Staaten selbst aufgegeben worden wären.

— (Rischmüller+.) Wir erhalten von Bremen die Trauerbotschaft, daß der um die Auswanderung nach Nordamerika vielverdiente Hr. William Rischmüller, einer der Chefs der Firma Rischmüller und Löscher am Abend des 16. Mai seine irdische Laufbahn beschlossen habe. Das betreffende Kommissions-, Speditions-, Wechsel- und Passagegeschäft wird in unveränderter Weise von Hrn. Philipp A. Löscher unter der Firma P. A. Löscher sowohl in New-York, als auch in Quebek in Unterkanada fortgeführt. Die Eröffnung des Quebekerhauses, welchem Hr. Ch. W. Krazer vorsteht, ist der besondern Beachtung derjenigen werth, welche aus mehrfach dargelegten Gründen ihren Weg nach Kanada oder über Kanada nach dem Norden der Vereinigten Staaten nehmen wollen.

Südamerika. Brasilien. Ueber das Verhältniß der Brasilianer zu den deutschen Kolonisten spricht sich der Lehrer Ostermann in einem Briefe an seinen Vater, welchen wir der „Hamburger Zeitung für deutsche Auswanderung und Kolonisationsangelegenheiten" entnehmen, folgendermaßen aus: „Wenn wir Deutschen so im gewöhnlichen Leben mit Brasilianern verkehren, sind dieselben, mit nur höchst seltenen Ausnahmen, sehr artig, freundlich, gefällig und zuvorkommend gegen uns, und ist man als Gast in ihrem Hause, so sezen sie oftmals der Gastfreundschaft keine Schranken, zumal wenn man sich mit ihnen in ihrer Sprache zu unterhalten weiß, welches sie sehr lieben, da sie sehr gesprächig sind und sehr eingebildet auf ihre Sprache, als sei diese die schönste der Erde. Fast immer beobachtet der Brasilianer gegen den Ausländer einen ritterlichen Anstand, so arm, so ungebildet und unwissend er auch sein möge, und bietet dieses manchmal einen lächerlichen Kontrast, wenn man das äußere Erscheinen mit den ritterlichen Manieren vergleicht. Das lange, schwarze Haar hängt verworren und ungekämmt um den Kopf herum, die Kleidung besteht aus einem blendend weißen baumwollenen Hemde und ein Paar baumwollenen, gewöhnlich einfach gestreiften Hosen. Der Kopf ist gewöhnlich mit einem feinen Filz oder Strohhut bedekt. In demselben Habit erscheint er auch zu Pferde, nur daß da mitunter das Lächerliche dazu kommt, daß an einem der bloßen Füße ein Sporn angeschnallt ist. Der Brasilianer ist Gentleman durch und durch, und läßt es sich ganz gut mit ihm leben, wenn man ihn nicht grob und brutal behandelt. Aber leider, leider ist eine gewisse Tappigkeit und Brutalität den Deutschen wie angeboren. Die neu ankommenden Deutschen betrachten den Brasilianer als untergeordnetes Wesen, und sich als Heilande der neuen Welt, an deren Ankunft es hier nur gefehlt, um der Sache einen stärkern Impuls, einen höhern Aufschwung zu verleihen, und voll übermüthigen Stolzes und Hochmuthes bliken sie nicht nur mitleidig auf die Brasilianer herab, sondern auch auf die Deutschen, die schon vor ihnen hier waren, und ihnen den Weg gebahnt haben; das geht so lange, bis sie sich ihre langen Hörner abgestoßen und die Kämpenzähne, wie man hier scherz- und spottweise die Vatermörder zu nennen beliebt, bei Seite gelegt haben. Was nun das Uebelste dabei ist, so versteht der neu ankommende Deutsche weder portugiesisch, noch der Brasilianer deutsch, und empfindet dieser recht gut das anmaßende Wesen der neuen Deutschen, fühlt sich in seinem Innern verlezt und zieht sich von dem Deutschen zurük, dies sucht ihn auch wo möglich dafür einmal derb über's Ohr zu hauen. Ganz angenehm ist es überhaupt den Brasilianern nicht, daß so viele deutsche Einwanderer hieherkommen, weil sie klar und deutlich fühlen, daß sie, wegen der ihnen größtentheils angebornen Faulheit, mit deutschem Fleiß nicht konkurriren könnten. Schon manche von ihnen, die den deutschen Ansiedelungen am nächsten wohnen, suchen ihre Grundstüke zu veräußern, um sich in andern Distrikten nieder zu lassen, wo noch nicht an deutsche Ansiedelungen zu denken ist. Ich, für meinen Theil, der ich jezt das Portugiesische ziemlich gut verstehe, und obenein ein naturalisirter Bürger bin, verkehre ganz gut mit ihnen, und wüßte mich keines Beispiels zu entsinnen, daß mich einer derselben grob oder unanständig behandelt habe, sondern im Gegentheil, wo ich auch mit ihnen zusammen treffe, sind sie immer äußerst artig und zuvorkommend gegen mich. Im Uebrigen sind Brasilianer und Deutsche gleich berechtigt. Der Deutsche ist wie der Brasilianer vollständig Fürst und Eigenthümer seines Grundstükes, auf welchem bis jezt keine Abgabe irgend einer Art lastet. Dem Deutschen steht wie dem Brasilianer die Fischerei auf den Flüssen und an der Seeküste und die Jagd durch die unendlichen Waldungen frei. Seine Profession kann der deutsche Handwerker wie der brasilianische frei, unbehindert und unbelastet treiben. Gründet aber ein nicht naturalisirter Deutscher ein Handelsgeschäft oder eine Gastwirthschaft, so steht ihm das eben so frei, ich weiß aber nicht genau anzugeben, ob er etwas mehr Gewerbsteuer zu geben hat, was ich fast nicht glaube. Eigene Schiffe zu befrachten und zu versenden steht nur dem Brasilianer wie auch den naturalisirten Fremden zu. Vor Gericht mag es auch mitunter wohl vorkommen, daß der Urtheilsspruch leichter zu Gunsten des Einheimischen ausfällt gegenüber dem Fremden, worüber ich mich aber gar nicht wundere, denn derartige Fälle kommen gewiß in allen Staaten vor (die Vereinigten Staaten Nordamerika's liefern nach meinem Wissen die meisten Belege), selbst auch in denjenigen deutschen Staaten, deren Gerechtigkeitsliebe so sehr gerühmt wird. In welchem Lande von Seiten der Regierung am meisten schreiende Ungerechtigkeit vorkommen, ob in den europäischen Staaten oder in Brasilien, will ich dahin gestellt sein lassen. Ein naturalisirter deutscher Kolonist ist in politischer Hinsicht fast ganz gleich berechtigt mit den Eingebornen, er hat das Recht und die Pflicht den Wahlen mit beizuwohnen, und thätigen Antheil daran zu nehmen, kann Geschworner (bei Schwurgerichten), Abgeordneter und Beamter fast des höchsten Ranges werden. Dafür liegt ihm aber auch ob die vorkommenden Nattonalgardendienste mit zu leisten, wenn die Reihe an ihm ist, und er von den betreffenden Vorgesezten dazu aufgefordert wird. Diese Dienste sind aber sehr gering und kaum des Erwähnens werth. Staatsbeamte, so lange sie sich im Staatsdienste befinden, sind davon frei."

Anzeigen.

Wichtige Anzeige
für auswanderungslustige Handwerker und Straßenarbeiter.

Der Unterzeichnete ist durch soeben erhaltenen Auftrag neuerdings im Falle, für die Provinzial-Regierung von **St. Paulo** in Brasilien eine weitere Anzahl Handwerker und Straßen-Arbeiter anzunehmen, welche gleichzeitig mit der ersten, bereits vollständig organisirten Gesellschaft und zu den ganz gleichen, äußerst vortheilhaften Bedingungen abreisen sollen.

Es werden gesucht:

4 Zimmergesellen,
2 Schmiedgesellen,
1 Maurermeister und 15 Maurergesellen,
16 Steinhauergesellen,
2 Pflasterermeister sammt 30 Pflasterergesellen,
70 Straßenarbeiter.

Einzelne dieser Handwerker dürfen auch Familien haben, d. h. wenn leztere keine Kinder unter 8 Jahren zählen, und da die Regierung den größten Theil der Reisekosten gegen spätere Rükerstattung vorschießt, so sind für jede Person blos **Fr. 40 baar zu bezahlen.** — Es werden hauptsächlich gesunde, kräftige und gut bekumdete Leute im Alter von 18—40, höchstens 45 Jahren, verlangt. — Solche, die diese günstige Gelegenheit benuzen wollen, haben sich **sofort** entweder persönlich oder in **frankirten** Briefen und unter Beibringung von Tauf-, Leumunds-, Tüchtigkeits- und Gesundheits-Zeugnissen an den Unterzeichneten oder dessen bevollmächtigten Kantonal-Agenten, Hrn. Advokat Suter in Lichtensteig, zu wenden.

Zürich (Unterstraß Nro. 132), im Juni 1855.

C. de Paravicini.

Abonnementseinladung.

Der **„Kolonist"** ladet hiemit zu zahlreichem Abonnement für das nächste Quartal ein. Er erscheint ein Mal in der Woche und zwar am Samstage.

Der „Kolonist" ist ein Organ für die schweizerische Auswanderung und bespricht als solches sowohl die allgemeinen Verhältnisse derselben, als er namentlich Mittheilungen über sämmtliche Länder bringt, welche ihr Ziel sind. Neben Nordamerika, das dem Europamüden gegenwärtig leider so trübe Aussichten bietet, wird er die Blike seiner Leser wie bisher vorzugsweise auf Brasilien lenken und zwar insbesondere auf jene Halbpachtkolonien in San Paulo, die sich bis jezt als einzig praktische Lösung der Auswanderungsfrage bewiesen haben.

Der „Kolonist" kostet halbjährlich 2 Fr., vierteljährlich 1 Fr., mit der Post franko durch die ganze Schweiz. Eine Vergleichung unseres Blattes mit den übrigen schweizerischen Auswanderungszeitungen ergibt, daß es mehr als doppelt so billig ist, da die Abonnementsgebühr des „Kolonist" bei um die Hälfte größerem Format und viel engerem Druk doch nur zwei Drittheile von dem Preise jener beträgt.

Den bisherigen Lesern wird dieses Blatt auch ohne besondere Bestellung wieder zugesandt und die Gebühr mit der dritten Nummer nachgenommen. Neue Abonnenten mögen sich an das nächstgelegene Postamt wenden oder in frankirten Briefen an die

Expedition des „Kolonist" in Lichtensteig.

Feuilleton.

Die Nacht auf dem Wallfische.

Skizze von Fr. Gerstäker.

(Fortsetzung.)

Patrik, by God! rief jezt auch der Harpunier — aber wo sind die Anderen? Jede weitere Frage erstarb jedoch in den neuen Ausrufen des Staunens, als sie näher kamen und nicht allein wirklich den vierten Harpunier, den jungen Kren Patrik in dem Schiffbrüchigen erkannten, sondern auch fanden, daß er keineswegs auf einem Floß oder umgedrehten Boot, sondern auf einem todten Spermfisch kniete, der mit seiner Last einige Zoll unter der Oberfläche des Wassers lag. — Die linke Hand hatte er dabei um das kurze Tau einer noch in dem Blubber stekenden Harpune geschlagen, was ihn allein auf seinem schlüpferigen Stand gehalten, und mit der rechten hielt er den Harpunenstiel, den er von der Leine losgeschnitten, so krampfhaft umfaßt, daß er ihn nicht einmal lassen wollte, als das Boot an ihn hinanschoß, und sich Aller Arme nach ihm ausstrekten, um ihm hinein zu helfen.

Der arme Teufel sah dabei todtenbleich aus und brachte keinen Laut über die Lippen — ja sein Blik schweifte wild und stier selbst über die Kameraden hin, als ob er sie nicht mehr kenne; wie mechanisch nur richtete er sich selber auf, in das Boot zu steigen, brach aber dort, sobald er nur die festen Planken unter sich fühlte, ohnmächtig zusammen. Er hatte eine furchtbare Nacht durchlebt, und wir müssen zu dem Augenblik zurükgehen,, wo er mit seinem Boote die übrigen verließ, um den einzeln aufgekommenen und von der übrigen School abschwimmendenden Fisch zu verfolgen.

In etwa fünfhundert Schritt Entfernung von dem Sperm ruderten sie hinter ihm drein, und gewannen an ihm, wie er mehrmals untertauchte und dann langsam, keinen Feind hinter sich ahnend, wieder nach oben kam. Mehr und mehr drehte er dabei von dem bisher gehaltenen Kurs ab, möglicher Weise vielleicht um in einem weiten Bogen zu dem frühern Spielplaz zurükzukehren; aber auch diesen Kurs änderte er wieder und zog jezt, während das Schiff selber, wie man im Boot recht gut sehen konnte, über den andern Bug von ihnen fort lag, gerade gegen Westen mit Wind und Strömung. Patrik, wie bemerkt der Harpunier oder Bootsheader des vierten Bootes, ließ nun, da ihnen der Wind günstig geworden, seine Segel setzen, um dem Fisch desto schneller und geräuschloser folgen zu können.

Dieser aber, ob er nur so auf eigene Faust in rasche Fahrt kam, oder doch, troz aller Vorsicht, etwas von den Verfolgern gewittert hatte, lief jezt so schnell durch das Wasser, daß selbst das leichte Boot mit einer günstigen Brise nur wenig an ihm gewinnen konnte. Da plözlich, als sie nach mühsamer Arbeit schon fast in Wurfsnähe hinangekommen, und der Bootssteuerer auch bereits zum Wurf mit seinem Eisen ausholte, ging er nach unten, und das Boot schoß im nächsten Augenblik über die Stelle hin, in der die Fluth noch hinter dem gesunkenen Ungethüm sich kräuste und wirbelte.

Segel ein! scholl der rasch und dringend gegebene Befehl des Harpuniers; die kleine Naa fiel im nächsten Augenblik, das Boot glitt nur noch langsam, einmal im Schuß, ein Stük weiter auf seiner Bahn, und der Bootssteuerer stand, auf den Wink seines Oberen, mit gehobener Harpune still und regungslos vorn im Boot, um gleich zum Wurf bereit zu sein, wenn der Fisch sich wieder zeigen sollte; aber er selber zweifelte, daß das Thier hier wieder nach oben kommen würde, und deutete, fragend den Harpunier ansehend, weiter nach vorn. Dieser obgleich noch jung an Jahren, war doch ein alter Wallfischfänger, und die ganze Art wie der Fisch niedergegangen, schien seine Vermuthung zu rechtfertigen, daß er hier nur einen plözlichen Halt gemacht, und nicht weit gehen würde, bevor er auf's Neue zur Oberfläche käme. Während das Segel nur an den Mast klappte und der Harpunier das Schootenfall desselben noch um die Hand gewikelt hielt, um keinen Augenblik zu verlieren, wenn sie dennoch die Verfolgung wieder aufnehmen müßten, sahen die Leute an den jezt leise wieder vorgenommenen und für jeden Fall eingelegten Rudern aufmerksam in die klare Fluth unter sich nieder, in der allerdings etwas ungewissen Hoffnung, den vielleicht darunter hinschwimmenden Fisch zu sehen und seine genommene Richtung dadurch bestimmen zu können. Da schwimmt was! rief plözlich Einer der Leute mit halbunterdrükter erschrekter Stimme — gerade von unten herauf! Bj?! warnte aber der Ruf des Offiziers — leise — leise! — Ihr scheucht ihn fort! Wo? — Da kommt er — da kommt er! schrieen aber drei oder vier Stimmen jezt zu gleicher Zeit und fast instinktartig griffen sie nach den Rudern.

Zurük mit Euch — zurük — um Euer Leben! schrie aber auch in diesem Augenblik der Harpunier, der über Bord gebeugt, die hellgrüne riesige Gestalt blizeschnell aus der Tiefe heraufauchen sah, und die Gefahr recht gut kannte, der sie ausgesezt waren, wenn der Koloß ihr Boot so im Aufkommen nur leise traf. Fast in demselben Augenblik fielen auch die Ruder in das Wasser, und das Boot, von dem Gegenschlag derselben zurükgeschnellt, konnte kaum um seine eigene Länge den Plaz geräumt haben, als der riesige abgestumpfte Kopf eines mächtigen Spermfisches, den weiten schmalen Rachen halb geöffnet, an die Oberfläche tauchte und mit dem halben Kopf darüber hinausschnellte, um gleich darauf mit einem gewaltigen Saz, das Wasser dabei in vollen diken Strahlen seitwärts ausstoßend, nach vorne zu schießen, um dem fremden Gegenstand, dem Boot, das er jedenfalls gesehen haben mußte, zu entgehen.

Vorn im Boot und dicht über dem Berg von Blubber, der sich eigentlich unter seinen Füßen aus der Fluth hob, stand der Bootssteuerer mit gehobenem Eisen; aber sein Arm zitterte, und noch im Bereich des furchtbaren Gegners, der sie mit einem Schlag zermalmen konnte, wagte er es nicht, die Harpune in den fliehenden Koloß zu schleudern.

Wirf — wirf, in's drei Teufels Namen! schrie aber Patrik, die Gefahr total mißachtend und in dem Moment nur ihrer Jagd gedenkend, die ihnen die Beute fast in Armes Bereich gebracht, — Mensch, du läßt dir ja den Fisch unter den Händen weg! Und die eigene Lanze ergreifend, schien er den Augenblik mit wilder Lust zu erwarten, wo er den scharfen Stahl hinter die Finne des Wildes schleudern konnte.

Noch zögerte der Bootssteuerer, aber es waren nur Sekunden, die ihm zum Besinnen blieben, denn ließ er den günstigen Moment unbenuzt vorbei, so war die Frage, ob er bei dem jezt scheu gemachten Fisch je wieder kehrte. Aber das Segel, von des Harpuniers Hand rasch angezogen und gehalten, hatte schon den Wind gefaßt, und indem er den Steuerriemen scharf gegen die Hüfte preßte, um den Bug des Bootes herum zu bringen, ließ er es schäumend hinter dem flüchtigen Fische drein fliegen. Und jezt sauste die Harpune, von der kräftigen Hand des jungen Engländers geschleudert, tief in den Rüken des Gegners und haftete in dem zähen Blubber.

Im Nu war das Segel wieder genommen, waren die Ruder eingeworfen und der Bootssteuerer gab jezt, indem er zurüksprang und seinen Plaz am Steuerruder nahm, dem Harpunier die Lanze zu werfen und dem Leviathan der Tiefe den Todesstoß zu geben. Denn der Harpunier ist der erste Offizier in einem Wallfischboot, der Bootssteuerer der zweite; im Anfang der Jagd haben aber beide ihre Pläze gewechselt, oder vielmehr die rechten noch nicht eingenommen, denn der Harpunier steuert das Boot an den Fisch hinan, was eine sehr geübte sichere Hand erfordert, und der Bootssteuerer steht vorne mit der Harpune, den Fisch zu werfen und an ihn fest zu kommen. Hat aber die Harpune gefaßt, dann nimmt der eigentliche Harpunier mit der Lanze (eine wirkliche Lanze ohne Widerhaken) zum Tödten des Wallfisches den Plaz vorn im Boot ein und sein Wurf muß gerade hinter die Finne auf einen etwas ausgehöhlten dunkleren Flek treffen, wo das mächtige Thier allein tödtlich verwundet werden kann.

Die Leine, an der die Harpune saß, sauste indessen rauchend durch die vorn auf dem Boot zu dem Zwek angebrachte offene Klüse (Stoßpinnen) und das Boot schoß blizeschnell hinter dem herüber und hinüber zukenden Fisch drein.

Patrik stand jezt vorne im Boote, die Lanze zum Wurfe aufgehoben, und die Leute holten mit Macht Leine ein, ihr kleines Fahrzeug wieder zum Todesstoß für den Gefangenen an ihn hinan zu ziehen. Jezt kamen sie heran, Patrik bog sich zurük, und während der Schwanz des riesigen Thieres fast dicht neben ihnen das Wasser schlug und es sich hob, um der jezt ihm bewußten Gefahr zu entgehen, sauste der tödtliche Stahl in die weiche Flanke des Feindes tief hinein. Im Nu riß sie der Harpunier mit einem triumphirenden Blizen der Augen zurük, den Stoß zu wiederholen, als sich der Fisch im Schmerz und Todeswuth rasch und plözlich wandte, daß die See seine Seiten peitschend, zischte und schäumte.

Dikes Blut, dikes Blut! jubelten die Leute in diesem Augenblik, aber zurük! schrie die Stimme des Harpuniers in lautem gellendem Ton, und wie sich der Bootsteuerer mit ganzem Gewicht in seinen Riemen warf, und weit hinaus über das Boot lehnte, um den Bug desselben rasch herum zu werfen, und bevor die Leute selbst ihre Ruder in die Dollen werfen konnten, kam das gereizte Thier, das seinen Feind jezt so dicht vor sich sah, mit offenem Rachen heran, und das Boot fassend und zermalmend riß es die dünnen Planken aneinander, als ob sie von Papier gewesen wären.

Patrik sah die Gefahr, wußte was ihnen bevorstand, und mit ruhiger fester Hand schleuderte er die schon wieder gehobene Lanze grad' nach dem Auge des Feindes, das er traf und durchbohrte; aber das Boot konnte er nicht damit retten. Das wüthende Thier fühlte im Todeskampf nicht einmal die neue Wunde. Denn das dike schwarze Blut ausblasend und nur noch in dem einen Bewußtsein, dem der Rache, knirschte es das Boot zusammen, und die schäumende blutige Fluth wirbelte im nächsten Augenblik über eine Masse von Trümmern und Schwimmenden, die nur ein Brett zu fassen suchten in dem nächsten Gefühl der Erhaltung.

Nur Patrik selbst hatte fast unbewußt und krampfhaft noch im Sturz die Leine gepakt, in der die Harpune saß. Als sie sich um seinen Arm schlang, riß sie ihn wenige Minuten später mit fort durch die blutige Fluth, hinaus in freies Wasser und nach unten, und er wäre verloren gewesen, wenn der Fisch nur noch für Sekunden länger Leben behalten hätte. Aber der erste Warf hatte ihn zu sicher getroffen, und wieder nach oben kommend, schwamm er ein bis zwei Mal im Kreise herum, peitschte mit den riesigen Flossen die zitternden Wogen um sich her und trieb dann langsam und todt in der blutigen Fluth.

Patrik, der mit ihm wieder nach oben gekommen und von dem getödteten Fisch so unfreiwillig eigentlich in's Schlepptau genommen war, zog sich jezt rasch zu dem mit der Oberfläche gleich schwimmenden Koloß hin, und die dort noch haftende Harpune ergreifend half er sich in demselben Augenblik hinauf, als ein wilder Schrei dicht hinter ihm ertönte. Erschreckt wandte er sich darnach um — der Hülferuf klang gar so entsezlich und markdurchschneidend; aber ihm selber stieß es wie mit einem Messer in's Herz, als er, gar nicht weit von sich entfernt, die dunklen Flossen zweier Haye erkannte, die rasch und gierig herüber und hinüber schossen, während das Gurgeln im Wasser dicht hinter ihm, und das Peitschen der Wogen die Stelle verrieth, wo einer seiner Kameraden den Todeskampf kämpfe in den erbarmungslosen Fängen einer dritten Bestie.

Wie sich die Geier und Raben sammeln um ein sterbendes Vieh, so steigt aus dem Grunde herauf der Hay, plözlich und unerwartet, dem Schwimmer zum Verderben, und was er einmal gefaßt, daß ist auch sein und er hält es sich herumwirbelnd wie in eisernen Zängen.

Hie und da trieben jezt noch einzelne der Unglüklichen aus dem zerschmetterten Boote, die sich theils an die Ueberreste desselben geklammert, theils einen Riemen gefaßt hatten, sich über Wasser zu halten; aber noch drei waren übrig von all den kräftigen lebensfrohen Gestalten, die kek und trozig noch wenige Minuten vorher der Gefahr in's Auge geschaut, und die Hyänen der Tiefe wütheten jezt unter ihnen. Was half der mit dem Arm nach ihnen geführte machtlose Schlag, was der gellende Aufschrei der Verzweiflung — er war Musik in den Ohren der kalten furchtbaren Raubthiere mit den Kazenaugen und der riesigen Kraft, und der blutige Schaum, der in der nächsten Sekunde auf der Oberfläche des Meeres schwamm, war das Leichentuch der Unglüklichen und zeichnete ihr Grab.

Das ist furchtbar! stöhnte Patrik, der kaum die Kraft behielt, sich auf dem ihn jezt noch schüzenden Körper des Wals zu halten, — furchtbar so enden zu sollen und keine Hülfe! — und das Auge sucht verzweifelnd in der Wasserwüste um ihn her das rettende Schiff, das weit, weit am Horizont von ihm ab kreuzte, den anderen Booten nach. Und wenn sie ihn dann auch vermißten und suchten, und das Boot nicht mehr finden konnten mit dem Glas, und hier auf- und abgegeiten Tage lang, was half es ihm? — Nur Stunden, Minuten vielleicht waren ihm noch gegeben, und seine Henker wälzten und jagten sich um ihn her und sprangen und tauchten in wilder befriedigter, aber nimmer gesättigter Lust.

Schaudernd barg er das Gesicht in die Hand, die eigene Gefahr fast vergessend, um den Todeskampf der Kameraden um sich her nicht zu sehen, der ja doch nur ein Spiegelbild dessen war, was ihn selber erwartete; aber das Zischen und Schlagen des Wassers um ihn her zwang ihn zulezt, mit dem Instinkt der Selbsterhaltung, die sich bis zum lezten Augenblik selbst an den Strohhalm klammert, auf eigene Rettung zu denken, oder sein Schiksal doch wenigstens so lange hinaus zu schieben wie möglich, um eben der Möglichkeit einer Hülfe überhaupt noch Raum zu geben.

Die Harpune in dem Rüken des Wals, die er um ihr mehr Festigkeit zu geben, noch tiefer in den Blubber hineindrükte, bot ihm eine Stüze, sich auf der schlüpferigen glatten Masse zu erhalten. Denn wenn er auch ein paar Mal daran dachte, das Eisen herauszuschneiden und sich desselben als Schuzwaffe gegen den gierigen Hay zu bedienen, den Gedanken mußte er doch immer wieder aufgeben. Hinunter gespühlt in die Fluth wäre selbst das scharfe Eisen nicht Wehr genug gegen den schnellen Hay gewesen, der herüber- und hinüberschießend, sein Opfer doch zulezt gefaßt und dann troz allen ihm versezten Wunden in die Tiefe gezogen hätte.

(Schluß folgt.)

Abonnementspreis.
Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".

Einrükungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 25. | Samstag den 23. Juni. | **Lichtensteig,** Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Fünfter Jahrgang. | **1855.**

Abonnementseinladung.

Der **„Kolonist"** ladet hiemit zu zahlreichem Abonnement für das nächste Quartal ein. Er erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der „Kolonist" ist ein Organ für die schweizerische Auswanderung und bespricht als solches sowohl die allgemeinen Verhältnisse derselben, als er namentlich Mittheilungen über sämmtliche Länder bringt, welche ihr Ziel sind. Neben Nordamerika, das dem Europamüden gegenwärtig leider so trübe Aussichten bietet, wird er die Blike seiner Leser wie bisher vorzugsweise auf Brasilien lenken und zwar insbesondere auf jene Halbpachtkolonien in San Paulo, die sich bis jezt als einzig praktische Lösung der Auswanderungsfrage bewiesen haben.

Der „Kolonist" kostet halbjährlich 2 Fr., vierteljährlich 1 Fr., mit der Post franko durch die ganze Schweiz. Eine Vergleichung unseres Blattes mit den übrigen schweizerischen Auswanderungszeitungen ergibt, daß es mehr als doppelt so billig ist, da die Abonnementsgebühr des „Kolonist" bei um die Hälfte größerem Format und viel engerem Druk doch nur zwei Drittheile von dem Preise jener beträgt.

Den bisherigen Lesern wird dieses Blatt auch ohne besondere Bestellung wieder zugesandt und die Gebühr mit der dritten Nummer nachgenommen. Neue Abonnenten mögen sich an das nächstgelegene Postamt wenden oder in frankirten Briefen an die

Expedition des „Kolonist"
in Lichtensteig.

Russische Kolonien in der Mandschurei.

Was fällt doch dem „Kolonist" ein, so wird wohl mancher unserer geneigten Leser fragen, daß er uns von der Mandschurei erzählt, von einem unbekannten Land im fernsten Osten Asiens, das schwerlich je ein schweizerischer Auswanderer betreten wird? Darauf haben wir zu erwiedern, daß wir immer wichtige Neuigkeiten im Gebiete der Länderkunde und Kolonisationsunternehmungen berükſichtigt und in unserm Blatte besprochen haben, wenn sie auch nicht in unmittelbarer Beziehung zur schweizerischen Auswanderung stehen. Und so ganz unmöglich ist es doch nicht, daß einst Schweizer nach jenem jezt erst eröffneten reichen Lande ziehen, sei es nun zu bloßen Handelszweken oder auch zu fester Ansiedlung. Vor hundert Jahren dachte ja ebenso wenig Jemand daran, nach Australien auszuwandern und jezt haben sich schon Hunderttausende von Europäern dort niedergelassen, unter denen sich eine ziemliche Anzahl Schweizer befindet.

Die fast zum Sprüchwort gewordene Ländergier Rußlands, welcher gegenwärtig in Europa die alliirten Mächte mit Glük einen Damm entgegensezen, hat in Asien freien Spielraum. Dort dehnt sich das ungeheure Reich im Stillen, aber unaufhaltsam nach Süden aus, indem es sich den allseits mangelnden Widerstand, besonders die Schwäche des unter einer verdorbenen ohnmächtigen Regierung und durch Bürgerkrieg seinem Verfall entgegengehenden Kaiserthums China zu Nuzen macht. Die nördliche Hälfte von Turan, die weite Kirgisensteppe, auf den Karten gewöhnlich als unabhängiges Land bezeichnet, gehorcht faktisch dem russischen Scepter. Die Chane Turkestans stehen unter russischem Einfluß, dem in Persien und Afghanistan England, um seinen ostindischen Länderkoloß besorgt, mit Mühe die Waage hält. Das Gränzland vom Balkasch- und Issikulsee bis zum großen Altaigebirge, nach den meisten Karten zu China gehörig, ist im Besize der Russen. Mehrere mongolische Fürsten haben sich nach neuern Nachrichten den Russen förmlich und freiwillig unterworfen.

Im vorigen Jahre hat der Generalgouverneur von Sibirien die Beschiffung des Amurstromes vermittelst zweier Dampfer in's Werk gesezt. 165 Jahre früher gaben die Russen die Herrschaft über diesen Strom auf, nachdem sie dieselbe bereits 40 Jahre ausgeübt hatten. Peter der Große trat sie nämlich im Jahr 1689 an China ab gegen das Privilegium eines Marktes in Kiachta und einer Faktorei in Peking, ein Vertrag, der sich als eine sehr ärmliche Vergütung für den Verlust dieser Hauptader des Verkehrs von Zentralasien erwiesen hat und wodurch Kamtschatka, die benachbarten Inseln und die Nordwestküste von Amerika für Rußland den halben Werth verloren haben, eben wegen ihrer schwierigen und unvollkommenen Verbindung mit dem übrigen Reiche. Kleine an den Mündungen des Amur wohnende Volksstämme, welche damals den Russen zinsbar waren, haben sich im Laufe der Zeit unabhängig gemacht und weder den Russen noch den Chinesen Steuern entrichtet. Dieselben haben nun die Oberhoheit Rußlands neuerdings anerkannt und nun sollen zur Befestigung dieser Herrschaft und zur Behauptung des neuerworbenen, so äußerst wichtigen Besizthums Kolonien unter denselben gegründet werden und ist zu diesem Zweke eine Expedition den Amur hinab nach dem Stillen Ocean angeordnet. In der als Verbannungsort und durch ihre Blei- und Silberbergwerke bekannten ostsibirischen Stadt Nertschinsk, welche an einem der Flüsse liegt, durch deren Vereinigung der Amurstrom entsteht, sind für die neuen Ansiedlungen 150,000 Pud Brod vorbereitet worden. — Die mineralogischen Forschungen des Herrn Pecmikin haben ergeben, daß die Berge am obern Laufe des Amur aus Schiefer, weiter unten aus Granit und Porphyr bestehen und daß sich an dessen Mündung Steinkohlenlager befinden. Sonst ist das Land noch wenig bekannt, doch wissen wir, daß es im Allgemeinen fruchtbar und reich an mannigfachen Produkten ist, worunter z. B. mehrere wichtige Arzneistoffe, wie die Rhabarberwurzel und der Moschus. Das Klima ist zwar im Norden ziemlich kalt, im Ganzen aber gemäßigt. Die Bewohner sind zwei verschiedene Völkerschaften mongolischer Race; die eine ist ein den Tungusen in Sibirien verwandter Nomadenstamm, der nur Viehzucht treibt, während die andere, die Mandschu, jenes tapfere Kriegervolk, das einst China eroberte und ihm die jezt noch regierende Dynastie gab, feste Wohnpläze besizt und sich mit Akerbau beschäftigt. Diese lezteren werden sich die russische Herrschaft wohl kaum gutwillig gefallen lassen, während die erstern ihr vermuthlich wegen ihrer nahen Verwandtschaft mit russifizirten sibirischen Stämmen nicht abgeneigt sind.

Wie wichtig die neue Gebietserweiterung für Rußland ist, das sprach Findley mehrere Jahre, bevor sie stattfand, aus. „In fast jeder Beziehung", sagt er in seinem 1851 erschienenen „Directory for the Pacific Ocean", „ist der Amur der werthvollste Fluß im nördlichen Asien. Von allen großen Flüssen dieser unermeßlichen Region ist er der einzige, der in einen schiffbaren Theil des großen Ocean mündet. Er ist in der That die einzige Naturstraße, die die Steppen von Zentral-Asien mit der übrigen Welt direkt verbindet. Und doch haben die politischen Anordnungen es anders beschlossen, denn bis zu diesem Augenblik ist der Amur unendlich weniger nüzlich als Handelsstraße, als die durch Eis gesperrten Flüsse Sibiriens." Die Bedeutsamkeit der Festsezung der Russen am Amurstrom ist auch ihren alliirten Feinden nicht entgangen und wie man vernimmt, ist von diesen eine im Stillen Meere stationirte Kriegsflotte sowohl nach Kamtschatka als nach der Amurmündung beordert worden.

Antworten auf Anfragen über Texas.

(Aus der Neu-Braunfelser Zeitung.)

IV.

Eine andere Unsicherheit des Lebens und Eigenthums ist die, welche durch herumstreifende Indianer in Texas stattfindet. Es kann nicht geläugnet werden, daß in lezter Zeit in den Grenzansiedelungen mehrere Menschen durch die Indianer ermordet und bedeutende Viehdiebstähle durch dieselben verübt worden sind. Es ist indeß in diesen völlig undeschützten Grenzansiedlungen noch keineswegs so weit gekommen, daß Alles in bestürzter Flucht begriffen sei und ein allgemeiner Indianerkrieg bevorstehe, wie mit kurzen Worten manche nördliche Zeitungen melden. Davon ist es noch so weit entfernt, daß man im Gegentheil mit den Indianern in Unterhandlung steht, um sie anzusiedeln und zum Akerbau und zur Viehzucht zu gewöhnen. Bedeutende Summen sind bereits vom

Generalgouvernement zu diesem Zweke zur Verfügung gestellt worden und schon ist Major Neighbors, der Indianeragent, auf dem besten Wege, dieses Unternehmen in Ausführung zu bringen.

Lange wird es nicht mehr dauern, daß die von den Vereinigten Staaten, namentlich von Kentuky, hereinströmende Einwanderung den Fischer- und Miller'schen Grant, den großen Landstrich im Winkel des Llano und des oberen Colorado, besiedeln und den feindlichen Raubzügen der Indianer in unsere Grenzansiedelungen ein Ende machen wird.

Ehe Neu-Braunfels stand und die deutschen Städtchen Hortontown und Schuhmannsville und die hiesigen Ansiedelungen zu beiden Seiten der Guadelupe, da wurden in den hellen Vollmondnächten gewöhnlich von den Indianern in dem 14 Meilen von hier entfernten Seguin noch Pferde gestohlen, und in solchen Nächten mußten damals die Seguiner Wache halten, um ihr Eigenthum zu beschützen. Seitdem aber unsere Ansiedelungen hier stehen, können die Indianer mit ihren in Seguin gestohlenen Pferden nicht mehr durchkommen, um die Gebirge zu erreichen. Vor 20 Jahren stahlen die Indianer noch Pferde und Menschen am Brazos und Mill-Creek, und man behauptete noch später, daß von 100 Meilen oberhalb Bastrop kein Weißer lebendig zurükkommen könne. Eine Reise von Houston nach San Antonio war vor 10 Jahren für einen einzelnen Mann noch eine gefährliche Sache. In den lezten 15 Jahren sind die Indianer in Texas ungefähr 300 Meilen zurükgedrängt worden und in den nächsten 5 Jahren werden sie ohne Zweifel noch ein paar hundert Meilen weiter zurükgedrängt werden.

Jezt freilich ist die schlechteste Zeit, die jemals unsere Grenzansiedler erlebt haben, da sie nämlich völlig unbeschüzt von Seite des Staates sind. Hoffentlich wird das nicht mehr lange so bleiben. Die Grenzcounties sind so indignirt gegen dieses Verfahren des Generalgouvernements, daß man von Verweigerung der Staatsabgaben gesprochen hat, weil der Staat ja auch keinen Schuz gewähre. Die in Texas liegende Truppenmacht ist völlig unzureichend und liegt ganz entfernt außerhalb der Grenzansiedlungen (vielleicht am Rio Grande, um dort entlaufene Neger einzufangen). Die aufgebotenen Ranger haben sich gleichfalls als nuzlos erwiesen, weil sie durch Protektion, um nämlich so viele Landtheile als möglich zu begünstigen, aus allen Theilen des Landes angeworben wurden, anstatt es zuverlässigen Hauptleuten zu überlassen, eine Elite von Männern nach eigener Prüfung zu wählen, wie bei Hays der Fall war. Außerdem scheint auch noch General Smith systematisch den Rangerdienst als unzweckmäßig haben hinstellen wollen, um die Nüzlichkeit und Nothwendigkeit unseres degradirten Söldnerheeres mit seinen aristokratischen Westpointgraduirten besser in die Augen springen zu lassen.

Auf jeden Fall wird aber hinsichtlich dieser zwar jezt wirklich argen Grenzzustände, dennoch, wie man behauptet, aus eigennüzigen Absichten manchmal noch mehr Geschrei gegen die Indianeruntthaten erhoben, als sich mit der Wahrheit verträgt. Dem sei übrigens, wie ihm wolle. Aus Europa, oder aus den volkreichen nördlichen Staaten kommende Ansiedler, auf deren Anfragen diese Antworten über Texas geschrieben sind, gedenken ohnedies nicht als Pioniere an den Grenzen der bewohnten Landstriche anzusiedeln. Sie werden besser thun, schon angelegte Farmen innerhalb der dichteren Ansiedlungen zu kaufen, wozu sie häufig genug Gelegenheit finden werden, da troz aller Gefahr vor Indianern sich viele hiesige Farmer finden werden, die ihre Besizungen innerhalb der dichten Settlements gerne verkaufen, um in unbewohnten Gegenden auf neuem Lande sich neue Heimstätten zu gründen und somit nebenbei den thatsächlichen Beweis liefern, daß es mit der Gefahr vor den Indianern doch nicht so außerordentlich arg sein muß.

Verschiedenes.

Schweiz. Uri. Seit einigen Tagen, schreibt man der „Schwizer Ztg." aus Altorf vom 14. d., haben wir eine Art tessinische oder italienische Besazung, welche uns jedoch nicht belästigt, da sie auf ihre Rechnung lebt. Es sind nämlich über 100 angebliche Auswanderer nach dem fernen Australien, die von Engländern aufgedungen sein sollen. Da man sonst gewohnt ist, die Auswanderer in Eile hier durchziehen zu sehen, so hat das wochenlange Verweilen dieser zahlreichen Karawane schon die Vermuthung angeregt, es möchten diese Leute gar von England geworbene Rekruten sein. In jedem Fall sind es verkaufte Leute, welche im englischen Menschenhandel feinerer Art als Waare da- oder dorthin verwendet werden; denn die gutmüthigen Leute sollen noch selbst nicht wissen, zu welcher Art von Arbeit sie bestimmt seien. Uns dauern solche Leute, die statt der vorgemalten goldenen Berge gewöhnlich nur Schlaken finden. Die eidgenössischen Behörden dürften dieser Art Rekrutirung mit Grund mehr Aufmerksamkeit widmen, denn sie ist weit bedenklicher, als solche für regelmäßige kapitulirte Kriegsdienste.

Belgien. Der Moniteur zeigt die Bildung und höhere Bestätigung einer belgischen Dampfschifffahrtsgesellschaft zur direkten Verbindung zwischen Belgien und Südamerika an. Bei dem täglich steigenden Verkehr zwischen Europa und Südamerika, wohin auch die Auswanderung immer mehr im Wachsen ist, läßt sich ein günstiger Erfolg des Unternehmens voraussehen, wenn die Leitung in gute Hände gelegt ist. Hiefür scheint allerdings gesorgt zu sein, da wir den Pariser Rothschild an der Spize des Verwaltungsrathes finden.

Frankreich. Aus Havre wird geklagt, daß die Handlungsweise des amtlichen Auswanderungskommissärs mit den Interessen des Auswanderers im direkten Widerspruche steht. Die bisherige Beschäftigung des Hrn. Kommissärs bestand lediglich darin, während der Passagier-Verschiffung auf den Doks zugegen zu sein, den Proviant zu inspiziren und nachzuwiegen. Da nun die süddeutschen und schweizerischen Auswanderer beinahe durchgängig einen Theil ihres Proviants von Haus mitbringen und durch Ankauf des noch zu beschaffenden Restes ihre Mittel nahezu erschöpfen, so müßte der Kommissär billigerweise Rükficht darauf nehmen. In den meisten Fällen wurde der mitgebrachte Proviant aber als ungenügend und nicht zusagend verworfen und somit der Emigrant gezwungen, einen willkührlichen Ansaz der noch zu beschaffenden Lebensmittel zu kaufen, was um so auffallender, als jener mit bei weitem besserem Proviant versehen zu sein pflegt, als die Lieferanten von Havre für gut erachten, ihn zu liefern. Wurst, gedörrtes Brod, Hülsenfrüchte, Zweischgen und Eier werden ohne Unterschied entweder als unbrauchbar oder ungenügend erklärt, und ihm dafür ein Kartoffelquantum diktirt, auch wenn er dergleichen schon besizt. Es ist einleuchtend, welch ein Vortheil den Büreaux daraus erwächst, ihre Magazine durch jene Zwangsmaßregel gelichtet zu sehen. Im Allgemeinen aber kann eine solche Handlungsweise des Kommissariats nur schädlich auf die Frequentirung Havre's als Auswanderungshafen einwirken.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. Die nativistischen Temperenzmänner und die Knownothings verbittern den Deutschen im Osten der Union das Leben je länger je mehr in einem Grade, daß sich deren Blike nach allen Seiten hin um Zufluchtsörter umsehen, wo sie ihr Leben ungestört in der alten Gemüthlichkeit obligater Kneiperei verbringen können. Manche gehen nach Europa zurük, andere nach Zentral- und Südamerika, noch mehrere trachten nach dem Nordwesten der Union. Dort hat wenigstens in einigen Staaten das gehässige, ungestüme und grobe Auftreten der Knownothingpartei völlig Fiasko gemacht. Unter diesen Staaten stehen Wiskonsin und Jowa obenan; dann folgen Illinois und Michigan. Diese gönnen noch den Einwanderern die bisherigen vollen, ungeschmälerten Rechte, freilich mehr im wohlverstandenen Interesse ihrer Finanzen als aus Kosmopolitismus oder Fremdenliebe. Wiskonsin ist ein ächter Farmerstaat. Der Bauer, der tüchtige Oekonom fühlt sich dort am wohlsten. Die Stadt Milwaukee, die deutscheste aller Städte Nordamerika's, zählt jezt 35,000 Einwohner. Seit drei Jahren ist der Werth des dortigen Grundeigenthums um das Dreifache gestiegen. Das deutsche Leben, besonders die Lust und Liebe zur Musik, blüht dort, den trokenen kunstliebeleeren Amerikanern zum Aerger, schöner als irgendwo in Nordamerika.

— (Korrespondenz des „Bund" aus New-Orleans vom 20. Mai.) Die Sommerhize hat begonnen und der ganze Frühling ist ohne Regen vorübergegangen. In den südlichen Staaten wird es in Folge der außerordentlichen Trokenheit an den meisten Orten gar keine Ernte geben; Mais, Kartoffeln, Zukerrohr u. s. f. sinken verwelkt in die Erde zurük. Im Norden scheint es besser zu gehen und namentlich sollen im Staate Illinois die Ernten zu den schönsten Hoffnungen berechtigen. Im Allgemeinen aber tönt es vom einen Ende der Union bis zum andern: „Die Zeiten sind schlecht!" Um das Elend noch zu vermehren, suchen nun die „Know-Nothings" ihre widersinnigen Grundsäze überall, nöthigenfalls mit Gewalt, zu realisiren. Sie haben ihre Neze über alle Winkel des Staates ausgebreitet und sich mit wenigen Ausnahmen aller öffentlichen Stellen bemächtigt. Hier in New-Orleans, das sonst in Bezug auf Toleranz bisher immer in gutem Rufe stand, ist's eben auch nicht viel besser, als im Norden und Westen. Bei den neulichen Stadtwahlen z. B. wurden lauter „Nichtswisser" oder Hindu's, wie man sie mit einem Spiznamen nennt, gewählt; selbst die vielen Hundert deutschen ꝛc. Stadtpolizisten wurden alle bei Einem entfernt und durch Yankee-Aristokraten ersezt. „Nur Yankeeblut soll über Amerika herrschen!" ist der Wahlspruch dieser Partei. Indeß, das Regieren wollte man den Amerikanern gerne lassen, würden sie nur immer der Vernunft und dem gesunden Menschenverstand folgen. Dieses vom Nativismus ausgehende Parteitreiben wird indessen von Manchem als ein Ferment betrachtet, welches das ganze Chaos der nordamerikanischen Bevölkerung in sprudelnde Gährung versezt und woraus über kurz oder lang ein geläuteries Produkt, eine neue, generöse und Alles umfassende Nationalität hervorgehen werde. Auf alle Fälle ist der gegenwärtige Zeitpunkt für die Einwanderung aus manchen und wichtigen Gründen ein entschieden ungünstiger. Wer aber durchaus nach Amerika gehen will, der thut — sei er beinahe was er wolle — weitaus am besten, wenn er Farmer wird. In diesem Falle rathen wir ihm, nach dem schönen, neu aufblühenden Kansas (Territorium) zu gehen, welches eine Ausdehnung von 38,000 englischen Quadratmeilen fruchtbaren, in allen Beziehungen empfehlenswerthen Landes umfaßt und in welchem in 10 Jahren auch jedes selbst unkultivirte Grundstük mindestens den zehnfachen Werth haben wird. Nebst Kansas sind für den Landbau auch Jowa, Wisconsin, Texas und Kalifornien zu empfehlen. Nach nördlichen Staaten soll man auf den Frühling, nach südlichen auf den Herbst verreisen. Nach dem Westen ist der Weg über New-Orleans bedeutend billiger als über New-York. Die Gefahren der Flußschifffahrt (mit Ausnahme des Winters) auf dem Mississippi sind in der Schweiz in ungebührlicher Weise übertrieben worden. Dagegen wurden die meisten Schiffe, namentlich die von deutschen Häfen ausgegangenen, auf ihrer Reise hieher sowohl im lezten Herbst, als auch in diesem Frühling auf abschrekende Weise durch die Cholera dezimirt. Die Reise über Havre ist für Schwizer unter allen Umständen vorzuziehen. Vom Januar bis heute ist der Gesundheitszustand von New-Orleans ein ausgezeichneter gewesen; Aerzte und Apotheker machten daher schlechte Geschäfte. Lezte Woche sind ein paar vereinzelte Cholerafälle vorgekommen, die innerhalb 24 Stunden tödtlich wurden. Die Trokenheit fährt fort, es fehlt allgemein an dem gewöhnlichen Cysternentrinkwasser, welches durch das schmuzige, faulige des Mississippi ersezt werden muß. In jüngster Zeit hat sich hier eine Gesellschaft aus Schwizern gebildet und den Titel angenommen: „Schweizerische Gesellschaft für gegenseitige Unterstüzung in New-Orleans." Sie besteht ungefähr aus 60 Mitgliedern, denen sich sicher bald noch mehrere anschließen werden, etwa zur Hälfte aus französischen Kantonen und Tessin, zur Hälfte aus deutschen Kantonen stammend. Der nächste Zwek bleibt: Unterstüzung in Krankheitsfällen der Mitglieder unter sich und, wenn es die Kasse erlauben sollte, auch anderer hülfsbedürftiger Schwizer.

— (Dem Gemeinderath von Niederwil im Aargau ein Stein ab dem Herzen gewälzt.) Laut dem Schweizerboten sind die Niederwiler Auswanderer den 2. Mai in New-Orleans angelangt und durch Vermittlung eines Landsmanns, Joseph Lang, nach St. Louis weiter spedirt worden.

— New-York. (Potenzirter Temperenzunsinn.) Ermuthigt durch die Erfolge ihrer Brüder, der Temperenzler, sind die „Vegetarians" (Pflanzenesser) gegenwärtig daran, ihre Batterien in New-York zu errichten. Bereits lassen sie Petitionen zur Unterschrift zirkuliren, welche die Legislatur des Staates auffordern, „die brutale Praxis des Fleischessens" durch ein Gesez zu unterdrüken. Diesen Bittschriften zufolge wird die Sache der moralischen Reform durch Aufhebung der Fleischmärkte bedeutend gewinnen. Die Pflanzenesser erbieten sich nämlich, den Beweis zu liefern, daß die Fleischnahrung die Natur des Menschen zu der des Viehes herabwürdigt.

— New-York, den 29. Mai. In voriger Woche gingen vier mit Rükwanderern gefüllte Schiffe aus hiesigem Hafen nach Europa, andere werden folgen, während die Einwanderung schwächer wird. Manche Einwanderer sind mit denselben Schiffen zurükgegangen, mit denen sie gekommen waren. (Allg. Ztg.)

— Texas. Auch aus Texas wird über Umsichgreifen der amerikanischen Temperenzwuth geklagt. Eine Korrespondenz der Allg. Ausw.-Ztg. aus San Antonio sagt, der dortige Stadtrath habe die Temperenz glüklich so weit durchgesezt, daß Leute, die früher ihr Gläschen ohne Schaden in der Gesellschaft tranken, jezt sich quartweise im Stillen besaufen. Von den Indianern hört man gegenwärtig wenig; sie scheinen aber auch gar nicht besonders zu fürchten zu sein. So wird z. B. berichtet, der Mayor von Castroville, Hr. Haas, sei im Dunkel des Abends, 1 Meile von dort, auf 5 bis 6 Indianer gestoßen, welche durch die Büsche krochen, und sei, da er gut beritten war, unter sie gesprengt mit dem Rufe: „Kommt, Jungen, da haben wir sie," worauf sie, von einer größeren Anzahl sich verfolgt glaubend, nach allen Seiten geflüchtet seien. — Die Lipansindianer, welche in der lezten Zeit Medina-County und Umgegend von Mexiko aus heimsuchten, haben ihren alten Häuptling

Castro erschossen. Es scheint, er wollte sie zur Rükkehr nach Texas bewegen, und ein darüber entstandener Streit endete mit seinem Tode. Darauf sind die Lipans auf der mexikanischen Seite stromab in die Gegend von Matamoros umgesiedelt. — Die Witterungsnachrichten aus Texas vom Anfang des Mai lauten rükksichtlich der Dürre sehr ungünstig. An manchen Stellen ist das Land zu troken, um bestellt werden zu können; Baumwolle steht schlecht und nur ein baldiger Regen kann die Aussichten auf eine einigermaßen leidliche Ernte herstellen. Oestlich vom Brazos sind viele Felder durch Kälte und Wurmfraß zerstört.

— Missouri. (Gold.) Die Zeitungen aus dem Südwesten von Missouri berichten, daß an den Quellen des Arkansas, ungefähr 500 Meilen westlich von Springfield, eine große Goldmine entdekt wurde. Die Mine soll so reich sein, als irgend eine der Kalifornier Minen und Hunderte von Dollars wurden im Laufe einer Woche gewonnen. Indianer und Jäger, welche die Lokalität besucht haben, bestätigen die Nachricht. Die Gegend ist reich an Mineralien, und man vermuthete schon lange, daß sie Gold enthalte.

— Iowa. Die dortigen Zeitungen beklagen sich sehr über Mangel an Arbeitern. Der „Council Bluffs Eagle" schreibt: Wir haben hier großen Mangel an Arbeitern, besonders an Wagenmachern, und es ist fast unmöglich, einen Wagen ausgebessert zu bekommen, und ist man einmal so glüklich, so muß man wenigstens doppelte Preise bezahlen. Mögen die Handwerker des Ostens, welche ohne Beschäftigung sind und bald ohne Geld sein werden, hieher kommen, wo sie der Gesellschaft nüzen und reich werden können.

Kanada. (Gar nicht zu verachten für Reisläufer.) Um der Fremdenlegion eine Aussicht nach Beendigung des Krieges zu eröffnen, die den Eintritt in den Dienst Englands wünschenswerth erscheinen lassen soll, hat die englische Regierung sich an das kanadische Parlament gewendet, damit dieses ihr zur späteren Vertheilung an die Legionärs einen Landstrich von 1 Million Aker Landes überlasse. Es wird der kanadischen Verwaltung, welche das Recht hat, über diese Ländereien zu verfügen, zu Gemüthe geführt, daß sie mit dieser Cession einen patriotischen Akt begehe, daß Kanada sich Glük wünschen könne, wenn es dadurch Ansiedler von solchem Charakter wie die Deutschen seien, in sein Bereich ziehen könnte. Wenn das kanadische Parlament, woran kaum zu zweifeln ist, den Vorschlag annimmt, dann sollen jedem Gemeinen der Legion 50, den Unteroffizieren 100, den Offizieren 200, und einigen wenigen höheren Offizieren je 500 Aker Landes geschenkt werden. Am 26. Mai sind die betreffenden Botschaften aus London vom Generalgouverneur der gesezgebenden Versammlung von Kanada vorgelegt worden.

Zentralamerika. Die Landenge von Panama ist nunmehr unter dem Namen „Staat von Panama" zu einer besondern Republik erhoben, jedoch mit der Beschränkung, daß derselbe auch fernerhin in einem Föderativverhältniß zu Neu-Granada verbleibe. Der neue Freistaat umfaßt folgende Provinzen des Isthmus: Panama, Azuero, Veraguas und Chiriqui. Die Grenzen nach Westen hin sollen durch einen Vertrag zwischen Neu-Granada und Costa-Rica gezogen werden, und ein nachträgliches Gesez soll die Grenzen feststellen, welche den neuen Staat, der eine Bevölkerung von etwa 144,000 Seelen hat, von dem übrigen Theile der Republik Neu-Granada trennt.

Australien. Die Kolonie **Viktoria**, seit 1835 gegründet und von den beiden Nachbarkolonien in Neu-Süd-Wales in Vandiemensland besiedelt, erhob sich mit ungewöhnlicher Schnelligkeit. Die ausgedehnten Ländereien dieses Distrikts wurden binnen wenig Jahren fast überall mit Schaaf- und Rinderheerden bedekt. Das so benüzte Land blieb noch Eigenthum der Krone und war nur für bestimmte, je nach der Entfernung von Hafenplätzen verschiedene Zeit verpachtet. Sehr geringe Streken ausgenommen wurde nur äußerst wenig Land verkauft, der Landbau also auch nur wenig betrieben, so daß der größere Theil unserer Bedürfnisse importirt werden mußte. Bis zur Auffindung der Goldfelder hatte sich die Bevölkerung zwar rasch, aber dennoch nur im Verhältniß zum Bedarf vermehrt, so daß es Jedem leicht war, sogleich nach Ankunft Beschäftigung zu finden. Als 1851 die Minen entdekt und so ungeheure Schäze zu Tage gebracht wurden, strömte Alles, was sich rühren konnte, dahin und für einige Zeit befanden sich die Arbeitgebenden in schwieriger Lage, da es unmöglich war, Arbeiter zu erhalten, obgleich fabelhafte Löhne bezahlt wurden. Jede Woche kamen Tausende unter uns an, aber Alle fast zogen nach den sich täglich vergrößernden Minen, die unerschöpflich zu sein schienen. Gleichzeitig wurde unser Markt mit Gütern überschwemmt und Geld war im Ueberflusse da, Kredit mit der größten Leichtigkeit zu bekommen und Keiner dachte wohl, daß binnen Kurzem eine ganz andere Lage eintreten werde. Es scheint, als ob man gerade zuerst mehrere der ergiebigsten Goldlager aufgefunden hätte. Obgleich sich seit jener Zeit herausstellt, daß Gold in fast allen Richtungen der Kolonien zu finden und man bereits viele neue Minen entdekt hat, so ist doch noch kein, dem berühmten Bendigo-Forrest-Creek oder Ballarat gleicher Goldplatz gefunden worden, und obschon sich die Zahl der Goldgräber wenigstens verdreifacht hat, so kommt doch der heutige Gesammtertrag aller Goldfelder dem früheren nur gleich. Die Einfuhr von Gütern hat jedoch keineswegs abgenommen. Leider hat man erst in neuerer Zeit angefangen, Land in größerer Menge zu verkaufen, und so dessen Bebauung möglich gemacht. Wäre dieß schon vor Jahren geschehen, so wären wir nicht allein im Stande, den größern Theil unserer Bedürfnisse selbst zu ziehen, sondern Tausende würden leicht Beschäftigung finden, die gerade jezt zeitweise müßig zu gehen gezwungen sind. Augenblicklich ist die Kolonie in einer misslichen Lage. Die Minen haben, wenn auch nicht gerade im Ertrage abgenommen, doch auch nicht im Verhältniß zur Zahl der Grabenden zugenommen. Der Gewinn des Einzelnen muß sich daher gegen früher bedeutend niedriger stellen. Tausende verdienen daselbst nur so viel, als sie eben zum Leben gebrauchen, manche wohl kaum so viel. Durch die früher gebotene Leichtigkeit, ein Geschäft zu gründen, haben Unzählige sich dem Handelsstande gewidmet, Läden und Waarenlager zu ungeheuern Miethen genommen, und so sah sich eine große Masse bald in dem Falle Bankerott zu machen, da Kaufleute in manchen Gegenden ebenso zahlreich sind, als die übrigen Bewohner des Bezirkes. Hätte das Gouvernement nicht eine so nichtsnuzige Politik hinsichtlich des Verkaufs des Landes verfolgt, so wären wir jezt in den besten Umständen, was nun leider der Fall nicht ist. Besonders finden Neuankommende einige Schwierigkeit, um Beschäftigung zu erhalten, und viele verbessern sind, obgleich von ganz guter Erziehung und Bildung, genöthigt, Arbeiten zu thun, von der sie zu Haus sich nichts träumen ließen. Baares Geld ist ziemlich selten, und die, welche es haben, halten damit sehr zurük. Ich hoffe und glaube, und diese Meinung gilt fast als allgemein, daß die gegenwärtige Krisis bald vorübergehen wird. Land wird jezt überall reichlich in den Markt gebracht und der Preis desselben ist etwas niedriger. Straßen und Eisenbahnen sollen gebaut werden und sind theilweise bereits begonnen. Für die nächste Zeit wird es noch etwas knapp zugehen, bis sich alles Störende ausgeglichen, dann aber denke ich, sind wir hier ebensowohl ab, als Ihr im Yankeelande. Mit Gegenwärtigem will ich Niemanden abrathen, hieher zu kommen, aber er soll vorher die Hindernisse kennen lernen, die ihm möglicher Weise in den Weg treten können. Es gibt sehr viele tüchtige junge Leute hier, die jezt ohne Beschäftigung sind. Das hiesige Klima ist im Ganzen sehr schön und gesund. Seit den 6 Jahren, die ich hier bin, war ich noch nie krank, obgleich Neuangekommene einige Zeit brauchen, sich zu akklimatisiren, da namentlich der Sommer ungemein veränderlich ist und man oft heute unter dem Aequator zu sein meint und morgen schon unter dem 50. Breitengrade. Das gesellige Leben läßt noch viel zu wünschen übrig, obschon auch hierin sich Vieles verbessert hat. Früher kannte man es kaum dem Namen nach. Jeder lebt hier frei und unabhängig, wahrscheinlich ganz wie bei Euch. Auch hier gilt jeder für das, was er ist, und nicht was er seiner Stellung nach zu sein wünscht. So mancher reiche Dummkopf in hoher Stellung wird wenig oder nicht geachtet. — Die Staatsfinanzen sind in äußerst schlechten Umständen. Obgleich die öffentliche Einnahme eine ungeheuer große war, hat sie doch nicht zugereicht, und bei Vorlegung des Budgets für 1855 ergab sich ein bedeutender Ausfall, welcher durch neue Steuern und Erniedrigung der Gehalte gedekt werden sollte.

(H. Z. f. d. A. u. C.)

— Neuseeland. Im Zeitungswesen der Kolonie Neuseeland scheint noch ein urweltlicher Stand der Unschuld zu walten, um welchen ihn der gehezte europäische und amerikanische Journalismus wohl beneiden mag. Die lezte Nummer des „Otago Witneß", die nach England gekommen ist, enthält die Anzeige: „Nächste Woche werden wir unsern Lesern kein Blatt liefern, weil wir andere nöthigere Sachen zu druken haben."

Anzeigen.

Wichtige Anzeige
für auswanderungslustige Handwerker und Straßenarbeiter.

Der Unterzeichnete ist durch soeben erhaltenen Auftrag neuerdings im Falle, für die Provinzial-Regierung von **St. Paulo** in Brasilien eine weitere Anzahl Handwerker und Straßen-Arbeiter anzunehmen, welche gleichzeitig mit der ersten, bereits vollständig organisirten Gesellschaft und zu den ganz gleichen, äußerst vortheilhaften Bedingungen abreisen sollen.

Es werden gesucht:

4 Zimmergesellen,
2 Schmiedgesellen,
1 Maurermeister und 15 Maurergesellen,
16 Steinhauergesellen,
2 Pflasterermeister sammt 30 Pflasterergesellen,
70 Straßenarbeiter.

Einzelne dieser Handwerker dürfen auch Familien haben, d. h. wenn leztere keine Kinder unter 8 Jahren zählen, und da die Regierung den größten Theil der Reisekosten gegen spätere Rükerstattung vorschießt, so sind für jede Person blos **Fr. 40 baar zu bezahlen.** — Es werden hauptsächlich gesunde, kräftige und gut beleumdete Leute im Alter von 18—40, höchstens 45 Jahren, verlangt. — Solche, die diese günstige Gelegenheit benuzen wollen, haben sich **sofort** entweder persönlich oder in frankirten Briefen und unter Beibringung von Tauf-, Leumunds-, Tüchtigkeits- und Gesundheits-Zeugnissen an den Unterzeichneten oder dessen bevollmächtigten Kantonal-Agenten, Hrn. Advokat Suter in Lichtensteig, zu wenden.

Zürich (Unterstraß Nro. 132), im Juni 1855.

C. de Paravicini.

Im Begriffe, von Hamburg nach Santos in Brasilien zu verreisen, können die Unterzeichneten nicht umhin, dem Hrn. C. de Paravicini öffentlich ihren herzlichen Dank auszusprechen für die in jeder Beziehung gute und gewissenhafte Expedition von Basel nach Hamburg, und für die ausgezeichnete Ausrüstung auf dem prächtigen und bequemen Schiffe „Amerika" (von Bremen), sowie für die gegen Jeden bewiesene Gefälligkeit und Dienstfertigkeit.

Hamburg, den 12. Juni 1855.

Ed. Grandjean von Biel, K. Bern; D. Muralt von Langenthal, K. Bern; Job. Weber von Hinweil, K. Zürich; Friedrich Wilhelm Schmiedt von Malans, K. Graubünden; Heinrich Reiff von Rettenbach, K. Zürich; Dupraz, August, Kanton Freiburg; Meinrad v. Salis, K. Graubünden; Georg Scheidle von Tirol; Kaspar Maurer, K. Aargau; Job. Richner von Kindisch, K. Aargau; Johann Donaz von Malans, K. Graubünden; Job. Bogelsang, K. Aargau; Jaques Cordeus, K. Freiburg; M. Blattner von Kütigen, K. Aargau; Sam. Blumer; Hilarius Luchsinger, K. Glarus; Jakob Marti, K. Glarus; Jakob Marti, K. Glarus; Johannes Blumer, Glarus; Rageth Etter, Graubünden; Chr. Rüdi, Graubünden.

Bei Otto Wigand in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen, in Herisau durch C. J. Meisel's Sortimentsbuchhandlung zu haben:

Dies Buch gehört dem

Deutschen Auswanderer.

Eine geographisch-statistische und geschichtliche Beschreibung

der Vereinigten Staaten von Nordamerika

mit besonderer Rükksichtnahme auf Auswanderung und Kolonisation. Ein vollständiger Rathgeber für Auswanderer nach und durch Nordamerika, Kanada, Texas, Kalifornien ꝛc. nebst Angabe der verschiedenen Reiserouten zur See und im Innern.

Von **Karl Schmidt,**
Sekretär im amerikanischen Konsulat in Leipzig.

Mit der neuesten, größten und vollständigsten Karte der Vereinigten Staaten, Kalifornien, Oregon ꝛc. und der Insel Cuba, nebst Angabe aller Kanäle, Eisenbahnen, Post- und Landstraßen.

Fr. 8. Karte oder Buch einzeln: Fr. 4.

Feuilleton.

Die Nacht auf dem Wallfische.

Skizze von Fr. Gerstäker.

(Schluß.)

Aber eines konnte er thun. Der Stiel der Harpune, ein kurzer, stämmiger Eichenstok von vielleicht zwei Zoll im Durchmesser, stak noch im Eisen fest, und den hob er heraus, befreite ihn mit dem kurzen Messer, das in seinem Gürtel hing und das jeder Matrose bei sich trägt, von der Leine, die er noch Zeit behielt von der Harpune zu lösen und wieder daran zu befestigen. Und indem er die Harpunenleine dann zum besseren Halt um seine linke Hand schlang, faßte er den stämmigen Stok jezt mit frohem Selbstvertrauen in die Faust und sah mit zusammengebissenen Zähnen und neu erwachtem Muthe dem ersten Angriff des Feindes entgegen, der indessen lange auf sich warten ließ.

Die Haye waren für den Augenblik gesättigt und spielten mehr in den Strömen Blutes, die rings das Wasser färbten, als daß sie nach neuer Beute verlangten; in dem Blut selbst hatten sie auch weiter keine Witterung mehr und suchten nur manchmal, wenn auch vergebens, einen Halt an dem schlüpferigen, breiten Körper zu bekommen, ja schwammen auch wohl faul und schläferig hinter den aus dem Boot geschlagenen, treibenden Brettern und Riemen her, hier eines saffend und eine Weile im Rachen haltend und dort eines mit dem runden, schaufelförmigen Oberkiefer vor sich hinstoßend.

Das Wetter war glüklicher Weise still und ruhig, und nur der Ostpassat warf leichte Wellen, in deren Wogen der Fisch sich ebenfalls hob und senkte, auch über Patrik hin, aber keiner der Haye war jezt so nahe gekommen, daß er ihn gesehen, oder wenn gesehen, beobachtet hätte, und er hoffte schon vielleicht unangegriffen seinen Plaz behaupten zu können, bis das Schiff zu seiner Rettung herbei käme, oder wenigstens seine Boote schikte. Aber wo war das Schiff? — Heiliger Gott, keine Aussicht auf Entsaz noch in langer Zeit! Denn selbst auf die Entfernung hin konnte es dem Auge des Seemannes nicht verborgen bleiben, daß es noch immer von ihm abhalte, in den Wind hinein. Die anderen Boote waren also ebenfalls festgekommen und mit den genommenen Fischen langseits, gar nicht einmal mehr im Stande nach ihm zu suchen.

Die Sonne brannte ihm dabei heiß und sengend auf den Scheitel, und die Zunge klebte ihm am Gaumen. Wasser! — die kühle Fluth nezte seinen Fuß, und sollte er darin verschmachten? — Er kniete nieder und wusch sich Stirn und Schläfe und Augen und Lippen, um einige Kühlung zu haben in der Gluth, und dann band er sich, da er beim Zerschlagen des Bootes auch seinen Hut mit eingebüßt, sein Taschentuch über den Kopf, um ihn etwas gegen die stechenden Strahlen zu schüzen.

Durch diese Bewegung mußte aber einer der Fische auf ihn aufmerksam geworden sein, oder konnte auch, wenn gleich gesättigt und übersättigt, doch die Gier nach neuer Beute nicht mäßigen; denn wie er den Kopf eben empor richtete, bemerkte er, daß eine der größten ihn umschwimmenden hoch aus dem Wasser ragenden dunklen Rükenflößen gerade und rasch auf ihn zugeschwommen kam. Er behielt auch in der That kaum Zeit sich emporzurichten und mit seiner Wehr zum Schlag auszuholen, als ein tüchtiger Bursch von vielleicht dreizehn Fuß Länge herangeschossen kam und sich mit der gerade steigenden Woge halbum auf den Rüken des Wals drehen wollte, um, was dort oben sich noch befand, herunterzufangen. Mit der Gefahr kehrte dem Seemann all der frische tollkühne Muth zurük, und den schweren Harpunenstok schwingend in der Faust und mit der Linken das Tau noch immer fassend, um seinen festen Stand zu bewahren, traf er den eben die Oberfläche berührenden Kopf des Ungethüms mit so kräftigem, gut gezieltem Schlag, daß der Hay halb betäubt von dem Fisch zurükglitt und wegsank, ehe er sich zu einem neuen Angriff rüsten oder vielleicht auch entschließen konnte.

Aber andere Haye hatte das Geräusch, das Plätschern und Schlagen herbeigelokt, und wenn sie auch nicht gleich einen unmittelbaren Angriff auf das keke Menschenkind machten, das ihnen in ihrem eigenen Element zu trozen wagte, so umschwammen sie doch den Ort, wo er stand, in immer engeren Kreisen und kamen ein paar Mal selbst so nahe, daß Patrik sie mit dem starken Ende des Holzes genugsam über die Kiemen traf, um ihnen in Zukunft mehr Respekt einzuflößen. Der Hay ist aber ein gierig stokisches Vieh und kehrt, wenn gleich selbst schwer verwundet, immer wieder zu einer ein Mal gewitterten Beute zurük, so lange er noch die Kraft dazu in sich fühlt. So auch hier. Wieder und wieder mußte sie das schwere Holz beiehren, daß hier noch Nichts füe sie zu holen sei, so lange wenigstens nicht, als sich der junge Ire noch stark genug fühle, gegen Hunger und Durst, gegen den sengenden Sonnenstrahl und die stete furchtbare Anstrengung seiner Nerven in der entsezlichen ihn umgebenden Gefahr anzukämpfen.

Und das Schiff? — keine Rettung von dort! Tiefer und tiefer sank die Sonne und weit, zu windwärts noch, lag das Schiff mit seinen hellschimmernden Segeln. Gieriger aber wurden die ihn umschwimmenden Bestien, die vergebens ihre Fänge in die zähe Haut des Spermfisches einzuschlagen suchten, und wie die Sterne sich im Osten entzündeten und nach und nach über den ganzen Himmel flammten, bis selbst in den hellen Streif hinein, der noch auf dem westlichen Horizonte lag, sah er die glühenden Strahlen in der leuchtenden Fluth herüber und hinüber streichen, wie die Fische zu- und abwärts schwammen, und die Gefahr für ihn wuchs mit der Nacht.

Wohl erkannte er die für ihn ausgehangenen Laternen seines Schiffes, ja er sah, als es völlig dunkelte, den hellen Feuerschein der Blubberlampen und das matte Licht sogar, das von den Kochöfen der Thransieder ausging und in den aufgegeiten Segeln seinen Wiederschein fand; aber was half das ihm? Wie durfte er hoffen, von dem Schiffe aus in dunkler Nacht gesehen und aus seiner furchtbaren Lage gerettet, befreit zu werden? Und würden menschliche Kräfte bis zum nächsten Morgen das so ertragen können.

Er war bereits kaum noch im Stande sich auf den Füßen zu halten, und suchte kurze Erholung wenigstens darin, daß er Minutenlang, oder so lange ihn die immer wieder näher kommenden Fische ließen, auf seinem wunderlichen Floße kniete und selbst versuchte, sich, wenn auch im Wasser, nur ein einziges Mal der Länge nach auszustreken. Vergebene Hoffnung! Seine Peiniger ließen ihn nicht ruhen, und die Gefahr war zu furchtbar nah, von ihnen überrascht, gefaßt und seinem Tode entgegen gerissen zu werden, als daß er sich muthwillig ihrem Angriff aussezen durfte. Der gierigste der Burschen, ein junger Fisch von kaum mehr als acht Fuß Länge, packte sogar einmal die Harpune selbst, hinter die er getreten, und hielt sie lang genug, um von der zurükweichenden Welle halbtroken auf dem Spermfisch gelassen zu werden; da traf ihn aber Patriks Harpunenstiel dermaßen über den tükisch drohenden Schädel, daß er betäubt von dem schlüpferigen Wal zurükglitt, das Weiße vom Bauch aufdrehte und versank. Aber andere nahmen seinen Plaz ein, und nur der Gluthenstreif, den sie im dunklen Wasser zogen, verrieth ihr Nahen und mahnte den Unglüklichen jedesmal, dem neuen Angriff die Stirn zu bieten.

Stunde um Stunde verging so in dem entsezlichen Ringen um sein Leben; aber neue Hoffnung erwachte in ihm, als das Schiff jezt näher und näher kam, und der wieder abgefeuerte Schuß hell und klar zu ihm herüber tönte.

Jezt konnte er schon das Dek selber erkennen, ja die Gestalten sogar, die sich in demselben Lichte hin- und herbewegten. Ahoy! — o ahoy! tönte sein wilder verzweifelter Schrei hinüber zu den Kameraden, die ohne ihn zu bemerken, an ihm vorüber treiben wollten — ahoy!

Wieder galt es sein Leben zu vertheidigen, denn die Fische, von dem Ruf der menschlichen Stimme angelokt, kamen von allen Seiten herbei, und die dunklen Rüken streiften und theilten die Oberfläche des Wassers an vielen Stellen. Da und dorthin traf sein Schlag, das Ende des zähen Holzes war schon zersplittert in den verzweifelten Streichen — Streiche, die einen Stier betäubt haben würden, und bei dem Hay nur höchst selten mehr Wirkung ausübten, als ihn auf kurze Zeit zurük zu treiben.

Und das Schiff? — Da drüben trieb es, fast in Rufes Nähe; wieder schmetterte ein Kanonenschuß zu ihm herüber, und die darauf folgende Pause benuzte er auf's Neue, den gellenden Hülferuf dorthin zu senden, wo ihm so nah und doch unerreichbar die Rettung lag. Aber der Wind kam von dort herüber; so deutlich er den Schall des Geschüzes hörte, ja selbst dann und wann den einzelnen Laut einer Stimme vom Dek zu unterscheiden glaubte, so wenig vermochte sein eigener Ruf hinüber zu dringen. Nur die Feinde um ihn her machte er mehr und mehr rege und gierig, und ihre Angriffe wurden häufiger.

Was die Hoffnung auf Rettung bis dahin wach gehalten, seine Kraft, sein guter Muth — sie sanken, als er das Schiff vorbeitreiben sah, sanken, als ihm kein Mittel geblieben war, seine Nähe zu verkünden. Nur der krampfhafte Trieb der Lebenserhaltung hielt ihn noch aufrecht, es zu vertheidigen gegen den Angriff der gierigen Bestien, — bis zum lezten Athemzuge.

So schwand die Nacht — das südliche Kreuz am Himmel drehte sich langsam — langsam nach Westen, und dort hinten im fernen Osten dämmerte der Tag. Er sah das noch — erkannte, wie die Sonne dem Meer entstieg, erkannte wieder die Umrisse seines Schiffes, die schlanken Masten und die aufgegeiten Segel, wollte noch das lezte versuchen, sein Dasein zu verkünden, und er versuchte das Hemd auszuziehen und es zu schwenken, dem Ausguk im Mast ein deutliches Zeichen, — er vermochte es nicht mehr. Die Glieder waren ihm starr und steif, selbst die Stimme versagte ihm den Dienst und schwand in ein leises Röcheln, die Augen brannten, der Kopf wirbelte ihm, und eine neue wilde Idee, wie ein Irrlicht auf weitem Meer, blizte in ihm auf und schien alles Andere, jeden Gedanken an Hülfe oder Rettung, jede Hoffnung, jeden weiteren Blik um sich her zu verdrängen. Er fing an unter den ihn noch immer rastlos umschwimmenden Hayen sich den einen auszusuchen, auf den er sich werfend und den er mit dem scharfen kurzen Messer, das er trug, zugleich mit sich vernichten wolle. Wieder und wieder hatte ihn der bedrängt und ihm nicht Ruhe noch Rast gelassen auch nur eine Stunde lang; immer auf's Neue, wenn auch immer wieder mit dem schweren Holz empfangen und zurükgeschlagen, kehrte er zurük, der gierigste unter der gierigen Schaar, und Rache wollte er an dem.

Aber die Kräfte verließen ihn, die furchtbare Aufregung seines Geistes und Körpers drohte ihn zu bewältigen, und während die Haye seit Tagesanbruch, wenn sie auch nicht den getödteten Wal verließen, doch keinen direkten Angriff mehr auf den Mann machten, der ihnen ja doch bald zur Beute fallen mußte, war er in die Knie gesunken und folgte halb bewußtlos nur mit den Bliken den dunkeln, dräuenden Flossen. Er hatte das Schiff ganz vergessen.

Das laut herüber gerufene Hallo des rettenden Bootes weckte ihn zuerst aus seiner Betäubung, — er sah das Boot, aber er schien kaum zu begreifen, was es wolle, wo er sich eigentlich befinde. Aber er richtete sich noch einmal auf — fühlt sich von anderen Armen unterstüzt, von freundlichen herzlichen ermuthigenden Worten begrüßt, und sank ohnmächtig zurük.

Der Harpunier hatte nun allerdings Ordre bekommen, wenn er den dunklen Punkt, den sie von Bord aus gesehen, erreiche und einen todten Wallfisch finde, ein Zeichen durch das Wehen einer mitgenommenen weißen Flagge zu geben, und dann dort zu bleiben, bis ihm die anderen Boote zu Hülfe geschikt werden konnten, um den todten Fisch in's Schlepptau zu nehmen. Sie hatten aber nicht erwartet, einen einzelnen, halbtodten Kameraden darauf zu finden. Er gab deßhalb allerdings das Zeichen und stieß die mitgenommene Flagge in den Körper des todten Wals, damit die anderen Boote den Plaz finden könnten, ruderte dann aber, so rasch ihn die Riemen seiner Leute vorwärts zu bringen vermochten, mit dem Geretteten zum Schiff zurük. Drei von den Hayen, die sich die schon sicher gehoffte Beute nicht so leicht wieder wollten entreißen lassen, folgten dem Boot, und wurden von dem Harpunier, der sich wohl denken konnte, wie sie den Kameraden dort geängstigt und bedrängt, einzeln vom Boot aus mit der Lanze geworfen und erlegt.

Anekdoten.

Das probateste Mittel gegen die Ausbreitung von Epidemien. Sobald ein Indianer am Superiorsee die Blattern bekommt, schließt er seine Hütte, tödtet seinen Hund und erschießt sich dann selbst. Um einer anstekenden Krankheit Einhalt zu thun, kann man gewiß kein einfacheres und sichereres Mittel finden.

* * *

— Eine amerikanische Heirath. Bekanntlich verheirathen sich die Amerikanerinnen mit oder ohne Einwilligung ihrer Eltern oft schon im 14. oder 15. Jahre. Ein merkwürdiger Fall von lezterer Sorte ereignete sich jüngst bei Belleville in Texas: Ein Vater sieht seine 15jährige Tochter noch für etwas kindlich an und ahnet nicht, daß sie längst einen Bräutigam hat; endlich kommt er dahinter, verbietet den Umgang und hört nicht auf den Heirathsantrag des jungen Paares. Er kennt aber seine Pappenheimer und sperrt deßhalb seine Tochter in ein kleines Haus, welches etwas entfernt von seinem Wohnhause liegt. In der Nacht kommt der Liebhaber, findet seinen Schaz eingesperrt und beginnt sofort ein Loch in die Mauer zu bohren, wo hindurch sie ihre Hand steken kann. Dann rennt er fort, holt einen Prediger und läßt sich mit ihr trauen; die Ringe werden mit der hervorragenden Hand gewechselt, der Trauschein ausgefertigt und der glükliche Gatte geht beruhigt nach Hause. Am nächsten Morgen erscheinen zwei Konstabler beim Vater, mit dem Befehle, dem jungen Ehemann sofort seine rechtmäßige Gattin auszuliefern, und im Fall der Weigerung so und so viel Strafe zu erlegen. Was blieb dem Alten wohl übrig, als zum bösen Spiele gute Miene zu machen.

Abonnementspreis.
Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".

Einrükungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 26. | Samstag den 30. Juni. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Fünfter Jahrgang. | 1855.

Abonnementseinladung.

Der „Kolonist" ladet hiemit zu zahlreichem Abonnement für das nächste Quartal ein. Er erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der „Kolonist" ist ein Organ für die schweizerische Auswanderung und bespricht als solches sowohl die allgemeinen Verhältnisse derselben, als er namentlich Mittheilungen über sämmtliche Länder bringt, welche ihr Ziel sind. Neben Nordamerika, das dem Europamüden gegenwärtig leider so trübe Aussichten bietet, wird er die Blike seiner Leser wie bisher vorzugsweise auf Brasilien lenken und zwar insbesondere auf jene Halbpachtkolonien in San Paulo, die sich bis jezt als einzig praktische Lösung der Auswanderungsfrage bewiesen haben.

Der „Kolonist" kostet halbjährlich 2 Fr., vierteljährlich 1 Fr., mit der Post franko durch die ganze Schweiz. Eine Vergleichung unseres Blattes mit den übrigen schweizerischen Auswanderungszeitungen ergibt, daß es mehr als doppelt so billig ist, da die Abonnementsgebühr des „Kolonist" bei um die Hälfte größerem Format und viel engerem Druk doch nur zwei Drittheile von dem Preise jener beträgt.

Den bisherigen Lesern wird dieses Blatt auch ohne besondere Bestellung wieder zugesandt und die Gebühr mit der dritten Nummer nachgenommen. Neue Abonnenten mögen sich an das nächstgelegene Postamt wenden oder in frankirten Briefen an die

Expedition des „Kolonist"
in Lichtensteig.

Die Auswanderungs-Gelegenheit über Genua.

(Korrespondenz aus Genua.)

Ich nehme mit Vergnügen wahr, daß die durch unsere Compatrioten neuerrichtete Genua-Australier Linie auch jenseits der Berge als zwekmäßig anerkannt wird und schmeichle mir daher, durch meine Mittheilung Ihre Zufriedenheit erlangt zu haben. Da Sie aber, wohl aus lauter Unpartheilichkeit, derselben einen Schweif anhängen, der, weil er an gewissen Vorurtheilen zu kleben scheint, einer Erwiederung bedarf, so wollte ich nicht ermangeln, fernere Erkundigungen über diese neue Anstalt und die damit verbundenen Verhältnisse einzuziehen.

Wenn der Uebelstand, wovon Sie Erwähnung machen, auch vorhanden, und die Schiffe, wie Sie sagen, Winde mangelnd vor Gibraltar liegen müssen, so ist dieses keine regelmäßige Schwierigkeit, die der Schifffahrt in dem Maß Zeitverlust bringt, wie man zu glauben geneigt sein könnte, sondern einzelne Fälle, die nicht als Normgewicht zu Ungunsten der neuen Linie in die Waagschaale gelegt werden können; denn selbst erfahrene Kapitäne versichern, daß es zu den seltensten Ausnahmen gehöre, wenn irgend ein Schiff den Eingang in den Ocean verspäte. Uebrigens vernehme ich, daß bei der Errichtung dieser neuen Schifffahrtslinie durch die Herren Morganti, Casa und Komp. die Ausführung eines andern Planes bevorsteht; es sollen nämlich Vorkehrungen getroffen werden, die weit mehr bezweken, als einem zufälligen Uebelstand vor Gibraltar zu steuern, Vorkehrungen, die jedem Bedenken wegen Reiseverspätung vorbeugen und die die Genua-Australier Linie durch direkte Abkürzung der Schifffahrt ein für alle Mal akkreditiren werden, Vorkehrungen endlich, deren Berüksichtigung den ganzen Zwek des Unternehmens nur noch wichtiger machen. *)

Folgende Bedingungen und Erläuterungen über den üblichen Gebrauch und die Vorschriften, welche im Hafen von Genua bestehen, werden dem Auswanderer in Betreff seiner Ueberfahrt nach Australien und Amerika genügende Auskunft geben:

1) Die Tüchtigkeit der Passagierschiffe wird vor dem Antritt jeder Reise von Sachverständigen untersucht und an eine obrigkeitliche Kommission als Aufsicht tragende Behörde darüber Bericht erstattet.
2) Reichliche, gesunde und haltbare Lebensmittel müssen für die Dauer der Reise eingeschifft und den Passagieren vom Tage ihrer Ankunft am Meerschiffe bis zu ihrer Ankunft jenseits des Oceans gekocht und in drei Mahlzeiten verabreicht werden, nämlich:
   - Morgens. Kaffee oder Suppe mit weißem sehr feinem Biscuit, lezteres nach Belieben.
   - Mittags. Suppe, Fleisch und Gemüse mit Abwechslung, Bisouit nach Belieben.
   - Abends. Wie Mittags, mit Suppe oder ital. Minestra in reichlicher Quantität.

   Kranke erhalten die ihnen dienlichen Speisen, und die erforderliche Medizin.
3) Schlafstellen finden die Passagiere im Seeschiffe zu ihrer Aufnahme eingerichtet, doch haben dieselben für Betten, Matrazen oder Strohsäke mit Kopfkissen und Deken, wie auch für die kleinen Eß-, Trink- und Waschgeräthe selbst Sorge zu tragen, oder dem Unternehmer für Anschaffung 20 Fr. zu bezahlen.
4) Kajüten-Passagiere theilen mit dem Kapitän gleiche Beköstigung. Die Kajüten-Passagiere sorgen selbst für Betten und für gewohnte Luxusartikel, wie geistige Getränke ꝛc.

Was die Logiretablissements anbetrifft, womit der Norden bestens eingerichtet sein soll, diese Auswanderungs-Hôtels, die, wie Fama verkündet, zuweilen mit Menschen groß und klein haufenweise vollgepfropft sind, daß der Ueberfluß anderweit untergebracht werden muß, wo es noch schlechter ist, so kann ich Sie versichern, daß diesem Uebelstande gegenüber Genua das unparteiische Lob gebührt, indem die durch das Haus Morganti, Casa und Komp. bestimmten Wirthshäuser zwekmäßige Räumlichkeiten darbieten, die gutes und billiges Logis bieten und wo die Leute in keiner Weise betrogen werden. Diese Einrichtung ist um so befriedigender, als das obbemeldete Haus, welches nicht nur die Verschiffung selbst besorgt, sondern auch die überwachende Fürsorge für die Verpflegung übernimmt, bei allfällig vorkommenden Uebelständen sofortige Abhülfe schaffen würde.

Die Konvenienz über Genua auszuwandern liegt somit auch in dieser Beziehung der Vorsorge auf der Hand. Genua ist der Hafen, der am geeignetesten ist, der Einschiffungsplaz der Schweizer *) und besonders der Südschweizer zu werden.

Die Eisenbahn, nun in Verbindung mit den Dampfschifffahrten auf dem Langensee, giebt dieser Straße die größte Wichtigkeit. Dieses Stük ist so zu sagen der Stamm jener Verzweigungen, die den Hafen von Genua vor die Thore der Alpen legen. Der obschwebende Krieg hemmte zwar die Anstrengung des gedeihenden Unternehmens, indem derselbe uns die Kapitalien Englands entzog, die den Durchbruch des Lukmaniers sekundirt hätten. Aber in jedem Fall kann schon jezt durch die eröffnete schnellere Kommunikation zwischen Genua und dem Tessin ein empfindlicher Zuzug von Personen sowohl als Gütern erwartet werden, indem dieser neue Beförderungsweg unausbleiblich dieselben in größerem Maßstabe auf die Straßen des St. Gotthards und des St. Bernhardins ziehen muß.

Es ist eine festgestellte Meinung, daß Aenderungen in diesem Sinne nicht mehr lange unterbleiben werden. Der neue Weg wird die Sphäre des genuesischen Marktes sowohl als seine Relationen mit den Völkern nach Norden ausdehnen und seinen Hafen zum Transitpunkt zwischen denselben und den überseeischen südlichen Ländern machen; zu diesem Zweke wird die Eisenbahnlinie, die jenseits der Alpen von Chur nach Rorschach am Bodensee gebaut wird, nicht wenig beitragen. Natürlich bleibt immer die Unterbrechung des Berges, allein wenn die Linie auf beiden Seiten bis an seinen Fuß führt, so wird durch die Fortschritte der Wissenschaft die vollkommene Ausführung dieses großen Unternehmens schon gesichert werden.

*) Sollte vielleicht in dieser geheimnißvollen Stelle eine Anspielung auf eine projektirte Linie über Alexandrien und das rothe Meer liegen? (Frage der Red.).

*) Ist noch nicht bewiesen. Zeit und Erfahrung werden lehren. (A. d. R.).

Wir glauben aber, die Hoffnung der Genueser nicht erst mit dem Durchbruch der Berge realisiren zu sehen, sondern rechnen mit ihnen, daß schon jezt zahlreiche Emigranten aus benachbarten Strichen den Weg über Genua einschlagen werden, denn es ist evident, daß für die Ost- und Mittelschweizer die Straße nach dem Langensee große Ersparungen an Zeit und Geld darbietet und dieselbe überhaupt Vortheile für sich hat, die der Route über Havre oder Hamburg gefährliche Konkurrenz machen können und machen werden.

Nachtrag. Das verlangte Marinereglement wird mit meinem Nächsten folgen. In Nro. 24 des „Kolonist" hat sich, 2. Kolonne, Zeile 27, ein Fehler eingeschlichen, es soll nämlich heißen „anerkannten", nicht „amerikanischen".

Die Stadt Peoria in Illinois.

Peoria liegt 193 Meilen oberhalb der Mündung des Illinoisflusses an einer Stelle, wo dieser Fluß sich zu einem 20 Meilen langen und einige Meilen breiten Landsee sich erweitert. Diese Lage mitten im Staate Illinois, an einem schiffbaren Wasser, welches nach Norden durch einen Kanal mit dem Michigansee verbunden ist, hat sich für den Handel als sehr günstig bewährt, denn die Stadt hat schon eine Bevölkerung von 14 bis 15,000 Einwohnern und ist in raschem Zunehmen begriffen. Nach der Zählung von 1850 betrug die Volkszahl erst 5500, ist also in 5 Jahren fast auf das dreifache gestiegen. Peoria ist nach Chicago der größte Ort in Illinois, doch steht die Stadt Quincy ihm vielleicht an Bedeutung gleich. Drei bis vier große Dampfschiffe kommen und gehen täglich von Peoria südlich nach St. Louis, nördlich nach Pern und La Salle, wo der Illinoiskanal nach Chicago seinen Anfang nimmt; außerdem ist der Ort durch eine Eisenbahn mit La Salle verbunden, wo sie die Chicago- und Rok Island-Bahn erreicht und durch diese eine Kommunikation mit dem Osten und dem Westen herstellt.

Die deutschen Einwohner mögen etwa einen Drittel der ganzen Bevölkerung betragen und manche von ihnen haben sich Wohlstand erworben. Sie leben einträchtiger unter sich, wie an vielen andern Orten in Amerika, haben einen Turn- und Gesangverein, ein Liebhaber-Theater ꝛc. Auch ist ihr Verhältniß zu der amerikanischen Bevölkerung kein unfreundliches, obgleich Familienumgang unter den verschiedenen Nationalitäten gar nicht stattzufinden scheint. In Peoria lebt auch der ehemalige österreichische Reichsabgeordnete Bioland mit seiner kleinen Familie, wenn auch nicht in glänzenden Umständen, so doch sehr vergnügt und heiter. Er sah sich genöthigt, um seine Subsistenzmittel zu gewinnen, Cigarren zu fabriziren und selbst zu verkaufen, ein Geschäft, welches sich nach und nach so weit ausgedehnt hat, daß er gegenwärtig zwei Arbeiter halten und in einem wohlausgerüsteten Laden sein Fabrikat verkaufen kann, was ihn anständig ernährt. Ein anderer notabler Emigrant, der dort lebt, ist der polnische Oberst Chlopizki, ein Vetter des berühmten Generals. Da er sein ganzes Vermögen in der polnischen Revolution verloren hat, geht es dem alten Mann nur sehr kümmerlich. Nach der französischen Revolution von 1848 erhielt er durch Unterstützungen die Mittel, um nach Paris gehen zu können. Er hoffte unter den damaligen Umständen, seinem Vaterlande als Militär wieder nüzlich werden zu können, fand sich aber vollkommen getäuscht und kehrte hoffnungslos nach Peoria zurük, wo er bis jezt ab und zu als Handelsreisender beschäftigt wird, aber ärmlich lebt. Doch hat seine gute Laune durch den Druk, unter welchem er lebt, nicht gelitten, er ist ein sehr beliebter Gesellschafter.

Schweizer gibt es in und um Peoria ziemlich viele und namentlich muß die Ostschweiz dort gut vertreten sein, was uns daraus hervorzugehen scheint, daß zwei Exemplare des „Toggenburger Boten" regelmäßig nach Peoria kommen, wie wir einer gefälligen Mittheilung entnehmen.

Eine Merkwürdigkeit ist es, daß in Peoria eine nicht ganz kleine Anzahl von Italienern lebt, eine Nation, die in Amerika im Allgemeinen sehr schwach vertreten ist. Die meisten sind durch einen sehr wohlhabenden Italiener, Namens Zenoni, der seit vielen Jahren in Peoria lebt, hieher gezogen. Jeder Landsmann erhält von ihm bereitwillig Unterstützung, um ein Geschäft anzufangen, und seine Liberalität beschränkt sich nicht auf seine Landsleute allein. So oft er auch von Unwürdigen getäuscht ist, kommt er Hülfsbedürftigen stets wieder mit seinem Kredit oder mit baarem Gelde zu Hülfe und hat so eine ganze Kolonie um sich versammelt.

Die Umgegend von Peoria ist außerordentlich gut bebaut und auch von vielen Deutschen bewohnt, worunter eine große Zahl Mennoniten und Mitglieder der Amish-Kirche, eine Sekte, die viele Sonderbarkeiten hat. Ueberdieß gibt es natürlich Bekenner aller christlichen Konfessionen und bietet Peoria in dieser Beziehung eine ebenso bunte Musterkarte, wie in der Zusammensezung seiner Bevölkerung aus den verschiedensten Nationalitäten.

Die südbrasilianische Provinz Parana.

(Aus der Hansa.)

IV.

Leider liegt das Straßenwesen der Provinz noch sehr im Argen, und begreiflicher Weise noch mehr als das der älteren Provinzen des Reichs. Eine für Wagen fahrbare Straße fehlt gänzlich und die bestehenden Straßen sind ganz eigentlich nicht mehr als Maulthierpfade, die noch dazu großentheils in der Regenzeit entweder gar nicht oder nur mit der größesten Schwierigkeiten passirbar sind. Aller Waarentransport ist daher auch nur Maulthiertransport; wie kostspielig und schwerfällig aber solcher ist und wie sehr durch ihn namentlich für die Bewohner des Hochlandes alle fremden eingeführten Waaren vertheuert werden, liegt auf der Hand.

Nach dem, was wir in unserm lezten Artikel über den Handel der Provinz mitgetheilt haben, leuchten die Richtungen, welche ihre Hauptstraßenzüge haben müssen, von selbst ein. Der von Süd nach Nord gehende Transit von Vieh nach San Paulo bedingt die Hauptrichtung des einen, während die Versorgung mit den zur See eingeführten Waaren, ebenso wie die Ausfuhr der Erzeugnisse des Innern nach der See einen zweiten, etwa senkrecht auf dem ersten stehenden Straßenzug sich schaffen mußte. In beiden Richtungen kommt leider der Provinz ihr Reichthum an natürlichen Straßen nicht zu Statten. Denn ihre schiffbaren Flüsse, wie bereits dargelegt, strömen nicht ostwärts nach dem Meere, sondern ergießen sich westwärts in den Parana. Jedenfalls ist hierin eine dritte Richtung des Verkehrs der Provinz vorgezeichnet; für jezt aber fehlt es bei der verhältnißmäßigen Oede der betreffenden Gegenden noch an Verkehrsgegenständen für dieselbe und erst die Zukunft wird mit umfassender Kolonisation und Zivilisation der gesegneten Flußthäler des Parana-Gebietes den Verkehr auch nach dieser Seite hin zu einer Wahrheit machen. Bis diese Zeit kommt, werden vorerst für Parana die oben bezeichneten zwei Straßenzüge die vorzugsweise in's Auge zu fassenden sein und von ihnen vornehmlich eine bequeme Straße zur Verbindung des Innern mit dem Meere, da auf ihr vorzugsweise der Waarenverkehr sich bewegt.

Die gesezlichen Autoritäten der Provinz, Präsidium und Provinziallegislatur, haben denn auch auf diese Verbindung zunächst ihr Augenmerk gerichtet und nachdem sie durch Fachmänner die erforderlichen Untersuchungen über die die mindesten Schwierigkeiten im Aufgang von der Küste zum Hochland darbietende Richtung haben anstellen lassen, sich für den Bau einer für Wagen fahrbaren Straße von Curityba nach dem Hafen Antonina in der Länge von 12 Leguas entschieden. Außerdem sind von ihnen Summen für Verbesserung einzelner einer solchen hauptsächlich bedürftigen Wege des Hochlandes angewiesen worden. Es ist jedoch klar, daß bei der natürlichen Geringfügigkeit der einer Provinz von nicht mehr als 60,000 Seelen Bevölkerung zustehenden finanziellen Mittel, wenn nicht Seitens des Reichs ihnen entsprechende Beihülfe zu Theil wird, an eine umfassende und systematische Betreibung des Wegebaues vorerst nicht zu denken ist und dieselbe mehr oder minder Flik- und Stükwerk bleiben muß. In der That kommt nun zwar das Reich dem Wegebau der einzelnen Provinzen vielfach zu Hülfe und auch Parana sind bereits mehrfache liberale Bewilligungen zu diesem Behufe zu Theil geworden. Aber immerhin haben diese Beihülfen einen immer nur mehr zufälligen Charakter und jedenfalls läßt auch auf sie kein systematischer Straßenbau sich gründen. Und doch ist ein solcher Bedürfniß, wenn die ungemeinen Schäze, welche die Natur wie den meisten Provinzen Brasiliens, so auch Parana zugewiesen hat, zu voller Nuzung kommen sollen.

Brasilien hat im vorigen Jahre durch Inslebenführung seines Agrargesezes vom 18. September 1850 angefangen, die unermeßliche Menge seiner noch unbebauten Staatsländereien der europäischen Einwanderung zu erschließen. Zu den billigsten Preisen ist jeder Kommende in den Stand gesezt, ein freies Grundeigenthum zu erwerben. Die erste und wichtigste Basis einer umfassenden Kolonisation ist damit gewonnen; die Einwanderung findet für ihren Erwerb nach allen Seiten hin freien Spielraum und ist nicht mehr bloß an die bereits bestehenden einzelnen Kolonien Fremder gebunden. Aber bei diesem ersten Schritt kann und darf nicht stehen geblieben werden, und eine zweite nicht minder unweigerliche Bedingung umfassender Kolonisation ist ein geregelter Straßenbau.

Die Mittel dazu bieten sich dem Reiche von selbst und zwar eben in den an die Einwanderung zu vergebenden Staatsländereien, oder vielmehr in dem aus ihrem Verkaufe zu erzielenden Erlöse. Nur würde es freilich sich wenig empfehlen, diesen Erlös nicht anders dem Straßenbau zuzuwenden, als soweit ihn die einzelnen Verkäufe jedesmal gerade flüssig machen. Dadurch kann vielmehr das in den Staatsländereien ruhende Kapital nur zersplittert und in seiner vollen Leistungsfähigkeit verkürzt, jedenfalls niemals etwas Ganzes geschaffen werden. Auch ist noch ein Anderes zu bedenken. Unbestreitbar sind die zu vergebenden Staatsländereien bei Weitem leichter und besser verkäuflich, wenn bereits vorhandene Straßen ihnen die Möglichkeit unbehinderten Austausches ihrer Erzeugnisse garantiren, als wenn solche Straßen noch fehlen. Wollte man daher den Straßenbau immer nur so weit fördern, als die aus den einzelnen Verkäufen der Staatsländereien gewonnenen Summen die Mittel dazu bieten, so würden eben diese Ländereien sich nur in geringerem Maße und zu bei weitem geringeren Preisen verkaufen lassen, als wenn die nöthigen Kommunikationen bereits vorhanden sind und somit die Mittel für die Herstellung dieser sich von vornherein verringern. Nur eine Anticipation des aus den Staatsländereien zu gewinnenden Erlöses durch eine Anleihe kann diesen Uebelständen wirksam begegnen.

Der Zustand der öffentlichen Finanzen Brasiliens ist ein glänzender, als es nur sein kann. Bereits seit einer Reihe von Jahren schließt das Reichsbüdget mit beträchtlichen Ueberschüssen der Einnahme über die Ausgabe ab. Die Zinsen seiner Staatsschuld werden prompt und regelmäßig bezahlt; den regelmäßigen Gang hat die Amortisation derselben und sein Kredit ist daher — der Kurs seiner Schuldscheine legt Zeugniß dafür ab — ein unbestrittener. Kommt dazu, daß eine für Schöpfung eines umfassenden Straßensystems dienende Anleihe in der Erhöhung des Werthes von Grund und Boden, in der Heranziehung einer größeren Einwanderung und in der Steigerung der Einnahmen aus den Einfuhrzöllen die Finanzkraft des Staates noch ganz außerordentlich vermehren muß, so ist in der That wohl nichts leichter und zu billigern Bedingungen zu bewirken, als der Abschluß einer solchen Anleihe. Schon mit einem Kapital von 10 Millionen Milreis dürfte sich aber für's Erste ein für die Bedürfnisse des Verkehrs ausreichendes Nez von Reichslandstraßen, welche die einzelnen wichtigeren Punkte zu einander in Verbindung sezen, schaffen und darauf in Zukunft weiter bauen lassen. An dieses Nez sich anschließend würde die Thätigkeit der Provinzen für seine Erweiterung zu sorgen der Mittel genug besizen und auf diese Weise auch die lezte Voraussezung für eine dem riesigen Reiche entsprechende Kolonisation gewonnen sein.

Jedenfalls ist der rege Straßenbau in den Vereinigten Staaten eines der wirksamsten Momente gewesen, um die europäische Einwanderung dorthin in dem Maße zu ziehen, als dieß wirklich der Fall ist. Das Verständniß dafür beginnt jezt auch in Brasilien sich mächtig Bahn zu brechen, der in verschiedenen Theilen beginnende Eisenbahnbau legt davon erfreuliches Zeugniß ab; aber es handelt sich für das südamerikanische große Reich nicht bloß um die Herstellung einzelner Hauptstraßen des großen Verkehrs, vielmehr hängt der volle Erfolg auch dieser vornehmlich an der Verkettung mit einem umfassenden, alle Theile in Verbindung mit einander bringenden organischen Straßensystem ab. Dieses ganze System sofort auf Eisenbahnen zu gründen, ist unmöglich; gewiß aber, daß auf der Voraussezung tüchtiger Landstraßen und eines dadurch in's Leben gerufenen allseitigen Verkehrs die Momente sich von selbst herausbilden müssen, auf Grund deren die Herstellung der Schienenwege früher oder oder später die Sache lukrativer Privatspekulation wird.

Verschiedenes.

Schweiz. Solothurn. Unter den Ehrengaben für das eidgenössische Freischießen, das am 1. Juli beginnen wird, erwähnen wir folgende: Von den Schweizern in Kalifornien durch Hrn. Konsul Kellersberger Fr. 1500; von den Schweizern in New-York 140 Dollars oder Fr. 714; von den Schweizern in New-Orleans durch Hrn. J. U. Zellweger 100 Dollars oder Fr. 510.

— St. Gallen, glükliches Land, aus dem von mehr als 170,000 Bewohnern in einem Jahre bloß 413 auswandern! (womit jedoch nicht gesagt ist, daß nicht eine schöne Portion mehr ihrem Vaterlande den Rüken kehren würden, wenn sie oder ihre Gemeinden das Geld dazu hätten). Der Amtsbericht des Kleinen Rathes über das Jahr 1854 sagt unter dem Titel Auswanderung Folgendes: Neuerdings hat die Auswanderung im Laufe des Jahres, trotz der minder günstigen

Aussichten in Nordamerika, zugenommen. Wir entheben den amtlichen Kontrollen darüber folgendes Verzeichniß der Auswanderer vom Jahr 1854:

Bezirke.	1854.	Zur Vergleichung von 1853.	1852.	1851.
St. Gallen	58	11	2	10
Tablat	11	4	5	—
Rorschach	4	3	2	—
Unterrheinthal . . .	6	5	3	—
Oberrheinthal . . .	36	34	12	—
Werdenberg	73	165	124	35
Sargans	24	13	18	10
Gaster	37	35	2	1
Seebezirk	29	8	5	2
Obertoggenburg . . .	31	23	6	1
Neutoggenburg . . .	31	11	4	1
Alttoggenburg . . .	9	3	1	1
Untertoggenburg . . .	25	4	4	10
Wil	18	5	2	1
Goßau	21	1	1	2
Zusammen	413	325	191	74.

Von diesen Auswanderern waren:

	Männer.	Frauen.	Kinder.	Erwachsene Ledige.	Total.
Anno 1854:	50	46	113	204	413.
„ 1853:	40	43	97	145	325.
„ 1852:	23	27	68	73	191.
„ 1851:	8	8	28	30	74.

Die beigefügten Parallel-Ziffern der Jahre 1851, 1852 und 1853 beweisen die stete Progression. In Werdenberg zwar steht die Ziffer niedriger als im vorherigen Jahre, dagegen war sie in den meisten übrigen Bezirken und namentlich in St. Gallen, Oberrheinthal, Sargans, Gaster, Seebezirk, Ober-, Neu- und Untertoggenburg stärker. Der Unfall, den die stärkste Partie der werdenbergischen Auswanderer durch Spediteur Rüfli erlitten hat, wodurch wir zu besonderer Hülfeleistung veranlaßt wurden, ist bereits an anderer Stelle berührt. Durch das in Ihrer Novembersitzung erlassene Gesez über die Auswanderungs-Agenturen sind diese nun zu Kautionsleistungen verpflichtet und eine besondere Polizeiaufsicht ist gegen dieselben möglich.

— Tessin. Es sind uns zwei Nummern der in Bellinzona erscheinenden „Demokrazia" zugesandt worden, welche die Verhandlungen des Großen Rathes von Tessin über das neulich erlassene Auswanderergesez enthalten. Vielleicht legen wir unsern Lesern nächstens Einiges daraus vor. Das Gesez selbst macht auf uns den Eindruk, als sei es bloß darum erlassen, um den nach Verschleuderung des Staatsvermögens so miserabel stehenden Finanzen wieder einigen Zufluß zu verschaffen. Im Uebrigen ist es echt italienisch, so recht über die Schnur gehauen. Es enthält beispielsweise folgende Verfügungen. Wenn eine Genossengemeinde oder Genossame sich zur Erleichterung der Auswanderung verpflichtet, soll jedes Mitglied der Gemeinde oder der Genossenversammlung, das den Vorschlag dafür gemacht, 100 Fr., und jedes, das beigestimmt, 50 Fr. gebüßt werden; für die Bezahlung des Ueberfahrtspreises darf nicht die Person des Auswanderers verpfändet werden, bei 100 Fr. Buße für den Beförderer und 20 Fr. für den Auswanderer, nebst Nichtigkeit des Vertrages; jedes Auswanderungshaus hat außer der Sicherheitsleistung, noch 3 Hundertstel der gesammten Ueberfahrtsgelder an den Staat zu bezahlen, in welchem Leztern eine Auswanderungssteuer schönster Art liegt.

Oesterreich. Hr. alt Landammann Vinzenz Müller von Altorf ist glücklich mit seiner Schwezerheerde in Slavonien angekommen. Er hat alle Feldfrüchte im besten Zustande angetroffen, dazu noch ein neues Lager sehr guter Steinkohlen und eine Eisenmine entdekt. Er gedenkt auch eine Schweizerkolonie auf seinem Gebiete anzulegen.

Großbrittanien. (Segensreiche Folgen der Auswanderung.) Der Jahresbericht der irischen Armenhäuser zeigt das erfreuliche Ergebniß, daß in den lezten sechs Jahren 200,000 junge Leute männlichen und weiblichen Geschlechts aus den öffentlicher Arbeitshäusern ausgezogen und nicht wieder zurükgekehrt waren. Die meisten davon mögen allerdings jenseits des Ozeans eine neue Heimat gefunden haben, aber nicht wenige finden jezt zu Hause ein anständiges freies Auskommen, da es nachgewiesen ist, daß ein Mann als Feldarbeiter in Irland jezt das ganze Jahr hindurch einen Schilling täglich verdienen kann, während er vor sechs Jahren kaum die Hälfte davon erwerben konnte. Die Folge davon ist, daß, dem Bericht der Armenpfleger zufolge, in den Wohnungen, Kleidungen und Lebensmitteln des Landvolkes im ganzen Königreiche jezt ein merklicher Fortschritt zum Bessern eingetreten sein soll. Und eine solche allgemeine vernünftige Steigerung des gewöhnlichen Bedürfnißmaßes hat sich stets als treffliches Pallativ gegen proletarisches Verkommen bewährt.

— (Schottische Auswanderung nach Kanada.) Der Auswanderungsstrom aus dem nordöstlichen Schottland nach Kanada ist fortwährend stark. Mitte Mai ging ein Schiff von Aberdeen nach Quebek mit 330 Auswanderer ab. Im Ganzen sind in den beiden lezten Monaten von Aberdeen und andern Häfen Nordschottlands 5000 Personen nach Kanada gegangen, mehrentheils Feldarbeiter männlichen und weiblichen Geschlechts, die sich einige Dollars von ihrem Lohn erspart haben und in Kanada zu dienen beabsichtigen, bis sie sich eigenes Land kaufen können. Die von den in den Jahren 1853 und 1854 weggegangenen Schotten eingelaufenen Nachrichten sind so ermuthigender Natur, daß die Grundherren und Pächter daheim nur mit Mühe im Stande sein werden, die nöthigen Hände für ihre Farmen zu erhalten.

Nordamerika. (Die Deutschamerikaner und die Knownothings.) Aus Cincinnati wird dem Schw. Merkur geschrieben, daß die Deutschamerikaner sich an vielen Orten rüsten, um den gewaltthätigen Unternehmungen der Knownothings entgegenzutreten. Der Mittelpunkt dieser Agitation sind die Turner; sie sind eifrig bemüht, Waffen anzuschaffen und sich darin zu üben. Es mögen jezt in den Vereinigten Staaten mehr als sechstausend Turner sein, welche nach allen Seiten auffordern, gleiche Verbindungen zu bilden. Auch die zahlreichen Schützenvereine und Bürgerwehrkompagnien der Deutschen denken daran, daß sie jezt noch eine andere und ernstere Bestimmung erhalten können als zu Parade und geselligem Vergnügen. Es ist die Rede davon, sämmtliche deutsche Männervereine zu einem Bund zusammenzuschließen, der nöthigenfalls die Waffen zur Hand habe. Zugleich hegt man den Plan, einen eigenen deutsch-amerikanischen Staat in der Union zu bilden. Man denkt an Kansas. Dieser Landstrich erstrekt sich in einer Ausdehnung von 200 englischen Meilen westlich vom Fluß und Staat Missouri, ein anmuthiges Prairieland von Hügeln und Thälern. Bereits hat sich in Cincinnati ein „Kansas-Ansiedlungsverein" gebildet, der in seinen ersten sechs Monaten über 300 Mitglieder zählte und fortwährend zunimmt. Seine Aufgabe ist, die Uebersiedlung dortiger Deutschen und aus Deutschland nachkommender Landsleute nach Kansas zu organisiren. Unterdeß arbeiten die Knownothings dahin, die Deutschen auf allen Punkten, wo diese selbstständig ihr Bürgerrecht wahrnehmen wollen, mit blutigen Köpfen zurükzuschlagen, sie dadurch einzuschüchtern und sodann eine neue und verstärkte Auflage der berüchtigten Fremdengesze durchzusezen, welche einst an Jeffersons und seiner Freunde Verstand und humanem Sinn scheiterten. Jeder Einwanderer soll behandelt werden wie ein eben geborenes Kind; gleichwie dieses erst nach 21 Jahren mündig wird, soll auch der Einwanderer erst nach 21 Jahren Aufenthalt in den Vereinigten Staaten Bürgerrecht erhalten. Die eifrigsten Knownothings hoffen sogar, das Gesez bald zu erleben, daß der Einwanderer niemals Bürgerrecht erhalte. — Es fällt uns auf, daß sowohl dieser Korrespondent des Schw. Merkurs als auch der Berichterstatter des „Bund" aus New-Orleans (vgl. unsere lezte Nummer) den neueinwandernden Landsleuten Kansas zur Ansiedlung empfehlen, weil sie dort in größere Unruhen gerathen könnten, als ihnen in den ältern Staaten drohen. Es läßt sich nämlich mit Sicherheit annehmen, daß über kurz oder lang der Streit zwischen denjenigen Bewohnern des Territoriums, welche die Sklaverei in Kansas einführen wollen, und ihren Gegnern in einen förmlichen Kampf ausarten werde. Die öffentlichen Zustände in Kansas können schon jezt nicht anders, als gesezlos genannt werden, wovon wir schon öfters Beispiele angeführt haben. So könnte also mancher, der den Knownothings aus dem Wege gehen will, von der Charybdis in die Scylla, vom Regen unter die Traufe gerathen.

Vereinigte Staaten. Im Ganzen sind im New-Yorker Hafen im Jahre 1854 4176 Fahrzeuge aller Größen angekommen gegen 4108 im vorigen Jahre, wovon 2763 amerikanische und 1413 fremde gegen 2592 amerikanische und 1516 fremde im Jahre 1853. Es ergiebt dieß eine Zunahme von 171 Fahrzeugen unter amerikanischer und eine Abnahme von 103 unter fremder Flagge gegen voriges Jahr. Diese Fahrzeuge haben mitgebracht 347,733 Passagiere, wovon 331,809 aus der Fremde und 15,924 aus Kalifornien. Von Deutschen sind in 974 Schiffen 179,648 Personen hier gelandet worden gegen 119,498 im vorigen Jahre; von Irländern kamen nur 82,000, Engländer und Schotten 35,500 an; es überstieg daher zum ersten Male die Zahl der deutschen Ankömmlinge nicht allein die der Einwanderer von Irland, sondern sogar die aller Nationen zusammengenommen. Der Werth aller 1854 aus dem Auslande hier eingeführten Waaren ist nach offiziellen Angaben 181,371,472 Dollars gegen 194,079,652 Dollars im Jahr 1853, und vertheilt sich wie folgt: Zollbare Waaren: 163,494,984, zollfreie Waaren 15,768,918 Doll. Gold und Silber 2,107,572 Doll. An europäischen Manufakturwaaren sind 1853 für 93,704,211, 1854 für 84,268,511 Doll. eingeführt worden. Diese außerordentlichen Anfuhren haben sehr viel zu der großen Geldklemme beigetragen, welche besonders vom Juni an fühlbar wurde, und es zeigte sich auch die Schädlichkeit des im Manufakturwaarengeschäfte eingeführten Systems der lange Kredite von 8—10 Monaten. Viele bedeutende und solide, so wie eine Menge der kleineren Händler konnten ihre Accepte bei Verfall nicht einlösen und sahen sich genöthigt, ihre Zahlungen einzustellen, wenn nicht weitere Frist bewilligt wurde. Das Vertrauen wurde geschwächt und neue Kreditbewilligung nur selten und mit großer Vorsicht gegeben.

— (Zeitungsschreibende deutsche Flüchtlinge.) Das so eben im Verlage von H. L. Brönner in Frankfurt erschienene Schriftchen: „Die Reise nach Amerika und das Leben in den Vereinigten Staaten," von Franco vom Rhein, enthält eine interessante Uebersicht über die deutsche Presse in Nordamerika, aus der wir folgende Nachrichten über die literarische Thätigkeit bekannter deutscher Flüchtlinge zusammenstellen. Nachdem Karl Heinzen, welcher bekanntlich schon vor 1848 in Amerika lebte, nach ausgespielter Rolle bei der deutschen Revolution in die Vereinigten Staaten zurükgekehrt war, gab er zuerst in New-York die deutsche Zeitung und den Janus heraus, und begann nach deren Untergang 1853 in Louisville ein abolitionistisches Blatt, das er kürzlich nach Cincinnati verlegt hat, unter dem Titel: Pionier. Heinrich Börnstein, ebenfalls vor seiner Betheiligung an Herweghs Freischaarenzug vielfach literarisch thätig, ist Besizer und Herausgeber des „Anzeigers des Westen" in St. Louis und hat großen Einfluß. G. A. Rösler, der Reichskanarienvogel, wanderte nach seiner Entweichung vom Asberg in Amerika ein, versuchte sich zuerst als Lehrer, dann (seit 1853) als Herausgeber der Quincy Tribune (Illinois), in welcher er seinen „offenen Brief an Senator Thompson in Kentuky" erscheinen ließ, eine der kräftigsten Apologieen des deutschen Clements, welche im vorliegenden Buche abgedrukt und seiner Zeit in der Kölner Zeitung besprochen worden ist. Christian Esselen aus Westphalen, 1848 sozialistischer Wühler in Frankfurt, hat ein politisches Monatsblatt „Atlantis zu Chicago" gegründet und nach dessen Eingehen in Verbindung mit Clippland zu Cleveland the American liberal angefangen, ein Blatt, welches das amerikanische Publikum mit den Ansichten der deutschen Fortschrittsmänner bekannt machen soll. Adolf Douai, der Agitator von Altenburg, redigirt die San Antonio-Zeitung in Texas. W. Gadain von der Berliner Nationalzeitung arbeitet an der deutschen Zeitung von New-Orleans. Der bekannte Kommunist Willy. Weitling hat bei der vollkommensten Preß- und Lehrfreiheit sein Glük gemacht mit seinem kleinen Wochenblatt: Republik der Arbeiter, das er zu New-York herausgibt. (Nach andern Nachrichten z. B. Bossarts Mittheilungen hat hingegen der Erschneider Weitling sein Glük dadurch gemacht, daß er seinen Glaubensgenossen und Gesellschaftern das gemeinsame Besizthum in Wiskonsin abschwindelte und für sich allein behielt.) Die „New-Yorker Sonntagsblätter" von Dr. Rud. Dulton aus Bremen hielten sich nur vom Frühjahr bis Herbst 1854. In Neu-Jersey gibt Anneke aus Dortmund, früher preußischer Artillerielieutenant, bekannt aus den Ereignissen von 1848 und 1849, die Newarker Zeitung heraus (seit 1853), ein abolitionistisches Blatt. (Vielleicht der gleiche Anneke, der uns voriges Jahr anschmierte? v. Kolonist 1854 Nro. 36 und 37.) C. H. Schnauffer, der Poet der Mannheimer Abendzeitung in ihrer Glanzperiode, redigirt den „Baltimorer Weker". Unter der Leitung des Abgeordneten von Reuß, Thieme, erscheint seit 1853 zu Cleveland (Ohio) „der Wächter am Erie." Der Abgeordnete für den 14. sächsischen Wahlbezirk, Th. Dietsch, giebt zu Evansville (Indiana) „die Reform" heraus. Zum Schlusse zwei hessen-darmstädtische Flüchtlinge: der Dr. med. Löhr aus Worms, der Herausgeber weiland der „Neuen Zeit," ist nach Kalifornien verschlagen und redigirt zu San Franzisko den „Kalifornier Demokrat"; der rationalistische Agitator des Odenwaldes und Herausgeber des „Kirchenteufels", Rattmann, giebt seit Kurzem zu Memphis in Tennessee „die Stimme des Volkes" heraus.

— (Die unpopulären Elemente der Einwanderung.) Der Knownothingismus in den Vereinigten Staaten fürchtet zwei unter sich ganz entgegengesezte Dinge, den Atheismus und Sozialismus der deutschen Flüchtlinge und andererseits wieder den dortigen Romanismus in Folge der ungeheuer starken römisch-katholischen Einwanderung in den paar lezten Jahren. In den Vereinigten Staaten waren

	kath. Kirchen	Priester	Kommunikanten
1846	675	709	1,071,800
1849—50	1073	1081	1,233,350
1854	1824	1704	1,834,500

Seit 1846 zeigt sich also ein Zuwachs von 1169 Kirchen, 995 Priestern und 762,700 Kommunikanten, natürlich hauptsächlich in Folge des großen (irischen) Ein-

wandererstroms, der besonders in den fünf letzten Jahren zu enormen Wogenmassen angeschwollen.

— Der amerikanisch-englische (atlantische) Telegraph, der noch dieses Jahr von New-York bis Neufundland und nach neulicher Mittheilung in drei Jahren ganz fertig werden soll, erstreckt sich von Irland nach Neufundland 1750, von da nach New-York 1200 und auf Neufundland selbst 400 Meilen. Die Gesammtkosten sind auf vier Millionen Gulden veranschlagt.

— (Allerlei Neuigkeiten.) New-York, den 5. Juni. In Carolina sind die Knownothings den Demokraten in der Gouverneurswahl unterlegen; ebenso bei einigen Munizipalwahlen im Norden. Für die hartleidenden Deutschen wird die Prüfung, die sie durch die neuerlichen Parteibewegungen erleiden, fürder auch zu Nuz und Frommen sein. Es ist eine Nöthigung zum Zusammenschließen und zur Einigung; es treten derartige Bestrebungen bereits bestimmter hervor. — Die Nordpolexpedition von Kane hat sich unter allgemeinen Theilnahmsbezeugungen auf den Weg gemacht. — In Baltimore war eine ganze Hochzeitsgesellschaft durch Arsenik vergiftet worden. Man verzweifelt an dem Aufkommen von 25 Personen, darunter der Braut. Der Thäter blieb bis jezt unentdekt. — In Columbus (Ohio) wurden am 30. v. M. deutsche Turner, die einen friedlichen Festzug durch die Stadt hielten, vom Pöbel angehalten, geprügelt und mit Steinen geworfen. — In Portland kam es zu Exzessen wegen des Temperanzgesezes; die Schüzengarde schritt ein, feuerte auf den Haufen und tödtete einen und verwundete sechs aus der Menge. — Aus Kalifornien hatte man Berichte vom 16. v. M. Alle Spielsäale in S. Franzisko waren geschlossen worden. Die Ernteaussichten waren glänzend. — In New-Orleans war die Cholera sehr heftig.

— Illinois. (Richter Lynch.) In Galena hatte ein Amerikaner es lange in der Gewohnheit, seine Frau auf's Brutalste zu mißhandeln. Nachdem er dieß oft genug und förmlich systematisch gethan, kam er auf den Gedanken, einmal zu versuchen, ob er sie nicht verhungern lassen könnte. So gut er aber seine Maßregeln traf, ging es doch nicht so rasch, als er gehofft hatte. Er verlor die Geduld und wollte der Sache, wie es scheint, mit einem Male ein Ende machen. Demgemäß überfiel er das arme Weib, schlug sie wie einen Hund, trat sie, warf sie zu Boden, schleifte sie an den Haaren durch das Zimmer, so daß sie die Hälfte davon verlor und über und über mit Blut bedekt wurde, als ein Nachbar noch, bevor es ganz zu spät war, mit der Polizei intervenirte und das Scheusal in's Gefängniß bringen ließ. Bei der Verhandlung seiner Sache wurde er dann um 25 Dollars gestraft und wieder auf freien Fuß gesezt. Da riß aber die Volksgeduld. Ein halb hundert oder mehr, darunter mit von den angesehensten Bürgern der Stadt, wie Kaufleute, Advokaten ꝛc., rükten ihm Montag vor das Haus (der Mann hatte nämlich ein eigenes Haus und etliche 20,000 bis 30,000 Dollars im Vermögen), nahmen ihm seine Doppelflinte ab und entwaffneten auch einen Konstabler, den er zu seinem Schuze bei sich hatte, entblößten ihn soviel wie nöthig und „kowhideten" ihn auf öffentlichem Plaze, wornach er noch getheert und gefedert wieder nach seiner Wohnung zurükkehren durfte. Zuvor jedoch machte einer der „Rioters" eine reguläre, richterliche Verwarnungsspeech an ihn, worin ihm bedeutet wurde, nicht fortzufahren, wie man ihn schon seit Jahren habe wirthschaften lassen, da bei dem ersten Versuch zur Wiederholung seiner Unthat ihm der Tod durch den Strik gewiß sei.

— Der ehemalige Pfarrer in Degersheim, Kanton St. Gallen, Hr. Fridolin Müller von Glarus, ist am 4. März l. J. zu Belleville im Staate Illinois gestorben.

— Kalifornien. Die Ehrengabe an's eidgenössische Freischießen in Solothurn im Betrag von Fr. 1500 stammt einzig von Schweizern in San Franzisko und Sakramento und ist von der Entschuldigung des Herrn Kellersberger begleitet, daß die Zeit nicht erlaubt habe, noch in andern Städten zu sammeln.

— Wiskonsin. (Ein Knownothingsexemplar.) Eine Zeitung von Port Washington schreibt: Das Boot „Arctic" hatte am Dienstag den 15. Mai auf der Fahrt von Milwaukee nach Port Washington kaum das Milwaukee Pier verlassen, als ein Amerikaner über Bord sprang. Das Boot hielt an, ein Kahn wurde ausgesezt und alle Rettungsversuche angewandt — doch vergebens. Kaum hatte das Schiff in Port Washington gelandet, so wurde eine hülflose Frau von einigen rohen Loafers, worauf die Schiffsmannschaft in der Regel besteht, auf die gröbste Weise aus dem Schiffe geworfen, obschon die Frau erklärte, daß sie bis Sheboygan fahren möchte, um zu ihren Angehörigen zu gelangen. Doch alles Bitten der Frau und anderer Passagiere wurde nicht beachtet, und so wurde sie denn auf das Geheiß der Knownothing-Beamten jenes Bootes, von den gefühllosen Schiffsschergen auf das dunkle Pier hinausgeworfen und so ihrem Schicksale überlassen. Die Frau bemühte sich nun, eine Nachtherberge zu finden, und ging über das Pier der Stadt zu. Unbekannt mit der Lokalität, kam sie im Dunkel der Nacht dem Rande des Piers, das leider nicht einmal mit einem Geländer, vielweniger mit Licht versehen ist, zu nahe, und findliche Personen hatten es bemerkt und eilten zur „Arctic" und ersuchten die Beamten, ein Boot zur Rettung hergeben, was jedoch von diesen Schandmenschen verweigert wurde! Die Unglükliche war eine Deutsche und darum mußte sie ertrinken! Wo ist ein deutsches Herz, das bei diesem Gedanken nicht zerspringen möchte, ja, zum Aeußersten sich empörte? — Am andern Morgen wurde die Leiche gefunden und — begraben; somit ist die Sache abgemacht, ohne daß Hund oder Hahn darnach kräht. Seit einigen Wochen ist dies bereits die dritte Person, welche Nachts vom Pier fielen, doch bis auf die lezte mit knapper Noth gerettet wurden. Wie viele werden ihr Leben noch einbüßen müssen, bis die nöthigen Vorkehrungen getroffen werden? — Das Verdikt der Coroners-Jury lautet dahin, daß die Frau durch das unbarmherzige Benehmen der Schiffsbeamten um's Leben kam, da sie die Frau auf das dunkle Pier aussezten und selbige so in den See fiel, daß besagte Beamte zur Rechenschaft gezogen worden sollten. — So durchdringt das Gefühl des Hasses gegen Fremdgeborne fast alle Klassen der amerikanischen Gesellschaft, und wer kann die Folgen berechnen, die daraus entstehen werden? Hohe und Niedrige, Reiche und Arme nähren die Feindschaft gegen ihren Nebenmenschen und Mitbürger in ihrer Brust. Doppelt ehrwürdig sind unter solchen Umständen diejenigen Männer unter den Eingebornen, welche sich nicht scheuen, dem Strome des Vorurtheils entgegen zu treten, und alle ihre Talente aufbieten, die Irrthümer ihrer Landsleute zu bekämpfen.

— Ueber das Wachsthum von Madison schreibt der „Madison Patriot": Madison hatte 1852 weniger als 1500 Einwohner, 1855 zählte dasselbe 7000. Wie wir hören, sind auf der Westseite der Stadt bereits über 100 Kontrakte für den Bau von Wohnhäusern erster Klasse abgeschlossen, und auf der Ostseite wird das Bauen sogar noch rascher betrieben. Wir können die Zahl der Häuser, welche diesen Sommer gebaut werden, getrost auf 500 anschlagen, was bei der gewöhnlichen Stärke einer Familie unsere Bevölkerung diesen Sommer um 2500 vermehren und unseren Census nahe auf 11,000 bringen wird. — Ferner wird diesen Sommer unsere Stadt mit Gas beleuchtet, und die Wasserheilanstalt an der Seeseite zeitig genug vollendet sein, um zu Anfang des Sommers ihre Thätigkeit beginnen zu können. — Die hydraulische Kompagnie betrieb ihre Arbeiten mit Energie, und endlich wird auch die Beloit und Madison Eisenbahn, wie wir hoffen, im Laufe dieses Sommers vollendet werden.

Südamerika. Die lezte Post aus Rio Janeiro vom 15. vorigen Monats bringt Nachrichten von erheblichem Interesse. Der Kaiser eröffnete die Kammern mit dem Nachweis, daß trotz des europäischen Krieges die Zolleinnahmen immer noch einen Ueberschuß über dem Büdgetansaz aufweisen. Der Streit zwischen Brasilien und Paraguay ist beigelegt und von dem Präsidenten der leztern Republik, Lapaz, die freie Fahrt auf den Grenzströmen für Kriegsdampfer aller Nationen, die mit Paraguay in diplomatischer Verbindung stehen, gestattet worden. (Noch unlängst schoß ein paraguayanisches Fort auf einen kleinen vorüberfahrenden Kriegsdampfer der Vereinigten Staaten, wobei ein Mann tödtlich verwundet wurde.) — Uruguay seufzt unter Schuldennoth und die argentinische Republik ist wieder einmal von den Pampasindianern heimgesucht worden. 2000 derselben sind unter mehreren Kaziken bis in die Provinz Buenos-Ayres vorgedrungen und haben für mehrere Millionen Piaster Plünderungen und Verheerungen angerichtet; die Regierungstruppen erschienen an Ort und Stelle wie gewöhnlich erst, nachdem die Indianer wieder abgezogen waren. Man vergleiche mit dieser leztern Nachricht das unter der Aegide des Hrn. Weidmann in's Deutsche übersezte Opus der Dünkirchener Gesellschaft über die Auswanderung nach Santa Fé, welches sich so viel auf die öffentliche Sicherheit in den argentinischen Staaten zu gute thut.

— Venezuela. (Warnung vor der Auswanderung nach Venezuela.) Die Regierung dieses Landes gab sich seit Jahren, ja noch 1854 viele Mühe, Kolonisten herbei zu ziehen und manchen Fremden ist es wohl ergangen. So z. B. befindet sich die deutsche Kolonie Tovar in gedeihlichem Fortschritt begriffen. Voriges Jahr aber machte das gelbe Fieber der Einwanderung ein Ende und nun zeigt sich ein neues Hinderniß in der Volksstimmung. Aus Coro wurden jüngst 200 holländische Ansiedler vertrieben. Diese Unglücklichen, die sich vor einigen Jahren dort unter dem Schuze der Landesgesezе angesiedelt und durch Fleiß und Geschiklichkeit einen gewissen Wohlstand erworben hatten, wurden von den neidischen Nachbarn, deren spanische Grandezza viel Arbeit unter ihrer Würde hielt, ausgeplündert und nachdem ihnen all ihr Eigenthum gewaltsam genommen, zur Auswanderung in Masse genöthigt. Alle Beschwerden bei dem Gouverneur halfen nichts. So mußten die Vertriebenen, meistens Protestanten und Juden, froh sein, nur mit heiler Haut Curaçao zu erreichen. Von dort wurden sofort holländische Kriegsschiffe nach der Küste von Venezuela beordert, um Genugthuung und Entschädigung zu verlangen.

Australien. Die „Bombay-Times" veröffentlicht folgende Berichte aus Melbourne, Anfang 1855: „Unsere Stadt ist wie durch Zauber in's Dasein gekommen, und jezt hat alles Bauen gänzlich aufgehört. Baumaterialien kommen noch immer in großer Menge an, aber man braucht sie nicht mehr. Kaufleute sind genöthigt, die gemeinsten Handarbeiten zu verrichten, und von den Tausenden von Arbeitern in Melbourne findet die große Mehrzahl nicht drei Tage Arbeit in der Woche. Kein Armer ist im Stande, Land zu einem vernünftigen Preise zu erwerben. Seit zwei Monaten haben gegen zweitausend Menschen Melbourne verlassen und sind nach Neuseeland übergesiedelt. Die Regierung von Neuseeland hat ein Gesez erlassen, welches am 1. dieß in Kraft trat, nach welchem das neugebaute Land zu 5 bis 10 Shilling per Morgen verkauft wird, mit 5 Jahren Zahlungsterminen. Das zieht unsere Bevölkerung hin. — Die Hausmiethe ist seit 6 Monaten um 50 bis 60 Prozent gefallen. Dazu haben die Fallimente von 2—300 Häusern verholfen. Ueberall sieht man an Krämerfenstern die Worte: „Ausverkauf", „zu verleihen", „das Geschäft aufgegeben" u. s. w. Magazine, welche voriges Jahr zu 3000 L. jährlich vermiethet wurden, sind jezt für 750 L. zu haben. Läden, für welche wöchentlich 15 L. bezahlt wurden, gelten jezt 5 L., und Hunderte sind unbenüzt. — Was den Handel anbelangt, so sind wir alle zu Grunde gerichtet. Im lezten Jahre sind für 15,000,000 L. Waaren eingelaufen und noch darüber. Melbourne ist voll von Gantstuden. Versteigerer, Advokaten und Ratten machen ihr Glük hier. Die eingeführten Waaren sind größtentheils versteigert und zwar in Preisen, die den Schiffern Verderben drohen. Unsere Freunde scheinen zu meinen, daß weil diese Kolonie eine große Menge Goldes hervorbringt, die Leute hier Waaren im Verhältniß des ausgeführten Goldes zu verzehren vermögen. Dieser Irrthum wird sich selbst berichtigen, wenn die Versender die großen Summen bezahlt haben werden, welche jezt für Fracht und Spesen auf ihren Sendungen auf sie gezogen werden. Von den 15,000,000 Livres für herüber gesandte Waaren des lezten Jahres, und wovon Mitglieder des Unterhauses so viel Rühmens als Beweis des englischen Wohlstandes gemacht, wird nicht einmal der fünfzigste Theil als Erlös je nach England zurükkommen. Ein Drittel von Melbourne ist banquerott und ein anderer Drittel spottet ihrer Kreditoren. In dieser freien Kolonie wird Niemand wegen Schulden verhaftet.

Brief eines Parceriakolonisten.

Ibikaba, den 25. Dezember 1854.

Geehrter Herr Paravicini.

Hiemit nehme ich mir die Freiheit, Ihnen nach meinem Versprechen meine Umstände und Lage zu schreiben und zu melden, und Sie höflich zu ersuchen, die von mir unten bezeichnete Familie zu mir hinüber zu spediren und beiliegende Briefe zu versenden.

Ich bin, werthgeschäzter Herr, auf der Kolonie Ibikaba und fühle mich daher sehr glücklich und befriedigt und wünsche mich niemals mehr zurük, denn hier sehe ich, daß wir zu etwas kommen können und keine Verächtlichkeit ist wie in der Schweiz. Ich habe alles erhalten, was Sie mir gesagt haben, ein eigenes Haus sammt Garten, über 3000 schöne fruchttragende Kaffeebäume und Pflanzfeld die Fülle.

Wer arbeiten kann und will, der kann hier etwas erwerben, daher haben Sie die Güte und spediren Sie einen gewissen Konrad Gobl, Hansulrichen, von Oberglatt, sammt Frau und 2 Kindern von 12 Jahren, hieher zu mir, es ist ein arbeitsamer thätiger Mann. Ich habe mit unserm Herrn darüber gesprochen und er hat es mir versprochen, sie kommen zu lassen, wie die Familien aus dem Kanton Aargau, wenn sie kommen wollen. Ich ersuche Sie daher höflich, den an diese Familie addressirten Brief so schnell als möglich zu versenden, auch den andern deßgleichen, und wenn sie zum auswandern geneigt sind, auch so gut zu spediren, wie Sie mich spedirt haben; denn ich bin mit Ihnen sehr zufrieden und bezeuge meine Dankbarkeit gegen Sie.

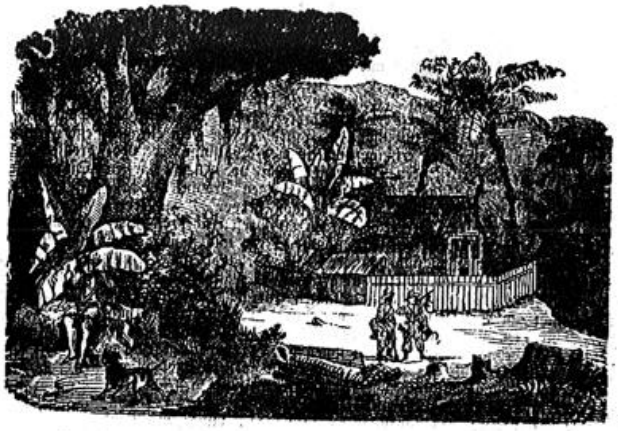
Indessen grüße ich Sie viel tausend Mal und verbleibe Ihr getreuer Freund

Felix Hoffmann und Familie.

Abonnementspreis.
Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbureaux und die Expedition des „Kolonisten".



Einrückungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 27. | Samstag den 7. Juli. | **Lichtensteig,** Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Fünfter Jahrgang. | **1855.**

Abonnementseinladung.

Der **„Kolonist"** ladet hiemit zu zahlreichem Abonnement für das nächste Quartal ein. Er erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der „Kolonist" ist ein Organ für die schweizerische Auswanderung und bespricht als solches sowohl die allgemeinen Verhältnisse derselben, als er namentlich Mittheilungen über sämmtliche Länder bringt, welche ihr Ziel sind. Neben Nordamerika, das dem Europamüden gegenwärtig leider so trübe Aussichten bietet, wird er die Blike seiner Leser wie bisher vorzugsweise auf Brasilien lenken und zwar insbesondere auf jene Halbpachtkolonien in San Paulo, die sich bis jezt als einzig praktische Lösung der Auswanderungsfrage bewiesen haben.

Der „Kolonist" kostet halbjährlich 2 Fr., vierteljährlich 1 Fr., mit der Post franko durch die ganze Schweiz. Eine Vergleichung unseres Blattes mit den übrigen schweizerischen Auswanderungszeitungen ergibt, daß es mehr als doppelt so billig ist, da die Abonnementsgebühr des „Kolonist" bei um die Hälfte größerem Format und viel engerem Druk doch nur zwei Drittheile von dem Preise jener beträgt.

Den bisherigen Lesern wird dieses Blatt auch ohne besondere Bestellung wieder zugesandt und die Gebühr mit der dritten Nummer nachgenommen. Neue Abonnenten mögen sich an das nächstgelegene Postamt wenden oder in frankirten Briefen an die

Expedition des „Kolonist"
in Lichtensteig.

Die südbrasilianische Provinz Parana.

(Aus der Hansa.)

V.

Nachdem wir in den vorhergehenden Artikeln die materiellen Zustände der Provinz kurz zu skizziren versucht, mag es gestattet sein, ein paar Worte über das Unterrichts- und das Gerichtswesen und die ethischen Zustände zu sagen, soweit die lezteren aus den vorhandenen kriminalstatistischen Notizen zu ersehen sind.

Oeffentliche Schulen für den Privatunterricht existirten im Jahre 1854 in der Provinz im Ganzen 28, davon 20 für Knaben, 8 für Mädchen. Leider liegen über den Besuch dieser Schulen nur sehr unvollständige Angaben vor. Die größte Schülerzahl zählt der Hafenort Paranagua, in dessen beiden Knabenschulen 122 und in den beiden Mädchenschulen 61, im Ganzen also 183 Kinder unterrichtet wurden. Ihm zunächst kommt die Hauptstadt Curityba mit zwei 89 Schüler zählenden Knaben- und einer 28 Schülerinnen unterrichtenden Mädchenschule. Weiter zählte Antonina 37 Schüler und 27 Schülerinnen in je einer Schule und Guaratuba resp. 39 und 24. In Morretes kamen auf die Knabenschule 56 und die Mädchenschule 23 zu Unterrichtende. Endlich ergeben die offiziellen Ausweise noch eine Zahl von 41, 31, 20 und 17 Schülern für die Knabenschulen von resp. Castro, Porto de Cima, Guaraquecaba und Tibagy.

Außer den Schulen für den Privatunterricht existiren in der Hauptstadt Curityba noch ein öffentlicher Lehrstuhl für das Lateinische und ein zweiter für das Französische; der erstere im Mai 1854 11 Hörer, der lezztere 4 Hörer zählend.

Das bisher das Unterrichtswesen der Provinz regelnde Gesez war das der Provinz San Paulo. Dasselbe theilt den Primarunterricht in ersten zweierlei, einen niederen und einen höherren. Davon umfaßt der erstere für Knaben den Elementarunterricht in Lesen, Schreiben, Rechnen, Geometrie, Geschichte und Geographie, für Mädchen den Unterricht in den drei ersteren Gegenständen und weibliche Arbeiten; der zweite für Knaben außer der weiteren Fortbildung in den Gegenständen des ersten Grades die Spezialgeschichte und Spezialgeographie Brasiliens und die Hauptlehren der Physik in Anwendung auf das praktische Leben, für Mädchen allgemeine Geschichte und Geographie und

Feuilleton.

Die Eingebornen Neu-Caledoniens.

Das französische Geschwader, welches von Neu-Caledonien Besitz ergriffen und den ersten Grund zu einer Kolonie gelegt hat, befindet sich bereits auf der Heimreise, denn der lezte amtliche Bericht des Kapitän Tardy de Montravel an den Marineminister im Moniteur war aus Sydnei vom 19. September 1854 datirt. Ueber die Bevölkerung der jüngsten französischen Kolonie giebt es einen willkommenen und belehrenden Bericht des Herrn Lascazas, der mit seinem Handelsschiff, „Südliches Kreuz", am 17. Januar vorigen Jahres an der Inselgruppe im Norden Neu-Caledoniens Schiffbruch gelitten.

Neu-Caledonien durchstreift seiner ganzen Länge nach ein Zug sehr hoher Berge, so daß sich auf der Insel sehr verschiedene Vegetationsebenen finden. Das Land verdankt diesen Gebirgen einen Reichthum kleiner Gewässer, von denen nur wenige schiffbar gemacht werden können, während einige wenige auf ein oder zwei Monate in der trokenen Jahreszeit versiegen. Der Dezember, Januar und Februar sind die schlimmsten Monate im Jahre, denn es hausen dort gewaltige Stürme, die dem Typhon der chinesischen Gewässer gleichen und gegen die nur wenige Ankerpläze der Insel Schuz gewähren.

In der Nähe von Balade sizen zwei Stämme oder Bruchtheile von Stämmen unter einem Häuptling Namens Buähone oder Philipp, wie er heißt, seitdem er Katholik geworden. Es sind lauter prächtige Gestalten, von einem Menschenschlag, der dem afrikanischen Neger mit aufgeproptem indianischen Typus gleicht. Vollendete Mannshöhe, wohlgebildete Körperformen, chocolatfarbige Haut, afrikanische Gesichtszüge, nämlich: platte Stumpfnase, vortretende Backenknochen, weiße Zähne, zurükgeworfenes Kinn, breite, aber zurükweichende Stirn, wolliges Haar bilden die physischen Merkmale des Stammes. Der Neu-Caledonier ist zu aller Arbeit, mit Ausnahme des Krieges, verdrossen, dennoch aber fähig zu den größten und langwierigsten Anstrengungen, sonst tapfer, verschlagen, sehr klug, wenig anhänglich, leidenschaftlich in seinen Begierden und aus Liebhaberei Menschenfresser. Den Frauen werden die härtesten Arbeiten auferlegt, und man erschlägt sie wohl bei den geringsten Versehen. Sie müssen die Lebensmittel tragen, wenn der Stamm zum Kriege aufbricht, ihnen paßt man die Beute auf bei der Rükkehr, sie müssen die Früchte bauen und das Mal bereiten. Ihr Körper ist sehr schön bis zum 10. und selbst zum 12. Jahr, sowie sie aber einmal geboren haben, werden sie häßlich. Die nicht-katholischen Caledonier pflegen die Vielweiberei. Sie sind zärtliche Väter, besonders gegen die Knaben; die Mütter dagegen machen keinen Unterschied zwischen den Geschlechtern ihrer Kinder.

Der Caledonier ist träg und neben dem Krieg liebt er nur noch den Tanz. Die große Anzahl der Weiber, die jeder hält, bestärkt ihn beträchtlich in seiner Faulheit, da er ihnen alle häuslichen Beschäftigungen auflegt. Die Polygamie wird daher immer ein Haupthinderniß zur Bekehrung dieser Völker bleiben. Unter den 60,000 Köpfen der neukaledonischen Bevölkerung gibt es kaum 600 Christen. Vor allen Dingen müßte man sie aus ihrer Trägheit aufzurütteln suchen. Dazu ist auch Aussicht vorhanden, wenn nur die Zahl ihrer Bedürfnisse sich vermehren würde. Hr. Lascazas behauptet, er habe mit kleinen Geschenken an Tabak alle Eingebornen zu dauernder Arbeit zu bewegen vermocht.

Die Caledonier sind keine Seefahrer, das läßt sich schon aus dem Bau ihrer Piroguen schließen. Diese sind nämlich ein kunstloses Floß, welches aus zwei ausgehöhlten Baumstämmen besteht, über die man Bretter gelegt und mit Baumbast festgebunden hat. Diese flachen Fahrzeuge führen ein oder zwei dreieckige Segel aus schlechtem Strohgeflechte, die an den Mast befestigt werden. Alles ist möglichst roh und unsicher. Oft sizen die Caledonier zu Zwanzigen in einem solchen Fahrzeuge, sie fahren aber nur bei günstigem Winde auf offener See, sonst stoßen sie das Boot mit Stangen am Ufer weiter.

Es scheint fast, als hätten die Caledonier keine Religion. Allein das ist ein Irrthum, denn das Volk soll noch gefunden werden, welches keine hätte. Ausgemacht ist nur,

Musik. — Die Hörer des lateinischen Lehrstuhls übersezten den Curtius, Eutrop und Sextus Aurelius, die des Französischen der Telemaque und die Henriade.

Eine erste Arbeit der ersten Legislative der neuen Provinz war die Berathung eines neuen Schulgesezes. Als ein hauptsächlicher Mangel der bisherigen Ordnung der Dinge stellte sich vor allem die schlechte Besoldung der Lehrer heraus: „In einem Lande", führt der geistvolle Bericht des Präsidenten der Provinz, Herr Zacarias de Goes e Vasconcellos, aus, „in einem Lande, wo ein Zimmermann und Maurer täglich 2 Milreis und mehr verdient, und auch der Aermste, der ernster und anstrengender Arbeit sich nicht widmen will, durch das Sammeln des Congonha noch so viel erwirbt, als er braucht, ist es eine absurde Anomalie, wenn an einzelnen Stellen ein Lehrer für den Tag nicht mehr Besoldung hat, als ½ Milreis (circa ⅔ Thlr. Pr. Cour.)." Nach dem Gesez von San Paulo sollten ferner nur für solche Orte Lehrer bestellt werden, die wenigstens 12 Schüler in die Schule zu schiken haben. Mit Recht aber wurde geltend gemacht, eine wie große Zahl von Kindern dadurch des vom Staate garantirten Unterrichts beraubt würde und als Auskunftsmittel vom Präsidenten beantragt, für Orte von weniger als 12 Schülern den Aermeren dadurch den Unterricht zu ermöglichen, daß den von den Wohlhabenden angestellten Privatlehrern aus Provinzmitteln eine Gratifikation mit der Verpflichtung bewilligt werde, unentgeldlich eine Anzahl ärmerer Schüler zu unterrichten. — Eine weitere prinzipielle Bestimmung des Gesezes von San Paulo ist die den Eltern gewährte Freiheit, die Kinder unterrichten zu lassen oder nicht. Das der Legislative von Parana unterbreitete Gesez will in dieser Hinsicht einen gesezlichen Zwang der Eltern eingeführt wissen, weil Bildung des Volkes die unerläßliche Basis jedes staatlichen Gedeihens sei. Endlich bestimmt das Unterrichtsgesez von Parana als Lehrgegenstände der Primarschulen für die untere Klasse: außer den bisher bestehenden mit Wegfall der Elemente der Geometrie das Münz- und Gewichtswesen der Provinz, für die obere Klasse unter Anderem Gesang, Turnen, Linearzeichnen, die Elemente der Geometrie, die Grundbegriffe der Feldmeßkunst und das Gewicht- und Münzwesen Brasiliens, sowie der Länder, mit dem es vorzugsweise in Handelsverbindungen steht.

Was das Gerichtswesen der Provinz betrifft, so bildete dieselbe, so lange sie der Provinz San Paulo als Gemarkschaft Curityba angehörte, einen einzigen Gerichtssprengel unter einem Oberrichter. Bei der großen Ausdehnung der Provinz und der Mangelhaftigkeit der Wege war dieser jedoch auch bei dem größesten Pflichteifer kaum im Stande, allen Obliegenheiten seines Amtes in gebührendem Maße nachzukommen. Nicht weniger als über 200 Legoas hatte er auf seinen Reisen zurukzulegen, um nur den Geschwornengerichten präsidiren zu können, und es war natürlich, daß namentlich in den entlegenen Theilen des Innern des Landes die Gerechtigkeitspflege nicht die Energie und Schnelligkeit zu entwikeln vermochte, in welchen vornehmlich eine Garantie gegen das Verbrechen liegt. In Erkenntniß der daraus entspringenden Uebelstände ist demgemäß gegenwärtig die Provinz in drei Gerichtssprengel unter drei Oberrichter eingetheilt und zwar bildet das Küstenland mit den Municipien von Paranagua, Guaratuba, Antonina und Morretes einen, einen zweiten die Municipien Curityba, S. Jose das Pinhaes, und Principe des Hochlandes, und den dritten die Municipien von Castro und Guarapuava gleichfalls des Hochlandes.

Aus einem Bericht über die erste ordentliche Sizung der Schwurgerichte des Jahres 1854 in Curityba, Paranagua, Antonina und Castro, leider dem einzigen uns über die kriminalstatistischen Verhältnisse der Provinz vorliegenden Dokumente, geht vor Allem eine in gleichem Maße auch in allen übrigen Provinzen Brasiliens sich manifestirende Thatsache hervor — das Ueberwiegen der Verbrechen gegen die Person über die Verbrechen gegen das Eigenthum. Mord und schwere Körperverletzung sind häufiger, als Diebstahl und Beraubung; das absolut umgekehrte Verhältniß findet bekanntlich in den alten Staaten Europa's und so häufig im Vergleich zu diesen auch in den Vereinigten Staaten das Verbrechen des Mordes und Todschlages ist, dennoch bilden auch in ihnen die Verbrechen gegen das Eigenthum immer die bei Weitem größere Zahl in den kriminalstatistischen Listen. Man würde vielleicht Unrecht haben, daraus eine größere Ehrlichkeit des Charakters des Brasilianers abzuleiten, mindestens wird es, gewisse notorische Ausnahmen abgerechnet, immer eine gewagte Behauptung bleiben, einem Volksstamme in solcher Hinsicht einen besondern Vorzug vor dem andern beizulegen, aber gewiß ist, die geradezu verschwindende Zahl von Raubfällen und Diebstählen in Brasilien ist unter allen Umständen ein evidenter Beweis für die Leichtigkeit, welche daselbst einem loyalen Erwerb sich bietet, ein Zeugniß für den allgemeinen Wohlstand aller Klassen der Bevölkerung, wie es nicht augenfälliger sein kann. Umgekehrt findet die mindestens verhältnißmäßig große Zahl von Verbrechen gegen die Person ihre Haupterklärung wohl in der dem Südländer eigenthümlichen Leidenschaftlichkeit und wird überdies darauf hingewiesen werden müssen, daß ein nicht geringer Theil der verübten Verbrechen dieser Art regelmäßig von Sklaven begangen wird. Auch sollen namentlich in den der Zivilisation noch weniger erschlossenen Theilen Brasiliens Geschlechterfehden nichts durchaus seltenes sein, in denen der korsischen Blutrache analoge Traditionen sich von Generation zu Generation forterben.

Noch mag erwähnt werden, daß Parana auch bereits seine eigene periodische Presse in einem in der Hauptstadt Curityba erscheinenden und daselbst gedrukten Blatte besizt. In derselben Druckerei, der einzigen der Provinz bis jezt gehörigen, werden auch die offiziellen Berichte des Präsidenten, die Vorlagen an die Legislative u. A. m. gedrukt. Der uns vorliegende erste Präsidialbericht legt ein in jeder Hinsicht sehr glänzendes Zeugniß für die typographischen Leistungen dieser Offizin ab.

Ein Ausflug nach Kansas.

Council City, Kansas, 20. März.

In Gesellschaft von fünf andern Personen verließ ich am 13. d. Mts. Kansas-City, um die Gegenden am Kansas-Flusse und nach Gefallen einige andere zu besuchen. Wir hatten einen Wagen mit 2 Pferden und einen Kutscher, waren mit Lebensmitteln und Kochgeschirr, mit Büffelhäuten und Deken versehen.

Die Luft war rauh und bedekt, es fiel ein feiner Regen, der sich bald in Schnee verwandelte. Um 12 Uhr machten wir uns auf den Weg und gegen 5 Uhr erreichten wir in einem heftigen Schneesturm die Ansiedlung eines Missouriers Donaldson, welcher ungefähr 16 Meilen von der Stadt Kansas eine Farm auf dem für die Shawnees reservirten Lande dadurch besizt, daß er eine Frau aus diesem Stamme geheirathet hat. Wir freuten uns herzlich unseres guten Glükes, ein so gutes Quartier erlangt zu haben, als eine weitere Ankunft von Fremden uns die traurige Ueberzeugung verschaffte, daß Räumlichkeiten, welche gerade für 6 Personen genügten, für 20 ausreichen mußten, und das Resultat war, daß ein kleines Zimmer von fünfzehn Fuß im Quadrat, 21 Personen für die Nacht als Schlafgemach dienen mußte.

Der nächste Tag war kalt und wir fingen an, uns über die strenge Witterung zu wundern, die einen Frühling in Kansas möglichst unangenehm machte. Wir fuhren auf einem schlechten Wege über eine wellenförmige Gegend bis gegen 1 Uhr, machten dann Halt, um bei Blue Jaket, einem Indianer an der Grenze der Reservation, zu Mittag zu essen. Für ein sehr ärmliches und unreinliches Mal hatte Jeder 50 Cents zu bezahlen. Auf unserem weiteren Wege veränderte sich die Gegend, und zwar nach meiner Ansicht zum Bessern, indem sie eine Folge von Prairien darbot, die sicher nirgends übertroffen werden kann. Sie erregte unser Erstaunen, obgleich ein schneidender Nordwestwind unser Blut zu erstarren schien. Wir trösteten uns aber mit der Aussicht auf die Annehmlichkeiten eines guten Hotels in Lawrence, dessen großartige Einrichtungen uns in einer der lezten Zeitungen dieser unternehmenden Stadt gepriesen waren.

Ungefähr um 4 Uhr langten wir in Lawrence an. Zuerst rieben wir uns die Augen, wir wollten dem Augenschein kaum trauen, denn die Wirklichkeit blieb weit hinter dem zurük, was wir erwarten zu dürfen vermeinten. Einige einzeln stehende Hütten, gebaut ohne Rücksicht auf Straßen, bildeten das Ganze einer großen Stadt, welche im vorigen Jahre einen Gegenstand für den Stolz des Ostens und zugleich für den Neid des Südens abgegeben hatte. Wir fuhren zum Republikan Hotel, „welches bei weitem St. Nicholas, seinen Nebenbuhler übertrifft", und fanden ein Hotel von Rasen erbaut, dessen Seiten vom Boden an bis wo sie aneinander stießen, das Dach bildeten, dessen innere Einrichtung aus einigen rauhen Brettern bestand, dabei angenommen, daß die Nachts hineingepakten Insassen sie für Betten halten können.

Es ist nicht zu verwundern, daß viele Leute mit großen Erwartungen nach Lawrence gekommen sind, nur um möglichst rasch in ihre östliche Heimat zurükzukehren. Uns begegneten mehrere solcher Leute sowohl am Platze als auf dem Wege. Wir hatten nur den Zwek uns umzusehen und bald stand der Entschluß fest, in dieser Stadt nicht über Nacht zu bleiben, wenn in der Nähe auf dem Lande größere Bequemlichkeiten zu erwarten waren. Nachdem wir uns erwärmt und den armen Burschen, die herumstanden uns anzustarren, unsern Segen gegeben hatten, fuhren wir 7 Meilen weiter zu dem Hause des Richters Wakefield. Hier fanden wir gutes Quartier, blieben, weil das Wetter für die Reise zu kalt und strenge war, bis zum Sonnabend Nachmittage und machten uns alsdann wieder auf den Weg, mit dankerfülltem Herzen gegen ein Haus, welches uns Schuz gegen einen Sturm gewährt hatte, wie ich ihn in gleicher

---

daß sie keine Götzen besizen. Auch die katholischen Missionäre geben zu, daß sie nirgends auf etwas derartiges gestoßen sind. Wohl aber spielt auch hier der sogenannte Tabu-Dienst eine große Rolle. Alles was Tabu ist, darf nur von Leuten, die Tabu sind, berührt werden. Tabu aber sind die Häuptlinge. Der Häuptling erklärt, was er will, als Tabu, und niemand wagt mehr es anzurühren. Die Häuptlinge sind die schlimmsten Autokraten: auf einen Wink lassen sie tödten, wer ihnen mißfällt, oder sezen sich in Besiz fremden Eigenthums, ohne daß ihre Unterthanen zu murren wagten. Neben ihnen spielen die Zauberer eine große Rolle in Neu-Caledonien, doch sind sie immer ergebene Geschöpfe unter den Willen des Häuptlings. Sie verstehen sich auf das Looswerfen, auf Beschwörung von Geistern und allen herkömmlichen Hokuspokus. Der Schreken, den sie einflößen, kommt ihnen oft theuer genug zu stehen. Wo man sie unvertheidigt und einsam überrascht, werden sie unbarmherzig erdrosselt und in ein Gehölz geworfen, welches eigend dafür Tabu geworden ist, und in welches sich um alles Gold der Welt kein Caledonier hineinwagen würde. Befällt einen Mann oder eine Frau eine Krankheit, gleich kommt der Arzt oder Zauberer herbei. Er hat für jede Art von Leiden ein sehr sicheres Mittel. Er steht nämlich dem Kranken Daumen und Zeigefinger in die Nasenlöcher und preßt ihm mit der andern Hand den Mund zu. Hat der Kranke noch Stärke genug, um die Finger aus seiner Nase zu entfernen, so wird er weiter gepflegt, wo nicht, sucht man ihn vollends zu ersticken. Man begreift leicht, fügt unser Berichterstatter hinzu, daß jeder Kranke, dessen Tod dem Häuptling Nuzen bringe, diese Kraft nicht mehr besizt.

In der Nähe der Bucht von Sankt Vinzenz findet sich ein Reichthum von Sandelwäldern, und die wilden Gebirge, die sich dort erheben, sind bedekt mit unversehrtem Urwald. Es gibt dort Schildkröten, die ein gutes Schildpatt liefern, und Perlenmuscheln werden bisweilen am Strande angetroffen, so daß es in der Nähe Perlenbänke geben muß. Die Eingebornen aber sind dort von äußerster Wildheit, und sie haben bis jezt jeden Versuch zur Anknüpfung von Handelsverkehr zurükgewiesen. Vielleicht bezieht sich auf diese Gebirgsbewohner eine Schilderung in dem Bülletin der Pariser geogr. Gesellschaft (März 1854), wo die Caledonier die häßlichste aller Menschenracen genannt werden. Ihr Körper, heißt es dort, sei groß, mager und schlecht proportionirt, die Nase platt gedrükt, der Mund unförmlich groß, die schwarzen Augen sehr ausdruksvoll und das wollige Haar spiele in's Röthliche. Die Weiber seien besser gebaut, von Gesicht aber eben so häßlich. Das Quarterly Review in den Schilderungen der Südsee-Missionen fügt hinzu: die Eingebornen zeigten große Aehnlichkeit mit den Fidschi-Insulanern, die bekanntlich in Bezug auf Häßlichkeit und Rohheit unter den Polynesiern eine sehr hervorragende Rolle spielen. Das eben genannte Bülletin versichert weiter, daß die Sprache der Neu-Caledonier keine Verwandtschaft mit denen der Nachbarinseln verrathe. Die Aussprache sei sehr rauh, widerwärtig für das Gehör, und so unverständlich, daß man nur mit großen Schwierigkeiten ein Wörterbuch würde anlegen können.

Nichts aber gleicht ihrem Heißhunger nach Menschenfleisch, das sie in Töpfen aus einer grünen fettigen Erde kochen. Mit der größten Lüsternheit betrachteten sie die Arme und Beine der jungen Matrosen eines französischen Schiffes unter Dumont d'Urville. Sie fühlten die Europäer an und riefen dabei Kayarak! ein Ausdruk, der die größte Bewunderung von Feinschmekern auszudrüken schien. Man traf einen Wilden an, der Fleisch von dem Schulterknochen eines jungen Menschen von 15 Jahren benagte, und den Franzosen versicherte, daß dies eines der lekersten Stüke des Körpers sei. Der Geschmak des Menschenfleisches scheint übrigens sehr verschieden zu sein. Die wilden Völker Amerika's ästimirten das weiße Fleisch sehr wenig. Die Cariben hatten unter diesen Völkern die Menschenfresserei wohl am meisten vervollkommnet, denn sie raubten Knaben, die sie kastrirten und als Kapaunen feist fütterten. Das Fleisch der Spanier dagegen, versicherten sie, stehe weit nach, denn es sei sehr bitter.

Das Christenthum hat noch wenig Fuß unter diesen Wilden fassen können. Protestantische Missionäre, die auf der Fichteninsel sich niederzulassen versucht hatten, wurden vertrieben. Die Annalen der Propagation haben nur flüchtig erwähnt, daß die katholische Mission, die im vorigen Jahr-

Heftigkeit selten im Monat Januar im Norden gesehen habe.

Es war zwar noch kalt, aber gegen Abend wurde es milder. Wir ließen die Städte Delaware, Douglas und Lecompton rechts am Flusse liegen und erreichten um 4 Uhr Tecumseh, 20 Meilen von Lawrence. Hier fanden wir ein gutes Feuer, wurden indeß durch Herrn Stinson bedeutet, daß er uns nicht über Nacht beherbergen könne. Er ist ein Freund der Sklaverei; Abolitionisten oder, was dem gleich in seinem Sinne, alle Leute aus dem Osten haben keinen Anspruch auf seine Gefälligkeit. Wir mußten also weiter und erreichten bei Sonnenuntergang Topeka. Diese Stadt ist unter den Auspizien der Emigrant Aid Company von einigen unternehmenden Männern angelegt und wird — von denen, die dabei interessirt sind — laut gepriesen als die beste Lage am Flusse. Ich kann jedoch nicht einsehen, warum sie vor einem halben Dutzend anderer Plätze im Umkreise von etwa 20 Meilen den Vorzug verdient. — Mit größter Noth fanden wir hier Unterkommen und dies nur dadurch, daß wir uns einem Manne in die Arme warfen, der ein Claim neben der Stadt hält, welches nach seiner Absicht auch einmal eine Stadt werden soll. Wir erhielten ein Zimmer, hatten aber für unsern Lebensunterhalt selbst zu sorgen, bis am Abend des nächsten Sonntages die Frau des Hauses ihre Bereitwilligkeit erklärte, uns Essen zu bereiten, was gern angenommen wurde.

Der Sonntag war freundlich und wir dachten, daß der Sturm vorüber sei, aber in der Nacht drehte sich der Wind, was hier nichts Seltenes sein soll, und wir machten uns am nächsten Morgen unter einem andern heftigen Nordweststurm auf den Weg. Dieser ging nach Süden nach Council City zu über Wakarusa und One-Hundred and Ten. Es war ein harter Tag. Während der Schnee uns sehr aufhielt und mitunter den Weg unkenntlich machte und ein kalter Wind uns durch und durch erstarren machte, waren wir nicht im Stande, die Segnungen der Natur zu erkennen, welche diese in reichem Maße über diese Gegend ausgeschüttet haben soll. Zwei Mal verloren wir den Weg, und nachdem wir bis gegen 11 Uhr in der Nacht vergebens gegen das Schiksal angekämpft hatten, lagerten wir uns endlich in einer Schlucht, in der ein Abendessen von unseren mitgenommenen Vorräthen und drei tüchtige Feuer uns rasch mit unserem Geschik aussöhnten und uns theilweise trösteten für die nicht erlangten Bequemlichkeiten in One-Hundred and Ten. Wir freuten uns unserer Vorsicht, Häute und Deken mitgenommen zu haben, und die Füße gegen ein großes Feuer gekehrt, als Dach den Ueberhang über uns, fielen wir baldin Schlaf, ohne durch das entfernte Heulen der Prairie-Wölfe uns stören zu lassen. — Der nächste Morgen war heiter aber kalt. Klar stieg die Sonne empor und unsere Blike gingen hin über eine weite, prächtige Prairie, rollend wie die Wogen des Oceans. Wir waren rasch bei der Hand und nach einer Fahrt von zehn Minuten erfreute uns der Anblik der amerikanischen Flagge, welche über One-Hundred and Ten wehte.

Nach einem guten Morgenimbiß setzten wir unsere Reise fort. Wir befanden uns jezt auf der Santa-Fé-Straße, der schönsten von der Natur herstellig gemachten Straße, die es gibt, und bald erreichten wir Council City. Dieser Plaz, den die American Settlement Company gegründet hat, erregte unser allgemeines Erstaunen. Er liegt am Zusammenfluß des Switzer und des Dragoon, deren Wasser später in die Osage fallen, und ist der Mittelpunkt einer der schönsten und fruchtbarsten Gegenden in Amerika, für Kansas gut bewaldet, hat Ueberfluß an Steinkohlen und Kalksteinen. Ein großes Empfangshaus wird auf dem höchsten Punkt der Stadt erbaut, von wo aus eine prächtige Aussicht über die Umgend gewährt wird. Auf viele, viele Meilen sieht man rollende Prairien, unterbrochen durch Waldland. Etwa 300 Claims sind in der Nachbärschaft belegt, aber es ist noch Land genug da, natürlich aber etwas weiter von der Stadt. Das Wasser in mehreren gegrabenen Brunnen ist reichlich und so ausgezeichnet, als es nur in Neu-Hampshire zu finden ist. Die Tiefe der Brunnen variirt von dreizehn bis zu vierzig Fuß.

(N.-Y. T.)

Verschiedenes.

Frankreich. (Aenderungen im Auswanderungsgesez.) Im „Moniteur" ist unlängst folgendes, das am 15. Januar d. J. erlassene Passagiergesez in einigen Punkten modifizirende, Dekret publizirt worden:

§. 1. An die Stelle der Art. 10 und 11 unsers Dekretes vom 15. Januar treten folgende Artikel:

(Art. 10.) Es wird jedem Passagier am Bord eines zum Transport von Auswanderern bestimmten Schiffes gewährt:

1. 1 Quadratmeter 33 Decimeter, wenn die Höhe des Zwischendeks 1 Meter 83 Centimeter und mehr beträgt;

2. 1 Quadratmeter 49 Decimeter, wenn die Höhe des Zwischendeks 1 Meter 53 Centimeter, aber weniger als 1 Meter 83 Centimeter beträgt;

3. 2 Quadratmeter 4 Decimeter, wenn die Höhe des Zwischendeks weniger als 1 Meter 53 Centimeter beträgt;

Kinder unter 1 Jahr sind in der Zahl der Passagiere nicht mit einbegriffen.

(Art. 11.) Wenn die Schiffe eine hinreichende Anzahl von Passagieren aufnehmen, um den nach den oben aufgestellten Vorschriften bestimmten Raum (1 Quadratmeter 33 Decimeter — 1 Quadratmeter 49 Decimeter, oder 2 Quadratmeter 4 Dezimeter) auszufüllen, so soll das Zwischendek völlig frei bleiben, mit Ausnahme des gewöhnlich von der Wohnung des Kapitäns, der Offiziere und der Mannschaft eingenommenen Raumes.

Wenn die Zahl der Passagiere geringer als das Schiff gesezmäßig aufnehmen kann, so kann der unbesetzte Raum zur Lagerung von Provisionen (Fleisch und Fische auszunommen), Gepäk und selbst einer Anzahl von Waaren, alles im Verhältniß der geringeren Zahl von Passagieren, als hätten aufgenommen werden können, benuzt werden.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. (Die schweizerische Unterstüzungsgesellschaft zu New-Orleans.) Ueber diesen vortrefflichen Verein bemerkt der bekannte Korrespondent des „Bund" aus New-Orleans vom 2. Juni: „Ich werde nächstens das Wichtigste aus den Statuten mittheilen, die jezt im Druk erschienen sind. Gegenwärtig besteht der Vorstand aus HH. Michaud, Präsident; Allispach, Vizepräsident; Guyet, Kassier; S. Fasnacht, Sekretär, und ein Sekretär-Adjunkt soll noch gewählt werden. Sizungen werden jeden ersten und dritten Samstag des Monats und die Verhandlungen in französischer und deutscher Sprache gehalten. Da der Hauptzwek des Vereins die Unterstüzung in Krankheitsfällen ist, so wurde auch sofort zur Wahl von zwei Vereinsärzten geschritten, welche unter 13 Kandidaten auf Dr. Wyllmann aus Luzern und Dr. Jeanneguin aus Frankreich fielen. Im Allgemeinen aber verdankt der Verein seine Entstehung dem längst gefühlten Bedürfniß, bei allen wichtigeren Vorkommenheiten und Ereignissen einen Centralpunkt zu haben, gleichsam einen gemeinsamen heimatlichen Heerd, wo die alte Vaterlandsliebe frisch aufflammt und von biedern Schweizersöhnen im trauten Kreise eifrig genährt wird. Dieses Bedürfniß stellte sich um so dringender heraus, als der dermalige schweizerische Konsul Piaget für die Schweizer eben keinen Haltpunkt bietet, nicht beliebt ist und um keinen Schweizer sich bekümmert, während seine drei lezten Vorgänger durch Gemeinsinn und rastlose Aufopferung für ihre Landsleute bei diesen in dankbarem Andenken fortleben. Ich beabsichtige hiemit durchaus nicht, dem Charakter des Hrn. Piaget zu nahe zu treten, und spreche offen meine Achtung vor seiner Persönlichkeit aus; allein nach dem Urtheil Aller ist er eben doch nicht ganz der Mann für das hiesige Konsulat. Erklären läßt sich die Thatsache gewissermaßen, wenn man weiß, daß Hr. Piaget als ächter alter Neuenburger Royalist nichts spezifisch Schweizerisches an sich hat und jedenfalls eher Antipathie als Sympathie für seine Landsleute hegt, daneben ein gut amerikanisirter „business-man" (Geschäftsmann) ist, der da sagt: „Time is money", und daher keine Minute verliert, wenn er nicht zum Voraus weiß, daß sie ihm bezahlt wird. Die Schweizer, welche je beabsichtigen, hieher zu kommen, mögen sich das merken. Frägt man, wie und warum er denn s. Z. in Vorschlag gekommen, so will Niemand dem Ding Gevatter stehen. Beinebens ist bekannt, daß mehrere geeignete und fähige Schweizer in hier die Stelle wegen eigener überhäufter Beschäftigung nicht annehmen konnten oder nicht wollten. Auf die sog. „Deutsche Gesellschaft" darf sich ebenfalls kein Schweizer verlassen, da sie nicht einmal ihre eigenen Landsleute zu unterstüzen Mittel an der Hand hat. Etwas geschieht wohl, doch so viel nur, daß Hülfe zur Ausnahme und Nichthülfe zur Regel wird." Im Fernern enthält die Korrespondenz Berichte über die Cholera, die im Mai New-Orleans und Umgegend arg heimsuchte und deren frühes Auftreten und schnelle Verbreitung dem durch die lange Trokenheit und Hize verdorbenen Trinkwasser zugeschrieben wird. Doch hatte Anfangs Juni die Krankheit bedeutend nachgelassen. Das gelbe Fieber dagegen war noch nicht aufgetreten. Im Ganzen starben von den 200,000 Einwohnern von New-Orleans (diese Zahl gilt für den Winter, im Sommer beträgt die Bevölkerung der Stadt nur 150,000) während des Jahres 1854 nicht weniger als 11,000 Personen, darunter 2400 meist im Monat September am gelben Fieber und 900 an der Cholera.

— (Ernteaussichten.) Seit vielen Jahren war die Ernte nicht so vielversprechend in Amerika als in diesem. Obst und Frucht gibt es in Masse. War auch die höchste Zeit.

— (Dampfschifffahrt auf dem Mississippi.) Der Mississippi wurde um das Jahr 1830 zuerst mit Dampfschiffen befahren. Als wir vor drei Jahren — schreibt man der „A. Z." — auf einem jener prachtvollen „schwimmenden Palläste" diesen Riesenstrom hinab

---

zehnt bei Ballade gegründet worden, im Jahre 1847 von den Eingebornen angegriffen worden war. Genauere Mittheilungen enthält das oben genannte Heft des Bull. de la Société géogr. Am 21. Dez. 1843 war die katholische Mission unter Mgr. Douarre vom „Bucephalus" ausgeschifft worden. In Mahamala wurde den fünf Personen ein hölzernes Blokhaus von den Schiffszimmerleuten erbaut, und nachdem man ihnen 3 Barilen Mehl und 1 Baril gesalzenes Fleisch hinterlassen, blieben die Missionäre allein mitten in einer wilden Bevölkerung zurük. Man beunruhigte sie Anfangs nicht. Nach wenig Monaten fiel das Haus in Trümmer, da das Holz von Würmern gänzlich zernagt worden. Sie erbauten nun aus Steinen eine neue Hütte. Jezt aber trat Nahrungsmangel ein, denn ihr Feld mit Yamswurzeln hatte aus Regenmangel nichts getragen. Sie kauften einem Häuptling in der Nähe ein Yamsfeld ab, als sie sich aber zu erndten anschikten, beraubten sie die Eingebornen vor ihren Augen der Früchte. Sie wären umgekommen, wenn nicht ein anderer Häuptling in der Nähe, der sie als höhere, Wind und Regen beherrschende Wesen betrachtete, freiwillig ein Yamsfeld abgetreten und noch einige Kokusnüsse hinzugefügt hätte. Am 28. Sept. 1845 erschien der „Rhin", Kpt. Berard. Das Schiffsvolk besserte das alte Missionshaus wieder aus, erbaute eine kleine Kapelle daneben und ließ Vorräthe zurük. Allein im folgenden Jahre herrschte abermals Hungersnoth auf der Insel, und bald darauf zeigte sich die Pest, die nach und nach die Hälfte oder doch wenigstens ein Drittel der Bevölkerung hinwegraffte. Von Zeit zu Zeit erhielt die Mission Besuche fremder Schiffe, die sie mit Lebensmitteln versahen, bis sich plözlich die Szene änderte.

Im Hafen von Jenkene hatte ein europäisches Schiff (es ist nicht gesagt, welcher Nation) angelegt, um Sandelholz einzutauschen. Aus Haß oder schlechtem Spaß gab die Schiffsmannschaft den Eingebornen zu verstehen, die Oui-Ouis (wie die Eingebornen naiv die Franzosen nennen) seien Tubu-Männer, welche durch ihren bösen Einfluß die Menschen tödten könnten. Mehr bedurfte es nicht. Die Eingebornen überfielen am 19. Juli 1847 die Mission bei Bajaco, nicht weit vom Hafen Balade. Sie plünderten das Haus, steckten es an, tödtete einen der Missionäre, während die übrigen mit zerfezten Kleidern und nur durch den Beistand eines eingebornen Christen, der ihnen treu geblieben war, nach Pocoo sich flüchten konnten. Dort, wo ein zweites Missionshaus stand, wurden die Franzosen dreizehn an der Zahl von den Eingebornen förmlich belagert, und nur durch die Ankunft der „Brillante", eines französischen Kriegsschiffes gerettet. So wurden die Caledonier damals aufgegeben. Ein neuer Missionsversuch fand indessen bereits am 15. August 1848, dieses Mal aber nur auf der Fichteninsel statt, deren Einwohner sich sehr bildsam und freundlich zeigten, so daß sehr bald ein guter Verkehr eingeleitet wurde.

Die Missionsversuche spielen nicht bloß eine große Rolle in der Geschichte der geistigen, sondern auch der materiellen Zivilisation. So sind durch die spanischen Geistlichen nach Amerika alle Feld- und Gartenfrüchte Europa's in der neuen Welt heimisch geworden. Auch die Missionäre in Neu-Caledonien haben Kulturversuche mit Pflanzen angestellt, die sie meist wild antrafen, und die unter ihrer Pflege vortrefflich gediehen. Sandelholz und Kokospalmen sind der Reichthum des Archipels. Es finden sich aber außerdem noch Bananen, Oelbäume, die Abaka (philippinischer Hanf), die Arrow-root, der Tabak, der Ingwer, das Zuckerrohr, der wilde Indigo, und herrliche Wälder mit dem schönsten Nutzholz. Dennoch war wohl nie eine Zeit ungünstiger, als die jezige zur Kolonisation Neu-Caledoniens, da das Goldfieber die Abenteurer nach dem nahen Australien abzieht. Es müßte sich denn wirklich bestätigen, daß sich auch in den neucaledonischen Bächen Goldkörner finden. Einstweilen hat man einen großen Berg, den man von dem Port de France aus gewahrt, Mont Ophir genannt, das ist, um mit Shakespeare zu reden, wie ein Wirthshausschild: „Hier sind gute Pferde zu vermiethen!" Ob der Name seinen Zauber ausüben wird, wollen wir abwarten.

(Ausland.)

nach New-Orleans fuhren, betrug die Zahl der am Mississippi und seinen Nebenflüssen verkehrenden Dampfer über 900. Gegenwärtig, kaum 30 Monate später, beträgt sie, wie uns amtliche Mittheilungen noch vor wenigen Wochen bei unserer Anwesenheit in New-York bestätigten, an 1300 Flußdampfer, ungerechnet Kohlenbarken, Segelschiffe, kleinere Fahrzeuge. Dabei sind die Preise für Passagiere und Güter fabelhaft billig. Von New-Orleans in der Louisiana bis nach St. Louis im Staate Missouri, ungefähr 1900 englische Meilen, beträgt der Fahrpreis erster Klasse inkl. Verköstigung nicht mehr als 12 bis 15 Dollars (je nach der Saison). Auswanderer, wenn sie Steerage (Deckplatz) fahren und sich selbst verköstigen, bezahlen für die 6 bis 8 Tage lange Reise sogar nur 2½ bis 3 Dollars.

— (Nichtswisser und Nichtskneiper.) Philadelphia, den 11. Juni. Wie ich schon früher bemerkt habe, wird die Sklavenfrage die erste Ursache sein, das Nichtswisserthum in sein Nichts zurückzuschleudern. Einen bedeutenden Schritt zur Auflösung dieser Rotte von Fanatikern hat bereits das Komite der Philadelphier Generalversammlung der Knownothings der Vereinigten Staaten gethan, indem sich eine Mehrheit desselben auf die Sklavenhalterseite geneigt und sie in ihrer Platform für die Nichtswisser der Union erklärt hat, daß die Regierung der Ver. Staaten kein Recht habe, die Sklaverei in irgend einem neuen Staate, der sich bilden möchte, zu verbieten. Gegen diesen Beschluß haben protestirt die Komites von New-Jersey, Pennsylvanien, Delaware, Michigan, Ohio, Wiskonsin, Illinois, Indiana und die 6 Neuenglandstaaten; der Staat Jowa war nicht vertreten, und ich bezweifle daher nicht mehr, daß nun ein großer Kampf unter den Nichtswissern selbst beginnen wird, der nicht eher aufhört als bis die Fanatiker gestürzt sind. Doch ist mir auch nicht bange, daß bald wieder ein neuer Unsinn die Stelle des Nichtswisserthums vertreten wird. — Auch den Mäßigkeitsnarren geht man stark zu Leibe, indem das Volk, welches schon mehrere Jahre von den Schwärmern im Dunkeln geführt wurde, endlich die Augen zu öffnen scheint und sich von dem Unsinn loszureißen sucht. In Lancaster, Pennsylvanien, wurde kürzlich eine Versammlung der Antitemperenzmänner gehalten, wo mehr als 100,000 Bürger anwesend waren, die Redner (die besten Advokaten) erklärten das Temperenzgesez als verfassungswidrig und tadelten die Mitglieder der lezten Gesezgebung, welche den Unsinn fabrizirt haben, sehr hart. Auch mehrere der besten Advokaten von Massachusetts gaben ihr Gutachten dahin ab, daß das Gesez verfassungswidrig sei. (Schw. M.)

— Die Fabrikation von Holzuhren, welche vom Schwarzwalde nach Amerika verpflanzt wurde, hat hier solchen Aufschwung genommen, daß dieselbe laut dem „Practical Mechanic's Journal" jezt beschäftigt: in Connecticut 1300 Arbeiter, die jährlich an 800,000 Uhren verfertigen; in Bristol 14 Fabriken, die 400 Personen beschäftigen und jährlich 200,000 Holzuhren verfertigen; in Plymouth werden in 3 Fabriken mit 175 Arbeitern 70,000 verfertigt; in Ansonia in 2 Fabriken mit 140 Personen 102,000; in Winstrad in einer Fabrik mit 40 Personen 30,000; in Southampton in 2 Fabriken mit 45 Personen 40,000, und in New-Havre in 3 Fabriken mit 400 Personen 370,000 hölzerne Uhren. (K. Ztg.)

— (Die Chinesen in New-York.) Die langzöpfigen, schweinsäugigen Söhne des himmlischen Reiches waren noch vor wenigen Jahren eine sehr große Seltenheit in unserer Metropole. Wo sich einer derselben auf der Straße zeigte, entstand ein Auflauf und man glozte ihn an wie einen Paradiesvogel; Barnum und andere Spekulanten machten ansehnliche Geschäfte mit ihnen, obwohl die Armen selbst übel dabei wegkamen. Seitdem ist die Zahl derselben bedeutend angewachsen und soll sich jezt auf 1000 bis 1500 belaufen. Die meisten von ihnen leben äußerst kümmerlich, fristen ihr Dasein theils durch Betteln, theils durch Verrichtung der niedrigsten Arbeiten. Am besten sind noch diejenigen daran, welche auf den Straßen Cigarren, Candy und dergleichen verkaufen, oder in den Theestores verwandt werden. Leztere fangen an, sich allmälig zu zivilisiren, ihre Zöpfe verschwinden, der Gebrauch der Seife, sowie weiße Wäsche und christliche Kleidung bürgert sich bei ihnen ein, sie lernen englisch und werden smart. Die Uebrigen aber leben in heidnischem Schmuz und thierischer Stumpfheit dahin. Sie wohnen selbstverständlich in den schlechtesten Theilen der Stadt, besonders in Cherry St. und Nachbarschaft. Ein alter Holländer, der ehemals Matrose war und etwas chinesisch aufgeschnappt hat, hält ein eigens für die Söhne des Himmels eingerichtetes Boardingbaus, in welchem mehrere Schok von ihnen wohnen sollen. 15 bis 20 leben und wirthschaften auf einer Stube zusammen und brauchen, wie gesagt wird, nur ein Geschirr, welches zum Kochen und allen übrigen Verrichtungen dient. Unter der ganzen Zahl befinden sich nur zwei weibliche Wesen, die zu vielem Unheil Anlaß geben und diverse Tragödien veranlaßt haben sollen. (N.-Y. St.-Ztg.)

— Texas. Die konsiderant'sche Sozialistenkolonie soll bei Dallas am obern Trinityfluß gegründet werden, nicht, wie anfänglich beabsichtigt wurde, am Westfort desselben Flusses in jener außer den Grenzen der Zivilisation gelegenen, unter dem Namen Cross Timbers bekannten ungehruern Waldregion. Bei Dallas hat die Gesellschaft 2780 Akres Land, wovon 70 kultivirt, angekauft und macht sich der erste Zug, die Pioniere, daran, für die nachfolgenden Genossen Lebensmittel zu pflanzen. Auch haben sie sich in Houston ein Haus mit 17 Akres Land erworben, welche Besizung den doppelten Zwek einer Station für den künftigen Ein- und Ausfuhrhandel und eines Ruhepunktes für die neuangekommenen, durch die Seereise geschwächten Phalansterianer hat. Demnach scheint ihre Reise ausschließlich über Galveston zu gehen, obgleich die im Nordosten von Texas gelegene Kolonie wohl eben so leicht über New-Orlans, den Redriver hinauf, erreicht werden könnte.

— Illinois. (Furchtbarer Sturm.) Chicago, 24. Mai. In der lezten Nacht gelangten Nachrichten über die Verheerungen, welche ein furchtbarer Orkan in der Stadt Jefferson, Cook County, und an andern Orten im Westen und Norden anrichtete, hieher. Am Dienstag Nachmittag zog etwa 16 Meilen nördlich von hier eine sich drehende trichterartige dunkle Wolke ganz nahe der Erde hin und führte Baumstämme, Steine u. s. w. mit sich. Sie beschrieb einen Halbkreis gegen Südwesten, entwurzelte und zerbrach viele Bäume, deren Stämme sie im Sturme vor sich hertrieb. Hierauf theilte sich die Wolke und verschwand, bildete sich aber beinahe unmittelbar nach ihrem Verschwinden auf's Neue und zog sich direkt gegen Norden und Westen mit furchtbarer Schnelle. Von einem massiven Holzhause, eine Meile von der Illinois- und Wiskonsin-Eisenbahn gelegen, riß sie zuerst das Dach weg und hob gleich nachher das ganze Haus mit all seinen Bewohnern und sonstigem Inhalte in die Luft. Neun Personen, die sich zur Zeit in dem Hause befanden, wurden nach allen Richtungen geschleudert. Vier davon wurden augenblicklich getödtet und die andern so schwer verlezt und verstümmelt, daß man keine Hoffnung auf ihr Aufkommen hegt. Der Orkan brauste hierauf über einen starken Pfosten- und Riegel-Zaun und ließ keine Spur davon übrig. Dann passirte er über eine Scheuer, hob dieselbe in die Höhe und warf sie auf das in derselben befindliche Vieh nieder. Die Balken der Scheuer und des Hauses wurden mit solcher Gewalt zur Erde geschleudert, daß sie in derselben beinahe begraben und dem Auge kaum mehr sichtbar wurden. Das Haus gehörte Herrn Page, dessen Frau, Sohn und zwei Enkel getödtet wurden.

— Kalifornien. Gegen die Chinesen werden von der Gesezgebung ernstliche Maßregeln berathen. In der Assembly passirte eine Bill, welche den Chinesen verbietet, Ansprüche auf Goldminen zu besizen, oder in den Goldgruben zu arbeiten. Die feindlichen Parteien der Chinesen hatten bei Weaverville ein großes Gefecht, worin ein Weißer (ein Schwede) und 7 Chinesen getödtet wurden. — Im Senat wurde eine Bill eingebracht, welche die Einwanderung von Personen, die unfähig sind, das Bürgerrecht zu erlangen, verhindern soll. Ein Substitut der Bill legt eine Geldstrafe von 50 Dollars auf jeden Passagier, welcher der mongolischen Race angehört.

— Maine. „Noch nicht das Wahre" schreibt die „New-Yorker Abendzeitung": Das New-Yorker Temperenzgesez, so empörend es auch sei, ist noch lange nicht das Wahre, was der Phantasie der eigentlichen Wasserpropheten vorschwebt. Im Staate Maine hat die Gesezgebung neulich das ursprüngliche „Maine Law" um den folgenden Paragraphen vermehrt: „Wenn irgend ein Bote, Fuhrmann, Markthelfer, oder wer immer sonst, eine Flasche, ein Faß oder sonst ein Gebinde, das Wein oder sonstige Spirituosen enthält, nach Jemandes Wohnung transportirt, so unterliegt er im ersten Betretungsfalle einer Geldbuße von 30 Dollars, im zweiten Falle einer Geldbuße und dreißigtägiger Gefängnißstrafe. Wenn irgend Jemand in seinem Gepäk oder in seinen Kleidungsstüken eine Flasche oder sonstiges Gefäß mit geistigen Getränken zu seinem Privatgebrauch bei sich führt, so unterligt er einer Geldbuße von 25 Doll. und 30tägiger Gefängnißstrafe."

— Kansasterritorium. Noch nie war die Einwanderung nach irgend einem Staate oder Territorium so groß, wie in gegenwärtiger Zeit nach Kansas, außer damals, wo das Goldland Kalifornien entdekt wurde. Die Emigranten-Unterstützungs-Gesellschaft zu Boston befördert wöchentlich 1 oder 200 Personen dahin. Auch hören wir, daß sich in Cincinnati eine Gesellschaft von 600 Personen gebildet hat, die in wenigen Wochen dorthin reisen werden. Etwa 130 Deutsche marschirten vor wenigen Tagen in Begleitung einer Musik-Bande die Mainstraße hinab und nahmen Passage auf dem Dampfboot „Duke" mit ihren Familien. Sie führten Farmer-Geräthschaften, sowie Fruchtbäume und Samengattungen aller Art mit sich. Eine andere Gesellschaft, genannt die „Kentukier Kansas-Gesellschaft", wird ebenfalls ihre Reise dorthin antreten. Diese nehmen ein Frame-Schulhaus mit, zehn von Hinkle's hölzernen Hütten, eine Dampfmaschine, Sägemühle, mehrere Pferde, Ochsen u. s. w. McClark, ehemals Surveyor der Lexington und Covington Eisenbahn, ist der Präsident dieser Gesellschaft. Dieser will acht Meilen von Fort Riley, in einer gesunden und wasserreichen Gegend, mit dieser Gesellschaft eine neue Stadt gründen, mit Namen „Ahland." Ebenso bildet sich in Wayne County, Indiana, eine zahlreiche Gesellschaft, die ebenfalls mit allem Nöthigen ausgerüstet, dorthin ziehen wird. — Der „Herald of Freedom" vom 21. April bringt den vollständigen Census vom Kansas-Territorium. Nach demselben beträgt die Zahl der Bevölkerung 8461, nämlich 5088 männliche und 3373 weibliche Personen. Von ihnen sind 7161 in den Vereinigten Staaten und 108 im Auslande geboren, und 192 Sklaven. Die Anzahl der gesezlichen Stimmgeber betrug 2877.

Brasilien. Aus der Kolonie Dona Franzisla ist die Nachricht eingegangen, daß das am 25. März mit 83 Auswanderern dort angekommene Schiff „Komet", Kapitän Nymann, wegen einer geringen Ladung, welche fast nur aus Effekten einiger mit dem vorhergehenden Schiffe angelangten Auswanderer bestand, wieder nach der nächsten Zollstation beordert war, um dort Alles, was nicht Passagiereffekten war, zu verzollen. Auf Grund der von einem früheren Minister gemachten Konzession, daß Alles, was zum Verbrauch auf der Kolonie bestimmt sei, direkt von Hamburg nach Dona Franzisla verschifft und dort zollfrei eingehen könne, sind von Hamburg seit Beginn der Expeditionen nach dieser Kolonie kleine Quantitäten Waaren in den Auswandererschiffen mitgenommen. Seit einiger Zeit sollen nun aber mehrere Bewohner der Kolonie jene Konzession mißbraucht haben, indem sie, wie behauptet wird, Waaren, welche von Hamburg gekommen und zollfrei eingeführt waren, wieder aus der Kolonie ausführten. Dies soll Beschwerden der Kaufleute in den in der Nähe der Kolonie belegenen Hafenstädten hervorgerufen und die Regierung veranlaßt haben, von jener Konzession auf die ursprünglichen Bestimmungen eines betreffenden Gesezes zurückzugehen, nach welchem nur Passagiereffekten, soweit sie nicht aus Waaren bestehen, zollfrei in die Kolonie eingehen und Waaren überhaupt nicht direkt dahin verschifft werden sollen, da noch keine Zollstätte bei der Kolonie existirt. Der „Kolonisationsverein von 1849 in Hamburg" hat nun die Errichtung einer Zollstätte für die Kolonie bei der brasilianischen Regierung beantragt, damit auch zollpflichtige Gegenstände direkt in die Kolonie eingeführt werden können.

Brief eines Parceriakolonisten.

Ibikaba, den 25. Dez. 1854.

Hochgeachteter Herr E. de Paravicini!

So eben erhalten Sie von den Unterzeichneten Briefe aus Ibikaba in Brasilien. Wir ersuchen Sie, doch gefälligst diese Briefe an die adressirten Ortschaften zu versenden, damit sie richtig an Ort und Stelle kommen.

Ihr Brief vom 27. Oktober, welchen Sie dem Maler Schmid geschrieben haben, ist auch uns zur Einsicht vorgelegt worden. Es hat uns sehr gefreut, daß wir Ihnen eine Ehre mit unsern Briefen eingelegt haben. Wir können mit Wahrheit nicht schimpfend heimschreiben, weil es uns allen sehr gut geht. Wir alle sind bereit, Ihnen Dienste zu leisten nach unsern Kräften und danken Ihnen nochmals viel tausend Mal für die gute Behandlung, die Sie uns allen erzeigt haben.

Noch müssen wir Ihnen etwas bemerken, welches Ihnen aber vielleicht schon bekannt ist. Wir haben mit Herrn Vergueiro selbst gesprochen wegen den Personen, welche noch zu den Familien Johannes Killer im Thurgi bei Baden, Samuel Bolliger in dort und Johannes Schlittler im K. Glarus gestanden sind.

Herr Vergueiro hat uns nun gesagt, daß er die Aufforderung schon zu Ihnen geschikt habe, blos müssen sich jene Personen an die benannten Familien anschließen; dann können sie auch kommen. Wir bitten Sie daher, unsere Familien eben so gut zu spediren wie uns.

Ein herzlicher Dank von mir, Friedrich Killer, daß Sie meinen Brief für Samuel Bolliger und Johannes Killer, den ich an Sie schikte, so pünktlich verschikt haben.

Friedrich Killer.
Johannes Schlittler.

Mit den Obigen ebenfalls eingestanden, zeichnet mit Hochachtung Ihr ergebenster

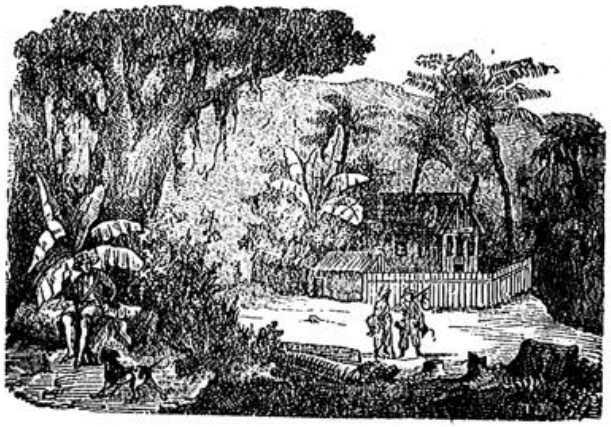
Joh. Heinrich Ryffel.

Abonnementspreis.

Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich . . . . . 4 Fr. — Rp.
Halbjährlich . . . . . 2 „ — „
Vierteljährlich . . . . . 1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".



Einrükungsgebühr:

10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 28. | Samstag den 14. Juli. | **Lichtensteig,** Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Fünfter Jahrgang. | **1855.**

Verhandlungen des Ständerathes über Auswanderungsangelegenheiten.

Ueber einige rechtliche Beziehungen ausgewanderter Schweizer zum alten Vaterlande hat Herr Gysel in der Ständerathssitzung vom 9. Juli eine Motion gestellt, welche eine Auseinandersezung der in den betreffenden Verhältnissen maßgebenden Grundsäze aus dem Munde des Herrn Bundespräsidenten Furrer hervorrief, die manche für Auswanderer wichtige und beherzigenswerthe Winke enthält.

Hr. Gysel sprach: Infolge der Mißernte in Amerika und sonstiger kritischer Verhältnisse sind nicht wenige dahin ausgewanderte Schweizer wieder in ihre alte Heimat zurükgekehrt. Wenn nun so Einer kommt mit Weib und Kindern, arm und verlassen, so erhebt sich die Frage: welche Gemeinde hat ihn wieder aufzunehmen? oder hat er seine Rechte verwirkt? Ihn zurükzustoßen, widerspricht unserm Gefühl, aber die Zustände mancher Gemeinde sind leider so, daß sie sich nicht immer von Gefühlen der Großmuth leiten lassen können, sondern unter drükenden Verhältnissen so viel wie möglich bestrebt sind, Lasten und Pflichten von sich abzuwälzen. Da man in Amerika bekanntlich leicht, ohne weitere Formalitäten, heirathen kann, so hat so ein Ausgewanderter sehr schnell eine Familie auf den Armen und es entsteht in diesem Fall die weitere Frage: ist die Ehe gültig oder ist sie ein bloßes Konkubinat und sind damit auch die Kinder unehelich? Für alle diese Verhältnisse bestehen noch keine festen Regeln und es sollten daher zu diesem Zweke mit Amerika Unterhandlungen angesponnen werden. Ich begnüge mich, die Frage angeregt zu haben, ohne daß ich bestimmte Weisungen geben möchte; mir genügt es, wenn die Sache einfach untersucht wird.

Darauf läßt sich Herr Furrer also vernehmen: der Bundesrath wird sich niemals gegen Untersuchungen und Unterhandlungen sträuben, sobald sie einen weiteren Zwek haben, als blos ihn zu unterhalten oder zu beschäftigen, d. h. wenn dabei ein praktisches Ziel von vorneherein vor Augen steht. Ob dies bei der in Frage liegenden Motion der Fall ist, bezweifle ich, und zwar aus formellen und materiellen Gründen. Wenn irgend eine Sache rein kantonal ist, so sind es die Bürgerrechte, die in der Regel sogar nur vom Willen der Gemeinde abhängen. Ein eidgenössisches Bürgerrecht gibt es gar nicht und ich wäre daher äußerst verlegen, woher ich für den Bund ein Recht nehmen sollte, sich in diese fremde Sache einzumischen. Das Gleiche findet statt hinsichtlich der Frage wegen der Rechtsgültigkeit oder Rechtsförmigkeit einer Ehe ohne Legitimität der Kirche; dieses sind reine Statusfragen und fallen den Gerichten zur Beurtheilung zu. Dies in formeller Beziehung. Was die Materie der Sache anbetrifft, so glaube ich, der Motionsteller sei in irrigen Voraussezungen befangen. Die Bundesverfassung hat in Bezug auf Erwerbung und Verlust des Bürgerrechts zwei Grundsäze aufgestellt, der erste heißt: „Kein Schweizer darf seines Bürgerrechts entäußert werden;" der andere heißt: „Es kann Niemand ein Schweizerbürger werden, er sei denn zuvor aus seinem bisherigen Bürgerverband entlassen." Was folgt nun daraus? Daß jeder Schweizer, der jemals bieher zurükkommt und nicht ausdrüklich auf sein Bürgerrecht verzichtet hat, sofort wieder in den Genuß desselben eintritt. Der Motionsteller glaubt ferner, es könne kein Schweizer gleichzeitig im Besiz zweier Bürgerrechte sein, und zu dieser Meinung hat ihm wahrscheinlich der zweitangeführte Saz der Bundesverfassung Anlaß gegeben. Mit diesem ist aber nur gesagt, daß kein Fremder hier Bürger werden könne, bevor er sein voriges Bürgerrecht aufgegeben. Daraus folgt keineswegs, daß der hierseitige Angehörige nicht irgend anderswo ebenfalls Bürger sein könne. Ist Einer hingegen in Amerika in aller Form Rechtens Bürger geworden, d. h. hat er auf das hiesige Bürgerrecht förmlich Verzicht geleistet, ja dann braucht ihn allerdings die Schweiz nicht mehr aufzunehmen. Zu Ihrer völligen Beruhigung kann ich Ihnen mittheilen, daß der Staatsvertrag mit Amerika, der in dieser Sitzung zur Behandlung gelangen wird, hierüber erschöpfende Bestimmungen aufstellt. Was dann insbesondere die Frage wegen der nicht in gehöriger Form eingegangenen Ehen anbetrifft, so haben uns diese Uebelstände schon lange geplagt, und Schaffhausen hatte auch seinen Theil davon; das Uebel kommt aber nicht aus Amerika, sondern aus den uns umgrenzenden Staaten, namentlich Frankreich, wo sich Fremde äußerst leicht verheirathen können. Dieses zu ändern steht aber nicht in unserer Macht, weil wir nicht die Gesezgeber dieser Länder sind.

Die Motion wurde verworfen und zwar mit einer Mehrheit von 8 Stimmen.

In der Ständerathssitzung vom 10. Juni beantragte die über den bundesräthlichen Geschäftsbericht niedergesezte Kommission, der Bundesrath sei eingeladen in Erwägung zu ziehen, ob nicht durch einheitliche Maßregeln der Bundesbehörden, wie z. B. eidgenössische Beaufsichtigung der Auswanderungsagenten, Abschaffung oder Verminderung der Paßvisagebühren in den europäischen Hafenstädten, diplomatische Einwirkung bei auswärtigen Staaten behufs Einführung einer bessern Kontrolle über die Schiffskapitäne u. s. w. ein wirksamerer Schuz für die schweizerischen Auswanderer erzielt werden könne.

Dubs, Berichterstatter. Es ist Thatsache, daß das Auswanderungswesen von Jahr zu Jahr in größerem Maßstab auftritt, was bereits letztes Jahr den Ständerath bewogen hat, für dasselbe einen Betrag von 25,000 Franken in's Büdget aufzunehmen. Auf die Frage, ob die Auswanderung als Glük oder als Unglük zu betrachten sei, hat die Kommission sich nicht eingelassen, sondern dieselbe als einfache Thatsache acceptirt und dann die Folge daran geknüpft, daß der Bund schuldig sei, seine auswandernden Angehörigen möglichst zu schüzen. Was nun die Auswanderungsagenten anbetrifft, so hat kein Kanton gleiche Geseze wie der andere, und der Auswanderer ist der Prellerei und Täuschung nach wie vor ausgesezt. Eine einheitliche Bestimmung über die Auswanderungsagenten würde somit höchst wohlthätig wirken. Was dann die Paßvisagebühren des Konsuls in Havre betrifft, so kann die Kommission sich nicht vorstellen, was, wenn die Leute einmal in Havre sind, noch ein solches Visum nüzt: sie brauchen dasselbe weder auf dem Wasser, noch in Amerika; auch hier wären die Auswanderer vor einer unnöthigen Ausgabe zu bewahren. Es ist ferner Thatsache, und erst in lezter Zeit sind mehrere flagrante Fälle vorgekommen, daß die Auswanderer, einmal auf dem Schiffe angelangt, der schonungslosen Willkür der Schiffskapitäne preisgegeben sind, und in dieser Beziehung stehen im schlechtesten Rufe die Amerikaner, weßhalb Bremen und Hamburg schon Vorsorge getroffen und jedem Kapitän, der zur Verantwortung gezogen, sich nicht stellt, den Hafen verschließen. Der Antrag der Kommission geht nun dahin, daß auch für die Schweizer ähnliche Garantien erwirkt werden möchten.

Bundespräsident Dr. Furrer bestreitet sowohl die formelle Zulässigkeit als die materielle Zweckmäßigkeit dieser Anträge. Das Erstere sei namentlich bezüglich der Auswanderungsagenten der Fall; heute sowohl als gestern müsse er davor warnen, allzuviel in die Angelegenheiten der Kantone hineinzuregieren. Man hätte gar kein Organ, die Agenten zu beaufsichtigen und diese würden sich auch schönstens bedanken, vor dem Bunde sich zu verantworten. Die Kantone sind es, welche die Gewerbekonzessionen ertheilen, nicht der Bund. Wollte der Ständerath den Antrag auch annehmen, so hätte der Bundesrath doch weder Mittel noch Rechte, denselben auszuführen. Was die Paßvisagebühren des Konsuls in Havre betrifft, so ist kein Auswanderer gehalten, sich ein Visum geben zu lassen; holt er es aber ein, so muß er natürlich dasselbe bezahlen; indessen pflegt der Konsul bei Armen häufige Ausnahmen zu machen. Was aber nun die Klagen gegen die Schiffskapitäne betrifft, so sind diese wohl richtig, allein da ist schwerlich eine allgemeine Abhülfe zu finden; die meerangrenzenden Staaten haben ihre besondern, dies Gebiet beschlagenden Geseze, die auch für die Fremden gelten. Wollte man nun eine derartige Reklamation erlassen, so würde man alsbald die Antwort erhalten: Was für unsere eigenen Angehörigen gut genug ist, muß euch ebenfalls genügen können. Besser ist es, wegen der jeweiligen einzelnen Fälle zu reklamiren, was ganz gut zum Ziele führen kann.

Nachdem noch Bundesrath Frei-Herose sich im gleichen Sinn ausgesprochen, von Gysel und Dubs aber bekämpft worden, bleibt der erste Theil des Antrages, die Auswanderungsagenten betreffend, mit 12 Stimmen in Minderheit, dagegen wird der übrige Theil mit Mehrheit angenommen.

Die südbrasilianische Provinz Parana.

(Aus der Hansa.)

VI.

Bereits in einem unserer vorhergehenden Aufsätze gedachten wir der in Parana ansässigen Deutschen. Und zwar datirt ihre Ansässigkeit in der Provinz vom Jahre 1828, in welchem unter den Auspizien des Baron von Antonina eine deutsche Kolonie am Rio Negro begründet wurde. Was wir von der Entwicklungsgeschichte dieser Kolonie wissen, ist leider sehr wenig. Deutsche Uneinigkeit führte schon in den ersten Jahren zur Trennung und nur ein Theil der eingewanderten Kolonisten blieb am Rio Negro ansässig, während der andere Theil sich in der Provinz zerstreute und sich vereinzelt, wo Land und Lage gerade behagten, niederließ. Von den ursprünglichen deutschen Einwanderern des Jahres 1828, die am Rio Negro blieben, lebten Mitte 1854 daselbst noch 102 und zwar 80 Männer und 52 Frauen. Zu ihnen aber kamen 249 auf der Kolonie Geborene, darunter 136 männlichen und 113 weiblichen Geschlechts, so daß mit ihnen die deutsche Gesammtbevölkerung derselben in 1854 sich auf 351 Köpfe belief. Ueber die Zahl der von Rio Negro weggezogenen Deutschen und ihrer Kinder fehlen die Angaben. Wo sie sich aber niedergelassen, sind ihre Ackerwirthschaften überall Muster für die umwohnenden Brasilianer geworden, und wie bereits erwähnt, ist es namentlich die Einführung der Weizenkultur, welche die Provinz ihnen verdankt.

In neuerer Zeit haben neuere Einwanderungen Deutscher in nur einiger Maßen größerem Umfange nicht Statt gefunden. Nur ab und zu wanderten einzelne Deutsche aus der seit 1849 in unmittelbarer Nachbarschaft des Gebietes von Parana in der Provinz Santa Catharina begründeten deutschen Kolonie Dona Franzisca ein und siedelten sich auf den fruchtbaren Campos des Hochlandes an. Gegenwärtig liegt es in der Absicht der Regierung, das Werk deutscher Kolonisation in Parana wieder in größerem Umfange aufzunehmen. Und zwar soll dies im Anschluß an die Anfänge derselben in Santa Catharina geschehen. Unmittelbar hinter dem Gebiete der Kolonie Dona Franzisko besitzt nämlich die Regierung noch unermeßliche Strecken unbesetzter Staatsländereien und liegt es im Plane daselbst zunächst mehrere tausend Köpfe deutsche Einwanderer anzusiedeln. Zu diesem Behufe sollen die geeigneten Ländereien vermessen, und die Quadrat-Brasse zu ½ Real zu Verkauf gestellt werden; außerdem hat die Regierung sich bereit erklärt, die nöthige Straße zur Verbindung der so zu besiedelnden Strecken mit der Kolonie Dona Franziska zu bauen. So viel wir wissen, ist dem Hamburger Kolonisationsverein von 1849, bekanntlich dem Begründer Dona Franziska's, von der Regierung angeboten worden, auf den eben bezeichneten Grundlagen die Ausführung des Kolonisationsplanes zu übernehmen.

Außer den Ansiedlungen Deutscher bestehen in der Provinz noch zwei kleine Kolonien aus Angehörigen anderer europäischen Nationen, eine im Gebiet der Küste, die andere auf den Campos des Hochlandes. Beide datiren aus allerneuester Zeit und die älteste von ihnen zählt gegenwärtig nicht mehr als 3 Jahre ihres Bestehens. Es ist dies die vom ehemaligen Generalkonsul der Schweiz, Herrn Perret-Gentil, begründete Kolonie Superaguhy auf der Halbinsel dieses Namens im Eingang der Bucht von Paranagua. Ihre Kolonisten sind fast durchweg Angehörige der romanischen Schweiz. Im Anfang aus ein paar Köpfen bestehend, wurde sie im März 1854 von 13 Familien gebildet, die 39 Köpfe ausmachten. Gebaut wurden auf ihr Kaffee, Zuckerrohr, Reis, Mandioca, Mais, schwarze Bohnen und einiger Tabak. Sie besitzt eine Schmiede, eine Töpferwerkstatt und eine Fabrik, in welcher Kaffee bereitet, Reis enthülset, Zuckerrohr und Mandioca verarbeitet werden. Der Boden wird als ein außerordentlich fruchtbarer gerühmt und als Beweis für die Gesundheit und Zuträglichkeit des Klima's der Umstand geltend gemacht, daß in den beiden ersten Jahren ihres Bestehens bis zum März 1854 nur ein Kolonist und zwar an einer aus der Heimath mitgebrachten Krankheit gestorben war. Die Kolonisten sind theils volle Eigenthümer, theils Erbpächter des Bodens, den sie bebauen und ihnen von dem ursprünglichen Besitzer, dem Gründer der Kolonie, nur die Bedingung auferlegt, ihm, falls er gleiche Preise, als sie sonst erlangen können, bietet, beim Verkauf ihrer Produkte das Verkaufsrecht einräumen zu müssen.

Die zweite Kolonie ist die Kolonie Dona Thereza, gegründet von einem seit längerer Zeit naturalisirten Franzosen, Dr. Faivre, am Yvahy, einem der schiffbaren Nebenflüsse des Parana. Im Juli 1854 zählte dieselbe 20 Häuser mit einer Bewohnerschaft von 90 Köpfen, großentheils Landsleuten des Gründers, 2 Mühlen, eine gut eingerichtete Schmiede, eine Mandiocareibmühle, einen Destillirapparat, eine Töpferwerkstatt und mehrere Seegelboote. Das Klima ist gesund und angenehm, der Boden der Ländereien von einer außerordentlichen Fruchtbarkeit. Gebaut werden Zuckerrohr, Weizen, Mais, Reis, Mandioca, schwarze Bohnen, Bananen, Tabak, Baumwolle, Apfelsinen u. a. Früchte. Schweine- und Hühnerzucht lohnen vornehmlich. Auch sonst aber giebt die Viehzucht reiche Gewinnste. Die Zuckerrohr-Ernte des Jahres 1854 lieferte verarbeitet 12,000 Flaschen Zuckerbranntwein und 50 Arroben Rohzuker. Für das Jahr 1855 wurde der doppelte Ertrag erwartet. Der Zuckerbranntwein soll von noch besserer Qualität sein, als der der Provinz San Paulo und wurde die Flasche zu 200 Reis verkauft; so daß der gesammte gewonnene Zuckerbranntwein des Jahres 1854 einen Werth von etwa 1000 Thaler preuß. Cour. hatte; oder jeder Kopf der Bevölkerung der Kolonie durchschnittlich in diesem Artikel einen Werth von über 10 Thalern produzirt hatte. Der Yvahy bietet wohlschmeckende Fische im Ueberfluß dar; einen wichtigeren Faktor der Zukunft der Kolonie als dadurch ist er aber durch seine Schiffbarkeit und durch den Umstand, daß er der natürliche Weg des zukünftigen Verkehrs der Provinz nach den Staaten des La Plata und eben so sehr nach der an Naturschätzen überreichen Provinz Matto Grosso ist. Dazu kommt, daß die Umgebungen von Dona Thereza einen großen Reichthum an Salzlagern besitzen und hiedurch seinem Handel ein wichtigstes Objekt in größerem Maße gesichert ist.

Bereits hatten das augenscheinliche Gedeihen der jungen Kolonie und ihre unverkennbar großen Aussichten für die Zukunft auch die Aufmerksamkeit und Beachtung der Reichsregierung auf sich gezogen. In Folge davon wurde im Anfang des Jahres 1851 Dr. Faivre eine größere Summe aus Staatsmitteln angewiesen, einerseits zum Bau zweier Landwege von der Kolonie nach Ponta Grosso und Guarapuava, andererseits zur Begründung zweier fernern Kolonien in der Nachbarschaft nach dem Muster von Dona Thereza. Dem bezüglichen Uebereinkommen gemäß sollten diese neuen Kolonien innerhalb eines Zeitraumes von 3 Jahren in Angriff genommen werden.

Die Thronrede des Kaisers von Brasilien.

Am 3. Mai wurden die gesezgebenden Kammern Brasiliens mit folgender Thronrede des Kaisers Dom Pedro II. zu Rio de Janeiro eröffnet:

„Erlauchte und würdige Herren Vertreter der Nation! Durchdrungen von dem Gefühl der Freude, welches ich stets empfinde, mich in Mitten der Nationalvertretung zu sehen, eröffne ich die gegenwärtige Session der Legislative.

„Das Reich befindet sich nach wie vor im Frieden und Alles verheißt, daß dieser Zustand der Dinge keine Aenderung erleiden werde.

„Meine Regierung hat diese Gunst der Lage benuzt, um die Verwendung der ihr von Ihnen behufs Entfaltung der Keime des Nationalreichthums und Nationalgedeihens bewilligten Mittel zu einer so erfolgvollen als möglich zu machen.

„Der Krieg, welcher unglücklicher Weise zwischen den Hauptmächten Europa's ausgebrochen, hat auf unsere öffentlichen Einkünfte nicht den empfindlichen Einfluß ausgeübt, der davon besorgt wurde. Noch ist der Stand unserer Finanzen ein zufriedenstellender.

„Unsere internationalen Beziehungen wahren das Verhältniß guten und freundschaftlichen Einvernehmens, wie ich es stets zu den übrigen Mächten zu erhalten besorgt gewesen bin.

„Mit Sr. Majestät dem König von Portugal habe ich einen Vertrag abgeschlossen, welcher zum Zweke hat, das Verbrechen der Fälschung des Geldes und der Kreditpapiere, die in jedem der beiden kontrahirenden Staaten gesezlich kursiren, auch wenn es im Gebiet des andern begangen, zur Strafe zu ziehen. Dieser Vertrag wird Ihnen zu Ihrer Genehmigung, soweit es zu seinem Vollzuge eines Aktes der Gesezgebung bedarf, vorgelegt werden.

„Die bedauerliche Störung, welche in dem Verhältniß des Reichs zur Republik Paraguay eingetreten war, ist auf eine für beide Länder ehrenvolle Weise beseitigt, indem die Regierung von Paraguay die uns schuldige Genugthuung geleistet hat. Ich hoffe, daß die Gesandtschaft, welche ich an diese Republik geschikt, ein in gleicher Weise zufriedenstellendes Resultat auch bezüglich der übrigen noch schwebenden Fragen erzielen wird.

„Die Geld-Subsidien, welche meine Regierung ermächtigt war, der Republik Oriental de Uruguay zu leisten, haben mit der Novemberzahlung des jüngst verflossenen Jahres ihr Ende erreicht. Die Truppen, deren Hülfe von derselben Regierung in Anspruch genommen worden war, befinden sich noch im Gebiet von Uruguay. Der Muth und die Diezplin, welche dieser Theil meines Heeres bewiesen, verdienen besondere lobende Hervorhebung.

„Ich freue mich, Ihnen anzeigen zu können, daß kein Versuch zum Sklavenhandel wieder stattgefunden hat. Die Hingabe der Bevölkerung und die Wachsamkeit, welche unsere Küstenpolizei zu entfalten fortfährt, bürgen mir dafür, daß dieser verbrecherische Handel nicht wieder auftauchen wird.

„Mit besonderer Sorgfalt widmet sich meine Regierung der Aufgabe, die Kolonisation zu fördern, von welcher so wesentlich die Zukunft des Landes abhängt. Ich bin gewiß, daß ihre Bemühungen, unterstüzt, wie sie es immer gewesen sind, von Ihrer Einsicht und von der Mitwirkung aller Brasilianer, nicht erfolglos bleiben werden.

„Meine Minister werden Ihnen die ausführlichen Nachweise über den Stand der verschiedenen Zweige der Verwaltung und ihre dringendsten Erfordernisse vorlegen.

„Ich empfehle Ihnen die Gesezesentwürfe, die Ihrer Berathung anheimgestellt werden und welche Reformen unsers Gerichts- und Hypotheken-, Flotten- und Heereswesens betreffen.

„Erlauchte und würdige Herren Vertreter der Nation! Ich vertraue der bereitwilligen und loyalen Unterstüzung, welche Sie stets meiner Regierung haben zu Theil werden lassen und gebe mich der Hoffnung hin, daß die gegenwärtige Session eben so fruchtbar an Maßnahmen zur Förderung des Gedeihens des Reichs, dieses Gegenstandes meiner heißesten Wünsche und steten Sorgen, sein werde, wie es die früheren gewesen sind.

„Die Session ist eröffnet."

Brasilien in Bezug auf deutsche Einwanderung und Kolonisation.

Wir haben oben die Thronrede des Kaisers von Brasilien vollständig mitgetheilt, obwohl eigentlich der Inhalt nicht durchweg auf Kolonisations-Angelegenheiten Bezug hat. Aber es ist das Gesammtbild der Verhältnisse Brasiliens, welches dieselbe bietet, wohl geeignet, dem Unverstand und der Bosheit ein Dementi zu geben, welche diese Verhältnisse noch immer zu entstellen suchen, um Auswanderungslustige von diesem Lande abzuhalten.

Die wirrsten und unsinnigsten Begriffe sind noch immer in Deutschland und der Schweiz über Brasilien weit verbreitet und es gibt eine große Menge Leute, welche diesen Begriffen Bestand und Ausdehnung zu verschaffen suchen; darunter Beamte, welche ihren Instruktionen zufolge oder auch ohne solche, von Auswanderung überhaupt durch ungünstige Darstellungen abschreken, Agenten für andere Länder, selbst Literaten, die abschreckende Darstellungen Brasiliens als etwas Piquantes betrachten, was zugleich Manchem wohlgefällig ist, dabei aber nicht bedenken, daß sie über kurz oder lang durch die wahren Schilderungen von anderer Seite blamirt werden müssen.

Da wir schon öfters gegen die Vorurtheile, aus Unkenntniß entsprossen, welche in Deutschland gegen Brasilien herrschen, aufgetreten, Verläumdungen dieses Landes widerlegt haben, so dürfen wir uns wohl auf jene ausführlichen Darstellungen beziehen, wollen aber hier auf manche Punkte noch einmal kurz hinweisen.

Man findet oft in Zeitungen im Innern Deutschlands die Mittheilung, daß die südamerikanischen Staaten durch Kriege untereinander, durch fortwährende oder periodische Revolutionen und Feindseligkeiten der politischen Parteien leiden, dann folgert man daraus natürlich, daß Personen und Eigenthum in diesen Staaten nicht gesichert seien, von der Auswanderung dahin also abgerathen werden müsse; selten ist aber bei jener Mittheilung bemerkt, daß Brasilien von jenen Staaten eine Ausnahme macht und doch verdient es besonders hervorgehoben zu werden, daß es wenige Staaten gibt, deren friedliche Verhältnisse mit andern so geringe Störungen erlitten und die, wo solche Störungen auftraten, so wenig davon benachtheiligt wurden als gerade Brasilien, und daß es schwer sein dürfte, einen Staat zu finden, der in den lezten zehn Jahren sich solchen inneren Friedens und zugleich solch rascher Entwikelung der Nationalwohlfahrt zu erfreuen hatte als gerade Brasilien. Nur mit den unruhigen Nachbarländern am La Plata hatte Brasilien in den lezten Jahren einige ernste Konflikte, welche sich aber schnell zu seinen Gunsten entschieden und die namentlich die deutschen Ansiedelungen in Brasilien nicht im Mindesten störten, selbst in der jenen Staaten am nächsten gelegenen bereits verhältnißmäßig stark mit Deutschen bevölkerten Provinz Rio Grande nicht.

Von Revolutionen, Bürgerkriegen und selbst Versuchen zu Aufständen u. dgl. ist Brasilien seit langer Zeit verschont geblieben und was die in den Urwäldern im Ganzen nicht in bedeutender Anzahl lebenden Indianer anbetrifft, vor denen man hin und wieder Furcht äußern hört, so ist es eine Seltenheit, daß sich dieselben in der Nähe von europäischen Ansiedelungen in einzelnen kleinen Trupps sehen lassen; sie sind furchtsam und überhaupt nicht mit den in Texas und andern Staaten Nordamerika's auftretenden bösartigen Wilden zu vergleichen. Auch die politischen Einrichtungen Brasiliens, über welche ebenfalls in Deutschland unklare und verkehrte Ansichten ziemlich verbreitet sind, gewähren dem Bewohner dieses Landes ein überreichliches Maaß von Freiheit, wohl ebenso viel als in irgend einem Staate Europa's und jedenfalls weit mehr als den Deutschen in Nordamerika, zumal in neuester Zeit geboten wird, während zugleich eine genügende Sicherheit für Personen und Eigenthum durch die Gesetze in Brasilien gewährt wird. Auch dürfte hier am Platze sein zu erwähnen, daß auch der Charakter der Brasilianer derart ist, daß die deutschen Ansiedler in Brasilien eine weit angenehmere soziale Stellung haben, als in anderen überseeischen Ländern, namentlich als in Nordamerika.

Man hört ferner noch oft sagen: „Brasilien ist ein Sklavenland; da nun die Einfuhr von schwarzen Sklaven hat verboten werden müssen, weil es England so gewollt, so sucht man Ersatz in europäischen, namentlich deutschen und schweizerischen Einwanderern, die mehr oder weniger die Stellung von Sklaven einnehmen müssen." „Brasilien ist in Noth um weiße Sklaven," sagte die „Kölnische Zeitung" (!) vor Kurzem in einem Leitartikel, „weil seine großen Grundbesizer keine Zustände herstellen wollen, die im Stande wären, eine freie Auswanderung anzuziehen, befindet es sich in beständiger Noth um arbeitende Hände und sucht überall her, auch aus China u. s. w., vor Allem aus Deutschland solche Hände herbeizuschaffen." — Der Schreiber jenes Leitartikels scheint von den gedeihlichen Zuständen, wohl gar von der Existenz, wenigstens von den Verhältnissen der nach dem System der freien Ansiedlungen gegründeten deutschen Kolonien Dona Franziska und Blumenau in Santa Katharina, San Leopoldo und Santa Cruz in Rio Grande, Petropolis in Rio de Janeiro, die zusammen eine deutsche und schweizerische Bevölkerung von zirka 25,000 Köpfen zählen, nichts gewußt zu haben. Diese sowie andere noch unbedeutende Kolonien sind von den brasilianischen großen Grundbesizern durchaus unabhängig; die Vorzüge, welche sie dem deutschen Auswanderer vor andern Ländern, namentlich vor Nordamerika, bieten, werden immer allgemeiner anerkannt und die brasilianische Regierung hat unter Zustimmung der doch meistens aus Grundbesizern bestehenden gesezgebenden Kammern Manches gethan, um die freie Einwanderung in jene Kolonien und andere geeignete Gegenden zu fördern; erst ganz kürzlich hat die Regierung zu Gunsten der Kolonie Blumenau große Zugeständnisse gemacht und ist auch zur Förderung der Kolonie Dona Franziska und für deren Ausdehnung die Bewilligung weiterer Begünstigungen und Beihülfe zu erwarten.

Wenn behauptet wird, daß die brasilianische Regierung den Sklavenhandel verboten habe, weil sie dazu gezwungen worden sei, so streitet dagegen die große Strenge und Wachsamkeit, mit welcher diesem Verbot von ihr Nachdruk verschafft und jeder Versuch des Sklavenhandels unterdrükt wird. Wir unserer Seits behaupten, es ist eben der Wunsch die freie Einwanderung zu befördern, die durch die Sklaveneinfuhr gehindert wird, einer der Hauptgründe, welche die brasilianische Regierung bei den strengen Maßregeln gegen den Sklavenhandel leitet. (Schluß folgt.)

Die Ankunftszeit der Auswanderer in Amerika.

Ueber diesen für jeden Auswanderer so wichtigen Punkt bringt die „Deutsche Ausw.-Ztg." folgende Räthe und Winke: Wenn nicht Geldmangel, oder eintretende Hindernisse, oder sonstige Umstände das Einhalten günstiger Zeit unmöglich machen, so sollte der Auswanderer dieselbe nie versäumen. Besonders wichtig ist die rechte Ankunft der Arbeitssucher, weil sie, wenn sie dieselbe versäumt haben, Monate lang ohne Arbeit bleiben, ohne ein Unterkommen zu finden. Landleute, welche beabsichtigen, sich selbstständig und zwar in einem der nördlichen Staaten anzusiedeln, denen es auch nicht um einige Thaler für höheren Uebersahrtspreis ankommt, gehen am besten im Mai oder Juni ab, weil sie dann gerade um die Erntezeit im westlichen Amerika ankommen und dann die Fruchtbarkeit des Bodens an dem Getreide auf dem Felde beurtheilen können. Auch blos arbeitsfähige Landleute, denen es an Geld mangelt zum Selbstankauf, werden wenigstens in dieser Zeit leichter Beschäftigung finden, doch ist ihnen, sowie überhaupt den Arbeitern und den Dienstboten lieber eine frühere Ankunftszeit in Amerika anzurathen, da die Landbauer ihre Arbeiter und Dienstboten meist im Frühjahr und gewöhnlich auf das ganze Jahr dingen. Zu spät Ankommende werden daher die meisten und besten Stellen besezt finden. Aehnliches findet bei den Handwerkern statt. Die Fabrikanten und Meister bezahlen gewöhnlich gegen das Ende jeden Jahres ihre Rechnungen, weßhalb sich viele derselben einschränken und einen Theil ihrer Gehülfen entlassen. Nach dem Neujahr beginnt der neue Kredit, die Arbeit wird mehr begehrt und der Ankömmling findet daher eher Beschäftigung. Weniger pünktlich brauchen in Bezug auf die Ankunftszeit die weiblichen Dienstboten zu sein, welche in den allermeisten Fällen sofort Engagement finden werden. Leute, deren Ziel der Westen der Union ist, werden ihre Ankunft so einzurichten haben, daß sie ihre Inlandsreise weder im Winter noch im Hochsommer zu machen haben; ersteres, weil die Reise kostspielig, zum Theil fast unausweichbar mit Schädigung der Gesundheit verbunden ist. Zur Inlandreise auf dem Wasser per Dampfboot ist am besten das Frühjahr, auf der Eisenbahn oder Poststraße der Herbst anzurathen, weil diese Jahreszeit die schönste, nämlich nicht zu heiß und wenig regnerisch ist, und weil die Landstraßen dann in gutem Zustande sind. Wer über New-Orleans in die westlichen Staaten den Mississippi aufwärts gehen will, hat nur zu wählen zwischen der Frühjahr- oder Herbst-Abreise von Europa aus, weil zu anderer Zeit wegen des im Sommer und Anfangs Herbst herrschenden gelben Fiebers keine Schiffe befördert werden. Auch nach Texas gehen nur im Frühjahr und Herbst Schiffe ab wegen des gelben Fiebers an den Uferstrichen. Zur leichteren Akklimatisirung der Einwanderer in Texas und New-Orleans ist der Winter geeigneter als der Sommer. Ueberdieß bietet das Leben im Winter für den Ankömmling den Vortheil, daß er seine Vorarbeiten zum Feldbau, sowie überhaupt seine Orientirung in den dortigen Verhältnissen mit mehr Muße betreiben kann. Nach Zentralamerika, Chile, Brasilien und andern Ländern mit Tropenregen muß man die Abfahrt so einrichten, daß man weder in der Hize noch in der Regenzeit ankommt, was übrigens durch die eingerichteten Abfahrten in Europa so ziemlich verhindert wird.

Die „Hamburger Ztg. f. d. A.- u. K.-A." fügt noch folgendes bei: In den südlichen Provinzen Brasiliens Rio Grande, Sta. Katharina und Parana, ist der Sommer (Dezember, Januar und Februar) nicht so heiß, daß er den um diese Zeit dort ankommenden Einwanderern sehr unangenehm wäre, zumal sich dieselben beim Durchschiffen der heißen Zone schon an eine höhere Temperatur gewöhnt haben. Es sind daher die Monate September bis Dezember noch geeignet für die Abfahrt von Deutschland nach Südbrasilien. Angenehmer ist es freilich, wenn man im März bis Juni von hier abreist, weil man dann in Südbrasilien im dortigen Winter (Juni, Juli, August) ankommt, der sich gewöhnlich durch ein sehr angenehmes Wetter auszeichnet. Die Monate Juli und August sind die am wenigsten für die Abfahrt nach Südbrasilien zu empfehlenden, weil dann die Ankunft in die Regenzeit, September und Oktober, fällt. In Bezug auf den Landbau sind unsere Winter- und Sommermonate Dezember, Januar, Februar, Mai, Juni, Juli, August fast gleich empfehlenswerth zur Ankunft in Südbrasilien und die nöthigeren Handwerker und Arbeiter finden auf den deutschen Kolonien dort zu jeder Jahreszeit einen guten Dienst, wenn sie auch binnen Kurzem in großer Zahl kommen.

Zentral-Amerika im Jahre 1855.

Die hervorragende Stellung, welche Neu-Granada in Folge der Eröffnung der Eisenbahn, welche zwei Welttheile mit einander verbindet, eingenommen, hat seit längerer Zeit das Interesse für die benachbarten Staaten Zentralamerika's absorbirt. Nichts desto weniger sind auch diese nicht stille gestanden, sondern haben in ihrem allerdings konfusen Entwiklungsprozeß manche Symptome gezeigt, welche für die Nordamerikaner nicht gleichgültig sein können. Es sind namentlich die Staaten Honduras und Guatemala, in denen sich ein reges Leben zeigte und deren Lage für die Vereinigten Staaten ein mehr als gewöhnliches Interesse hat. Seit etwa einem halben Jahre wird zwischen Honduras und Guatemala Krieg geführt, wegen gewissen Entschädigungen, welche von Honduras für Verwüstungen beansprucht werden, die von den Indianerhorden unter dem Kommando von Guatemalaischen Führern auf Befehl des Präsidenten Carrera verübt worden. Dieser Streit scheint nun glücklicher Weise durch die Intervention St. Salvadors geschlichtet zu werden; Sennor San Martin, der Präsident von San Salvador, ist nämlich von den streitenden Parteien zum Schiedsrichter erwählt worden. Der berüchtigte Guardiola, im Dienste der Regierung von Guatemala, fiel im Monat Januar d. J. mit 500 wilden Indianern in Honduras ein, zerstörte mehrere kleine Städte und ermordete die harmlosen Einwohner. Guardiola strebt nach der Präsidentschaft von Honduras und wird, sonderbar genug, von mehreren der einflußreichsten Familien in den Städten, deren reaktionäre Politik dem gegenwärtigen liberalen Präsidenten Cabannas entgegen ist, in seinen Prätensionen unterstüzt.

Vor einiger Zeit brachten Korrespondenzen die Nachricht, daß der Präsident Carrera beabsichtige, Honduras zu erobern. Diese Meldung soll nicht ganz unbegründet sein. Aber die Einwohner des lezteren Staates haben wenig Furcht vor einer solchen Invasion, da wegen des gebirgigen Charakters des Landes noch kein zentralamerikanischer Staat Honduras hat erobern können. Da durch einen zeitweiligen Vertrag zwischen Guatemala und Honduras eine Art Waffenstillstand eingetreten ist, und folglich die Waffen ruhten, sandte die Castillon-Partei in Nicaragua den General Munnos zu dem Präsidenten Cabannas und ließ diesen um Unterstüzung bitten. Aber die Stimmung in Honduras bezüglich Revolution in Nicaragua hat sich in lezter Zeit sehr geändert, nicht weil man nicht so eifrig dem Prinzip der revolutionären Partei huldigt wie früher, sondern weil der Krieg von ihrer Seite ohne alle Kraft und Energie geführt worden ist. Die Sache, welche anfänglich Tausende entflammte und 900 Mann der besten Gebirgstruppen von Honduras, die Tscherkessen Zentralamerika's, unter die revolutionäre Fahne führte, hat jezt wenig Freunde mehr, da die Nicaraguaner selbst sich den Rüzug deckten und diese kleine blühende Armee von benachbarten Freiwilligen opferten.

Die Schwärme von Heuschreken, welche in den lezten beiden Jahren die Saaten, nicht allein in Honduras, sondern in fast allen zentralamerikanischen Staaten zerstörten, haben sich in diesem Jahre nicht wieder eingestellt, und die Aussichten der Akerbauer sollen sehr günstig sein. Die gegenwärtige Administration von Honduras wird von den Fremden wegen ihrer Liberalität gegen die Ausländer, wegen ihrer Einführung von Künsten und Wissenschaften und wegen der Kundgebung ihres Wunsches, die Einwanderung zu befördern, sehr gepriesen, hat sich aber gerade durch dieselben Eigenschaften unter den Rüfschrittsleuten oder der sog. nationalen Partei, die von ähnlichen Grundsäzen wie unsere Know-Nothings durchdrungen ist, nicht wenig bittere Feinde gemacht.

Die neue Route über den Kontinent, welche unter dem Namen Interozeanische Eisenbahn bekannt ist, wird in neuester Zeit wieder vielfach besprochen. Der Charter für dieses große Unternehmen wurde schon 1853 ratifizirt. Die Bahn würde bekanntlich manche Vortheile vor andern Routen haben und der Umstand, daß an beiden Enden sie mit günstig gelegenen Häfen in Verbindung treten würde, ist nicht unwichtig. Die schöne Bay von Fonseca oder Conchagua enthält nicht weniger als fünf verschiedene Häfen, von denen jeder Tausende von Schiffen bergen kann und deren Wasser so ruhig ist, daß man sie mit Kähnen beschiffen kann. Der Hafen von Porto Cabello an der atlantischen Seite ist vor Nordwinden geschüzt und hat so tiefes Wasser, daß die größten Dampfer darin bis dicht an's Land fahren können. Sollte diese Bahn dereinst und vielleicht bald gebaut werden, so hätten wir schon zwei Verbindungswege zwischen den beiden Weltmeeren, worauf die dritte, der Kanal von Nicaragua, dann ohne Zweifel bald folgen würde. Welches Leben sich dann in diesen zentralamerikanischen Staaten entwikeln wird, möchte vielleicht die Einbildungskraft der kühnsten Phantasie überschreiten. Schon jezt ist der Verkehr zwischen beiden Meeren ein großartiger zu nennen. Welch' ein seltsamer Kontrast besteht nicht zwischen dem Jahre 1855 und 1845, also zwischen heute und einem Jahrzehent! Damals wurde die feierliche Stille einer tropischen Natur nur durch das Plätschern eines vaterländischen Bunges unterbrochen, der einsame Friede des Eingebornen nur durch das Kriegsgeschrei der unter ehrgezigen Parteiführern stehenden wilden Indianer unterbrochen, heute fahren stolze Dampfer auf den Flüssen und das grelle Pfeifen der Lokomotive dringt durch den Urwald als Zeichen der heranwachsenden Zwilisation. Wahrlich, wenn das Wachsthum der nordamerikanischen Union ohne Gleichen ist in der Geschichte, die Entwikelung von Mittelamerika ist es nicht weniger! — Wird es nicht bald einen Theil der Union bilden? (N.-Y. St.-Z.)

Verschiedenes.

(Neue Dampfschifffahrtslinie von Genua nach New-Orleans.) Mit dem 1. August tritt eine

direkte Dampfschifffahrtsverbindung zwischen Genua und New-Orleans in's Leben. Je am ersten Tag jedes Monats soll von jedem der beiden Häfen ein Dampfboot auslaufen und unterwegs Marseille, Gibraltar und Madeira berühren.

(Neue Auswanderungszeitungen.) In diesem Monate haben zwei neue Auswanderungszeitungen das Licht der Welt erblikt, nämlich 1) das „süddeutsche Auswanderungsblatt" in Schwäbisch-Hall, wie es heißt vorzüglich oder fast ausschließlich im Interesse von Havre geschrieben, und 2) in Zürich, herausgegeben von der „schweizerischen Phalanx": „Die neue Welt. Sozialistisches Organ für Auswanderung." (Monatlich 1 Bogen.) Es läßt sich erwarten, daß das lezztere Blatt viel Interessantes aus Considerants Kolonie am Trinity bringen werde.

Schweiz. Bundesstadt. Man schreibt uns, daß der jüngst in Bern angekommene brasilianische Konsul, Hr. Guimaraes, nur seinem Mandate als Konsul obliegen, den Regierungen zwar gerne Aufschluß über die brasilianischen Einwanderungs- und Ansiedlungsverhältnisse ertheilen, hingegen weder direkte noch indirekte sich bei irgend einer Kolonisationsunternehmung betheiligen oder eine solche vorzugsweise befürworten werde.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. Neue interessante Beiträge zur modernen Sittengeschichte der Nordamerikaner finden sich in einer Korrespondenz der Allgem. Ztg. aus New-York von Mitte Juni. Die am 5. Juni zu Philadelphia eröffnete Nationalkonvention der Knownothings bildet ebenfalls einen Wendepunkt in der Entwiklung dieser viel besprochenen Partei, welche in der innern Politik vorzüglich die Ausländer bedroht. Sofort am ersten Tag erhoben sich Schwierigkeiten über die Zulassung der Abgesandten von Massachusetts wegen deren Ansichten gegen die Sklaverei. Als am 6. dieselben zugelassen waren, entstand ein heftiger Streit über die Zulassung der katholischen Abgesandten von Louisiana. So lange das Dunkel des Geheimnisses noch dichter über die Partei gebreitet war und deren Aeußerungen sich in einzelnen Phrasen bewegten, konnten die Widersprüche noch halbweg neben einander bestehen; indem aber jezt der Verein sich als Partei zur nächsten Präsidentenwahl rüsten und mit einem Programm heraustreten will, müssen die Widersprüche zusammenstoßen. Die katholischen Abgeordneten von Louisiana wurden ausgeschlossen, aber zwei Protestanten aus lezterem Staate zugelassen, welche dort nicht dazu gewählt waren. Die Konvention nahm nur langsamen Fortgang. Die Unfähigkeit der Führer stellte sich immer mehr heraus. — Eine andere Versammlung von Knownothings (Unwissende im wörtlichen Sinn) hat gleichzeitig in New-York stattgefunden, die Fähigkeit ihres Führers glänzend in's Licht gestellt und ihre Zweke weit vollständiger erreicht, als bisher die Philadelphier Versammlung des großen Nativistenordens, ich meine Herrn Barnums Kinderausstellung. Sie ward ebenfalls am 5. und zwar in dem bekannten Barnumschen „Museum" eröffnet, dessen Lokalität aber zu beschränkt ist, um dem enormen Andrang von Schaulustigen genügenden Raum zu gewähren. Ueber dem Eingang hängt ein scheußlich anzusehendes Gemälde von großem Umfange, worauf Kinder mit ihren Müttern in der Manier wie sonst wilde Bestien grob gemalt sind. Vor dem Hause steht in den Stunden der Ausstellung eine dichte Menschenmasse. Ich konnte nicht ohne Anstrengung am 7. zu den ausgestellten Merkwürdigkeiten eindringen, besonders da es, ausnahmsweise für dieses Frühjahr, ein schwüler Tag war. In dem Saale rechts waren Kinder in Nischen ausgestellt, in denen sonst Wachsfiguren gezeigt werden, Kinder vom zartesten Alter bis ungefähr zu sechs und sieben Jahren. Zu den auffallendsten Gegenständen gehörte ein Mädchen aus New-Jersey zwischen vier bis fünf Jahren mit bereits entwikeltem Busen. Das Kind trug ein weit ausgeschnittenes Kleidchen und stellte sich kokett in Postur. Sehr bemerklich machten sich auch zwei kleine bösartige Jungen, welche die Zungen herausstreften und Vorübergehende anspieen. In dem Saale links waren Stühle auf einer langen Tafel aufgestellt, auf denen die Kinder mit dem Rüken gegen einander gekehrt saßen. Hier waren dreijährige Zwillinge und fünfjährige Drillinge aus Connecticut ausgestellt, und zwar von demselben Ehepaar. Am obern Ende dieses Saales war das Gedränge am dichtesten. Dort waren zwei besonders placirte Mädchen, das eine roth, das andere weiß gekleidet, von ungefähr zehn Jahren zu sehen, die sich durch ungewöhnliche Fettigkeit auszeichneten. Der Oberarm des einen war so dik wie ein starker Mannsschenkel. Diese Kinder schienen sehr abgemattet zu sein und wegen Fett und Hize nur schwer zu athmen. Außer diesen Kuriositäten sah ich in beiden Sälen verschiedene schöne Kinder. Nicht ohne Mühe drängte ich mich eine Treppe höher in den Saal hinauf, wo Kinder ausgestellt wurden, die Preise erhalten hatten. Der hauptsächlichste Gegenstand war dort ein ausnehmend schöner Knabe. Die junge Mutter, selbst eine schöne Frau, schien ebensowohl als ihr Kind die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Dieser Knaben war ein Preis von 100 Dollars ertheilt worden. Am ersten Tag sollen 14,363 Personen die Ausstellung besucht haben, und am 8. soll die Zahl der Besucher auf 16,000 gestiegen sein. Diese sonderbare Ausstellung ist für das amerikanische Treiben charakteristisch und bezeichnet jenen Zug der Schamlosigkeit, den man im Land der Widersprüche neben einer pedantischen Beobachtung der Fashion und kirchlicher Formen wahrnehmen kann. Schon früher haben im Westen Kinderausstellungen stattgefunden, allein sie gingen von jener bäuerischen Gefühllosigkeit aus, welche darin so wenig etwas Anstößiges fand, als in einer Ausstellung von Kälbern oder Schweinen. Hr. Barnum hat die Sache aber zu einer Spekulation ausgebeutet, wobei es nicht sowohl auf Ausstellung gesunder Produkte als auffallender Kuriositäten abgesehen war. Indeß hat er, wie in andern Fällen, gezeigt, daß er sein Publikum kennt. Uebrigens will ich nicht unerwähnt lassen, daß diese „Baby-Show" von einigen hiesigen Blättern scharf gerügt ward. Sie wird in diesen Tagen noch fortgesezt.

— (Politisch-Soziales.) Die Spaltung unter der großen Partei der Nichtswisser ist jezt vollkommen; greß in Philadelphia hatten die Grundsäze der Nebras- Kabill von 80 Stimmen 59 gewonnen. Des folgenden Tages eröffneten die Andersmeinenden einen Separat- kongreß unter dem Präsidium des Senators Wilson von Massachusetts und unterzeichneten eine Deklaration ihrer Grundsäze, wonach sie Wiederherstellung des Missouri- compromisses und die Zulassung der Territorien Nebraska und Kansas als freie Staaten verlangen. Hiemit sind von 33 vertretenen Staaten und Territorien 11 ausgeschieden; es handelt sich also nicht bloß um das Weglaufen einiger Unzufriedenen, sondern um eine tiefe Spaltung. Eine Massenversammlung am 18. Juni sollte den Riß wieder zuflikken; in Erwartung dessen hatte der Philadelphier Kongreß seine Sizungen geschlossen. Eine neue Partei ist aufgetreten; sie ist antikatholisch und sklavenfeindlich, läßt aber die Niederlassungs- und Einwanderungsfrage außer Spiel; sie hat in Cleveland einen Kongreß; zwei Mitglieder des Büreaus sind nicht Einheimische. Dieser neue Orden heißt die Knowsomethings d. h. Etwaswisser, von den Deutschen Weißwasse genannt, sowie die Knownothings Weißnichtse. Die Knowsomethings sind ebenfalls eine nationalamerikanische Partei, nur mit weniger Nativismus (ausschließlich Richtung auf das eingeborene Element). Sie richten sich aber gegen das Uebergewicht der Sklavenhalter und gegen Ausbreitung der Sklaverei. Die Knowsomethings richten ihre Bestrebungen gegen das fortgeschrittene Uebergewicht der Sklavenhalter, gegen den Katholizismus und sind der Temperanzsache geneigt. Gegen die Ausländer scheinen sie milder gestimmt zu sein, als die Knownothings, obgleich sie über diesen Punkt noch nicht entschieden mit der Sprache herauskommen. Die Konvention sezt ein einfaches Ritual fest und statt des Eides bei der Aufnahme bloß das Ehrenwort. Bereits am 15. Juni hatt die Konvention der Knowsomethings ihre Arbeiten vollendet und vertagte sich. Während sie noch tagte, lief am 14. Morgens eine telegraphische Nachricht über die Spaltung der Knownothings aus Philadelphia ein mit den Worten: „Der Norden ist geschlagen — dreizehn Staaten haben sich mit Unwillen zurükgezogen. Sagt unsern Freunden in Cleveland, daß wir von ganzem Herzen mit ihnen sind." Es scheint also, daß die nördlichen Knownothings, die in Philadelphia gegen das Uebergewicht der Sklavenhalter stimmten, geneigt sind, sich mit den Knowsomethings zu verbinden. Haben übrigens auch die Knownothings durch die Spaltung in Philadelphia einen Stoß erlitten, so sind sie doch keineswegs vernichtet und noch weniger der neuere Nativismus, der unter allen Schichten der Amerikaner eine weite Verbreitung gefunden hat. Die Knownothings sind nur ein Ausfluß desselben.

— Texas. Nach Briefen von Houston in Texas sind Karl Bürkli und seine Gefährten glücklich und gesund daselbst angelangt. — Der geneigte Leser ist ersucht, in dem Artikelchen über die Considerant'sche Kolonie in Nro. 27 folgende zwei „in Gedanken stehengebliebene" Druckfehler zu verbessern: statt Westfort muß es heißen Westfork d. h. der westliche Arm oder Zufluß des Trinity und statt New-Orlans natürlich New-Orleans. — In Jalson predigte General Quitman die Nothwendigkeit, Cuba auf Privatwegen zu erobern. Die mittlerweile von der amerikanischen Regierung aufgefangene Barke „Magnolia" hatte 3000 Flinten, 1800 Drehpistolen und 6000 Pfund Pulver in 300,000 Patronen an Bord, außerdem 1000 Zelte, eine Batterie Feldgeschüz und Monturen verschiedener Gattung.

— Wisconsin. (Starke Einwanderung.) In Waupakka-County sollen sich nahe an dreitausend neue Bewohner während des jezigen Jahres niedergelassen haben. Man schätzt die gegenwärtige Bevölkerung des Countys auf 10,000; im Jahr 1850 befand sich vielleicht kaum ein einziger Bewohner daselbst. Auch dieses Jahr geht die Auswanderung stark nach Wisconsin, aber mehr aus dem Osten der Union, als aus Europa; noch mehr neue Ansiedler zieht Minnesota an.

— Illinois. Bei einem in der Pfingstwoche zu Hihgland (Neuschweizerland) abgehaltenen deutschen Sängerfeste hielt Friedrich Heker, der badische Exrevolutionär, der bekanntlich seit Jahren unweit von dort in Belleville wohnt, eine Volksrede.

Südamerika. Peru. Den vor einigen Jahren nach Peru ausgewanderten Schweizern kann es doch nicht so schrekklich ergangen sein, als man seiner Zeit dem moritatendurstigen Publikum vorgegeben hat, indem Briefe, die sie in ihre Heimat geschrieben haben, durchgängig die größe Zufriedenheit mit ihrer Lage aussprechen. Die Anna Lang, die in Ketten gelegen sein soll, hält in Lima einen Gasthof und befindet sich sehr wohl. Noch mehrere andere ebenso befriedigende Briefe sind nach Beringen, Kantons Schaffhausen, gelangt. — Ein Johannes Nägeli von Horgen, der als Kellner hinübergieng, ist gegenwärtig in einem Hause angestellt, wo er nebst freier Station einen Jahresgehalt von Fr. 10,000 erhält. — Wir haben auch schon voriges Jahr den Originalbrief eines jener mit Rodulfo nach Peru gegangenen Auswanderer gelesen, der sich in einer der neuen Kolonien am obern Amazonenstrom angesiedelt hat und sich in sehr günstigen Verhältnissen befindet.

Afrika. Algerien steht soeben im Begriff, eine durch ihr Schicksal und Nationalität merkwürdige Partie neuer Kolonisten zu erhalten. Von Kertsch und andern Städten am asowschen Meer sind nämlich eine große Anzahl jüdischer Familien unterwegs, die, obdachlos geworden nach der Verwüstung ihrer Ortschaften durch die Alliirten, nach Algier zu Kolonisten bestimmt sind. Es befinden sich unter den Flüchtigen oder Gefangenen viele Kinder, denen ihre Eltern abhanden gekommen. — Am 12. Juni ist der „Ullea" mit 249 solcher Einwohner von Kertsch zu Konstantinopel angekommen, wo sie vorläufig in Kasernen einquartirt worden sind.

Australien. Der „Galignani Messenger" theilt den lezten Stand der Arbeitslöhne in Adelaide wie folgt mit:

Per Jahr mit Kost u. Logis:	P. St.	sh.		P. St.	sh.		fl.	kr.		fl.	kr.
Männl. Dienst.boten	40	—	bis	50	—		480	—	bis	600	—
Weibliche „	16	—	„	26	—	„	192	—	„	312	—
Dienstleute f. Farmer (verheirathete) . .	45	—	„	55	—	„	540	—	„	660	—
Dergleichen (ledige)	40	—	„	50	—	„	480	—	„	600	—
Schäfer	35	—	„	45	—	„	420	—	„	540	—
Per Woche mit Kost u. Logis:											
Metzger	2	—	„	2	10		24	—	„	30	—
Bäker	2	8	„	2	14		29	—	„	32	—
Ochsentreiber	1	5	„	1	10		15	—	„	18	—
Zuferbäker	1	12	„	—	—		31	—	„	—	—
Per Tag ohne Kost u. Logis:											
Hufschmiede	—	12	„	—	16		7	—	„	9	30
Maurer und Tüncher	—	10	„	—	14		6	—	„	8	30
Ochsentreiber	—	8	„	—	—		5	—	„	8	30
Möbelschreiner . . .	—	14	„	—	15		8	30	„	9	—
Küfer	—	10	„	—	12		6	—	„	7	—
Maschinenschlosser .	—	14	„	—	17		8	30	„	10	—
Eisenschmelzer . . .	—	18	„	—	—		11	—	„	—	—
Müller	—	10	„	—	12		6	—	„	7	—
Bergleute	—	7	„	—	8		4	—	„	5	—
Schuhmacher	—	8	„	—	10		5	—	„	6	—
Gerber	—	10	„	—	12		6	—	„	7	—
Uhrenmacher	—	12	„	—	15		7	—	„	9	—
Tagelöhner per Tag ohne Kost u. Logis	—	7	„	—	8		4	—	„	5	—
Bohlenschneider für 100 Quadratfuß .	—	15	„	—	18		9	—	„	11	—
Ziegler für 1000 Backsteine	1	5	„	—	—		15	—	„	—	—
Schneider pr. Stunde	—	1	„	—	—		—	36	„	—	—

— (Schiffsuntergang.) An der Küste von Neu-Holland ist ein Schiff, das nahe an 700 chinesische Auswanderer nach dem Goldlande bringen sollte, mit Mann und Maus untergegangen.

Abonnementspreis.
Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".

Einrükungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 29. | Samstag den 21. Juli. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Fünfter Jahrgang. | 1855.

Auswanderung über's Mittelmeer.

Ein gewisser Herr J. Bry, Agent in Genf, der sich schon seit Jahren die ziemlich fruchtlose Mühe gegeben hat einen Theil der cisalpinischen Auswanderung über Marseille zu leiten, beruft sich im „Chroniqueur" auf die Korrespondenz aus Genua im „Kolonist" vom 30. Juni, welcher seine früher aufgestellten Behauptungen über die Vortheile, welche das mittelländische Meer als Reiseroute nach Amerika und Australien darbiete, bestätige. Er vergißt durchaus beizufügen, daß seine und des Genueser Korrespondenten Ansicht nicht auch die unsere ist und erwähnt keines einzigen unserer Gegengründe. Es ist uns nun dieser Tage über die gleiche Frage eine Einsendung von anderer Seite zugekommen, der wir folgendes entnehmen:

„Die italienischen Schiffe sind gewöhnlich sehr schlecht eingerichtet, auch ist die Bemannung *) derselben bei Weitem nicht so organisirt, wie dieses bei den Schiffen in den deutschen Häfen der Fall ist. Und wenn man den langwierigen und theuren Aufenthalt berechnet, der jedem Schiffe bevorsteht, das nicht durch den Ostwind begünstigt die Meerenge von Gibraltar passiren kann, so ist man leicht versucht, die vielgepriesenen Vortheile, die dem Auswanderer über Genua zu gut kommen sollen, als bloße Einbildung zu tariren, zumal, wenn man in Erwägung bringt, daß auf der ganzen Route aus dem Innern der Schweiz bis Genua keine geeignete Lokalität zu finden ist, um Auswanderer beherbergen zu können, was doch gewiß ein Hauptübelstand der Auswanderung über diesen Plaz ist. Ja wenn die Alpen nicht wären! Für einen Tessiner macht sich die Landreise ganz leicht, da er Morgens in Magadino auf's Dampfschiff, dann in Arona in den Eisenbahnwagen steigen kann und Abends in Genua ist. Aus der deutschen Schweiz aber hat man bis in's Tessin eine sehr beschwerliche Reise zu machen und Bergstraßen zu passiren, die bei weitem nicht das ganze Jahr offen sind und gerade im Frühling nicht, zu der Zeit, da die Auswanderung am stärksten ist. Und wenn ein Auswanderer zu erst nur ein wenig zahlreich ist, so risquirt er in dem rauhen Gebirgslande unter freiem Himmel übernachten zu müssen, da die Wirthshäuser nicht zahlreich und geräumig genug sind, um große Züge zu beherbergen."

Welcher von beiden Theilen Recht hat, das wird, wie wir schon früher gesagt haben, die Zeit lehren. Uns scheint die neue Unternehmung für die italienische Schweiz von Nuzen und Wichtigkeit zu sein, durchaus aber nicht für die deutsche, die durch die hohe Schranke der Alpen vom Mittelmeer abgehalten und nach Norden und Nordwesten gewiesen wird.

Inzwischen schreitet das Unternehmen der neuen Genua-Australienlinie rüstig vorwärts. Ein Beweis hiefür und daß es ganz so in die Hand genommen wird, wie ähnliche in den nördlichen Häfen, ligt in einer uns mitgetheilten italienischen Schrift, betitelt: „Der Führer der Auswanderer. Historische, ökonomische und statistische Bemerkungen über Australien, von Alberto Libri. Genua 1855." Dieses etliche und fünfzig Seiten starke Heft unterscheidet sich vor andern zum gleichen Zwek verbreiteten, die wir schon gelesen haben, nur durch den größern Schwulst und Bombast, wie sich dieß von dem italienischen Blute des Verfassers erwarten und damit und im Hinblik auf das Publikum, auf welches es berechnet ist, entschuldigen läßt. Er holt sehr weit aus, um seinen Lesern einen Begriff von Australien zu geben. Er führt ihn erst in der ganzen Welt herum nach Neuholland, Chili, Peru, Ostindien, Arabien, Nubien, Aegypten, Lydien, Syrien, in's stille und in's schwarze Meer und endlich nach Italien, er erzählt ihnen mit einer liebenswürdigen Oberflächlichkeit kunterbunt durcheinander allerlei von der vorhistorischen und spätern geschichtlichen Völkerwanderung, von den Pelasgern, Kelten, Galliern, Teutonen, dann von den Franken, Longobarden, Vandalen, Sachsen, Dänen u. s. w., von Attila, Alarich und Odoaker — von den Normannen und Türken, von Karl Martell und Johann Sobiesky, von Kolumbus und Vasco de Gama — alles dieß und noch mehr zum Beweise seines Sazes, daß der Auswanderungstrieb von jeher vorhanden gewesen sei, was gewiß Niemand bezweifelt. Der weitere Inhalt des Schriftchens ist folgender: Nothwendigkeit und Nuzen der Auswanderung für die gegenwärtige Gesellschaft — ein Auswandererabschiedslied — eine Beschreibung der Reiseroute durch das mittelländische Meer und die Meerenge von Gibraltar, bei den Kanarischen Inseln vorbei, um das Kap der guten Hoffnung herum, quer über den südlichen Ozean an die Küsten von Neuholland, nach Adelaide und durch die Bassstraße nach Sidney. Ueber alle diese Gegenden weiß der Verfasser seinen italienischen Auswanderern viel Unterhaltendes und Belehrendes zu erzählen, z. B. von dem brittischen Leoparden auf Gibraltar und den Hottentotten im Kaplande. Nun folgt eine kurze Beschreibung von Neu-Holland, geographisch und naturhistorisch, geschichtlich, politisch, sozial, statistisch, ökonomisch, handelswissenschaftlich u. s. w. mit Anekdoten, Verzeichniß der Arbeitslöhne ꝛc. Den Schluß des Werkchens bilden einige Auszüge aus Zeitungen, die Vortheile der Genueser Route betreffend, und das sardinische Marinegesez.

Der geneigte Leser muß sich mit dieser Inhaltsanzeige und den wenigen Bemerkungen über „la guida dell' emigrante" begnügen. Dieselben reichen übrigens hin, um sich ein Urtheil über die Tendenz und den Werth der Schrift zu bilden. Wer mehr will, der lese sie selbst; sie ist wenigstens sehr unterhaltend.

*) Die Schiffe der neuen Genua-Australier Linie haben nicht nur die gewöhnliche Besazung an Bord, sondern auch einen medico-chirurgo, d. h. einen Menschen, der andere kariren und ihnen zu Ader lassen kann, einen Agenten der Gesellschaft und einen Priester! A. d. Red.

Als wie der Versucher in Gestalt von Auswanderungsagenten den Berner Gemeindsschreibern und den St. Galler Gemeinderathsweibeln nahen thun thäte.

A. Der Berner Brief (im Auszug).

Herr Gemeindschreiber!

Sie erhalten beiliegend ein Kreisschreiben, wovon wir unter anderm auch allen Herren Gemeindspräsidenten ein Stük haben zukommen lassen.

Wir wenden uns nun ganz besonders auch an Sie, weil uns die Erfahrung beweist, daß die Herren Gemeindschreiber oft einen besondern Antheil an dem Schiksal ihrer armen Gemeindsangehörigen nehmen, und daß ein Erfolg unserer Thätigkeit (welche wir mit dem ernsten Streben, in einem Zweige unseres Armenwesens gut zu wirken, freilich auch nicht zu unserem Nachtheil, sondern mit einem solchen mäßigen Vortheil betreiben müssen, daß uns das Fortbestehen desselben und dafür auch unser eigenes Fortbestehen dadurch möglich wird) — bei der eigenthümlichen Stellung der HH. Gemeindschreiber hauptsächlich von ihrer Thätigkeit in der Gemeinde abhängt. Während die Vorsteher und Mitglieder des Gemeinderaths die Last und Verantwortlichkeit des Beschließens und Entscheidens tragen, fällt den Herren Gemeindschreibern gewöhnlich diejenige des Ausführens und Handelns auf, und zwar in so bedeutendem Maße, daß dadurch ein bedeutender Theil ihrer Zeit in Anspruch genommen und ihnen doch dafür selten irgend welche besondere Vergütung zu Theil wird, und doch ist „jeder Arbeiter seines Lohnes werth." Von der Art und Weise, wie die HH. Gemeindschreiber aber in Ausführung geschlossener Verträge wirken, hängt nun größtentheils ein angenehmer Gang der Geschäfte für uns ab. Durch ein gutes Einverständniß, genaues Befolgen der Bedingungen und Weisungen wird derselbe unendlich erleichtert, während Mißverständnisse und Ungenauigkeiten nur hemmend und störend einwirken können. Aus allen diesen Gründen, und weil uns die Stellung der HH. Gemeindschreiber dieß zu erlauben scheint, zeigen wir Ihnen an, daß wir bereit sind, dieselben für den uns **nach** geschlossenen Verträgen zu leistenden Beistand und Hülfe in einem bescheidenen Antheil, über dessen höchstes und geringstes Maß wir uns gerne voraus verständigen, zu entschädigen. (Folgt nun noch ein Lamento über mehrere Sakermenter von Konkurrenten, die dem Herrn Briefsteller auf eine unverschämte und oft unehrenhafte Weise seine beinahe schon angeworbenen Kunden wieder abdrüken und abjagen, worin er vermuthlich ganz Recht hat und Angabe des Jod ganz gesezlichen?] Mittels, das er dagegen zu ergreifen gedenkt. Wer den Brief vollständig zu lesen wünscht, den verweisen wir auf den „Boten aus Amerika" Nro. 28.)

B. Gedruktes Zirkular eines St. Galler Hauptagenten, der in der That aber ein Unteragent ist, an die Gemeinderathsweibel.

Da gegenwärtig die Auswanderung nach Nordamerika ziemlich erschwert ist, so wäre es mir angenehm, wenn Sie die dortigen Herren Gemeinde-Beamten, sowie Auswanderungslustige auf meine in jeder Beziehung zu empfehlende Reisegelegenheit nach der Provinz Rio Grande do Sul in Südbrasilien aufmerksam machen wollten, wohin der Ueberfahrtspreis ab Basel, Kost- und Fahrtfrei, nur zirka 295 Fr. pro Erwachsene, 195 Fr. pr. Kinder von 1 bis 10 Jahren zu stehen kommt. *) Nach New-York, New-Orleans, Rio de Janeiro werden die Ueberfahrtspreise jederzeit aufs Billigste gestellt und nach Australien werden Personen von 14 bis 45 Jahren zu 215 Fr. Kost- und Fahrtfrei angenommen, welche die Mehrkosten in Australien abverdienen können. Für diejenigen Personen, welche durch Ihre Vermittlung direkt oder durch die Gemeinde einen Vertrag mit mir abschließen, vergüte Ihnen eine Provision von 3 Fr. für jeden zahlenden Kopf. (Unterschrift.)

Brasilien in Bezug auf deutsche Einwanderung und Kolonisation.

(Schluß.)

Was nun die deutschen und schweizerischen Ansiedlungen auf den Kolonien der großen Gutsbesizer anbetrifft, gegen welche namentlich die Angriffe eines Theils der deutschen Presse gerichtet werden, so ist doch wahrlich das Verhältniß, in welchem die Arbeiterfamilien dort zu den Grundbesizern stehen, sehr weit entfernt von dem Verhältniß des Sklaven zu seinem Herrn; es hat damit auch nicht im Entferntesten eine Aehnlichkeit. Es ist dieses Verhältniß das Ergebniß desselben Halbpacht-Systems, welches in Südfrankreich und in Italien seit Jahrhunderten herrscht; wir haben dasselbe schon früher ausführlich dargelegt. Troz Allem, was in Deutschland dagegen gesagt ist, befinden sich jene Arbeiterfamilien, soweit sie fleißig und ordentlich waren, fast durchweg in guten Verhältnissen und sehnen sich nicht nach ihrer früheren Heimat zurük. Fleißige oder ordentliche Arbeiter, die wegen Mangel an genügendem Verdienst in Deutschland und der Schweiz auszuwandern wünschen, aber die Kosten der Ueberfahrt nach Brasilien nicht aus eigenen Mitteln bestreiten können, mögen daher getrost in ein solches Verhältniß treten, so oft sich eine Gelegenheit dazu bietet. Allerdings ist ihnen zu rathen, daß sie darauf bedacht sind, einen achtungswerthen Arbeitsgeber zu bekommen, ebenso wie das dem Arbeiter in Deutschland namentlich auf dem Lande zu rathen ist, zumal wenn er auf einige Jahre in Dienst tritt.

Man sagt ferner, daß in Brasilien es an guten Wegen fehle. Nun ja, es ist wahr, daß manche Wege in Brasilien, welche den Namen „Landstraßen" führen, diesen Namen nach deutschen Begriffen nicht verdienen und man hat vollkommen Recht, wenn man sagt: „wo kolonisirt werden soll, da muß für gute Kommunikationsmittel gesorgt werden." Es ist auch wahr, daß in dieser Beziehung namentlich in manchen deutschen Kolonien große Mängel bestanden haben. Man betrachte nun aber, was in den lezten Jahren in dieser Beziehung geschehen und was noch im Werke ist: In Rio Grande sind mehrere Straßen gebaut, andere sowie auch Flußkommunikationen verbessert, so namentlich nach den deutschen Kolonien Santa Cruz am Rio Pardo, Mundo Nuovo u. s. w. In der Provinz Santa Katharina sind ebenfalls mehrere Straßen neugebaut resp. verbessert, so namentlich hat der „Kolonisationsverein von 1849 in Hamburg" einen großen Theil seines Aktienkapitals auf Straßenbauten in der Kolonie Dona Franziska verwandt und zur Fortsezung derselben nach der Provinz Parana hat die brasilianische Regierung wiederholt Unterstützungen bewilligt. Eine andere Straße ist am Itajahy vom Meere bis zur Kolonie Blumenau vermittelst der Subsidien der Regierung gebaut und soll ebenfalls bis zur Provinz Parana fortgesezt werden. In der für deutsche Ansiedlungen ebenfalls besonders geeigneten Provinz Parana sollen mehrere große Straßen gebaut werden. In der Provinz San Paulo sind auch großartige Straßenbauten im Werke, die namentlich die Kolonien Vergueiro, San Jeronimo, Ubatuba u. a. mit andern Punkten der Provinz und mit dem Meere verbinden sollen. Auch die Provinz Rio de Janeiro hat einige neue Straßen, selbst eine Eisenbahn erhalten. Der vielfachen Verbesserung resp. Herstellung von Kommunikationsmitteln in noch andern weniger für deutsche Ansiedlungen geeigneten Provinzen erwähnen wir hier nicht.

Man hat ferner gesagt, daß es der Regierung Brasiliens nicht recht Ernst sei, die Kolonisation großartig zu fördern, daß wenigstens die rechten Mittel nicht angewendet würden, beweise auch das Bestreben, immer neue Kolonien vereinzelt anzulegen, anstatt die bereits vorhandenen lebensfähigen Kolonien zu kräftigen und ihnen dadurch mehr Anziehungskraft für die freiwillige Einwanderung zu verschaffen, welche dann auch schneller sich steigern würde. Und auch dieser Vorwurf mag in Bezug auf die Vergangenheit nicht ganz ungerecht sein. Doch muß anerkannt werden, daß die jezige Regierung in richtiger Erkenntniß dessen, was zweckmäßig ist, um der Einwanderung einen größern Aufschwung zu geben, bereit ist, vorzugsweise mehrere größere bereits in guten Ruf gekommene Kolonisationsunternehmungen zu unterstützen. Die Kolonie Vergueiro in San Paulo hat sich solcher Unterstützung in Form von Vorschüssen, behufs Anwerbung einer größeren Zahl von Kolonistenfamilien und Straßenbauern, Seitens der Regierung an die Unternehmer schon seit längerer Zeit zu erfreuen gehabt. In neuester Zeit hat auch, wie bereits angedeutet, der um die brasilianische Kolonisation verdiente Herr Dr. Blumenau mit der brasilianischen Regierung einen die Ausdehnung seiner Kolonie bezwekenden Vertrag abgeschlossen, der ihn in den Stand sezt, eine größere Einwanderung in dieselbe zu veranlassen. Auch mit dem „Kolonisationsverein von 1849 in Hamburg", welcher um die Förderung der freien Einwanderung in Brasilien das größte Verdienst hat, werden bereits weit gediehene Unterhandlungen gepflogen, welche neue Unterstützungen der Kolonie Dona Franziska und die Ausdehnung der Kolonisation in die benachbarte Provinz Parana zum Zweke haben. Ebenso sind die Bestimmungen des Kolonisationsgesezes vom 13. Dezember für die Provinz Rio Grande hier anzuführen, da es der Zwek derselben ist, die in der Nähe der vorhandenen Kolonien an schiffbaren Flüssen und Straßen belegenen Ländereien zu kolonisiren.

Auch das Gerichtswesen in Brasilien hat man angegriffen. Nun, auch da müssen wir das Vorhandensein von Mängeln und Uebelständen zugesteben; dieselben möchten aber wohl kaum geringer sein als diejenigen, welche in dieser Hinsicht in Nordamerika und andern überseeischen Ländern bestehen. Daß man aber auch in diesen wie in andern Branchen des Gemeinwesens Verbesserungen vorzunehmen beabsichtigt, beweist die Ankündigung bezüglicher Gesezesentwürfe in der Thronrede. Es ist bemerkenswerth, daß man in einigen deutschen Kolonien als Friedensrichter und Polizeibeamte unter den Kolonisten ernannt hat oder zu ernennen beabsichtigt; so namentlich in der Kolonie Dona Franziska, wo der bereits ernannte Polizeirichter sich der Zustimmung der überwiegenden Mehrzahl der Kolonisten erfreut und die übrigen Polizeibeamten von den Kolonisten selbst erwählt sind.

In der Thronrede finden wir auch einen Gesezesentwurf, betreffend die Reform des Hypothekenwesens, angekündigt. Wir wollen in Bezug darauf den Wunsch ausdrüken, daß die brasilianische Regierung sich entschließen möchte, in jeder deutschen Kolonie eine Hypotheken- und Darlehensbank zu errichten. Der Vortheil eines solchen Institutes würde für die Kolonisten und für das Land unberechenbar sein. Die Einwanderer könnten Geld, welches sie augenblicklich nicht zu verwenden wüßten, sogleich sicher anlegen, was bei dem hohen Zinsfuß (mindestens 6 %, gewöhnlich 10 bis 12) die vermögenden deutschen Auswanderer mehr nach Brasilien ziehen würde; die Landwirthe und Industriellen könnten gegen die Sicherheit, welche ihr immobiles Eigenthum gewährt, die Mittel zur Ausdehnung ihrer Unternehmungen erhalten, was Landwirthschaft und Gewerbe natürlich bedeutend fördern würde.

Noch einen andern Wunsch wollen wir hier kundgeben, nämlich den, daß die brasilianische Regierung bei allen deutschen Kolonien, die einer größeren Ausdehnung fähig sind und nach denen Auswandererschiffe von Deutschland direkt gehen können, Zollstätten einrichten möge, damit solche Schiffe auch einige Waaren mitnehmen können, wodurch eine regelmäßigere und stärkere Einwanderung ermöglicht und der Handel mit Deutschland gefördert werden würde.

Noch wollen wir des in Deutschland noch immer weit verbreiteten Vorurtheils gegen das Klima Brasiliens erwähnen und unter Bezugnahme auf die auch über dieses Thema schon öfter gelieferten Darlegungen nur konstatiren, daß nicht allein nach dem Urtheil bewährter Reisenden, sondern den Erfahrungen gemäß, die in manchen Gegenden schon viele Jahre zählen, das Klima in den südlichen, in der gemäßigten Zone gelegenen Provinzen Brasiliens, so namentlich in Rio Grande, Santa Catharina, Parana und San Paulo, im Allgemeinen für deutsche Ansiedlungen sehr geeignet ist und daß speziell die deutschen Kolonien San Leopoldo, Santa Cruz, Dona Franziska, Blumenau, Vergueiro und andere in den genannten Provinzen, sowie Petropolis, Neu-Freiburg und andere höher gelegene Kolonien in der Provinz Rio de Janeiro und in andern Provinzen sich eines bei einer keinem starken Wechsel unterworfenen und namentlich in den beiden erstgenannten Provinzen keineswegs an übergroßer und andauernder Höhe leidenden Temperatur, angenehmen und gesunden Klima's und also auch eines guten Gesundheitszustandes erfreuen.

Wir glauben nun durch Vorstehendes unsern Zwek, auf die Nichtigkeit der Angriffe, Vorurtheile und Verläumdungen gegen Brasilien in Bezug auf die Geeignetheit dieses Landes für deutsche Ansiedlungen unsere Leser aufmerksam zu machen, erreicht zu haben und fordern noch die ehrsame deutsche Presse auf, im Interesse der Wahrheit fernerhin Urtheilen über Brasilien, sofern sie nicht gehörig durch Fakta begründet oder nicht von sachkundigen und glaubwürdigen Männern ausgehen, keinen Raum mehr zu gestatten.

(H. Z. f. d. A.- u. K.-A.)

P. A. Löscher's Personen-Fahrpreise pr. Eisenbahn und Dampfschiff auf den möglichst direkten Routen während der Sommer-Monate.

nach	Von New-York Doll. Cts.	Von Quebec Doll. Cts.
Adrian, Mich., Eisenbahn	11 —	13 —
Eisenbahn und Dampfschiff	9 —	12 —
Akron, O., Eisenbahn	8 —	10 —
Eisenbahn und Dampfschiff	7 —	9 —
Albany, N.-Y., Eisenbahn	1 50	5 —
Dampfschiff	— 50	— —
Alton, Ill., Eisenbahn via Chicago	15 —	17 —
Eisenbahn via Cincinnati	13 —	15 —
Eisenb., Lake-Boat nach Cleveland, Eisenbahn nach Cincinnati	12 —	14 —
Eisenbahn via Pittsburg	9 —	— —
Ann Arbor, Mich., Eis. via Great Western	11 —	12 —
Eisenb. u. Dampfschiff nach Detroit	9 —	— —
Ashtabula, O., Eisenbahn	7 —	9 —
Attica, N.-Y., Eisenbahn	4 —	— —
Auburn, N.-Y., Eisenbahn	4 —	— —
Baltimore, Md., Eisenbahn	4 50	— —
Bellefontaine, Ohio, Eisenbahn, Lake Shore Eisenbahn	9 —	11 —
Eisenb. via Lake Erie, dann Eisenb.	8 —	10 —
Buffalo, N.-Y., Eisenbahn	4 —	6 —
Cairo, Ky., (?) Eisenb. und Dampfschiff via Cleveland nach Cincinnati	13 —	15 —
Eisenb. u. Dampfsch. via Pittsburg	9 —	— —
Canandaigua, N.-Y., Eisenbahn	4 —	— —
Cape Vincent, N.-Y., Eisenbahn	5 50	3 —
Chicago, Ill., Eisenbahn	11 —	12 —
Eisenb. und Dampfschiff via Lake Erie, die Eisenbahn	9 —	— —
Eisenbahn und Dampfschiff	8 —	10 —
Cincinnati, O., Eisenbahn	10 —	12 —
Eisenbahn und Dampfschiff nach Cleveland	9 —	11 —
Eisenbahn und Dampfschiff via Pittsburg	7 50	— —
Cleveland, O., Eisenbahn	7 —	9 —
Eisenbahn und Dampfschiff	6 —	8 —
Columbus, O., Eisenbahn	8 50	10 50
Eisenbahn und Dampfschiff nach Cleveland	7 50	9 50
Eisenbahn via Pittsburg	8 50	— —
Davenport, Jowa, Eisenbahn	13 —	15 —
Eisenbahn und Dampfschiff via Lake Erie	12 —	— —
Dayton, O., Eisenbahn	9 50	11 50
Eisenbahn und Dampfschiff	8 50	10 50
Detroit, Mich., Eisenbahn via Canada	8 —	9 —
Eisenbahn und Dampfschiff	7 —	— —
Dubuque, Jowa, Eisenbahn	15 —	17 —
Eisenbahn nach Mich. Zentral via Lake Erie Dampfschiff	15 —	— —
Erie, Pa., Eisenbahn	6 —	8 —
Eisenbahn und Dampfschiff	5 50	— —
Evansville, Ind., vide Cairo		
Fort Wayne, Ind., Eisenbahn	9 —	11 —
Eisenbahn und Dampfschiff	8 —	10 —
Galena, Ill., Eisenbahn	14 —	16 —
Eisenbahn und Dampfschiff	13 —	15 —

*) ☞ Es wird uns aus authentischer Quelle berichtet, daß das Gesez, nach welchem jeder Einwanderer in Rio Grande 160 Fr. in baar und eigenes Land erhalten soll, noch nicht in Kraft getreten ist und auch nie in Kraft treten wird. Die Einwanderer erhalten nämlich diesen Betrag deswegen nicht, weil die Gelder, die zu diesem Zwek dem Präsidenten der Provinz zur Verfügung gestellt worden, bei weitem nicht hinreichen, um die bekannten Versprechungen zu erfüllen. A. d. Red.

nach	Von New-York Doll. Cts.	Von Quebek Doll. Cts.
Galt, Ca., Eisenbahn	7 —	7 50
Geneva, N.-Y., Eisenbahn	4 —	— —
Green Bay, Wisconsin, Eisenbahn und Dampfschiff	9 —	11 —
Hamilton, Ca., Eisenbahn	6 —	4 50
Harrisburg, Pa., Eisenbahn	5 —	— —
Hollydaysburg, Pa., Eisenbahn	6 —	— —
Indianapolis, Ind., Eisenbahn	11 50	13 50
Eisenbahn und Dampfschiff	10 50	12 50
Johnstown, Pa., Eisenbahn	6 —	— —
Joliet, Ill., Eisenbahn	12 —	14 —
Eisenbahn und Dampfschiff	11 —	12 —
Kenosha, Wisc., vide Milwaukie		
Kingston, Ca., Eisenb. und Dampfschiff	5 —	2 75
Lafayette, Ind., Eisenbahn	13 —	15 —
Eisenbahn und Dampfschiff	12 —	14 —
Lancaster, Pa., Eisenbahn	4 —	— —
London, Eisenbahn	7 50	7 —
Louisville, Ky., Eisenbahn	13 —	15 —
Eisenbahn und Dampfschiff via Cincinnati	11 —	14 —
Eisenbahn und Dampfschiff via Erie See	10 —	— —
Eisenbahn via Pittsburg	8 —	— —
Manitouwoc, Wisc., vide Milwaukie		
Madison, Ind., vide Louisville		
Michigan City, Ind., vide Chicago		
Milwaukie, Wisc., Eisenbahn	11 —	12 —
Eisenbahn und Dampfschiff	9 50	10 —
Eisenbahn und Dampfschiff von Buffalo	8 —	— —
Monroe, Mich., Eisenb. und Dampfsch.	7 —	8 —
Montreal, Ca., Eisenbahn	7 —	— 75
Narrowsburg, N.-Y., Eisenbahn	2 50	— —
New-York, Eisenbahn und Dampfschiff	— —	5 50
Niagara-Falls, N.-Y., Eisenbahn	4 —	5 75
Oswego, N.-Y., Eisenbahn	4 —	4 25
Peoria, Ill., Eisenbahn	13 —	15 —
Eisenbahn und Dampfschiff	12 —	14 —
Peru, Ind., Eisenbahn	12 —	14 —
Eisenbahn und Dampfschiff via Erie See	11 —	13 —
Philadelphia, Pa., Eisenbahn	2 —	7 50
Dampfschiff	1 50	— —
Pittsburg, Pa., Eisenbahn	6 —	10 50
Pottsville, Pa., Eisenbahn	5 —	— —
Racine, Wisc., vide Milwaukie		
Reading, Pa., Eisenbahn	4 50	— —
Rochester, N.-Y., Eisenbahn	4 —	4 75
Rok-Island, Ill., vide Davenport		
Rome, N.-Y., Eisenbahn	3 50	8 —
Sandusky, O., Eisenbahn	8 —	10 —
Eisenbahn und Dampfschiff	6 —	8 —
Shenectady, N.-Y., Eisenbahn	2 —	6 —
Sheboygan, Wisc., vide Milwaukie		
Shelby, O., vide Columbus		
Springfield, O., Eisenbahn	10 —	12 —
Eisenbahn und Dampfschiff	9 —	11 —
St. Louis, Mo., Eisenb. via Kanada	15 —	16 50
Eisenbahn via Mich. C. Linie	14 —	15 —
Eisenbahn via Cincinnati u. Dampfschiff	13 —	14 —
Eisenbahn via Pittsburg	9 —	— —
Syracuse, N.-Y., Eisenbahn	3 50	5 50
Toledo, O., Eisenbahn	9 —	11 —
Eisenbahn und Dampfschiff	6 —	8 —
Toronto, Ca., Eisenb. u. Dampfschiff	5 50	4 75
Troy, N.-Y., vide Albany		
Union, O., Eisenbahn	10 —	12 —
Eisenbahn und Dampfschiff	6 —	11 —
Utica, N.-Y., Eisenbahn	2 50	7 50
Watertown, N.-Y., Eisenbahn	5 —	— —
Wheeling, Va., Eisenb. via Pittsburg	6 50	11 50
Woodstok, Ca., Eisenbahn	7 —	7 —
Xenia, O., Eisenbahn	10 —	12 —
Eisenbahn und Dampfschiff	9 —	11 —

Bemerkungen.

a) Kinder zwischen 12 und 3 Jahren zahlen halben Preis; solche unter 3 Jahren sind frei.

b) Jede erwachsene Person hat 50 Pfund Gepäk frei.

c) Der Preis für 100 Pfund Uebergewicht erreicht nach den allermeisten Plätzen nicht ganz die Höhe eines Drittels des Personen-Fahrpreises.

d) Während des Winters ist der Fahrpreis auf den Eisenbahnen gewöhnlich um ein Drittel höher.

e) Von Quebek findet die Beförderung pr. Dampfschiff nach allen am Ontario-See gelegenen Plätzen statt; dann pr. Eisenbahn oder pr. Eisenbahn und Dampfschiff.

f) Passagiere für den Osten und Süden Pennsylvaniens, über Quebek kommend, thun am besten, ihren Weg via Montreal, Albany und New-York zu nehmen.

New-York und Quebek, Mai 1855.

P. A. Löscher,
General-Agent der Hudson-River Eisenbahn und Spezial-Agent sämmtlicher westlichen Beförderungs-Linien.

Erklärung der Abreviaturen in vorgehendem Fahr-Tarif.

Ca. — Canada; Ill. — Illinois; Ind. — Indiana; Ky. — Kentuky; Md. — Maryland; Mich. — Michigan; N.-Y. — New-York; O. — Ohio; Pa. — Pennsylvania; Va. — Virginien; Wisc. — Wiskonsin.

Verschiedenes.

(Schweizerische Auswanderung nach Amerika.) Das Bundesblatt theilt nach Erhebungen des schweizerischen Konsulats in Havre die Zahl der Schweizer mit, welche in der ersten Hälfte des laufenden Jahres über Havre nach Amerika ausgewandert sind. Es sind ihrer 2612 und zwar aus allen Kantonen, nämlich aus Bern 785, Aargau 581, Zürich 281, Bünden 173, Solothurn 126, St. Gallen 119, Schaffhausen 87, Unterwalden 80, Luzern 73, Glarus 54, Tessin 53, Schwiz 39, Basel 36, Thurgau 34, Freiburg 19, Neuenburg 16, Appenzell und Waadt je 15, Zug 10, Genf 9, Uri 5, Wallis 2.

— (Die Tessiner Auswanderung.) Aus Köln wird der Allgemeinen Auswanderungs-Zeitung geschrieben, daß seit Anfang dieses Jahres bereits zirka 1800 (?) Mann Auswanderer von 16—30 Jahren aus der italienischen Schweiz dort durchpassirt seien, wahrscheinlicher aber für die Fremdenlegion angeworben, eine Muthmaßung, die bekanntlich in der Schweiz selbst auch schon aufgetaucht ist. Uns kommt sie nicht sehr glaubwürdig vor. Unsere italienischen Miteidgenossen sind gar nicht so kriegslustig, hingegen, wie man weiß, sehr auf's Geldverdienen aus und gehen deßwegen seit einigen Jahren häufig nach Australien. Diese Leute lassen sich selten für immer in fremden Ländern nieder, sondern kehren wieder heim, wenn sie sich etwas erworben haben; die meisten sind ledig, manche auch verheirathet; diese lassen aber ihre Familien zu Hause, deßwegen bestehen die Tessiner Auswandererzüge aus lauter jungen Männern — der Hauptgrund zu der Vermuthung des Kölners, daß die 1800 (?) für die englische Fremdenlegion bestimmt seien. Hingegen könnte er eher Recht haben, wenn er für 180 französische Schweizer diese Bestimmung vermuthet, lauter junge Männer, von denen er berichtet, daß sie am 2. Juli, Abends, auch unter dem Namen von Australienauswanderern in Köln angekommen seien.

Deutschland. Hamburg. (Justiz im Auswanderungswesen.) Ein junger Mann war zur Beförderung nach New-York zum 1. Juni als Passagier der ersten Kajüte für ein Schiff engagirt. Dieses Schiff konnte aber überhaupt nicht fahren und ein anderes fuhr dafür am 1. d. ab, ohne den jungen Mann mitzunehmen. Der betreffende Expedient mußte dem Passagier, der sich zu dem verabredeten Termin in Hamburg eingestellt hatte, für Logis und Beköstigung bis zu der Mitte dieses Monats stattfindenden Beförderung 1 Mark Banko 8 Schilling per Tag vergüten und ihm außerdem für die Verzögerung seiner Ankunft in New-York eine Entschädigung von 20 Reichsthalern bezahlen.

Eine andere Entscheidung der Deputation für das Auswandererwesen betraf einen Logiswirth, für welchen durch einen auswärtigen Agenten mehrere Familien zur Beförderung nach Australien engagirt waren. Nachdem dieselben das Passagegeld bereits bezahlt und sich in ihrer Heimath reisefertig gemacht hatten, wurde ihnen angezeigt, daß sie nicht alle zusammen befördert werden könnten. Sie trafen jedoch dessen ungeachtet in Hamburg ein und führten gegen den Wirth Beschwerde, welcher denn auch zu ihrer Beförderung angehalten wurde. Da es sich ferner herausstellte, daß die Auswanderer an den Agenten 25 Reichsthaler zu viel bezahlt hatten, so wurde der Wirth auch zur Wiedererstattung dieses Geldes verurtheilt.

— Hamburg, 10. Juli. Auf den von dem Expedienten J. N. Straus nach Australien expedirten 3 Schiffen „Aurora", „Caesar" und „Mars" ist von 800 Passagieren beinahe der vierte Theil gestorben; die „Aurora" hatte überdieß das Unglük, beim Einlaufen in die Moreton-Bai zu stranden. Mannschaft und Passagiere wurden gerettet. Näheres über jene so furchtbare Sterblichkeit ist noch nicht bekannt. Möchten die Passagiere des vierten von demselben Hrn. Strauß nach Australien entsendeten Schiffes „Peru" ein glükliceres Loos gezogen haben. (Allg. A. Z.)

Nordamerika: Vereinigte Staaten. (Das Wachsthum der weißen Bevölkerung in den Ver. Staaten.) Nur in einem Staat, Delaware, hat sich von 1840 bis 1850 eine Abnahme ergeben und zwar um 14 Prozent. Seit 1790 zeigen die nordwestlichen Staaten, nebst den Territorien Wisconsin und Iowa, die verhältnißmäßig größte Zunahme in Volkszahl und Wohlstand; in zweiter Reihe stehen Kalifornien und die Territorien Minnesota, Neu-Mexiko, Oregon und Utah; in der dritten die mittleren Staaten mit dem Bezirk Kolumbia, in welchem Washington liegt; in der vierten die am frühesten besiedelten Neu-England-Staaten, in der lezten die Südstaaten. Während man im Jahr 1789 innerhalb der Union 76,000 Indianer rechnete, sind sie jezt fünf Mal so zahlreich; dieß aber nicht in Folge einer Zunahme ihrer Nation, sondern in Folge der Ausdehnung des Staatsgebiets. Texas allein lieferte eine beträchtliche Indianerbevölkerung. Die Negerbevölkerung aber hat im lezten Jahrzehent um 716,734 Individuen oder 28,8 Prozent zugenommen, d. h. ihr natürlicher Zuwachs war um drei Prozent stärker als der der weißen Bevölkerung, obgleich dieser die Einwanderung aus Europa zu gute kam; wenn nicht etwa die heimliche Einfuhr von Negersklaven, welche noch immer stattfindet, sehr beträchtlich gewesen ist. Jedenfalls ist diese starke Vermehrung der Sklavenbevölkerung ein sehr bedenklicher Umstand für die Union.

— Unter dem Titel „Annehmlichkeiten, die Amerika der Einwanderung bietet" zählt der „Cincinnater Hochwächter" folgende Punkte auf:

„1) Die Prellereien, denen der Emigrant bei seiner Ankunft in den Hafenstädten und während seiner Reise in's Inland ausgesezt ist.

2) Das Explodiren der Dampfschiffe und die „Accidents" auf den Eisenbahnen.

3) Das zähe Beefsteak, die ranzige Butter und das halbgekochte Gemüse in den amerikanischen Hôtels und Einkehrswirthshäusern.

4) Die Temperenzgesetze, die Verbote des Weines, Bieres ꝛc.

5) Die Sicherheit der Person d. h. die Erlaubniß, sich von Loafern niederschlagen und von Quakfalbern umbringen lassen zu dürfen.

6) Die herrliche Gerichtsbarkeit und die billigen Advokaten.

7) Die vielen Pfaffen und Kirchen von allen Denominationen.

8) Die Sicherheit des Eigenthums, das Brechen der Banken und Werthloswerden der Noten.

9) Die häufige Wiederkehr der schlechten Zeiten, der Geschäfts- und Arbeitslosigkeit, und die lange Andauer derselben.

10) Die Lieblichkeit und Gesundheit des Klima's; und endlich und hauptsächlich

11) Die liebevolle, freundliche und zuvorkommende Behandlung, die uns an den „gastlichen Gestaden" und „in der Heimath der Freien und Braven" durch die edlen Knownothings zu Theil wird.

Sind das nicht herrliche „Inducements" für Einwanderer. Und doch wird die Einwanderung immer geringer, während so viele der Eingewanderten von hier weg und nach Kanada oder anderswo ziehen? Ja, ja, die Welt ist undankbar."

— (Volksunterricht.) Die statistischen Angaben über Volksunterricht und Geistesbildung sind interessant. Nicht weniger als eine halbe Million männlicher Erwachsenen kann nicht lesen und schreiben; das ist viel für die Vereinigten Staaten, aber immer noch ein günstiges Verhältniß im Vergleich mit der Volksunwissenheit in Großbritannien. Es gibt in der Union 15,000 öffentliche Schulen und Schulbibliotheken, welche über 4,600,000 Bände enthalten, und 2500 Zeitungen und Zeitschriften, welche jährlich 426,000,000 Exemplare absezen. Darunter sind 568 litterarische, 83 „neutrale" (d. h. wahrscheinlich gemischten Inhalts), 191 religiöse, 53 wissenschaftliche und 1630 politische.

— (Amerikanischer Schneiderwiz.) Die kleiderkünstlerischen Geschäftsleute tragen fast aller Orten Scurrilitäten zur Schau und scheinen das „Dulce est desipere in loco" des Horaz anstreben zu wollen. Unsere amerikanischen „Merchants-Taylors" — Schneider-Kaufleute oder eigentlich Großhändler in Kleidern — stehen darin durchaus nicht zurük; ja sie geben wohl gar ihren Kollegen in Paris u. s. w. noch zu rathen auf, wie mir aus folgender Empfehlungskarte hervorzugehen scheint, die ein Freund für mich aus Porcopolis d. h. aus Cincinnati, mitbrachte. Schon die Ueberschrift „Homilie" kündigt Närrisches an, das sich dann auch in folgender wortgetreuer Uebersezung des englischen Originals findet: „Gottesgelehrte haben viele Metaphern gebraucht, um das Leben des Menschen — seine Jugend, seine Mannheit und seinen Verfall zu erklären; Poeten all die „poetische Freiheit" gebraucht, um die menschliche Natur in ihrer ephemeren Seite darzustellen. Philoso-

phen haben Schulen gegründet, um die äußerste Bedeutungslosigkeit der menschlichen Natur zu lehren. Und doch arbeitet der Mensch schwer, schwizt und kämpft so viel als jemals für Reichthum, Ruhm und Ruf. Würde es nicht das Bessere sein, anstatt diese Neigung für Plaz und Macht zu unterdrüken suchen, sie in vernunftgemäßere Kanäle zu leiten. Erhöhe des Menschen Bestrebungen. Als Beispiel, laßt uns mehr von Washington hören und weniger von Napoleon, mehr von wahrer veredelnder, erhabener Größe, und weniger von derjenigen, welche sich auf das Leben, die Hoffnung und den Charakter anderer zu bauen sucht. Das bescheidenste Individuum, der ärmste Mann kann in seiner Sphäre so viel von einem Washington sein als es Washington selbst war. Ehrliches und aufrichtiges Handeln, und eine strikte Anhänglichkeit an die „goldene Regel" wird gedeihen. Der Unterzeichnete bekennt sich schuldig der allgemeinen menschlichen Schwäche: zu wünschen Geld zu machen, aber nicht auf Unkosten des Princips. Demzufolge sind Sie eingeladen vorzusprechen bei Chasters." Folgt die Adresse nebst Anzeige des Kleidervorraths mit der Bemerkung, daß für das Vorzeigen der Waaren keine Bezahlung verlangt werde und dem Zusaz „wir studiren zu gefallen". (Sponnler.)

— (Ein neuer Staat.) Die Legislatur von Michigan hat in ihrer lezten Sitzung ein Gesez für die Bildung des neuen Staates oder Territoriums Superior passirt. Dieses neue Territorium wird das weite Ländergebiet an der Südküste des Lake Superior und nördlich vom Michigan-See und von Wiskonsin umfassen, welches jezt einen Theil des Staates von Michigan bildet. Dasselbe ist von ihm durch den Huron- und Michigan-See gänzlich abgetrennt und hat keine natürliche Verbindung mit den übrigen Theilen jenes Staates. Es ist der Siz der großen Mineral-Schäze der Nation; seine Kupfer- und Eisenbergwerke werden durch keine andern in der Welt übertroffen. Es ist schon längst der Wunsch der Bewohner gewesen, ihre politische Verbindung mit Michigan aufzulösen, da sie ganz verschiedene Interessen haben, und von der Hauptstadt und dem Geschäftstheile des Staates zu weit entfernt sind. Michigan hat sich bisher geweigert, ihrem Wunsche zu willfahren; doch ist es, wie es scheint, durch ruhige Ueberlegung zu dem Entschlusse geführt worden, seine Zustimmung zu geben. Wiskonsin hatte bereits vor zwei Jahren ein Gesez passirt, wodurch es den nördlichen Theil seines Ländergebiets an den beabsichtigten Staat Superior abtritt. Die vorgeschlagene Nordgrenze von Wiskonsin und Südgrenze von Superior läuft vom Mississippi, bei der Mündung des Chippewa-Flusses, diesen lezten genannten Fluß hinauf, bis dahin, wo er die Vereinigten Staaten Berichtigungs-Linie zwischen Town 30 und 31 durchschneidet, und folgt dann dieser Linie östlich nach der Green-Bay, welche sie nahe dem Ausflusse des Brule-Flusses in die Bay berührt. Dieses würde die ganze Gegend von St. Croix — eine schöne Akerbau-Landschaft, welche bei der politischen Verbindung mit Superior gewiß ihre Rechnung finden würde — zu dem vorgeschlagenen neuen Staate hinzufügen. Dem Kongresse steht das Recht zu, dieses Land in ein Territorium zu verwandeln, oder dasselbe sofort als Staat in die Union aufzunehmen.

— Pennsylvanien. Die Stadt Pittsburg im Westen Pennsylvaniens ist durch ihre Lage inmitten großer Steinkohlen- und Eisen-Lager am hier schiffbar werdenden Ohio und vermittelst Eisenbahnen direkt mit allen Gegenden der Vereinigten Staaten verbunden, zu Fabrikanlagen besonders geeignet. Es gibt dort 38 Eisengießereien, welche sich mit der Fabrikation der verschiedensten Eisenwaaren beschäftigen. Neun derselben verfertigen nur Dampfmaschinen. Diese beschäftigen 640 Arbeiter, die jährlich etwa 120 Dampfmaschinen produziren, wozu 3200 Tonnen präparirtes Eisen und 9200 Tonnen Roheisen verwendet werden. Der jährliche Verbrauch aller Eisenfabriken Pittsburgs übersteigt 120,000 Tonnen Eisen. Von den älteren Etablissements ist das sogenannte Pittswerk das größte. Vor einigen Jahren wurden von demselben 2 eiserne Dampfboote, jedes von 400 Tonnen Gehalt und für die Regierung ein Zollkutter erbaut. Im vorigen Jahre beschäftigte das Pittswerk 260 Arbeiter und verbrauchte 2225 Tonnen Roheisen und 1000 Tonnen präparirtes. Jezt läßt die Regierung daselbst 21 Kanonen, deren Oeffnung eine Bohrweite von zehn Zoll hat, aus welchen 124 Pfund schwere Kugeln geschossen werden können, anfertigen.

— Texas. Von unberechenbarer Wichtigkeit für die wenige englische Meilen von Dallas entfernte Kolonie der „Europäisch-Amerikanischen Kolonisationsgesellschaft in Texas" ist, wenn sie sich bewährt, die Nachricht, daß der Trinityfluß bis Dallas hinauf für schiffbar gehalten werde. Im „Dallas Herald" liest man nämlich, daß Kapitän Hankok vom Dampfschiffe „Magnolia" die Absicht ausgesprochen habe, bei Hochwasser den Trinity bis Dallas hinaufzugehen. Für einmal aber ist es noch erlaubt, an der Ausführbarkeit dieser Unternehmung zu zweifeln.

— Unsere Landsleute unter Karl Bürkli werden nun wohl auf der Kolonie angekommen und mit ihren ersten Einrichtungen beschäftigt sein. Als Führer und Rathgeber auf der Landreise wird sie Herr G. M. v. Roß, der bekannte Schriftsteller und Redaktor der Allgem. Ausw.-Ztg., begleitet haben, der, wie wir aus Nro. 53 des eben genannten Blattes ersehen, von Neu-Braunfels her mit seiner ganzen Familie schon am 23. Mai in Galveston angekommen war und sich zum Empfange unserer Helvetier Sozialisten bereit hielt.

— Louisiana. New-Orleans, 17. Juni. Die lezten Berichte zeigen eine erfreuliche Abnahme in der Zahl der Sterbefälle, die durch die Cholera veranlaßt wurden. In den drei Wochen vom 21. Mai bis zum 10. Juni starben 381, 504, 381, darunter etwa 760 an der Cholera. In diesem Augenblike ist die Krankheit sehr im Sinken, ihre Heftigkeit hat bedeutend nachgelassen, obgleich ihre Ausdehnung immer größer geworden ist, und sie sich nicht mehr auf die am Flusse gelegenen oberen Stadttheile beschränkt. Die günstige Veränderung unseres Gesundheitszustandes ist zum großen Theile die Folge der atmosphärischen Einflüsse. Die tropische Hize und die anhaltende Dürre, welche bereits zu ernsten Befürchtungen Anlaß gab, haben mehrere Tage lang ergiebigem Gewitterregen Plaz gemacht. Der Himmel öffnete seine Schleussen zur hohen Zeit, um die Ernte mindestens theilweise zu retten. Die Cisternen sind wieder gefüllt und dem Wassermangel ist abgeholfen. Auch aus dem Innern des Staates gehen ähnliche befriedigende Nachrichten ein. (A. A. Z.)

— Kalifornien. Die Berichte aus den Landbaudistrikten und aus den Minen sind gleich angenehm. Sonst herrschen die alten Uebelstände: viel Räubereien, ein wenig Mordthaten, ziemlich häufige Brandlegungen, gelegentlich Ehescheidungen und Lynchprozesse. Was die erleuchtete Bevölkerung von dem moralischen Werthe der lezteren hält, ersieht man aus folgendem Vorfall. Drei sogenannte Lynchrichter waren verhaftet worden, weil sie einen gewissen Lomar aufgehängt hatten. Darauf wurde ihnen als Märtyrern der guten Sache ein öffentlicher Dank von einer Versammlung ausgesprochen, und dabei folgende Entschließung angenommen: „daß die Lehre von der Hoheit und Unfehlbarkeit der Gesetze eine Tyrannendoktrin ist, die sich nicht verträgt mit dem Genius und dem Geiste eines freien und aufgeklärten Volkes, das selber der Urquell aller Gewalt ist." Dieß läßt einen Blik in die kalifornische Rechtsphilosophie zu.

— Nord-Karolina. In dem langen Verzeichniß von Provinzen, Counties, Städten und „Townships" stößt man auf einige sonderbare und manche merkwürdige Namen. Kleine Orte heißen Athen, Korinth und Troja, Rom und Syrakus. Namen wie Washington und Franklin erklären sich von selbst; weniger bekannt dürfte die Entstehung des Namens der Stadt Raleigh in Nordkarolina sein. Nordamerika, sagt man, hat keine historischen Erinnerungen. Ei! diese Stadt Raleigh, wiewohl weder alt noch groß, hat für einen Leser der englischen Geschichte mehr reale Bedeutung als alles alt-Steinwerk im Nilthal, und vielleicht nicht weniger als viele jener moosbewachsenen und epheu-umrankten Schloßruinen, in denen wir die Tempel der Laren und Penaten Englands verehren. Raleigh hat eine Bevölkerung von 4518 Seelen, liegt in der County Wake in Karolina — jenem „köstlichen Garten voll wohlduftenden Blumen aller Art", von welchem die Abgeordneten des tapfern und unglüklichen Ritters Sir Walter Raleigh im Namen der Königin Elisabeth Besitz ergriffen. Hier beschloß Raleigh eine Stadt und einen Staat nach seinem Namen zu gründen. In dieser Stadt, als sie noch ein winziges Dorf war, wurde das erste englische Kind auf amerikanischem Boden geboren, und der „jungfräulichen" Königin zu Ehren Virginia getauft; aber das Dorf wollte nicht zur Stadt anwachsen und der Name seines Gründers verschwand. Jako's I. ließ, einer Tyrannenlaune fröhnend, den gichtbrüchigen Greis das Schaffot besteigen, und brachte seine Familie an den Bettelstab; aber die Bosheit dieses Stuart konnte die Spuren dieses bedeutenden Mannes nicht auf dem Boden auslöschen, wo er so viele Zukunftskeime gepflanzt. Fast zwei Jahrhunderte später rief der Staat Nordkarolina die Stadt Raleigh wieder in's Leben und erhob sie zu seiner Hauptstadt. Jezt blüht sie allmählig auf, und mag künftig einmal in Wetteifer treten mit den edelsten und glänzendsten Städten Europa's.

Kanada. Die größte Eisenbahnbrüke der Welt baut jezt Stephenson in Montreal in Kanada für die Viktoria-Eisenbahn. Die Riesenbrüke wird 10,284 Fuß, also zirka ¾ Stunden lang, und ruht auf 24 Pfeilern. Der mittlere Bogen hat 330 Fuß Spannung, die übrigen 220. Zu den Pfeilern werden 210,000 Tonnen Steine verbraucht, und 10,400 Tonnen Eisen zu den Gurten, Bogen ꝛc. Im Jahr 1860 soll die Brüke vollendet sein, zu deren Bau jährlich 250,000 Pfund verausgabt werden. Die Brüke liegt so hoch, daß die größten Schiffe durchlegeln können.

— (Schiffbruch.) Die „Lochmaben Castle" von Liverpool mit 557 Seelen und reichem Cargo am Bord, strandete an den Bird Roks am 4. Juni. Kapitän Greenhorn von der Bark „Sophia M'Kenzie" kam in Sicht, sah die unglükliche Lage des Schiffes, sah seine Unglüks-Signale und setzte sofort Segel für das Wrak. Es gelang ihm, 210 dieser Unglüklichen zu retten. Der Rest der Passagiere wurde durch den Gouvernements-Schooner, der zur Hülfe, auf telegraphische Depeschen hin, ausgesandt worden war, ebenfalls aufgefischt. Kein Menschenleben haben wir zu beklagen, wohl aber den Verlust aller Habseligkeiten.

Anzeigen.

Lebens- und Renten-Versicherungs-Sozietät
Hammonia in Hamburg.

Aktien-Kapital: Eine Million Mark Banko.

Lebens-, Renten- und Aussteuer-Versicherungen jeder Art werden von der Gesellschaft unter den vortheilhaftesten Bedingungen abgeschlossen.

Die Beiträge sind auf's Billigste gestellt und können selbst monatlich entrichtet werden.

Um 1000 Thaler Preuß. Courant, zahlbar beim Tode, zu versichern, beträgt die monatliche Prämie, wenn der Versichernde beim Eintritt alt ist:

20 Jahre:	30 Jahre:	40 Jahre:	50 Jahre:
1 Rthlr. 14 Sgr. 4 Pf.	1 Rthlr. 27 Sgr. 1 Pf.	2 Rthlr. 15 Sgr. 6 Pf.	3 Rthlr. 17 Sgr. 6 Pf.

In keinem Falle findet Nachzahlung statt.

Gegen eine sehr geringe Prämie werden von der Gesellschaft **Lebens-Versicherungen bei Uebersiedelung nach transatlantischen Ländern gegen die Gefahren der Seereise und des fremden Klima's**, sowie Versicherungen gegen Kriegsgefahr zu besonders günstigen Bedingungen abgeschlossen.

Statuten, Antragsformulare, sowie jede gewünschte mündliche sowohl als schriftliche Auskunft wird bereitwilligst und gratis ertheilt von

C. de Paravicini in Zürich,
Generalagent für die ganze Schweiz.

(..)

Anzeige.

Vielen Landwirthen ist das sehr einträgliche Gewerbe des Branntweinbrennens aus Runkelrüben noch nicht bekannt. Der Unterzeichnete erbietet sich deßhalb, gegen Einsendung von 10 Franken, die genaue Anweisung, wie Runkelrüben, Mais ꝛc. sowohl auf zweckmäßigste und einfachste als auch an Branntwein ausgiebigste und vortheilhafteste Art zu behandeln, nach eigenen praktischen Erfahrungen mitzutheilen.

Ist den Auswanderern nach Amerika auch besonders zu empfehlen.

M. Schläpfer
zur Sonne in Wald,
Kantons Appenzell A. Rh.

Abonnementspreis.

Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich . . . . . 4 fr. — Rp.
Halbjährlich . . . . . 2 „ — „
Vierteljährlich . . . . . 1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".

Einrükungsgebühr:

10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 30. | Samstag den 28. Juli. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Fünfter Jahrgang. | 1855.

Die Laplatastaaten als Nebenbuhler Brasiliens.

Seit die Auswanderung nach den Vereinigten Staaten Nordamerika's so sehr in Mißkredit gekommen ist, haben manche Speditionshäuser einen schönen Theil ihres Verdienstes eingebüßt. Wollen sie ihre Geschäfte nicht beinahe ganz an den Nagel hängen, so müssen sie sich nach andern Gegenden umsehen. Es ist interessant zu sehen, wie leicht es manchen diesen Herren geht, nun Länder zu empfehlen, für die sie früher kein gutes Wort hatten. Dieß ist namentlich mit Brasilien der Fall, dessen Vorzüge nun auf einmal durch Leute anerkannt und gepriesen werden, von denen man sonst nur Schmähungen und Verläumdungen über das herrliche Land zu hören gewohnt war. Aber nur dann wird Brasilien von solchen gewissenhaften Herren gerühmt, wenn sie Aussicht haben, Auswanderer dahin zu spediren; sonst fahren sie wie ehemals fort, es auf Unkosten anderer Länder, die das Glük haben, durch ihre Vermittlung Bevölkerungszuwachs zu erhalten, herabzusezen und dieß um so mehr, je gefährlicher die Konkurrenz ist, welche der allgemeine Kredit Brasiliens dem Lande macht, dem sie ihre Gunst und Gnade gerade spenden.

Ein sehr plumpes Beispiel der eben erwähnten Verfahrungsweise gewisser Agenten findet sich in Nro. 28 des „Boten aus Amerika." Da will ein Einsender oder wohl eher der Eigenthümer des Blattes die argentinischen Staaten auf Unkosten Brasiliens erheben, offenbar aus keinem andern Grunde, als um das auswanderungslustige Publikum für die Kolonisation der Provinz Santa Fé günstig zu stimmen und zu gewinnen. Wir wissen zwar nicht bestimmt, ob das hier in Frage stehende Projekt ganz identisch ist mit demjenigen, welches wir in Nro. 16 und 17 dieses Jahrgangs ausführlich besprochen haben, und für welches damals Herr Weidmann in Zürich einige schwache Werbungsversuche machte. Wir halten es aber wirklich für das gleiche, weil die Angaben im „Boten aus Amerika" über die Bedingungen, Vorschüsse, Termine u. s. w. durchaus mit den seiner Zeit von Hrn. Weidmann ausgeschriebenen übereinstimmen. Es scheint demnach dieser Herr von seinen Mandataren entlassen und das Haus B. und H. in B. mit der Aufgabe betraut worden zu sein, die schweizerische Emigration nach Santa Fé zu leiten.

Ob das erstergriffene Mittel, das diesem Zwek dienen soll, nämlich ein Angriff auf den gefährlichsten Konkurrenten, auch ein glüklich gewähltes ist, lassen wir dahin gestellt. Wir wollen uns lieber gleich mit Widerlegung der theils nichtssagenden, theils grundlosen Vorwürfe beschäftigen, welche der betreffende Artikel Brasilien macht, und damit unsere Leser dieselben in ihrer ganzen Ausdehnung kennen lernen, so wollen wir die ganze Litanei hieherszezen, wie sie der „Bote aus Amerika" aus mehreren Nummern des précurseur d'Anvers übersezt hat, — eine Sammlung von einzelnen, aus dem Zusammenhang herausgerissenen Stellen eines kürzlich erschienenen Schriftchens über Brasilien.

„Herr Ladislas Paridant, ein in Rio de Janeiro niedergelassener Belgier, hat kürzlich über Brasilien ein Werkchen veröffentlicht, worin er sagt: „„Wenn das große Kaiserreich des Südens die Fortschritte der großen nördlichen Republik nicht einholt und überflügelt, so ist es, weil in Brasilien die Regierungen, sowie die einzelnen Personen, lieber die Augen zumachen, um im alten Gleise zu bleiben, als sie öffnen, um den großen Weg einzuschlagen . . . ."

„Herr Paridant beklagt sich über den Mangel an günstigen Einrichtungen, Mangel an Aufmunterung, an Unternehmungsgeist in den hohen Schichten der Macht und der Gesellschaft, wo man unfähig scheine, sich der Fesseln der alten Sitten und Gewohnheiten zu entschlagen.

„„Vor zehn Jahren,"" sagt Herr Paridant, „„trieb das Auswanderungsfieber Europa gegen die schönen Regionen des Südens. Kolonisationsgesellschaften haben sich gebildet und haben die kaiserliche Regierung um Gewährleistungen und Privilegien, als Ersaz für ihr Entgegenkommen, gebeten. Die größten Vortheile wurden versprochen; noch mehr, die für die Ansiedlung bestimmten Grundstüke waren schon bezeichnet, und als die Kolonisten ankamen, hat man ihnen jeden Beistand, jeden

Feuilleton.

Die indianische Farm.

Eduard Todsen war der Sohn eines wohlhabenden Gutsbesizers im östlichen Theile des Herzogthums Schleswig. Sein Vater hatte ihn bis zu seinem sechzehnten Jahre das Gymnasium der Stadt Flensburg besuchen lassen und ihn dann selbst zum tüchtigen praktischen Farmer herangebildet. Eduard hatte noch nicht das zwanzigste Jahr erreicht, als ihm der alte Todsen, dessen einziger Sohn er war, eine ihm gehörige, in der Nähe von Hadersleben gelegene Landstelle übertrug und es ihm somit selbst überließ, sich seinen Weg durch's Leben zu bahnen. Eine wenige Jahre nachher eintretende unglükliche Conjunktur wirkte sehr verderblich auf die pecuniären Verhältnisse Eduards und ruinirte das einst nicht unbedeutende Vermögen des Vaters; dieser mußte sein Gut bei Flensburg verkaufen, dekte mit der Verkaufssumme seine Schulden und zog, gänzlich mittellos, zu seinem einzigen Sohn, der ihn mit offenen Armen aufnahm und alles in seinen Kräften Stehende aufbot, ihn den Wechsel in seinen Verhältnissen vergessen zu machen. Eduards Landstelle war nur klein und der Boden gehörte nicht zu den fruchtbarsten; doch er war immer unverdrossen arbeitsam gewesen, und als das Unglük den Vater betroffen, arbeitete er mit verdoppelter Lust, dem kargen Boden das abzugewinnen, was dem alten Vater zu einem anständigen Lebensunterhalt vonnöthen war. Lust zur Arbeit und der Wunsch, die lezten Jahre des Vaters zu verschönen, machten ihm die Mühe leicht — doch war vielleicht auch noch eine andere mächtige Triebfeder zu seiner außerordentlichen Anstrengung vorhanden. Doris Hansen, die Tochter eines nahe wohnenden Bauers, war in sein Herz eingezogen, und der Wunsch, ihr auch eine gemüthliche Heimath in seinem Hause zu verschaffen, mochte seine Arme besonders zur Arbeit stählen.

Doris war die Tochter eines Mannes, welcher in der Gesellschaft dieselbe Stellung einnahm, wie Todsen, nur war er bei weitem nicht so gebildet wie dieser und natürlich viel älter, was ihm den Kampf mit Noth und Sorgen sehr erschwerte und ihn kaum in den Stand sezte, sein kleines Gütchen bei schlechten Zeiten und Mißwachs von drükender Schuldenlast frei zu halten. Eduard hatte, jung und kräftig, die gute Aussicht auf ein langes Leben; doch Hansen war weit über das Mittelalter hinaus und hatte nur das einzige Kind Doris, deren Schiksal ihn besorgt machte, wenn er an seinen Tod dachte, der, aller menschlichen Berechnung nach, nicht mehr viele Jahre auf sich warten lassen konnte. Die beiden jungen Leute hatten sich schon in früher Jugend, bei Gelegenheit eines Besuches, den der alte Todsen mit seiner Familie auf seinen bei Hadersleben gelegenen Gütern abstattete, kennen gelernt; sie hatten eine kindliche Zuneigung für einander gefaßt, die während der darauf folgenden Jahre der Trennung zu der wärmsten Liebe heranwuchs, die sie jezt für einander fühlten.

Eduard hatte seinem Vater nichts von dieser Liebe merken lassen dürfen, so lange der alte Todsen der reiche Gutsbesizer war; als er jedoch bei Eduard einzog, um sich von dem jezt vermögenden Sohne pflegen zu lassen, und als er persönlich mit der liebenswürdigen Doris bekannt geworden, entstand in ihm selbst der Wunsch einer Verbindung derselben mit Eduard, noch ehe ihn dieser um seine Erlaubniß dazu bat. Der alte Hansen gab seine Einwilligung mit freudigem Herzen, und die eheliche Verbindung ward nur noch hinausgeschoben bis zu einer Zeit, wo sich ihre Aussichten etwas besser gestalten möchten. Doris und Eduard warteten, sowie viele Andere, auf bessere Tage; doch die Zeit, statt besser zu werden, ward im Gegentheil drükender, die Ernte fiel in diesem Jahre ungemein spärlich aus, dazu kamen die Anzeichen der ein Jahr später ausbrechenden Revolution, deren Kämpfe hauptsächlich in der Gegend, wo Eduards Wohnsitz war, ausbrachen und dieser ward nachdenkender und trauriger.

Hansen's Bauernhof lag am Fuße eines waldbedekten Hügels, der sich von Hadersleben nach Flensburg schlängelte. Es war eines Abends gegen Ende September; die Anstrengungen eines heißen Arbeitstages waren beendet, und Doris und ihr Vater standen vor der Thür ihres Hauses im Genusse der milden Wärme der scheidenden Sonne und der schönen Räume, die sich vor ihren Augen ausbreiteten. Es war eine rosige, freundliche, norddeutsche

Vorzug versagt; sie waren genöthigt, die Grundstüke zu kaufen, welche ihnen geschenkt gewesen waren!""

„(Précurs. vom 23. Juni.)"

„Brasilien hat sich bis jezt in einem Zustand befunden, von welchem es wenig Beispiele gibt. Wenn seit einigen Jahren die kostbaren Hülfsquellen, die es besizt, mit einigem Erfolg benuzt worden sind; wenn Handelsverbindungen in einem gewissen Maßstabe entstanden sind, so geschah es so zu sagen wider seinen Willen. Es hat es den Fremden zu verdanken. So ist es England, dem es die erste Dampfschiffslinie verdankt, welche es mit Europa in Verbindung gebracht hat. Die Royal mail Steampaket Company hat zuerst in 1851 durch die von Southampton abgegangenen Steamer Teviot einen monatlichen Dienst errichtet, der seitdem nicht aufgehört hat, mit vieler Regelmäßigkeit fortzubestehen.

„Während England ein großes Opfer brachte, wovon Brasilien den Nuzen ziehen sollte; was wurde in Rio gethan? Begegnete man der guten Gesinnung durch ähnliche Maßregeln?

„In Rio wurde nichts gethan. Im Gegentheil: man erhob hohe Zölle von dem Brennmaterial, welches mit großen Kosten herbeigeführt worden war, und man zeigte sich freigebig mit Belästigungen gegen die Fremden zu Gunsten des Fiskus."

„(Précurs. vom 25. Juni.)"

„„Die portugiesische Partei ist in Brasilien eine Partei der Intoleranz, durch alle reaktionären Tendenzen gekennzeichnet, welche um ihres Eigennuzes willen, die Bestrebungen der jungen Nationalität, welche von ihrer Herrschaft so befreit noch ihren Einfluß abschütteln möchte, zu unterdrüken im Stande sind.""" So drükt sich ferner Herr Paridant aus.

„Was verlangt man von Brasilien? Ein freigebiges Zollsystem, Rücksichten gegen die Fremden, einige Aufmunterungen für dieselben; wahrlich, sehr wenig, den in Aussicht stehenden Vortheilen gegenüber!

„(Précurs. vom 27. Juni.)"

(Fortsezung folgt.)

Die deutschen und schweizerischen Halbpächter in der Provinz San Paulo.

(Aus der Hansa.)

I.

Es hat selten etwas ärgeres Geschrei in Deutschland veranlaßt, als die Versuche brasilianischer Grundbesizer, das sogenannte Halbpachtverhältniß zur Basis einer umfassenderen Ansiedlung zu machen. In Südfrankreich, in Piemont, der Lombardei, Toskana u. s. w. ist die Halbpacht seit Jahrhunderten herrschendes System des Akerbaubetriebs und hat nach dem übereinstimmenden Urtheil gewichtigster Autoritäten der Nationalökonomie die segensreichsten Folgen, nicht minder für den Akerbau als solchen, als für die Akerbauer gehabt. Welche Momente lagen vor, annehmen zu lassen, daß, was dort sich als ein gedeihliches erwiesen, in Brasilien nothwendig als das Gegentheil davon sich bekunden müsse?

Das Wesen des Halbpachtsystems besteht kurz in Folgendem: Der Grundherr gibt dem Arbeiter nicht bloß den Boden, sondern auch die Betriebsmittel ganz oder doch zum Theil und der Arbeiter entrichtet ihm dafür nicht eine feste Rente in Geld oder Produkten, sondern einen gewissen Antheil an dem nach Abzug des zur Erhaltung des Betriebs Erforderlichen übrig bleibenden Ertrage. Dieser Antheil zahlt dem Grundherrn die Rente seines Bodens und den Zins des in den Betriebsmitteln, Werkzeugen und Inventarium angelegten Kapitals, während der andere, dem Arbeiter verbleibende Theil der Lohn seiner Anstrengungen ist.

Was für dieses System von vornherein spricht, ist die innige Verkettung der Interessen des Grundherrn und des den Boden bebauenden Arbeiters. Beide haben das nämliche Interesse an einem möglichst hohen Ertrag und wenn darin einerseits für den Arbeiter das Motiv zu größerem Fleiße liegt, so liegt darin nicht minder anderseits für den Grundbesizer der Antrieb, durch Meliorationen seiner Ländereien eine stete Steigerung des Ertrages zu erzielen. Der bloße Lohnarbeiter hat kein höheres Interesse, als seine Arbeit so weit gut und pflichtgemäß zu verrichten, als dies nothwendig ist, damit er nicht entlassen werde; darüber hinaus hat er sehr wenig Interesse daran, ob seine Arbeit dem Gutsherrn einen größeren oder kleineren Ertrag bringe. Der eine feste Rente als Pachtzins entrichtende Zeitpächter wird sich stets hüten, größere Verbesserungen, soweit sie Kapital erfordern, auf dem gepachteten Grundstük zu unternehmen, da er mit Ablauf seiner Pacht besorgen muß, entweder dieselbe zu verlieren oder zum Dank für seine eigenen den Ertrag steigernden Kapitalverwendungen den Pachtschilling vom Pachtherrn sich erhöht zu sehen. Im Halbpachtsystem fallen dagegen diese Uebelstände des einen und des andern Verhältnisses hinweg. Die Interessen der kontrahirenden Theile, des Arbeiters und des Grundherrn und Kapitalisten begegnen sich auf halbem Wege.

Sehen wir nun zu, wie nach den vorliegenden Verträgen das Halbpachtsystem sich in der Provinz San Paulo gestaltet:

Der Grundherr überweist dem Kolonisten außer dem zur Wohnung erforderlichen Hause ein der Zahl seiner Familienmitglieder entsprechend großes mit Kaffeebäumen besezes — in der Regel werden 1000 Bäume auf die erwachsene Person gerechnet — und zur Erzielung der erforderlichen Lebensmittel für ihn und die Seinigen ausreichendes Stük Land mit den nöthigen Akerwerkzeugen. Von dem von diesem Grundstük gewonnenen Ertrage gehören die erzielten Lebensmittel dem Kolonisten, so weit er sie für seinen eigenen Bedarf verwendet, ausschließlich, und ohne daß er dafür dem Grundherrn etwas zu entrichten hätte. Dagegen hat er von allen denjenigen Lebensmitteln, welche er über seinen Bedarf bauet und zum Verkaufe bringt, die Hälfte des Erlöses dem Gutsherrn abzutreten, wie ingleichen die Hälfte des aus dem geernteten Kaffee, nach Abzug derjenigen Kosten gewonnenen Erlöses, welche Reinigung und die Verarbeitung desselben zu der Gestalt, in der er in den Handel kommt, erfordert.

Natürlich läßt sich bei der Feststellung des Halbpachtverhältnisses niemalen a priori und aus der bloßen Theorie herausbestimmen, wie weit diese oder jene zu stipulirende Theilung des Ertrages zwischen dem Grundherrn und dem Arbeiter beider Interessen gleich gerecht werde. Hierüber entscheiden vielmehr einzig und allein die praktischen Verhältnisse, die in einer Gegend faktische Höhe des Arbeitslohnes, der landesübliche Zinsfuß, der Stand der Grundrente. Von vornherein konnte man jedoch nicht zweifeln, daß die in den Halbpachtverträgen der Grundbesizer von San Paulo normirte Ertragstheilung eine für die Kolonisten günstige sein müsse, da die Grundbesizer zugleich das Anerbieten machten, ihren Halbpächtern auf ihren Ertragstheil die Kosten der Uebersiedlung aus ihrer Heimat nach San Paulo vorzuschießen. Jedenfalls sezte dies die Ueberzeugung der Grundbesizer voraus, daß es den Kolonisten bei der betreffenden Ertragstheilung möglich sein würde, von ihrem Theile Erübrigungen zu machen, also nicht bloß ihren unmittelbaren Lebensunterhalt zu gewinnen. Und in der That sollte denn auch der Richtigkeit solcher Ueberzeugung die faktische Bewährung nicht fehlen. Wir kommen darauf später ausführlicher zu sprechen.

Dennoch gab gerade das Anerbieten der brasilianischen Grundbesizer, den bei ihnen als Halbpächter anzusiedelnden Kolonisten die Ueberfahrtskosten gegen die Verpflichtung allmäliger Abtragung vorzuschießen, den Angriffen gegen diesen Kolonisationsversuch eine Hauptwaffe in die Hand. Statt darin ein Mittel zu sehen, die Herbeiziehung genügender Arbeitskräfte zu erleichtern, stempelte man solches Anerbieten zu einer Niederträchtigkeit, deren maßgebende Absicht keine andere sei, als die Kolonisten durch ihre Verschuldung den Grundbesizern gegenüber in ein dauernd abhängiges Verhältniß zu diesen zu versezen, und somit eine „weiße" Sklaverei an der Stelle der immer mehr in Abgang kommenden schwarzen zu begründen. Noch bis heutigen Tages kann man in gewissen Berliner Korrespondenzen einzelner deutschen Zeitungen, über deren lezte Quelle denn freilich kein Zweifel sein kann, ähnliche Phrasen mit obligaten Versicherungen der tiefsten sittlichen Entrüstung über solche Deutschland gebotene Schmach lesen. Die brasilianischen Grundbesizer denken nicht daran, ist der Grundgedanke dieser Auffassungsweise, dem Kolonisten Vorschüsse anzubieten in der Erwartung und der Absicht, daß sie von diesen jemals zurükbezahlt werden. Im Gegentheil liege ihnen alles daran, daß dieselben stets ihre Schuldner bleiben, da auf diese Weise sie immer noch billiger zu nicht minder abhängigen Arbeitskräften gelangen, als wenn sie sich immer im Preise steigende schwarze Sklaven halten sollten.

Man hat aber doch wohl immer und von vornherein Unrecht, irgendwem eine Niederträchtigkeit beizumessen, wenn dieselbe auf's Handgreiflichste seinem eigenen Interesse zuwider ist. Denn bloß um niederträchtig zu sein ist, einige die menschliche Natur karrikirende Bösewichter etwa ausgenommen, gewiß Niemand niederträchtig. Und die brasilianischen Gutsbesizer von San Paulo hätten entweder solche Karrikaturen der ethischen Menschennatur oder aber so außerordentlich bornirt sein müssen, daß sie nicht ihren offen vor Augen liegenden eigenen Vortheil zu begreifen vermochten, wenn ihre Absichten wirklich die von ihren Verläumdern ihnen Schuld gegebenen sein sollten!

Oder man frage sich doch nur, welches Interesse die betreffenden Grundbesizer hatten, als sie daran gingen, in Deutschland und der Schweiz Halbpächter für den Anbau ihrer Güter zu werben? Nichts kann selbstverständlicher sein, als die Antwort auf diese Frage. Sie wollten gegenüber der die Kultur ihres Grundes und Bodens hemmenden maßlosen Theurung der Sklaven-Arbeit in Brasilien sich billigere Arbeitskräfte verschaffen. Somit konnte ihnen aber doch wohl von vornherein nicht daran liegen, etwa nur ein paar hundert Köpfe deutscher oder schweizerischer Arbeiter in's Land zu ziehen, vielmehr handelte es sich für sie um Eröff-

---

Landschaft. Eine Landstraße, eingefaßt mit grünen Heken, hier eine Oeffnung und dort eine dichte Baumgruppe, über welche die Thurmspize einer Dorfkirche hervorragte, während rings umher emporsteigende kleine Rauchsäulen die Anwesenheit der bescheidenen Wohnungen und Bewohner anzeigten. Endlich ging die Sonne unter, ihr Scheiden durch einen blutrothen Feuerschein verherrlichend. Gerade in diesem Augenblike erschien die Figur eines Mannes am Rande des ungewöhnlich steilen Abhanges, der zu Hansen's Wohnung führte. Er stand mitten in dem Glorienscheine des absterbenden Tages und schien fast ein wunderbares, phantastisches Wesen zu sein.

Er war von Doris bald erkannt, es war Eduard Todsen.

Der junge Mann wurde mit der gewöhnlichen Herzlichkeit begrüßt und betrat die ruhige Wohnung seiner Braut, um dort den Abend zu verbringen bei Vater und Tochter. Sein eigener Vater pflegte sich jeden Abend mit Sonnenuntergang zur Ruhe zu begeben. Die Besuche Eduards waren immer erwünscht. Hansen fühlte eine recht väterliche Zuneigung für Eduard, während ihn Doris mit einer Wärme und Wahrheit liebte, welche das einfache Kind durchaus nicht zu verbergen suchte. Eduard war gewöhnlich heiter und zeigte sich immer zufrieden in Doris Gesellschaft; doch heute schien er traurig und sehr bedrükt; es schien irgend ein Gewicht seinen Geist niederzudrüken, irgend eine Last auf seinem Herzen zu ruhen, die er nur durch Mittheilung derselben entfernen konnte, doch er schwieg.

„Was, mein Junge, was ist's, das Dich drükt?" fragte endlich Hansen, „Du scheinst mir ganz ungewöhnlich verdutzt heut' Abend?"

„Ich habe guten Grund zur Schwermuth," antwortete der gebildetere Eduard, einen ruhigen Blik auf die ihn erstaunt anschauende Doris werfend.

„Ei, Bursche, Du hast mir keine schlimmen Nachrichten zu bringen, hoffe ich —," fuhr der ältere Bauer fort, „die Zeiten sind schon schlimm genug so —"

„So schlimm, Nachbar Hansen," sagte Eduard, „daß ich zu dem festen Entschlusse gekommen bin, zu verkaufen, was ich besize: Haus und Hof, sammt dem ganzen Bestand und dann mit dem Erlöse die Heimat zu verlassen für immer, um mir im fernen Westen eine neue Heimat zu gründen, in der ich weder Hungesnoth noch Krieg zu fürchten brauche."

Eine Todtenstille folgte dieser Ankündigung. Doris ward sehr blaß und schien dem Weinen nahe; sie hatte Eduard vom Auswandern reden hören. Hansen sah erstaunt auf den jungen Mann; doch dieser ließ weder ihn, noch das Mädchen zur Antwort kommen, sondern fuhr gleich fort, ihr mitzutheilen, daß sichere Anzeichen zum Ausbruche der Revolution vorhanden seien, daß er verpflichtet sein möchte, den Pflug mit der Büchse zu vertauschen, und daß er bei ausbrechendem Kriege genöthigt sein würde, das schon verschuldete Bodengut gänzlich aufzugeben. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika, sagte er, seien das Land, in das er zu ziehen beabsichtige; dort sei das Land zu Hunderten von Akern, wohl bewaldet und bewässert, für einen Spottpreis zu erhalten. Er wog jeden Vortheil, der aus dem Wohnungswechsel erwachsen möchte, und malte das Land der Verheißung in all' den schimmernden Farben, mit denen Emigranten den Ort auszumalen pflegen, den sie als ihre künftige Heimat erwählt. Mehr denn eine Stunde sprach er fort, weder von Doris noch ihrem Vater unterbrochen, als etwa durch eine gelegentliche Frage.

„Nun gut," sagte der alte Hansen endlich, die Pause unterbrechend, „wenn Du Dich denn einmal ganz fest entschlossen hast, Eduard, nun, dann müssen Doris und ich wohl dasselbe thun; denn ich denke, das ist wohl der Zwek Deiner Rede gewesen. Die Sachen stehen auch herzlich schlecht hier und können drüben wohl kaum schlimmer sein, vielleicht auch, daß sie besser sind, so wollen wir's denn versuchen!"

Doris' Gesicht erheiterte sich und Eduard reichte dem Alten dankbar die Hand. Während des Abends besprach die kleine Gesellschaft die Arrangements zu ihrer jezt von allen Theilen fest beschlossenen Auswanderung.

Etwa acht Monate nach diesem Gespräche zwischen Todsen und dem alten Hansen betrat ein Zug von Einwanderern einen der dichtesten Wälder im nördlichen Theile von Kentuky. Der Zug bestand aus mehreren Wagen und ward geführt von einem jungen Manne, seinem lächelnden Weibe und zwei ältlichen Männern. Vier junge holsteinische Bauern, zwei davon mit ihren Frauen, folgten den

nung einer stetig sprudelnden Quelle von Arbeitskräften für ihre Provinz. Wie sollte sich ihnen diese jedoch jemals erschließen, wenn das, was den einwandernden Arbeiter empfing, nur das jede Nachfolge abschreckende Loos eines zu ewiger Abhängigkeit verurtheilenden weißen Sklaventhumes war? Das Höchste, was man auf diese Weise erreichen konnte, war eben nur die Bethörung der ersten paar hundert Köpfe, die sich etwa durch die ihnen gemachten Vorspiegelungen fangen ließen. Denn dem Sprichwort gemäß haben Lügen bekanntlich kurze Beine und sobald die Nichtigkeit der gemachten Vorspiegelungen an dem thatsächlichen Beispiel jener ersten paar hundert Köpfe sich erwiesen hatte, konnte man wahrhaftig nicht darauf rechnen, daß Andere thöricht genug sein werden, sich dadurch nicht abhalten zu lassen, jenen betrogenen Vorgängern nachzufolgen. Der einzelne Gutsbesizer mochte also selbst dadurch, daß die seinen wenigen Halbpachtkolonisten gestellten Bedingungen für diese durchaus kärgliche, ungünstige waren, scheinbar und momentan einen höhern Gewinnst für sich erzielen, welchen Werth hat dieser Gewinnst für ihn, wenn er bei diesem Anlaß, entweder die in natürlichem Wege in Abgang kommenden seiner Arbeitskräfte ersezen und ergänzen oder behufs Erweiterung seiner Kulturen neue sich verschaffen zu müssen, diese wieder desto theurer zu erkaufen hatte. Und dazu kam noch, daß bei der Voraussezung einer dauernden Verschuldung des Kolonisten an den Grundherrn und der daraus hervorgehenden Aussichtslosigkeit desselben, jemals sein eigener Herr zu werden und ein selbstständiges Grundeigenthum zu erlangen, seine Arbeit unter allen Umständen die Resultate nicht versprach, wie unter der entgegengesezten Voraussezung. Denn es ist eine notorische Thatsache, daß unfreie Arbeit auch eine verhältnißmäßig unfruchtbare und unproduktive ist. Was daher der Grundherr an dem dem Halbpächter zufallenden geringern Lohn etwa auf der einen Seite für sich gewann, das ind jedenfalls noch mehr, als dies verlor er auf der andern Seite durch die Lässigkeit der jedes wirksamen Antriebes entbehrenden Arbeit desselben.

Dem gegenüber waren die Vortheile einer möglichst günstigen Stellung des Halbpächters für den brasilianischen Grundeigenthümer folgende:

Indem der Halbpächter die Aussicht eröffnete, durch die Arbeit weniger Jahre seine Schulden abtragen und durch die fernere Arbeit nach einigen Jahren so viel erübrigen zu können, als zum Erwerb eines eigenen Grundbesizes hinreicht, arbeitete er mit desto größerer Hingebung und Energie und lieferte dem Grundherrn dem entsprechend auch einen größeren Ertrag. Zum Andern war es ein weiterer wichtiger Vortheil, daß in solcher Weise auch das vorgeschossene Kapital sich dem Gutsherrn rascher wieder ersezte und somit für neue Unternehmungen flüssig wurde, während ihm zugleich auch nach Abtragung der Schulden seines Halbpächters die Arbeit dieses voraussichtlich noch für mehrere Jahre gesichert blieb. Und endlich konnte die dem deutschen und schweizerischen Halbpächter in San Paulo gewährleistete Gunst seiner Lage nicht ohne mächtig anlokenden Einfluß auf die Auswanderung der Heimatsländer bleiben und somit dem Grundherrn niemals die Möglichkeit fehlen, seine sich immer wieder ersezenden Vorschüsse eben so schnell immer von Neuem wieder für die Uebersiedlung neuer Kolonisten nuzbar zu machen, und somit nach Bedarf sich stets mit Arbeitskräften zu versorgen.

Gewiß, die brasilianischen Gutsbesizer hätten Wahnsinnige sein müssen, wenn ihr Ziel bei den von ihnen unternommenen Halbpachtansiedelungen kein anderes gewesen wäre, als sich eben nur ein paar hundert „Sklaven" mehr zu verschaffen, während es sich behufs des gedeihlichen Betriebs ihrer Agrikultur um eine dauernde Steigerung der Arbeitskraft der Provinz in großem Maßstabe handelte.

Verschiedenes.

(Berichtigung die Tessiner Auswanderer betreffend.) Aus Mannheim wird am 15. Juli dem Frankfurter Journal geschrieben: Eine Nachricht aus Köln, nach welcher die Auswanderer aus der italienischen Schweiz, die in der lezten Zeit durch Mannheim und Köln kamen, allem Anscheine nach für die englische Fremdenlegion bestimmt seien, bedarf, da sie ein falsches Licht auf ehrenwerthe Häuser werfen könnte, der Berichtigung. Alle diese Auswanderer sind mit dem hannoverschen Klipperschiff „Adele" nach Sidney in Australien abgegangen, wo viele derselben Verwandte finden, und sich durch den Betrieb ihrer erlernten Handwerke und Beschäftigungen, namentlich bei Bergbau-Gesellschaften, eine bessere Existenz zu gründen gedenken.

Schweiz. Bundesstadt. Der von den eidgenössischen Räthen genehmigte nordamerikanisch-schweizerische Staatsvertrag stipulirt, daß die Niederlassung von einem Staat in den andern für jeden Bürger nach dem Grundsaz gegenseitiger Gleichheit freigestellt ist. In der Ausübung der politischen Rechte unterwerfen sie sich den jeweilen geltenden verfassungsmäßigen Vorschriften. Einwanderer sind vom Militärdienst frei, entrichten aber, wie die Eingebornen, Militärsteuern und Staatsabgaben. Die Eingewanderten behalten ihr früheres Bürgerrecht, wenn sie ihre Rechte den Gesezen dieses Landes gemäß gesichert haben, und sind im Rükkehr- oder Ausweisungsfall von ihren Heimatbehörden wieder aufzunehmen. Sie stehen unter dem Schuz der Gesezе, wie die Eingebornen; sie können ferner nach den Gesezen ihrer Heimat über ihr Vermögen verfügen, welche von den resp. Behörden werden respektirt und aufrecht gehalten werden. Konsuln beider Staaten in großen Städten vertreten die Interessen ihrer Landsleute. In Bezug auf Privilegien, so gelten für einen Staat jeweilen die, welche der andere an den meisten begünstigten Staaten und Gesellschaften gestattet. Endlich folgen noch Bestimmungen über Auslieferung von kriminalisch zu behandelnden Verbrechern. Ausgenommen sind politische Vergehen. Die Auslieferung geschieht auf Kosten des requirirenden Staates.

— Graubünden. Die Väter des heiligen Benedikt im Kloster Disentis ziehen nach den Ufern des Susquehannah in Amerika; ein dort in dieser katholikenfeindlichen Zeit den Gegnern der Nativisten erwünschter Succurs.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. (Statistik der katholischen Geistlichkeit.) In den Vereinigten Staaten sind jezt nach dem „Metropolitan Catholic Almanac" 7 Erzbischöfe, 40 Bischöfe, 1704 Priester und 1824 Kirchen, während im Jahr 1830 nur 10 Bischöfe, 232 Priester und 230 Kirchen hier waren.

— (Ausdehnung und Tiefe der großen Seen.) Der Huron-See ist 420 Fuß, der Erie-See 600 Fuß und der Ontario-See 452 Fuß tief. Der Flächenraum aller nordamerikanischen Seen zusammengenommen beträgt 43,040,000 Acres.

— New-York. (Interessantes Fallment.) Genfer Briefe aus New-York melden, daß die Aktiengesellschaft für die im lezten Jahre dort abgehaltene Weltausstellung bankerott und außer Stande ist, dem Prospektus gemäß die ausgestellten Waaren kostenfrei zurükzusenden.

— (Antitemperenzbewegung.) In New-York hat am 3. d. eine gegen das neue Mäßigkeitsgesez gerichtete Versammlung stattgefunden, welcher über 10,000 Personen beiwohnten.

— Als die größeren deutschen Hôtels ersten Ranges in New-York, die vollkommen auf europäischem Fuße eingerichtet sind und manche Annehmlichkeiten darbieten, die in den amerikanischen Hotels vermißt werden, nennt die N.-Y. St.-Ztg.: Hôtel Diez, „eine Ehre für die Deutschen New-Yorks und eine der Zierden der Stadt", Shakespeare Hôtel, Held's Hôtel, Hôtel Jegel, Bühler's Hôtel, Hôtel Konstanz.

— (Der leztjährige Durst New-Yorks.) Der Staat New-York zählt gegenwärtig 10,000 Trinkhäuser. Im verflossenen Jahre wurden in diesem Einen Staat 40,000,000 Dollars für berauschende Getränke ausgegeben, und sicher kann man annehmen, daß 50,000 seiner Bewohner im Laufe dieser Zeit dadurch um's Leben gekommen sind. Brodstoffe zum Betrage von 3,00,000 Dollars wurden zur Fabrikation berauschender Getränke verschwendet, während im lezten Winter Tausende auf den Straßen New-Yorks nach Brod schrieen. Die Zahl der Brauereien und Brennereien im Staat beträgt 1063.

— (Deutsches Gesangfest.) Als Demonstration gegen den Fremdenhaß der Knownothings haben die deutschen Gesangvereine von New-York, Philadelphia, Baltimore, Washington, Albany, Boston und andern Städten vom 23. bis 26. Juni ein solennes Sängerfest in New-York abgehalten und zwar unter unermeßlichem Zulauf und Beifall. Das Fest verlief ganz ungestört. Die Sänger hatten aber die Vorsicht angewandt, die Festlokalitäten durch deutsche Milizkompagnien bewachen zu lassen.

— (Ein wässeriges Institut.) Unter allen Ansiedlungen an den Ufern des See's unseres Staates ist die an der Südseite gelegene Wasserheilanstalt Glen Haven die merkwürdigste. Es gibt keine Krankheit, mit Ausnahme von Kazenjammer und Hühneraugen, welche hier nicht kurirt wird. Stirbt ein Patient, so stirbt er nicht an einer Krankheit, sondern weil unser Herrgott es so gewollt. Außer dem Wasser werden als Heilmittel auch Pies, Grahampuddings, Crakers und Langeweile angewandt. An der Spize dieses wunderbaren Instituts stehen zwei ausgezeichnete Aerzte, ein Amerikaner und ein Deutscher. Der erstere war früher ein achtbarer Farmer, der andere ein ebenso ehrbarer Glasschleifer. Sie haben beide vor den europäischen Aerzten das voraus, daß sie sich nicht unnöthiger Weise in den Kliniken abgequält und befähigt sind, die Diagnose ankommender Kranken durch Inspiration zu stellen. Ihr Wahlspruch ist demnach, wie man aus ihren Vignetten ersieht: deus duce! (In hydropathie latin heißt es nämlich nicht deo duce, denn Gott ist in Glen Haven inderlinabel.) Sollte man ihren Berichten in dem Watercurejournal vom Mai d. J. Glauben schenken, so sind einige ihrer

---

Emigranten, während ein halbwüchsiger Bursche aus einem der Grenzdörfer dem Zuge als Wegweiser zu dem Lande diente, das sich die Ansiedler durch Kauf zum Eigenthume erworben hatten. Eduard und Doris waren jezt Mann und Frau, sie gingen auf die Beschwerden und Mühen eines Urwaldansiedlers mit fröhlichen Hoffnungen ein, doch auch mit dem festen Entschlusse, daß, sollten sich diese ihre Hoffnungen nicht realisiren, sie vor keinem der sich ihnen entgegenstellenden überwindbaren Hindernisse zurükweichen wollten.

Der Zug durch die Wildniß war für Menschen und Thiere bis zum Uebermaße angreifend. Es existirte hier kein gebahnter Weg und die Wagen der Emigranten mußten gezogen werden durch Busch und Dilicht, über Felsstüke und entwurzelte Bäume, welches nur ein Vorrüken von drei bis fünf englischen Meilen gestattete. Bald mußte ein gewaltiger Baumstamm aus dem Wege geräumt, dann ein Dilicht durchhauen werden und wiederum zwang sie ein Sumpf zu einem langen, ermüdenden Umwege. Zwei der Zugochsen fielen auf dem Wege und die Ansiedler hatten einen bittern Vorgeschmak der Schwierigkeiten eines Anbaues in diesem Lande. Endlich waren sie auf dem Landstüke von fünfhundert Akern, das ihnen gehörte, angelangt, und sie fanden, daß es mit demselben gewaltigen Waldwuchse bedekt sei, welchen sie mit so großer Anstrengung hatten durchdringen müssen.

Die Aussichten waren nicht die besten; doch Todsen war keiner der Leute, die leicht zu entmuthigen sind. Er entjocht seine Ochsen, die Wagen werden auf den Hügel gebracht, den der Emigrant zu seiner Niederlassung ausgewählt, und hier wurden auch die Zelte aufgeschlagen, in denen die Gesellschaft wohnen sollte, bis eine bessere Wohnung zu Stande gebracht sei. Nachdem dieß geschehen, kehrte Eduard in das Grenzdorf zurük und miethete sich zwei jener bekannten amerikanischen Waldarbeiter, die mit der Axt in der Hand bekanntlich mehr Waldland bloslegen, als es zwanzig Europäer in derselben Zeit zu thun im Stande sind. Ihr Arbeitslohn war sehr hoch, doch wie alle Yankee's thaten sie, einmal angenommen und bezahlt, ihre Pflicht. Ehe der Winter eintrat, war ein Raum von etwa acht Akern gelichtet, ein Blokhaus gebaut und das gefällte Holz bis auf die schweren Stumpen zu Asche verbrannt. Die so gewonnene Lichtung bildete in dem gewaltigen Waldraum ein nur unbedeutendes, fast unbemerktes Feld. Die Bäume waren zwei Fuß vom Grunde abgehauen und das Feld deßhalb dicht mit Baumstumpfen besäet — doch es war immerhin ein freies Feld und die Zwischenräume zwischen den Baumstämmen waren von Todsen zur gehörigen Zeit mit Mais, süßen Kartoffeln, Kürbissen und allen andern in jener Gegend kultivirten Fruchtarten bepflanzt. Wild war jedoch die Hauptnahrung der Ansiedler, welche, troz der sich überall entgegenstellenden Schwierigkeiten, die Hoffnung und Energie nicht sinken ließen.

Die ersten entmuthigenden Symptome zeigten sich ihnen während der Regenzeit. Das Haus war unter einem Abhange des Hügels erbaut und man schien dasselbe vor einer förmlichen Ueberschwemmung kaum schüzen zu können. Todsen verfiel jedoch auf den Gedanken, das Wasser durch einen Graben abzulenken und nachdem dieser im Halbkreise um das Gebäude angelegt, so daß das durch denselben aufgefangene Wasser vom Hause abgeleitet wurde, war die Gefahr einer Ueberschwemmung glüklich beseitigt. Mit dem Frühlinge kam eine andere schwere Zeit für die Ansiedler. Die eintretende Wärme machte auf die schwere, sie von allen Seiten umgebende Vegetation einen Eindruk, der für ihren Gesundheitszustand höchst gefährlich war; die Ausdünstung des frisch keimenden Waldes, sowie der Sümpfe, an denen derselbe nur zu reich war, verursachte Krankheiten, denen der alte Vater Eduards bald erlag, und Doris, die Eduard bald zum Vater machen sollte, wäre ihm fast in's Grab gefolgt, nur ihre kräftige Konstitution und die liebevollste Pflege konnten sie vom Tode erretten. Eine der anderen Frauen verlor ihren Säugling, und um dem Ganzen die Krone aufzusezen, zeigten sich ihre Felder — in Folge Mangels an Erfahrung in der amerikanischen Agrikultur und eines anhaltenden Regens — als gänzlich unproduktiv. Auch das Vieh kränkelte und ein Theil davon fiel ihnen in Folge des Mangels an Weidegrund.

(Fortsezung folgt.)

Kuren so merkwürdiger Art, daß sie beide verbrannt worden wären, wenn sie im vorigen Jahrhundert gelebt hätten. In Glen Haven, heißt es dort wörtlich, kommen Heilungen vor, von denen die wildeste Phantasie nicht im Stande wäre, sich ein Bild zu entwerfen! Glüklicher Weise leben die braven Märner in unserm aufgeklärten neunzehnten Jahrhundert. (Cr.-Ztg.)

— (Statistik der Einwanderung.) Die Einwanderung des l. J. betrug bis 27. v. Mts. 66,586 Köpfe gegen 132,657, welche in derselben Zeit des vorigen Jahres ankamen. Die irische Einwanderung soll um die Hälfte, die deutsche um 15 Prozent im Abnehmen sein.

— (Neue Dämpferlinie zwischen Triest und New-York.) Nach einer dem Staatsdepartement in Washington zugekommenen Korrespondenz von Triest ist die Ausführung der von dem österreichischen General-Konsul, Hrn. Charles Loosey, vorgeschlagenen Dampfschifffahrtsverbindung zwischen Triest und New-York beschlossen worden. Die österreichische Regierung soll ihre direkte Betheiligung zugesagt haben, und drei Dämpfer von 3000 Tonnen Gehalt und 1000 Pferdekraft wären hier zu bauen. Die Schiffe werden jedoch unter österreichischer Flagge fahren, und in Korfu, Malta, Algier, Cadix und Lissabon anlegen. Die Fahrzeit, inkl. Aufenthalt, von Triest nach New-York ist auf 20 Tage 14 Stunden, zurük auf 19 Tage 5 Stunden berechnet.

— Texas. (Schweizerische Ansiedler.) Von zwei Brüdern Spieß, die im Frühjahr 1852 mit ihren Familien aus Baselland nach Texas ausgewandert sind, ist der ältere vor einigen Wochen wieder zurükgekehrt, um die Braut seines jüngern Sohnes abzuholen, sowie auch um den hier noch zurükgelassenen Theil seines Vermögens zu beziehen. Ueber Reise, Ansiedlung, Klima und Landbau in Texas berichtet Hr. Spieß folgendes: Von Hrn. Zwilchenbart in Basel spedirt, machten sie die Reise von Haltingen bis Bremen per Eisenbahn und Dampfschiff. Am 6. Mai in Bremen auf dem „Solon" eingeschifft, landeten sie nach einer Fahrt von 62 Tagen glüklich in Galveston; nach eintägiger Rast fuhr Hr. Spieß mit seiner Familie per Dampfschiff nach Houston und von da mit einer heimkehrenden Ochsenfuhre nach der Hochebene des Landes. Nach einer beschwerlichen Fahrt von 11 Tagen erreichten sie Industry, ein aufblühendes Städtchen. Des Reisens und Uebernachtens unter freiem Himmel müde, kaufte er eine Viertelstunde von diesem Städtchen entfernt eine Farm von 170 Aker Land nebst etwas Vieh, Schweine und Geflügel um 1100 Dollars. Die Farm war ordentlich eingerichtet, das Wohnhaus (Blokhaus) mit wenigstens 200 Pfirschbäumen umgeben, und ein Feld von 40 Aker eingezäunt, 80 Aker Waldungen, das übrige Prairieland; gutes reines Quellwasser befindet sich auf dem Gute. Das Klima ist heiß, im Winter keinen (soll heißen sehr selten und wenig) Schnee, nur bei starkem Nordwind mag stehendes Wasser ein wenig überfrieren. Der Einwanderer hat vom Klimafieber viel zu leiden, ist er aber einmal akklimatisirt, so ist die Gegend sehr gesund. Die Landsprodukte sind Baumwolle, Mais und Gemüse aller Art. Die Baumwolle ist aber die hauptsächlichste Einnahmsquelle des Texaners und wird gepflanzt wie folgt: Im März wird das Feld gepflügt, im April der Baumwollensaame in drei Abtheilungen von 10 zu 10 Tagen ausgesäet in einer Entfernung von wenigstens 4 Fuß, in einigen Wochen ist eine Staude von 4 bis 6 Fuß Höhe mit einer Menge Aeste gewachsen, blüht gewöhnlich roth, zahllose Kapseln bilden sich dann bis zur Größe eines Hühnereis; ist sie ausgewachsen, so springt die Kapsel über Nacht auf und ein Büschel Baumwolle hängt schneeweiß heraus, welche dann sofort abgenommen wird. Auf einem Aker (zirka 1 Juchart) erntet man gewöhnlich 5 bis 6 Zentner Baumwolle, welche zu 7 bis 10 Dollars der Zentner verkauft wird. — Die Viehzucht ist leicht zu betreiben, weil nie im Stall gefüttert wird; das Vieh gedeiht dabei ganz gut. — Die beiden Söhne Spieß kauften vergangenen Herbst eine Strekе Land von 424 Aker, nur 4 Meilen (1 Stunde) von der Farm ihres Vaters am Cedernbach (Cedar-Creek) gelegen, an, wo sie sich jezt einrichten. Der Aker kostete jezt 3 Dollars, würde aber vor 3 Jahren 1 Dollar gekostet haben. — Hr. Spieß räth hauptsächlich ärmern Familien von der Auswanderung nach Texas ab, indem sie sicher ihrem Untergange entgegen gehen würden, wenn nicht hinlängliche Mittel zur Erhaltung während der Klimakrankheiten und zum Ankauf eines eigenen Heerdes vorhanden wären. (Dieser Rath gilt bekanntlich gegenwärtig nicht bloß für Texas, sondern für ganz Nordamerika.) — Die Uneigennüzigkeit und Menschenfreundlichkeit des schweizerischen Konsuls zu Galveston, Herrn Kuhn aus St. Gallen, wird sehr gerühmt. Schließlich darf nicht vergessen werden, daß in jener Gegend mehrere Schweizer angesiedelt sind, wovon Hr. Dürr aus Basel, Amsler von Küttingen, auch Imler aus Mühlhausen in guten Verhältnissen stehen.

— (Die Sozialisten.) Von Karl Bürkli und seinen Begleitern sind Nachrichten angelangt. Die Kolonisten erfreuen sich der besten Gesundheit. Viktor Considerant und die Frauen fanden sie schon in der jungen Pflanzung, die 3 Meilen von dem texanischen Städtchen Dallas liegt. Das Terrain ist eine weite Prairie (jezt schon theilweise zu Feldern und Gärten umgewandelt), umgeben von dichtbewaldeten Hügeln. Auf diesen Hügeln werden die Gebäude der Auswanderer errichtet werden. Der Plan zu denselben ist in dem bekannten grandiosen Style fourieristischer Schöpfungen entworfen.

— (Tod durch Schlangengift.) Anfangs vorigen Monats ging ein Deutscher, Scherz, ein tüchtiger Hinterwäldler und geachteter Mann am Cibolo, auf die Jagd und kehrte nicht zurük. Man fand ihn am andern Morgen todt, etwa eine Meile von seinem Plaze, und es ergab sich bei näherer Untersuchung, daß sein Tod von dem Biß einer giftigen Schlange erfolgt sei, während er an der Erde hinkroch, und daß er denselben anfänglich kaum bemerkt haben konnte, aber schon nach einer kleinen Strekе entkräftet war und sich vergebens an einem Baum aufzurichten gesucht hatte. Er wird allgemein betrauert.

— (Deutsches Sängerfest.) Das dritte deutsch-texanische Gesangfest ward in Neu-Braunfels am 28., 29. und 30. Mai, also an denselben Tagen gefeiert, an welchen unsere Landsleute im großen Norden ihr Gesangfest zu Cleveland abgehalten haben. Außer dem Braunfelser Vereine selbst, welcher zwischen 30 und 40 Sänger zu zählen schien, waren noch folgende Vereine vertreten: der Sisterdaler-Comforter durch ein doppeltes, der Colubuser-Indianolaer und San Antonier durch ein einfaches, der Austiner durch ein doppeltes Quartett. Einzelne Sänger und Gesangesfreunde waren weit hergekommen; dieß und das Erscheinen des Vereins von Indianola, der über 150 Meilen zurükzulegen hatte, sowie des von Columbus, der nicht viel weniger Weg hatte, beweist, daß unsere Gesangfeste unter unsern texanischen Geistlichen immer weitern Anklang finden.

(Allg. Ausw.-Ztg.)

— Illinois. Die Verwerfung des Mäßigkeitsgesezes durch das souveräne Volk von Illinois ist an manchen Orten gefeiert worden, so namentlich auch von den Neuschweizern zu Highland. Eine „Beerdigungsfeier des Temperenzgesezes" erregte dort als gelungene Persiflage allgemeine Heiterkeit. Ein Hr. Bernays hielt die mit ungetheiltem Beifall aufgenommene Leichenrede; hernach wurde gezecht, gejubelt, getanzt und viel Bier vertilgt von Rechtswegen.

— Wiskonsin. Hier ist ein Gesez zum Schuz der Arbeiter an Eisenbahnen erlassen, welches die Eisenbahnen-Kompagnien für die Bezahlung der Arbeitslöhne haftbar macht; ein anderes Gesez autorisirt Frauen, deren Männer Trunkenbolde sind oder sene nicht gehörig unterhalten, selbstständig Geschäfte zu treiben.

— Kalifornien. Aus Monterey enthält ein Brief vom 26. April folgenden Beitrag zu dem reichhaltigsten Kapitel des kalifornischen Lebens, den Räubereien und der Lynchjustiz: „Ein Mexikaner wurde bei Carneros Rancho gehängt gefunden, in der Nähe der Bäume, an welche vor wenigen Wochen zwei Mexikaner gehängt wurden. Eine Kompagnie von Franzosen und Spaniern, welche Vieh nach San Franzisko trieb, ergriff zwei Mexikaner, welche ihnen Nachts zuvor in der Nähe des Nacimientoflusses ihre Pferde gestohlen. Einer der Diebe, welcher am Abend vorher bei den Viehtreibern zu essen erhalten hatte, wurde erschossen oder gehängt, der andrre wurde schwer verwundet und entsprang nach dem Rancho von San Benito, wo er jezt festgehalten wird. Zwei Amerikaner, welche von einem Rauchero zu San Miguel Pferde gestohlen, brachen in einen Store ein und wurden gefangen und auch gehangen. Estevan de la Torre und ein anderer kalifornischer Rauchero, welche auf der Salinas-Ebene wohnen und darauf aus waren Viehdiebe zu erwischen, fingen vier Männer vom Pajaroflusse mit einer Wagenladung von frischem Rindfleisch, Häuten, Hörnern u. dgl. m. Sie wurden nach Monterey in das County-Gefängniß eingebracht und darauf vor Justice Smith gestellt. Die Verhandlung wurde auf einige Tage verschoben. Unterdessen sollen vom Pajaroflusse 14 Mann Bewaffnete angekommen sein, welche „nach dem Rechte dieser Gefangenen sehen wollen." Die Verheerungen, welche durch solche Räubereien in den Heerden der Rancheros des Pajaroflusses angerichtet werden, sollen in den lezten drei Jahren so groß sein, daß viele mit ihren Heerden in den südlichen Theil von Monterey County gezogen sind, und wenn die Sache nun auch hier so betrieben wird, muß die Auswanderung sich weiter nach der County von San Louis Obispo fortbewegen."

— Utah. Im Mormonen-Gebiet hat man merkwürdige Ruinen alter Städte entdekt, von denen Eine, ähnlich dem berühmten Petra im steinigten Arabien, ganz in Felsen gebaut war. Auf dem nördlichen Ufer des St. John's Flusses und etwa 500 Meilen vom Großen Salzsee fand man auf einer Strekе, 40 Meilen am Fluß entlang und 25 Meilen breit, eine Menge Ruinen, auch von dreistöligen Häusern, und eine Menge irdener Gefäße, von schöner Qualität und mit mannichfachen Figuren bemalt, deren Farben ihre volle Frische behalten hatten.

— (Ein guter Gedanke der Mormonen.) Aus einem Berichte im „San Franzisko Journal", redigirt von Julius Fröbel und K. Rühl, ist zu entnehmen, daß die Mormonen jezt auch eine eigene Orthographie der englischen Sprache einführen, indem sie phonetische Zeichen erfunden haben, um die Worte so zu schreiben, wie sie gesprochen werden.

Südamerika. Brasilien. (Rentabilität der Bienenzucht in Rio Grande.) Bis zum Jahre 1853 hatte man, trozdem die Provinz Rio Grande reich an wilden Bienen ist, wenig Nuzen von ihnen gezogen. Im August 1853 brachte ein Deutscher, Namens Hannemann, zwei bevölkerte Bienenkörbe aus Deutschland nach der Provinz Rio Grande, ließ sich damit in der Nähe von der Stadt Rio Pardo nieder, und hat aus jenen zwei Völkern in 18 Monaten ungefähr 300 Völker gezogen; er hätte eine noch größere Zahl gewinnen können, wenn es ihm nicht an Körben gefehlt hätte. Der Honig und das Wachs sind von ausgezeichnet guter Art. Man kauft gern seine Bienen und bezahlt den Korb mit 22 Thalern; den Honig und das Wachs verkauft Hannemann gleichfalls zu hohen Preisen.

— Der Diamant, welcher vor einiger Zeit von einer Negerin, Eigenthum zweier Waadtländer, in Brasilien gefunden wurde, trägt den Namen „Südstern" und wiegt 254½ Karat, 1½ Karat ging beim Schleifen verloren. Der berühmte Kohinoor von Golkonda, aus dem Schaze des Großmoguls und jezt der englischen Krone gehörig, wiegt nur 122 Karat.

An die Redaktion des Kolonist in Lichtensteig.

St. Gallen, den 23. Juli 1855.

In Folge des Artikels „Als wie der Versucher ꝛc." in Nro. 29 des „Kolonist" sehen wir uns im Falle, Sie zu ersuchen, daß Sie in nächster Nummer erklären, daß es nicht unsere Agentur ist, die jenes gedrukte Zirkular an die Gemeinderathsweibel ergehen ließ, denn es kann uns nicht gleichgültig sein, ob der oder jener verehrliche Leser Ihres Blattes nicht uns dafür im Verdacht hätte, und so unser guter Ruf dadurch leiden dürfte.

In der angenehmen Erwartung, daß Sie unserem billigen Wunsche entsprechen werden, grüßt Sie freundlichst

Bion-Glük.

(St. Gallische Agentur des Hrn. Steinmann-Drevet in Basel.)

Zufriedenheitserklärung.

Die unterzeichneten Auswanderer nach San Paulo in Brasilien erklären mit Vergnügen ihre vollkommene Zufriedenheit mit der Art und Weise, wie Hr. E. de Paravicini, unser Expedient, seine Verträge erfüllte, indem wir zugleich der Fürsorge und dem Eifer des Hrn. S. Donati, seines Sekretärs, der uns bis Hamburg begleitete, vollkommene Anerkennung zu Theil werden lassen. Die Schönheit und Bequemlichkeit des für uns bestimmten Schiffes „North-Sea" übertraf alle unsere Erwartungen.

Wir benuzen diesen Anlaß, um Hrn. E. de Paravicini für alle derartige Expeditionen den Auswanderern bestens zu empfehlen.

Hamburg, den 11. Juli 1855.

G. Wieland.
Nägeli, Dr. med. von Zürich.
Jakob Aychner, Kommis.
Konrad Thomas, Pflästerermeister.
Christian Endereß, „
Jakob Killer.
Xaver Bächli von Mürtenlingen im Namen aller Auswanderer.
Johann Bechsler von Oberwil.
Xaver Frei von Obrerbrendingen.
Gottfried Bühler von Mellikon.
Jakob Gut.
Johannes Widmer von Hausen.
Friedrich Grimm von Mülligen.
Jakob Erismann.
Jakob Bikel von Augst.
Kaspar Thut von Ober-Entfelden im Namen seiner Brüder.
Jehnder, Johann.
Johannes Plattner.
Jos. Keller.
Johann Maurer.
J. Bolliger, Chirurg-Coiffeur.
Sean Heinrich Lulig.
Heinrich Ringger von Horgen.
Heinrich Ryeler, Maurer von Horgen.
Henri Spz.

Der Konsul der schweizerischen Eidgenossenschaft bescheinigt hiemit die Richtigkeit der vorstehenden Unterschriften.

Hamburg, den 11. Juli 1855.

(L. S.) Der Konsul:
Joh. Pet. Ruch.

Abonnementspreis.
Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".

Einrückungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 31. | Samstag den 4. August. | Lichtensteig, Druck und Expedition von J. M. Wälle. | Fünfter Jahrgang. | 1855.

Die Laplatastaaten als Nebenbuhler Brasiliens.

(Fortsezung.)

Wir haben gesagt, die Vorwürfe gegen Brasilien, die der „Bote aus Amerika" aus dem Schriftchen des Herrn Paridant herausgeklaubt hat, seien theils nichtssagend, theils grundlos und wollen diesen Ausspruch durch Anführung von thatsächlichen Beispielen beweisen.

Herr Paridant scheint die Regierung von Brasilien ungefähr für so extremkonservativ (nicht in politischer, sondern mehr in administrativer Beziehung) zu halten, wie man ungefähr in der Schweiz ein Urtheil über diejenige von Appenzell Innerrhoden fällt. Er scheint nichts zu wissen von der großartigen Thätigkeit, die sich seit einigen Jahren in so manchen Zweigen der Landesverwaltung äußert, von den vielen Verbesserungen und neuen Schöpfungen zum Besten des Handels und Verkehrs, der Kolonisation, der Erziehung u. s. w., z. B. von den neuen Dampfschifffahrtslinien sowohl zur See zwischen den einzelnen Häfen unter sich und nach Europa und Nordamerika, als auf den Flüssen des Landes (Amazonenstrom und Mucury), von den Eisenbahnen, die theils schon im Bau begriffen sind, theils der Ausführung rasch entgegengehen, von den Straßenbauten, die überall in's Werk gesezt werden vom Mucury nach Minas Geraës, von Rio Janeiro in's Innere der Provinz, von Santos in's Hochland von San Paulo, von Dona Franziska nach Parana u. s. w. — von den Vermessungen der Staatsländereien — von der Gründung neuer Schulen und sogar der Anstellung und Besoldung protestantischer Geistlicher und Lehrer (Petropolis, Dona Franziska, Blumenau ꝛc.), zugleich ein Beweis der großartigsten Toleranz der Regierung, die gewiß in keinem ganz katholischen Lande gefunden wird, am allerwenigsten aber in einer sogenannten spanischen Republik, heiße sie nun Peru, Uruguay oder Santa Fé. Sogar in Chile, dem liberalsten und geordnetsten dieser Freistaaten, ist die Intoleranz der Geistlichkeit groß und vermag auch die Regierung mit dem besten Willen jezt noch wenig dagegen, wie wir aus den Berichten des dortigen Schweizerkonsuls Rüdig wissen. Wie mag es damit erst in Santa Fé aussehen! welches Schicksal würde dort einer evangelischen Kolonie warten, in einem Lande, das bis jezt blos etwa vereinzelte protestantische Engländer und Amerikaner gesehen hat, in dem aber gewiß noch nie ein protestantischer Gottesdienst abgehalten worden ist. Und, da wir nun einmal daran sind, eine Parallele zwischen Brasilien und Santa Fé zu ziehen, so möchten wir wohl fragen: was hat denn die Regierung von Santa Fé schon für ihr Land gethan? hat sie Straßen gebaut, Schulen gegründet? u. s. w. Wir haben davon noch nichts gehört und finden auch in dem Schriftchen des Herrn Aaron Castellanos, des Apostels der Santa-Fé-Kolonie, nichts der Art verzeichnet.

Herr Paridant beklagt sich ferner über Mangel an Aufmunterung, Mangel an Unternehmungsgeist, Unfähigkeit der höhern Schichten der Gesellschaft, sich aus dem alten Schlendrian loszureißen. Eine gewisse Apathie, Abneigung gegen körperliche und geistige Anstrengung und Hinneigung zum dolce far niente, wie der Italiener sagt, liegt allerdings im brasilianischen Volkscharakter. Diese Eigenschaft der Brasilianer gereicht aber gerade den Fremden zum größten Vortheil; sie kommt dem einsichtigen, fleißigen und unternehmenden Einwanderer zu gute, der in Brasilien nicht jene gewaltige Konkurrenz von Seite des Eingebornen zu fürchten hat, wie in den Ver. Staaten Nordamerikas. Hierin liegt also gerade ein Grund, um eher zur Auswanderung nach Brasilien aufzumuntern, als davon abzurathen. In dieser Beziehung wird übrigens der Unterschied zwischen Brasilien und den Argentinischen Staaten nicht zu groß sein. Was Handel und Gewerbe betrifft, so liegen sie in beiden Ländern hauptsächlich in den Händen der Fremden; bei öffentlichen Unternehmungen sind ebenfalls meist Fremde thätig. Aber doch dürfte auch da ein Vergleich zwischen Brasilien und den Argentinischen Staaten eher zu Gunsten Brasiliens ausfallen. Namen, wie die des Senators Bergueiro in San Paulo, des Präsidenten der Provinz Rio Grande do Sul, Hrn. Casancao de Sinimbu und andere haben hinsichtlich des Geistes und der Thatkraft ihrer Träger einen guten Klang, der nicht nur in Brasilien, sondern auch in Europa widertönt. Wen können die Argentinischen Staaten diesen Männern an die Seite stellen? Es giebt dort wohl hie und da einen Soldaten, einen General, der sich in den ewigen Bürgerkriegen eine traurige Berühmtheit erworben hat; aber von Männern, die sich in Unternehmungen des Friedens, in Beförderung der Kultur ihres weiten, derselben so bedürftigen Vaterlandes auszeichnen, hört man nichts. Es muß sich erst noch zeigen, ob dem General Urquiza, dem jezigen Präsidenten der Argentinischen Provinzen und Wohlthäter derselben, da er vor zwei Jahren den Bürgerkrieg beendigt hat, in Zukunft auch dieser Ruhm zu Theil werde.

Herr Paridant behauptet ferner, die brasilianische Regierung habe gegen Kolonisationsgesellschaften allerlei Versprechungen gemacht, dieselben aber nicht gehalten. Was dieß für Kolonisationsunternehmungen waren, das ist nicht gesagt, und wir halten diesen Vorwurf für gänzlich erlogen, da uns wohl eine Menge der blühendsten Kolonien in Brasilien bekannt sind, die theils von der Regierung selbst gegründet worden sind (San Leopoldo, Santa Cruz, Torres und Tres Terquilhas in Rio Grande; San Pedro d'Alcantara und mehrere andere in Santa Catharina; Rio Negro in Parana; Petropolis und Neu-Freiburg in Rio Janeiro u. s. w.), theils von Privaten und Gesellschaften mit Unterstützung der Regierung (Blumenau, Dona Franziska, Superaguby, die Kolonien des Senators Bergueiro und der übrigen Gutsbesitzer in San Paulo und Rio de Janeiro u. s. w.), aber keine einzige Kolonisationsunternehmung, die an der Unredlichkeit der Regierung gescheitert wäre.

Was die Zölle betrifft, durch die die Fremden belästigt werden, so ist dieß eine Einnahmsquelle des Staates und eine Steuer, die überall vorkommt; die, aber in Brasilien gerade die Einwanderer am wenigsten trifft, da ihnen freie Einfuhr für ihre eigenen Bedürfnisse gestattet ist.

Von einer portugiesischen Partei zu reden ist eine Lächerlichkeit; eine solche existirt in Brasilien so wenig, als es in den Vereinigten Staaten Nordamerika's eine englische gibt. Die Brasilianer wären Narren, wenn sie sich nach einer Wiedervereinigung mit dem verkümmerten Portugal sehnten. Da hätten die Argentinischen Staaten mehr Ursache zu einem Wiederanschluß an das Mutterland Spanien; denn, bis jezt haben sie im eigenen Lande noch keine feste Ordnung schaffen können und ob die nun zweijährige Ruhe länger dauert, wird von Niemanden garantirt und Spanien, wie bunt und verworren die politischen Zustände bei Hause sind, hält doch die Kolonien, z. B. Kuba und die Philippinen in Ordnung. (Schluß folgt.)

Die Schulden der südamerikanischen Republiken.

Peru 49,665,000 Doll., NeuGranada 37,000,000 Doll., Ecuador 19,085,000 Doll., Venezuela 19,945,000 Doll., Chili 8,920,000 Doll., Bolivia 2,605,000 Doll. Wir wollen diese Zahlen, welche wir der New-Yorker Handelszeitung entnommen haben, ergänzen, indem wir auch die Schulden der drei noch übrigen sogenannten spanischen Republiken Südamerikas aus andern Quellen hier verzeichnen. Paraguay ist, dank der ausgezeichneten Verwaltung des Diktators Dr. Francia († 1840), der einzige schuldenfreie Staat Südamerikas. Die vereinigten Staaten des Rio de la Plata, oder die Argentinische Republik besaß im J. 1850 eine innere Staatsschuld von 18,553,915 Piaster und eine äußere (englische Anleihe von 1824) im Betrag von 1 Million Pfund Sterling; ferner haben die von letzterer Schuld seit 1827 rükständigen Zinse den ursprünglichen Kapitalbestand beinahe erreicht und endlich haben diese Staaten für 105 Millionen Piaster Papiergeld ausgegeben, das durchaus werthlos ist. Diese enorme Schuldenlast kann sich seit 1850 nur noch vermehrt haben, vorzüglich wegen des letzten Bürgerkrieges, der in diese Jahre fällt. Wie seit der Trennung der Republik Buenos Ayres von den übrigen Staaten die gemeinsam gemachten Schulden vertheilt worden sind, ist uns unbekannt. — Noch interessanter sind dieselben Verhältnisse in Uruguay (Banda oriental, Montevideo). Die Schulden dieses Staates waren nach einer Nummer der „Times" vom April 1852 damals so übermäßig groß, daß die Regierung selbst nicht im Stande war, sie auch nur annähernd zu

schätzen. Es müssen, sagte „Times", unverzüglich Maßregeln getroffen werden, um die wirklichen Verpflichtungen des Staates zu untersuchen, festzustellen und Bestimmungen behufs der Liquidation zu treffen. Die Einnahmen des Zolls, welche die Haupteinkünfte bilden, werden auf viele zukünftige Jahre für Schuldverpflichtungen in Anspruch genommen. Außerdem werden so mancherlei und sehr viele so bedeutende Ansprüche gegen den Staat erhoben, daß nur bei einer außergewöhnlichen Festigkeit und Umsicht eine Art von Regulirung stattfinden kann. Die Deputirtenkammer hatte die skandalösen Wuchergeschäfte à 36 % pro anno Zinsen, welche die letzte Regierung in der Stadt Montevideo machte, so wie die Verkäufe und Verpfändungen aller Regierungsgebäude, Marktpläze ꝛc. und sogar der Kirchen und Kirchhöfe noch nicht anerkannt.

Aus den oben angeführten Daten kann man auf den moralischen Gehalt wenigstens der früheren Regierungen dieser Staaten schließen, dieser Länder, die von der Natur so gesegnet, unter einer nur einigermaßen ordentlichen Verwaltung zu den reichsten der Erde gehören müßten. Hoffen wir, daß der Charakter der gegenwärtigen Regierungen in den Uferstaaten des La Plata, die jezt mit so vielen schönen Versprechungen deutsche und schweizerische Einwanderer zu sich rufen, ihnen mehr Garantien für Erfüllung derselben biete!

Verschiedenes.

Schweiz. Aargau. Laut amtlichen Erhebungen sind im Jahr 1854 aus dem Aargau 2963 Seelen ausgewandert, wovon 254 nach Südamerika, 40 nach Australien und der Rest nach Nordamerika. Im Ganzen hat die Bevölkerung um 3079 abgenommen.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. (Korrespondenz des „Schw. Merkurs" aus Philadelphia vom 30. Juni.) Der Kampf für die Präsidentenwahl beginnt bei uns außerordentlich frühzeitig, und es ist auch nicht zu bezweifeln, daß derselbe dies Mal sehr ernsthaft sein wird, indem jede Partei ihre Grundsäze mit aller Macht geltend zu machen sucht, und besonders scheinen die Nichtswisser keine Hinterlistigkeit, keine Schleichwege, keine Gewaltmaßregel zu scheuen, um ihren Zwek zu erreichen. Die Präsidentschaftskandidaten der verschiedenen Parteien sind: Herr Law von New-York, „Weißnichts" (Knownothings) und Temperanzer (Mäßigkeitsparteigänger), Herr Seward von New-York, Antisklaverei-, Antitemperenzmann, gemäßigter Knownothings (von der Schattirung der Weißwasse, Knowsomethings), Herr H. A. Wiese von Virginien, Demokrat, gegen Temperenz, gegen die „Weißnichtse" und hinsichtlich der Sklavenfrage, trozdem er in einem Sklavenstaat wohnt, ein Freund der Aufhebung der Sklaverei auf einem vernünftigen und gesezlichen Wege. Da nun die Knownothings bei der Sklavenfrage sich entzweit haben und ein bedeutender Theil derselben Herrn Seward als seinen Kandidaten für die Präsidentschaft erklärt hat, so könnte es leicht möglich werden, daß der demokratischen Partei der Sieg zufiele, besonders wenn alle Einwanderer Mann für Mann sich für Herrn Wiese erklären würden. Herr Wiese ist gewiß der größte Feind der Knownothings, und sie fürchten denselben sehr, da es anerkannt ist, daß er ein ebenso talentvoller als tugendhafter Mann ist, den weder Amt noch Geld bestechen kann, was er schon oft in den Hallen des Kongresses bewiesen hat. Dabei ist er, was in den Augen des Volkes der Ver. Staaten viel gilt, ein sehr tüchtiger und unerschrokener Redner. Herr Seward ist ein schon etwas abgenüzter Parteimann und Aemtersucher, der zwar vorgibt, ein strenger Antisklaverei- und Antitemperenzmann zu sein, aber doch seinen Mantel immer nach dem Winde hängt, so daß er bereits sehr viel Zutrauen verloren hat. Seward hatte bei der lezten Gouverneurswahl in New-York sehr viele Freunde unter den Deutschen, doch hofft man, daß sie sich bei der Präsidentenwahl alle für Herrn Wiese erklären werden, um den gemeinsamen Feind zu schlagen. Herr Law von New-York, der Kandidat der eingefleischten Knownothings, ist der würdige Vertreter der amerikanischen Bigotterie, der Temperenznarrheiten und des Fremdenhasses, welcher Feuer vom Himmel rufen möchte, um alle Schiffe zu zerstören, welche Einwanderer an den Ufern der Ver. Staaten landen, und seine feurigen Reden, die er in diesem Ton gegen Einwanderer und Katholiken gehalten hat, zeugen genugsam von seinem ergrimmten und boshaften Herzen. Seine Partei ist bis jezt noch immer die stärkste, doch wird sie ohne Zweifel, bevor der Wahltag erscheint, eine Masse als Ueberläufer verloren haben. — Am 4. Juli, dem Tag der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten von Nordamerika, soll bekanntlich das Temperenz- (Mäßigkeits-) Gesez im Staat New-York in volle Kraft treten. Auf den Vorabend dieses Festes ist in der Stadt New-York eine Massenversammlung berufen, und es steht zu erwarten, daß die Männer New-Yorks sich am 4. Juli noch einmal unabhängig erklären werden, nämlich unabhängig von den Fanatikern und Heuchlern, deren es in Amerika mehr als irgendwo in der Welt gibt. Nichtswisserthum, heuchlerisches Mäßigthun, Sonntagsgesez und Religionshaß müssen und werden in Amerika fallen, allein nicht ohne schweren und blutigen Kampf. — Die Tagesereignisse sind, daß der Staat Illinois 14,000 Stimmen Mehrheit gegen das Maine- (Mäßigkeits-) Gesez gegeben und es also nicht angenommen hat. — Im Bezirk Utah bei den Salzseen, sowie am Arkansas- und Rothenfluß soll Gold gefunden worden sein, und es strömt daher von den östlichen Staaten eine Menge Menschen dahin. Das Erfreulichste in Amerika ist die Ernte, welche die kühnsten Hoffnungen zu übertreffen verspricht; besonders steht das Welschkorn, eine Hauptpflanze hier, beispiellos, es ist im Durchschnitt 10—12 Fuß hoch und trägt sehr reichlich. Die Krankheit in den Weinbergen von Reading in Pennsylvanien ist dieses Jahr ganz verschwunden, auch kommen über den Wein aus Cincinnati in Ohio und Herman in Missouri sehr erfreuliche Berichte, und so scheint sich in diesem Jahr Alles gegen die Temperenzer verschworen zu haben. — Heimliche Werbungen für die englische Armee finden noch immer hie und da statt, doch ist die Polizei sehr wachsam und spürt überall fleißig nach, besonders bei deutschen Wirthen, die schändlicher Weise ihre Landsleute zu verleiten suchen. Der englische Konsul in New-York, Herr Stanley, ist wegen Werbungsversuches unter 1000 Dollars Bürgschaft gestellt.

— (Der vierte Juli.) Die Feier des Jahrestages der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung (4. Juli), bei welcher es sonst nicht an Krawallen zu fehlen pflegt, ist dieß Mal im Allgemeinen recht ruhig vor sich gegangen. Nur in Columbus, der Residenzstadt von Ohio, gab es einen Krawall zwischen den deutschen Turnern und amerikanischem Gesindel, welches jenen ihre Vereinsfahne zu entreißen suchten. Die Turner, durch einen ähnlichen Angriff vor einigen Wochen vorsichtig gemacht, hatten sich mit Pistolen versehen und stäubten das Gesindel damit auseinander. Daß nachher sie als die Angreifer erschienen und lautes Geheul über die Greuelthaten der „Foreigners" (Fremden) erhoben wurde, ist etwas, woran wir hier schon seit lange gewöhnt sind. Anfangs treibt einem wohl die Entrüstung das Blut in die Wangen, wenn man die empörende Brutalität des eingebornen Strolchenthums und die systematische Niedertretung der deutschen Volksthümlichkeit bemerkt, aber nachgerade muß man sich ja wohl daran gewöhnen. Darin besteht ja der vielgerühmte Kosmopolitismus des Deutschen, daß er sich mit bedientenhafter Demuth den rohesten Gebahrungen fremder Nationalitäten unterwirft und sich für alle Kränkungen mit dem erhebenden Bewußtsein tröstet, daß er die wichtige Rolle des Sauerteigs für fremde Kultur spiele. In diesem vorwiegend akerbautreibenden Lande darf man sich freilich nicht wundern, wenn ein anderes Gleichniß angewendet wird und das deutsche Element nur für den Dünger des Amerikanerthums gilt. Inzwischen gibt das Treiben der Nichtswisser Hoffnung, daß die Deutschen in Amerika sich aus ihrer entwürdigenden Stellung herausarbeiten werden. Eine zeitweilige Herrschaft des Nativismus in den Ver. Staaten wäre etwas, wozu diejenigen, welche das deutsche Element erstarkt zu sehen wünschen, sich gratuliren dürften. (Schw. M.)

— (Plausibles Surrogat für das Mäßigkeitsgesez.) Mehrere Philadelphier Zeitungen haben in Vorschlag gebracht, daß anstatt des Mäßigkeitsunsinns ein Gesez durchgebracht werden möge, welches die Untersuchung der Getränke anordne. Dieses würde gewiß die Zustimmung eines jeden guten Bürgers erhalten, denn in Amerika werden jährlich Tausende den Irrenhäusern übergeben, die sich durch den Genuß verfälschter und aufgebesserter Getränke den Wahnsinn zugezogen haben. Die Getränkemischer werden gewöhnlich mit dem Titel Giftmischer belegt.

— (Die Ernte.) Die Getreideernte ist in den südlichen Staaten beendet, in den mittlern und westlichen im Gange. Alle Berichte stimmen darin überein, daß es eine ganz vorzügliche ist. An Baumwolle und Zuker wird man wohl nur eine knappe Mittelernte bekommen.

— New-York. (Ein Gesez, das nicht gehalten wird.) Dem Mäßigkeitsgesez geht es zu New-York, wie dem Kartenspielverbot im Appenzellerland. Ein Korresp. der Nat. Ztg. schreibt darüber aus New-York den 10. Juli: Die wichtigste Nachricht von hier ist die, daß eben nichts Wichtiges geschehen ist. Seit vorigem Mittwoch ist nämlich das Zwangsmäßigkeitsgesez in Kraft getreten, ohne daß sich dabei irgend einer der erwarteten Konflikte ergeben hätte, aus dem einfachen Grunde, weil das Gesez nur auf den Papiere steht und Niemanden genirt. Ein Europäer, der mit dem Glauben herüberkommt, daß ein Volk die selbstgegebenen Gesetze treulich halte, würde nicht wenig erstaunt sein lokale in New-York, welche das Gesez in Acht und Bann kommt daher, weil die gemeindliche Selbstregierung über die staatliche den Sieg davon getragen hat. Das Gesez, welches am 4. Juli in Kraft treten sollte, war vornehmlich von Bauern gemacht, deren Anschauungen sich nicht über die engen Bedürfnisse ihrer ländlichen Kreise hinaus erhoben; was Wunder daher, wenn sich die Städte dagegen auflehnen? Natürlich ist dabei nie von einer wirklichen Auflehnung die Rede. Selbst diejenigen, die es laut proklamiren, daß das Gesez verfassungswidrig, folglich nichtig sei, rathen zur Unterwerfung, aber freilich mit einem geistigen Vorbehalt. Dieser Vorbehalt besteht darin, daß man das Gesez möglichst genau auslegt. Man weiß, zu welcher Fertigkeit man schon in Deutschland die Interpretationskunst gebracht hat; aber gegen die Fertigkeit amerikanischer Advokaten ist sie doch nur ein Kinderspiel. Während der drei Monate zwischen dem Erlaß des Gesezes (9. April) und dem Tage, wo es in Kraft treten sollte (4. Juli) sind alle wesentlichen Bestimmungen von juristischen Autoritäten so gründlich zersezt worden, daß sich nirgend mehr die Spur eines Zusammenhaltes zeigt. Jezt bleibt nichts weiter übrig, als einen einzelnen Prozeß auf Grund dieses Gesezes bis an's Oberappellationsgericht des Staates zu treiben, und man zweifelt nicht daran, daß dieses ihm dann den Gnadenstoß versezen wird, indem es dasselbe definitiv als verfassungswidrig annullirt. In Erwartung dieser gesezlichen Annullirung behilft man sich eben, wie schon bemerkt, mit einer praktischen. Unser Bürgermeister Wood hat an die Polizei eine Instruktion erlassen, die beinahe auf ein Verbot, das Gesez zu vollziehen, hinausläuft; der Bürgermeister Parmde in der Residenzstadt Albany hat ein solches Verbot mit dürren Worten ausgesprochen; in Buffalo und andern bedeutenden Städten ist Aehnliches geschehen.

— (Das Armenwesen im Jahr 1853 nebst einer kurzen Nuzanwendung.) Im Jahr 1853 wurden im Staate New-York 130,027 Arme unterstüzt und außerdem 28,129 in Armenasyle aufgenommen. Von 99,711 Armen war das Geburtsland bekannt. Es waren 46,513 weiblichen und 53,198 männlichen Geschlechts. Von diesen waren nur 40,329 in den Ver. Staaten geboren, alle andern waren aus Europa eingewandert, und zwar 40,993 aus Irland, 4384 aus England, 1128 aus Schottland, 9421 aus Deutschland, 774 aus Frankreich, 1795 aus Kanada. Die sämmtlichen Ausgaben für den Unterhalt der Armenasyle im Staate New-York und zeitweilige Unterstüzung der Armen betrugen im J. 1853 zusammen die Summe von 1,009,747 Dollars! Jeder Arme, der im Armenasyle lebte, kostete den Staat jährlich 37 Dollars 86 Cents oder 72 Cents die Woche! Man kann vielleicht einwenden, daß dieses ungünstige Verhältniß nur im Staate New-York bestehe, wo der meiste Andrang von Fremden herrscht, allein man findet dieselben Angaben auch in andern Staaten. Nun ziehe man ferner in Betracht, daß die obige Armenzählung diejenige von 1853, also eines für Amerika noch günstigen Jahres ist, ferner, daß in jener Zahl nur die unterstüzten Armen begriffen sind, — wie viel Ununterstüzte mögen noch neben diesen gedarbt haben, um wie viel größer aber muß erst die Anzahl beider in dem Miß- und Theurungsjahr 1854 und der ersten Hälfte 1855 gewesen sein! — — — Gedankenstriche für diejenigen, welche dem Pauperismus in Europa durch Auswanderung nach den Vereinigten Staaten Nordamerika's entfliehen wollen.

— (Ein- und Auswanderung.) Kein Paketschiff verläßt jezt die Ver. Staaten, das nicht eine gehörige Anzahl Deutsche hat, die wieder in ihr Vaterland zurükkehren; dagegen mindert sich die Zahl der Einwanderer sehr. Während des Monats Juni kamen nur 19,427 Auswanderer in New-York an, was für die ersten 6 Monate dieses Jahres die Einwanderung im Hafen von New-York auf 69,476 bringt gegen 134,751 in derselben Zeit des vorigen Jahres. Unter den Eingewanderten dieses Jahres sind 22,801 Irländer und 26,824 Deutsche, eine auffallend geringe Zahl gegen die lezten Jahre, da im lezten Jahre namentlich die Deutschen doppelt so stark waren als die Irländer.

— (Bevölkerung.) Eine unlängst abgehaltene Volkszählung ergibt, daß die Stadt New-York jezt nahe an 750,000 Einwohner hat. Im Jahre 1850 zählte sie deren 517,000.

— (Kleines Brod.) Einem New-Yorker Bäker, welcher von dem Fallen der Mehlpreise noch immer keine Notiz nimmt, rieth man dieser Tage, sich der Mühe des Oeffnens seiner Ladenthür zu überheben, und seinen Kunden das Brod durch's Schlüsselloch zu reichen.

— Pennsylvanien. Philadelphia ist eine der

bedeutendsten Fabrikstädte der Union. Schon im Jahre 1850 war ein Kapital von 3,738,000 Dollars in Fabriken angelegt, welche 59,100 Menschen beschäftigen und jährlich für 64,000,000 Dollars Waaren lieferten.

— Michigan. (Kupferproduktion.) Man schätzt, daß dieses Jahr von der Gegend des Lake Superior gegen 3000 Tonnen Kupfer ausgeführt werden, was zum Durchschnittspreise eine Summe von 1,500,000 Dollars ausmachen würde.

— Massachusetts. Von Boston meldet man die Entdekung eines Unterschleifs von 207,000 Dollars, welche der Kassier Tukermann von der Eastern-Eisenbahn-Comp. begangen.

— Illinois. In Chicago wurde ein Postbeamter wegen Unterschlagung von beschwerten Briefen ꝛc. im Werthe von 15,000 Dollars verhaftet. Das ist binnen Kurzem der sechste bedeutende Postdiebstahl durch Beamte, welche die Regierung einsezt, für deren Rechtlichkeit aber dem Publikum keine Garantie geleistet wird. Eine saubere Wirthschaft! (N.-Y. Handels-Ztg.)

— Kentuky. Diesen Staat charakterisirt der amerikanische Satyriker Doestik folgendermaßen: Es ist ein reiches Land; seine Hauptprodukte sind große Schweine, zerlumpte Neger und die besten Pferde. Seine Bewohner nähren sich von Maisbrod, Whiskey und Schweinefleisch ..... In den Hotels ist jeder Gast von 14 Negern bedient, von denen sich keiner um ihn kümmert.

— Süd-Karolina. (Die deutsche Kolonie Walhalla.) Vor vier Jahren bildete sich in Charleston, Süd-Karolina, eine deutsche Gesellschaft zur Begründung einer deutschen Kolonie in den Gebirgsgegenden dieses Staates, in einer Gegend, die an Schönheit, Heilsamkeit und Fruchtbarkeit wohl selten übertroffen werden kann. Am südöstlichen Abhange der blauen Gebirge wurde eine Landstreke von zirka 20,000 Akern angekauft und in deren Mitte ein Städtchen angelegt. Dies Städtchen, Walhalla, zählt jezt an 500 deutsche Einwohner und blüht täglich schöner empor, gedeihend an Handel, Gewerbe und Verkehr. Die Kolonie im Allgemeinen zählt nahe an 1000 Seelen und erfreut sich eines Wohlstandes, der gerechten Grund zur Freude gibt, aber wohl theilweise dem Umstande zuzuschreiben, daß alle Ansiedler ein hinlängliches Kapital besaßen, ihr Geschäft ordentlich beginnen zu können. Die Gesellschaft hatte ihr sämmtliches Land in Farmen auslegen und von Unbetheiligten taxiren lassen und hat zu solchen festgesezten Preisen zirka 14,000 Aker verkauft und anjezt noch ungefähr 6000 Aker zu verkaufen. Diese Farmen fassen von ungefähr 80 bis 300 Aker jede, ausgenommen ein großes Mühlengut bei Pikens Courthouse, welches entweder verkauft oder auf mehrere Jahre verpachtet werden soll.

— Kalifornien. (Feuersbrünste.) Das Städtchen Auburn ist am 5. Juni durch eine Feuersbrunst zerstört worden; der Schaden wird auf 215,000 Dollars geschäzt. Am 13. brannte es auch einmal wieder in San Franzisko in einem Stadtviertel, welches meist von Chinesen und Freudenmädchen bewohnt wird.

— (Die ehemalige Geliebte König Ludwigs, des Ungekämmten, von Baiern.) Lola Montez hat sich mit einer Schauspielertruppe am 6. Juni in einem Segelschiffe (Fanny Major) von San Franzisko aus nach Australien eingeschifft, daselbst Vorstellungen geben wollend und später über China, Kalkutta und Sebastopol (!) nach Europa zurükzukehren beabsichtigend.

— Tenessee. (Ein Schreiben von Hrn. Pfr. Weishaupt.) Der schweiz. National-Ztg. wird aus einem Briefe, den Hr. Pfr. Weishaupt einem seiner Freunde in Appenzell A. Rh. unterm 29. März aus Knoxville geschrieben, Folgendes mitgetheilt: „Wenn der Auswanderer von seinen in der Heimat zurükbleibenden Lieben Abschied nimmt, gibt er ihnen das feierliche Versprechen, recht bald zu schreiben, wie es ihm gehe, wie er es in der neuen Welt finde ꝛc. Und es ist ihm auch wirklich Ernst damit. Er hofft, so gute Berichte geben zu können, daß die noch Zögernden zum Nachziehen bewogen werden, und somit bald wieder vereint werde, was einstweilen sich trennt. Er nimmt sich vor, auf dem ganzen Reisewege recht aufmersam zu sein, auf daß das Tagebuch reich an Beobachtungen werde, ein Schaz, aus dessen Fülle er seine Lieben zu regaliren vermöge. Ein paar Tage führt er's also aus. Dann wird er in einen Reisewagen gepakt, die Fahrt geht Tag und Nacht fort, selten sind die Raststunden! Der Körper wird matt, der Geist schlaff! Gleichgültig läßt er sich forttransportiren, wie seine Kisten! So kömmt er an's Meer. Er erwacht, er erstaunt. Das erhabene Schauspiel des brausenden Ozeans ergreift ihn, wie mit einem geheimen Schauder. Er betritt das Schiff, die Neuheit aller Erscheinungen beschäftigt ihn einige Tage. War aber schon die Landreise einförmig, so wird es die Seefahrt allmälig noch mehr. Wird der Reisende auch nicht seekrank, so wird er doch körperlich und geistig stumpf angegriffen und gleichgültig, da sich täglich das Leben im Einerlei bewegt. So langt er in der neuen Welt an. Er hat auf der Reise bei Weitem nicht so viel (geistig) gesehen, als er erwartet hatte. Er hofft, nun komme es anders. Abermals mit Flügeln des Dampfes bringt er in's Innere des Landes, er erreicht bald den Ort seiner Bestimmung. Da ist Alles neu, Alles fremd, ungewohnt, unbequem. Wer sich schnell behaglich fühlen wollte, müßte aus dem Lethe trinken. Er sieht alsbald ein, daß er über diese neuen Verhältnisse anfänglich unmöglich richtig urtheilen kann, daß eine vielleicht mehrjährige Beobachtung nöthig ist, um zu einer richtigen Werthung der Dinge und Verhältnisse zu gelangen. So wird er in seinen Mittheilungen gehemmt, er sieht sich seinen Freunden gegenüber in einem unbehaglichen Gemüthszustand, er mag nicht zur Feder greifen und doch ist ihm auch das Schweigen eine Last. Darob werden seine Freunde daheim an ihm irre, sie haben den Schlüssel zu dieser Erscheinung nicht. Sie warten von Monat zu Monat auf Berichte, sie kommen immer nicht. Endlich geben sie fast die Hoffnung auf, bis endlich ein Brief von der bekannten Hand anlangt. Aber ob er befriedigt?? Ein Gemälde der Licht- und Schattenseiten Nordamerika's würde von meiner Hand, wenigstens jezt noch, zu mangelhaft, wohl auch nicht ganz unparteiisch sein. Dem in manchen Handbüchern vorkommenden Kapitel: „wer soll auswandern?" wüßte ich vielleicht einige Zusäze zu machen. Allein ich gedenke, dieß Mal nicht nach einem bestimmten Thema dir zu schreiben, indem ich zuerst deine Fragen über Amerika abwarten will. — Das „Wetter" hat schon manche Unterhaltung eröffnet. Dieser Gewohnheit folgend, bemerke ich dir, daß unser dießjährige Winter ungewöhnlich kalt und unangenehm gewesen ist und noch ist. Schnee wenig; einmal ein Schneefall von 3 Zoll Tiefe, diese Nacht 4 Zoll. Dagegen fast beständig kalte rauhe Nordwinde. 70 bis 80 Tage mit gefrornem Boden, einmal 8 Kältegrade. Die Leute sagen, schon lange sei kein so kalter Winter gewesen. Dabei war der Winter ungewöhnlich arm an Regen. Der Nachtheil des hiesigen Klima's liegt hauptsächlich in den Frühlingsfrösten. In Folge derselben gab es voriges Jahr fast gar keine Pfirsiche und sehr wenig Aepfel. Auch für das laufende Jahr ist dieses wieder sehr unsicher. Auch im Gartenbau wird man sehr gehindert. Wären die Frühlingsmonate milde und frostfrei, so wollte ich mir kein besseres Klima wünschen. Kommt einmal die Reaumurwärme, so ist der Trieb des Wachsthums in der ganzen Natur sehr stark. Allein was die Spätfröste verderben, kann keine Sommerhize gut machen. Es ist dies, glaube ich, ein Uebelstand in den meisten Staaten der Union, weil die ganze Gegend als ungeheure Ebene gegen die Nordpolgegenden offen steht und keine von West nach Ost ziehenden höheren Gebirge die kalten Winde abhalten. Wie es bei diesen klimatischen Verhältnissen meinen europäischen Bäumen: Birnen, Aepfeln, Zwetschgen, Pflaumen, Aprikosen und Reineclauden ergehen wird, weiß ich noch nicht. Gesund sind sie jezt noch. Aprikosen haben geblüht, sind aber erfroren. Die Birnen werden das gleiche Schikſal haben. Aepfel kommen am besten fort; in bessern Jahrgängen auch die Pfirsiche, die dann so reichlich tragen, daß man sich bei Euch draußen davon keine Vorstellung machen kann. Ich habe unter Anderen 15 erst dreijährige Pfirsichbäumchen, die schön blühen. Meine Rebstöke (40 bis 50 Stük) haben zum Theil gewaltige Schosse getrieben, die meisten werden blühen. Lezten Herbst erhielt ich die erste Weintraube. Diesen werden aber gerade auch die fatalen Spätfröste am schädlichsten sein. Mit dem Gemüse ist es ordentlich gegangen. Trotz des heißen Sommers (oft 30—32°) gediehen Salat, Spinat, Rüben, Kabis, Erbsen und Bohnen, Rübli und Pastinak. Die Erdäpfel wurden gut, aber der Ertrag war gering. Weizen und Hafer hatten zu troken, Mais dagegen gerieth befriedigend. — Unser Viehstand besteht aus 2 Zugochsen, 1 Bullen, 4 Kühen, 1 Pferd, 3 Füllen, 20 Schafen und etwa 30 Schweinen. Unser Haus richten wir immer besser ein. Es gehört zu den besten der ganzen Gegend, hält aber mit einem guten Appenzeller Haus dennoch keinen Vergleich aus. Die mancherlei abwechselnden Beschäftigungen sagen mir zu und würden es noch mehr, wenn ich dabei mehr von körperlicher Kraft unterstüzt würde, diese aber will eher ab- als zunehmen. Insonderheit macht die drükende Sommerhize matt und schlaff und sodann wieder empfindlich gegen die Kälte. Am meisten vermißt man hier den Umgang mit lieben Freunden, die literarischen Genüsse, die schweizerischen Naturschönheiten, die vielfachen Kommunikationsmittel. Bis wir freilich mit Vortheil den Akern und Wiesenbau betreiben können, braucht es noch Manches, das uns abgeht. Viele Dinge, welche bei uns jedes Bäuerlein besizt, kennt man hier gar nicht. So z. B. glaube ich, daß im ganzen County kein Stokwagen, keine Tragbahre, kein Tragkorb, kein Jauchekasten u. s. w. zu finden seien. Alles, was Maschine heißt, ist sehr theuer, und doch sind manche derselben gerade da am nöthigsten, wo Menschenkräfte mangeln. — Ich und die l. Meinigen sind bis jezt, Gottlob, gesund gewesen, und daß ich stets bei gutem Humor geblieben, danke ich Gott. Es ist unter solchen Umständen sehr wichtig, daß man das Gute, das man hat, recht hoch schäzt und Gott dafür dankt."

— Kanada. Als Beweis dafür, daß das kanadische Gouvernement das Fortkommen der im Land befindlichen Personen zu fördern bestrebt ist, möge die Thatsache Erwähnung finden, daß dürftigen Farmern in Unterkanada 5000 Pfd. St. zur Anschaffung von Saatkorn leihweise vorgeschossen wurden.

Zentralamerika. (Die Freischärler.) Aus Nicaragua berichtet man, daß Col. Walker, dessen Mannschaft auf 375 Abenteurer angewachsen war, am 27. Juni in der Nähe von San Juan del Sur landete und die Stadt Rivas genommen habe.

Südamerika. Brasilien. Wichtig für die Kolonisation dieses Landes und die deutsche und schweizerische Auswanderung dahin ist folgende Nachricht: die brasilianische Regierung hat mit dem Prinzen von Joinville, dem Kolonisationsverein von 1849 in Hamburg, dem Dr. Blumenau und dem Grafen von Montravel, französischer Vizekonsul in Rio Grande do Sul, großartige Verträge abgeschlossen. Sie verkauft den genannten weite Ländereien für billigen Preis, leiht ihnen Kapitalien und unterstüzt die zu gründenden Kolonien auf verschiedene Art, z. B. durch Straßenbau, Besoldung von Lehrern ꝛc. — dieß alles gegen die Verpflichtung der Ansiedlung von neuen Kolonisten (allen vier Partien zusammen über 11,000 Aker).

Asien. (Die Russen in der Mandschurei.) (Vergl. Kolonist Nro. 25.) Eine Zusammenfassung von Petersburger Zeitungsnachrichten in der National-Zeitung sagt: „Gestatten Sie mir heute nochmals auf die bereits erwähnten „friedlichen" Eroberungen Rußlands am Amur in Hinterasien zurükzukommen. Eine abermalige Korrespondenz aus Irkutsk weist mit Genugthuung darauf hin, als auf eine vollendete Thatsache, von der man sich unberechenbare Vortheile zunächst für die materiellen Verhältnisse Kamtschatkas und der russisch-amerikanischen Kolonie verspricht, wo kein Getreide gewonnen, sondern der Gesammtbedarf mittelst Transportes zu Land auf einem 6000 Werst langen Wege bezogen wurde. Das Getreide wurde dadurch so vertheuert, daß das Pud 10—15 Rubel zu stehen kam, während es mittelst des neuen Stromwegs für 15 Kopeken per Pud beschafft werden wird. Nachdem ein von Irkutsk nach der nächsten mongolischen Station beförderter Kourrier dem himmlische Reiche die Nachricht von der Thronbesteigung Kaiser Alexanders gebracht hatte, die der dortige Grenzlandsverweser Van nach Peking zu senden hatte, hat der gegenwärtige Chuan-Di (Reichsminister) von China die Schifffahrt auf dem Amur den Russen freigegeben; außerdem ist den Russen das ganze Ländergebiet an den Amurmündungen abgetreten worden, und zwar freiwillig, da die Chinesen einsehen, daß dieser Strom ganz unbenuzt ihre Grenzen bespült. „Mit Vergnügen, heißt es weiter, haben die Chinesen die Kunde von dem mißlungenen Ueberfalle der „rothhaarigen Barbaren" auf Kamtschatka vernommen. Sie freuen sich, daß die Russen ihnen näher gerükt sind, in der besten Hoffnung, beständige Verbündete und Vertheidiger in denen zu finden, die in Eintracht seit 200 Jahren mit ihnen leben. Der Kamtschatkabezirk soll in den Bezirk Amur umgewandelt, 300 Werst von der Amurmündung eine Kreisstadt mit Festung erbaut werden. Durch Irkutsk ziehen unaufhörlich Transporte mit Festungsartillerie, Lafetten von Kanonenmetall, Bomben, Kugeln, Pulver, Ankern und Dampfermaschinen, welche sofort über den Baikal geschafft werden." Nach dem Amur sind bereits mehrere feldbauende Familien aus dem Gouvernement Irkutsk zur Ansiedlung befördert worden." Es wird sich nun zeigen, ob die Russen ihre schönen Plane ungestört ausführen können, oder ob sie von den alliirten Mächten daran verhindert werden. Daß es mit dem Feldzug an den nördlichen Gestaden des stillen Meeres Ernst wird, das beweist unter anderm auch die Nachricht, daß die englische Admiralität zu Viktoria auf der Vancouvesinsel (Westküste von Britisch-Nordamerika) im Hinblik auf die bevorstehende Expedition ein Hospital hat errichten lassen.

— Vorderindien. Chandernagor, die den Franzosen angehörige Stadt in Bengalen, auf der Westseite des Hugly und nur 3½ Meilen nördlich von Kalkutta gelegen, soll den Engländern abgetreten werden, wogegen diese den Franzosen die zwischen den französischen Antillen Guadeloupe und Martinique liegende Insel Dominika überlassen würden. Die Stadt Chandernagor, die übrigens ihre frühere Bedeutung beinahe gänzlich verloren hat, zählt mit dem dazu gehörigen Gebiete gegen

50,000 Einwohner. Die Nachricht bedarf jedoch noch der Bestätigung.

— Hinterindien. (Augenscheinlicher Beweis des Nuzens der Missionäre, überzeugend auch für in Religionssachen indifferente Leute.) Das Königreich Siam liegt auf der hinterindischen Halbinsel, mißt 9—12,000 Quadratmeilen und zählt bei 6 Millionen Einwohner. Seine Hauptprodukte sind Reis, Zuker und Farbehölzer; daneben produzirt es auch Tabak, tropische Früchte, Kaffee und Baumwolle, und man findet dort Diamanten, Rubinen, edle und unedle Metalle. Mit diesem Königreich hat nun England einen Handelsvertrag abgeschlossen, der die Zahl seiner Kunden um 6 Millionen vermehrt und namentlich dem schon belebten Markte von Singapore einen neuen Aufschwung verspricht. Zum Schuz ihrer Angehörigen und zur Wahrung ihrer Interessen werden die Engländer einen Konsul in Siam ernennen. Die Regierung des Landes ist Despotie der absolutesten Art. Der König ist der Gott und das alleinige Gesez des Landes, dem eine kriechende Verehrung gewidmet wird. Der gegenwärtige Monarch wird als eine merkwürdige Persönlichkeit geschildert. Er ist etwa 50 Jahre alt, hat von den christlichen Missionären Englisch und Lateinisch gelernt und sezt seinen Ehrgeiz darein, in Europa für den liberalsten Herrscher im Osten zu gelten, was allerdings auffallend genug in einem Lande ist, wo noch vor gar nicht langer Zeit der König, wenn er zu Mittag gespeist hatte, allen übrigen Herrschern der Welt durch Trompetenschall verkünden ließ, daß es ihnen jezt gleichfalls erlaubt sei, ihr Mahl einzunehmen. Der Unterhändler, welcher den Vertrag zu Stande gebracht hat, ist Sir John Bowring. Seine beiden Vorgänger, welche freilich mit einem andern als dem jezigen Herrscher zu unterhandeln hatten, waren mit ihren Versuchen vollständig gescheitert und hatten in Siam eine Handelspolitik vorgefunden, welche den Verkehr so sehr wie möglich durch Monopole und alle erdenklichen andern Hindernisse zu hemmen suchte. Sir John Bowring hingegen fand den König über alles Erwarten günstig gestimmt, freundlich und gastlich. Es war dem hinterindischen Potentaten offenbar darum zu thun, daß der Ruf seiner Freisinnigkeit, Leutseligkeit und Bildung nach Europa dringen möge.

Feuilleton.

Die indianische Farm.

(Fortsezung.)

Unter den Sorgen und der Angst, welche eine Folge der soeben beschriebenen Kalamitäten sein mußte, hatte Eduard Todsen die Freude, daß ihn seine Doris mit einem Sohne beschenkte. Doch kein Glük schien ihm sonst blühen zu wollen, der zweite Winter rükte heran mit wenig Aussicht zur Besserung. Das aus dem Verkaufe der Bauernstelle sowohl Eduard's als Hansen's erwachsene Kapital schwand immer mehr zusammen unter den Eingriffen, welche Krankheit und Mißwachs in dasselbe brachten. Doch verlor keiner von ihnen den Muth, keiner ließ in seinem Eifer nach, und mehrere Aker Landes wurden dem Urwalde noch abgewonnen.

Eines Abends, fast zwei Jahre nachdem wir zuerst mit den verschiedenen Charakteren dieser einfachen Erzählung bekannt wurden, war die ganze Familie in dem geräumigen Blokhause, welches, in mehrere Abtheilungen gesondert, die Schlafstellen der ganzen Gesellschaft enthielt, versammelt. Todsen saß an der einen Seite des großen Feuerd, Hansen an der andern, während sich Doris mit ihrem Kinde zu schaffen machte, das in einer selbstangefertigten Wiege zu den Füßen ihres Gatten schlief. Die Knechte beschäftigten sich mit der Anfertigung verschiedener Akergeräthschaften, während die Mädchen mit der Bereitung der Hirschfelle zu den verschiedenen nöthigen Kleidungsstüken für die Gesellschaft zu thun hatten. Eduard las aus einem Zeitungsblatte laut vor, das sich zufällig lange nach seiner Herausgabe in diese entlegene Wildniß verirrt hatte. So alt die darin enthaltenen Nachrichten auch waren, so erregten sie doch das Interesse der Zuhörer.

Während er noch las, wurde ein leises Klopfen an die Hinterthür vernommen. Die Thür ging eben auf und im nächsten Augenblik stand ein unbewaffneter Indianer vor ihnen, er schien fast außer Athem zu sein vor großer Anstrengung und blutete aus vielen frischen Wunden. Es war ein befahrter Penobscot-Indianer, *) doch er war Allen gänzlich fremd.

„Indianer verwundet — schwach — hungrig — Sioux Durst nach Blut. Will ihm der weiße Mann Essen geben und Schlaf?"

Todsen zögerte zu antworten, Hansen schüttelte das Haupt; doch Doris machte sofort allem Zweifel ihres Gatten ein Ende.

„Komm zum Feuer, Indianer", sagte sie, diesem freundlich winkend, „und sobald Du gesättigt bist, so laß uns hören, was Du von den Sioux zu erzählen hast. Ich denke, wenn diese in der Nähe sind, müssen wir auf unserer Hut sein", sezte sie mit einem ängstlichen Blik auf ihr schlafendes Kind hinzu.

„Ein, zwei, drei", sagte der Indianer, einen Blik auf die Frau werfend. „Zehn, zwanzig schlechte Indianer in den Wäldern. Doch die weiße Squaw ist sehr gut, heißt den Indianer willkommen. Will der weiße Chef dasselbe thun?"

„Ei, ob ich das will!" sagte Eduard warm, dem Triebe seines großmüthigen Herzens Folge leistend. „Esse, trinke und sei froh, und dann laß uns wissen, was nöthig ist, uns gegen den Feind zu schüzen."

„Schüzen erst, essen dann", sagte der Penobscot mit Würde. „Sioux sind nahe — sagten Wan-ti-mo durch die Wälder den ganzen Tag. Wan-ti-mo tödtete zwei", fuhr er fort, zwei blutige Scalps emporhaltend, „doch Wan-ti-mo kann nicht zwanzig tödten."

Der alte Häuptling verließ nach diesen Worten das Haus und kehrte bald, mit Büchse, Tomahawk und Pulverhorn bewaffnet, zurük. Lezteres schüttelte er traurig, den leeren Zustand desselben zeigend. Sobald er wieder eingetreten, befestigte er die Thür und rieth Todsen, alles zur Vertheidigung gegen einen wahrscheinlichen Angriff der Sioux in den Stand zu sezen. Eduard befolgte seinen Rathschlag und bald darauf waren alle Waffen, welche sie besaßen, zusammengetragen und für den Gebrauch in Stand gesezt, während einer der Arbeiter, der mit besonders scharfem Auge ausgerüstet, auf das Dach des Hauses stieg, um dort durch ein zu dem Zwek angebrachtes Loch das Herannahen der Sioux zu überwachen.

Doris beschäftigte sich mittlerweile damit, die Wunden des Penobscot zu baden und zu verbinden, der dann die ihm vorgesezten Speisen begierig verzehrte, jedoch nur sehr mäßig der Branntweinflasche zusprach, so mäßig, daß Eduard in ihn drang, mehr zu trinken.

„Mann krank", sagte der Indianer, „Feuerwasser gut, wenig, so viel", und er goß, dieß sagend, eine kleine Quantität in seine Handfläche. „Doch zu viel nimmt weg Kopf — Männer dann nicht mehr fechten — Männer dann Schweine!"

Doris lächelte über die Mäßigkeit des Indianers, Todsen und ihr Vater, obgleich beide mäßig, scheuten sich nicht vor einem gelegentlichen Räuschchen. Auch Eduard lächelte, doch drang er nicht weiter in den Penobscot, denn er mußte seine Vorsicht in diesem gefährlichen Augenblike anerkennen. Nachdem sich der Indianer gesättigt, nahm er die Stelle des auf dem Boden Wache haltenden Arbeiters ein und sandte diesen hinunter.

Die weißen Männer waren jezt im untern Theile des Hauses allein und beeilten sich, die Weisungen des Penobscot in's Werk zu sezen. Die Fenster und Thüren wurden sogleich feſt verschlossen, die Lichter ausgelöscht und das Feuer fast gänzlich gedämpft. Dann wurden verschiedene kleine Schießscharten, die bis dahin verstopft gewesen, geöffnet und zum augenblicklichen Gebrauche in Stand gesezt. Kaum war dies geschehen, als der Indianer die Leiter heruntersteig und geräuschlos unter die Männer trat; er legte den Finger auf die Lippen, zum Zeichen des Schweigens, ergriff dann seine Büchse und trat zu einer der Schießscharten. Die Männer sahen ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Der Indianer richtete seine Büchse durch die Schießscharte, feuerte und ein lauter, gellender Schmerzensruf antwortete dem Knallen der Büchse und bewies, wie gut der Indianer seinen Feind getroffen hatte.

„Indianer", sagte Doris, ihr Kind an die Brust drükend, „Du hast meinen Gatten, mein Kind, mein Alles gerettet; wie kann ich Dir dafür danken?"

„Die weiße Squaw gab dem Indianer Willkomm — das ist genug", antwortete der Penobscot stolz.

Ein Kriegsrath ward jezt gehalten, worauf die Knechte wieder an die Schießscharten gestellt wurden, während Eduard Wan-ti-mo auf seinen Wachtposten an der Dachöffnung begleitete. Beide spähten in das Dunkel der Nacht hinaus, um das Haus vor einem plözlichen Ueberfalle der Feinde bewahren zu können. Vor ihnen lag der Wald, von dem Hause nur durch das Feld getrennt, dessen glatte Oberfläche durch die verschiedenen aus demselben hervorragenden Baumstümpfe unterbrochen ward. — Eduard, den die Gewohnheit sowohl die Zahl als die Entfernung dieser Baumstümpfe kennen gelehrt hatte, bemerkte beim ersten Blik auf das Feld, daß eine Veränderung mit demselben vorgegangen sei, daß die schwarzen Stümpfe sich vermehrt hätten.

„Hist!" sagte er leise zu dem Indianer. „Auf jenem Felde sind vierzehn dunkle Stumpfe, wo mein Auge diesen Morgen nur sechs gewahrte. Dieß muß unbedingt mit irgend einer List der Sioux zusammenhängen."

„Gut!" antwortete der Penobscot im Tone großer Zufriedenheit. „Gut, der weiße Mann hat ein scharfes Auge, die acht sind Sioux selbst — schieße."

Beide zielten und feuerten zu gleicher Zeit.

Ein Schmerzensschrei folgte darauf und nur noch sechs von den Punkten, die Eduard nicht für Baumstämme erkennen wollte, waren jezt sichtbar, — bald verschwanden auch diese, und von diesem Augenblike an war während der Nacht nichts mehr von dem Feinde gesehen.

Die Ansiedler begaben sich in ihrer kleinen Festung zur Ruhe, während der Indianer, der troz seiner Verwundung und seiner kaum überstandenen Anstrengung noch der rüstigste von Allen war, auf dem Wachtposten blieb.

Mit Tagesanbruch machte der Feind wieder seine Erscheinung. Er theilte sich, ein Haufe von etwa vierzig Mann, am Waldesrand in zwei Abtheilungen, und unter lautem Geschrei griffen diese von zwei Seiten das Blokhaus an; sie wurden jedoch warm empfangen und zurükgeworfen. Der Feind zog sich nach diesem verfehlten Angriffe in das Dunkel des Urwaldes zurük und den Tag über war Alles um das Blokhaus herum ruhig und lautlos, wie am Tage, an welchem sich die Ansiedler hier zuerst niederließen.

Keiner von den Belagerten glaubte an den gänzlichen Abzug der Indianer, und mit beklommenen Herzen sahen sie deßhalb den Schreken einer fortgesezten Belagerung entgegen, die, wenn mit der den Wilden eigenthümlichen Hartherzigkeit und Ausdauer fortgeführt, bald in eine Niederlage für sie enden mußte.

Den Tag über, welcher für die Bedrohten langsam und traurig dahinschlich, ward kein neuer Angriff gemacht. Doris fühlte sich schreklich elend, das Schiffal, welches ihrem Gatten und Säuglinge drohte, stand ihr immer vor Augen. Eduard, obgleich man es ihm nicht so anmerkte und obgleich sein Muth unerschütterlich blieb, hatte doch auch innerlich große Besorgniß. Die Rothhaut dagegen legte sich hin und schlief, bis der Abend seine Schatten auf die Szene warf; dann begab er sich wieder an die Dachöffnung, von wo aus er die ganze Gegend übersehen konnte.

Mit der einbrechenden Dunkelheit bemächtigte sich jene unbeschreibliche Beklemmung der Belagerten, deren bei so bestimmt zu erwartender Gefahr sich selbst der stärkste nicht erwehren kann.

Eine Zeit lang blieb Alles noch ruhig, bis endlich einer der Knechte die Annäherung des Feindes bemerkte und ankündigte. Sofort begann das Knallen der Büchsen von beiden Seiten. Eduard bemerkte, daß die Büchse der Rothhaut fortwährend müssig blieb, vermuthete irgend ein denselben betroffenes Unglük, und die Vertheidigung des Hauses so lange den Andern überlassend, eilte er selbst die Leiter hinauf zum Wan-ti-mo. Dieser war verschwunden! — Dieß war für die kleine Besazung ein harter Schlag: nicht so sehr die Verminderung ihrer Kräfte durch den Verlust des tapfersten Kriegers, da ihre Zahl ja doch der des Feindes so weit nachstand, als die Ueberzeugung, daß ein Verräther unter ihnen geweilt und sie jezt verlassen. — Was sollten sie auch anders annehmen?

(Schluß folgt.)

---

*) Eine gewissenhafte Redaktion des „Kolonist" kann nicht umhin, hier auf einige Anachronismen und poetische Freiheiten aufmerksam zu machen, damit nicht der kundige Leser sich ärgere und dem unkundigen falsche Begriffe beigebracht werden. Kentuky war vor fünf Jahren durchaus nicht mehr die von Indianern wimmelnde, schwach bewohnte Wildniß, als welche es diese dem „Pilot" entnommene hübsche Novelle erscheinen läßt; es ist der älteste Staat jenseits der Alleghanygebirge, da es schon im J. 1792 zu diesem Range erhoben wurde, und seit jener Zeit oder bald nachher haben auch die Indianerkämpfe dort aufgehört. Sioux-Indianer vollends haben den Boden Kentuky's nie betreten; diese bewohnten, so lange man von ihnen weiß und größtentheils jezt noch, das weite Gebiet von den Felsengebirgen über den nördlichen Missouri, Nordjowa, Minnesota, (und früher) über den Mississippi bis in's nördliche Wisconsin. Penobscot ist der Name eines Flusses in Maine. Von Penobscotindianern haben wir noch nichts gehört, sie auch vergebens in der ausgezeichneten ethnographischen Uebersicht der Indianerstämme in Langes Atlas von Nordamerika gesucht, die hauptsächlich nach den Untersuchungen Gallatins, eines gebornen Genfers und berühmten Staatsmannes der Union, entworfen ist. Kentuky war vor seiner Besitzergreifung durch die Weißen (Daniel Boone!) von den Shawnees bewohnt, einem mächtigen Stamme, der jezt noch, nachdem er in das Indianergebiet westlich von Missouri versezt ist, etwa 30,000 Köpfe zählt. — Es hätte dem Werthe der Novelle nichts geschadet, wenn ihr Schauplaz nach Minnesota versezt worden wäre und statt des Penobscot ein Tschippewa-Indianer darin figurirt hätte. Es wären dadurch poetische Licenzen vermieden worden, welche an die jenes Malers erinnern, der den an der Eiche hängenden Absalon von Davids Feldherrn mit einer Kanone erschießen läßt.

Abonnementspreis.

Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".

Einrükungsgebühr:

10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 32. | Samstag den 11. August. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Fünfter Jahrgang. | 1855.

Die Laplatastaaten als Nebenbuhler Brasiliens.

(Schluß.)

Sehr unangenehm fällt an dem mehrerwähnten Artikel des „Boten aus Amerika" auf, daß er neben den von ihm so mühselig an's Tageslicht gezogenen vermeintlichen Mißständen nicht auch den mannigfachen Vorzügen Brasiliens Gerechtigkeit widerfahren läßt. Wir selbst brauchen hier nicht näher auf dieselben einzugehen, da wir dieses Kapitel schon oft besprochen haben. Auch hinsichtlich der Bedenken, die wir gegen die Auswanderung nach Santa Fé und die betreffenden Kolonisationsbedingungen haben, können wir auf unsere Nro's. 16 und 17 verweisen. Dieselben sind weder durch den „Boten aus Amerika", noch durch das Schriftchen des Herrn Aaron Castallanos beruhigt worden; im Gegentheil hat die dem Heftchen beigefügte Karte uns in unserm Glauben an die Gesundheit des Klima's von Santa Fé wankend gemacht, da sie eine allzugroße Menge von Lagunen (sumpfigen Seen) und sich mannigfach zertheilenden und wieder vereinigenden Flüssen aufweist, als daß man nicht auf den Gedanken kommen müßte, die für die neue Kolonie bestimmte Gegend sei ein wahres Fiebernest, wie New-Orleans, wo der Mississippi, oder wie Unterägypten, wo der Nil dieselbe Gestalt annimmt und dem Lande dieselbe Ansicht aufdrükt. Dieses Kolonieland ist offenbar ein Frostparadies, eine total flache, feuchte Gegend, in welcher der Schweizer sich nicht anders als mit Heimweh der vaterländischen Berge erinnern wird. Um wie viel leichter gewöhnen sich unsere Landsleute auf der Hochebene von San Paulo und Parana, und in dem schönen Hügellande von Santa Katharina und des nördlichen Rio Grande an die neue Heimath!

Noch ein anderes Bedenken ist uns bei Betrachtung dieser Karte aufgestiegen. Das für die Kolonie bestimmte Land hat die Gestalt eines länglichten Dreieckes mit der Spize gegen Süden. Die östliche Grenze bildet der Rio Parana, die westliche der Rio Salado, die nördliche eine von dem einen Flusse zum andern gezogene Linie. Längs dieser leztern sowohl, als auch in der Ebene am Westufer des Rio Salado sind Indios abiponos verzeichnet, also wilde Indianer, eine sehr unangenehme Nachbarschaft für eine junge Kolonie, gefährlich für die Bevölkerung, noch gefährlicher für ihr Eigenthum, besonders für ihre Heerden. — Aus der Karte lassen sich also zwei schlimme Aussichten schließen: Kampf mit dem Fieber und Kampf mit den Indianern.

Wir können demnach mit gutem Gewissen es Niemand rathen, sich bei diesen Akerbaukolonien in Santa Fé zu betheiligen. Ein anderes ist dieß mit der Auswanderung einzelner Professionisten, die sich in den Städten des Laplatagebietes niederlassen wollen. Da haben schon manche Deutsche und auch Schweizer ihr Glük gemacht, namentlich Buchdruker, Schriftsezer, Hutmacher, Sattler, Schreiner, Wagner, Flachmaler, Ziegler, Zimmerleute. Auch ländliche Arbeiter und Schäfer können sicher auf gutes Fortkommen rechnen und Akerbauer brauchen sich durchaus nicht in ein Sumpfland im Indianergebiet zu begeben. Es finden sich in der nächsten Nachbarschaft der meisten Städte große Landstriche, die zum Theil früher schon bebaut waren, während der langwierigen Bürgerkriege aber verlassen wurden und nun um einen Spottpreis zu kaufen, ja an manchen Orten umsonst zu haben sind.

Kolonie des Hrn. Grafen Montravel in Rio Grande do Sul.

46 Hektaren*) für 1500 Franken.

Vertrag mit den Kolonisten.

Wir Unterzeichnete, nämlich:

Julius Caillin, als Bevollmächtigter der Herren Gründer der Kolonie Santa Maria da Solidade, in der Provinz Rio Grande (Südbrasilien),

und . . . . Einwohner der Gemeinde . . . . Kantons . . . . in der Schweiz, erklären hiemit, daß wir, in Gemäßheit der Briefe, Vollmachten und Urkunden, aus vollem freiem Willen den folgenden Vertrag abschließen, und verpflichten wir uns gegenseitig, denselben zu erfüllen, ohne alle Gefährde und Hinderung, aus welchem Grunde es sei, ausgenommen die Fälle höherer Gewalt, und soll gegenwärtiger Vertrag für uns Unterzeichnete dieselbe Kraft und Geltung haben, sei es in Europa oder in irgend einer andern Gegend, wo es auch sei.

1. **) Herr Julius Caillin verpflichtet sich, für den

*) Die Hektare ist 2,'''' Jucharten.

**) Diese Bedingung fällt für die nächste Expedition weg, gilt aber für die folgenden.

Feuilleton.

Die indianische Farm.

(Schluß.)

Keiner bezweifelte den Verrath Wan-ti-mo's, nur Doris wollte nicht daran glauben, und sie fuhr fort, ihn zu vertheidigen, trotz aller gegen ihn zeugenden Umstände; „hätten sie auch", meinte sie, „durch unerklärliche Umstände einen starken Freund verloren, so hätten sie jedoch unmöglich einen Feind mehr gewonnen." Eduard antwortete ihr nicht, sondern nahm mit beklommenem Herzen wieder seinen Posten als Führer seiner kleinen Mannschaft ein. Mehrere Stunden dauerte ununterbrochen der Kampf mit wenig oder keinem Erfolge für die Belagerer, bis diese endlich, zum Aeußersten getrieben durch die hartnäkige Vertheidigung, ein neues Element gegen die Belagerten in den Kampf führen. Diese bekommen die erste Ahnung von der nahen, schrekklichen Gefahr, die ihnen bereitet, durch den Anblik eines brennenden Pfeiles, der durch die Luft schoß und in der Richtung des Vorrathshauses niederfiel. Dem ersten folgten mehrere und endlich blieb einer in den leicht entzündbaren Kornhaufen sizen, und bald darauf stand das Gebäude in hellen Flammen. Ein lautes Freudengeschrei bezeigte die Zufriedenheit der Wilden bei diesem Anblike — ein Schmerzensruf die Angst des Eigenthümers der Gebäude.

Sobald sich Eduard von dem Schrek, welchen diese unerwartete neue Gefahr ihm verursachen mußte, etwas erholt hatte, befahl er den Männern, ihre Waffen aufzuraffen und sich zu einem tödtlichen Kampfe vorzubereiten; seine Absicht war, einen Ausfall gegen den Feind zu machen, und unter dem Schuze dieses Ausfalles beabsichtigte er die Weiber und Kinder an einen vorläufig sichern Zufluchtsort zu geleiten. In kurzer Entfernung von dem Blokhause nämlich war ein Holzhaufen aufgestellt, und zwar so, daß er einen viereligen Raum umschloß, zu dem ein enger Zugang von Außen offen blieb; in diesen festen Zufluchtsort, der leicht zu vertheidigen und schwer durch Feuer zu entzünden war, wollte er die Frauen führen, und dann sollten sich die den Kampf überlebenden Männer dort festsezen. Ehe der Ausfall jedoch gewagt ward, trugen die Weiber und zwei der Männer durch eine Hinterthür des Blokhauses ihre wenigen werthvollen Habseligkeiten in's Freie. Nachdem dieß besorgt, drangen die sechs Männer, welche sich so lange todesmuthig gegen die Uebermacht des Feindes gewehrt, hinter dem Hause hervor, um sich jezt selbst zur Dekung ihrer fliehenden Weiber auf den wilden Feind zu werfen. Dieß Manöver kam so unerwartet und ward so schnell ausgeführt, daß der Feind beim Anblike des kleinen Haufens stutzte, so daß sich Weiber und Männer unangefochten in ihrer neuen Position festgesezt hatten, ehe die Sioux den Zwek des Manövers begriffen.

Die Sonne sandte gerade ihre ersten Strahlen über den fernen Horizont, als die Wilden, aufgebracht durch das wohlgelungene Manöver des kleinen Haufens, der sich ihnen so kühn zur Wehre gesezt hatte, einen Sturm auf deren Barrikade vorbereitete. Mit lautem Geschrei liefen sie dem Holzhaufen zu; jeder Mann hinter demselben nahm entschlossen sein Ziel, um sie warm zu empfangen; doch es kam nicht zum Schuß, denn ein ganz unvermuthetes Ereigniß gab ihrer Laze eine günstige Veränderung.

Die Sioux hatten nämlich in ihrem Anlaufe noch nicht halb die rohe Brustwehr der Ansiedler erreicht, als zwanzig Büchsenschüsse vom Walde aus in ihren Rüken knallten und eine fürchterliche Verwüstung unter ihnen anrichteten; die Ueberlebenden standen einen Augenblik verdutzt still, dann stoben sie, nach allen Seiten fliehend, aus einander

obbenannten X . . . und für seine Familie vom Einschiffungshafen bis an den Bestimmungsort, das ist, bis in die bezeichnete Kolonie Santa Maria da Solidade, die Ueberfahrts- und Nahrungskosten zu bestreiten. Zu diesem Ende verbindet sich Herr Julius Caillin, im Hafen von Hamburg ein Schiff bereit zu halten, dessen Abfahrt so berechnet ist, daß die Kolonisten bloß zwei oder höchstens drei Tage in der Stadt Hamburg zu verweilen haben, außer im Falle eines Hindernisses durch höhere Gewalt.

2. Herr Julius Caillin verpflichtet sich, bei der Ankunft der Kolonisten am Bestimmungsorte Santa Maria da Solidade, dem X . . . und seiner Familie eine abgesonderte vorläufige Wohnung in den zu dem Unternehmen gehörigen Gebäuden zu liefern; in dieser Wohnung kann der besagte X . . . mit seiner Familie und zwar ohne allen Entgeld verbleiben während der Zeit, welche zur Erstellung einer passenden Unterkunft erforderlich ist, das heißt ein bis zwei Monate.

3. Herr Julius Caillin verpflichtet sich, auf den der kaiserlich-brasilianischen Regierung abgekauften und von ihr garantirten Ländereien der Kolonie dem besagten X . . . eine Streke von hunderttausend Quadratklaftern (sechsundvierzig Hektaren) Waldland zu den landüblichen Preisen und mit gesezlichem Eigenthumsrechte zu verkaufen.

Im Falle eine zahlreiche Familie, welche mit Geldmitteln versehen ist und folglich eine größere Anpflanzung unternehmen kann, es wünschen sollte, wird man derselben bis auf zweihundertfünfzigtausend Quadratklafter (ungefähr 115 Hektaren) verkaufen.

4. Herr Julius Caillin verpflichtet sich, Magazine zu halten, welche mit allem versehen sind, was für die Kolonisten erforderlich sein kann; Alles wird denselben so billig als möglich verkauft, nach den Marktpreisen von Porto Allegre, der Hauptstadt der Provinz Rio Grande do Sul; für die Zahlung werden denselben solche Erleichterungen gestattet, wie sie billigerweise nur erwartet werden können. Herr Julius Caillin verpflichtet sich ferner, Vieh aller Gattungen vorräthig zu halten, welches derselbe zu den billigsten Preisen an die Kolonisten verkaufen wird; das Vieh wird sich an Ort und Stelle befinden, und wird sorgfältig auserlesen und so beschaffen sein, daß dasselbe für die Kolonie einen guten Zuchtstand abgeben kann.

5. Seinerseits verpflichtet sich der benannte X . . ., sich mit seiner Familie von . . . . aus der Gemeinde . . . . Kantons . . . . am bestimmten Tage in . . . ., dem allgemeinen Vereinigungsorte der zur Auswanderung angemeldeten Kolonisten, einzufinden.

6. Der besagte X . . . verpflichtet sich, kein anderes Gewerbe zu betreiben, als die Bebauung des ihm verkauften Feldes, indem blos Akerbauer in die Kolonie aufgenommen werden. (Ausgenommen sind die nothwendigen Handwerke, bezüglich welcher besondere Verträge abgeschlossen werden.)

7. Der besagte X . . . verbindet sich, innerhalb zwei Jahren, vom Tage der Einschiffung an, dem Herrn Julius Caillin die Summe zurükzubezahlen, welche derselbe für ihn und seine Familie als Ueberfahrts- und Nahrungskosten vorgeschossen hat. Diese Summe ist nach dem gesezlichen Zinsfuße mit 6 % jährlich zu verzinsen.

8. Der besagte X . . . verpflichtet sich, innerhalb fünf Jahren vom Tage des über das verkaufte Land abgeschlossenen Vertrages an dem Herrn Julius Caillin den Kaufpreis des besagten Landes zu bezahlen, nebst 2½ % jährlicher Zinse von der im Kaufsvertrage benannten Summe.

9. Herr Julius Caillin verpflichtet sich, als Abschlagszahlung an den vom benannten X . . . schuldenden Summen, alle Erzeugnisse anzunehmen, welche derselbe verkaufen will, und zwar um den Marktpreis, welcher jede Woche von der Behörde von Porto Allegre übersandt und öffentlich angeschlagen wird, jedoch mit Abzug der Transportkosten; ebenso wird als Abschlagszahlung sämmtliches in die Sägmühlen verbrachte Holz angenommen; ein Tarif wird die von jeder Holzgattung und von jedem Stüke bezahlten Preise angeben. Indem sich Herr Julius Caillin verpflichtet, Erzeugnisse, Holz oder Arbeit als Abschlagszahlung anzunehmen, so will derselbe damit nicht besagen, daß die Kolonisten schuldig und verbunden seien, solche Lieferungen an Zahlungsstatt zu machen; dieselben sind im Gegentheil völlig frei und ungebunden und können den Werth ihrer Erzeugnisse, ihres Holzes und ihrer Arbeit entweder in Waaren oder in Geld in Empfang nehmen, oder aber den Werth dafür als Abschlag in Rechnung sezen lassen. In allen Fällen wird die einem jeden Kolonisten offen stehende laufende Rechnung alle drei Monate mit Uebereinstimmung des Kolonisten abgeschlossen und wird demselben der gesezliche Diskonto von seinen gelieferten Abschlagswerthschaften gut geschrieben.

10. Der genannte X . . . verpflichtet sich zur Beobachtung der in der Kolonie bestehenden Reglemente. Nach denselben darf daselbst keine Schenke errichtet werden, indem sich Herr Julius Caillin verpflichtet, den Kolonisten die für sie und ihre Familien nöthigen Getränke um mäßige Preise zu liefern.

11. Herr Julius Caillin verpflichtet sich, daß, jedoch nur für das erste Jahr, der Preis des Landes fünfzehnhundert Franken nicht übersteigen wird.

12. Die beiden vertragschließenden Parteien verpflichten sich, die oben benannten Bedingungen pünktlich zu erfüllen, und wenn, was Gott verhüten wolle, sezt oder in Zukunft irgend welche Schwierigkeie entstehen sollte, so erklären die Parteien, daß sie sich dem endlichen Entscheide von zwei durch sie ernannten Schiedsrichtern unterziehen werden; im Falle die Schiedsrichter sich nicht verständigen könnten, so wird der Friedensrichter des Bezirkes als dritter Schiedsrichter entscheiden.

Brief zweier Parceriakolonisten.

Ibikaba, den 5. April 1855.

Liebe Eltern und Geschwister!

Da wir noch keine Antwort erhalten haben auf den Brief, den wir im Monat September auf die Post gethan, so fühlten wir uns gedrungen, Euch wieder zu schreiben, weil wir bereits denken können, daß Ihr denselben nicht empfangen habet, weil in dem undewohnten Brasilien sehr schlechte Postordnung ist. Es würde uns daher freuen, wenn wir so bald wie möglich Nachricht erhielten, wie es mit Euch steht, und wünschen, daß Ihr alle gesund seid und es Euch wohl gehe.

Wir sind, Gott sei Dank, bis sezt so weit gesund, ohne was die Veränderung des Klima's in Geschwulst und andern Bresten auf uns bewirkt hat, doch sind wir in der Arbeit wenig verhindert worden, und wir hoffen, dasselbe nun überstanden zu haben. — Seit Ende Januar wohnen wir allein in einem Hause, von welchem wir jährlich 12 Milreis (zirka 36 neue Franken) Zins zahlen müssen. Es sind uns ungefähr 2000 Kaffeebäume übertragen, die wir zu besorgen haben. Die Kaffeernte ist dieses Jahr nicht sehr groß, weil sie voriges Jahr zu stark war; sie wird wahrscheinlich mit Ende Mai beginnen, und dauert meistens bis September.

Wir haben auch ein ziemliches Stük Pflanzboden erhalten, auf dem wir unsere Lebensmittel pflanzen können. Reis haben wir schon geerntet; auch der Mais ist sezt reif, der ungemein gut gedeiht, und mit welchem man auch die Schweine und das Vieh füttert. Kartoffeln *) giebt es vier Arten. Erstlich: die Mandioka, welche man drei Jahre in der Erde stehen lassen kann, genießt sie aber auch schon in einem halben Jahre nach der Pflanzzeit; ihr Ertrag ist unglaublich. Zweitens: die Cara, welche so groß wie ein Menschenkopf werden, sie sind aber den Ameisen stark unterworfen, die das Kraut gänzlich auffressen. Drittens: die Bataten, eine süße Kartoffelart, welche auch sehr gut zu essen sind. Viertens: die Morgretchen; diese Sorte ist aber in ihrem Ertrag sehr unbedeutend. Deutsche Kartoffeln gedeihen auf dieser Kolonie nicht, hingegen auf andern Kolonien sollen sie ziemlich gut gerathen. Korn und andere dergleichen Früchte sind in dieser Gegend bisdahin nicht gepflanzt worden. Versuche sind zwar gemacht worden, da man aber die rechte Pflanzzeit derselben noch nicht weiß, so sind sie auch nur theilweise gelungen. Bohnen pflanzt man 3—4 Mal das Jahr hindurch. Wer etwas mangelt, der kann jeden Samstag Mehl, Bohnen, Zufer, Schweine und auch Geld fassen, so viel er nöthig hat.

Das Klima ist sehr angenehm, und die Hize selten viel größer als bei Euch im Sommer, weil fast ausschließlich frische Winde wehen. Um das Neujahr herum, wenn die Sonne am Mittag bereits fast senkrecht über unserem Haupte steht, ist es gewöhnlich nicht so heiß als sonst, weil der Himmel meistens mit Wolken bedekt ist und es täglich regnet. Es ist hier kein großer Unterschied mit der Tageslänge. Im Christmonat, wo die Tage am längsten sind, steht die Sonne um halb sechs Uhr auf und geht Abends um halb sieben Uhr unter. Im Brachmonat aber fällt Sonnenaufgang auf Morgens halb sieben Uhr, Untergang derselben auf Abends halb sechs Uhr. Im Brachmonat giebt es oft starken Reif, sonst hat man hier keine Winterzeit. Im Sommer, wenn es ein wenig heiß ist, so bleibt man gewöhnlich bei Hause und begibt sich über die Mittagszeit in's Bett. Obschon es auch hier an Manchem fehlt, so lebt man doch sorgenfreier als bei Euch, und hat nicht so viele Mühe und Arbeit. Was für einen Gewinn wir dieses Jahr aus dem Kaffee haben werden, kann ich sezt nicht bemerken, ich hoffe, es Euch später mitzutheilen, und will für sezt mit meinem Schreiben in der Hoffnung enden, daß auch wir Nachrichten von Euch erhalten werden.

Lebet indessen wohl.

Hans Jakob Märki.
Kaspar Märki.

Verschiedenes.

(Korrespondenz aus Antwerpen, betreffend die Auswanderung über Genua.) Antwerpen, 31. Juli. Es scheint, daß es mit der, auch in einigen Nummern Ihres geschätzten Blattes ziemlich einläßlich besprochenen Auswanderung denn doch gar nicht weit her ist, indem man hier aus zuverlässigster Quelle weiß, daß das in Genua neu entstandene Auswandererspeditionshaus Morganti, Casa und Komp. (das sich, mit

*) d. h. Wurzelgewächse, welche die Stelle der Kartoffeln vertreten.

A. d. R.

---

und vom Walde her zeigte sich eine lange Reihe dunkler Gestalten: — Penobscot-Indianer, die den Belagerten zu Hülfe eilten.

Drei Stunden später stand Eduard Todsen mit seiner trauernden Familie vor den Ruinen seiner Wohnung, seiner ganzen Habe. Die benachbarten Farmer, welche der Penobscot zu ihrer Rettung herbeigerufen, und seine eigenen Knechte befanden sich noch im Walde zur Verfolgung der fliehenden Sioux. Schweigend und traurig lehnte Eduard gegen den Holzstoß und Doris nährte, zu seinen Füßen sitzend, weinend ihr Kind; der alte Hansen starrte finster in den glimmenden Trümmerhaufen. In diesem Augenblike kamen Wan-ti-mo und die Farmer von ihrer Verfolgung der Sioux zurük; Eduard hatte sezt erst Gelegenheit, seinen Nachbarn für die rechtzeitige Hülfe zu danken, und sie erboten sich einmüthig, ihm zur Wiedererbauung seines Hauses behülflich zu sein. — Doris hatte unter anderem auch ihren Vorrath an Wildpret, Brod und Branntwein aus dem Feuer gerettet und lud die Nachbarn zum Essen ein, welcher Einladung gerne Folge geleistet ward. Der Penobscot jedoch winkte Eduard, als sich die anderen zum Essen gelagert hatten, bei Seite. Doris folgte, mit dem Kinde auf dem Arme, ihrem Manne. Sobald sie sich mit Wan-ti-mo am Eingange des Waldes befanden, sagte dieser: „Weißer Mann gut den Indianern — Rothhaut gutes Herz — Herz, das fühlt. — Weißer Mann glaubte es nicht, doch Wan-ti-mo macht ihn sehr glüklich. — So folge denn den Indianern!“ schloß er auf den Wald deutend.

„Nein, Wan-ti-mo“, antwortete Eduard, „ich kann Dir nicht folgen, ich muß mir ein anderes Haus bauen für Weib und Kind, ich habe keinen Augenblik zu verlieren.“

Der Indianer schien verlegen: er war nicht im Stande, seine Absicht in englischer Sprache verständlich zu machen; dennoch drang er in Eduard, ihm zu folgen; dieser jedoch, der vermuthete, der Indianer wolle ihn bewegen, sich unter seiner Horde niederzulassen, um sich dort in seiner Weise dankbar zu erzeigen, weigerte sich freundlich, doch bestimmt, ihm zu folgen. — Endlich schien die Ueberredungsgabe des Penobscots versiegt zu sein, einen Augenblik schien er dann verlegen, was zu thun, dann wandte er sich zu Doris, nahm vorsichtig, doch schnell das Kind aus ihrem Arme und sprang lachend damit in den Wald hinein. Etwa zwanzig Yard von den erstaunten und geängstigten Eltern blieb er stehen und winkte diesen, zu folgen. Dieß geschah sezt natürlich, und so ihnen vorausteilend, führte er sie immer tiefer in den Wald hinein. Der Pfad, den er sie führte, war so rauh und unwegsam, daß weder Eduard, noch einer seiner Leute sich je in dieses Dikicht hineingewagt hätte.

Nach ungefähr einer halben Stunde angestrengten Marsches blieb Wan-ti-mo stehen und erlaubte Eduard und Doris, ihn zu erreichen. Der Mutter das Kind zurükgebend, zeigte er nun mit großer Genugthuung auf ein vor ihnen liegendes Landstük. Es war eine herrliche Waldlichtung von etwa tausend Aker, eine kleine Präirie, die, obgleich im höchsten Grade fruchtbar, nur von dem mächtigen, sie rings umgebenden Waldwuchs überwuchert war. Eduard verstand jezt die Motive des Indianers, die ihn hierher führten: es war vielleicht der schönste Plaz für eine Ansiedlung in einem Umkreis von hundert Meilen.

„Des weißen Mannes Farm hier — die Siourhunde sie verbrannt“, sagte Wan-ti-mo, „Alte Farm schlecht — zu viel Holz — zu viel naß — zu schwere Arbeit. — Hier allein schön — Holz genug, Land genug — dieß indianische Farm!“

Todsen schüttelte dankend die Hand des wilden Freundes und sagte ihm, daß er sofort hieher übersiedeln beabsichtige. Sie gingen zu der übrigen Gesellschaft zurük und hier wiederholte Todsen seine Absicht, nach der eben

welchem Rechte vermögen wir freilich nicht zu enträthseln, schweizerische (?) Auswanderungsagentur nennt)*) im Begriffe steht, mit einem der bedeutendsten Spediteure am Rhein einen Vertrag für Beförderung von Auswanderern über Antwerpen oder die deutschen Häfen abzuschließen.

Wirklich war auch vor einigen Tagen ein Angestellter des genannten Hauses Morganti, Casa und Komp. mit einem Trupp Emigranten hier, die er aber von hier aus nicht befördern konnte, sondern mit ihnen nach England weiter gehen mußte, um dort eine Schiffsgelegenheit zu finden.

Sollten also das die mit so vielem Geräusch angekündigten direkten (?) Auswanderer-Speditionen über Genua sein?

Jedenfalls darf man sich in Bezug auf diese projektirte Unternehmung keinen allzugroßen Hoffnungen hingeben, da, wie obiges Beispiel beweist, selbst die Genueser und Piemonteser Auswanderer kein Zutrauen zu ihrer einheimischen Schifffahrt haben, sondern lieber den weiten Weg durch den Norden Deutschlands machen.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. (Korkbaumpflanzung.) Die Patentoffice in Washington hat an Landwirthe in verschiedenen Staaten der Union Saamen des europäischen Korkbaumes vertheilen lassen, um einen Versuch zu machen, ob dieser nüzliche Baum sich nicht hier zu Lande akklimatisiren lasse. Die Korkeiche wächst bekanntlich hauptsächlich in Spanien und die äußere Rinde des Baumes, oft zwei bis drei Zoll dik, gibt den bekannten Handelsartikel.

— (Kameele für die Armee der Ver. Staaten.) Der Kongreß hat, wie bereits früher mitgetheilt worden ist, bei seiner lezten Sitzung eine gewisse Geldsumme angewiesen, um dem Kriegssekretär den Versuch zu ermöglichen, ob die Einführung des Kameels auf diesem Kontinent als Lastthier und für Kriegsdienste möglich sei. Das Storeschiff „Supply", jezt in der New-Yorker Marine-Yard, ist zu diesem Zweke ausgewählt worden, und soll bei der Rükkehr von seiner nächsten Fahrt Kameele nach den Ver. Staaten bringen. Es wird Major Wayne nach dem Orient bringen, um die Kameele anzukaufen und sie dann nach der neuen Welt einzuschiffen.

— New-York. Bekanntlich genießen auch in denjenigen Staaten der nordamerikanischen Union, in denen die Sklaverei verboten ist, die freien Neger und Mulatten durchaus nicht die Rechte der Weißen. Sie sind nicht stimm- und wahlfähig, nicht oder nur in beschränktem Maße zeugnißfähig u. s. w. Man liest nun von Zeit zu Zeit von Anstrengungen dieser Parias der Freistaaten, sich eine politisch höhere Stellung zu erwerben. So wollen am ersten Dienstag Septembers die Farbigen des Staates New-York eine allgemeine Versammlung zu Troy, unweit Albany abhalten, um sich über die Erlangung der politischen Gleichberechtigung mit den Weißen zu berathen.

— (Der Schiffbauer Vanderbilt.) Am 13. Juli Morgens kam der Postdampfer „North Star" von Havre im New-Yorker Hafen an. Briefe und Valoren wurden jedoch erst am folgenden Tage ausgegeben, weil sie von dem Schiffseigenthümer des Schiffes „North Star" zurükgehalten waren, bis man ihm die Vergütung für die Führung der Post bezahlt hatte. Die Kaufleute und andere Interessenten mußten warten, bis die Herren einig waren. Eine miserable Postverwaltung für die zweite Handelsstadt der Welt. — Derselbe Herr Vanderbilt errichtet gegenwärtig eine neue Dampferverbindung zwischen Havre und New-York auf eigene Kosten. Das erste Schiff geht am 11. August ab. Ihm folgt nach 3 Wochen ein zweites. Neue, prachtvolle Dampfer werden gebaut. Der Unternehmer denkt durch die Schnelligkeit und Einrichtung seiner Schiffe die Konkurrenz mit den andern (subventionirten) Linien bestehen zu können.

— New-Jersey. (Straßenraub.) In Hoboken, gegenüber von New-York, wurde Mitte Juni ein spazierengehender Deutscher, Namens Felter, von einer jungen, schönen Dame gefragt, wie viel Uhr es sei, und, als er lezere gezogen, derselben plözlich beraubt, beim Verfolgen der Straßenräuberin aber von zwei Männern, die ihn überfielen, zu Boden geschlagen. Der also Beraubte und Mißhandelte wurde von später Vorübergehenden in Sicherheit gebracht.

— Illinois. In diesem Staate, der erst seit dem Jahr 1818 besteht, und einer der größern und westlichsten ist, ist doch das Kongreßland nahezu erschöpft, so zwar, daß kürzlich die Schleißung von nicht weniger als 5 Landämtern verordnet wurde und nach ziemlich genauen Berechnungen nicht mehr denn höchstens ¼ Million Aker Kongreßland noch innerhalb der Grenzen von Illinois zu finden sind. Die alleinige große Landeigenthümerin im Staate ist noch die Illinois-Zentraleisenbahnkompagnie, die nun natürlich aus dem Verkauf ihrer Ländereien ganz enorme Vortheile ziehen wird.

— Texas. (Die Schweizer-Sozialisten.) Man schreibt uns aus Zürich: „Die in diesem Frühjahr unter der Leitung des Hrn. K. Bürkli nach Texas ausgewanderte Gesellschaft ist erst am 4. Juli, nach einer Reise von beinahe drei Monaten, in Galveston angekommen. Leider wurde dieselbe sogleich nach ihrer Ankunft schon von einem Unglük betroffen, indem Hr. H. Bachmann beim Baden ertrank. Es scheint, daß auch die Einigkeit etwas gelitten haben muß, indem schon mehrere Mitglieder (Schweizer) aus dem Verband ausgetreten sind, um sich auf eigene Rechnung niederzulassen. Aus was für Gründen lezteres geschah, wird zwar nicht gesagt; man glaubt aber nicht, daß die Führer der Gesellschaft irgendwie Veranlassung dazu gegeben haben." — (Anm. der Redaktion: Der Grund wird wohl im Systeme liegen, nach welchem die Gesellschaft sich verband. Die gleiche Erfahrung ist in Amerika schon duzend Mal gemacht worden. Da sind noch alle sozialistischen Kolonisationsunternehmungen gescheitert, ausgenommen die durch religiöse Schwärmerei zusammengehaltenen, z. B. die Rapp'schen Kolonien. Schweizer passen aber am allerwenigsten in solche Alles unter Einen Hut bringende Gesellschaften und Ansiedlungen. Sie sind von Jugend auf als Republikaner gewohnt, sich als selbstständige Individuen zu fühlen. Das einzige Beispiel einer schweizerischen Sozialistenkolonie, das wir kennen, ist das von Dietschi's Neu-Helvetia am Osage in Missouri. Bekanntlich zerstreute sich diese Gesellschaft nach sehr kurzem Bestande.)

Nachträglich noch einige Personalnotizen über unsere Schweizersozialisten, die wir in der Allg. Ausw. Z. lesen und welche von Herrn G. M. v. Roß herrühren. Unser Freund Karl Bürkli sei in Houston bei 92° Wärme in fuchtenledernen, bis zu den Schenkeln heraufgehenden Stiefeln herumgelaufen. Das sieht ihm gleich, er hat wirklich einen etwas romantischen Zik, ein klein wenig Renommage, wie wohl nicht so viel, als weiland Prinz Solms, der Gründer von Neubraunfels. Bürkli habe dem Herrn Roß nicht Wort gehalten (worin?); dieser reiste daher zurük nach Neubraunfels und traf einige Meilen vor La Grange auf Kuhns Farm Denzler und Blumtschli aus Zürich, die Bürkli selbst engagirt und nach Bremen geführt, in Galveston aber mit mehreren Andern verabschiedet hatte und die vergebens in La Grange und auf den naheliegenden Farmen Beschäftigung gesucht hatten.

— Ohio. In der Stadt Cincinnati, die bekanntlich schon oft der Schauplaz von Raufereien zwischen amerikanischen Nativisten und eingewanderten Deutschen und Irländern war, wurden einige aus Fremden gebildete Milizkompagnien von der Feier des Unabhängigkeitsfestes am 4. Juli ausgeschlossen. Da sie deßhalb sich auflehnen wollten, so hat man ihnen, und zwar den Irländern und Deutschen, die Waffen abgefordert, was allgemeine Sensation erregte und zu weitern Konflikten führen zu wollen scheint.

— Massachusetts. In Boston hat ein Meeting der reichsten Einwohner die Errichtung einer neuen Dampfschifffahrtsverbindung mit Liverpool beschlossen.

— Wiskonsin. Es war am lezten 14. April erst 18 Jahre, sagt das Wiskonsin-Banner, daß Eben Pek, der erste Ansiedler von Madison, mit seiner Familie hier ankam. Die einzigen anderen Ansiedler innerhalb der Grenzen des gegenwärtigen Dane-County waren Ebenezer, Brigham und Abel Rasdel. Am Schlusse der nächsten neun Jahre zählte Madison 283 und Dane-County 8289 Einwohner und jezt nach Verlauf eines gleichen Zeitraumes besizt Madison 8000 und Dane-County nicht weniger als 32,000 Bewohner. Dieses ist der Erfolg von 18 Jahren, von denen einige für das Gedeihen und die Besiedlung jenes County höchst ungünstig waren.

— (Walworth-County.) Eine der lezten Nummern des Chicago-„Demokrat" enthält eine Korrespondenz aus Walworth-County, der wir folgende Auszüge entnehmen: „Walworth-County, Wiskonsin, ist wahrscheinlich die schönste Akerbaugegend im Staate. Es ist dicht von einer unternehmenden Bevölkerung bewohnt und hat das Aussehen eines altbesiedelten Countie's. Gefällige Villages sind hie und da über das Land zerstreut, worunter wir Elkhorn, den Countysiz, Geneva, Delavan, Whitewater ꝛc. erwähnen, von denen jedes von 1500 bis 2000 Bewohner zählt. Ich glaube, daß die Village Geneva die angenehmste Lage hat. Dasselbe liegt am Ende des Geneva- oder Bigfoot-See's, der hier einen Ausfluß hat und eine unerschöpfliche Wasserkraft erzeugt, woran einige der besten Mahlmühlen im Westen erbaut sind. — Es wird vielen Ihrer Leser unbekannt sein, welch' ein Edelstein dieser Geneva-See ist, wie er dort in seiner ruhigen Schönheit schlummert. Derselbe ist ungefähr 9 Meilen lang und 2 bis 3 Meilen breit, umgeben von Waldland, welches sich sanft zum Wasser abdacht, und hat in seinem Umfange ein steiniges Ufer. Das Wasser zeigt dieselbe schöne Klarheit und Durchsichtigkeit, welche Sie an den Manitous beobachtet haben werden; ich glaube, daß man einen blauen Dollar bis auf eine Tiefe von 40 Fuß sehen könnte. Der See hat die Gestalt eines menschlichen Fußes oder Beines, vom Knie abwärts, woher sein alter Name Bigfoot-See, so wie der Name von Bigfoot, des Häuptlings von einem Zweige der Pottowatamie-Indianer, welcher 1839 von hier abzog."

— Missouri. (Weibertausch.) Der in Paulding erscheinende „Eastern Clirion" gibt die folgende Beschreibung eines durch zwei seiner Subskribenten in jener Nachbarschaft vorgenommenen Weibertausches, dessen Wahrheit die Redaktion verbürgt: „Zwei Ehemänner, Namens Obediah und Dik, beabsichtigten, der eine nach Texas, der andere nach Alabama auszuwandern, und nachdem sie vorher ihr Eigenthum verkauft und ver-

*) So viel wir wissen, sind die Prinzipale der Firma Treffner und spekulirt das Haus vorzugsweise auf italienische Schweizer. A. d. R.

---

entdekten Richtung überzusiedeln, und die Nachbarn erklärten sich willig, ihm auch in diesem Unternehmen behülflich zu sein.

Der Umzug ward besorgt, doch nach vieler Arbeit und Anstrengung. Die Arbeit ward aber dieses Mal reichlich belohnt, es war ein glüklicher, höchst vortheilhafter Wechsel gewesen, und von jezt an glükte den Emigranten Alles. Sie machten es bald möglich, das Land käuflich an sich zu bringen. Es bot ihnen alles Nothwendige im Uebermaß: fruchtbaren Boden, Waldeland, Wasser und Holz. Eine Reihe von Wirthschaftsgebäuden reihte sich bald an das Blokhaus Eduards; und zu einem Preise, der ihm einen ganz außerordentlichen Gewinn brachte, der ihn in der That schon zum sehr vermögenden Manne machte, verkaufte Eduard seine alte Farm und einen Theil der Prärie an eine Gesellschaft deutscher Ansiedler, deren Dorf jezt an seine Ländereien stößt und dessen Bewohner ihm liebe und theure Nachbarn sind.

Der Penobscot wohnt im Hause Todsens; er ist sein Jäger geworden und wird von Doris, die er besonders hoch verehrt, wohl gehalten. Sie vergißt es nie, daß er sie und ihre Familie von dem schrecklichsten Schicksal, dem Tode durch die Hand grausamer Feinde, gerettet hat. — Todsen nennt seine Besizung, zu Ehren Wan-ti-mo's, die indianische Farm.

* * *

Ein seltsamer Heiraths-Kontrakt.

In einem Farmhause in Westbloomfield (Massachusetts) fand am 1. Mai eine Verheirathung statt, die etwas neuartig ist, insbesondere für den bigotten Staat, in dem die Verehelichung stattfand. Die Braut war die berühmte Miß Lucy Stone, die große Vertheidigerin der Rechte der Frauen. Der Bräutigam war Henry B. Blakwell, der ebenfalls ein Apostel dieser Lehre ist. Nachfolgender Protest wurde bei der Verheirathung verlesen und unterzeichnet, um als ein Theil der Zeremonie betrachtet zu werden.

„Während wir unsere gegenseitige Zuneigung dadurch bekennen, daß wir öffentlich das heilige Verhältniß von Mann und Frau antreten, halten wir es aus Gerechtigkeit für uns selbst und ein großes Prinzip für unsere Pflicht, zu erklären, daß dieser Akt keine Sanktion des freiwilligen Gehorsams gegen die bestehenden Gesetze der Ehe bedingt, die das Weib nicht als ein unabhängiges vernünftiges Wesen erkennen, während sie dem Manne eine schädliche und unnatürliche Superiorität geben und ihn mit gesezlichen Gewalten bekleiden, die kein ehrenwerther Mann ausüben würde und kein Mann besizen sollte. Wir protestiren speziell gegen die Gesetze, welche dem Manne geben:

1) den Gewahrsam des Körpers seiner Frau;
2) die exklusive Kontrolle über ihre Kinder;
3) den alleinigen Besiz ihres persönlichen und den Gebrauch ihres Real-Eigenthums;
4) das absolute Recht auf die Produkte ihres Fleißes;
5) gegen das Gesez, welches dem Wittwer größeres und dauernderes Interesse in dem Eigenthum seiner verstorbenen Frau, als es der Wittwe in dem ihres verstorbenen Mannes gibt;
6) gegen das ganze System, wodurch die „legale Existenz einer Frau während der Ehe aufgehoben wird."

Wir glauben, daß persönliche Unabhängigkeit und gleiche menschliche Rechte nur durch Verbrechen aufgehoben werden können ꝛc.

Henry B. Blakwell.
Lucy Stone."

tauscht hatten, begannen die beiden alten Burschen um ihre Weiber zu handeln. Sie gingen in den benachbarten Wald, damit ihre Ehekreuze nicht Wind von dem abzuschließenden Geschäft erhielten, und nachdem sie sich durch einen tüchtigen Schluk Whiskey gestärkt und einen Pflok Tabak hinter die Zähne gestekt hatten, ging der Tauschhandel los. Obediah behauptete, seine Rippe sei „a younger critter by a dozen years", wogegen Dik der seinigen nachrühmte, daß sie freilich nicht mehr jung und hübsch, aber ein guter „housekeeper" sei. Endlich bequemte sich jedoch Dik, in Rücksicht auf die Altersverschiedenheit, eine Kuh und Kalb, zwei Ziegen, eine alte Flinte und eine Ochsengloke zuzugeben. Die beiden Frauen scheinen mit dem abgeschlossenen Handel zufrieden gewesen zu sein, und zogen ohne Widerrede zu den Männern, während die Kinder bei den respektiven Vätern blieben."

— Utah. (Die Frauen der Mormonen.) Dem N.-Y. „Herald" wird unterm 25. Februar von seinem Korrespondenten in der Salzseestadt unter Anderem Folgendes geschrieben: „In früheren Briefen habe ich bereits die traurige Lage der Frauen in Utah beschrieben. Wenn die Mormonen ihre rohe Sinnenlust an ihnen befriedigt haben, geben sie sich selten die Mühe, ihre vielen Frauen zu ernähren. Brigham Young erklärte auf dem lezten Konzil, er wisse selbst nicht, wie viele Weiber er habe. „Saget den Heiden — rief er — daß ich noch nicht die Hälfte meiner Frauen kenne, wenn ich sie sehe!" Die meisten dieser unglüklichen Geschöpfe müssen sich ihr Brod mit saurer Arbeit verdienen, und Manche sind so tief im Elend, daß sie gezwungen sind, Fremde um Almosen anzusprechen. Von den Frauen Brigham Young's ernährt sich Eine kümmerlich durch Waschen für die Kostgänger in einem Boardinghause. Es ist gar nicht selten, daß diese Herren der Schöpfung ihre Frauen in den Busch schiken, und jeden Tag kann man Frauen im Walde Holz fällen und auf Ochsenwagen herbeifahren sehen. Erst gestern kam eine Wittwe mit ihren Töchtern zu mir, und nachdem sie mich gebeten, die Thür abzuschließen, damit nicht etwa ein „Heiliger" sie bei einem „Heiden" finde, erzählte sie mir die Geschichte ihres Elends und ihrer Leiden. Der Bischof ihres Sprengels hatte sie selbst sammt ihren Töchtern zu heirathen verlangt. Alle ihre Habe war in Zehnten und anderen Abgaben aufgegangen, so daß ihr jezt keine andere Wahl blieb, als zu verhungern oder in Blutschande das Bett mit ihren eigenen leiblichen Töchtern zu theilen. Mit Thränen in den Augen bat sie mich, ihr Mittel zu geben, daß sie im Frühjahr nach Kalifornien gehen könne. — Aehnliche Fälle kommen fast jeden Tag vor. Ich habe niemals hier mit einer Mormonenfrau gesprochen, die sich nicht in ihrer Lage unglüklich und entwürdigt gefühlt hätte. Das spricht deutlicher als alle künstlichen Argumente, die zu Gunsten der Vielweiberei vorgebracht werden. Wenn hierher einige von den resoluten Bloomerinnen kommen und den Ruf nach Emanzipation der Frauen erheben wollten, würden sich wahrscheinlich alle Mormonenfrauen in Masse erheben und die Sklavenketten, die sie fesseln, abwerfen. Aber Niemand ist hier, um den Ton anzugeben. Die Furcht, aus der Kirche gestoßen zu werden und „auf ewig zur Hölle zu fahren", wie Brigham Young sich klassischer Weise ausdrükt, schrekt von jedem Wagniß der Art ab, und die endlose Wüste, die ringsum die Mormonen-Niederlassung umgibt, macht es den Gequälten unmöglich, nach Kalifornien oder den östlichen Staaten zu fliehen."

— Kanada. (Einwanderung in Quebek.) Seit Eröffnung der Schifffahrt bis 8. Juni kamen hier Einwanderer an:

von England	2274	Personen,
„ Irland	1108	„
vom Kontinent . . .	317	„
von den brit. Provinzen	104	„
Zusammen	3803	Personen.

Während der nämlichen Periode des vorigen Jahres landeten 15,635 Personen; Abnahme in diesem Jahr 11,832. (Kan. Bfr.)

— (Die Einwanderung.) Zufolge der neuesten amerikanischen Post hat die Einwanderung nicht nur in den Vereinigten Staaten, sondern auch in Kanada bedeutend abgenommen, denn bis zum 8. Juni waren in Quebek erst 3703 oder zirka 11,932 Auswanderer weniger angekommen, als im gleichen Zeitraume des Vorjahrs. Von den 3703 angelangten Einwanderern kamen von England 2274, von Irland 1108, vom Kontinente 317, von britischen Provinzen 104. Die Barkschiffe „Washington" und „Dröbak" kamen am 2. und 18. Juni resp. mit 320 und 150 Passagieren von Hamburg in Quebek an. Der „Washington" war das erste deutsche Auswandererschiff, welches in diesem Jahre in Quebek einklarirte, und kurz nach ihrer Ankunft sezten die Passagiere desselben auf einem Boote ihre Reise nach Wiskonsin fort. Der Kapitän, Hr. Boysen, begleitete sie auf ihren Wunsch bis Montreal, wo sie sich von ihm wie von einem Freund und Rathgeber trennten. Der erste Steuermann des Antwerpener Auswanderungsschiffes „Milton", welches am 16. Juni mit 100 Passagieren in Quebek anlangte, ist daselbst zu 30 Tagen Stadtgefängniß verurtheilt worden, weil er sich auf der Reise gegen einige Schweizer Familien brutal benommen.

Zentralamerika. Nicaragua sollte zugleich von Westen durch den aus Kalifornien kommenden Obersten Walker, altkalifornischen Andenkens, und durch Kinney's Freischaar von Osten her angegriffen werden. Jenen sind, wie schon berichtet, die Landungs- und ersten Eroberungsschritte gelungen; dieser aber, nachdem er erst mancherlei Schwierigkeiten zu überwinden hatte, bis man ihn in den Vereinigten Staaten ziehen ließ, litt mit seiner Expedition an der Küste von St. Domingo Schiffbruch, die Mannschaft wurde gerettet; Kinney miethete ein englisches Fahrzeug und dürfte nun bereits auf der Ostküste („Westküste" schreibt der „Bund", was offenbar ein Unsinn ist) von Zentralamerika angelangt sein.

— (Die Passage durch Panama.) Der Strom der Passagiere vom atlantischen nach dem stillen Ozean durch Panama hat im Jahre 1854 gegen das Jahr vorher bedeutend abgenommen, dagegen der in der umgekehrten Richtung so zugenommen, daß er den ersteren übertroffen hat. — Es reisten nämlich nach Kalifornien im Jahre 1853 13,937, im Jahre 1854 10,981, auch kamen von Kalifornien und Australien an im Jahr 1853 3753, im Jahre 1854 14,936. Die Durchfuhr an Gold und Silber betrug 1853 von Kalifornien 42,627,352 Dollars, von Peru 6,585,876 Dollars, von Mexiko 2,765,000 Dollars, von Australien 60,557 Doll. 1854 von Kalifornien 29,903,880 Dollars, von Peru 6,483,803 Doll., von Mexiko 1,702,878 Doll., von Australien 38,253 Doll. Gesammtwerth 1853 52,007,785 Doll., 1854 30,218,814 Doll.

— Guatemala. (Die belgische Kolonie St. Thomas.) Diese mit großen Mitteln von einer anonymen belgischen Gesellschaft, ohne Betheiligung der Regierung, gegründete Ansiedlung scheiterte bekanntlich am Ungeschik der Kolonieführung, noch mehr an dem bösen Klima. Ihre kurze Geschichte ist folgende: Am 20. Mai, 7. und 8. Juni 1843 landeten die Schiffe „Theodore", „Louise", „Marie" und „Ville de Bruxelles" 79 Personen in Santo Thomas. Einige Tage nachher kehrten 10 von diesen neuen Ankömmlingen mit den beiden ersteren Schiffen nach Europa zurük; andere konnten in keine der Kategorien der Kolonisten untergebracht werden, und es blieben nur 54 folgendermaßen vertheilte Individuen: 4 Holzhaker, 7 Zimmerleute, 1 Säger, 2 Schmiede, 1 Mechaniker, 1 Drechsler, 1 Bäker, 1 Schneider, 1 Koch, 12 unbrauchbare Leute, 9 höhere Verwaltungsbeamte, 12 in den Büreaux und Magazinen Angestellte, 2 bei der Leitung der Arbeiten Angestellte: im Ganzen 54. Im Laufe des Jahres 1844 expedirte die Kompagnie successive mehrere Schiffe mit Kolonisten, was die Zahl der in der Kolonie Gelandeten auf 871 Individuen brachte. Vom 6. März 1844 bis zum 1. November 1845 starben daselbst 211 Auswanderer. Im Monat Februar 1847 expedirte die Regierung ein Schiff nach Santo Thomas, um die Weißen und diejenigen belgischen Kolonisten, welche den Wunsch zu erkennen gegeben hatten, die Kolonie zu verlassen, zurükzubringen. — Am 1. Januar 1850 bestand die Kolonie Santo Thomas noch aus 345 Einwohnern, darunter 109 Belgier, 51 Deutsche, 10 Creolen, Kinder von Kolonisten, 7 Franzosen, 3 Engländer, 2 Portugiesen, 4 Holländer, 1 Schweizer, 8 ansäßige Zentralamerikaner und 150 nichtansäßige Zentralamerikaner. Seitdem sind der belgischen Kolonisations-Gesellschaft, die ihren Verpflichtungen gegen die Guatemalische Regierung nicht hat nachkommen können, die derselben bewilligten Vortheile wieder entzogen.

Asien. Vorderindien. Die in unserer lezten Nummer enthaltene Nachricht der Abtretung der französischen Faktorei Chandernagor gegen Entschädigung auf den Antillen ist falsch: blos einige für beide Regierungen, wegen der eingesprengten Lage der beiderseitigen Besitztheile in einander, lästige Enklavenverhältnisse in Ostindien werden zu beseitigen gesucht; der Gedanke ist von Frankreich ausgegangen und in London auf empfänglichen Boden gefallen. — Jenes Gerücht ist wahrscheinlich so zu erklären, daß England mehrere Enklaven in den kleinen französischen Gebieten Mahé, Carical und Pondichery (nicht Prondichery, wie der durch geographische Gelehrsamkeit sich so oft auszeichnende „Bund" schreibt), die sämmtlich im Süden der großen vorderindischen Halbinsel liegen, an Frankreich überläßt und dafür die französischen Besizungen zu Chandernagor, unweit Kalkutta, die ohnehin schon unter seiner Oberhoheit standen, als Eigenthum erhält. Im Ganzen also eine ziemlich unwichtige Sache.

Anzeigen.

Anzeige für Auswanderer.

(..') Die vierte, in diesem Jahre lezte Expedition des Unterzeichneten nach den **Schweizerkolonien** der Herren **Vergueiro** in der Provinz San Paulo — mit Garantie der Rükzahlungen an die Gemeinden und theilweisem Vorschuß an die Ueberfahrtskosten — geht **Ende September** ab. — Anmeldungen sind spätestens bis Ende dieses zu machen.

Nach **Rio Grande do Sul** geht die zweite Expedition nach der Kolonie des Grafen von Montravel, für welche der Unterzeichnete in der Schweiz einzig bevollmächtigt ist, am 31. August ab und werden den dortigen Kolonisten sehr vortheilhafte Bedingungen gestellt.

☞ Um den guten Klang, den die Kolonien der Herren Vergueiro genießen, für sich auszubeuten, schreiben seit einiger Zeit verschiedene Agenturen auch Expeditionen nach der Provinz San Paulo aus; diese Leztern haben aber mit denen für die Herren Vergueiro (in der Schweiz einzig durch den Unterzeichneten vertreten) durchaus nichts gemein und unterscheiden sich diese Kolonien sehr bedeutend, sowohl durch ihre Lage als auch ihre Einrichtungen von einander.

Alle Monate regelmäßige Expeditionen nach allen Häfen von **Nordamerika** (Kalifornien) und **Australien.**

Nähere Auskunft auf mündliche oder frankirte schriftliche Anfragen ertheilt jeder Zeit bereitwilligst

Zürich, im August 1855.

E. de Paravicini.
Unterstraß Nro. 132.

Bevollmächtigter für die Kantone St. Gallen und Appenzell Herr Advokat **Suter** in **Lichtensteig.**

(..')

Anzeige.

Vielen Landwirthen ist das sehr einträgliche Gewerbe des Branntweinbrennens aus Runkelrüben noch nicht bekannt. Der Unterzeichnete erbietet sich deßhalb, gegen Einsendung von 10 Franken, die genaue Anweisung, wie Runkelrüben, Mais ꝛc. sowohl auf zwekmäßigste und einfachste als auch an Branntwein ausgiebigste und vortheilhafteste Art zu behandeln, nach eigenen praktischen Erfahrungen mitzutheilen.

Ist den Auswanderern nach Amerika auch besonders zu empfehlen.

M. Schläpfer
zur Sonne in Wald,
Kantons Appenzell A. Rh.

Korrespondenz.

An Hrn. **J. L.** in **S. Fr.** Ihr Schreiben vom 20. Juni ist mir zugekommen. Die Vorschläge, welche Sie mir in demselben machen, finde ich, wenn auch nicht gerade unausführbar, doch auf so viele Schwierigkeiten stoßend, daß ich mich veranlaßt finde, dieselben den Weg alles Vergänglichen ziehen zu lassen. Gewärtige indessen weitere sachbezügliche Vorlagen.

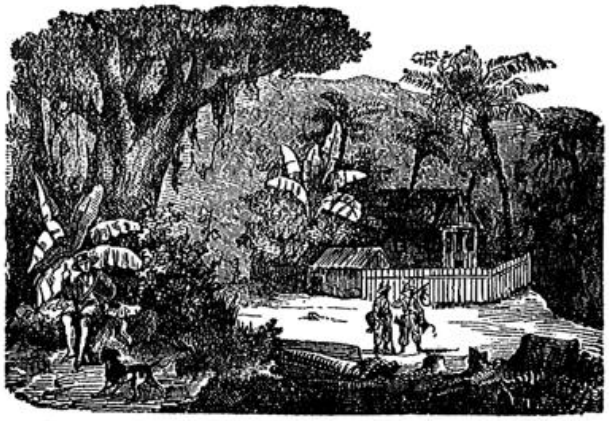
G. M.

Abonnementspreis.

Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich . . . . . 4 Fr. — Rp.
Halbjährlich . . . . . 2 „ — „
Vierteljährlich . . . . . 1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten“.



Einrückungsgebühr:

10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist“ erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 33. | Samstag den 18. August. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. R. Wälle. | Fünfter Jahrgang. | 1855.

Der Bekehrte.

Est-il possible?

Herr Wilhelm Hühn in Hamburg war bis vor ungefähr einem Monat in Deutschland und der Schweiz ebenso als unbedingter Lobredner der Kolonie Dona Franziska, wie auch als heftiger Gegner der Parceriakolonien in San Paulo bekannt, deren offenkundige Vorzüge er stets auf jede Art zu verkleinern und neben Dona Franziska in Schatten zu stellen suchte. Das ist eine Thatsache, die als solche nicht erst bewiesen zu werden braucht, da sie ja aus allen seinen Schreibereien hervorgeht. Wir können aber doch nicht umhin, ein Beispiel davon anzuführen, das um so auffallender ist, als es aus der jüngsten Zeit, vom Beginn der Hundstage, datirt. Man lese also zuerst folgende Stelle eines Hühnschen Briefes, den ein bevollmächtigter Agent dieses Herrn um die gedachte Zeit einem geachteten Mann in einer Gemeinde zusandte, welche einige auswanderungslustige Mitbürger nach Brasilien auszusteuern Willens war.

„Wollen Gemeinden in Deutschland oder der Schweiz ihren Angehörigen das Passagegeld vorschießen, um nach Brasilien zu kommen, so thun sie entschieden Unrecht, wenn sie es zulassen, daß die Leute in eine abhängige, im Vergleich mit den Verhältnissen in Dona Franziska unvortheilhafte Lage sich begeben“ (nämlich zu den Gutsbesizern von San Paulo), „oder wohl gar diese veranlassen, sich dafür engagiren zu lassen; Leuten, die ihr Passagegeld nach Brasilien bezahlen, sind entschieden nur die deutschen Kolonien in den Provinzen Santa Katharina, Rio Grande und später wahrscheinlich auch noch Parana zu empfehlen, und Gemeinden sollten auf ihre Kosten vorläufig nur nach Dona Franziska und Blumenau oder Rio Grande Leute senden.“

Und nun, geneigter Leser, höre und urtheile! Es ligt vor mir das Formular eines Kontraktes zwischen einer mit Vorschuß auswandernden Familie und dem Herrn Francisco José de Castro, Besizer der Fazenda Belha bei Ubatuba in der brasilianischen Provinz San Paulo, ein Kontrakt nach demselben Systeme, gegen das sich Herr Hühn früher so eifrig aussprach, nur mit viel schwerern, schärfern Bedingungen für die Kolonisten und die ihnen Vorschüsse machenden Gemeinden, als in den Verträgen der Herren Vergueiro enthalten sind, ein Kontrakt zur Auswanderung nach derselben Provinz, in welcher sich die Kolonie Vergueiro befindet, nur mit dem Unterschiede, daß Belha und Ubatuba in dem als ungesund bekannten Küstenstriche der Provinz San Paulo liegen, während sich die bisherigen Parceriaansiedlungen des herrlichen Klimas der Hochebene erfreuen. Und dieses „Hamburg, den 24. Juli 1855“ datirte Vertragsformular ist unterschrieben von „Wilhelm Hühn, Bevollmächtigter der Herren Chr. M. Schröder und Komp.“!!! Frage: Hat man je, seit aus dem Saulus ein Paulus geworden ist, von einer so blizschnell erfolgten Bekehrung gehört?

Die „Hamburger Zeitung für deutsche Auswanderungs- und Kolonisationsangelegenheiten“ ist, seit sie ihre Redaktion gewechselt hat, das Nest, in welches unser Hamburger Hühnchen von Zeit zu Zeit seine Eier legt. In der Nummer 30 dieses Blattes steht ein Artikel mit der Ueberschrift Rio de Janeiro, 12. Juni, der nichts anderes als eine Fabrikation zu Gunsten des Auftrages ist, den Herr Hühn von Castro erhalten hat. Diese Korrespondenz aus Rio de Janeiro (!) lautet folgendermaßen:

„Die Provinz San Paulo gehört bekanntlich zu den für die Kolonisation durch Deutsche und Schweizer geeignetsten Provinzen. Sie steht den Provinzen Rio Grande, Santa Katharina und Parana nur wenig nach, obwohl die Zahl der in ersteren beiden bereits angesiedelten Deutschen und Schweizer, namentlich der in Rio Grande weit größer ist als der in San Paulo. Man rechnet, daß in San Paulo ungefähr 2500 Deutsche und Schweizer, in Santa Katharina deren zirka 3500 und in Rio Grande do Sul zirka 25,000 angesiedelt sind. Die Einwanderung wird in diesem Jahre wohl stärker nach San Paulo als nach den andern Provinzen sein, doch sind die Einwanderer in San Paulo fast nur unbemittelte Leute, welche von brasilianischen Gutsbesizern für Parceriakontrakte engagirt wurden, während die in Santa Katharina und Rio Grande Einwandernden zum bei weitem größeren Theile selbstständig ankommende Bemittelte oder Vermögende sind.

„Die brasilianischen Gutsbesizer in San Paulo erkennen immer mehr den Vortheil, welchen ihnen das Parceriasystem bringt, wenn sie dasselbe in vernünftiger Weise anwenden, und auf der andern Seite ist es auch außer Zweifel, daß die armen Deutschen und Schweizer, welche einen Halbpachtkontrakt eingingen, in San Paulo meistens zufrieden, wenn sie fleißig und rechtschaffen sind und einen liberalen, Gerechtigkeit liebenden Dienstherrn haben. Auf Lezteres kommt allerdings sehr viel an.

„Unter den Gutsbesizern, welche in neuerer Zeit Parceriakolonien anlegen wollen, ist hauptsächlich Herr Francisco José de Castro, Besizer der Fazenda Belha bei Ubatuba in San Paulo, als ein Mann von solchem Charakter und Fähigkeiten bekannt, daß man erwarten kann, daß sein Unternehmen zum besten Gedeihen kommt, da auch die Grundbedingungen dazu, als die Lage seiner Besizungen, die dortigen klimatischen Verhältnisse ꝛc. durchaus günstig sind. Ubatuba ist ein Hafenort nördlich von Santos, beinahe in der Mitte zwischen Santos und Rio de Janeiro. Die Kaffeepflanzungen, auf welchen die anzuwerbenden Kolonisten beschäftigt werden sollen, sind in guter Kommunikation und so nahe bei diesem Hafen, daß der Transport der Produkte dahin fast ohne Kosten bewerkstelligt werden kann. Es ist dies natürlich für die Kolonisten ein bedeutender Vortheil vor anderen derartigen Kolonien, als namentlich vor der mehrere Tagereisen landeinwärts gelegenen Kolonie Vergueiro, da die Transportkosten des Kaffee und anderer Produkte, welche meistens nach Rio de Janeiro gebracht werden, zur Hälfte den Kolonisten zur Last fallen, und natürlich von Ubatuba her bedeutend geringer sind als von Vergueiro ꝛc.

„Die für die Anpflanzung der Lebensmittel der Kolonisten bestimmten Ländereien sind auf sehr fruchtbaren und leicht kultivirbaren Flächen gelegen. Außer dem Kaffee gedeihen noch vortrefflich: das Zukerrohr, der Mais, der Reis, die Mandioca, die Baumwolle, Bohnen, Bataten u. a. m., so wie auch alle europäischen Gemüse.

„Daß das Klima dort sehr gesund ist, beweist die nahe dabei liegende Kolonie Lagoa, auf welcher etwa 70 Schweizer-Kolonisten aus dem Kanton Freiburg angesiedelt sind. Alle diese Schweizer befinden sich sehr wohl und seit den zwei Jahren, welche sie dort sind, ist unter ihnen nur ein Knabe gestorben, welcher schon in der Schweiz nicht gesund war. Alle diese Kolonisten sind zufrieden und sehr gut an die Nahrungsmittel des Landes gewöhnt. Keiner von ihnen bereut es, sein Vaterland verlassen zu haben. Es gibt einige Familien unter ihnen, welche mittelst der Ernte der beiden ersten Jahre ihre Schuld für Passage und Lebensmittel getilgt haben.

„Als Direktor für für die neu anzulegende Kolonie Belha ist von Herrn F. C. de Castro, ein sehr intelligenter und achtungswerther Deutscher, Namens August Köhler, angestellt; die anzuwerbenden zirka 150 Kolonisten werden, wie ich höre, hauptsächlich aus der Schweiz kommen. Diese Notizen wurden mir von einem zuverlässigen und sachkundigen Mann gegeben, welcher vor Kurzem einen großen Theil der Provinz San Paulo bereist hat, und ich habe sie Ihnen mit um so größerem Vergnügen mitgetheilt, da ich überzeugt bin, daß die neu anzulegende Kolonie zur Beseitigung der Vorurtheile, die wunderbarerweise noch immer in Deutschland und der Schweiz gegen Südbrasilien verbreitet sind, mitwirken wird.“

Wir wünschten zu wissen, in welchen Dingen die Provinz San Paulo den Provinzen Rio Grande, Santa Katharina und Parana nachsteht. Es ist in obigem Artikel freilich gesagt, sie stehen ihnen nur wenig nach; wir möchten aber behaupten, daß sie (wohlverstanden, wir reden von der Hochebene von San Paulo, nicht von dem schmalen Küstensaum, in welchem die Seehäfen Santos und Ubatuba liegen) den andern, namentlich Santa Katharina voransteht, weil sie fruchtbarer ist und ein geregeltes Klima besizt, was eben den Kolonien an der Küste mangelt. Auch die Zahl der in San Paulo lebenden Deutschen und Schweizer ist größer als in Santa Katharina. Die Angabe von 2500 möchte für das Jahr 1851 die Wirklichkeit wenig übersteigen. Ueber die seit 1847 in die Parceriakolonien von San Paulo eingewanderten Deutschen und Schweizer können wir folgende aus sicherer Quelle herrührende Angaben machen: Deutsche (nämlich Holsteiner, Thüringer, Preußen und Hessen-

Darmstädter) sind von 1847 bis jezt etwas über 700 Personen nach besagten Kolonien verschifft worden; Schweizer, erst seit dem Jahre 1852, über 1500 Köpfe allein durch Hrn. E. de Paravicini, zusammen wenigstens 2250 Personen. Ueber die Anzahl der deutschen Ansiedler in den ältern Kolonien San Paulo's und die vielen deutschen Handwerker, Wirthe und übrigen Berufsleute, die in den Städten und auf dem Lande zerstreut leben, möge man sich in den Schriften von Kalkmann, Dr. Blumenau ꝛc. umsehen, wodurch man mit Vergleichung unserer eigenen sichern Angaben leicht den gewissen Schluß ziehen kann, daß der Rio-Janeiro-Artikel unter andern auch in dieser Beziehung schief gewikelt ist. — Ubatuba liegt nicht nördlich, sondern eher östlich oder etwas nordöstlich von Santos, auf jenem theilweise sumpfigen u. im Allgemeinen feuchtheißen Küstenstrich, auf dem der sich ansiedelnde Europäer so manchen klimatischen Krankheiten entgegensehen muß, denen er im Innern nicht ausgesezt ist, so namentlich dem gelben Fieber, dem fleißigsten Diener des Alles gleichmachenden Sensenmannes. Es braucht wirklich eine freche Stirne, um behaupten zu dürfen, daß das Klima dort sehr gesund sei. Das in obigem Artikel zitirte Beispiel des einzigen gestorbenen Knaben, der schon in der Schweiz kränklich war, ist ungefähr so glaubwürdig, wie der berühmte einzige Kosak, der in jedem Gefecht gegen die Russen verwundet wird. Uebrigens ist die Zahl der Schweizer in Lagoa, die ein gewisser Franzose Robillard, ein früher in Rio Janeiro niedergelassener Mezger, vor zwei Jahren aus dem Kanton Freiburg mit sich hinübernahm, nicht 70, sondern so viel wir wissen nur 30. Angenommen aber, es sei von diesen 30 wirklich nur einer gestorben, so ist dieses noch kein Beweis des gesunden Klima's. Um diesen zu leisten, müßte nachgewiesen werden, wie viele Kolonisten während diesen zwei Jahren gesund geblieben und wie manche kürzer oder länger krank gewesen sind, oder die ganze Zeit über gesiecht haben. Man würde dann ohne Zweifel sehen, daß die Leztern die große Mehrheit bilden. — In Betreff ihrer Fruchtbarkeit sind die Kolonien an der Küste von San Paulo mit denen im Innern der Provinz nicht zu vergleichen, woraus hervorgeht, daß die Angabe der geringen Transportspesen gar nicht in Anschlag kommt, zumal jezt Santos zwischen 11 und 12 Millionen Pfund des besten Kaffee's direkt nach Europa versendet, und ferner Ubatuba kein Hafen ist, der mit Europa in unmittelbarer Verbindung steht. Die Produkte der Gegend werden in Ubatuba auf Küstenfahrzeuge verladen, welche sie nach Rio de Janeiro führen und dort an Bord der nach Europa gehenden Schiffe bringen. Daß Baumwolle in Ubatuba gedeihe, ist eine lächerliche Behauptung. Sie gedeiht nirgends gut an der Küste und hat ihre Region weiter im Innern, wo ein regelmäßiger Wechsel von nasser und trokener Jahreszeit stattfindet.

Mit dem Kaffee verhält es sich aus der gleichen Ursache ebenso. Man pflanzt zwar an der Küste Kaffee, aber er erreicht bei Weitem nicht denselben Grad der Güte, wie auf der Hochebene. Vom Gedeihen aller europäischen Gemüse ist natürlich gar keine Rede, denn dieß kann nicht einmal von ganz Brasilien behauptet werden, geschweige denn von der Küste von San Paulo, auf der nicht einmal alle diejenigen europäischen Gemüse fortkommen, die im Innern noch mit Nuzen gepflanzt werden können. Es wäre gut, die „einige Familien" kennen zu lernen, welche auf der Kolonie Lagoa nach zwei Jahren schon ihre Schuld für Passage und Lebensmittel getilgt haben. Dergleichen hingeworfene Säze ohne genaue Kenntniß der Umstände können nur zu Täuschungen führen, und werden im Gegentheil überhaupt solche Zeitungsartikel, wie der fragliche, wohl Niemand belehren oder bestehende Vorurtheile beseitigen.

Die deutschen und schweizerischen Halbpächter in der Provinz San Paulo.

(Aus der Hansa.)

II.

Aus einem offiziellen Berichte des Präsidenten der Provinz San Paulo entnehmen wir folgende statistische Angaben über die in der Provinz bis zum August 1854 begründeten s. g. Halbpacht-Kolonien:

Die älteste und größte dieser Kolonien ist die Kolonie Vergueiro. Von dem Senator Nicolao Pereira de Campos Vergueiro auf seinem Gute Ibicaba im J. 1847 gegründet und von ihm ihren Namen führend, zählte sie bei ihrer Begründung eine deutsche Bevölkerung von 423 Köpfen. Durch Geburten und neue Ankömmlinge vermehrt, stieg diese Bevölkerung bis auf 900 Köpfe, verminderte sich aber in den lezten Jahren, obwohl immer wieder neue Ankömmlinge sich ihr zugesellten, durch den Austritt einer immer größeren Zahl von solchen Kolonisten, welche ihre Schulden an den Grundherrn abgetragen und sich ein zum Ankauf eines eigenen Grundstüks hinreichendes Vermögen erworben hatten, so daß sie im Sommer 1854 wieder nur 671 Köpfe betrug. Mit Anfang des Jahres 1855 sollte eine weitere Anzahl von Kolonisten-Familien Vergueiro verlassen, um sich gleichfalls in eigenen Grundbesiz anzusiedeln. Von einer Zahl aus der Kolonie Vergueiro ausgeschiedener Deutscher wurde im Jahr 1852 in nicht allzuweiter Entfernung davon eine Kolonie Neu-Campinas, welche trefflich gedeiht, gegründet.

Die übrigen Halbpacht-Kolonien von San Paulo datiren sämmtlich erst aus den Jahren 1852, 1853 und 1854. Die auf der Kolonie Vergueiro gemachten günstigen Erfahrungen bezüglich der Anwendung des Halbpachtsystems spornten zur Nachahmung des gegebenen Beispiels an. Man hatte anfänglich gefürchtet, theils die fremden Kolonisten würden sich in die ihnen gebotene Lebenslage nicht fügen, theils die ihnen zu bewilligenden Vortheile würden dem Gewinn des Grundeigenthümers zu großen Abbruch thun; in beiden Beziehungen widerlegte aber die Kolonie Vergueiro dieses Befürchten. Die Kolonisten hatten sich dort rasch und ohne Störungen eingelebt, sie hatten ihr volles Genüge gefunden, und nicht minder zeigte sich seinerseits der Gutsherr, Senator Vergueiro, von den Vortheilen des Halbpachtsystems durchaus zufriedengestellt. Die in Folge davon in's Leben gerufenen Kolonien zunächst des Jahres 1852 waren:

Die Kolonie Sete Quedas, auf dem Gute dieses Namens im Municipium von Campinas von Joaquim Bonifacio do Amaral gegründet. Die ursprüngliche Kolonistenbevölkerung zählte 60 Personen, welche zusammen 9 Familien ausmachten. In Folge der dort neu eingegangenen Ehen vermehrte sich diese Zahl der Familien auf 17 im August des Jahres 1854 mit zusammen 69 Köpfen.

Die Kolonie S. Lourenço, am 9. Dezember 1852 von Luiz Antonio Souza Barros auf seinem Gute im Municipium am Constitucao gegründet. Die Zahl der ursprünglich angesiedelten Kolonisationsfamilien war 22, welche zusammen 122 Köpfe ausmachten. Durch neue Hinzukömmlinge und Geburten hatte die Bevölkerung im Jahr 1854 eine Zahl von 56 Familien und 304 Personen erreicht. Leider kam es auf ihr im Jahre 1853 zu Mißhelligkeiten zwischen den Kolonisten, und dem Gutsherrn und seinem Direktor. Sie wurden aber bald beseitigt, und seitdem ist das allseitige Einvernehmen nicht wieder gestört worden. Die Kolonie gehört jezt zu den am trefflichsten gedeihenden und die Kolonisten sind mit ihrer Lage zufrieden.

Die Kolonie Senador Queiroz, von dem Senator Francisco Antonio de Sousa Queirez auf seinem Gute San Jeronymo im Municipium von Simeira, den 30. Mai 1852 mit 169 Personen gegründet, die bis August 1855 durch Mehrgeburten auf 177 Köpfe angewachsen waren.

Die Kolonie Boa Vista, im Municipium Rio Claro. Das Datum ihrer Begründung, d. h. des Eintreffens der Kolonisten auf ihr ist der November des Jahres 1852, ihr Begründer der Gutsbesizer Benedikto Antonio de Camargo. Anfänglich 90 Personen zählend, war ihre Bevölkerung im Jahr 1854 zu der Zahl von 128 Köpfen angewachsen.

Endlich die Kolonie Bery, gleichfalls im Municipium von Rio Claro, von Dr. Jose Elias Pacheco Jordao im September 1852 mit 90 Personen gegründet, und im Jahr 1854 eine Kolonistenbevölkerung von 149 Personen zählend.

Aus dem Jahre 1853 datiren ferner:

Die Kolonie San Joaquim. Ihr Grundeigenthümer ist Joaquim Benedikto de Queiroz Telles, welcher sie auf seinem Gute in dem Municipium von Jondiahy im September 1853 zuerst mit 24 Personen begründete. Ihnen folgten im Jahre 1854 eine weitere Zahl von 30 Personen.

Die Kolonie Lagoa, die von dem Gutsbesizer Robillard auf dem Gute gleichen Namens, im Municipium von Ubatuba gegründet wurde und am Ende des Jahres 1854 eine Kolonistenbevölkerung von 64 Personen umfaßte.

Eine Kolonie des Gutsbesizers Francisco da Silva Franco auf dessen Gut im Kirchspiel von Bethlehem, im Municipium von Jondiahy mit 44 Personen, endlich die Kolonie Carumbataby, von einem Geistlichen, Namens Manoel Rosa de Carvalho Pinto, auf einem ihm gehörigen Landsize im Municipium von Rio Claro mit nur zwei Familien gegründet und gegen Ende 1854 18 Köpfe zählend.

Schließlich hebt, einige kleinere Kolonien übergehend, als Schöpfungen des Jahres 1854 der erwähnte Präsidialbericht noch hervor:

Die Kolonie Santo Antonio, im August 1854 vom Comthur Antonio de Queiroz Telles auf seinem Gute im Municipium von Jondiahy mit 83 Personen gegründet, und

die Kolonie S. Jose, gleichfalls im August 1854 von Antonio Joaquim Pereira Guimaraes auf seinem Gute im Municipium von Jondiahy mit 14 Personen gegründet.

Seitdem haben die lezten Monate des Jahres 1854 und der Anfang 1855 neue Halbpächter in San Paulo sich ansiedeln gesehen, und man darf gegenwärtig die Zahl der daselbst als solche angesiedelten Deutschen und Schweizer etwa auf 2400 Köpfe anschlagen, ungerechnet die Zahl derer, die aus ihren früheren Halbpachtsverhältnissen geschieden, heute als selbstständige Grundeigenthümer theils in der Kolonie Neu-Campinas, theils an andern Orten leben. Wie jezt aber im Plane ligt, soll die Zahl der allmälig anzusiedelnden Halbpachtkolonisten bis auf 20,000 gebracht werden. Mit ihnen hofft man etwa 200 Güter durchschnittlich mit 100 Personen zu besezen, und so ein vollständiges Nez derartiger Kolonien über die ganze Provinz auszubreiten. Dabei rechnet man, daß in demselben Maße die als so Anzusiedelnden allmälig der Nothwendigkeit enthoben werden, als Halbpächter auf fremden Gütern zu arbeiten, und in die Lage kommen, eigene zu erwerben, in ihren Kindern neue Arbeitskräfte heranwachsen dürften, um gleichfalls wieder in dem Halbpachtverhältniß das Mittel zur Erlangung ihrer Selbstständigkeit zu finden. Für diese würden dann die jezt den fernher einwandernden Kolonisten zu gewährenden Vorschüsse für Ueberfahrt u. s. w. in Wegfall kommen, und somit das Halbpachtsystem bei weitem geringere Kosten bedingen, als es bis heut zu Tage forderte.

Noch mag eines, von einem Deutschen, Namens Karl Krüger, unternommenen Versuches, das System der Halbpachtsansiedelung mit dem auf dem Prinzip selbstständigen Grundbesizes ruhenden unmittelbar zu kombiniren, gedacht werden. Derselbe hat kürzlich im Municipium von Parahyuna eine Kaffeeplantage gekauft und beabsichtigt, dieselbe zu parzelliren und ihre Parzellen an Kolonisten zu verkaufen oder zu verpachten. Zugleich aber sollen solche Kolonisten, welche die Absicht haben, auf den betreffenden Ländereien sich anzukaufen, nicht aber die Mittel dies sofort zu thun, provisorisch so lange als Halbpächter auf ihnen angesiedelt werden, bis sie die zum Ankauf erforderliche Summe sich erübrigt haben.

Verschiedenes.

(Berichtigung mehrerer Druckfehler in Nro. 32.) Im ersten Artikel: „Die Laplatastaaten, als Nebenbuhler ꝛc." Der Verfasser des Schriftchens über die Auswanderung nach Santa Fé heißt Castellanos, nicht Castallanos. In derselben Spalte, Zeile 4 von unten, muß es Froschparadies heißen, statt Frostparadies. In der zweiten Spalte lies abipones statt abiponos. — Seite 126, Spalte 3, Zeile 12 von oben, lies Cara (Kara) statt Cara. 4 Zeilen weiter unten lies Margretchen statt Morgretchen. — Im Artikelchen Illinois Seite 127, mittlere Spalte lies Schließung statt Schleißung. — In der gleichen Spalte unter Texas, Zeile 5 von unten, lies obwohl statt wie wohl. — Die nächste Zeile Solms statt Solnes und in der untersten Zeile Kühns Farm statt Kuhns. — Unter Missouri „Weibertausch." Zeile 3 von unten lies Obediah statt Obediah. — Kanada: Zeile 21 von oben müssen die beiden Zahlen heißen 3803 und 11,832.

Deutschland. (Auswanderung nach Rußland.) Am 4. August passirte die Stadt Marienwerder in Preußen ein Zug von etwa dreißig Wagen, welche mennonitische Auswanderer mit sich führten. Dieselben kommen aus dem Marienburger Werder und ziehen nach Rußland, um sich an der Wolga anzusiedeln. Bekanntlich befinden sich unter den von der Kaiserin Katharina im vorigen Jahrhundert an der mittlern Wolga gegründeten deutschen und schweizerischen Kolonien viele Gemeinden des gleichen Religionsbekenntnisses.

— Hamburg. (Schweizerische Auswanderung.) Dieselbe übersteigt nach amtlichen Berichten im ersten Semester dieses Jahres sehr beträchtlich diejenige im gleichen Zeitraume 1854. Sie beläuft sich im Ganzen auf 968 Personen, davon sind ausgewandert nach Brasilien 691, nämlich nach Santos (San Paulo) 588 und nach Dona Francisca 103, — nach Australien 277.

Nordamerika. (Transatlantisch-Telegraphisches.) An der Legung des Telegraphendrahts, der mit der Zeit den atlantischen Ozean durchschneiden soll, wird in Amerika rüstig gearbeitet. In 6—8 Wochen dürfte die Leitung bis St. Johns in Neufundland vollendet sein, und der Draht für diese Strekke ist schon von London aus verschifft worden. Wenn atlantische Dampfer in St. Johns anlegen (es wird dort eine Kohlenstation errichtet) und von dort nach New-York telegraphiren, wird man schon in wenigen Wochen in sechs oder sieben Tagen nach dem Auslaufen eines solchen Dampfers von England europäische Nachrichten in New-York haben können. Umgekehrt: wenn Schiffe auf

der Reise von New-York nach Europa in St. Johns angegeben, werden sie vier Tage nach ihrem Auslaufen noch telegraphische Berichte aus Amerika heüberbringen.

— **Vereinigte Staaten. Texas.** Aus Friedrichsburg wird gemeldet: Der im Juni ersehnte Regen hat sich endlich eingestellt und unsern Mais- und Weizenfeldern die nöthige Nahrung gegeben und eine gute Ernte in Aussicht gestellt. Trotz der vorhergegangenen ungewöhnlich langen Trokenheit hat der Mais und namentlich der Weizen und Roggen doch noch eine frische grüne Farbe behalten. Ueberhaupt sind alle die seit 3 Jahren hier gemachten Versuche mit Anbau von Weizen und Roggen vollkommen befriedigend ausgefallen, so daß binnen einigen Jahren diese Cerealien den Mais als Brodfrucht verdrängen werden. So lange die Militärposten am San Saba und Oak Creek von hier mit Mais versehen werden, ist dessen Anbau immer noch vortheilhaft; werden aber diese Posten verlegt oder gar aufgehoben, so wird der Weizen hier das Hauptprodukt werden. Darüber werden allerdings noch Jahre vergehen, denn das bisherige Verfahren gegen die Indianer, und wir haben keine Ursache anzunehmen, daß dieses geändert wird, war keineswegs geeignet, den Rothhäuten Respekt, geschweige denn Furcht einzuflößen. Mit wenigen Ausnahmen haben sie ungestraft gestohlen und gemordet. Trotz der Indianer haben indeß im Laufe des vorigen Winters sich mehrere Ansiedlungen in entfernteren Theilen des Grant's, wie an der San Saba und dem oberen Colorado gebildet, welche, den Verlust einiger Pferde abgerechnet, weiter nicht belästigt worden. Ungefähr 40 Meilen von hier, im Grant, wird vollkommen gutes Salz gewonnen und zu 1 Dollar per Bushel verkauft. Bis jezt waren jedoch die dortigen Vorbereitungen zur Gewinnung des Salzes noch zu klein, um eine mit der Nachfrage im Verhältniß stehende Quantität liefern zu können. Am Llano soll sehr reiches Bleierz gefunden worden sein, doch sind die Nachrichten darüber noch unbestimmt, um vollen Glauben zu finden. Auch da haben sich neue Ansiedlungen gebildet, und nach einigen Jahren wird „Friedrichsburg" aufhören ein Grenzort zu sein.

— **Louisiana.** (Schweizerische Fatalitäten.) Der Gesundheitszustand von New-Orleans wird als für diese Zeit sehr gut geschildert, weder Cholera, noch gelbes Fieber sind bedeutend. An lezterer Krankheit starben unlängst, ohne einen Arzt gebraucht zu haben, zwei Brüder aus Zurzach. Innerhalb der lezten fünf Monate wurde an zwei betagten, ruhigen und fleißigen Schweizern Raubmord begangen, ohne daß sich die Polizei viel Mühe gab, die Mörder zu entdeken; im einen Fall hat eine Polizeiwache von weitem zugeschaut, ohne sich zu rühren.

— **Kalifornien.** (Große Erdbeeren.) Kalifornien ist bereits berühmt wegen seiner großen Kohlköpfe und Kartoffeln, daß aber auch ungewöhnlich große Erdbeeren dort wachsen, ist unseres Wissens noch etwas Neues. Die Sakramento Union schreibt, daß man ihm eine Erdbeere gezeigt habe, die 6½ Zoll der Länge und 5½ Zoll der Breite nach im Umfange habe!?

— **Utah.** Nach einem im Mormonenstaate erscheinenden Wochenblatte sind vom November 1854 bis Aupril 1855 aus Liverpool allein 3626 Auswanderer nach dem Salzsee gekommen. Die skandinavischen Missionen brachten 533 Zuzügler, darunter 409 Dänen, 71 Schweden und 53 Norweger. Es ist jezt 25 Jahre, daß der Prophet Joseph Smith die Mormonenkirche mit 6 Mitgliedern gründete. Heute zählt sie 3 Präsidenten, 7 Apostel, 2206 Seventies, 715 hohe Priester, 494 Aelteste, 514 Priester, 471 Lehrer, 227 Dechanten, 489 Missionäre im Ausland und eine erkleckliche Anzahl titelloser Proselytenmacher. Es wurden vom November 1854 bis April 1855 im Gebiete von Utah 965 Kinder geboren; es starben 278 Gemeindemitglieder; 478 wurden nach dem Mormonenritus getauft und 86 exkommunizirt.

— (Etwas übertriebene Neuigkeiten.) Aus New-York vom 20. Juli wird über die Mormonen gemeldet, daß dieselben sich in der äußersten Bedrängniß befinden. Die Cholera wüthet am Salzsee, Heuschrekenschwärme haben die Ernten zerstört, so daß Hungersnoth unter der Schaar der Gläubigen herrscht; die Indianer umschwärmen die Ansiedelung, haben den Verkehr mit den Vereinigten Staaten durch die Pässe des Felsengebirges unterbrochen, plündern die Karawanen und führen die Gefangenen in die Sklaverei.

— **Nebraska-Teritorium.** Nebraska genießt im Allgemeinen erwünschter Sicherheit Seitens der Indianer; einzelne Ermordungen und Beraubungen kommen wohl vor, sie haben aber nicht so sehr in einer Feindseligkeit der Indianer als vielmehr in ihrer großen Noth ihren Grund. Die zahlreichen Einwanderungen der lezten 3 bis 4 Jahre haben den Büffel und anderes Wild, wovon die Indianer früher ihr Leben fristeten, vertrieben. Die Folge davon ist ein großer Mangel an Lebensmitteln. Zwangsmaßregeln gegen die einzelnen Indianer, welche sich an Vieh und Pferden vergreifen, um ihrer Noth abzuhelfen, wie sie gerade jezt die Regierung der Vereinigten Staaten vorbereitet, werden, wie zu fürchten steht, den im Allgemeinen friedlichen Zustand verbannen und zu einem blutigen Kriege führen. Kürzlich sind die Ueberbleibsel eines einst großen und mächtigen Stammes, der Omahas, nach dem für sie ausgewählten reservirten Lande übergesiedelt worden; es liegt an den Blak Hills, 30 bis 40 Meilen nördlich von Council-Bluffs (Jowa) an der Westkaste des Missouri. Bisher wohnten sie zirka 11 Meilen südlich von genannter Stadt; beim Abschiede von dem Plaze, an welchem die Gebeine ihrer Vorfahren ruhen, zeigten sie große Trauer, und Greise und Weiber weinten bittere Thränen. Bei ihrer Ankunft an ihrem neuen Wohnsize wurde ihnen ein Jahrgehalt von 20,000 Dollar in Gold ausbezahlt. Jezt zählt der Stamm im Ganzen 1105 Köpfe und kann höchstens 200 Krieger stellen. Die Zahl ist in den 10 Jahren durch die Berührung mit den Weißen rasch geschmolzen; Krankheit und Branntwein werden den Rest bald vertilgen. Uebrigens gehört das ihnen reservirte Land zu dem fruchtbarsten in Nebraska, und ihr Andenken wird in dem Namen der Hauptstadt — Omaha-City — fortleben. Das Land wird rasch besiedelt, namentlich die an den Flüssen und Strömen liegenden höchst fruchtbaren Gegenden. Eine Menge von Städten ist angelegt worden und die verschiedenen Projektmacher entwikeln einen bewundernswürdigen Eifer in der Heranziehung von Menschen. Omaha an der Nordseite und Nebraska-City an der Südseite des Platte-River sind zur Zeit die bedeutendsten Städte des Territoriums. Belleview und Plattomouth am Missouri, Fontanelle am Elkhorn sollen sehr rasch zunehmen. — Die Gegenden nördlich des Platte-River sind hauptsächlich durch Einwanderer aus den nördlichen Staaten besiedelt, südlich desselben haben sich vorzugsweise Missourier, Kentukier und Virginier niedergelassen. Während jene Gegner der Sklaverei sind, suchen diese auf jegliche Weise das Institut zu fördern; es ist daher sehr zweifelhaft, ob nicht Nebraska am Ende doch noch ein Sklavenstaat wird, oder ob nicht das Territorium demnächst zwei verschiedene Staaten, von denen der südlichere ein Sklavenstaat, der nördlichere ein freier sein würde, bilden wird. (N.-Y. St.-Z.)

Südamerika. Brasilien. (Warnung.) Viele Auswanderer nach Brasilien glauben, sie dürfen sich nur auf's Gerathewohl nach einem beliebigen Hafen dieses Landes einschiffen und seien dann sicher von dort Schiffsgelegenheit nach jeder Kolonie zu finden, nach der sie sich begeben wollen, ähnlich wie in Nordamerika, wo allerdings ein solches Verhältniß eher stattfindet, obgleich übrigens dieses Verfahren auch für Nordamerika ein unvorsichtiges und durchaus nicht rathsames ist. Noch viel weniger ist dieß mit Brasilien der Fall, welches in Beziehung auf Verkehr, Verbindungswege und zahlreiche regelmäßige Schiffsgelegenheiten noch junge Land sich mit den Vereinigten Staaten noch bei weitem nicht messen kann. Man würde sich sogar sehr irren, wenn man glaubte, von Rio Janeiro, dem ersten Hafen Brasiliens, immer Schiffsgelegenheit nach San Paulo, Santa Katharina oder Rio Grande do Sul zu finden. Darüber haben schon manche Auswanderer bittere Erfahrungen machen müssen. Solche, die mit der Bestimmung für eine der südlichen Provinzen in Rio de Janeiro landen, müssen also mit Geldmitteln wohl versehen sein, um allenfalls dort eine Zeit lang davon leben zu können; denn sie dürfen sich nicht darauf vertrösten daß sie von Regierungswegen an ihr Reiseziel gebracht werden, wie es allerdings das brasilianische Gouvernement rühmlicherweise schon mehrere Male gethan hat; es waren dieß eklatante Nothfälle und die Regierung hat sich zugleich feierlich gegen die scheinbar naheliegende Konsequenz verwahrt, in künftigen Fällen ebenso zu verfahren. Abgesehen von alledem kommt auch eine Reise nothwendigerweise theurer zu stehen, wenn man sich unterwegs ausschiff, vielleicht einige Zeit auf eigene Kosten leben muß und dann in einem andern Schiffe die Reise fortsezt, als wenn diese von dem Einschiffungs- direkte bis zum Ausschiffungshafen und Bestimmungsort in dem gleichen Fahrzeuge gemacht wird. — Das mögen sich diejenigen merken, denen man vorspiegelt, die indirekte Reise über Rio Janeiro nach einem südlichen brasilianischen Hafen sei ebenso rathsam oder habe sogar noch Vorzüge vor der direkten Fahrt.

— **Neu-Granada.** Die Regierung dieses Staates steht mit einem Engländer, Dr. Bushnam, der in diesem Frühjahr als Agent einer englischen Auswanderungskompagnie nach Bogota, der Hauptstadt jener Republik, kam, über einen Kolonisationsplan in Unterhandlungen, bei welchem ihr Augenmerk hauptsächlich auf deutsche Auswanderer gerichtet ist. Es läßt sich zwar annehmen, daß einer Kolonie auf der Hochebene dieses Landes wenigstens keine Schwierigkeiten in klimatischer Beziehung entgegenstünden, wie man dies aus dem Beispiel der deutschen Kolonie Topar in Venezuela schließen kann, welche unter denselben Breitegraden liegt; allein ein bedeutendes Hinderniß des Gedeihens einer solcher Ansiedlung bilden die bedenklichen sozialen und politischen Verhältnisse des Landes, dessen Zukunft eine nichts weniger als gesicherte ist. Gegenwärtig ist Neu-Granada in eine Phase des Föderalismus eingetreten, die dazu angethan scheint, den ganzen Staat in souveräne Atome aufzulösen. Auch wird es wieder von allen Seiten mit Krieg bedroht. Die Regierung von Venezuela hat vor Kurzem 3 Mill. Doll. und 40,000 Mann vom Kongreß verlangt, um Neu-Granada zu bekämpfen, und zu derselben Zeit erschien der Kriegsminister von Venezuela in außerordentlicher Mission in Bogota, um der dortigen Regierung zur Beendigung des Bürgerkrieges Glük zu wünschen! Die Regierungen von Peru und Ecuador sollen ebenfalls zu einem Feldzuge gegen Neu-Granada sich rüsten. So steht diesem Lande vielleicht binnen Kurzem das Loos bevor, eine Beute des ersten besten glüklichen Eroberers zu werden. Aus allem dem wird man entnehmen können, welcher Zukunft eine dahin sich wendende Auswanderung entgegenzugehen Gefahr liefe, und wie triftige Motive vorliegen, von jeder Betheiligung an dem in Rede stehenden Unternehmen ernstlich abzurathen.

Feuilleton.

Schwarz auf Weiß.

Eine Auswanderungsgeschichte von Ottilie Wildermuth.

Es ist keine seltene, aber eine höchst gefährliche Sache um ein Herzensbündniß, das unter den süßen Tönen einer Tanzmusik geschlossen wird. Man hat schöne Exempel von Herzen, die in einem Walzer bestürmt werden, einen Cotillon lang Bedenkzeit nehmen, und in einem Galopp das Jawort geben; ob aber die Grundmelodie der Ehe nachher eine so fröhliche geblieben, ob das Paar hernach stets gleichen Takt gehalten, das möcht' ich fast bezweifeln; es läßt sich zwar kein Tempo vorschreiben für Herzen, die sich finden sollen, aber es gibt einen sicherern Stimmschlüssel für den rechten Grundton als die brausende Ballaune.

Nun, es war auch einmal ein junges Pärchen, das unter den bezaubernden Tönen des Lauterbachers sich seiner innern Harmonie bewußt wurde. Es war zwar kein Ballsaal, schimmernd erhellt von Kronleuchtern und mit Orangebäumen geschmükt und keine schmetternde Trompetenmusik, — es war nur des Kronenwirths obere Stube, an der am Kirchweihabend der Zinkenist mit seinen Gesellen besagten Lauterbacher heruntergeigte, dem Heinrich und der Karoline ist aber doch der Himmel voll Geigen gehangen.

Der Heinrich war ein Chirurg, der kürzlich von seinen Reisen mit wichtiger Miene in sein väterliches Dorf zurükgekehrt war, vermuthlich um sich zu besinnen, welche Stadt des Vaterlandes er mit seiner Kunst beglüken wolle. Wo er eigentlich seine Studien gemacht und wie weit seine Wissenschaft ging, das wußte man nicht so genau, seine vornehme Miene ließ vielen Spielraum für Vermuthungen, — als der kunstliebende Schulmeister einmal die jungen Leute auf die Schönheiten der kleinen gothischen Dorfkirche aufmerksam machte, da meinte der Heinrich mitleidig lächelnd: „da ist doch der Kölner Dom ganz was anders," also mußt' er recht weit herumgekommen sein.

Die Karoline war ein hübsches gutherziges Mädchen, nicht so weit in der Welt gewesen wie der Heinrich, doch hatte sie das Kochen in einem guten Gasthaus gelernt, und hielt sich nun, da sie eine Pflegetochter war, bei ihrem Vormund in demselbigen Dörfchen auf, um auf eine passende Stelle als Wirthschafterin oder Ladenjüngfer zu warten.

Da sie eine Pflegetochter war, galt sie per se für reich, und wir haben Grund zu vermuthen, daß der Heinrich solid genug dachte, solch' reelle Eigenschaften neben den flinken Füßchen seiner blühenden Tänzerin in Betracht zu ziehen.

Die Karoline zog nichts in Betracht als höchstens das schön gelokte Haar, die Manchetten und den braunen Frak des Heinrich, sie hatte ein gutes und ein warmes Herzchen, und sich als Waise gar einsam gefühlt, besonders seit sie den schönen Vers gelernt: „Ein Herz bedarf ein zweites Herz" u. s. w., da war sie denn glükselig, dieses zweite Herz so bald gefunden zu haben, und hegte nicht den geringsten Zweifel an der Realisirung der glänzenden Zukunftsbilder, die der Heinrich vor ihr aufrollte. „Ach, Sie glauben nicht, Jungfer Karoline, wie glüklich mich die Inklination eines so gebildeten Frauenzimmers macht, ich werde nun meine ganzen zukünftigen Plane anders einrichten. Rasirt hab' ich hier nur zur Unterhaltung, weil in einem so obskuren Nest so wenig Beinbrüche vorkommen, jezt aber werde ich das Examen erster Klasse machen und mich wo sezen; inwendiger Arzt wird man dann von selbst, das

Aeußerliche ist die Hauptsache, wirklich, Jungfer Karoline, Sie können sich jezt schon der Frau Oberamtsärztin gleich estimiren."

So ein Glük hatte sich Karoline in ihren stolzesten Träumen nicht vorgestellt, und sie wußte gar nicht, mit welchen Opfern und Liebeszeichen sie dem Heinrich ihre Zuneigung genug beweisen sollte. Die alte silberne Sakuhr, das Erbstük ihres Vaters selig, das der Heinrich mit Verachtung als eine Betiflasche behandelte, wurde gegen eine Cylinderuhr vertauscht, wobei die Granaten der Mutter, die der Heinrich ohnehin zu gemein erklärt hatte für eine künftige Frau Doktorin, noch in den Kauf gegeben wurden.

Dagegen bekam sie von Heinrich eine Broche, so groß wie ein Wirthshausschild, und war viel zu gläubig, um nach der Goldprobe dabei zu sehen.

Der Pfleger der Karoline, ein simpler Bauer und Gemeinderath, war etwas minder gläubiger Natur und sah nicht gut zur Sache. Als der Heinrich mit dem Gesuch um ein Darlehen von hundert Gulden von dem Vermögen seiner Braut herausrükte, um das Examen erster Klasse recht mit Glanz bestehen zu können, da schlug er das Gesuch rund ab und eröffnete ihm, daß überhaupt sämmtliches fahrende und liegende Habe Karolinens sich höchstens auf siebenhundert Gulden belaufe.

Das dämpfte in etwas die hochfliegenden Pläne und die ungestüme Leidenschaft des Heinrich, er brachte von einer Geschäftsreise der zärtlichen Karoline die Nachricht mit, daß das Examen erster Klasse entsezlich viel koste, da man allen den Herren, die examiniren, ein großes Präsent und ihren Frauen noch extra einen Zukerhut verehren müsse, er habe sich jezt entschlossen, nach Amerika zu gehen, wo jeder Chirurg gleich von selbst Doktor werde, und wenn er sich je ein Mal zum Rasiren herablasse, für den Bart je mit einem Louisd'or honorirt werde, da könne es ihm nicht fehlen, sein Glük zu machen, in einem halben Jahre sei sie mündig und könne ihm nachkommen, ohne daß sie sich um den Pfleger zu scheeren brauche.

Nun gehörte die Karoline nicht zu den Europamüden, und Auswandern war ihr bisher nur wie ein Ausweg für Lumpen und mißrathene Söhne und Töchter erschienen, aber sie hatte ein nachgiebiges Gemüth und glaubte an die verheißenen goldenen Berge, wie an ein Evangelium, so war es keine schwere Sache, sie zu überreden. Sie nähte sich fast blind, um den Heinrich noch ordentlich auszustatten für die weite Reise, ja sie verstieg sich so weit, ihm eine Brieftasche mit dem allerneuesten Dessin zu stiken: „Wandle auf Rosen und Vergißmeinnicht", am Ende machte sie sogar noch Schulden auf ihr bald anzutretendes Vatergut, da der Pfleger ein Darlehen für den Heinrich verweigerte. Aber schöne Reden von ewiger Liebe und Treue hat der Heinrich auch gehalten und Karoline schied von ihm an dem lezten Abend mit tausend, tausend Thränen und im sichern Glauben, daß jezt der allervortrefflichste Mensch von ganz Europa geschieden sei.

Im Dorf gab es wenig so gläubige Gemüther, die meisten dachten, der Heinrich sei fort auf Nimmerwiedersehen. Es fanden sich respektable junge Leute, die nicht im Sinn hatten, ein Examen erster Klasse zu machen und denen daher das Vermögen der hübschen braven Karoline genug war, aber nein, daran war nicht zu denken! Hatte sie nicht in ihrem Gesangbuch den schönen eigenhändig von Heinrich geschriebenen Vers:

Felsen zerreißen, Marmor zerbricht,
Doch unſ're Liebe wankt ewiglich nicht.

Auf den fielen ihre Thränen, so oft sie in der Kirche sang, wie hätte sie denn untreu werden sollen, wenn doch der Marmor zerbricht, obgleich sie den Zusammenhang nicht recht einsah.

Und siehe da, die Treue wurde belohnt! Nach sieben Monaten, kurz nachdem Karoline mündig gesprochen war, kam ein Brief von Amerika, sie konnte ihn vor Zittern kaum öffnen, kaum lesen mit ihren naßen Augen. Ja, der Heinrich hatte geschrieben! nicht so gar glänzend, wie's die Karoline erwartet, es schwebte ein gewisses Düster über dem eigentlichen Stand seiner Verhältnisse, aber doch ging's ihm gut und er äußerte eine unaussprechliche Sehnsucht nach seiner „allerliebsten Jungfer Braut". Karoline solle sich auf den Weg machen, so bald als möglich, mitnehmen an Kleidern und Weißzeug so wenig als möglich, nur Geld, baar Geld, das sei die Hauptsache.

Das war nun ein Sturm, ein Drängen und Treiben! Der Kaufmann des Orts, derselbe der dereinst des Heinrich's Reisegeld vorgestrekt, nahm sich treulich der Karoline an, die Güter wurden verkauft mit Schaden, alles zu Geld gemacht, Karoline widerstand heldenmüthig dem weiblichen Verlangen nach viel Staat und Weißzeug, das konnte sie ja alles noch in Amerika anschaffen.

Endlich und endlich war alles bereit und eine Reisegesellschaft gefunden, die Hoffnung und Sehnsucht half ihr glücklich über die Beschwerden der Seereise.

Ja, es traf sich alles so gut, daß sie bei der Ankunft in New-York auf dem Landungsplaz unter all' dem betäubenden Gewühl und Gedräng am Ende doch den Heinrich ansichtig wurde, den sie mit unbeschreiblicher Freude begrüßte.

Sehr nobel und sehr gedeihlich sah nun der Heinrich just nicht aus, so schön gebürstet auch sein Frak und Hut, so sorgfältig geordnet sein Slips war.

Er wußte aber gut Bescheid und half ihr mit vieler Gewandtheit ihren Koffer in Sicherheit bringen, das Kistchen mit den dreihundert Gulden baar, die sie noch erübrigt hatte, hatte sie auf der Reise nicht von der Hand gelassen, nun erbot sich der Heinrich, es zu tragen, da es in dem furchtbaren Gewühl ihr so leicht genommen werden könnte. Etwas verlegen antwortete er auf ihre zahlreichen Fragen nach seinem Ergehen, seinem Aufenthalt, seinem Gewerb; — wie sie aber eben wieder recht froh und zutraulich sich zu ihm wandte, — siehe da war kein Heinrich weit und breit, Menschen, Köpfe, Karren, Männer und Weiber, Geschrei und Getöse, — aber nirgends ein Heinrich. Sie rief, sie schrie, sie fragte, sie brach endlich in ein trostloses Weinen aus, — Niemand verstand sie, Niemand kümmerte sich um sie.

So wurde das arme Kind weiter gedrängt und gestoßen, bis in den Straßen New-York's der Strom sich allmälig vertheilte, aber wohin? Nun erst fiel ihr ein, daß mit dem Heinrich auch das Kistchen mit all' ihrem Gelde verschwunden sei, nur eine ganz kleine Summe war noch in dem Beutelchen ihrer Kleidertasche, — und wen sie ansprach, der antwortete ihr in dem verzweifelten Englisch, von dem sie keine Sylbe verstand.

Da fiel ihr endlich zu unbeschreiblichem Trost ein Wirthsschild in die Augen, das neben der englischen auch eine deutsche Inschrift trug. Zu Tod erschöpft und bekümmert wankte sie hinein, und als sie drinnen zum ersten Mal wieder den Gruß „guten Abend" vernahm, sank sie mit einem Strom von Thränen auf einen Stuhl.

Nun lernen zwar die Deutschen in Amerika sich ziemlich abstumpfen für das Elend ihrer Landsleute, das ihnen so massenhaft und so vielgestaltig vor die Augen kommt, aber das anständige Aeußere des Mädchens, ihre große Herzensbekümmerniß, die auf tieferen Kummer als Geldmangel schließen ließ, bewegte doch die Herzen zum Mitleid. Gestärkt mit Speise und Trank und freundlichem Zuspruch, faßte sich die arme Karoline endlich so weit, daß sie ihren Jammer erzählen konnte und den Wirth beschwor, doch Himmel und Erde aufzubieten, um den armen Heinrich aufzufinden und ihm mitzutheilen, wo sie sei, der werde sie jezt ganz trostlos suchen. Der Wirth kannte die Welt, zumal die amerikanische, um etwas besser und schüttelte lächelnd den Kopf: „Der sucht nicht lang, und weiß wohl warum er Euch verloren hat." Doch ließ er sich bewegen, alle nöthigen Schritte zur Bekanntmachung zu thun, auch war er so glücklich, den Koffer der Karoline aufzufinden, an dem Ort, wo sie ihn zusammen deponirt hatten. Der Heinrich aber, die Geldschatulle und der schöne blauseidene Regenschirm der Karoline, den er ihr galanter Weise abgenommen hatte, waren und blieben verschwunden.

Das Beutelchen, das der Karoline noch geblieben, war bald aufgezehrt, und neben ihrem Herzenskummer wäre das arme Kind auch äußerlich in einer trostlosen Lage gewesen, wenn nicht die Wirthin, die eine so hübsche Gehilfin schon im Hause brauchen konnte, ihr angeboten hätte, sie zu behalten. Das nahm sie nun dankbar an in ihrer tiefen Verlassenheit, aber Balsam für ihre Herzenswunde war es doch nicht, sie wollte sich eben nicht trösten lassen. Eines Nachmittags war sie allein im Nebenstübchen mit Ordnen ihrer gereiteten Habseligkeiten beschäftigt, da fiel ihr das Stammbuch in die Hände und der rührende Vers: „Felsen zerreißen, Marmor zerbricht!" Ach ja, „Marmor zerbricht!" schluchzte sie auf's Neue in herzbrechendem Jammer. Da wurde mit einmal ein seidenes Taschentuch sachte an ihre Augen gedrükt, und auffahrend schrie sie vor Entsezen, als sie dicht neben sich einen äußerst wohlgekleideten Herrn mit einem braunen negerartigen Gesicht erblikte, der eifrig bemüht war, ihr mit seinem ostindischen Tuch die Thränen zu trokneu. Seinen höchst gutmüthig lautenden Zuspruch in englischer Sprache verstand sie nicht, aber seine Augen schauten so gar theilnehmend aus dem Mulattengesicht auf die Weinende, daß sie mehr als das Foulard ihre Thränen trokneten. Inzwischen kam der Wirth und machte den Dollmetscher, er erzählte der Karoline deutsch, wie der Herr zwar ein Mulatte sei, wie man ihm ein wenig ansehe, aber einer der reichsten Grundbesizer der Umgegend und ein Stammgast des Hauses. Dem Mulatten berichtete er englisch die traurigen Erlebnisse des Mädchens, und die Karoline erschrak ganz, wie ihr seine zornfunkelnden Augen und geballten Fäuste sagten, was er auf ihren immer noch geliebten Heinrich halte.

Endlich ließ sie sich bewegen, sich zu der Gesellschaft zu sezen, und der Mulatte legte immer deutlicher sein Wohlgefallen an den Tag; — er war scheint's gewöhnt, rasche Geschäfte zu machen; denn noch am selben Abend eröffnete er dem Wirth sein Herz und bat ihn um seine Fürsprache bei der schönen Verlassenen. Der Wirth konnte kaum erwarten, bis er dieser mitgetheilt hatte, welcher splendide Ersaz ihrer warte, er hatte sich gar nicht gefaßt gemacht auf den ungeheuren Schrek und Widerwillen, mit dem dieser so höchst beachtenswerthe Antrag aufgenommen wurde. Aber der Gegensaz war auch gar zu groß! Der schöne, saubere Heinrich, weiß und roth wie aus dem Ei geschält, mit dem Ansaz zum Schnurrbärtchen und den glänzenden hellbraunen Haaren, und hier ein halber Mohr! nein das war doch undenkbar!

Der Wirth sah die Sache in etwas anderem Licht an: ein schustiges Milchgesicht, das sie um ihre Habe betrogen und sie an Leib und Seele dem Verderben preisgegeben hätte, oder ein rechtschaffener ehrenwerther Mann, an dessen braune Haut sie sich so bald gewöhnen werde als an eine weiße, und der sie für ihr Lebtag zu Glük und Ehren bringen könne, — wenn ihr noch die Wahl schwer fiele, so stellte ihr der Wirth frei, ob sie sein Haus mit dem Mulatten oder in jeder sonst beliebigen Weise verlassen wolle.

Da war nun freilich nicht mehr viel zu besinnen, und als nach ein paar Tagen der Mulatte wieder kam in seiner schönen Kutsche, und schönen Kleiderzeug nebst einem rosaseidenen Hut auspakte, da konnte sie nicht mehr widerstehen, und willigte, wenn auch unter tausend Thränen, ein, daß er die nöthigen Schritte zu ihrer Verheirathung thue, was in Amerika nicht halb so umständlich ist wie hier zu Land. Der Wirth und seine Frau waren Zeugen, die Wirthin hatte schönen Hochzeitstaat besorgt, und der Karoline war's wie ein Traum, als sie als Mrs. Muley an der Seite des Mulatten nach seinem schönen Landgut abfuhr, es wäre dieß Mal wohl ein Duzend Foulards nöthig gewesen, um all' ihre Thränen zu trokneu.

„Wenn nur 's Herz schwarz ist," hatte jener Bedlente gemeint, dem man nach dem Tod der Herrschaft seine rothe Weste vorwarf, — „wenn nur 's Herz weiß ist," dachte die Karoline nach einigen Wochen ihres Ehestandes, in denen sie die unverdrossene Liebe und Freundlichkeit ihres Mannes, das behagliche Gefühl des Wohlstandes beinahe ganz mit ihrem Geschik ausgesöhnt hatte; nur hie und da warf die Erinnerung an den schönen Heinrich, der Gedanke: wenn er aber doch unschuldig wäre, und mich noch mit Schmerzen suchte! einen Schatten auf ihre Zufriedenheit.

Da fuhr sie eines Tages mit ihrem Manne nach New-York zu einem Besuch bei den Wirthsleuten; die Straße wurde eben neu beschlagen und rechts und links tönte das unverdrossene Klopfen der Steinschläger. „Felsen zerreißen, Marmor zerbricht," klang als schmerzliche Reminiscenz der Frau Karoline durch den Sinn, als ihr Blik bei einem kleinen Aufenthalt unterwegs auf eine schmuzige Brieftasche fiel, die einer der Taglöhner mit Tabak ausgestopft neben sich liegen hatte. „Wandle auf Rosen und Vergißmeinnicht," schrie sie auf in hellem Schreken und blikte in diesem Augenblik in das trozige schmuzige Gesicht des zerlumpten Steinklopfers, der erstaunt aufsah, — ach, das war der Heinrich! Der Mulatte in ihrem gebrochenen Englisch unterrichtet, wen sie so unerwartet vor sich sah, hielt inne und stellte ein Verhör mit dem Burschen an. Der war viel zu verblüfft, um leugnen zu können, so gestand er, daß er in so schlechten Verhältnissen gewesen, daß er nicht an die Möglichkeit habe denken können, die Karoline zu heirathen. Darum habe er sich absichtlich mit ihrem Geld aus dem Staube gemacht und gehofft, damit nach Kalifornien zu kommen, er habe gedacht, so einer saubern Person könne es nicht an einem guten Fortkommen fehlen. Aber, wie gewonnen, so zerronnen; nach zwei Tagen hatte ein gleichgesinnter Schlafgenosse ihm seinen Raub abermals gestohlen, und er sah sich nun auf den Erwerbszweig des Steinklopfens beschränkt.

Die Karoline verstand den englischen Bericht ihres ungetreuen Liebhabers schon hinlänglich, um seine ganze Schlechtigkeit einzusehen, aber mehr noch als diese entsezte sie die Angst vor dem wilden Zorn, der in den Mienen ihres Mannes aufloderte, mit Todesangst sah sie, wie er in die Tasche fuhr, in der er, wie sie schon mit Schreken bemerkt hatte, stets ein scharf geschliffenes Messer trug. „Um Gottes Willen!" schrie sie auf deutsch, und wollte ihm in den Arm fallen. Der Mulatte aber stieß die Hand zurük, fuhr in die Tasche, riß — seine Börse heraus und warf sie dem armen Schluker hin, „da, für Dank das, daß du mir ein so schön gut Weib verschafft." Und davon fuhr der Schwarze an der Seite seiner gerührten Frau, und zurük blieb der Weiße

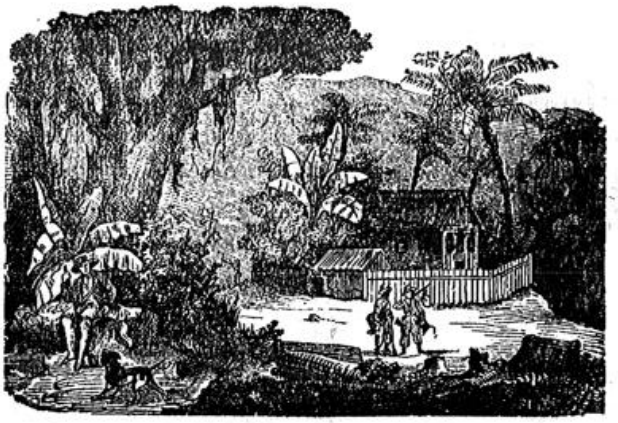
„In seines Nichts durchbohrendem Gefühle,"

hob aber sorgfältig die Börse auf, damit sie nicht wieder die Beute eines Gleichgesinnten werde. Der braungelockte Heinich hat keine Rolle mehr in den Träumen der Karoline gespielt. Sie ist des Schwarzen glückliche Frau geblieben, ob sie aber Lust hat, die Sprößlinge ihrer zufriedenen Ehe im Vaterland zu präsentiren, das weiß ich nicht.

Abonnementspreis.
Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".



Einrückungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 34. | Samstag den 25. August. | **Lichtensteig,** Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Fünfter Jahrgang. | **1855.**

Ein kurzes Wort, zunächst an die Churer Zeitung, dann aber auch an alle Leser des „Kolonist".

Ein Angriff in der Churer Zeitung auf das von mir redigirte Blatt nöthigt mich zu einer Erklärung über die Tendenz des „Kolonist" und meine Stellung zu ihm, da beides, wie es scheint, noch oft, mit oder ohne Absicht, mißverstanden wird.

Der früher in Bern herausgegebene „Kolonist" erscheint seit Neujahr 1854 in Lichtensteig. Das erste Semester war ich bei der Redaktion mitbetheiligt; seit ungefähr einem Jahr besorge ich sie allein und unabhängig.

Wer mich persönlich kennt, der weiß, daß ich Niemanden zu liebe etwas gegen meine Ueberzeugung, gegen mein Wissen und Gewissen in die Welt hinausschreibe. Dieß müßte aber der Fall sein, wenn ich, wie man mir in der Churer Zeitung (zwar nicht gerade mit diesen Worten) vorwirft, im Solde einer einzelnen Auswanderungsagentur ein parteiisches Blatt redigire.

Wenn ich im Interesse von Auswanderungsagenturen schreibe, so geschieht dieß jedenfalls nicht bloß für ein einziges, beinahe ausschließlich nach Brasilien spedirendes Geschäft, sondern für mehrere Häuser; denn ich habe immer neben Brasilien auch andere Länder zur Auswanderung empfohlen, wenn sie es nach meiner Ansicht verdienten, z. B. in Nordamerika Westkanada und einzelne Theile der Vereinigten Staaten, wie Oberteras.

Die Vereinigten Staaten konnte ich im Allgemeinen nicht anpreisen und man hat mich deßwegen Anfangs scheel angesehen. Gegenwärtig freilich ist die ganze Welt mit mir darüber einverstanden, daß im jezigen Zeitpunkt die Auswanderung nach der nordamerikanischen Union wenig zuläßig und nur ausnahmsweise zu empfehlen sei. Bessern sich die dortigen Zustände, so wird sich der „Kolonist" auch darnach zu richten wissen. — Vor Algerien habe ich oft und schon in den drei ersten Nummern des vorigen Jahrgangs gewarnt und die Folge, das unglückliche Schiksal der Setif-Kolonie, hat glänzend bewiesen, daß ich Recht hatte. — Seit einiger Zeit gebe ich mir Mühe, die Anstrengungen einer Agentur zu vereiteln, welche alle Hebel in Bewegung sezt, um Auswanderer nach Santa Fé in den argentinischen Staaten anzuwerben. Ich behaupte, daß, wenn eine Anzahl Schweizerfamilien thöricht genug ist, sich nach Santa Fé an- und verführen zu lassen, nach einem Jahre nicht der vierte Theil derselben mehr sich auf dem angewiesenen Kolonielande befindet.

Man sieht also, ich nüze den einen Agenturen und schade den andern. Das leztere thut mir leid. Aber ich schreibe den „Kolonist" nicht für Auswanderungs-Agenten, sondern zum Besten des Volkes, aus gemeinnüziger Absicht.

Als vieljähriges Mitglied zweier Armenbehörden und in meinem Berufsleben als Arzt hatte und habe ich noch oftmals Gelegenheit zu praktischen Studien im Armenwesen, die mich die großen Vorzüge der Auswanderung vor allen andern Abhülfsmitteln gegen den Pauperismus überzeugend erkennen ließen. In der erstgenannten Eigenschaft kam ich im Herbst 1852 mit Hrn. E. de Paravicini in Berührung und blieb von da an in meist freundschaftlichen Beziehungen zu ihm. Ungefähr um dieselbe Zeit hatte er den ersten Transport Schweizer nach den Parceria-Kolonien der Herren Bergueiro in San Paulo befördert. Ich ergriff mit Begeisterung die dem Parceriasystem zu Grunde liegende Idee: die Association des Kapitals mit der Arbeit, und, was mir in meiner Stellung noch mehr galt, die Vortheile, die den Gemeinden aus dieser Art der Auswanderung erwachsen, die unbedeutenden Kosten, mit denen sich diese damit ihrer Armen entledigen können, da die Rükzahlung weitaus des größten Theils der Ausgaben ihnen gesichert ist, während die Armen selbst in eine Lage versezt werden, wie sie in der Heimat nie möglich wäre, in glükliche Verhältnisse, die durch eine Menge über jeden Zweifel erhabene Originalbriefe bestätigt werden. Es ist dieß die einzige Form der Auswanderung, die unserm Vaterlande augenscheinlich nüzt, da sie ihm keine unentbehrlichen Kräfte, sondern nur Lasten entzieht. Ich denke, es wird mir Niemand zum Vorwurf machen können, daß ich im „Kolonist" immer dieses, seit 1847 bewährte System allen andern vorangestellt und vorzugsweise besprochen und empfohlen habe, — um so weniger als sowohl Hr. E. de Paravicini, der einzige Vertreter der Spedition nach den Bergueirokolonien in der Schweiz, ein durchaus rechtschaffener und solider Mann ist, als auch diejenigen Herren in Hamburg, welche die gesammte Angelegenheit für Deutschland und die Schweiz leiten und die Verschiffung besorgen. Ich habe dieselben voriges Jahr in Hamburg persönlich kennen gelernt und eine tiefgefühlte Hochachtung für sie mit mir nach Hause genommen.

Die Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit des Parceriasystems und dem Nuzen, den die Schweiz in Beziehung auf ihr Armenwesen aus demselben ziehen könne, war der Hauptbeweggrund, weßwegen ich die Redaktion des „Kolonist" übernahm. Ein anderer war eine mir von Jugend auf innewohnende Liebhaberei, ein Hang für geographische Studien, den ich durch diese sich mir darbietende Gelegenheit zu befriedigen hoffen konnte.

In dieser Hoffnung habe ich mich nicht getäuscht; und auch meine schwachen Bestrebungen, den „Kolonist" als spezielles Organ für die Armenauswanderung in gemeinnüzigem Sinne zu schreiben, sind oft ehrend anerkannt worden. Man möge es mir nicht verargen, wenn ich deßwegen hier auf das Referat des Hrn. Landammanns Hungerbühler über die freiwillige Armenpflege an der lezten Versammlung der St. Gallisch-Appenzellischen gemeinnüzigen Gesellschaft *) verweise.

*) S. Verhandlungen der St. Gallisch-Appenzellischen gemeinnüzigen Gesellschaft an der Hauptversamml. in Buchenthal den 3. Mai 1855. St. Gallen, bei Scheitlin und Zollikofer.

Nach dem Titel einer Autorität geize ich nicht; ich ärgere mich auch nicht, daß mir die Churer Zeitung in der Disputation über die Santa-Fé-Kolonie einen beliebigen Lappländer gegenüberstellt, der sich in Sachen ein Urtheil anmaßt und mit der gemüthlichsten Unwissenheit oder Unverschämtheit behauptet, Santa Fé liege in Brasilien, — sondern bemitleide sie höchstens um ihres sich selbst ertheilten testimonii paupertatis willen und wünsche ihr gute Besserung.

Dr. Ad. Steger, Red. des „Kolonist".

Die Eröffnungsrede der ersten gesezgebenden Versammlung von Buenos-Ayres.

Da gegenwärtig in der Schweiz von gewissen Seiten her Anstrengungen gemacht werden, um Auswanderzüge nach Santa Fé in den argentinischen Staaten zusammenzubringen, so sind die nachfolgenden Stellen aus der Eröffnungsrede des Präsidenten von Buenos-Ayres, Pastor Obligado, für uns von großem Interesse.

Buenos-Ayres, weitaus der blühendste Staat am Silberstrom, ist seit ungefähr 1½ Jahren von der übrigen argentinischen Republik, bis auf die gemeinsame Flagge und ein Defensivbündniß, getrennt, da es den Präsidenten des genannten Bundesstaates, General Urquiza, nicht anerkannt hat. — Die erste konstituirende Versammlung der Vertreter der Republik Buenos-Ayres wurde am 28. April eröffnet. Die Rede des Präsidenten Obligado beginnt mit einem Bericht über die Fortschritte des Staates im ersten Jahre seiner konstitutionellen Regierung, in Beziehung auf den Landbau, neuangelegte Ortschaften, Vermessung der Staatsländereien, öffentliche Anstalten (Spitäler, Kirchen, Waisenhaus, Findelhaus, Irrenhaus, Hafenarbeiten, Gasbeleuchtung und Pflasterung der Stadt, Opernhaus, Schlachthäuser ꝛc.). Es geht daraus hervor, daß die Regierung in diesem einen Jahre schon viel gethan, viel guten Willen und großen Eifer entwikelt hat, daß sich aber ihre Wirksamkeit eigentlich bloß auf die Hauptstadt beschränkt und ihre Macht außer derselben fast Null ist. Indessen, hält sich diese Regierung nur fünf Jahre, so wird Buenos-Ayres ein Staat sein, der, weil er so viele natürliche Vorzüge hat, verdient, von der deutschen und schweizerischen Auswanderung zum Ziele erwählt zu werden. Jezt aber kann davon noch nicht die Rede sein. Aus folgender Stelle kann man auf den Rechtsschuz schließen, den ärmere Ansiedler fanden: „Da die Regierung noch kein Gesez über den Verkauf von Staatsland gemacht hat, so haben wir uns einstweilen mit Erbpacht beschäftigt, worin ein großer Mißbrauch eingerissen war. Die Hauptpächter, welche der Regierung wenig oder nichts

zahlten, plünderten ihre Unterpächter aus. Wir haben daher ersteren die Kündigung ertheilt."

Daß auch jezt noch eine Einwanderung von freien landbautreibenden Ansiedlern durchaus keine günstigen Aussichten hat, indem die Sicherheit des ländlichen Grundbesizes noch nicht festgestellt ist, zeigt folgende Stelle: „Das neue Gesez über Staatsländereien, welches im vorigen Jahr schon debattirt wurde, ist von der betreffenden Kommission noch nicht definitiv angenommen und wird der Gesezgebung vorgelegt werden, sobald die Regierung nichts mehr daran auszusezen findet. Mittlerweile muß der Staat ein Einkommen entbehren, welches später aus dieser Quelle in reicher Fülle fließen muß."

Ueber das Staatsschuldenwesen, Papiergeld, Militär- und Indianerangelegenheiten wollen wir die Rede des Präsidenten vollständig hiehersezen:

„Der englische Agent*) hat uns Vorschläge gemacht, die mit der Entäußerung der Staatsländereien in Zusammenhang stehen, und in der That glauben wir, aus der Hülfsquelle auch unseren Verpflichtungen nachkommen zu können, und erkennen dieselbe in vollem Maße an; es ist aber unmöglich, ehe der Staat seine wirklichen Hülfsquellen kennt, schon etwas über die Verpfändung derselben bestimmen zu wollen. Die Regierung glaubt dabei beharren zu müssen, bis dahin die bestehende Aversal-Zahlung fortsezen zu müssen, wird aber nichts unterlassen, um sich in den Stand zu sezen, andere Vorschläge zu machen. Die Regierung hofft sogar im Stande zu sein, die Abschlagszahlungen zu vergrößern. Sie beschäftigt sich nichts desto weniger ernsthaft mit der Regelung der Schuld und hat neue Vertrauensmänner zur Berathung zugezogen, um Ihnen desto eher ihre Vorschläge vorlegen zu können.

„Der Kours unseres Papiergeldes gehört zu den wichtigsten Angelegenheiten unseres Staates. Wir erkennen darin unsere schwerste Aufgabe, ihn zu heben, und unser größtes Leiden, daß wir den Schwankungen nicht Einhalt thun können, welche den Handel zu einem Hazardspiel machen und einen Geist der Unsicherheit in die wichtigsten Verträge bringen, der die Moralität untergräbt. Wir sehen es daher für unsere Pflicht an, eine durchgreifende Maßregel zur Vorlage vorzubereiten, die das Land nicht schwanken wird anzunehmen.

„Hinsichtlich der bewaffneten Macht bedauern wir wegen der Abwesenheit des Kriegsministers nur einen nicht persönlich vertretenen Bericht vorlegen zu können, indem der Verfasser zur Sicherung unserer Südgrenze abreisen mußte.**) Bei offener Darlegung unserer Lage können wir nun nicht verhehlen, daß die Sicherheit der Pampas noch manches zu wünschen übrig läßt. Es war nöthig, eine hinreichende Kavallerie zu unterhalten und unser Büdget damit zu belasten, außer dem gewöhnlichen Etat für Linien-Militär und Marine. Wir haben zur Sicherung der Ordnung ein Hauptquartier in Mercedes errichtet, als Mittelpunkt der nördlichen Provinzen unter dem Befehle des General Hornos, der zur weiteren Unterstüzung der Milizen ein Bataillon regelmäßiger Truppen organisirt und die Horden der Gauchos in Ruhe hält, wie er kürzlich in den Ebenen von Tala bewiesen hat. Gewiß verdienen die Tapfern, welche am 8. November die bestehende Regierung dort zu Ansehen brachten, den Dank des Vaterlandes.

„Es war nöthig, in der Provinz Santa Fé eine bewaffnete Macht von 4000 Mann zu organisiren, welche unter dem Oberbefehl des General Hornos und seines Stabschefs Mize steht. Diese enthalten 4 Kavallerie-Regimenter, jedes zu 3 Eskadrons, von je 2 Kompagnien jede zu 70 Mann und Pferde. Außer diesem ist ein Grenzdienst auf ähnliche Art organisirt; wir bestreben uns, die Mannschaften zu uniformiren und in regelmäßige Korps zu verwandeln.

„Während der Diktatur von Rosas war ein System der Militär-Herrschaft eingerissen, dem wir auf energische Art entgegentreten mußten durch unser Dekret vom 14. Februar, welches den früheren Generalstab auf den gegenwärtigen Etat reduzirt. Wir haben dabei die Veteranen aus dem Unabhängigkeitskriege zuerst berücksichtigt, indem wir uns auf ihren Patriotismus verlassen und hoffen, daß Sie diese Einrichtung nun zum Gesez erheben werden. Wir haben dabei für den effektiven Bestand nöthig errachtet, jedem Korps eine besondere Kriegskasse anzuweisen, wir haben uns bemüht, durch höheren Lohn die Lieferung an Vieh unnöthig zu machen, welche bisher unsern ökonomischen Zweken so sehr hinderlich gewesen ist, und werden uns bemühen, die Hindernisse, die sich in den weniger bewohnten Gegenden herausstellen, zu beseitigen. Dieses ist, wir leugnen es nicht, eine schwere Aufgabe, da wir die bewaffnete Macht gänzlich von jener Ausgeburt der Pampas trennen, welche 20 Jahre lang unsere Geißel war und die gleichsam den größten Reichthum des Staates verschlang, um die Diktatur möglich zu machen. In dieser Angelegenheit ist augenblicklich der Kriegsminister beschäftigt und wir müssen daher die besondere Vorlage zur Gründung einer Militärgrenze auf das Resultat seiner Nachforschungen verweisen. Es ist nöthig um den Nationalwohlstand zu heben, einen Theil der Bevölkerung gänzlich von der Militärpflicht zu entbinden. Dagegen haben wir am 10. März den Grundstein zu dem Fort am Lapalque gelegt, um unsere Südgrenze zu decken. Wir wollen hoffen, daß es den Bestrebungen unserer Regierung, insbesondere des Kriegsministers, gelingen wird, die weiten Provinzen, welche unsern Staat bilden, nach allen Seiten hin sicher zu stellen und der Kultur offen zu legen, wozu besonders die Vermehrung der Dampfschiffe auf unsern Flüssen beitragen wird, womit Sie das Kriegsbüdget beschwert finden, welches wir Ihnen vorlegen werden."

So steht es in Buenos-Ayres, dem mächtigsten, blühendsten und bestadministrirtesten Staat am Laplata. Kann man nun unter so bewandten Umständen die Auswanderung nach dem viel entlegeneren, schwach bevölkerten und machtlosen Santa Fé empfehlen?

*) Nämlich der englische Vizekonsul, da der Gesandte abberufen war. Die englische Regierung hat mit derjenigen von Buenos-Ayres einen Span. Sie besteht auf der Einlösung der in Händen englischer Unterthanen befindlichen Staatspapiere und die Regierung von Buenos-Ayres will den Engländern nicht mehr Recht einräumen, als den eigenen Bürgern.

Anmerk. d. Red.

**) Der gute Kriegsminister scheint zu spät gekommen zu sein. Die Indianer drangen tief in den Staat ein, tödteten 15 bis 20 Personen, führten einen Friedensrichter gefangen fort und verheerten und plünderten für mehrere Millionen Piaster. A. d. R.

Die Kolonisation am Mucury.

(Aus der Hansa.)

Das große Bedürfniß Brasiliens sind — Straßen. Seit etwa zehn Jahren hat diese Ueberzeugung immer tiefere Wurzeln in dem südamerikanischen Kaiserthum geschlagen und eine mit jedem Jahre sich mehrende Menge von Unternehmen zur Eröffnung neuer Straßen und zur Verbesserung der alten ungenügenden ist die Folge davon gewesen. Zu den wichtigsten dieser Unternehmen gehört unstreitig das der Mucury-Dampfschifffahrtsgesellschaft. Der Mucury entspringt an den Grenzen der Provinz Minas Geraes und fließt die Küstenprovinz Espirito Sante durchschneidend in den atlantischen Ozean. Auf diese Weise die kürzeste Verbindungsstraße des gewerbereichen, mit einer unendlichen Fülle von Metallschäzen ausgestatteten Minas Geraes mit dem Meere bildend, dürfte er bald einer der bedeutsamsten Verkehrswege nach und von dem Innern werden.

Als die Ingenieure der Mucury-Kompagnie den obern Theil dieses Flusses hinaufdrangen, stießen sie überall noch auf Horden feindseliger Eingeborner. Durch Anlage einer Militärkolonie und Errichtung eines ständigen Militärpostens an dem von der Gesellschaft für ihre Depots am obern Mucury ausersehenen Zentralpunkte — Philadelphia — gelang es jedoch bald, die genügenden Bedingungen der Sicherheit zu schaffen. Die Arbeiten schritten von da rasch vorwärts. Magazine, Werkstätten, Häuser für die Beamten und Arbeiter der Gesellschaft erstanden in schneller Aufeinanderfolge in Philadelphia, der auf eine weite Streke niedergebrannte Wald wurde mit den nöthigsten Lebensmitteln zur Erhaltung der dortigen Bewohner bebaut und das Werk des Straßenbaues von Philadelphia nordwärts nach den Städten Minas Novas, Serro und Diamantina, sowie südwärts nach Santa Clara am Rio Mucury wurde rüstig gefördert.

In dem Vertrage, welchen die Mucury-Kompagnie mit der Reichsregierung in Rio de Janeiro abgeschlossen, war aber nicht nur die Herstellung der betreffenden Verkehrsstraßen, sondern zugleich die Erschließung der von denselben durchschnittenen Distrikte für den Akerbau in's Auge gefaßt. Eines sollte das Andere bedingen. Der längs der in's Werk bereits gesezten und noch zu sezenden Kommunikationen sich entwikelnde Akerbau sollte dem Verkehre derselben erhöhtes Leben und gesteigerte Nahrung geben, und umgekehrt jene Kommunikation dem Akerbau den leichten Absaz seiner Produkte und damit eine wichtigste Bedingung des Gedeihens sichern. Jedenfalls konnte, was die Handelslage betrifft, der in Angriff zu nehmenden Kolonisation keine günstigere Voraussezung geboten sein, als die unmittelbare Verbindung mit dem Straßenunternehmen der Mucury-Kompagnie, und der Anschluß an den dadurch eröffneten wichtigen Verkehr vom atlantischen Ozean nach der gewerb- und industriereichsten Provinz Brasiliens und umgekehrt.

Als vorzugsweise durch sein gemäßigtes, mildes und gesundes Klima und durch die außerordentliche Fruchtbarkeit seines Bodens für die europäische Ansiedlung sich empfehlend, erschien namentlich das Thal des Allerheiligenflusses, eines der wichtigsten Quellenflüsse des Mucury. Einer der Ingenieure der Gesellschaft, Herr Robert Schlobach aus dem Königreich Sachsen, glaubte hier im größten Grade alle Bedingungen für eine gedeihliche Ansiedlung seiner Landsleute gefunden zu haben und berichtete darüber an seinen Vater und seine Familie in Leipzig. In gleicher Weise liegt uns der Brief eines andern deutschen Ingenieurs, Herrn Oskar Hennig aus Schlesien vor, welcher nicht minder die durch eigene Anschauung geprüften Vortheile des obern Mucury-Flußgebietes für deutsche Kolonisten rühmt. Inzwischen war die Folge des Schlobach'schen Schreibens gewesen, daß in der Familie des Schreibers die Lust rege geworden war, an einem Kolonisationsunternehmen für den obern Mucury sich zu betheiligen. Doch wollte man zunächst sich von der Richtigkeit der Robert-Schlobach'schen Angaben durch weitere an Ort und Stelle vorzunehmende Prüfungen überzeugen und zwei mit dem Akerbau und seinen Voraussezungen theoretisch und praktisch vertraute Männer, die Herren Hermann Schlobach und Otto Voigt trafen zu diesem Behuf im Mai vorigen Jahres in Rio de Janeiro ein, um von dort sich nach der in Frage stehenden Gegend zu begeben. Sie machten ihre Reise zu Lande durch die Provinz Minas Geraes, und fanden, am Allerheiligenfluß angelangt, ihre Erwartungen in jeder Hinsicht überboten. Als sie in Philadelphia eintrafen, stand ihr Entschluß bereits fest, und sich mit den dortigen Beamten der Mucury-Kompagnie, den Herren Robert Schlobach und August Ottoni in's Einvernehmen sezend, gingen sie sofort an die ersten Vorbereitungsarbeiten für Begründung einer ersten sächsischen Kolonie. Sie wählten dazu einen von Philadelphia 2½ Legoas entfernten Ort an dem kleinen Flusse Tamonhec. Herr Otto Voigt blieb daselbst, um das Land für Aufnahme seiner Landsleute in Stand zu sezen, während Herr Hermann Schlobach südwärts nach Santa Klara ging und von dort mit den Dampfer „Mucury" nach Rio Janeiro, um daselbst über die Begründung weiterer deutschen Kolonien im Allerheiligenthale mit dem Direktorium der Kompagnie zu unterhandeln. — Auf Grund dieser Unterhandlungen haben gegenwärtig die Herren Schlobach und Morgenstern in Leipzig die General-Agentur für die Mucury-Kompagnie übernommen, und bei den entschieden vortheilhaften Voraussezungen, welche der Ansiedlung im Allerheiligenthale geboten sind, dürfte dasselbe wohl in nicht allzu langer Zeit mit zu den Zielen der deutschen, nach Brasilien gerichteten Auswanderung gehören. „Die Ländereien am Mucury," heißt es in einem uns vorliegenden Briefe, „werden zu den billigsten Preisen verkauft; sie sind vortrefflich und müssen in kurzer Zeit glänzende Erträge liefern."

Costa Rica.

Die heißen Landstriche eignen sich nicht für deutsche Landarbeiter, dagegen können Leute mit einigem Kapital und Handwerker, die vorzugsweise unter Dach und Fach arbeiten, ihr Fortkommen auch in solchen finden. Diese durch Erfahrung schon häufig bestätigten Säze finden auf's Neue Begründung in der nachfolgenden Korrespondenz. Mag der Schreiber, dem es gut gefällt zu jem Heim, auch Manches in etwas zu rosenfarbigem Lichte betrachten, im Ganzen tragen seine Mittheilungen den Stempel der Glaubwürdigkeit, und auch darauf möchten wir die Aufmerksamkeit der Leser hin geleitet haben, was er nicht erzählt: davon, daß Deutsche als Arbeiter auf dem Felde ihr gutes Fortkommen gefunden; wie es in anderen, den klimatischen Einflüssen mehr ausgesezten Gegenden, als auf der Hochebene von San José aussieht, enthält der Brief kein Wort.

San José, Mai 1855.

... Da ich vermuthe, daß es für die Leser der Deutschen Auswanderer-Zeitung von Interesse sein wird, etwas von dem Leben und Treiben der hiesigen Deutschen zu hören, so füge ich einige nähere Nachrichten bei, Sie zugleich versichernd, daß wir, obgleich durch weite Streken von der alten Heimat getrennt, an Geist und Herz ächte Deutsche geblieben sind und mit warmer Liebe am alten Vaterlande hangen. Ich langte hier an vor ungefähr anderthalb Jahren mit einer Berliner Gesellschaft unter Baron von Bülow, der ich mich in Greytown anschloß; die Gesellschaft löste sich bald nach ihrer Ankunft auf und Jeder suchte nun auf eigene Hand sein Leben zu machen. Als gelernter Tischler fand ich gleich hinlängliche Arbeit zu 2½ Dollars täglich und ebenso erhielt Jeder, welcher wollte und etwas verstand, bei dem Bau des Regierungspalastes in San José gute Arbeit. San José enthält etwa 5000 Einwohner, unter ihnen 100 Deutsche, welche meistens ein gutes Auskommen haben. Manche von ihnen sind durch die Spanier, welche die Deutschen sehr lieben, aber die Nordamerikaner sehr hassen, durch bedeutende Geldunterstützungen in Stand gesezt, ein eigenes Geschäft zu begründen, und es gibt

hier reiche Kaufleute, die mit nichts anfingen. Wir haben hier eine deutsche Apotheke, deren Besizer, Herr Ellendorf, auch als Arzt gute Geschäfte macht, ein deutsches Wirthshaus, wo man monatlich für Kost 30 Dollars zahlt, einen deutschen Klempner, mehrere Tischler und Zimmerleute u. s. w. Ich habe mit vier Freunden ein Haus gemiethet, wir haben eine spanische Köchin und leben sehr gut auf deutsche Weise, was uns wöchentlich 1¼ bis 2 Dollars kostet. Wir Deutschen leben sämmtlich wie Brüder (?) und Jeder bestrebt sich, die allgemeine Achtung zu erwerben. Wer nicht gut thun will, kann nicht bei uns bleiben und wird per Schub aus dem Staate geschafft, wie es noch vor Kurzem mit einem Deutschen der Fall war, welcher beim Wegebau angestellt, das Geld für die Arbeiter auf eine liederliche Weise verposamentirt hatte. San José liegt unter der heißen Zone, aber auf einer Hochebene, wo wir stets ein mildes, gleichmäßiges Klima haben. Der Kaffeebau ist die Hauptquelle des Reichthums des Landes und wird von der Regierung sehr begünstigt, da er den Hauptexportartikel bildet. Das Pfund kostet etwa 6 C. Tabak, welcher ebenfalls herrlich gedeiht, darf Jeder nur zum eignen Gebrauch bauen, dieses ist die einzige Beschränkung und sie geschieht nur im Interesse des Kaffeebaues. Sonst ist hier Freiheit zu Hause. Jeder kann glauben, sprechen und handeln wie er will, insofern lezteres nicht seinen Mitbürgern zum Nachtheil gereicht. Aber auf anständiges Betragen wird sehr gesehen, und wenn ein Deutscher Lust hat, ein spanisches Mädchen zu heirathen, wird er ihren Landsleuten vorgezogen. Der Wald besteht durchgehends aus einem Holze, welches man hier Cedern nennt. Es sind hochstämmige 1—5 Fuß im Durchmesser haltende Bäume, die sich leicht schneiden und bearbeiten lassen, auch eine gute Politur annehmen. Das Holz ist jedoch härter als das der amerikanischen rothen Ceder. Land im Urwald, 25 Aker für die Person, wird umsonst gegeben, kultivirte Kaffeepflanzungen sind ebenfalls billig zu haben; die tropischen Produkte gedeihen hier neben denen der gemäßigten Zone. Zwei große, herrliche Ananas kosten auf dem Markt 6 C., süße Orangen kann sich jeder nach Belieben pflüken. Kartoffeln sind hier besser als in Europa und wachsen das ganze Jahr hindurch, eine Ernte folgt auf die andere. Ein Maß, welches etwa ¾ Bushel hält, kostet einen Real oder 12½ C. Rindfleisch und andere Lebensmittel, sowie Milch und Butter sind stets zu billigen Preisen auf dem Markte zu haben. Die Kaufmannsgüter kamen bis jezt meistens um das Kap Horn nach dem Hafen Punto Arenas auf der Westküste,*) wohin, eine Streke von 5 Tagreisen, jezt eine Landstraße angelegt wird. In San José werden an den Hauptstraßen die Bauplätze mit 10 Dollars für die Vera (etwa 1 Elle) Front bezahlt, weiterhin wird das Land immer billiger. In politischer Hinsicht wird zwischen Fremden und Eingebornen kein Unterschied gemacht. Sobald Jemand Grundeigenthum erworben hat, kann er mitstimmen und genießt alle politischen Rechte. Die Jagd ist in der Umgegend gut, es gibt vorzüglich viele Rehe und wilde Schweine. Die deutschen Jagdliebhaber machen öfters Jagdexcursionen in die Berge, wo sie nicht selten einem Tiger begegnen. Leben und Vermögen sind hier so ziemlich sicher und wir hören nie von Diebstählen und Raubanfällen.

Ein Deutscher hat eine Brauerei angelegt, welcher gute Geschäfte macht; das Glas Bier kostet 6 C., die Flasche englisches Ale 25 C. Die Eingebornen machen ein Getränk aus dem Saft der Ananas mit Wasser und einer Art Rum vermischt, welches sehr gut schmekt. Auch trinken sie viel Chokolade und essen statt des Brodes Tortillas, welche aus gekochter Hominey, die nachher zerstampft und in kleinen Fladen gebaken wird, bestehen, und an die man sich leicht gewöhnt. Wilder Honig, Federvieh, Eier, Lebensmittel aller Art sind hier billig und im Ueberfluß. Die Spanier sind gute Leute, lieben jedoch nicht die Arbeit, und halten sich für sehr fleißig, wenn sie zwei Tage in der Woche arbeiten. Die Mädchen lieben das Wasser und liegen einen großen Theil des Tages über in den kühlen Flüssen, welche von den Bergen herab kommen. Sie sind dabei ungenirt, wie Eva vor dem ersten Apfelbiß, aber wir sind daran gewöhnt, daß wir nicht einmal mehr hinsehen. Sie sind auch gar nicht zimperlich, lieben das Tanzen leidenschaftlich.

Es ist hier noch Raum und Arbeit für viele fleißige Deutsche und solche werden in ihren hiesigen Brüdern die kräftigste Stüze finden, aber Lumpen und Bummler können wir hier nicht gebrauchen. Die Reise geht über San Juan, den Nicaragua aufwärts und dann auf einem kleinen Nebenflusse oder auf Mauleseln in's Innere. Pferde und Maulesel, welche per Stük 50—100 Dollars kosten, sind vortrefflich, die Feldarbeit und der Transport wird durch Ochsen bewerkstelligt. (D. A. Z.)

*) Der so zu sagen gänzliche Mangel einer Verbindung der Hochebene mit der Ostküste ist eine Hauptursache des Mißlingens der neuern größern Kolonisationsunternehmungen. A. d. Red. d. „Kolonist“.

Verschiedenes.

(Schiffsnachricht.) Das Schiff „Kronprinz Ernst August,“ mit schweizerischen Auswanderern nach Santos bestimmt, ist nach einer glüklichen Reise von 52 Tagen daselbst angekommen. Die Passagiere waren sämmtlich sehr wohl zufrieden und stellten dem Kapitän Meier ein Dankschreiben aus. Auf der Reise starben zwei Kinder, und kamen zwei auf die Welt. Zwei Tage nach der Ankunft in Santos starb die Frau des Felix Disch aus Elm, Kantons Glarus.

Schweiz. Aargau. Das Bezirksgericht Baden hat den Auswanderungsagenten Karl Fischer wegen Falschwerberei zu 8 Tagen Gefangenschaft und einer Buße von 20 Fr. verurtheilt. 'Sgäb no me föttlich!

Irland. Nach englischen Angaben sind im verflossenen Jahre von irischen Auswanderern 1,730,000 Pfd. Sterl. nach Hause geschikt worden, 300,000 Pfd. Sterl. mehr als im Jahre 1853. Diese Gelder waren bestimmt, theils arme Verwandte zu unterstüzen, theils ihnen die Möglichkeit der Auswanderung zu gewähren.

Nordamerika. Bodengüte in Amerika. Absehend von den Kennzeichen eines guten Bodens nach Tragfähigkeit, örtlicher Lage, Baumwuchs, Bewässerung rc., betrachten wir die Bodengüte blos in Bezug auf Thätigkeit, welche er in seiner Bearbeitung von dem Landwirthe erfordert. Die Güte des Bodens ist nämlich von derjenigen in Europa nicht sonderlich verschieden, nur daß dort der Boden neu, urkräftig und wenig ausgebeutet, hier aber vielfach ausgesogen ist und nur durch künstliche Düngung fruchtbar erhalten wird. Die Lobpreisungen auf die Unerschöpflichkeit der Bodenfruchtbarkeit passen nur auf wenige Striche und sind, abgesehen davon, daß gerade solche Landstriche aus Gesundheitsrüksichten meist gar nicht zu empfehlen sind, durch die Thatsache, daß viele der fruchtbarsten Striche durch fortwährende gleichartige Fruchterzeugnisse gänzlich ausgesogen worden sind, z. B. in Virginia durch den Tabaksbau, widerlegt. Demnach wird der aus Europa einwandernde Landwirth keinen so erheblichen Unterschied finden, der ihm die Bebauung des Bodens nach seinem gewohnten Systeme unmöglich macht. Das Klima hat in dieser Beziehung eine weit größere Bedeutung, als die Beschaffenheit des Bodens. — Niederungen sind für Einwanderer die gefährlichsten Pläze zur Ansiedelung, denn sie sind wahre Fieber-Erzeuger. Wen das Fieber in einer solchen Gegend einmal befallen, der ist für die Bodenbearbeitung so gut wie unfähig und eine stete Kränklichkeit führt ihn langsam aber sicher dem Grabe zu. Am gefährlichsten sind die schönen, romantischen Punkte, wo sich zwei Flüsse vereinigen. Da, wo die Flüsse Ohio und Mississippi sich vereinigen, am südlichen Punkte des Staates Illinois liegt die Stadt Kairo, ein wahres Grab für Einwanderer. Solche Stellen sind aber gerade die fruchtbarsten und eben deßwegen lassen sich so viele verleiten, die Kultivirung derselben zu versuchen, aber sie bezahlen dieses Unterfangen mit Aufopferung der Gesundheit, des Lebens. „Diese Stellen“, sagt ein Kundiger hierüber, „gleichen furchtbar bewachten und vertheidigten Festungen, die nur mit Tausenden von Menschenleben bezwungen werden — doch mit dem Unterschiede, daß jene Niederungen nach ihrer Bezwingung zu üppigen Fluren gedeihen, diese Mörderhöhlen aber dann nur öde Brandstätten voll Blut und Trümmer sind.“ Ueberhaupt möge sich der Deutsche vor jeder unaufgebrochenen Gegend hüten, sei es Wald oder Prärie, solcher Boden erzeugt stets Fieber, wie vielmehr die öfteren Ueberschwemmungen ausgesezten Niederungen an Flüssen. (D. A. Z.)

Vereinigte Staaten. New-York. (Bevölkerung.) New-York zählt nach dem neulich aufgenommenen Zensus 750,000 Einwohner. Mit Brooklyn und den andern Vorstädten hat es 1,000,000 Einwohner.

— (Emigrantenwesen.) Der „New-Yorker Herald“ veröffentlicht ein Schreiben von Ludwig Semler, Chef des Emigranten-Bureau's der Mayors-Office, über das Emigrantenwesen, in welchem eine Menge der Ungerechtigkeiten und Betrügereien, denen der Einwanderer hier ausgesezt ist, aus einander gesezt und auf deren Abstellung durch legislative Maßregeln u. s. w. gedrungen wird. Unsere Leser sind mit diesen Schwindeleien meistens bekannt, aber von Seiten der angloamerikanischen Presse ist die Sache bisher nur sehr gelegentlich und dann nur höchst einseitig beurtheilt worden, so daß die fragliche Mittheilung im „Herald“ hoffentlich nicht ohne guten Eindruk bleiben wird. Hr. S. glaubt, daß die Commissioners of Emigration im Stande seien, vielen Mißbräuchen vorzubeugen, wenn es in deren Absicht läge, dieß zu thun, an welcher Absicht er theilweise zu zweifeln scheint. So viel ist sicher, daß, obgleich die Commissioners seit längerer Zeit eine Thätigkeit zum Bessern entwikeln, doch noch Manches für sie zu thun übrig bleibt.

— Texas. (Die Zürcher Sozialisten.) In einer vorige Woche erschienenen Nummer des Zürcher Intelligenzblattes, die wir leider für die lezte Nummer des „Kolonist“ zu spät erhielten, steht folgende „Berichtigung“ unserer vor 14 Tagen gebrachten Mittheilungen, die aber in der That eher einer Bestätigung gleichsieht. „Wahr ist leider, daß Hr. Bachmann beim Baden ertrank; unwahr dagegen, daß Uneinigkeit unter den Mitgliedern der Gesellschaft ausgebrochen. Drei Zürcher nämlich, die zwar mit den Texanern reisten, aber gar nicht zur Gesellschaft gehörten, und denen Bürkli aus nicht hieher gehörigen Gründen erklärt hatte, daß er sie nie als zu dieser gehörig betrachte, haben sich demzufolge in Galveston von dieser getrennt und auf eigene Faust angesiedelt. Auch haben diese drei einige früher nicht ganz entschlossene Gesellschaftsmitglieder, darunter Bachmann, mit sich zu ziehen verleitet. Die 26 wirklich bei der Gesellschaft Gebliebenen bezeugen in 18 Briefen ihr Wohlsein, ihren guten Muth und ihr festes Zusammenhalten.“

In der Nummer 63 der Allg. Ausw. Z. zieht Herr G. M. v. Roß, der, wie wir berichtet haben, mit Karl Bürkli Händel bekommen, ganz unbarmherzig über diesen los. Bevor wir uns ein Urtheil über diese Streitsache erlauben, müssen wir erst noch abwarten, was Bürkli darüber schreibt. Das aber dürfen wir jezt schon sagen, daß wir Herrn Roß' Meinung über Bürklis Charakter (er nennt ihn z. B. unter anderm einen Hagestolz, der statt eines Herzens einen Geldsak in der Brust trage — sehr unsozialistisch!) für entschieden falsch halten. Karl Bürkli war auf dem Zürcher Gymnasium mehrere Jahre ein Schulkamerad des gegenwärtigen Redaktors des „Kolonist.“ Er war ein muthwilliger, zu tollen Streichen immer aufgelegter Bursche, der vom Studiren nichts wissen wollte; aber er war auch eine gute, treue Seele, ein liebenswürdiger Mensch. Wir blieben gute Freunde, auch nachdem er Gerberlehrling geworden war. Seit vielleicht 15 Jahren oder länger haben wir einander nicht mehr gesehen; es ist aber nicht möglich, daß jener Bürkli seinen Charakter so sehr geändert habe, daß Hrn. Roß Beschreibung auf ihn paßt. — Ueber das Kolonieland der „europäisch-amerikanischen Kolonisationsgesellschaft in Texas“ sagt Hr. Roos folgendes: „Diese Kolonie besizt guten Akerboden, einen reichen Waldbestand, hat eine hohe gesunde Lage am Westfork des Trinity, Dallas-County; für amerikanische Farmer wäre diese Lage vortrefflich, für eine sozialistische, von Fremden gebildete Kolonie konnte kein unglüklicherer Plaz gewählt werden, als dieser, der von Natives und Sklavenhaltern umgeben ist; es wird sicherlich zu Reibungen kommen, weil beide in der Kolonie befindliche Direktoren, Viktor Considerant und Karl Bürkli, der englischen Sprache nicht mächtig, somit unfähig sind, als Vermittler zwischen der amerikanischen Bevölkerung der Umgebung und ihren Kolonisten aufzutreten. Auch befindet sich unter den Kolonisten selbst Keiner, der englisch spricht. Ueberdieß werden die Bewohner der benachbarten Counti's und vom übrigen Theile des Dallas-Co. bald erfahren, wie diese Herren Direktoren den Sozialismus in der Praxis angewandt haben.“

— Wiskonsin. Ueber die Handhabung eines Volksgerichtes in Janesville, Rok County, schreibt das Milwaukee „Banner“: Mayberry, der einen Holzhändler, Namens Alger, in der Nähe von Janesville auf eine herzlose Weise umgebracht, hatte vor Richter Doylittle, in der Circuit-Court jenes Counti's, sein Verhör zu bestehen. Am Mittwoch Abend wurde der Fall den Geschwornen übergeben, welche nach einer kurzen Zeit mit dem Verdikt „schuldig“ in den Gerichtssaal zurükkehrten. Als die Beamten den Gefangenen nach der Jail zurükbringen wollten, versuchten einige aus dem Haufen, welcher vor dem Courthause versammelt war, ihm eine Schlinge um den Naken zu werfen und ihn den Beamten zu entreißen und zu lynchen. Dieser Versuch schlug jedoch fehl, indem einer der Beamten die Schlinge entfernte und der Gefangene in Eile in die Jail gebracht wurde, um die sich eine ungeheure Menschenmenge versammelte, welche nur durch das feste Auftreten des Mayors, Sheriffs und andern Beamten, abgehalten werden konnte, die Jail zu erbrechen und den Gefangenen herauszuholen. Am Donnerstag Morgen wurde Mayberry wieder nach dem Courthause gebracht, um sein Urtheil zu empfangen, welches auf lebenslängliche Gefängnißstrafe, monatlich mit fünf Tagen Einzelnhaft, lautete. Da die Beamten einen Aufstand befürchteten, so führten sie den Verurtheilten nicht eher aus dem Gerichtssaale fort, als um 1½ Uhr Nachmittags, wo ein großer Theil der Menge zum Mittagessen gegangen war. Kaum waren sie jedoch aus dem Gebäude getreten, als der Menschenhaufe einen Angriff auf sie machte und eine Schlägerei erfolgte, welche ungefähr zwei Minuten anhielt. Die Beamten sahen sich zulezt genöthigt, vor der Menge zurükzuweichen, und der Gefangene, welcher sich mit der größten Wuth vertheidigte und mehrere der Angreifer niedergeschlagen

hatte, war durch einen Schlag mit einem Knittel betäubt worden, so daß es jenen gelang, ihm eine Schlinge über den Kopf zu werfen. Sie schleppten ihn durch mehrere Straßen und hingen ihn dann an einem Baum auf dem Public Square auf. Ungefähr drei Minuten vorher behauptete er, daß er unschuldig sei, zulezt jedoch gestand er seine Schuld ein, worauf er sofort aufgeknüpft wurde.

— (Bevölkerung von Janesville.) Nach dem aufgenommenen Census zählt Janesville eine Bevölkerung von 7788 Einwohnern; nämlich 4413 männlichen und 3375 weiblichen Geschlechts. Im Jahr 1850 betrug die Zahl der Einwohner nur 3451, was somit eine Zunahme von 4337 Einwohnern in der Zeit von 5 Jahren ergibt.

— (Milwaukee's Zukunft.) Der Madison „Patriot" spricht sich in einem Artikel, worin er die Wichtigkeit einer Eisenbahnverbindung mit Chicago sowohl als Milwaukee auseinandersezt und auf die Vollendung der Beliot- und Madison- und der Milwaukee- und Mississippi-Eisenbahn dringt, in folgender Weise aus: Chicago und Milwaukee sind die beiden großen Ausmündungen dieses Staates, und es ist eine mißverstandene Idee, daß das Gedeihen der Einen das Wachsthum der Andern aufhalten werde. Chicago stüzt sich auf eine Landschaft, deren Hülfsquellen bereits durch zahlreiche Eisenbahnen zugänglich gemacht sind, während Milwaukee sich auf eine Landschaft stüzen muß, deren Hülfsquellen, obgleich größer als diejenigen, welche ihre Schwesterstadt aufgebaut, noch zum großen Theile unbenuzt liegen. Laßt Eisenbahnen sich durch den ganzen mittlern und nördlichen Theil des Staates verzweigen, welche von seinen reichen Prairien einen üppigen Strom, die Erzeugnisse seiner unerschöpflichen Minen, sein Eisen, unübertroffen in Amerika, seine Kupferminen, die reichsten in der Welt, seine reichen Zinklager dahin leiten werden. Laßt Fabriken, welche ihr Rohmaterial in Fabrikate zum Verkauf umwandeln, und wir können Milwaukee nur ein Gedeihen ohne Gleichen prophezeien.

— Kalifornien. (Das Todtenschiff.) Am 17. Juni ist ein Schiff von St. Franzisko ausgelaufen mit einer der allerseltsamsten Ladungen, nämlich etwa siebenzig Särgen, enthaltend die Ueberreste der in dieser Stadt verstorbenen Chinesen, welche von ihren Familien zurükgefordert wurden, oder von solchen, die noch vor ihrem Tode verordnet hatten, daß ihre Leichen im Vaterlande beigesezt werden sollen. Für jede Leiche kostete die Fracht 50 Dollars. — Das „Echo des Pacific" kündigt an, daß mehrere chinesische Gesellschaften sich gebildet haben zu dem Zwekke, die Leichname aller in Kalifornien verstorbenen Chinesen nach China zurükzubringen. Die Ueberfahrtskosten würden von den in St. Franzisko wohnenden Verwandten bezahlt werden oder in deren Ermanglung auf Kosten der Gesellschaften fallen, welche sich an den Landungsplätzen die Fracht zurükerstatten ließen. Dieß ist eine Frachtspekulation neuer Art, von welcher bis jezt die europäischen Rheder sich nicht hätten träumen lassen beim Abschiken ihrer Schiffe nach San Franzisko. — Die todten Chinesen gehen freiwillig zurük. Die Lebendigen (zirka 50,000 in ganz Kalifornien) würden, wenn es auf die Stimmung eines sehr großen Theiles der Bevölkerung Kaliforniens ankäme, mit Gewalt wieder ausgetrieben. Ein solcher Antrag ist in der lezten kalifornischen Legislatur zu Sakramento gemacht, aber aus Rükschten der Menschlichkeit nicht angenommen worden. Jedenfalls wird aber die chinesische Einwanderung erschwert.

— (Der Fallit Suter wieder Krösus.) Unserm vielgenannten Landsmann, Kapitän Suter, sollen die Ansprüche auf seine ehemaligen, viele Quadratmeilen großen Besizungen gerichtlich zugetheilen und zugesprochen worden sein; wir denken jedenfalls nicht alle, wenigstens gewiß nicht der Grund und Boden der großen Stadt Sakramento, die gerade im Mittelpunkte seiner Ländereien angelegt wurde. Suter hätte nun wieder Gelegenheit und Mittel, um seine alten Schulden in der Schweiz zu berichtigen. Wir wollen sehen, ob er's thut.

— Das „San Francisco Journal" vom 30. Juni berichtet wie gewöhnlich von einigen neu aufgefundenen Goldwäschen, und gibt überhaupt gute Nachrichten von den Erfolgen der Goldsucher, die jezt auch im südlichen Theil von Oregon genug Ausbeute fanden, bis sie dort die Arbeit wegen Wassermangels zulezt einstellen mußten. In der Münze von San Francisco blieben vom 1. bis 20. Juni über 6 Tonnen Goldstaub deponirt; am 16. Mai hatte das Prägen wieder begonnen, und bis zum 31. Mai waren täglich im Durchschnitt 100,000 Dollars gemünzt worden. Ungünstiger wie die Berichte aus den Minen lauten diejenigen über den Akerbau. Wegen des geringen Regenfalls im Winter und Frühjahr verhießen die Getreidefelder eine schlechte Ernte; furchtbare Verwüstungen wurden durch Heuschreken sowohl im Innern (im Sakramento Thal) wie an der Küste (Monterey) angerichtet. „Die Heuschreken-Plage", heißt es in der Zeitung, „wird immer ernsthafter, und scheint in der That zu einem öffentlichen Unglük zu werden. Ganze Streken im Innern sind, wie die „Sakramento Union" berichtet, von den Schwärmen dieser Insekten überzogen, und werden von jeder Spur der Vegetation entkleidet. .... Das ganze Sakramento-Thal leidet unter dieser Plage, gegen die es kein Schuzmittel gibt. Ein Reisender, welcher kürzlich von Gildhill herab kam, traf, als er aus dem Walde — 9 Meilen hierherzu von dem Orte — herab kam, einen Heuschrekenschwarm, durch den er seinen Weg 15 Meilen (?) weit fortzusezen hatte."

— Utah. (Längst Erwartetes.) Der Times-Korrespondenz aus New-York vom 31. Juli sagt: In Utah, dem Mormonenstaat, scheint sich ein Gewitter zusammenzuziehen. Ich sehe aus den Zeitungen, daß Oberst Steptoe abgedankt hat, und Brigham Young ist wieder Hahn im Korbe. Die Regierung sendet eine Menge Truppen dahin, angeblich um die Indianer im Zaum zu halten. Ich weiß jedoch, daß die Lage der Dinge unter den Vielbeweibten ihr gar nicht gefällt. Wenn es zu einem Strauß mit Brighams gut exerzirten Legionen käme, würden die Regierungstruppen einen harten Stand haben, denn sie bestehen aus lauter Rekruten. Die Mormonen umgeben, wie es heißt, ihre Hauptstädte mit hohen Mauern. Zu einem Ausbruch ist es bis jezt nicht gekommen, noch ist für den Augenblik eine Veranlassung dazu vorhanden. Die aber wird man, wie immer, gegen die vielverfolgten Heiligen vom jüngsten Tage schon zu finden wissen.

— Kanada. (Holzhandel.) Wie riesenhaft die Verhältnisse der Bauholzproduktion in Nordamerika sind, mag man daraus annehmen, daß bei Peterborough in Kanada eine Sägemühle täglich 136 Sägen in Bewegung hat, welche selbst wieder durch Maschinen geschärft und ausgehämmert werden. Sie schneidet jede 9 Monate 70,000 Stämme. Eine einzelne Firma Egan und Komp. beschäftigte im lezten Winter 3800 Mann zum Holzfällen, 1700 Pferde und 200 Stiere zum Schleppen des Holzes, und 400 doppelte Züge, um Essen und Fourage herbeizuschaffen. Der Holzvertrieb ist in Kanada so gestiegen, daß aus Quebek allein im vorigen Jahre an 18 Millionen Kubikfuß Tannenholz ausgeführt wurden, während 1847 die Ausfuhr bloß 9,626,000 Kubikfuß betrug. Die Wälder Kanada's sind noch auf viele Jahre mit Holz im Ueberfluß versehen.

Zentralamerika. Aus Rivas (Nicaragua) vom 14. Juli wird dem „New-York Herald" ausführlich über die Niederlage und den Rükzug der Walkerschen Freibeuterschaar berichtet. Am 14. Juni landete die Bande bei Realejo und vereinigte sich dort mit 140 Mann einheimischer Truppen unter Befehl des Obersten Felix Ramirez. Die ganze Schaar erhielt hierauf von dem General Castillon den Befehl, den Bezirk Rivas zu unterwerfen. Die Stimmung der Bewohner erwies sich als ungünstig. Am 28. Juni kam es zwischen den von einer Anzahl Freiwilliger unterstützten Regierungstruppen und den Revolutionären, resp. Freibeutern, bei einem Fort in der Nähe von San Juan del Sur zum Kampfe. Die Aufständischen flohen und Walker mußte sich mit seinen Leuten auf eigene Hand wehren, so gut es eben ging. Er und die Seinigen legten dabei große Tapferkeit an den Tag und vertheidigten sich eine Zeit lang mit ihren Büchsen hinter den mit Schießscharten versehenen Mauern eines festungsartigen Gebäudes. Dasselbe ward jedoch schließlich von den jungen Freiwilligen gestürmt, und die Freibeuter erlitten eine vollständige Niederlage. Dreizehn Amerikaner blieben auf dem Flek, und eine bei Weitem größere Anzahl wurde verwundet. Der amtliche Bericht, welchen die Regierung von Nicaragua über die früher erfolgte Einnahme der Stadt Rivas durch Castillon erhalten hat, zeigt, daß die Regierungstruppen bei jener Gelegenheit den Kommandanten, 12 Offiziere und 100 Mann einbüßten.

Australien. (Die Chinesen. Weinbau.) Wie schon seit längerer Zeit in Kalifornien, so regt sich auch bei vermehrter Einwanderung von Chinesen in Australien eine gewisse Feindseligkeit der übrigen Bewohner gegen diese. — Australische Blätter erzählen, daß ein Mr. Belperraud in seinem Weingarten eine Ernte von 500 Tons Trauben gemacht hat, die 5000 Gallonen weißen, sehr lieblichen Weines gaben, der ohne die Feurigkeit des Sherry, doch viele Aehnlichkeit in Geschmak und Ansehen mit diesem hat.

Anzeigen.

Anzeige für Auswanderer.

(..') Die vierte, in diesem Jahre lezte Expedition des Unterzeichneten nach den **Schweizerkolonien** der Herren **Vergueiro** in der Provinz San Paulo — mit Garantie der Rükzahlungen an die Gemeinden und theilweissem Vorschuß an die Ueberfahrtskosten — geht **Ende September** ab. — Anmeldungen sind spätestens bis Ende dieses zu machen.

Nach **Rio Grande do Sul** geht die zweite Expedition nach der Kolonie des Grafen von Montravel, für welche der Unterzeichnete in der Schweiz einzig bevollmächtigt ist, am 31. August ab und werden den dortigen Kolonisten sehr vortheilhafte Bedingungen gestellt.

☞ Um den guten Klang, den die Kolonien der Herren Vergueiro genießen, für sich auszubeuten, schreiben seit einiger Zeit verschiedene Agenturen auch Expeditionen nach der Provinz San Paulo aus; diese Leztern haben aber mit denen für die Herren Vergueiro (in der Schweiz einzig durch den Unterzeichneten vertreten) durchaus nichts gemein und unterscheiden sich diese Kolonien sehr bedeutend, sowohl durch ihre Lage als auch ihre Einrichtungen von einander.

Alle Monate regelmäßige Expeditionen nach allen Häfen von **Nordamerika** (Kalifornien) und **Australien.**

Nähere Auskunft auf mündliche oder frankirte schriftliche Anfragen ertheilt jeder Zeit bereitwilligst

Zürich, im August 1855.

E. de Paravicini.
Unterstraß Nro. 132.

Bevollmächtigter für die Kantone St. Gallen und Appenzell Herr Advokat **Suter** in **Lichtensteig.**

(..') **Anzeige.**

Vielen Landwirthen ist das sehr einträgliche Gewerbe des Branntweinbrennens aus Runkelrüben noch nicht bekannt. Der Unterzeichnete erbietet sich deßhalb, gegen Einsendung von 10 Franken, die genaue Anweisung, wie Runkelrüben, Mais ꝛc. sowohl auf zwekmäßigste und einfachste als auch an Branntwein ausgiebigste und vortheilhafteste Art zu behandeln, nach eigenen praktischen Erfahrungen mitzutheilen.

Ist den Auswanderern nach Amerika auch besonders zu empfehlen.

M. Schläpfer
zur Sonne in Wald,
Kantons Appenzell A. Rh.

Auf frankirte Briefe können die Abonnenten des „Kolonist" bei der Unterzeichneten eine Broschüre, betitelt: „Die Auswanderung nach Santa Fé im Argentinischen Staatenbund, eine kurze, aber getreue Darstellung der Verhältnisse dieses Landes und der Aussichten, welche den schweizerischen Ansiedler daselbst erwarten," gratis beziehen.

Lichtensteig, Ende August 1855.

Die Expedition des „Kolonist".

Abonnementspreis.
Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".

Einrückungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 35. | Samstag den 1. September. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Fünfter Jahrgang. | 1855.

Die Kolonie des Grafen v. Montravel in Rio Grande do Sul.

Wir haben in unserer Nro. 32 den Vertrag mitgetheilt, welchen der Graf v. Montravel mit seinen Kolonisten abschließt. Nun folgt hier auch der Kontrakt zwischen der brasilianischen Regierung und dem Grafen v. Montravel.

1) Der Graf v. Montravel verpflichtet sich, 4 Grundgebiete oder einen äquivalenten Flächenraum Staats-Ländereien an dem Orte zu kaufen, wo er sie in Uebereinstimmung mit der kaiserlichen Regierung in der Nähe des Flusses Cahy in der Provinz Rio Grande do Sul aufsuchen wird, um sie zu kolonisiren, inkem er darauf wenigstens fünfhundert sechs und siebenzig Familien ansiedelt, was für jede Familie einen Raum von 250,000 Quadrat-Braças ergibt. Es ist ihm jedoch unbenommen, eine größere Anzahl Familien anzusiedeln, sowie er auch die angegebenen Sektionen nach Gefallen verringern kann.

2) Dieser Kauf muß innerhalb fünf Jahren effektuirt sein, welche von der Zeit an gerechnet werden, wo die Vermessung und Abstekung des Umfanges der Ländereien beendet sind und zwar zum Preise von ½ Real die □.-Braças (also 2000 □.-Braças für 7 Milreis), zahlbar gleich bei Uebernahme des Landes und wird alsdann der respektive Besitz-Titel ausgefertigt.

Die kaiserliche Regierung garantirt dem Grafen v. Montravel während des vorstehend gedachten Zeitraums und zum erwähnten Preise das Recht auf den Ankauf der 4 Territorien oder des äquivalenten Flächenraums, welcher vermessen oder abgestekt sein muß.

3) Sobald der Umfang der Territorien vermessen und abgestekt ist, kann der Graf Montravel eins derselben oder einen äquivalenten Flächenraum kaufen und übernehmen, jedoch mit der Verpflichtung, die Niederlassung der im Art. 1 stipulirten Anzahl Familien innerhalb zwei Jahren vom Tage der Besitznahme zu bewirken.

Die drei übrigen Gebiete können zusammen oder in Parzellen verkauft werden, wie es dem Unternehmer konvenirt, aber mit der Bedingung, sie innerhalb eines Jahres vom Tage des Kaufs gerechnet mit so viel Familien zu bevölkern, als das gekaufte Terrain Sektionen von 250,000 □.-Braças faßt.

4) Die eingeführten Kolonisten müssen Akerbauer oder Landleute sein, was durch Certifikate der brasilianischen Konsuln nachzuweisen ist, jedoch kann der Graf auch Maschinisten, Maurer, Zimmerleute, Schmiede, Töpfer u. s. w. ansiedeln, so lange deren Anzahl nicht 10 Proz. von der Totalsumme der Kolonisten überschreitet.

5) Die kaiserliche Regierung verpflichtet sich, die Einführung und Niederlassung der Kolonisten auf den gedachten Ländereien mit 15 Milreis für Personen zwischen 10 und 45 Jahren und 10 Milreis zwischen 5 und 10 Jahren zu unterstützen.

Diese Unterstützung soll bis zu der Zahl von 2880 innerhalb 5 Jahren einzuführender Kolonisten bewilligt werden, was mit der erwähnten Anzahl der Familien korrespondirt, wenn man durchschnittlich 5 Personen auf die Familie rechnet.

6) Der Betrag dieser Unterstützung ist durch die kaiserliche Regierung zu zahlen, sobald die Belege darüber eingereicht worden, daß sich der Kolonist innerhalb der 4 Gebiete niedergelassen hat.

7) Der Umfang von 4 Territorien oder des äquivalenten Flächenraums wird für Rechnung der kaiserlichen Regierung vermessen, die Unterabtheilung für Rechnung des Hrn. v. Montravel und soll sich in beiden Fällen nach den allgemeinen Regeln des Reglements vom 30. Januar und 8. Mai 1854 gerichtet werden.

8) Es steht dem Grafen Montravel frei, durch die dem abgestekten Gebiete angrenzenden Staatsländereien diejenigen Kommunikationswege mit dem Cahy-Flusse oder jeglichem andern Punkte zu führen, welche ihm paßlich erscheinen.

9) Für die Nichtausführung irgend einer der obigen Bedingungen unterliegt der Graf v. Montravel einer Strafzahlung von 4 Contos de Reis, wenn nicht Kriege oder Emigrationsverbote in Deutschland, der Schweiz und Belgien eintreten, auch kann der gegenwärtige Kontrakt aufgehoben werden, wenn in Folge der Bedeutung oder Vielfältigkeit der Mängel die kaiserliche Regierung seine Aufrechthaltung für unmöglich erachtet.

Ein Korrespondent der „Hamb. Ztg. f. d. A. u. K." macht dazu folgende Bemerkungen:

„Dieser Kontrakt ist im Allgemeinen ein sehr günstiger für den Unternehmer, welcher sich vieler Unterstützung in Rio erfreut haben soll und da er in Bezug auf die deutsche Auswanderung von Interesse sein dürfte, so will ich ihn noch mit einigen Worten beleuchten.

„Es geht daraus hervor, daß der Graf Montravel an einem von ihm selbst auserwählten Orte eine Landstreke von 16 □.-Legoas zum sehr billigen Preise von ½ Real pr. Braças, also 72 Contos de Reis übernimmt, um darauf eine Anzahl von wenigstens 576 Kolonisten-Familien anzusiedeln, denen er das Land zu jedem beliebigen Preise und Bedingungen und bei willkürlicher Vertheilung überlassen kann; allerdings tritt hier die Beschränkung ein, daß der Unternehmer, sobald er einen Theil des Landes übernimmt, den Werth sogleich bezahlen und innerhalb eines bestimmten Zeitraums die korrespondirende Anzahl Kolonisten anschaffen muß; jedoch finde ich das ganz gerecht, denn einerseits ist der Preis außerordentlich billig gestellt, andererseits muß die Regierung annehmen, daß demjenigen, welcher einen solchen Plan wirklich ernsthaft auffaßt, auch die nöthigen Mittel und Verbindungen zu Gebote stehen müssen, um ihn auszuführen und ist dieß der Fall, so liegt es ja mehr noch im Interesse des Unternehmers als des Staates, daß die Sache einen raschen Fortgang habe, auch ist die für jede Familie angenommene Landstreke eine ungewöhnlich große und sind früher nie größere Kolonien als von 150,000 □.-Braças bewilligt worden, während die nach dem neuen Gesez zu verkaufenden nur 100,000 □.-Braças fassen.

„Daß die Bevölkerung der Kolonie, ohne Handwerker ganz auszuschließen, hauptsächlich aus Bauern bestehen soll, ist eine sehr gute Maßregel, denn die ersten Jahre sind für den Kolonisten äußerst schwierige und abschrekende, was Handwerker, die einen leichteren Erwerb finden können, häufig veranlaßt, ihre Kolonie aufzugeben, wodurch dann der eigentliche Zweck der Kulturbeförderung verfehlt ist.

„Das neue definitiv von dem Grafen v. Montravel übernommene Land ist an dem kleinen Fluße Marata, an dessen Einfluß in den Cahy gelegen, dessen Ufer als fruchtbar bekannt sind; die Wasserstraße nach Porto Allegre ist sehr gut, besser als die von San Leopoldo, welche durch zahlreiche Krümmungen des Flusses sehr erschwert wird, auch ist der Cahy größeren Fahrzeugen zugänglich als der nach San Leopoldo führende Rio dos Sinos; die Entfernung beider Pläze von Porto Allegre zu Wasser dürfte um Weniges differiren und etwa 16 Legoas betragen."

Mit der Vermessung des Landes und andern Vorbereitungen ist im Mai der Anfang gemacht worden und im Sommer ein erster Transport Auswanderer nach dieser Kolonie von Antwerpen abgegangen. Es war auch eine kleine Anzahl Schweizer dabei.

Der Graf v. Montravel bekleidet seit einigen Jahren die Stelle eines französischen Vizekonsuls in Porto Allegre. Er ist ein sehr gebildeter und vielgereister Franzose von hohem, altem Adel und ein eifriger Katholik, daher er auch nur katholische Ansiedler für seine Kolonie annimmt.

Einige Notizen bezüglich der Auswanderung aus dem Großherzogthum Baden nach Algerien im Jahr 1854.

Vom Nekar, Juli 1855.

Eine Uebersicht der vorjährigen Auswanderung aus dem Großherzogthum Baden ergibt die erhebliche Zahl von 1036 Personen, welche nach Algerien gegangen sind. Obgleich die französische Regierung der Uebersiedelung badischer Familien nach dem genannten Lande großen Vorschub geleistet hat, ist doch das Resultat ein höchst trauriges. Ein großer Theil der Ausgewanderten kam in dem kläglichsten Zustande zurük, Viele sind elend umgekommen, Andere fristen kümmerlich ihr Dasein.

Im vorigen Jahre reisten Leute, von denen wenigstens behauptet werden darf, daß sie ohne Gewissen sind, durch das Land und boten Alles auf, um einen möglichst erheblichen Theil der Auswanderung nach Algerien zu

wenden. Auf die Großartigkeit ihrer Lügen mag aus dem einen Beispiel geschlossen werden, daß nach ihrer Behauptung sogar dreijährige Kinder Beschäftigung durch das Reinigen von Kaffee fänden, während doch bis zur Stunde dieses Produkt dem algerischen Boden durchaus fremd ist. Es ist freilich nicht zu begreifen, wie derartigen Lügen Glauben geschenkt werden kann, der Erfolg lehrt jedoch, daß sie nur zu wirksam gewesen sind, denn die Zahl der Badeuser, die sich in Algerien, namentlich in den Akerbaudistrikten der Provinz Constantine, Distrikt Philippeville, niedergelassen haben und sich meist mit Akerbau beschäftigen, ist nicht unbedeutend.

Im März vorigen Jahres schiffte sich in Algier ein Zug von 15 Familien und 5 ledigen Personen aus, welcher im Ganzen 112 Personen zählte; im April folgte ein anderer Zug von 56 Köpfen. Diese Auswanderer wurden nach der Provinz Constantine gewiesen, wo sie doch wenigstens Landsleute hatten. Die später ankommenden badischen Auswanderer wurden theilweise nach Bona übergesiedelt; in Algier wie in Oran befinden sich Deutsche, aber überall geht es ihnen, nach den von dort erhaltenen Nachrichten, durchgängig sehr schlecht.

Die armen Leute, die durchgängig zahlreiche Kinder des zartesten Alters haben, stoßen denn auch allerdings auf schwere Hindernisse für ihr Fortkommen. Die Männer haben keine andere Wahl, als das Haus zu verlassen und Arbeit, oft in weiter Entfernung zu suchen; Kolonisten, die der arbeitsfähigen Männer sich anzunehmen bereit sind, können sich nicht entschließen und wären in der That auch selten dazu im Stande, ganze Familien aufzunehmen. Glükt es nun dem Manne, Arbeit zu erhalten, so hat inzwischen die Familie für sich selbst zu sorgen. Allerdings ist der Arbeiter zu Zeiten gesucht und der Lohn hoch, was seinen Grund besonders darin hat, daß der Feldbau im Großen und im Kleinen zu entfernt von einander betrieben wird, so daß keine wechselseitige Hülfe möglich ist; wer sonach für Fremde in der Saat- und Erntezeit arbeitet, ist genöthigt, seine Frucht ungeerntet zu lassen. Trotz hohen Lohnes für die allerdings mühsame Arbeit erwächst daraus kein Vortheil für den Arbeiter, eben weil er sich von dem eignen Heerde zu weit entfernen muß.

Ein weiterer Grund, der dem Fortkommen des Deutschen sehr hinderlich ist, ist der Mangel hinreichender Kenntniß der französischen Sprache. Wo zwischen Arbeitern die Wahl ist, nimmt man regelmäßig den, der sich in der herrschenden Sprache auszudrüken vermag und dieß ist regelmäßig am wenigsten der Deutsche. Sprachverwandtschaft und die Gabe sich verständlich zu machen, sind wichtige Hülfsmittel und sie entscheiden die Wahl. Dazu sind auch noch die piemontesischen, schweizerischen und französischen Auswanderer, auch die aus dem Kanton Tessin und aus der Lombardei durchgängig, sowie die Spanier zum großen Theil ledig. Aber haben sie auch den Vortheil, keine Familie erhalten zu müssen und frei von dem Schmerz zu sein, den die Noth der nächsten Angehörigen erregt, und daß sie sich leichter von einem Orte, an dem die Arbeit aufhört, nach einem andern begeben können, um neue zu suchen, so sind doch auch ihre Verhältnisse wegen der im Allgemeinen niedrigen Lohnsäze, während die Preise der Lebensbedürfnisse jeder Art seit 1848 um das Doppelte gestiegen sind, sehr schlecht. Am besten geht es noch den Spaniern, aber sie zeichnen sich auch durch eine unvergleichliche Genügsamkeit und Mäßigkeit aus, daher ihre Konkurrenz überall, aber namentlich da zu fürchten ist, wo sie neben den Franzosen ein vorherrschendes Element bilden.

Dies ist vorzugsweise in der Provinz Oran der Fall, wo nach der lezten Zählung die bürgerliche europäische Bevölkerung 39,368 Köpfe betrug, worunter 20,240 Franzosen und 15,780 Spanier, der Rest verschiedenen Nationen angehörend. Die Stadt Oran zählt mit den Vorstädten 15,654 Einwohner, darunter 9157 Spanier und nur 5361 Franzosen, 708 Italiener und 92 Deutsche.

Sind sonach Noth und Elend die gewöhnlichen Früchte des Aufenthalts in Algerien für den deutschen Arbeiter, so steigen diese natürlich auf das Höchste, wenn die so häufigen Krankheiten hinzutreten. In den Herbstmonaten des vorigen Jahres langten zirka 400 Deutsche aus Baden, Württemberg und Baiern in Bona an; sie befanden sich sämmtlich in größter Hülflosigkeit, namentlich litten sie aber sehr von epidemischen Fieberu, die in Folge des sumpfigen Bodens entstehen, auf dessen Trokenlegung nicht Sorgfalt genug verwendet wird. In einem Konsularberichte aus Bona vom 6. Oktober heißt es hierüber: „unter den badischen Familien, die hier anlangten, sind viele, die von der Krankheit kläglich betroffen worden. Da war keine, welche nicht den Verlust irgend eines Mitgliedes zu beklagen hatte. Ihr Elend war fürchterlich, es war ein trauriges Schauspiel, sie so hülf- und rettungslos zu sehen, wie sie um das tägliche Brod bettelten." Die Behörden gewährten zwar einige Unterstüzung; 40 Personen wurden in ihr Vaterland zurükgeschikt. (D. A. Z.)

Verschiedenes.

Hr. E. de Paravicini in Zürich ist Namens des Hrn. Ottoni, Gründers der in lezter Nummer besprochenen Kolonie am Mucury in Brasilien, zum schweizerischen Hauptagenten für dieses Unternehmen ernannt worden.

Belgien. Ein Haus in Antwerpen hat mit einer französischen Gesellschaft Kontrakte abgeschlossen zum Hinüberschaffen von 7000 Auswanderern nach Brasilien und zwar nach Rio Grande. Die Ansiedler werden sich in der Kolonie Santa Maria da Saludade, etwa 3 Stunden von Porto Allegre, niederlassen. Ein Schiff ist zu dem Zweke im Antwerpener Hafen schon ausgerüstet.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. (Parteiwesen.) Die Fluth des Weißnichtsthums scheint ihren Höhepunkt erreicht zu haben und im Rükmarsch begriffen zu sein. In Nordkarolina ist die Niederlage der Know-nothings entschieden. Kann dasselbe auch von manchen andern Staaten nicht mit Gewißheit vorausgesagt werden, so scheint doch so viel entschieden, daß ihr Einfluß auf die Präsidentenwahl kein entscheidender sein wird. In Kentuky haben wieder großartige Exzesse stattgefunden. Ganze Häusermassen wurden in der Stadt Louisville niedergebrannt. Sechs Tage floß Blut, und bei Postabgang war es den Behörden noch nicht gelungen, Ruhe zu schaffen. Eine Wahlbewegung war der Anlaß. Sogar eine Kanone wurde bei den Straßenkämpfen verwendet, viele Irländer von den Amerikanern in den Häusern, woraus erstere schossen, gefangen, Manche auf der Stelle erschossen und Einer sogar aufgeknüpft. Ein Polizeisergeant, der den Strik abschneiden wollte, kam zu spät.

— (Die gegenwärtigen Parteien.) Die Partei-Konfusion ist jezt größer als noch je zuvor. Der New-Yorker Kourier und Enquirer giebt folgende Liste:

1) Die National-Amerikaner oder Know-Nothings.
2) Die nördlichen und westlichen Amerikaner (welche sich zu Philadelphia von den vorigen trennten).
3) Die demokratische Administrations-Partei (Softshells).
4) Die aristokratische Administrations-Partei (Hardshells).
5) Die Whig-Partei.
6) Die Know-Somethings (Gegner der Sklaverei und Temperenzler).
7) Die Sagnichtse (Gegner der Know-Nothings).
8) Die Abolitionisten-Partei.
9) Die Süd-Partei.
10) Die Temperenz-Partei.
11) Die Antitemperenz-Partei.

Nur eine fehlt noch um das Duzend voll zu machen.

— (Allerlei Sozialistisches.) Unlängst ward die Auflösung einer der bekanntesten sozialistischen Gemeinschaften angekündigt, welche verhältnißmäßig lange, nämlich 13 Jahre bestand. Das 700 Akres umfassende Grundstük der nach Fourieristischen Regeln eingerichteten „nordamerikanischen Phalanx" im Staat New-Jersey wird zum Verkauf ausgeboten. Die New-Yorker Tribüne, welche in früheren Zeiten den Sozialismus befürwortete, bezeichnet das Eingehen dieser Phalanx als das Ende der sozialistischen Bewegung, die vor 15 Jahren vorzüglich durch Albert Brisbane anzeregt ward. Noch besteht die Phalanx „Hopedale" in Massachusetts, die aber mehr auf religiösen als sozialistischen Prinzipien beruht. — Eine deutsch-amerikanische, in Wiskonsin erscheinende Zeitung „der Phönix aus Nordwesten" versichert, Consderant und Bürkli haben auf ihrer Durchreise nach Amerika ganz Bremen in Erstaunen gesezt, weil man Kommunisten und Sozialisten sich dort nur habe denken können als „Erscheinungen mit struppigen, fürchterlichen Bärten, schlimmeren wie Laubenheimer in Milwaukee, Silberberg in Watertown, Röhr in Manitouwoc, Rupp in Fond du Lac, Schüzenmeister in Oshkosh haben, als fürchterlich-wild aussehende Kerle mit der Aufschrift: Hunger haben mer nich, aber Dorscht, viel Dorscht! — Wie erstaunte man, als man die feinste Salon-Gesellschaft mit gelben Glacés in diesen Kommunisten erblikte!" Unsinn, aber eine interessante Schilderung der Originale unter den Wiskonsin-Deutschen.

— New-York. (Ein neues öffentliches Einwandererhotel.) Castle Garden ist nunmehr zur Aufnahme von Einwanderern eingerichtet und faßt 10,000 Personen. Die getroffenen Vorkehrungen sind der Art, daß der Einwanderer bei seiner Landung gegen alle Betrügereien geschüzt ist. Die innere Einrichtung des Gebäudes ist radikal umgewandelt, nakte Prosa hat die höchste Porsie verdrängt. Wo Jenny Lind vor wenigen Jahren sich und uns in höhere Regionen versezte, reinigt sich jezt der Einwanderer vom Schmuze, den er als Andenken an die traute Heimath dreitausend Meilen mitgeschleppt. Das schönste Gebäude New-Yorks reizender gelegen, als irgend ein Schloß am Rhein, hat die Stadt dem Besten des Einwanderers geopfert. „Schrekklich, wenn für diesen Preis er Nichts gewonnen hätte", wenn das Geschmeiß der Runner dennoch durch die festen Mauern des Castle Garden dringt! (Hnd. Ztg.)

— (Runnerrevolution.) Die Einrichtung eines Emigrantendepots in dem alten Kastell an der Südspize der Stadt New-York hat zu einem förmlichen Kriege der berüchtigten Runner (Mäkler) gegen die Emigrantenkommissäre geführt. Das Kastell ist der Malachowthurm und die alliirten Gauner, Runner und Passagegenten denken in vollem Ernste an eine Erstürmung. Den 7. August versammelten sie sich in Folge ergangenen Aufrufs in Masse auf dem „grünen Hügel" vor dem Kastell, nämlich auf der sonst unter dem Namen „Battery" bekannten Promenade, und würden ganz sicher das Gebäude zu erstürmen versucht haben, wenn nicht darin 200 bis an die Zähne bewaffnete Polizisten als Besazung gestanden hätten. Sie brannten dann Raketen ab und warfen sie geflissentlich so, daß sie in den innern Raum des Kastells fielen, in der Hoffnung, daß sie zünden sollten. (Nat. Ztg.)

— (Barnums neuester Humbugplan.) Nachdem Barnum, der Haupt-Repräsentant des amerikanischen Humbug, so gute Geschäfte mit seinen Kleinkinder-Ausstellungen gemacht hat, will er jezt in aufsteigender Linie dasselbe Experiment mit den interessanteren und vollkommneren Exemplaren der amerikanischen Menschheit wiederholen. Er hat nämlich eine Anzahl von Preisen, zusammen im Betrage von 5000 Dollars, für „die schönsten Damen in Amerika" angekündigt. Der erste Preis beträgt 1000 Dollars, dann folgt einer von 300, einer von 250, einer von 200, einer von 150, sechs von 100, neunzig von 20 und hundert von 10 Dollars. Wenn die Behörden Herrn Barnum kein Hinderniß in den Weg legen, so wird ihm diese Ausstellung jedenfalls viel Geld einbringen.

— (Diebe.) Die Kriminal-Zeitung schreibt: New-York blieb seit einigen Wochen von den Operationen der Langfinger ziemlich verschont; Hotel-, Taschen- und Ladendiebe, Einbrecher und Schwindler aller Art hatten für ein paar Monate die Stadt verlassen, um mit der fashionabeln Welt die verschiedenen Badeorte zu besuchen. Die Ernte, die ihnen dort ward, soll sehr schlecht ausgefallen sein. Die Zeiten sind schlecht und die Industriellen empfinden den daraus entstehenden Nachtheil so sehr wie die ehrlichen Gewerbtreibenden. Der schlechte Erfolg ihrer Kunstreise hat nun die ganze gefährliche Bande wieder in die Stadt zurükgeführt und besonders die Einbrecher haben sich im Laufe der lezten Woche wieder auf eine sehr unangenehme Weise bemerklich gemacht. New-York hat in diesem Augenblik eine größere und frechere Bande von Spizbuben aller Art aufzuweisen, als wohl irgend eine andere Stadt der Welt; die rasche Zunahme der Bevölkerung in den Vereinigten Staaten hat natürlich das Ihrige beigetragen, doch steht diese Zunahme des Verbrechens in keinem Verhältniß zu der Einwohnerzahl, vielmehr läßt sich diese, wie die meisten anderen Uebel unserer Gesellschaft, auf die mangelhafte Ausübung der Gesezе zurükführen, theilweise mag sie auch wohl dem Charakter der Eingebornen und dem Zuströmen von schlechten Subjekten aus aller Herren Ländern, wie dem äußerst günstigen Terrain zuzuschreiben sein, welches New-York, wie keine andere Stadt, für Diebs-Operationen bietet. Die leichte Verbindung mit den benachbarten Staaten und Städten erleichtert dem Einbrecher seine Arbeit bedeutend. In wenigen Minuten befindet er sich mit seinem Raube in New-Jersey, Brooklyn oder Williamsburg, und keinem der gewöhnlichen Polizisten steht es frei, seinen Posten zu verlassen, um den flüchtigen Dieb über die Grenzen der Stadt hinaus zu verfolgen. Die Korporation der sogenannten „Shadows" (Diebspolizei) ist schlecht organisirt und ihre Stärke ist offenbar viel zu schwach für die Stadt New-York. — Am Donnerstag voriger Woche machte der Steamer „Amerika" eine Vergnügungstour nach Washington Grove, und unter den zahlreichen Passagieren befanden sich nicht weniger als dreißig notorische Taschendiebe. Ihre Bewegungen wurden jedoch von vierzehn Polizisten scharf bewacht und es konnten keine der den Offizieren wohlbekannten Gauner ein Geschäft machen. Auf der Rükreise verband sich die ganze Gesellschaft zu einem Hauptstreich; es entstand auf ihr Anstiften plötzlich eine ziemlich allgemeine Schlägerei unter den etwas angetrunkenen Gästen, und als es den Offizieren gelungen war, die Ruhe nur einigermaßen wieder herzustellen, hatten sich verschiedene Börsen in die unrechte Tasche verirrt. Die Polizisten verhafteten sechs von den Dieben. Den Rest jedoch mußten sie ungeschoren lassen, da nicht genügende Beweise vorlagen, sie zu halten. Personen, die irgend eine Vergnügungstour mitmachen, müssen sehr auf ihre Taschen achten und sollten nicht mehr Geld zu sich stekken, als durchaus nothwendig ist. Die frechsten Taschendiebstähle werden

in den Theatern und die größten auf den abgehenden kalifornischen und europäischen Steamern begangen. Erstere sind gewöhnlich zu unbedeutend, als daß sich der Bestohlene zu der Mühe einer Klage verstehen möchte, während in den letzteren Fällen den Bestohlenen keine Zeit zur Klage bleibt.

— Pennsylvanien. (Universitätsstatistik.) Philadelphia kann man wohl unter allen Universitäten Nordamerikas als das Zentrum und das Haupt betrachten, soweit derlei Institute das medizinische Studium betreffen. Es läßt sich das Gesagte aus einer kleinen statistischen Uebersicht entnehmen, welche der gegenwärtige Katalog der Universität zählt.

Die University of Pennsylvania zählt		350,
Jefferson College	„	500,
Pennsylvania College	„	120,
Philadelphia Medical College	„	100,
Homöopathic Medical College	„	80,
und Female Medical College	„	50

Studenten und Studentinnen. Zusammen eine hübsche Summe von 1200 Menschen, von denen man aber nicht mit Bestimmtheit sagen kann, ob sie den Namen „Studenten" auch im Sinne der deutschen, französischen und englischen medizinischen Hochschulen verdienen.

— Texas. Dem Frankfurter Journal entnehmen wir die Nachricht, daß der Konsul Fischer als Bevollmächtigter des Texas-Vereins mit dessen Gläubigern einen Vergleich zu Stande gebracht hat, nach welchem letztere mit Ländereien in Texas befriedigt werden und mit dem Vereine zum Zwek einer gemeinschaftlichen Verwerthung des beiderseitigen Eigenthums in eine Gesellschaft unter dem Namen Texas-German-Emigration-Company getreten sind. Die Ländereien dieser Gesellschaft sind auf einem, von der Natur reich ausgestatteten Gebiete, Fischer-Miller'scher Grant, welches Herr Fischer kürzlich mit dem Prinzen Paul von Württemberg bereist hat, mit großer Sorgfalt ausgewählt worden. Die Eisenbahn von New-Orleans nach Kalifornien wird dieses Land (welches durch die, schon im nächsten Jahre befahrene Eisenbahn zwischen Galveston und Houston, die nach Außen verlängert werden wird, der Küste nahe kommt) durchschneiden. Dem Aufschwunge von Texas haben nur noch Eisenbahnen gefehlt, die aber jezt mit großem Eifer in Angriff genommen werden. Von Houston aus wird eine, bereits bis Richmond befahrene Bahn nach Mexiko, eine andere von eben daher nach Kalifornien und eine dritte bereits vermessene Bahn nach Henderson und von da an in zwei Bahnen nach St. Louis und New-Orleans führen. Die befahrenste aller Bahnen wird die zwischen Houston und Galveston werden, weil alle oben genannten Bahnen in Houston einmünden und in der einzigen Bahn nach Galveston in den Haupthafenplaz von Texas ausmünden, diese Bahn also die Hauptverbindung für den texanischen Handel und die Einwanderung von der Seeseite her werden wird. Die Privatnachrichten, die aus Texas angelangt sind, lauten immer günstiger. Neubraunfels und Friedrichsburg, nur von Deutschen bewohnt, sind in stetem Zunehmen begriffen. In Galveston ist der Handel so sehr in die Hand deutscher Häuser gekommen, daß kürzlich das französische Handelsministerium in seinen offiziellen Annalen ein Bedauern darüber aussprach, daß Frankreich sich Texas (nach seiner Ansicht bald der erste und reichste Staat der Union) von den Deutschen entreißen lasse. Unter den Vereinigten Staaten wird Texas, das in seinen Niederungen vor allen andern sich durch die Kultur von Baumwolle, Zuker und Tabak auszeichnet, in seinem gebirgigen Theile das Hauptweinland werden. Versuche mit rheinischen Reben sind über alle Erwartung glänzend ausgefallen. Dies ist von großer Wichtigkeit, da die Weinkultur in Nordamerika noch sehr unbedeutend ist: denn in den nördlichen Staaten, selbst unter gleichem Breitegrade mit Neapel ist sie wegen der kalten Winter unmöglich und weiter südlich, z. B. in Hermann im Staat Missouri und um Cincinnati am Ohio, wo die Winter etwas milder sind, leiden die Trauben unter einer eigenthümlichen Fäule, so daß sie nur selten ergiebige Ernten geben.

— Die New-Yorker Handels-Ztg. warnt vor der 10prozentigen Anleihe der Galveston-Houston-Henderson-Texas-Eisenbahn, auf welche ihrem Vernehmen nach in Süddeutschland Zeichnungen gemacht worden seien. An eine sofortige Rentabilität einer solchen Bahn sei für Jeden, der die Zustände von Texas kenne, so wenig zu denken, als bei einer Bahn in den Mond. In den Verdacht des Schwindels habe sich das Unternehmen auch dadurch gesezt, daß es geflissentlich den New-Yorker Geldmarkt umgangen habe und entfernte Kapitalien aufsuche, um im Dunkeln zu munkeln. Die Fundation des angeliehenen Kapitals auf große Ländereien sei in die Augen gestreuter Sand, da dieselben je nach ihrer Lage noch länger fast werthlos seien. — Daß die fragliche Eisenbahn für die erste Zeit sich nicht rentiren werde, läßt sich begreifen. Binnen wenigen Jahren wird bei Zunahme der Bevölkerung und Verlängerung der Bahn, besonders wenn das Projekt der Texas-Kalifornia-Eisenbahn zur Ausführung kommt, das Resultat ein ganz anderes sein.

— Wisconsin. (Chippewa-County.) „Wir erfahren von Hrn. Wm. J. Young, Landmesser von Chippewa-County," schreibt der La Crosse „Demokrat", „daß der Handel, das Geschäft und die Ansiedlung in jener Gegend diesen Frühling viel bedeutender sind, als in irgend einer früheren Zeit. Neue Straßen werden vermessen, Pläze für Fleken werden ausgelegt, Mühlen gebaut, Ländereien verbessert und alle Leute verdienen Geld. Die Sägemühlen am Chippewa sind die größten im Staate und einige schneiden täglich 90,000 Fuß Bretter. Der Fluß ist jederzeit hoch genug zur Verflößung von ungesägtem Lumber; allein die dortigen Müller haben durchaus kein Verlangen, Sägeblöke zu verflößen. Letzten Winter wurden einige 200,000 Blöke zur Verflößung eingebracht, liegen jedoch jezt noch dort. Die südlichen und westlichen Theile von Chippewa-County sind meistentheils Prairie, die nördlichen und östlichen Holzland. Von den Fällen nach Stevens Point, am Wisconsin, wird eine Straße angelegt und soll bis Hudson fortgesezt werden. Dieselbe geht durch einige von den schönsten Ländereien in jenem Theile der Staates und wird für die Ansiedlung sehr förderlich sein. Ein kleines Boot läuft bis zu den Chippewa-Fällen hinauf, wodurch ein naher Markt für den Verkehr und eine Verbindung mit dem Mississippi hergestellt wird. Die Arbeiter in den Prairien werden alle Produkte verbrauchen, welche dort mehrere Jahre lang gezogen werden können." — Allerlei schöne Aussichten, aber einen entsezlich langen und kalten Winter müssen sie da haben, denn Chippewa-County liegt nicht weit von St. Paul, der Hauptstadt von Minnesota und mit dieser unter der gleichen nördlichen Breite. St. Paul aber hat nach wissenschaftlich angestellten Beobachtungen einen kältern Winter, als Petersburg in Rußland.

— (Bevölkerung von Oshkosh und Ashford.) Der eben beendigte Census der Stadt Oshkosh ergiebt folgende Zahlen: Ganze Bevölkerung: 4121, darunter 2323 männlichen und 1798 weiblichen Geschlechts, und 1129 im Ausland Geborene. Außerdem zählt das Town Oshkosh 345 Bewohner, nämlich 170 männliche, 175 weibliche, und darunter im Ausland Geborene 72. Die ganze Bevölkerung von Stadt und Town Oshkosh beträgt demnach gegenwärtig 4466. Im Jahr 1850 hatte das damalige Town nur 1302 Bewohner, so daß sich für die lezten 5 Jahre eine Zunahme von 3074 ergibt.

Gemäß des im Monat Juli dieses Jahres aufgenommenen Census im Town Ashford, Fond du Lac-County, beträgt die ganze Bevölkerungszahl 1200 Seelen, 613 männlichen und 587 weiblichen Geschlechts; im Ausland geboren sind 615. — Im Jahre 1850 betrug die Seelenzahl nur 628, und somit hat sich eine Zunahme von beinahe 50 Proz. ergeben.

Ashford ist auch die Heimat einer ziemlichen Anzahl St. Galler, besonders Werdenberger. — In der Nähe v. Oshkosh liegt bekanntlich die Glarner Kolonie Neu-Glm.

— Missouri. (Ein interessanter Prozeß.) Vor dem Kreisgerichte in St. Louis kam neulich ein Prozeß des Königs von Preußen gegen Felix Coste, Administrator von Wilhelm Kupper, vor, der sich um die Summe von 7400 preußischen Thaler handelte und von dem Gerichte vorläufig dahin erledigt wurde, daß es erklärte, es habe keine Jurisdiktion in der Sache. In der Klageschrift wird behauptet, Kupper sei Postmeister in Wermelskirchen gewesen, in welcher Eigenschaft er 7400 Thaler von verschiedenen Personen zur Beförderung angenommen und damit nach St. Louis gereist, wo er bald darauf gestorben sei. Felix Coste wurde Administrator seines Vermögens.

— Iowa. (Ein Sturm.) Marietta, der Hauptort des County Marshall in Iowa, erzählt der „Vinton Eagle" vom 27. Juni, ist in voriger Woche von einem furchtbaren Sturm heimgesucht worden, der 10 bis 12 Häuser niederriß und dabei anderweitigen erheblichen Schaden anrichtete. Ein Mann, dessen Haus während des Sturmes Feuer fing, versuchte mit einem kleinen Kinde in seinen Armen ein benachbartes Haus zu erreichen: er wurde von dem Sturme erfaßt und sammt dem Kinde über eine englische Meile fortgeführt. Seine Frau war so glüklich, mit einem andern Kinde Schuz an der dem Winde entgegengesezten Seite eines Stalles zu finden: stundenlang stand sie hier einem Strom von Regen ausgesezt, da sie es nicht wagen durfte, den Plaz zu verlassen, ehe der Wind nachgelassen hatte. Ein Laden wurde in tausend Stüke zerschlagen; sein Inhalt an Waaren meilenweit über die Präirie zerstreut. Eiserne Töpfe, zinnerne Kessel und andere schwere Dinge wurden eine große Streke fortgeführt. Der Regen fiel inzwischen in Strömen, daß er in einigen Augenblikken ganze Familien zu ersäufen drohte, Donner und Bliz waren so schreklich, daß die stärksten Herzen bebten.

— Kalifornien. (Verbrechen und Strafe.) Vom Januar bis Ende Mai wurden in Kalifornien 199 Personen ermordet, 2 Individuen wurden hingerichtet und 22 vom Volke nach dem Lynchgeseze aufgeknüpft. Diebstähle aller Gattungen sind so häufig, daß sie gar nicht aufzuzählen.

— Minnesotaterritorium. „Die Einwanderung hiehet", sagt ein Brief aus St. Paul, „war bis jezt ungeschwächt. Von den Ankommenden, die meistens das Land aufsuchen, waren eine Hälfte ungefähr Amerikaner, die andere Hälfte Deutsche. Irländer kommen nur wenige an. Am 29. Juni traf hier der große, aus 300 zweirädrigen Karren bestehende, Red-River Zug ein. Die Karren sind mit Buffalohäuten beladen, welche die abgehärteten, kühnen Trappers, lauter braune, kräftige männliche Gestalten, hier gegen Provisionen, Groceries, Schnittwaaren, Pulver, Blei, Flinten u. s. w. vertauschen. Sie haben ihr Lager eine Meile von der Stadt aufgeschlagen. Diese Trappers kommen jährlich von ihrem Sammelplaze, Pembina, welcher 600 Meilen von hier liegt, an."

— Indianergebiet. (Berichtigung wegen der Missourigoldminen.) In vielen amerikanischen Zeitungen zirkulirte vor einiger Zeit die Nachricht, daß im Staate Missouri Goldminen entdekt seien. Die falsche Nachricht ist auch in europäische Blätter übergegangen. Was zu diesem Gerüchte Veranlassung gegeben hat, ist die Entdekung von Gold im Witchita-Gebirge, einer kleinen isolirten Berggruppe in der großen Ebene zwischen dem Felsengebirge und dem Mississippi, etwa 550 engl. Meilen südwestlich von der Westgränze des Staates Missouri. Diese angebliche Goldregion ligt zwischen dem Canadian-River, einem Nebenflusse des Arkansas und dem Red River, größtentheils in dem den Indianern (und zwar den Choctas) abgetretenen Territorium und vielleicht noch etwas in das Gebiet des Staates Texas hinüberstreifend. Ob aber wirklich dieser Fund von Bedeutung ist, muß einstweilen noch dahingestellt bleiben. Während nach einigen Nachrichten schon mehrere Tausend Goldgräber dort beschäftigt sein sollen und die Goldgruben als unerschöpflich beschrieben werden, versichern Andere, die dort gewesen sein wollen, das wenige Gold, welches sich dort fände, sei nicht der Rede werth und die Arbeiter können nicht gewöhnlichen Tagelohn verdienen. — Im Staate Missouri ist bisher nirgends Gold in solchen Quantitäten gefunden worden, daß es sich lohnt, dasselbe zu sammeln oder zu graben, und nach den bisherigen geologischen Untersuchungen ist es auch durchaus nicht wahrscheinlich, daß hier je Gold in Menge gefunden werden wird. (D. A. Z.)

— Kanada. (Statistiches.) Kanada hat nach den Angaben des in dem Büreau für Akerbau und Statistik angestellten Herrn C. Campbell gegenwärtig eine Bevölkerung von 2,300,000 Seelen, von denen 1,300,000 auf Ober-Kanada kommen. Die Einwanderung in den lezten 6 Jahren hat nach amtlichen Ermittelungen betragen:

1848	27,830	1851	41,076
1849	38,494	1852	39,176
1850	32,292	1853	36,999.

(Für das Jahr 1854 betrug sie 53,183 Personen.) Hierbei ist jedoch nur die seewärts anlangende Einwanderung berüksichtigt, die europäische über die Vereinigten Staaten und die aus diesen selbst ist nicht darin begriffen und beide sind von Bedeutung gewesen, wegen der Nachfrage nach Arbeitern bei den öffentlichen Anlagen und der Leichtigkeit Land zu erhalten.

— (Begrabenes und wieder auferstandenes Pokengift.) Nach der Aufgrabung eines Kirchhofes zu Quebek, in welchem eine Menge Leichen vor etwa 100 Jahren begraben worden waren, die einer Blatternseuche erlegen sind, brach sogleich darnach eine Blatternepidemie in der Nachbarschaft aus. — Ein anderer Kirchhof war ebenfalls vor etwa zweihundert Jahren wiederholt benüzt worden, um Indianer darin zu begraben, welche an Blattern verstorben waren. Hundert Jahre nachher geschah das Nämliche zu gleichem Zweke. Derselbe Begräbnißplaz war im September oder Oktober des vergangenen Jahres wegen einigen Wasserleitungen theilweise umgraben worden und sogleich ist in der nächsten Nachbarschaft eine Blatternepidemie ausgebrochen, welche sich alsbald auf andere Theile des Landes verbreitete.

— (Eine deutsche Bank.) Die Deutschen von Waterloo County, Oberkanada, wollen in Berlin, dem größten Städtchen des County, die „deutsche Bank von Oberkanada" errichten mit einem Kapital von fünfmalhunderttausend Dollars. Es sollen gegen 30,000 Deutsche in jener Gegend sein, wovon Manche sehr wohlhabend sind.

— Mexiko. In diesem Lande scheinen sich wichtige Veränderungen vorzubereiten. Mit Santa Ana, der schon so oft unten und wieder oben war, geht es zur Abwechslung wieder einmal bergab. Handelsbriefe aus

Mexiko, die in London eingetroffen sind, bringen Näheres über die beachtungswerthen Vorgänge im Reich der Azteken. Santa Ana war plötzlich aus Morelia nach der Hauptstadt zurückgekehrt, um seinen Geburtstag zu feiern und seine alljährliche Ernte von Geschenken und Schmeicheleien einzustreichen. Inzwischen gewann die Revolution immer mehr Terrain, und der Regierung ging das Geld aus. Ein Versuch, ein Anlehen von 120,000 Pfd. unter den Hauptkapitalisten zusammenzubringen, war mit Glanz gescheitert; keine noch so günstige Bedingung schien lockend genug, um einen Darleiher zu einem Angebot zu bewegen. In dieser Verlegenheit wollte es Santa Ana mit einem neuen politischen Gaukelbild versuchen; er wandte sich an den Nationalrath mit der Frage, ob die Zeit zur Gewährung einer Konstitution gekommen sei, welchen Charakter sie in dem Falle haben und durch wen sie oktroirt werden sollte. Der Nationalrath setzte einen Ausschuß zur Berathung ein, und dieser gelangte zur Beschlußfassung, daß die Konstitution durch den Präsidenten (Santa Ana) zu gewähren, in ihrer Form republikanisch-repräsentativ sein und die entsprechenden schützenden Bürgschaften enthalten solle, so daß zugleich für ihre Dauer und den öffentlichen Frieden gesorgt würde. Santa Ana scheint aber selbst wenig Zutrauen zu diesem Manöver zu haben; wenigstens sagt man, er bereite sich vor, um nächstens nach New-York abzudefiliren, wohin er seine Familie und einen Theil seines Vermögens bereits vorausgeschikt hat und zwar in Begleit eines außerordentlichen Gesandten an die Vereinigten Staaten-Regierung, der ihm gut Wetter machen und namentlich eine neu entstandene Streitfrage mit dem gefürchteten Nachbarn beilegen soll. Santa Ana hat nämlich zwei Amerikaner, darunter den bekannten Händelstifter Soulé, wegen politischen Umtrieben ausgewiesen. — Am meisten Fortschritte macht die Revolution in den nördlichen Staaten Merikos, Tomaulopas, Neu-Leon und Cosquila, wo man wieder von der Errichtung der selbstständigen Siera-Madre-Republik spricht. Die Unabhängigkeit derselben würde schwerlich lange dauern, sondern wahrscheinlich bald, nach dem Vorgange von Texas, dem Anschluß an die Vereinigten Staaten Plaz machen.

Südamerika. Venezuela. Nach dem jüngst gemeldeten Beispiel von Unduldsamkeit der Venezuelaner gegen fremde Ansiedler fällt es auf, daß auch der Staat Venezuela, wie das demselben benachbarte Neu-Granada, mit dem Plane umgeht, fremde Einwanderer herbeizuziehen. Es ist dort bereits ein entschiedener Schritt dazu gethan, indem ein in Betreff dieses Gegenstandes vorgelegtes Gesez am 18. Mai 1855 die Genehmigung des Kongresses erhielt. Der Staat hat eine Summe ausgeworfen zur Gründung von Anstalten, welche den Ankömmlingen, die ein bestimmtes Engagement noch nicht haben, zeitweiligen Beistand gewähren sollen. In jedem der Haupthäfen der Republik soll eine solche Anstalt sich finden. Jedem Einwanderer soll von Regierungswegen ein bestimmtes Stük Land provisorisch übergeben werden. Die Uebertragung kann jedoch nach einem dreijährigen Aufenthalte zur definitiven werden, vorausgesezt, daß das Land bebaut würde. Naturalisationspatente werden ohne Schwierigkeit ertheilt; auch soll ungeachtet der Naturalisation jeder Einwanderer noch zehn Jahre von allem Dienst in der Landarmee sowohl als in der Marine und Miliz befreit bleiben. Endlich sollen in allen Haupt- und Hafenstädten der Republik Einwanderungs-Komite's errichtet werden, zusammengesezt aus Eingebornen des Staates und aus europäischen Einwanderern. Diesen Komite's ist die Aufgabe gestellt, in einzelnen Distrikten die Sorge für die Einwanderer zu übernehmen, ihnen Land anzuweisen und der Zentralregierung von den verfügbaren Länderstüken und von deren Lage und Umfang zuverlässige Nachricht zu geben. Ob dieses Projekt den europäischen Auswanderern günstigere Aussichten bietet, als das neulich erwähnte des Staates Neu-Granada, darüber läßt sich mit Bestimmtheit um so weniger ein Urtheil aussprechen, als noch keine Mittheilungen darüber vorliegen, welche Oertlichkeiten des Landes die Regierung von Venezuela für die fremden Ansiedler ausersehen hat. Tief, z. B. am Meer gelegene Gegenden sind dem gelben Fieber ausgesezt. Die Gebirge und Hochebenen, z. B. die schwäbische Kolonie Tovar, haben ein für Deutsche und Schweizer nicht ungünstiges Klima.

— **Neu-Granada.** Ueber die Gegenden, in welchen die deutschen Kolonien durch den Dr. Bussnam gegründet werden sollen, theilt die ministerielle „Preuß. Corr." folgendes Nähere mit: Es sind zwei Landstriche, welche die Regierung jener Republik, dem Vernehmen nach, besonders zur Gründung von Akerbaw-Kolonien ausersehen hat, für die daselbst Staatsländereien an europäische Einwanderer abgetreten werden sollen: die Hochebene von Bogota und die Gegend am Fuß der Sierra Nevada in der Nähe von Santa Marta an der Küste des atlantischen Ozeans. Der erste dieser Landstriche, die genannte Hochebene, enthält allerdings viel fruchtbaren Boden, aber ihr Klima ist für Europäer so angreifend, daß von den dort ansässigen Franzosen im verflossenen Jahre mehr als die Hälfte den Folgen der atmosphärischen Einflüsse unterlag. Noch gefährlicher aber ist in klimatischer Hinsicht die Gegend, durch welche die Einwandernden ihren Weg nach der Hochebene zu nehmen hätten; er führt durch das glühende Magdalenenthal, durch den Bezirk des gelben Fiebers und es ist nur zu wahrscheinlich, daß von den Ankömmlingen, für deren Transport durch dieses Thal nur elende Stromfahrzeuge bereit stehen, und die dann weiter auf fast unwegsamen Gebirgspfaden ihren Bestimmungsorten zugeführt werden würden, vielleicht der größte Theil schon unterwegs sein Grab finden dürfte. Ob der Bezirk in der Nähe von Santa Marta am Fuße der Schneegebirge zur Ansiedelung sich eignet, darüber hat zwar an Ort und Stelle des Kolonisationsgebietes selbst noch keine Erfahrung sich bilden können, da dieses Terrain bis jezt ganz und gar mit Urwald bedekt ist; so viel aber weiß man, daß das Gebiet der Hafenstadt Santa Marta und der angrenzenden sogenannten Cienaga zu den ungesundesten des Landes gerechnet wird.

Anekdote. Ein Württemberger, welcher erst kurze Zeit in Amerika war und vom Holzhaken nach Hause ging, begegnete einem hiesigen Bauersmann, welcher ihn begrüßte: „Hau di duh?" (How do you do? Wie befinden Sie sich?) worauf der Württemberger erwiederte: „Hau du di, i hau mi net!"

Anzeigen.

Anzeige für Auswanderer.

(..') Die vierte, in diesem Jahre lezte Expedition des Unterzeichneten nach den **Schweizerkolonien** der Herren **Vergueiro** in der Provinz San Paulo — mit Garantie der Rükzahlungen an die Gemeinden und theilweisem Vorschuß an die Ueberfahrtskosten — geht **Ende September** ab. — Anmeldungen sind spätestens bis Ende dieses zu machen.

Nach **Rio Grande do Sul** geht die zweite Expedition nach der Kolonie des Grafen von Montravel, für welche der Unterzeichnete in der Schweiz einzig bevollmächtigt ist, am 31. August ab und werden den dortigen Kolonisten sehr vortheilhafte Bedingungen gestellt.

☞ Um den guten Klang, den die Kolonien der Herren Vergueiro genießen, für sich auszubeuten, schreiben seit einiger Zeit verschiedene Agenturen auch Expeditionen nach der Provinz San Paulo aus; diese Leztern haben aber mit denen für die Herren Vergueiro (in der Schweiz einzig durch den Unterzeichneten vertreten) durchaus nichts gemein und unterscheiden sich diese Kolonien sehr bedeutend, sowohl durch ihre Lage als auch ihre Einrichtungen von einander.

Alle Monate regelmäßige Expeditionen nach allen Häfen von **Nordamerika** (Kalifornien) und **Australien.**

Nähere Auskunft auf mündliche oder frankirte schriftliche Anfragen ertheilt jeder Zeit bereitwilligst

Zürich, im August 1855.

E. de Paravicini.
Unterstraß Nro. 132.

Bevollmächtigter für die Kantone St. Gallen und Appenzell Herr Advokat **Suter** in **Lichtensteig.**

Auf frankirte Briefe kann bei der Unterzeichneten ein Broschüre, betitelt: „Die Auswanderung nach Santa Fe im Argentinischen Staatenbund, eine kurze, aber getreue Darstellung der Verhältnisse dieses Landes und der Aussichten, welche den schweizerischen Ansiedler daselbst erwarten," gratis bezogen werden.

Lichtensteig, Ende August 1855.

Die Expedition des „Kolonist."

Ankündigung.

Im Verlage des Unterzeichneten ist soeben erschienen:

Der Prophet.

Neuer Volkskalender auf das Jahr 1856.
Mit vielen Original-Zeichnungen (Karrikaturen).
Preis: 35 Rappen. Partieweise billiger.
(Briefe und Gelder franko.)

Inhalt:

Witterungsbericht nach dem hundertjährigen Kalender. — Von den Zinsterminen ꝛc. — Kalendarium. — Zwölf Monatgedichte. — Bauernregeln. — Rubrik für tägliche Notizen. — Verzeichniß der Jahrmärkte. — Widerruf. — An einen Wirth. — Empfindsame Anspielung. — Gute Antwort. — Getroffen! — Verschwendung. — Der geprellte Jäger. — Pulver und Pech. — Tröstliche Entschuldigung. — Skrupel in der Gskantle. — Ein Mißvergnügter. — Selbstgespräch. — Einfall. — Ein junger Dieb. — Anna. — Unwissenheit. — Eine Kantippe. — Zwei Sultanswittwen. — Neue Komposition. — Ein Siebbrief. — Horace Vernet. — Gute Antwort. — Kara-Georg, der Held Serbiens. — Faulheit. — Wahrheit. — Geistesgegenwart. — Ein Geiziger. — Die verräterische Telegraphenstange. — Des Wüstlanner Joggeli's und Gretzli's liebsame Hürath. — Wie die W...r das Sonnenlicht auslöschen wollten. — Gute Kur. — Die feurige Ruthe. — Etwas über das Lachen. — Das verlorene Grab. — Die vorsichtige Schildwache. — Rüklehr. — Der Deserteur. — Warnung. — Die Vorstellung Johannes des Täufers. — Eine Trauung. — Billams Degen. — Der Zerstreute. — Der schlaue Schüze. — Der vorsichtige Kanonier. — Der Todtgeglaubte. — Der gerührte Bauer. — Ein Schaz. — Gaunerstreich. — Körperstärke. — Wahlverlegenheit. — Tabakinst. — Die gestörte Freude. — Schlechte Aussicht. — Predigt und Gesang. — Ein einträgliches Mißverständniß. — Ein Opfer der Liebe. — Eine Ueberraschung. — Ein Mißverständniß. — Ein unschuldiger Spaß. — Guter Rath. — Der Wunderdoktor. — Nutzen der Theorie. — Modesucht. — Neuer Flaschenzug. — Entschuldigung. — Eine köstliche Frage. — Keke Antwort. — Die Roßhaut. — Hansrudi's Hausfreund. — Die Räuberbraut. — Testament eines Schusters. — Einige Hausmittel. — Der Hundertzieher. — Edler Charakterzug. — Der Spinnerle. — Die guten Zündhölzchen. — Die beste Partie. — Große Geistesgegenwart. — Der Räthselrathende. — Das lezte Opfer. — Riesen-Menschen. — Die Strafen. — Nothwehr. — Stille Seelengröße. — Bier und doch nur zwei. — Die Geister und Gespenster. — Zweierlei Stoff. — Abenteuer eines Glarners in Paris. — Praktische Erfindung. — Ein weiser Vater. — Ein Wunsch. — Seltene Sorgfalt. — Die symbolischen Briefe. — Erziehung. — Ein furchtsamer Herr. — Ein neuer Stern. — Jungfernantwort. — Ein schlauer Küster. — Die geistliche Macht. — Stammbuchvers. — Des Ex-Pfarrers Wortreich von Schwazingen bei Zwikau Leben und Thaten. — Interessen-Tabelle.

Der Prophet enthält über hundert größere und kleinere Geschichten und schwerlich wird ein anderer Hauskalender der Schweiz mehr Lesestoff darbieten.

Glarus, den 25. August 1855.

J. Vogel, Buchdruckereibesitzer.

Abonnementspreis.
Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich . . . . . 4 Fr. — Rp.
Halbjährlich . . . . . 2 „ — „
Vierteljährlich . . . . . 1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".

Einrükungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 36. | Samstag den 8. September. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Fünfter Jahrgang. | 1855.

Die Kolonie Blumenau.

(Aus der Hansa.)

Man hat hundertmal an dem rechten und ehrlichen Willen der brasilianischen Regierung, mit dem Werke europäischer Kolonisation Ernst zu machen, gezweifelt. Am allerwenigsten, meinte man, sei es ihr Wunsch, größere zusammenhängende Ansiedlungen einer fremden Nationalität irgendwo gegründet zu sehen. Schon die Thatsache eines San Leopoldo widerlegte freilich diese leztern Zweifel und glüklicher Weise sollte es bei dieser einen Thatsache nicht sein Bewenden haben. Das fortgesezte Streben, aus Santa Cruz ein zweites San Leopoldo im Westen der Provinz Rio Grande do Sul zu schaffen und der neuerdings mit Graf Montravel abgeschlossene Vertrag über Gründung einer neuen Kolonie im unmittelbaren Anschluß an San Leopoldo waren sicherlich nicht minder Beweise gegen das dem brasilianischen Gouvernement Schuld gegebene Mißtrauen gegen die fremdländische Kolonisation. Wohl aber einen schlagendsten Beweis in dieser Hinsicht gibt der nachstehende Vertrag, welcher im April d. J. vom Kabinet von Rio de Janeiro mit Dr. Blumenau über Erweiterung der von diesem am Itajahy in der Provinz Santa Katharina gegründeten Kolonie Blumenau abgeschlossen wurde. Diese Kolonie hat längst eines günstigen Rufes sich zu erfreuen gehabt, eben so wohl in Folge ihrer trefflichen klimatischen Verhältnisse, der reichen Ergiebigkeit ihrer Ländereien und des Vortheils ihrer Lage an einem schiffbaren, nach dem atlantischen Ozean führenden und an seinen Ufern weit hinauf schon angebauten Flusse, als vor allem auch Dank der bewunderungswürdigen Energie, der Intelligenz und dem trefflichen Charakter ihres Begründers und Leiters, des Dr. Blumenau. Was ihr bisher allein zum raschesten Aufschwung fehlte, war der Besitz größerer pekuniärer Mittel, als diejenigen, über welche Dr. Blumenau verfügte. Und diesem Mangel hilft jezt der erwähnte Vertrag ab. Wir sind in den Stand gesezt, denselben aus einer uns vorliegenden offiziell beglaubigten Abschrift wie folgt vollständig mitzutheilen:

Art. 1. Die kaiserliche Regierung verpflichtet sich, dem Dr. Blumenau, dem Gründer der am Ufer des Itajahy in der Provinz Santa Katharina gelegenen Kolonie dieses Namens, ohne Zinsen die Summe von 85 Contos de Reis (zirka 67,000 Thlr. preuß. Cour.) innerhalb 7 Jahren darzuleihen und zwar im ersten Jahr 25 Contos und in jedem der übrigen sechs Jahre je 10 Contos. Diese Summen werden dem Dr. Blumenau oder seinem Bevollmächtigten vom Reichsschaz in halbjährigen Raten ausgezahlt werden, die ersten im Monat April des laufenden Jahres 1855.

Art. 2. Auf Grund dieses Darleihens verpflichtet sich Dr. Hrem. Blumenau, seine Kolonie am Itajahy zu dem höchstmöglichen Grade des Gedeihens zu bringen und zu diesem Behufe innerhalb eines Zeitraums von 10 Jahren 4000 Kolonisten aus Europa oder den Vereinigten Staaten einzuführen und zwar mindestens 1600 in den ersten fünf und den Rest von 2400 in den lezten fünf Jahren; ferner provisorische Einrichtungen für die Unterkunft der anlangenden Kolonisten sowohl auf der Kolonie als im Hafen des Itajahy zu treffen, eine Straße zwischen dieser Kolonie und dem Hafen zu eröffnen und in gutem Stande zu erhalten, Lehrer für den Primarunterricht zu halten, und schließlich Alles, was zur Erhöhung des Gedeihens dienen kann, in Gemäßheit des im Archiv der General-Direktion der Reichsländereien niedergelegten Planes des besagten Dr. Blumenau in's Werk zu sezen.

Art. 3. Ferner verpflichtet sich Dr. Blumenau, eine zweite ordentliche Straße, welche von der Kolonie über das Gebirge nach der von der Villa do Principe in der Provinz Parana nach der Provinz Rio Grande do Sul laufenden Hauptstraße führt, zu erbauen und in Entfernungen von practer propter vier zu vier Legoas längs derselben kleine Ansiedlungen und Herbergen für Reisende anzulegen.

Art. 4. Die Richtung dieser Straße wird von der Genehmigung der kaiserlichen Regierung abhängen, welche ihrerseits sich verpflichtet, dafür eine Beihülfe von 32 Contos de Reis (zirka 26,000 Thlr. preuß. Cour.) zu gewähren, welche in Raten von 8 Contos jährlich während der lezten vier der sieben Jahre des Darlehens des Art. 1 ausgezahlt werden sollen.

Art. 5. Ferner verpflichtet sich die kaiserliche Regierung, im ersten Jahre eine Summe von 10 Contos de Reis (zirka 7800 Thlr. preuß. Cour.) zu bewilligen, welche dazu verwendet werden soll, bereits im Privatbesitz befindliche Ländereien an der Barre des Itajahy anzukaufen, das Nothwendige vorzukehren, um dieselben gegen Beschädigungen durch zeitweilige Ueberfluthungen zu sichern und eine Landungsbrüke und Landungshaus zu bauen.

Art. 6. Die Ländereien des vorhergehenden Artikels sollen nach Abzug der zur Erbauung der provisorischen Empfangshäuser für die Kolonisten und der Landungshäuser und Brüken erforderlichen Streken, für Gründung einer Ortschaft in Gemäßheit des Art. 77 u. ff. des Dekrets Nro. 1318 vom 30. Januar 1854 zurükbehalten werden.

Art. 7. Weiter verpflichtet sich die kaiserliche Regierung, mit jährlichen 800 Milreis (zirka 600 Thlr. preuß. Cour.) während der sieben Jahre des Art. 1 den Gehalt eines Geistlichen der evangelischen Kirche auszuzahlen.

Art. 8. An den unbesezten Ländereien (terras devolutas), welche längs der Straße, von der Art. 3 handelt, liegen, ist dem Dr. Blumenau das Verkaufsrecht zum Preise von ½ Real für die Quadratbrasse gewährleistet und zwar an folgenden Ländereien:

1) Auf jeder Streke von 4 Legoas an einem Stüke bis zu 1 Legoa Länge und ½ Legoa Tiefe für Begründung der kleinen Ansiedlungen und Herbergen für die Reisenden.

2) In den Zwischenräumen zwischen diesen Ansiedlungen an einem Stüke bis zu 1 Legoa Länge und 1 Legoa Tiefe an jeder Seite der Straße und können diese Stüke je in 6 Sektionen von 500 Brassen Länge getheilt werden, doch so, daß immer zwischen den gekauften gleiche Stüke noch unbesezter Ländereien bleiben.

3) Die Streken neben und zwischen den gekauften Ländereien werden für Rechnung der Regierung verkauft, während der Verkauf der einzelnen Sektionen der leztern für Rechnung des Dr. Blumenau erfolgt, beides in Gemäßheit der Bestimmungen des Reglements vom 30. Januar und 8. Mai 1854.

Art. 9. Für den Zeitraum von 10 Jahren werden dem Dr. Blumenau für die besagte Kolonie am Itajahy die nämlichen Begünstigungen und Befreiungen, welche durch Dekret 537 vom 15. Mai 1850 der Kolonie Dona Franzisca zugestanden worden sind, unter Aufrechthaltung der gleichen Klauseln und Beschränkungen bewilligt, mit Ausnahme der Befugniß der Kolonisten einführenden Schiffe, Steinkohlen als Ballast zu führen, da diese nur in einem mit einem Zollamte versehenen Hafen gelöscht werden dürfen. Die auf die Zölle bezüglichen Begünstigungen und Befreiungen sollen jedoch erst nach Genehmigung des legislativen Körpers in Kraft treten.

Art. 10. Das Darleihen, von welchem Art. 1 handelt, und der in Folge Vertrages vom 21. Febr. 1851 von der kaiserlichen Regierung dem Dr. Blumenau gemachte frühere Vorschuß von 10 Contos, sollen zurükerstattet werden aus den Prämien, welche die kaiserliche Regierung sich verpflichtet für jeden Kopf der einzuführenden und am Itajahy anzusiedelnden Kolonisten zu zahlen und zwar im Betrage von 30 Milreis für jeden Kolonisten über 10 und unter 45 Jahren, und ven 20 Milreis für jeden Kopf über 5 und unter 10 Jahren. Diese Prämien werden bewilligt für die Zahl bis zu 4000 Kolonisten. Sobald von ihnen die oben erwähnten Darlehen zurükerstattet sind, ist Dr. Blumenau berechtigt, den aus ihnen fließenden übrigen Betrag in baar ausgezahlt zu erhalten.

Art. 11. Sind am Ende der festgestellten 10 Jahre die 4000 Kolonisten noch nicht vollständig eingeführt, so daß der Betrag der obigen Anlehen von den betreffenden Prämien noch nicht hat gedekt werden können, so soll die festgesezte Frist um 2 weitere Jahre verlängert werden. In diesem Falle soll aber der noch zu zahlende Rest mit 6 Proz. per Jahr verzinset werden.

Art. 12. Alle 6 Monate wird Dr. Blumenau spezifizirte Listen aller eingeführten und am Itajahy angesiedelten Kolonisten der kaiserlichen Regierung vorlegen und ist die Regierung berechtigt, wenn es ihr geeignet erscheint, die Genauigkeit dieser Listen prüfen zu lassen, ebenso wie die Art und Weise der Erfüllung des gegenwärtigen Vertrags, namentlich in Bezug auf die Straßen, die Bauten u. s. w., die Anstellung der Geistlichen, der Lehrer u. s. w.

Art. 13. Außer den obenerwähnten Kolonisten und

gegen die betreffenden Prämien verpflichtet sich Dr. Blumenau in seiner besagten Kolonie bis zur Zahl von 100 jährlich solche Kolonisten aufzunehmen, welche zu Rio de Janeiro ohne festes Bestimmungsziel anlangend, die Regierung am Itajahy anzusiedeln wünschen sollte.

Art. 14. Dem Dr. Blumenau ist gestattet, sich mit andern Personen, welche er für Förderung seines Unternehmens für geeignet glaubt, zu assozieren, doch unter der Bedingung, daß er selbst die oberste Leitung für die ganze Dauer des gegenwärtigen Kontraktes in Händen behält, ausgenommen den Fall schwerer Krankheit, der ihn zeitweise davon entfernt. In Fällen von force majeure, wie Störungen der innern Ordnung oder Kriege, welche den Ausgang aus den Häfen Deutschlands oder den Zugang zu den Häfen Brasiliens abschneiden, die Anwerbung, die Uebersiedlung oder Landung der Kolonisten hindern und in den regelmäßigen Gang des Unternehmens störend eingreifen, soll der vertragsmäßige Termin für die Einführung der Kolonisten der Billigkeit gemäß um die Zeit der Dauer der stattgehabten Unterbrechung oder Störung und noch fernere sechs Monate verlängert werden.

Art. 15. Für den Fall der Verlezung eines der obigen Artikel unterzieht sich Dr. Blumenau einer Strafe von 4 Contos und steht es der Regierung frei, den gegenwärtigen Vertrag aufzuheben, wenn, sei es durch den Tod des Unternehmers, sei es in Folge eines andern Umstandes, das Unternehmen nicht fortgeführt werden kann.

Art. 16. Für die bezeichneten Geldstrafen und die treue Erfüllung aller übernommenen Verpflichtungen seitens des Dr. Blumenau haftet das Gut desselben am Bache das Velhas am Itajahy mit allen seinen gegenwärtigen und zukünftigen Besizungen.

Verschiedenes.

(Polemisches.) Die Churer Ztg. vom 31. Aug. sagt, sie wolle für den eben abwesenden Einsender des bekannten schwachen Säzchens über die Santa Fé-Kolonie eine Replik vom Stappel laufen lassen, was auch der Herr Redaktor der Churer Ztg. ganz wohl thun darf, da er sich durch Aufnahme jener Einsendung ohne eigene Bemerkung und Berichtigung, der Irreleitung des Publikums mitschuldig gemacht hat. Diese vom Stappel gelassene Replik wirft nichts weniger als ein ehrenvolles Licht auf den Charakter des Redaktors der Churer Ztg. Er behauptet nämlich einfach, der betreffende Einsender habe nicht gesagt, daß Santa Fé in Brasilien liege, läugnet also das frech ab, was er schwarz auf weiß in die Welt hinaus geschikt hat. Der geneigte Leser möge urtheilen. In Nro. 166 der Churer Ztg. steht wörtlich: „Unter den Anzeigen des „Tagbl." befand sich gestern eine Abwehr der Auswanderung nach **Santa Fé in Brasilien.** Einsender dieß kennt Santa Fé und seine politischen Verhältnisse nur aus den Blättern, er hat aber die Ueberzeugung gewonnen, daß Santa Fé zwar nicht mehr, aber auch nicht weniger den Auswanderern zu empfehlen ist, als **andere Punkte der Auswanderung in Brasilien.**" Heißt es da nicht sogar zweimal, Santa Fé liege in Brasilien?

Also hier lügt die Churer Ztg. und im andern Theile ihres betreffenden Artikels stellt sie den Redaktor des Kolonisten in ein falsches Licht, indem sie einen einzelnen Saz unsers „kurzen Wortes" aus dem Zusammenhang herausreißt und abdrukt, während sie die Fortsezung und Ergänzung desselben wegläßt. Das Ganze ergibt einen andern Sinn, als der erstere Saz allein. Was wir sagen wollten und was jeder Leser, der nicht absichtlich etwas anderes hinter unsern Worten sucht, als dahinter stekt, leicht verstanden haben wird, ist einfach Folgendes:

Wer immer eine Auswanderungszeitung schreibt, der wird bei aller Unpartellichkeit den einen Auswanderungs-Agenten nüzen, nämlich denjenigen, welche nach Ländern spediren, die man nach bestem Wissen und Gewissen empfehlen muß, eben weil sie vor allen andern empfehlenswerth sind. Anderseits wird er denjenigen Häusern schaden, die nach Ländern spediren, vor denen zu warnen ihm sein Gewissen und seine Kenntnisse gebieten. Um ein Beispiel anzuführen, so nüzt der „Kolonist" dem Hrn. E. de P., der ausschließlich in der Schweiz die Expedition nach den Kolonien der Herren Vergueiro besorgt, weil wir die Auswanderung nach denselben als die sicherste, bestorganisirte und unserm Vaterlande zuträglichste erkennen und anrathen, wie wir es auch in dem „kurzen Worte" ausgeführt haben. So vertreten wir nun, wenn man will, die Interessen des Agenten E. de P., aber auch nur deßwegen, weil sein Interesse mit demjenigen der schweizerischen Auswanderung zusammenfällt. Wenn Hr. E. de P. gegenwärtig anfangen wollte, nach Algerien oder Santa Fé zu spediren, so würde auch dieses zufällige Verhältniß sich durchaus anders gestalten, d. h. wir würden statt für ihn, nun gegen ihn schreiben, sowie gegen jeden andern Agenten, der heute für die genannten Gegenden anwirbt, — nicht dem Agenten zu leide, sondern um der Sache willen, zum Besten der Auswanderer.

— Dem „hinkenden Boten aus Amerika" werden wir die Antwort auf seine in Nro. 35 begonnene, sein sollende Widerlegung des Artikels „die Laplatastaaten als Nebenbuhler Brasiliens" in Nro. 30, 31 und 32 des „Kolonist" nicht schuldig bleiben. Obgleich wir jezt schon Stoff genug dazu hätten, so wollen wir doch dem „Boten" das Wort lassen, bis er fertig ist. Dann folgt unsere Entgegnung, die so viel als möglich sächlich verfaßt sein soll, wiewohl wir uns nicht verbürgen, daß wir uns vom Felde der Persönlichkeiten ganz ferne halten werden; denn eine Kennzeichnung der saubern Firma, welche die Werbungen nach Santa Fé betreibt, und ihres Handlangers, wird vielleicht nothwendig.

— (Schiffbrüche.) Das Schiff „Erminesia" mit 650 chinesischen Arbeitern und einer 50 Köpfe starken Schiffsmannschaft, aus China kommend, ist auf einem Riff westlich von Neu-Kaledonien in Polynesien gescheitert. Die ganze Equipage, mit Ausnahme von 7 Mann, ging zu Grunde. — Ueber Valparaiso kommt erst jezt die Nachricht von der Strandung des amerikan. Schiffes „Manchester", welches in der Nähe des Kap Horn Ende August v. J. auf einen Felsen stieß und kurz darauf sank. Die ganze Mannschaft, mit Ausnahme eines Matrosen und des Sohnes des Kapitäns, ist entweder ertrunken oder von den Indianern ermordet worden. — Das Schiff „Nashwauk", von Liverpool mit Regierungspassagieren nach Adelaide bestimmt, ist in der Nähe dieses Hafens verunglükt.

— (Abnahme der Auswanderung.) Ueber Hamburg sind von Anfang Januar bis Ende Juli dieses Jahres ausgewandert 10,532 Passagiere; in derselben Zeit 1854 28,453 Pass. Noch etwas ungünstiger stellt sich das Verhältniß für Bremen; denn hier beträgt die Zahl für den gleichen Zeitraum 1854: 41,177 und für 1855: 17,829. — Die Auswanderung über Havre soll noch in einem viel höhern Grade abgenommen haben.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. New-York. (Gesundheitszustand.) Die Witterung war während der vorigen Woche sehr angenehm, die Luft klar und die Wärme nicht lästig. Der Gesundheitszustand unserer Stadt ist sehr befriedigend, nur unter den Kindern bleibt die Sterblichkeit sehr groß. Von 592 Todesfällen während der Woche kamen 467 auf Kinder unter 10 Jahren, und diese große Zahl kann nicht befremden, wenn man an allen Straßenecken halbreife Aepfel und Pfirsiche sieht, deren Verkauf unsere städtischen Behörden nicht hindern. Kleinere Kinder werden durch Kalk und Kreide, welches sie in der Milch genießen, zu Hunderten getödtet. Möchten unsere Tempereuzler, anstatt Erwachsene zu bevormunden, diesem Morde der Kleinen entgegenarbeiten und sie würden statt allgemeinen Hasses den Dank der Bevölkerung ernten. (N.-Y. H.-Z.)

— (Kontrolle über die Einwanderung.) In einem Meeting der Einwanderungs-Kommissäre wurde beschlossen, nahe an hundert arbeitsunfähige Personen, welche, vor Kurzem eingewandert, unsern Behörden zur Last liegen, in ihre Heimat zurükzusenden. Bei ihrer Landung werden Einwanderer jezt um die Summe ihrer Geldmittel befragt und 1655 Einwanderer, welche vom 2. bis 6. dieß ankamen, besaßen nach ihrer Angabe 72,000 Dollars. Am reichsten sind die Deuschen, nach ihrer Angabe etwa 60 Dollars per Kopf (Frauen und Kinder mitgerechnet); aber da der deutsche Landmann wohl schwerlich die ganze Summe angibt, so darf man 75 Dollars per Kopf annehmen. 2627 Einwanderer, welche in Castle Garden seit der Eröffnung landeten, brachten 228,700 Dollars in baarem Gelde mit. (N.-Y. Hnd.-Ztg.)

— (Deutsche Bank.) Die hiesige Staats-Ztg. läßt es sich, wie wir seit Jahren, sehr angelegen sein, für die Errichtung einer großen deutschen Bank in New-York zu ermuthigen und bei der großen Verbreitung dieses Blattes (in 24,000 Exempl.) ist auf einen Erfolg wohl zu rechnen. Der hiesige „Courier and Enquirer", um das Streben zuzunterstützen, übersezte vor Kurzem die zur Anregung jenes Planes in der Staats-Ztg. erschienenen Leitartikel. (N.-Y. Hnd.-Z.)

— Massachusetts. (Einwanderung in Boston.) Während der ersten 6 Monate dieses Jahres kamen daselbst 5997 Einwanderer an, gegen 11,050 in derselben Periode des vorigen Jahres, demnach eine Abnahme von 50 Proz.; dagegen rühmt man den Wohlstand der in diesem Jahre angekommenen Emigranten.

— Virginien. (Das gelbe Fieber.) In Norfolk und Portsmouth ist das gelbe Fieber so in Zunahme, daß die Bewohner sich flüchten. Zeitungen können wegen Mangel an Sezern und Drukern nicht erscheinen.

— Wiskonsin. (Wieder ein Lynchgericht.) In West Bend, Washington County, übte die dortige Bevölkerung gegen einen Mann, Namens Debar, welcher mit kalter Blute eine ganze deutsche Familie ermordet, das Lynchrecht aus, indem sie den Mörder den Behörden entrissen, steinigten und dann an einen Baum knüpften.

— Michigan. In Detroit hielten etwa 100 Indianerhäuptlinge mit Gefolge in voriger Woche eine Versammlung, welche sehr interessant gewesen sein muß. Viele originelle Reden wurden von einzelnen Häuptlingen in ihrer blühenden Sprache gehalten und einer derselben, ein Chippewa-Häuptling, schloß die seinige mit

Feuilleton.

Szene in einem Spielsalon zu San Francisko in Kalifornien.

Aus dem Englischen.

„Bravo! das war herrlich! Hurrah!" schrie die im Spielsalon des „Eldorado-Hotels" versammelte Menge, und die gellende Stimme eines Mannes, der gegen irgend etwas protestirte, wurde beständig von einem Ausbruche von Beifallsrufen erstikt. Es war hier an der Spielbank ein besonderer Fall vorgekommen, in welchem die Masse die Funktionen des Richters und der Jury übernahm und den Wahrspruch fällte.

Es war nämlich ein in einen schwarzen Rok und dunkle Beinkleider gekleideter, sehr reinlich und respektabel aussehender Mann sieben Tage lang an den Spieltisch getreten, hatte den Gang des Spieles beobachtet und dann einen kleinen Leinwandbeutel aus der Brusttasche gezogen und auf eine Karte gelegt. Die Karte gewann am ersten Abende und er schüttete den Inhalt des Beutels auf den Tisch, um ihn zählen zu lassen. Es waren acht und zwanzig Piaster, die der Bankhalter dem Herrn mit ruhiger Miene auszahlte und der Gewinner versuchte nicht zum zweiten Male die Güte Fortuna's. Am zweiten Abende kam er wieder und setzte, und als die Karte verlor, schüttete er ruhig den Inhalt des Beutels aus, der wieder acht und zwanzig Piaster betrug, und verließ den Salon. Am dritten, vierten, fünften und sechsten Abende ging es ebenso; die Bankhalter lernten den Mann kennen und machten sich lustig über sein sonderbares Benehmen; er verlor regelmäßig, schüttete den Beutel aus, stekte ihn ein und ging von dannen.

Es war am siebenten Abende, als der Spieler nicht mit dem Schlage acht Uhr eintrat, welches seine gewöhnliche Stunde war, und der Bankhalter bemerkte sorden: „Wir haben den Beutelmann zu hart mitgenommen, er wird nicht wiederkommen," worüber sein Compagnon lachte, als der Mann im schwarzen Roke, ohne eine Miene zu verändern, oder auch nur nach dieser Aeußerung hinzuhören, seinen gewöhnlichen Plaz einnahm, mit Aufmerksamkeit dem Spiele eine Viertelstunde lang folgte, und dann den von Allen gekannten Beutel auf die Zwei legte.

Es wurden mehrere Karten abgezogen, ohne daß die Zwei erschien; endlich fiel die Drei zur Linken, und der Bankhalter legte mit kaum bemerklichem Lächeln die Zwei zur Rechten. Der Fremde erbleichte über sein Glük, strekte seine Hand nach dem Beutel aus und war im Begriff, ihn auf den Tisch zu leeren, damit der Bankhalter den Einsaz sehe; dieser erwiederte jedoch mit Lachen:

„Laßt's sein, ich weiß, daß es acht und zwanzig Dollars sind. Ist das nicht richtig?"

„Nicht ganz," sagte der Mann ruhig, und dabei schüttete er das Silber auf den Tisch. Dann schüttelte er nochmals, und eine dicht aufgewikelte Banknotenrolle fiel heraus.

„Was ist das?" riefen die beiden Bankhalter erschroken, und das Publikum drängte sich neugierig näher.

„Mein Einsaz!" sagte der Mann mit anscheinender Gleichgültigkeit, als er den Zwirnsfaden ablösete, der die Banknotenrolle zusammenband.

„Halt! das geht nicht!" schrie der Bankhalter und warf die Karten nieder; „das ist falsches Spiel; sie bezahlten an den andern Abenden nur acht und zwanzig Dollars!"

„Falsches Spiel!" donnerte der Mann und seine Augenbraunen zogen sich drohend zusammen; „beweist es, ihr Gauner! Legte ich nicht den Beutel, gerade so, wie er da liegt, auf die Karte? Und habt Ihr jemals verweigert zu zahlen, ohne ihn geöffnet zu haben?"

„Nein!" antwortete die Umgebung. „Alles richtig — Alles in Ordnung!" Das Publikum ist stets erfreut, wenn es gegen die Bankhalter auftreten kann, da Jeder von denselben überzeugt ist, daß sie betrügen. Dennoch läßt sich der Ueberzeugte täglich wieder sehen. „Er sezte und gewann!" tobte die Menge, „bezahlt, was Ihr verloren!"

„Zählen Sie Ihr Geld; — wieviel ist es?" fragte

folgenden Worten: „Es ist nicht wahrscheinlich, daß Euere hier versammelten schönen weißen Damen ein Auge auf unsere jungen Männer werfen, darum wünschen wir so bald als möglich in unsere kältern Wohnsitze zurückzukehren.“ Uebrigens haben die Indianer eingewilligt, nach dem fernen Westen zu ziehen.

— **Kentuky.** Ueber die in unserer lezten Nummer erwähnten Szenen in Louisville gibt ein New-Yorker Korrespondent der A. Z. eine Zusammenstellung; sie ist stellenweise schwerlich ohne ziemliche Uebertreibung, aber es ist in der amerikanischen Presse unbestritten, daß wirklich barbarische Scheußlichkeiten vorgefallen sind, und nur darüber zankt man sich, welcher Theil die Hauptschuld trage. Der Korrespondent schreibt: „In den lezten Tagen trafen ausführlichere Nachrichten über die Greuelthaten ein, welche am 6. bei einer Wahl in Louisville in Kentuky von den Knownothings und den Nativisten überhaupt gegen die Ausländer verübt wurden. Diese Auftritte übertreffen an feiger Grausamkeit Alles, wodurch in neuester Zeit der amerikanische Name befleckt wurde. Schon früh besezten die Knownothings die Polls (Wahlorte) und suchten jeden am Stimmen zu verhindern, der sich nicht als einen der ihrigen ausweisen konnte. Dieses Vorspiel war nichts gerade Neues und nur eine sonst auch vorkommende handgreifliche Illustration der amerikanischen Wahlfreiheit. Gegen 11 Uhr Vormittags brach die Aufregung in blutige Gewaltthaten aus. Die in der Shelbystraße fortgetriebenen Deutschen flüchteten in ein Haus, wobei mehrere der leztern verwundet wurden. Bei diesem Getümmel soll auf vorbeifahrende Wagen von Deutschen geschossen worden sein. Die Gegner der Knownothings halten den Bericht über diese Schüsse für ein falsches Gerücht, worüber man indeß nicht entscheiden kann. Hierauf stürmte ein zahlreicher Haufe Amerikaner nach der Shelbystraße, wo sie aber von den Deutschen mit einer Salve empfangen wurden. Drei Polizisten wurden verwundet, die Deutschen endlich in die Flucht geschlagen. Nun begann das Zerstörungswerk. Zunächst ward in einem deutschen Kaffeehaus Alles zertrümmert. Auf der Straße hatte sich inzwischen ein Kampf entsponnen, wobei ein Deutscher getödtet ward, andere verwundet wurden. Der Haufe zog nach der deutschen katholischen Kirche, um dieselbe in Brand zu sezen, was aber der Mayor durch seine Dazwischenkunft zu verhindern wußte. Schon zogen die Tumultuanten nach einem Sprizenhaus ab, so daß es den Anschein hatte, daß das Schlimmste vorüber sei, als eine Kanone mit Bemannung nebst etwa 50 mit Bajonnetflinten bewaffneten Leuten die Straße herauf kam. Dieser Haufe, der von Kapitän Stone angeführt ward, zog nach der Jeffersonstraße und sezte die große Brauerei eines gewissen Armbruster in Brand. Sie soll ihn 25,000 Dollars gekostet und er überdieß 1200 Dollars in Gold, Silber und Papieren durch das Feuer eingebüßt haben. Die Arbeiter in der Brauerei wurden verwundet. An eine anstoßende Brauerei ward vergebens Feuer gelegt, eine Fabrik demolirt und ein gewisser Frist in die Brust geschossen; einige andere Häuser deutscher Familien wurden beschädigt und zwei deutsche Läden geplündert. Außerdem wurden verschiedene Gebäude niedergebrannt und mehrere Deutsche mißhandelt und verwundet. Ich übergehe die Details, um die ärgeren Exzesse hervorzuheben. Ein Irländer ward von einem großen Haufen Amerikaner wie ein wildes Thier gejagt und geschossen. Er starb am folgenden Morgen. Im untern, vorzüglich von Irländern bewohnten Theil der Stadt begannen die Mord- und Brandszenen am späten Nachmittag. Wer dieselben thätlich begonnen habe, ist noch nicht völlig entschieden. Allein nach drei anglo-amerikanischen Blättern aus Louisville, Times, Courier und Demokrat, schossen die Ausländer erst dann, als die Knownothings über Deutsche und Irländer herfielen und sie auf's Grausamste mißhandelten; es war also nur Nothwehr, kein Angriff. Nach bisherigen Berichten verfolgte ein Amerikaner einen Irländer bis nach einem Haus in der Mainstraße, dort ward der Amerikaner von dem Irländer erschossen; ein anderer Amerikaner, der den erstern beistehen wollte, ward von dem Irländer Barret in den Hinterkopf geschossen. Hierauf ward Barret von den Amerikanern ergriffen, geschossen und aufgehängt, bevor er aber todt war, herabgenommen und in's Gefängniß geschleppt, wo er in der Nacht starb. Gegen 8 Uhr war der Häuserblok an der Ecke der Main- und elften Straße (vorzüglich von Irländern bewohnt) von einem großen bewaffneten Haufen umzingelt, eine Kanone in der Straße aufgestellt und zunächst ein Ekhaus in Brand gesezt, worin zwei Söhne eines Irländers verbrannten. Das Feuer dehnte sich auf 12 Häuser aus, die dem Irländer Patrik Quin gehörten, welcher in einem dieser Häuser wohnte. Quin ward von den Amerikanern geschossen, geschlagen und hierauf verbrannt. Auf der andern Seite der Mainstraße gingen ebenfalls zwei Häuser in Flammen auf. Die Bewohner aller dieser brennenden Häuser wurden niedergeschossen, wenn sie dem Feuer entrinnen wollten. Eine Anzahl tödtlich Verwundeter kehrte in die brennenden Häuser zurük, indem sie lieber in den Flammen umkommen als sich den Amerikanern ergeben wollten. Es war fast unmöglich, die Häuser zu verlassen, ohne auf der Straße getödtet zu werden. Wie viele Menschen in den Häusern kläglich verbrannten, ist noch nicht ermittelt. Anfangs wurden nicht eben viele halbverbrannte Leichname gefunden, später muß man aber eine große Masse Knochen unter den Trümmern von Quins Häusern entdekt haben, denn man schreibt unterm 10. aus Louisville, die Knownothings suchen das Gerücht auszustreuen, diese Masse Knochen seien Hunds- und Schweineknochen. Es ist aber wahrscheinlich, daß viele Menschen dort verbrannt sind, denn in den zwölf in einer Reihe niedergebrannten Häusern wohnten 25 irländische Familien, und während die Häuser in vollen Flammen standen, sah man Männer, Weiber und Kinder in Verzweiflung ringen; allein sobald sie den Mordbrennern zu Gesicht kamen, ward nach ihnen geschossen. Es scheinen während des Feuers und der Mezelei Szenen vorgekommen zu sein, die auf wahrhaft viehische Rohheit der betheiligten Amerikaner schließen lassen. Ein Korrespondent des Indianopolis Sentinel berichtet: „Männer, die aus den brennenden Häusern stürzten, Frauen, welche ihr Bettzeug und Hausgeräth retten wollten, wurden angefallen, und ihr Angst- und Todesgeschrei ward mit höhnischem Grunzen beantwortet. Ich sah, wie eine arme irische Frau, mit einem kleinen Kind um den Hals, die ihr Bett zu retten suchte, niedergeschlagen und ihr Bett verbrannt ward.“ Die Brut der Rowdies und Jungen, welche bei den Mordszenen thätig waren, rühmte sich ihrer scheußlichen Thaten. Sogar Prediger sollen sich betheiligt haben, indem sie die Jugend fanatisch zu Gewalt und Mord anfeuerten; auch zwei deutsche protestantische Geistliche sollen für die Knownothings agitirt haben. Der Mayor rettete allerdings eine katholische Kirche, allein es hat sich doch herausgestellt, daß der Mayor, der Stadtrath und die Polizei den Knownothings zugethan, vielleicht mit ihnen verbündet waren. Auch nach der Wahl war die Sicherheit für die Ausländer keineswegs hergestellt. Der Louisviller Anzeiger vom 8. schreibt: „Todt und öde ist Alles um uns her, wenn der Bürger ausgeht, hat er sich daran zu erinnern, daß er sich zu bewaffnen hat. Hunderte gedungener fremder Loafer machen ihre Patrouillen durch die Straßen.“ Mehrere Hunderte von Deutschen und Irländern wanderten aus. Viele trafen in St. Louis ein. Man schreibt von dort: „Täglich langen neue Schaaren an. Sie schilderten die Auftritte in Louisville noch weit ärger als die Presse, und sagten unter anderem, in der achten Ward hätten die Amerikaner manchen Irländer bei den Beinen ergriffen und mit den Köpfen gegen die Mauern der Häuser geschlagen, bis ihnen das Gehirn herausspritzte. Auch eine amerikanische Auswanderungskompagnie soll sich gebildet haben, um Louisville zu verlassen.“ Es steht in Amerika bis zur nächsten Präsidentenwahl noch eine sehr verworrene und vielleicht gewaltthätige Zeit bevor.

— **Kanada.** (Bemühungen der Regierung zu Gunsten der Einwanderung.) Während die Nichtswisser in den Vereinigten Staaten die Einwanderung zu hemmen suchen, gibt die kanadische Regierung sich alle mögliche Mühe, die Einwanderung von Europa in die Provinzen zu erleichtern: vor zwei Jahren ging sie einen Kontrakt mit einer Gesellschaft zur Errichtung einer Dampfschifflinie zwischen England und Quebek ein, welche 200,000 Dollars bekam, dafür aber gewisse Vorbehalte zur Bequemlichkeit der Einwanderer eingehen mußte. Eine neue Gesellschaft ist kürzlich in Montreal organisirt worden, die eine Linie zwischen dort und England errichten will. Die Regierung hat ferner 10 Agenten an verschiedenen Plätzen in England und auf dem Festland angestellt, welche die Einwanderung befördern sollen.

Südamerika. Argentinische Republik. Die Regierung der argentinischen Staaten hat kürzlich einen Kapitalisten, Hrn. Buschenthal, ermächtigt, eine Kolonie einzuführen, welche der König von Neapel auf eigene Kosten abzuschiken sich erbietet. Man kann sich vorstellen, was für ausgezeichnete Ansiedler ein solches Korps liefern wird, welches los zu werden man große Auslagen nicht scheut. Politische Sträflinge, unter denen freilich sich mancher sonst brave Mann befinden kann, die aber schwerlich zu Handarbeit, besonders Landbau weder geneigt noch geschikt sind, werden den besten Theil des Transportes bilden. Es wird aber darin auch nicht an italienischen Banditen, Dieben und Mördern fehlen. Wenn diese auch nach Santa Fé spedirt werden, so geben sie gute Kameraden, liebenswürdige Nachbarn für die Schweizer ab, welche das Haus B. und H. nach Santa Fé zu liefern beabsichtigt.

— **Bolivia.** Wir hatten schon mehrere Male Gelegenheit, die Verdorbenheit der aus spanischem und indianischem Blute gemischten Bevölkerung in den südamerikanischen Republiken und auch der höhern Stände derselben anzuführen und das Bedenkliche hervorzuheben, das die gesellschaftlichen und politischen Zustände dieser Länder, welche die natürliche Folge derselben sind, für Auswanderer aus zivilisirten Staaten haben. Diesen Krebsschaden der südamerikanischen Republiken dekt Belzu, der Präsident der Republik Bolivia, in einer trefflichen Botschaft auf, die er an seine würdigen Mitbürger erließ und der wir folgende bedeutsame Stellen entnehmen: „Bolivia ist unfähig, sich selbst zu regieren. Man findet in diesem Lande kein dauerndes Element der Ordnung. Die Tugend, welche die Seele des republikanischen Sy-

---

der Bankhalter, der leise mit einigen anwesenden Kollegen gesprochen hatte. „Wie viel ist es? frag ich.“

„Zuerst diese acht und zwanzig Dollars in Silber,“ sagte er ruhig, während die Umstehenden in schallendes Gelächter ausbrachen; „dann hier in Banknoten zwei, drei, vier, ja achthundert Dollars, dann“ —

„Was mehr?“

„Eine kleine Anweisung auf Dollsmith Brothers, so gut wie Silber, acceptirt und Alles in Ordnung, — man braucht nur das Geld holen zu lassen, und lautet auf nur dreitausend Dollars.“

„Drei Tausend!“ schrie der Bankhalter und sprang in Verzweiflung von seinem Stuhle auf. „Das würde ja beinahe viertausend Dollars machen. Sind Sie närisch? Erwarten Sie, daß ich diese Summe zahlen werde?“

„Weßhalb nicht? — Würdet Ihr sie nicht genommen haben, wenn ich sie verloren hätte?“

„Natürlich, natürlich!“ schrie der Chorus. „Wenn möglich, das Dopelte!“ brüllte ein Solo-Baß, und „das Dreifache!“ kreischte eine Fistelstimme.

„Meine Herren!“ beginnt der Bankhalter wieder, ohne große Aussicht auf Erfolg, — „meine Herren, dieser Mann hier setzte die ganze Woche hindurch —“

„Und verlor jedes Mal,“ unterbrach ihn Einer aus der Menge, „ich bin dessen selbst mehrmals Zeuge gewesen und von Andern habe ich dasselbe gehört. Er hat nie Einwendungen gemacht.“

„Das waren aber nur acht und zwanzig Dollars!“

„Und wenn ebenso viele Tausende gewesen wären, — einerlei.“

„Laßt mich ausreden!“ schrie der Bankhalter mit bebenden Lippen und wüthenden Blicken. „Er schüttete nur acht und zwanzig Piaster auf den Tisch und hielt das Papiergeld im Beutel fest.“

„Beweiset, daß ich jemals einen Cent mehr als acht und zwanzig Dollars im Beutel hatte,“ entgegnete der Fremde in verächtlichem Tone, „mit solchen Ausflüchten kommt Ihr nicht durch.“

„Warum behielten Sie den Beutel nicht sammt dem Gelde?“ lachte ein Spanier. „Wir nehmen immer Alles, was auf der Karte steht.“

„Hätte er verloren, es würden nicht mehr als die verwünschten acht und zwanzig Dollars zum Vorschein gekommen sein,“ versezte der Bankhalter.

„Möglich! beweist es aber,“ lachten die umstehenden Spieler. „Zahlt! oder es geht Euch schlecht.“

„Hängt mich, wenn ich zahle!“ schrie der Bankhalter und hieb mit der Faust auf den Tisch; „dieß ist eine neue Art von Räuberei, aber Ihr seid vor die unrechte Schmiede gekommen; — ich zahle nicht!“

„Ich habe an Sie innerhalb einer halben Stunde zweihundert Dollars verloren und mußte sie bis zum lezten Cent bezahlen!“ brüllte ein diker Kentukier, der sich seinen Weg an den Tisch mit Ellenbogen gebahnt hatte; „wenn Sie sich weigern, dem Manne seinen Gewinn zu zahlen, zahlt mir meinen Verlust zurük.“

„Und auch den meinigen!“ ließen sich eine Menge Stimmen hören. „Ich habe auch verloren; — ich habe ein Pfund verloren; — ich zwanzig Dollars; — ich fünfzig; — zahlt aus!“

Während dieses Tumultes war der Bankhalter eines andern Tisches zu seinem Kollegen gekommen und hatte ihm etwas in's Ohr geflüstert. Dieser weigerte sich Anfangs, auch seiner Ueberredung nachzugeben; endlich verstand er sich jedoch dazu, und so machten sich Beide daran, das Geld zu zählen und sorgfältig die Banknoten und den Wechsel zu prüfen. Es konnten keine Makel an ihnen gefunden werden, und mit einem tiefen Seufzer zahlte der Bankhalter die Summe aus, wozu alles baare Geld auf dem Tische und mehrere Goldstaub-Pakete gebraucht wurden, welche der Fremde aufschnitt, sorgfältig untersuchte und auf der Bankwaage wog. Alles war in Ordnung; und nachdem er das Geld in den verschiedenen Taschen seiner Kleidung geborgen, legte er die Goldpäkchen in den geheimnißvollen Beutel und verließ den Saal, nachdem er seiner Umgebung dankvolle Verbeugungen gemacht hatte, begleitet von lauten Hurrah's und andern Beifallsrufen. (Pilot.)

stems und das Lebensprinzip seiner Erhaltung ist, hat einer tiefen Demoralisation Plaz gemacht, die sich auf alle Klassen erstrekt. Der Patriotismus ist ein leerer Name. Was ihn bei uns ersezt, das ist eine kalte Gleichgültigkeit für das öffentliche Wohl, ein mitleidloser Egoismus, der nichts Anderes im Sinne hat, als den persönlichen Vortheil der Individuen. Alle Loyalität ist zweifelhaft geworden und das tiefe Pflichtgefühl, das die Religion aller wohlgesinnten Männer sein muß, ist aus den Herzen verbannt worden durch die fellen Calculs der Konvenienzen und Interessen. Die Aemterjägerei verschlechtert alle Herzen, zerstört alle Moralität, untergräbt jede soziale Ordnung. Es ist unmöglich, so viele Stellen zu schaffen, als es Ansprüche Erhebende gibt. Die Regierung kann keinen Bürger zum Beamten machen, ohne Andere zu vernachlässigen, die sich sofort in erbitterte Feinde verwandeln und die Reihen des Aufstandes vergrößern. In den Augen eines Jeden ist diejenige Regierung die beste, welche ihm ein Amt gibt. Diejenige, welche ihm dieß Amt nimmt oder nicht gibt, ist willkürlich und tyrannisch. Das ist die Logik der Aemterjäger. Und da man ein für alle Mal das Geheimniß unserer Revolutionen aufdeken muß, so werde ich es Ihnen, meine Herren, obgleich erröthend, nennen: Alle Parteien, alle Faktionen, alle Erhebungen, welche die Namen des Vaterlandes und der Freiheit anrufen, haben in Wirklichkeit keine andere Bedeutung und Tendenz, als Aemter zu erlangen, als das Budget unter den Eingeweihten zu theilen von der größten Summe bis zur kleinsten." Aus diesen freimüthigen Eröffnungen des Präsidenten von Bolivia mag man einen Schluß ziehen auf die betreffenden Zustände der angränzenden argentinischen Staaten, welche bekanntlich seit ihrer Befreiung von der spanischen Herrschaft in weit höherm Grade von Revolutionen und Bürgerkriegen heimgesucht worden sind als Bolivia.

Afrika. Algerien. Ein Schweizer, welcher früher nach Brasilien auswandern wollte, sich aber verleiten ließ, in das von gewisser Seite brandschwarz gerühmte Algerien zu gehen, ist auf seinen ursprünglichen Gedanken wieder zurükgekommen und schreibt deßhalb aus Buhira bei Setif an einen schweizerischen Agenten. Er sagt unter anderm: „Hier in Algerien wird die Kolonisation „auf dem Fuß, worauf die französische Regierung baut, „nie und nimmer gedeihen; es fehlt an Wasser und „Holz und gesunder Luft. Auch wollen mehrere Familien „von hier nach Brasilien auswandern." Auch wieder ein Beweis, daß der „Kolonist" mit seiner oft wiederholten Warnung vor der Setifkolonie Recht hatte.

Asien. Palästina. (Plan einer jüdischen Kolonie.) Sir Moses Montefiore, der bekannte reiche englische Jude und Wohlthäter seines Stammes, befindet sich, wie die „Preuß. Korresp." unterm 6. August meldet, seit 14 Tagen in Jerusalem, dem Lande seiner Väter, und beabsichtigt, hier mit bedeutenden Geldmitteln eine Kolonisation für seine Stammgenossen einzuführen, wofür er bereits mit Fermanen der Pforte versehen ist. Aber die dortigen Juden ziehen eine, wenn auch noch so schmuzige und elende, arbeitslose Existenz dem im Schweiße des Angesichts zu genießenden reichlichen Brode vor, und da Sir Moses seine Almosen nicht baar vertheilt, so drohi ihm nun sogar ein Cherim Anathema der Synagoge, wie es im vorigen Jahr auch über den Abgesandten Rothschild's, Hrn. Cohen, ausgesprochen worden ist. Als Vorwand gilt, daß Sir Moses die Stelle des Allerheiligsten im alten jüdischen Tempel in Omars Moschee mit ungewehten Füßen betreten.

In einigen Exemplaren der lezten Nummer des „Kolonist" sind wegen verspäteter Korrektur mehrere Denkfehler stehen geblieben, welche wir den geneigten Leser, der etwa gerade ein solches Exemplar erhalten hat, zu verbessern ersuchen wie folgt: In der Mitte der ersten Spalte des Spizzartikels ist das 1 vor Milreis wegzulassen: 2000 O.-Braças kosten Milreis (1000 Reis). Im Artikel „Mexiko" unten (Seite 140): die nördlichen Staaten Mexiko's, welche die Sierra-Madre-Republik bilden sollen, heißen Tamaulipas, Neu-Leon und Coahuila. — In der Anekdote lies „amerikanischen" statt „hiesigen".

Anzeigen.

Unentgeltliche Ueberfahrt nach Brasilien.

Es werden für einen Gutsbesizer, welcher sehr vortheilhafte Bedingungen stellt, gesucht:

Zwei Hafner, welche das Glasiren vollkommen verstehen,
Ein geschikter Zimmermann,
Ein Maurer,
Ein Steinhauer, und
Zwei Fuhrknechte, welche gut mit Wagen und Vieh umgehen und Erdarbeiten besorgen können.

Diese Leute dürfen verheirathet sein, jedoch keine großen arbeitsunfähigen Familien haben.

Nähere Auskunft ertheilt auf frankirte Anfrage

E. de Paravicini
in Unterstraß bei Zürich.

Anmeldungen müssen baldigst gemacht werden, da die Abreise schon Ende dieses Monats stattfindet. Aus dem Kanton St. Gallen nimmt solche an Fürsprech und Stadtschreiber **Suter** in Lichtensteig.

Anzeige für Auswanderer.

(..') Die vierte, in diesem Jahre lezte Expedition des Unterzeichneten nach den **Schweizerkolonien** der Herren **Vergueiro** in der Provinz San Paulo — mit Garantie der Rükzahlungen an die Gemeinden und theilweisem Vorschuß an die Ueberfahrtskosten — geht **Ende September** ab. — Anmeldungen sind spätestens bis Mitte dieses zu machen.

☞ Um den guten Klang, den die Kolonien der Herren Vergueiro genießen, für sich auszubeuten, schreiben seit einiger Zeit verschiedene Agenturen auch Expeditionen nach der Provinz San Paulo aus; diese Leztern haben aber mit denen für die Herren Vergueiro (in der Schweiz einzig durch den Unterzeichneten vertreten) durchaus nichts gemein und unterscheiden sich diese Kolonien sehr bedeutend, sowohl durch ihre Lage als auch ihre Einrichtungen von einander.

Alle Monate regelmäßige Expeditionen nach allen Häfen von **Nordamerika** (Kalifornien) und **Australien.**

Nähere Auskunft auf mündliche oder frankirte schriftliche Anfragen ertheilt jeder Zeit bereitwilligst

Zürich, im August 1855.

E. de Paravicini.
Unterstraß Nro. 132.

Bevollmächtigter für die Kantone St. Gallen und Appenzell Herr Advokat **Suter** in **Lichtensteig.**

Auf frankirte Briefe kann bei der Unterzeichneten ein Broschüre, betitelt: „Die Auswanderung nach Santa Fe im Argentinisch:n Staatenbund, eine kurze, aber getreue Darstellung der Verhältnisse dieses Landes und der Aussichten, welche den schweizerischen Ansiedler daselbst erwarten," gratis bezogen werden.

Lichtensteig, Ende August 1855.

Die Expedition des „Kolonist."

Anzeige.

Der Unterzeichnete als Bevollmächtigter der Herren Vergueiro u. Komp. in Santos und im speziellen Auftrage derselben, macht hierdurch bekannt, daß derselbe die dem Herrn Julius Bry in Genf von genannten Herren ertheilte konditionelle Vollmacht zur Annahme von Kolonisten vom heutigen Tage an zurükgenommen hat und selbige deßhalb als erloschen anzusehen ist.

Zugleich fügt er hinzu, daß kein anderer Agent mit der Annahme von Auswanderern für die Herren Vergueiro u. Komp. beauftragt ist, als Herr **E. de Paravicini** in **Zürich.**

Hamburg, den 31. August 1855.

Guill. Kreuter.

Ankündigung.

Im Verlage des Unterzeichneten ist soeben erschienen:

Der Prophet.

Neuer Volkskalender auf das Jahr 1856.
Mit vielen Original-Zeichnungen (Karrikaturen).
Preis: 35 Rappen. Partieweise billiger.
(Briefe und Gelder franko.)

Inhalt:

Witterungsbericht nach dem hundertjährigen Kalender. — Von den Zinsternissen ꝛc. — Kalendarium. — Zwölf Monatgedichte. — Bauernregeln. — Rubrik für tägliche Notizen. — Verzeichniß der Jahrmärkte. — Widerruf. — An einen Wirth. — Empfindsame Anspielung. — Gute Antwort. — Getroffen! — Verschwendung. — Der geprellte Jäger. — Pulver und Pech. — Tröstliche Entschuldigung. — Stempel in der Garantie. — Ein Mißverguügter. — Selbstgespräch. — Einfall. — Ein junger Dieb. — Anna. — Unwissenheit. — Eine Kanzlppe. — Zwei Sultanswittwen. — Neue Komposition. — Ein Steckbrief. — Horace Vernet. — Gute Antwort. — Kara-Georg, der Held Serbiens. — Faulheit. — Wahrheit. — Geistesgegenwart. — Ein Geiziger. — Die verräthterische Telegraphenstange. — Des Wilhlanner Joggeli's und Grethli's liebsame Hirzeit. — Wie die W...r das Sonnenlicht auslöschen wollten. — Gute Kur. — Die feurige Ruthe. — Etwas über das Lachen. — Das verlorene Grab. — Die vorsichtige Schildwache. — Rükkehr. — Der Deserteur. — Warnung. — Die Vorstellung Johannes des Täufers. — Eine Trauung. — Villams Degen. — Der Zerstreute. — Der schlaue Schüze. — Der vorsichtige Kanonier. — Der Todtgeglaubte. — Der gerührte Bauer. — Ein Schaz. — Bauernstreich. — Körperstärke. — Wachtverlegenheit. — Tabaklust. — Die gestörte Freude. — Schlechte Aussicht. — Predigt und Gesang. — Ein einträgliches Mißverständniß. — Ein Opfer der Liebe. — Eine Ueberraschung. — Ein Mißverständniß. — Ein unschuldiger Spaß. — Guter Rath. — Der Wunderdoktor. — Nutzen der Theorie. — Modesucht. — Neuer Flaschenzug. — Entschuldigung. — Eine köstliche Frage. — Keke Antwort. — Die Roßdaut. — Hansruodi's Hauskreuz. — Die Räuberbraut. — Testament eines Schusters. — Einige Hausmittel. — Der Hundeerzieher. — Edler Charakterzug. — Der Spinnezle. — Die guten Zündhölzchen. — Die beste Partie. — Große Geistesgegenwart. — Der Narrischeirathende. — Das lezte Opfer. — Riesen-Menschen. — Die Strafen. — Rothwehr. — Stille Seelengröße. — Vier und doch nur zwei. — Die Geister und Gespenster. — Zwierlei Stoff. — Abentuer eines Glarners in Paris. — Praktische Erfindung. — Ein weiser Vater. — Ein Wunsch. — Seltene Sorgfalt. — Die symbolischen Briefe. — Erziehung. — Ein furchtsamer Herr. — Ein neuer Stern. — Jungfernantwort. — Ein schlauer Küfer. — Die geistliche Macht. — Stammbuchvers. — Des Ex-Pfarrers Wortreich von Schwanden bei Zwilchu Leben und Thaten. — Interessen-Tabelle.

Der Prophet enthält über hundert größere und kleinere Geschichten und schwerlich wird ein anderer Hauskalender der Schweiz mehr Lesestoff darbieten.

Glarus, den 25. August 1855.

J. Vogel, Buchdruckereibesizer.

Abonnementspreis.
Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".

Einrükungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 37. | Samstag den 15. September. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Fünfter Jahrgang. | 1855.

Brasiliens Steuerwesen.

Die „H. N." bringen folgende Skizze des Steuerwesens Brasiliens:

Die Einnahmen Brasiliens aus den Reichssteuern betrugen

im Finanzjahre	1849—50	28,200,149	Milr.
„ „	1850—51	32,655,503	„
„ „	1851—52	37,636,155	„
„ „	1852—53	37,939,125	„
„ „	1853—54	37,081,409	„

Sowie das Reich haben auch seine zwanzig Provinzen jede ihr eigenes provinzielles Steuersystem und daraus ihre besondern Einnahmen. Leider sind wir nur von einem Theil dieser Provinzen im Besitz der betreffenden Angaben und waren darnach die Einnahmen der Provinz

		Milreis.
Rio de Janeiro	(veranschlagt für 1855)	1,786,887,
Pernambuco	„ „ „	717,278,
Rio Grande do Sul	„ „ „	565,841,
Para	(wirkliche Einnahme in 1853)	375,000,
Maranhao	„ „ „ 1853/54)	308,327,
Sergipe	(veranschlagt für 1854/55)	221,395,
Ceara	„ „ 1855)	154,150,
Espiritu Santo	„ „ „	82,000,
Rio Grande do Norte	„ „ „	50,000,
Goyaz	„ „ „	48,215,
Amazonas	„ „ „	36,922,
Parana	„ „ „	26,920,
somit in diesen 12 Provinzen in runder Zahl		4,400,000.

Nach ungefähren Schäzungen dürfte dazu als Einnahme für die acht fehlenden Provinzen, unter denen die reicheren Provinzen Minas Geraes, Bahia und San Paulo sich befinden, eine Summe von etwa 3,100,000 Milreis kommen und das gesammte Einkommen aus den Provinzialsteuern sich auf zirka 7,500,000 Milreis belaufen.

Das durchschnittliche Jahreseinkommen Brasiliens aus den Reichs- und den Provinzialsteuern mag also zusammen etwa zu 45 Mill. Milreis angesezt werden.

Gehen wir auf die einzelnen Steuerquellen ein, aus denen diese Einnahmen fließen, so sind dieselben theils innere Steuern, theils die auf dem auswärtigen Handel ruhenden Grenzzölle, im Ganzen sind jedoch die aus den ersteren aufkommenden Einnahmen nur der kleinste Theil des Gesammteinkommens und zieht Brasilien den bei weitem überwiegenden Hauptheil desselben aus den Handelszöllen.

Die Einnahmen aus den allgemeinen innern Steuern des Reichs betrugen:

im Jahre 1849—50:	3,884,420	Milreis,
„ „ 1850—51:	4,462,850	„
„ „ 1851—52:	4,466,726	„
„ „ 1852—53:	4,702,748	„
„ „ 1853—54:	5,130,264	„

und zwar figuriren unter diesen Einnahmen als die bedeutendsten:

1) Die Einnahmen aus dem Stempelpapier und der Abgabe vom Verkauf der liegenden Gründe, von der Nationalisirung Fremder und dem Verkauf von Schiffen, welche in dem neuesten Bädget für 18⁵⁴/₅₅ angesezt sind mit einer Summe von . 2,205,000.
2) Die Einnahmen aus den Abgaben, welche Kaufläden, Wechselkomptoirs u. s. w., sowie Verkäufer gewisser ausländischer Waaren, und die Flußschiffe, ferner der Minenbau und die Diamantenwäscherei zu entrichten haben, angesezt zu . . . 672,400.
3) Die Einnahmen aus den Abgaben von den konzessionirten Lotterien, angesezt zu . . . . 428,780.
4) Die Taxe von den nicht im Ackerbau beschäftigten Sklaven, angesezt zu . . . . . 150,000.
5) Die Einnahmen aus den Staatsdomänen, den Staatsgewerben (Post, Münze, die medizinischen und juristischen Fakultäten des Reichs, Staatsdruckerei, Pulverfabrik u. s. w.) und dem Verkauf von Brasil-Holz, angesezt zu . . . . . 623,000.

Außer den obigen Einnahmen und den allgemeinen innern Steuern des Reichs fließen aber den Reichsfinanzen noch die aus den besondern innern Steuern der Reichshauptstadt Rio de Janeiro zu, darunter jedoch die eigentlichen Gemeindesteuern nicht inbegriffen. Diese Steuern brachten

im Jahr 1849—50:	1,009,604	Milreis,
„ „ 1850—51:	985,013	„
„ „ 1851—52:	984,898	„
„ „ 1852—53:	1,163,807	„
„ „ 1853—54:	1,179,198	„

und zwar sind die wichtigsten dieser Steuern

1) der städtische Zehnten (Grundsteuer von der Häusern) im Bädget für 18⁵⁴/₅₅ angesezt mit . . 600,000,
2) die Steuern vom Branntweinkonsum . 147,000,
3) die Steuer vom Fleischkonsum . . . 131,000,
4) der Stempel von Erbschaften u. Legaten 117,000,
5) die Abgabe vom Verkauf von Sklaven 100,000.

Im Wesentlichen analog mit dem System der innern Besteurung der Reichshauptstadt ist dasselbe in den verschiedenen Provinzen durchgeführt. Die wesentlichsten, allen gemeinschaftlichen dahin einschlägigen Steuern sind nämlich gleichfalls der städtische Zehnten, die Steuer vom Branntweinkonsum, der Stempel von Erbschaften und Legaten und die Taxe vom Verkauf der Sklaven. Außerdem finden sich noch besonders und ziemlich hohe Abgaben von der Ausfuhr von Sklaven nach andern Provinzen und die Besteurung des Fleischkonsums, zu denen in den verschiedenen Provinzen noch Wegezölle, Abgaben von den Flußschiffen, von der Ausfuhr der Provinzialprodukte nach andern Provinzen, von Leihhäusern, vom Handelsbetrieb, bald überhaupt, bald nur mit gewissen Waaren, wie Mode- und Kurzwaaren, Bijouterie, Munition, Waffen u. dgl., ferner von Luxuspferden in den Städten, von der Fabrikation des Branntweins u. s. w. kommen. Leider fehlen uns über die Erträgnisse dieser verschiedenen Steuern in den einzelnen Provinzen auch nur einigermaßen vollständige Angaben, und mag nur so viel bemerkt werden, daß die Einnahmen aus den innern Steuern auch in den Provinzen ihre wesentliche Ergänzung durch die aus den Zöllen vom auswärtigen Handel erhalten.

Was nun die Ergebnisse der Zölle vom auswärtigen Handel anbelangt, so brachten zunächst die Reichszölle von der

	Einfuhr.	Ausfuhr. Milreis.	Schifffahrt.
1849—50 .	17,429,438	3,815,942	557,035
1850—51 .	20,506,636	4,718,941	523,479
1851—52 .	24,840,292	4,538,306	558,576
1852—53 .	24,758,150	4,982,343	199,156
1853—54 .	23,521,929	3,833,602	198,421
somit im jährl. Durchschnitt der 3 Jahre 1851/52—53/54	24,373,457	4,451,417	318,717
Total		29,143,601.	

In Bezug auf die Verminderung der Zolleinnahmen des Jahres 1853/54 gegen die Vorjahre ist zu bemerken, daß zu diesem Resultat einmal die Einwirkungen der großen orientalischen Krisis in Europa, zum Andern die mit dem 1. Juli 1853 in Kraft getretene Ermäßigung der früher 7 % betragenden Ausfuhrzölle auf 5 % und endlich die schon seit dem Juli 1852 wirksam gewordene einestheils gänzliche Beseitigung, anderntheils bedeutende Verminderung der Schiffsabgaben sich vereinigten.

Dagegen sind die Provinzialzölle vom auswärtigen Handel wesentlich nur Ausfuhrzölle. Beispielweise werden erhoben in der Provinz Rio de Janeiro von allem ausgehenden Kaffee 4 %, in der Provinz Bahia u. A. von der Baumwolle 4 %, in der Provinz Pernambuco vom Zuker 3 %, von Baumwolle und Kaffee 5 % u. s. w., in den Provinzen Maranhao und Espiritu Santo von allen ausgeführten Erzeugnissen der betreffenden Provinzen 5 %, in der Provinz Para u. A. vom Gummi Elastieum 6 % u. s. w., in der Provinz Sergipe von Zuker und Baumwolle 5 % u. s. w., in der Provinz Alagoas vom Zuker 4 %, von der Baumwolle 5 % u. s. w., in der Provinz Rio Grande do Sul von den Produkten der Viehzucht resp. 3 % und 2 % und von den übrigen Erzeugnissen 3 %, in der Provinz Ceare vom Zuker 2½ %, vom Kaffee 1½ %, von den übrigen Erzeugnissen 5 % u. s. w.

Ueber die Erträgnisse dieser Provinzialausfuhrzölle entnehmen wir den uns vorliegenden, freilich äußerst unvollständigen Angaben Folgendes:

In Rio de Janeiro betrug bei einer Gesammteinnahme von 1,786,887 Milreis die Einnahme aus dem Kaffeeausfuhrzoll 998,000 Milreis, also bei weitem mehr als die Hälfte, in Maranhao kamen von einer Gesammteinnahme von 308,327 Milreis auf die Aus-

fuhrzölle 167,905 Milreis, also ebenfalls mehr als die Hälfte; in Para waltet ein ähnliches Verhältniß und brachte von einer Gesammteinnahme von 295,201 Milreis der Ausfuhrzoll allein von Gummi Elasticum 90,506 Milreis. In der Provinz Pernambucs wurde die Einnahme nur von Zuker auf 221,753 Milreis angesezt bei einem Gesammteinkommen von 717,278 Milreis, und im Budget der Provinz Sergipe für 1854/55 figurirte die Einnahme aus den Ausfuhrzöllen mit 68,646 unter einer Gesammteinnahme von 221,395 Milreis. Jedenfalls dürften wir eher unter der Wahrheit bleiben, als dieselbe überschreiten, wenn wir von den 7,500,000 Milreis Gesammteinkommen der Provinzen aus ihren Steuern 3,000,000 Milreis als Erträgniß der Ausfuhrzölle derselben in Rechnung sezen.

Demgemäß liefern aber die Reichs- und Provinzialzölle Brasiliens vom auswärtigen Handel zusammengerechnet etwa 32,000,000 Milreis, d. h. zirka $^3/_4$ des gesammten Einkommens Brasiliens in Reich und Provinzen!

Man sollte annehmen, eine so überwiegend einseitige Belastung eines einzigen Steuerobjektes hätte längst zu Stokungen und zur Erschöpfung desselben führen müssen. Auch sind solche Befürchtungen wirklich mannichfach gehegt worden, und haben einen beredtesten und geistvollsten Ausdruk namentlich in dem bekannten Werke des Grafen van der Strathen Ponthoz: „Le Budget du Brésil" gefunden. Dennoch haben die Thatsachen sie bisher auf das Schlagendste widerlegt. Haben doch seit dem Jahre 1847/48, dessen finanzielle Erträgnisse Graf Ponthoz zum Ausgangspunkte seiner Reflexionen machte, also in 7 Jahren die Einnahmen Brasiliens und zwar sowohl des Reiches als der Provinzen sich um nicht weniger als 45 bis 50 % vermehrt! Und jedenfalls steht ihnen noch eine bedeutsamste fernere Vermehrung bevor, wenn Brasilien auf der jüngst betretenen Bahn der Förderung des Wege- und Straßenbaues so rüstig weiter vorschreitet, als dies in diesem Augenblik der Fall ist. Denn bei weitem mehr als die jezigen Ein- und Ausfuhrzölle besteuerten und vertheuerten die mangelhaften und schwierigen Kommunikationen bisher den Handel des Landes und hielten seine Produktion darnieder. (Hansa.)

Der Charakter der Nordamerikaner.

Ein Vollblut-Amerikaner hat kürzlich einen Artikel über den „Charakter Amerika's" in der New-Yorker „Sunday Dispatch" veröffentlicht, der nach der Uebersezung des „Deutschen Republikaners" lautet wie folgt:

„Bis jezt ist die Nation nur ein unruhiger, eigensinniger Junge, dessen Kraft und Charakter noch nicht ausgebildet und entwikelt sind, bis jezt hat er sich pfiffig genug bewiesen, geschliffen im Handel und sehr eingenommen von seinen Thaten. Die Zeit ist aber gekommen, wo es nöthig für ihn wird, ernstlich an eine Niederlassung zu denken und einen Lebensweg einzuschlagen, der seine früheren Thorheiten wieder gut machen und ihn zu einem ehrenhaften glüklichen Alter führen wird. Wenn die Ausbildung seines Charakters nicht bald zu Stande kommt, wird er am Ende ohne oder mit einem schlechten Charakter dastehen. Das Nachäffen Anderer kann nicht länger angehen, er muß eine Laufbahn für sich wählen und dann selbe mit jener Entschlossenheit und Festigkeit verfolgen, die immer einen guten Erfolg verbürgen. Er muß seine jugendlichen Streiche und Vorurtheile aufgeben, seine An- und Absichten wie ein ehrlicher Mann kund thun, seine Pflichten gegen die Welt und sich selbst gewissenhaft erfüllen und sich mit gehörigem Anstand und Würde aufführen. Nur so kann er die Achtung und das Vertrauen Aller gewinnen.

„Doch lassen wir diese Allegorien. — Dieses Land hat keinen bestimmten Charakter, und was es davon besizt, ist zusammengestoppelt aus ein Wenig von Diesem und ein Wenig von Jenem, hat aber durchaus nichts Beständiges. Die Haupt-Charakterzüge des Landes sind: Unternehmungsgeist, Gewandtheit, Spekulation und Scharfsinn überhaupt, kurz die Charakteristik des „Geldmachens", welches man als den Anfang und das Ende, die Philosophie und Religion der größeren Masse dieses Landes ansehen kann. Diese Idee des Geldmachens durchdringt schon die Kinderstube, die Küche, den Spielplaz; das Kind saugt sie mit der Muttermilch ein, sie wird ihm in der Wiege vorgesungen, sie wird ihm ausführlicher und illustrirt in Feenmärchen von der Amme beigebracht. Das lernte der Knabe bereits schon in der Schule, er wird erzogen mit der praktischen Idee des Geldmachens, er liest davon in seinen Schulbüchern, er sucht sie anzuwenden unter seinen Spielkameraden, und wird für seine List, mit der er einen Handel geschlossen, mit Lob überhäuft. Er sieht Alles um ihn her sich wenden und drehen, um „Geld zu machen", der Pfaffe betet und predigt dafür, der Arzt vergiftet seine Kranken dafür — und es wird ihm klar, daß nur Der geachtet ist, der Geld macht. Dieselbe Idee liest er in den Zeitungen, und wie er sich wende, er begegnet nur der Idee des Geldmachens; Alles wird gemessen und berechnet vom Gesichtspunkte des allmächtigen, allherrschenden Dollars. Der Niedere strekt sich darnach, der Hohe bükt sich darnach, die Masse betet ihn an, denn mit ihm kann Talent, Namen und Macht erlangt werden, mit ihm stehen die Gunst und Freundschaft, das Lächeln der Schönheit, die Schmeicheleien der Liebe zu Gebote.

„Wie jezt Abenteuerer nach Kalifornien ziehen, so kamen sie früher hierher — um Geld zu machen; es war ein neues, blühendes Land; der Kapitalist sah darin ein weites Feld zur Befriedigung und weiteren Ausbildung seiner vorherrschenden Neigungen, der Habsucht und des Geizes. Er und die nach ihm kamen, so wie Alle, die um ihn her emporkamen, huldigten von ganzem Herzen dem seelentödtenden Geldteufel — und machten Geld. Betrüger vom Inlande und Betrüger vom Auslande haben hier — Geld gemacht — und sehr wenig Anderes wurde gethan, als was nöthig war zur leichten Ausführung der alleüberwiegenden Idee des Geldmachens.

„Jedoch die Zeit des Geldmachens allein ist so ziemlich vorüber — der Wettlauf beinahe zu Ende. Der Reichthum des Landes ist schon in den Händen einiger Einzelnen, und es ist unmöglich, mehr als den Fuchs und den Balg zu bekommen. Zwar ist es noch möglich, einige europäische Arbeiter und einige Müssiggänger unserer Seestädte durch Hunger zu zwingen, nach den westlichen Wildnissen zu gehen und auf diese Art noch etwas Reichthum zu schaffen; dies wird gegenwärtig versucht, aber das Fortkommen ist langsam. Wie lange dies so anstehen kann, hängt von der Intelligenz des Volkes ab. Vielleicht wird es, wie die Armen in Europa, dem verächtlichsten aller Despoten, dem Kapitalisten, unterthänig werden, und sich wie das liebe dumme Vieh von ihm treiben, drüken und quälen lassen.

„Thut es dies, so bleibt der Republikanismus nichts mehr als ein Name, ein Wort, noch gut, um die Ohren und die Phantasie der Masse zu kizeln und sich ihres bereitwilligen Gehorsams zu versichern. So weit haben wir nichts gewonnen, durchaus nichts, wenn wir nicht zugenommen haben an Intelligenz. Praktisch sind wir durchaus nicht den Monarchien Europa's voraus. Wir haben Sklaverei in Form — Europa hat sie nicht, wir haben dieselbe in Wirklichkeit — auch Europa hat sie. — Nichts als unsere unbegrenzten Ländereien, unsere unermeßlichen Hülfsquellen haben uns bis jezt über Wasser gehalten. Doch das Bleigewicht unserer ungeheuren Schulden hängt in trügender Form an unserem Naken, und wir sinken schnell. Sollen wir uns davon loschneiden und männlich ausgreifen und davon schwimmen, oder sollen wir daran festhalten und ersaufen wie die Hunde?

„Sollen wir unser aristokratisches Geldsystem und das Landmonopol vernichten, oder sollen wir weiter Tribut zahlen und darben? Sollen wir freie Republikaner sein und republikanische Institutionen haben, oder sollen wir uns mit einem Namen begnügen, und uns zufrieden geben, Sklaven zu sein für immer? Sollen wir einen Charakter haben oder nicht?"

Verschiedenes.

(Das Essen zur See.) Wer auf der See mit Geschmak und Grazie zu speisen vermag, der allein kann erst sagen, daß er weiß, wie man bei Tische essen muß. Bei der Tafel auf dem festen Lande kommt es nur darauf an, die Speisen mit Anstand und Manier, reinlich und zierlich, sittsam und bescheiden zum Munde zu bringen, zu kauen und zu verschluken, mit einem Trunke Wein zu begleiten und höflich eine Gesundheit auszubringen. Auf der See muß man erst lernen, wie man es anfange, daß die Speisen nicht unter den Tisch fallen, denn bald fliegt, wenn sie hohl geht, ein Stük Fleisch auf den Schooß herunter, bald kommt der Pudding in's Gesicht geschossen und ergießt seinen ganzen fastigen Inhalt; jezt hüpft der Bissen von der Gabel hinab, und will man einmal nachtrinken, so läuft das ganze Glas in den Busen, statt es sich in den Mund entleert. Kurz, auf der See erst lernt man beten, aber auch gehörig essen und trinken, wie es keiner von uns allen kann. (Pilot.)

Schweiz. An Auswanderungsagenten in Bern wurden von London aus Zumuthungen eigener Art gemacht. Ein Londoner Haus, Werner u. Comp., schikt nämlich an sie gedrukte Zirkulare zweierlei Art; das eine Zirkular sagt, daß in Folge der starken Rekrutirungen in England Mangel an Arbeitern in den Fabriken und bei Bauten entstehe, weßhalb es von mehrern großen Häusern beauftragt sei, auf dem Kontinente Arbeiter zu suchen. Das andere Zirkular dann sagt, daß es (das gleiche Haus) das von der englischen Regierung autorisirte Werbdepot für die Fremdenlegion sei und Rekruten für dieselbe annehme. In besondern Schreiben an die Auswanderungsagenten wird ihnen für jeden nach London gelieferten Mann 2 Pfd. St. und 8 Schillinge (etwa 60 Fr.) versprochen. Wer sich als Arbeiter nach England werben lassen will, lasse sich also nicht täuschen, denn dort angekommen, würde er wahrscheinlich einfach in die Montur gesteckt werden. — Auch nach Zürich gelangten von diesen berüchtigten Zirkularen, jedoch schien man dabei keine Hoffnung zu haben, daß sich einheimische Agenten mit solch unsauberm Zeug befassen würden, da, so viel man hört, nur ein dort niedergelassener Ausländer mit bezüglichen Anträgen beehrt wurde.

— Luzern. Der am 5. September zusammengetretene Große Rath hat auch die Deportation in das Strafrecht des Kantons aufgenommen, aber den Ort der Deportation unbestimmt gelassen. Da nun die meisten Staaten jenseits des Ozeans, wie z. B. die Vereinigten Staaten Nordamerika's, Kanada und Brasilien, sich gegen die Einwanderung von Züchtlingen verwahrt haben und sie, wo sie solcher habhaft werden, unerbittlich zurükschiken, so wird der Kanton Luzern entweder irgend ein, noch von keiner zivilisirten Nation angesprochenes Land zu diesem Zweke in Besiz nehmen müssen, z. B. Kerguelensland oder irgend eine Insel im Stillen Meere, wo es deren noch genug gibt, oder, was viel besser und mit weniger Umständen und Kosten verbunden ist, wie der König von Neapel mit den Argentinischen Staaten einen Deportationsvertrag abschließen. Diese Musterrepublik wird sich gewiß nicht besinnen, gutrepublikanische und gutkatholische Luzerner Sträflinge, die man ihnen gratis liefert, an- und aufzunehmen, wenn sie sogar dem König Bomba seinen betreffenden Ueberfluß abnimmt. Und für die Herren Bek und Herzog gäbe das ein exzellentes Geschäftchen; es will doch mit der Santa-Fé-Kolonie nicht recht vorwärts.

Württemberg. (Statistik der Auswanderung.) Nach Zeit und Oertlichkeit zeigt der Strom der Auswanderung außerordentliche Schwankungen. Wir fügen nur wenige Verhältnißzahlen bei. Während im Durchschnitt der 10 Jahre von 322 Personen Eine das Vaterland verlassen hat, kam 1843 auf 847, 1848 auf 536, 1850 auf 566, 1851 schon auf 295 und 1852 auf 124 Einwohner Ein Auswanderer. Die größte Quote der Bevölkerung hat ihre Heimat im Bezirk Rottenburg verlassen, Eine Person auf 187 Einwohner, in Neuenbürg auf 196 Einw., Horb auf 197, Urach auf 203, Brakenheim auf 208, Leonberg auf 211; die wenigsten Auswanderer fanden sich: in Aalen 1 auf 937, Gaildorf 1 auf 1023, Gmünd 1 auf 1155, Waldsee 1 auf 1437; die Auswanderung zeigte sich überall stark, wo den Kartoffeln verhältnißmäßig am meisten Boden eingeräumt ist. Im Ganzen zogen in den 10 Jahren 54,285 Personen mit Beobachtung der gesezlich vorgeschriebenen Formen aus dem Lande; die illegitimen Auswanderungen können nicht berechnet werden. (Schw. Merkur.)

Walachei. Aus Bukarest wird berichtet, daß der dortige Hospodar sich an Oesterreich gewendet habe, um dessen Vermittlung bei der k. württembergischen und vielleicht auch bei andern deutschen Regierungen zu dem Behufe zu erwirken, daß von ihnen die Uebersiedlung von nicht weniger als 50,000 deutschen Familien in die Walachei gestattet und begünstigt werden möge. Die walachische Regierung soll sich verbindlich machen wollen, ihnen hinlängliche Aeker, Wiesen und Weidegründe auf den Religionsfondgütern für immer abzutreten und ihnen auf zehn Jahre alle Steuern und Roboten, sowie auch die Rekrutenstellung nachzulassen. Es wäre wohl möglich, daß auch in der Schweiz ähnliche Versuche gemacht würden und da ist eine eventuelle Warnung nicht überflüssig. Mit der Auswanderung nach der Walachei verhält es sich ungefähr wie mit derjenigen nach den argentinischen Staaten; denn die Zeit ist weder für die eine, noch für die andere gekommen. In der einer fremden Einwanderung feindlichen Bevölkerung der Walachei und in ihrer despotischen, unter russischem Einflusse stehenden Regierung haben bis jezt die Hauptindernisse gelegen. Nun ist noch der orientalische Krieg dazu gekommen und es liegt nach dem dermaligen Stand der europäischen Politik eine kriegerische Ueberziehung jener Lande auf Jahrzehnte hinein im Bereiche naher Möglichkeit. Kommt einmal die Zeit eines dauerhaften Friedens, veränderter politischer Lage jener Gegenden und einer liberalen festen Regierung, so wird gewiß auch ein namhafter Theil der deutschen, vielleicht auch der schweizerischen Auswanderung den ihr von der Natur angewiesenen Weg nach den untern Donauländern, besonders nach der fruchtbaren und so günstig gelegenen Walachei einschlagen, und man wird es ihr dannzumal nicht abrathen können; denn die üble Stimmung der Einwohner wird unter dem

Schuze einer starken Regierung nicht zu fürchten sein und das bei der tiefen, flachen Lage des größern Theils der Walachei etwas fieberhafte Klima, der noch einzig übrigbleibende Abhaltungspunkt vom Einwandern, wird von den Ansiedlern nach Jahren überwunden; es ist in der Walachei nicht schlimmer als im Westen der Vereinigten Staaten Nordamerika's, z. B. in Illinois, Missouri und Jowa.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. Die Ernteberichte lauten fortwährend günstig; der Mehlmarkt ist deßwegen fest, doch die Vorräthe beinahe erschöpft, und man erwartet kein Sinken im Preise, bevor die dießjährigen Erntefrüchte in vollen Massen auf den Markt kommen.

— (Neue Erfindung.) Die bekannten aufrechtstehenden, spizen Hemdkragen sollen ihren Namen „Vatermörder" von einem Unglüksfall her bekommen haben. Ein aus der Fremde heimkommender, damit bekleideter Sohn habe nämlich beim Umarmen seines Vaters diesem die Spize des einen „Vatermörders" in's Auge gestochen und ihn dadurch elendiglich umgebrungen. Wenn das schon mit leinenen Hemdkragen möglich war, wie viele derartige Moritthaten werden wir nun vielleicht bald aus Amerika erfahren, wo diese „Vatermörder" jezt von weiß angestrichenem Blech verfertigt werden und reißenden Abgang finden!

— New-York. (Die emanzipirten Damen.) Der Frauenrechtekonvent war jüngst in Saratoga versammelt, und die Sprecherin entwikelte eine ungemeine Zungenfertigkeit in der Wiederholung abgedroschener Ungereimtheiten.

— (Lebensmittelpreise.) Man schreibt der „Elberf. Ztg." aus New-York, den 16. August: „Endlich ist, Gott Lob und Dank! die Theurung bei uns vorüber, die das lezte Jahr einem großen Theil der Bevölkerung der Vereinigten Staaten schrektlich drükend gewesen ist. In der ersten Hälfte Augusts sind hier die Preise aller Lebensmittel um dreißig Prozent gesunken und man sieht einem weitern bedeutenden Sinken derselben mit um so größerer Wahrscheinlichkeit entgegen, weil die Ernte eine sehr reiche, in manchen Theilen der Union eine dreifache gewesen ist."

— Louisiana. (Das gelbe Fieber.) In New-Orleans wüthet das gelbe Fieber mit steigender Bösartigkeit, so daß 394 Personen in einer Woche dieser Seuche zum Opfer fielen.

— Illinois. (Der ehemalige Reichskanarienvogel †.) Die deutsche Journalistik in den Vereinigten Staaten hat einen schweren Verlust erlitten durch den am 13. v. M. zu Quincy im Staate Illinois erfolgten Tod des ehemaligen Frankfurter Parlamentsmitgliedes Gustav Adolf Rösler (aus Oels), vulgo Reichskanarienvogel. Rösler ist während seines Aufenthaltes in Amerika durch eine harte Schule der Prüfungen und Entbehrungen gegangen, wie sie dort fast allen denen bestimmt ist, die durch ihre Erziehung und ihr früheres Leben darauf angewiesen sind, von geistiger Arbeit zu leben. Er gründete anfänglich in New-York eine Schule, die bei der durchschnittlichen Geistesrohheit gerade der dortigen reich gewordenen Deutschen keine hinlängliche Unterstüzung fand; dann wandte er sich nach Milwaukie in Wiskonsin, wo er an mehreren Blättern als Mitarbeiter thätig war. Er hatte von Anfang an mit Festigkeit und großem Talent die Grundsäze der Whigpartei verfochten, und das galt damals unter den geistigen Cretins, in deren Händen sich bis vor wenigen Jahren fast die gesammte deutsche Presse in den Vereinigten Staaten befand, für ein unverzeihliches Verbrechen, das durch die schmuzigsten Anfeindungen und Verleumdungen geahndet ward. Vor zwei Jahren ward Rösler als Redakteur für ein in Quincy aus Parteimitteln gegründetes Whigblatt, „die Tribüne", engagirt. Der Uebertritt eines großen Theils der alten Whigpartei zu den Know-Nothings veranlaßte ihn, sich von dieser Partei loszusagen, und der Konflikt, in den er dadurch mit den Gründern seines Blattes gerieth, bewirkte die Einstellung desselben. Wenige Tage darauf überraschte Rösler der Tod. Er hinterläßt eine Frau und drei Kinder in bedrängter Lage.

— Missouri. Der Korrespondent der D. A. Z. aus St. Louis schreibt über den gegenwärtigen Stand der Pacifikbahn, d. h. derjenigen Eisenbahn, die den Atlantischen mit dem Stillen Ozean über Missouri verbinden soll, Folgendes: Zwar schreitet der Bau langsam vorwärts, aber die Streke, welche befahren wird (zirka 60 Meilen bis Washington am Missouri), wird doch regelmäßig und gut betrieben und in wenigen Tagen wird die Bahn bis Hermann, in diesem Herbste noch bis Jefferson City in Betrieb genommen werden. Auch ist schon mit den Erdarbeiten auf der zweiten Hauptabtheilung (von Jefferson City nach Kansas) begonnen worden. Der Vortheil, den das Land aus dieser Bahn ziehen wird, ist wahrscheinlich noch viel größer, als der, den die Stadt St. Louis davon genießen wird. Auf den jezigen gewöhnlichen Wegen kostet der Transport von Weizen für jede 10 Meilen per Bushel ungefähr 4½ Cent, für Welschkorn zirka 4 Cent, auf der Eisenbahn nur für dieselbe Entfernung per Tonne 15 Cent, welches per Bushel kaum ½ Cent ausmacht (wobei sich Weizen und Korn ziemlich gleich stellt).

— Kentuky. (Die Greuel in Louisville.) In amerikanischen Blättern finden sich über die Schandthaten der Nichtswisser in Louisville viele schauderhafte Einzelnheiten verzeichnet. Die Knownothings, nicht zufrieden die Neubürger am Morgen von den Polls (Wahlplätzen) verdrängt und am Stimmen verhindert zu haben, suchten nachher die Ausländer in ihren Wohnungen und auf den Straßen auf und mißhandelten, wen sie fanden, auf die brutalste Weise. „Da wurde", sagt der Courier von Louisville, „Jemand getödtet, wahrscheinlich durch einen Schuß in's Blaue. Dieß war das von den Irländern verübte Vergehen, wofür sofort Massen unschuldiger Männer und Kinder ermordet und hülflose Frauen aus ihren Häusern getrieben wurden. Wie wilde Thiere wurden die Irländer gejagt und niedergeschossen. Mehrere Stunden nachher, als das Fleisch von ihren Gebeinen unter den rauchenden Trümmern ihrer Heimath verbrannt war, sprach die hoffnungsvolle Jugend, die in diesem Drama mitgehandelt hatte, von ihren Thaten mit einer haarsträubenden Leichtfertigkeit. Die Jünglinge sagten, sie wüßten nicht, wie Viele sie getödtet hätten, aber sie hätten jeden Irländer, den sie gesehen, niedergemacht. Die Jugend war am Montag mit Knitteln, Pistolen oder Gewehren bewaffnet und nahm überall thätigen Antheil. Selbst Weiber äußerten teuflische Gefühle. Sie sagten, sie wünschten, daß jeder Deutsche, jeder Irländer und alle ihre Nachkommen todt gemacht und jeder Katholik zu Fleischstüklen verhakt würde. Von den Mord- und Brandszenen theilen wir noch folgende einzelne mit: „Ein Irländer in der achten Ward (Stadtbezirk), der sich mit seiner Frau aus einem brennenden Hause retten wollte, wurde mit Schüssen zurükgetrieben, von denen aber nur einer seinen Hut traf. Seine Frau erschien bald darauf wieder in der Thür und flehte die Kanibalen um Gottes willen an, sie mit ihrem Manne, der nichts gethan, doch aus dem brennenden Hause zu lassen. Man sagte ihr, sie möge mit ihrem Manne nur kommen. Kaum aber hatten dieselben die Straße betreten, als der Mann durch die Brust geschossen und die Frau in das Haus zurükgetrieben wurde; Leztere kam elendiglich in den Flammen um." Von einem andern Vorfall schreibt ein Augenzeuge: „Ich sah, wie eine arme irische Frau mit einem kleinen Kinde um den Hals, die ihr Bett zu retten suchte, niedergeschlagen und ihr Bett verbrannt wurde. Die Knownothings riefen ihr höhnisch zu: Den Papst wollt ihr verehren? Wir wollen euch lehren, daß Amerikaner Amerika beherrschen! Es ist unmöglich, die Zahl der Verbrannten anzugeben." Vieles Aehnliche ließe sich dem Gesagten anreihen. — Noch empörender als die Mordthaten ist das Benehmen der zu ihrer Ahndung berufenen Behörden, welche aus Nichtswissern zusammengesezt sind. Deutsche und Irländer, welche sich zur Wehre gesezt und die Grenzen der Nothwehr vielleicht auch überschritten haben, werden eingezogen und prozessirt, die eingebornen Strolche und Mörder berühmen sich ihrer Schandthaten, ohne verfolgt zu werden; die Untersuchung über die Tödtung von Deutschen und Irländern von Seiten des Coroner schließt immer mit einem: „Aus unbekannten Gründen." Die Behörden haben eine Resolution angenommen, wornach die „fremdgeborene Bevölkerung eingeborne Bürger zu Vergeltungsmaßregeln provozirt" habe; damit sind in den Augen des schamlosen Parteiregiments die Frevelthaten entschuldigt und straflos. Die Blätter nennen mit Recht das ganze behördliche Einschreiten eine „großartige Farce." Ganze Schaaren Deutsche und Irländer verlassen in langen Zügen das „moderne Sodom und Gomorrah" und verkaufen ihr Eigenthum zu den niedrigsten Preisen. Selbst Amerikaner ziehen von dannen; denn, sagt der Louisviller Courier, früher ein Weihnichts-Blatt, „der Mob (Pöbel-Gesindel-Aufzug) war ein feiger. Respektable Mobs insultiren nicht Frauen, morden keine Kinder, stehlen kein Geld und Werthsachen und zerstören nicht das Eigenthum unschuldiger Bürger."

— Nord-Karolina. In Charleston haben die für die Rechte der Einzelstaaten und besonders der südlichen schwärmenden „State-Rights and Southern-Rights Anti-Know-Nothing Bürger" eine zahlreiche Versammlung abgehalten, und in einstimmig angenommener Entschließung ihre wärmsten Sympathien für die heilige Sache der Sklaverei und deren Verfechter in Kansas, Georgien, Louisiana und Südkarolina ausgesprochen. Sie drüken unter Anderem die Hoffnung aus, daß Südkarolina sich auf das Aeußerste, und im Nothfall selbst bis zur Zerreißung des Unionsverbandes, jedem Kongreßakt widersezen werde, welcher die Rechte irgend eines Sklaven haltenden Staates kränken könnte und die Einführung der Sklaverei in neuen, künftig aufzunehmenden Staaten, sei es in Utah oder Neu-Mexiko, verbieten wollte.

— Kalifornien. (Ein unzufriedener Schweizer.) Ein in Kalifornien niedergelassener Basellandschäftler schreibt über dortige Zustände unter Anderm: „Das Neueste ist gegenwärtig das Falliment dreier sehr solid geglaubter Bankierhäuser, die mit einem Defizit von etlichen zwanzig Millionen Dollars ihre Zahlungen eingestellt haben. Ihr Geld gehörte meistentheils den arbeitenden Klassen und Goldgräbern an, die es zur bessern Sicherheit diesen Häusern anvertraut hatten. Das Goldgraben ist nicht mehr sehr ergiebig, und die Geschäfte gehen überhaupt jezt nicht stark. In allen Handelsartikeln ist Stokung und aller Verkehr in's Innere des Landes ist wie abgeschnitten. Man mißt die Schuld obigen Fallimenten so wie dem Kriege in der Krim bei, der unsern Produkten den Absaz verhindert. Auch mag die schlechte Gesezgebung daran Schuld sein, obschon der sog. Große Rath von Kalifornien stets 8 Monate lang seine Sizungen hält. Großrathsmitglieder sind 400 an der Zahl, die ein Taggeld von zirka 40 Fr. beziehen. Am Ende jeder Sizung haben sie dann so viele Gesezze fabrizirt, daß Niemand mehr weiß, woran man ist. Die Richter sind wie Könige; Alles muß sich ihnen fügen und wer einen Prozeß führen will, der muß die Richter mit Geld füttern, sonst verliert er sein bestes Recht. So steht es auch mit unsern Stadtbeamten in San Franzisko. In den lezten vier Jahren machten sie allein 53 Millionen Schulden, obschon der Gemeinderath jedes Jahr erneuert wird. Nicht einmal ein Verantwortlichkeitsgesez besteht in dieser köstlichen Republik und es geht bei uns zu wie in Israel, als es keinen König hatte und jeder machte, was ihm beliebte... Wir haben stets gutes Wetter, leben in einem guten Klima und die Vegetation bringt Alles hervor. Es ist hier wohl das beste und schönste Land auf der Erdkugel; nur schade, daß wir Bestien von Beamten haben. Eine absurde Willkürherrschaft herrscht hier, es gibt keine Justiz, kein Eigenthumsrecht. Wenn Zwei vor den Richter kommen, so entscheidet dieser, wie schon erwähnt, nach der Spendage, die er erhalten, und über keinen Prozeß wird auch nur ein Wort einprotokollirt. Zwei Zeugen genügen und um 1½ Fr. sind deren zum Ueberfluß zu bekommen, die einen falschen Eid thun. Es ist eine meineidige Horde von Amerikanern hier. Wenn Amerika schon die größte Republik ist, so hat es doch die schlechtesten Gesezze der Welt.... Die Jesuiten fangen auch an, sich hier einzunisten, gerade so wie in den Staaten Illinois, Massachusetts, Kentuky und Ohio. Wir haben schon vier solcher scheußlichen Schwarzkröler, auch vier Kirchen, aber noch keine einzige Feuersprize. Kurz und gut, es ist mir hier Alles so verleidet, daß ich meine zwei Häuser sammt Gärten und mehreren Bauloosen bei erster Gelegenheit verkaufe, damit ich diesem ninivearigen Volke dann Valet sagen kann."

— Kansasterritorium. Der Gesezgebung von Kansas liegt eine Bill vor, des Inhalts, daß „jeder, der des Verbrechens überführt ist, eine Rebellion unter Sklaven, freien Negern oder Mulatten angestiftet oder durch irgend einen Akt dazu beigetragen zu haben," den Tod erleiden soll.

— Kansas- und Nebraska-Territorium. (Indianerkrieg.) Das kleine Heer, welches gegen die unruhigen Sioux und andere Indianerstämme ausgesandt ist, rükt sehr langsam vorwärts. Erst im Juli begab sich das Hauptquartier nach Fort Leavenworth im Kansasterritorium. Die Hauptmacht soll von da nach Fort Pierre am Missouri vorgeschoben werden. Bei den großen Entfernungen ist schwerlich zu erwarten, daß noch in diesem Jahre viel geschehen wird. Inzwischen sezen die Indianer ihre Beraubungen und gelegentlichen Ermordungen der durchreisenden Weißen fort. Es ist in der That ein schwacher Schuz, den die Bundesregierung den Auswanderern nach Kalifornien, Oregon und Utah angedeihen läßt, sowie überhaupt Alles einen langsamen und lahmen Gang hat, was von der Generalregierung ausgeht.

Australien. (Neue Verkehrsmittel.) Ueber die für Süd-Australien und New-South-Wales so wichtige Beschiffung des Murray berichtet die Adelaider Deutsche Zeitung: „Die Herren Randell, welche im vorigen Sommer mit ihrem kleinen Dampfboote Mary Ann' den Murray beschifften, haben beschlossen, das Fahrzeug völlig zu verändern, indem sie zwei gleich lange Schiffe neben einander bauen mit einer Art Mühlenrad in der Mitte, wodurch das Boot fortbewegt wird. Die Vortheile dieser Bauweise sollen sehr groß sein, und das Schiff, mit 50 Tonnen Fracht, nur 2½ Fuß Tiefgang haben." — Aus New-South-Wales wird berichtet, daß die Errichtung einer Telegraphenlinie von Sidney nach Melbourne im Werke sei; die Kosten sind auf 70,000 Pfd. St. veranschlagt. Die Sidneyeisenbahn wird seit dem Monat Mai eine kleine Streke weit befahren. Der Bau schreitet aber rasch vorwärts.

— (Gold.) Nach offiziellen Angaben des Herald betrug die Goldausfuhr von Kalifornien während der 3 Jahre 1852—1854 den Werth von 31,000,000 Pfd., während Viktoria allein, ohne die andern australischen Kolonien, in dem genannten Zeitpunkte Gold zum Werthe von 35,000,000 Pfd. St. exportirte. — Bei Campbells-Creek hat man einer Anzahl Künstler das Handwerk gelegt, die sich damit abgaben, aus Eisen, Blei und andern Metallen Nuggets (Goldklumpen) zu fabriziren, welche sie dann auf elektro-galvanischem Wege vergoldeten und durch deren Verkauf sich einen recht guten Lebensunterhalt sicherten. Die Gefangenen sind nach Bendigo gesandt, wo ihre Waare einen reißenden Absaz zu guten Preisen gefunden hatte.

— (Famose Spekulation.) Ein Melbourner Handelsmann kaufte in Chile eine Ladung Mehl zu etwa 10 Pfd. per Tonne und verkaufte dasselbe dann in Melbourne zu 40 Pfd. wieder, so daß er an diesem einzigen Cargo etwa 15,000 Pfd. gewann.

Anzeigen.

Abonnementseinladung.

Der **„Kolonist"** ladet hiemit zu zahlreichem Abonnement für das nächste Quartal ein. Er erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der „Kolonist" ist ein Organ für die schweizerische Auswanderung und bespricht als solches sowohl die allgemeinen Verhältnisse derselben, als er namentlich Mittheilungen über sämmtliche Länder bringt, welche ihr Ziel sind. Neben Nordamerika, das dem Europamüden gegenwärtig leider so trübe Aussichten bietet, wird er die Blike seiner Leser wie bisher vorzugsweise auf Brasilien lenken und zwar insbesondere auf jene Halbpachtkolonien in San Paulo, die sich bis jezt als einzig praktische Lösung der Auswanderungsfrage bewiesen haben. Ebenso wird er fortfahren, nach bestem Wissen und Gewissen vor der Uebersiedlung nach solchen Ländern zu warnen, in welchen den schweizerischen Auswanderer statt dem geträumten und ihm vorgespiegelten Glük nur Elend und Verderben erwarten, wozu gerade jezt reichliche Gelegenheit geboten ist.

Der „Kolonist" kostet halbjährlich 2 Fr., vierteljährlich 1 Fr., mit der Post franko durch die ganze Schweiz. Eine Vergleichung unseres Blattes mit der in Bern wöchentlich erscheinenden Auswanderungszeitung ergibt, daß es mehr als doppelt so billig ist, da die Abonnementsgebühr des „Kolonist" bei um die Hälfte größerem Format und viel engerem Druk doch nur zwei Drittheile von dem Preise jener beträgt.

Den bisherigen Lesern wird dieses Blatt auch ohne besondere Bestellung wieder zugesandt und die Gebühr mit der dritten Nummer nachgenommen. Neue Abonnenten mögen sich an das nächstgelegene Postamt wenden oder in frankirten Briefen an die

Expedition des „Kolonist"
in Lichtensteig.

Zeugniß.

Die Unterzeichneten fühlen sich verbunden, folgendes Zeugniß auszustellen und es durch ihre Namensunterschriften zu bekräftigen.

Mit gutem Gewissen bezeugen sie, daß sie am Bord des, von Hrn. Kapitän M. Valentin in Hamburg expedirten Schiffes „Kronprinz Ernst August", das bei dieser seiner zweiten Seereise, welche es von Curhaven an der Elbemündung nach Santos vom 25. April bis zum 15. Juni glüklich zurükgelegt hat, sich als einen guten Schnellsegler bewies, auf ihrer dießfälligen Reise von Hamburg bis hierher Alles das gefunden haben, was an Bord eines Auswandererschiffes, sowohl in Bezug auf Beköstigung, als auch auf Bequemlichkeit, billiger Weise erwartet werden kann, so daß sie den obengenannten Expedienten, Hrn. M. Valentin, allen nachfolgenden Auswanderern bestens empfehlen können.

Gleicher Weise bescheinigen die Unterfertigten auch, daß sie an dem Führer des Schiffes, Hrn. Kapitän C. Meyer aus Harburg, Königreich Hannover, einen sehr tüchtigen, vorsichtigen, dienstfertigen, freundlichen und liebevollen Mann gefunden haben, der es sich zur strengsten Aufgabe gemacht hat, möglichst gute Ordnung herzustellen und zu erhalten, jede Unbequemlichkeit und Verlegenheit zu mildern und zu heben und der seine helfende Hand in keinem hülfeforderndem Falle zurükgezogen hat. — Auch die Herren Steuermänner, von denen leider der eine, der Untersteuermann, während dieser Reise am Nervenfieber gestorben ist, haben sich als solche Männer bewiesen, denen die Unterfertigten hiemit ihre vollste Zufriedenheit auszudrüken, sich verpflichtet fühlen; ebenso zeigten sich auch die Matrosen stets als brave, ordentliche und freundliche Männer.

All' diesen Umständen ist es nächst der Gnade und Hülfe Gottes denn auch wohl zuzuschreiben, daß unter allen 275 Passagieren, deren Zahl an Bord des Schiffes noch um zwei neugeborne gesunde Kinder vergrößert wurde, mit Ausnahme der gewöhnlichen Seekrankheit kein bedeutender Krankheitsfall vorgekommen und nur ein schon krank und schwach an Bord gekommenes Kind gestorben ist.

Solches Alles bezeugen hiermit die Unterfertigten aus freiwilligem Antriebe, vollster Ueberzeugung und in schuldiger Dankbarkeit gegen all die Herren, welche diese glükliche Seereise bewerkstelligt und geleitet haben.

Santos in Brasilien, den 16. Juni 1855.

Thomas Davaz von Fanas, Kantons Graubünden, Schweiz, für sich und seine aus 13 Köpfen bestehende Familie.
Otto Anderssen aus Breslau.
Friedrich Lobbes aus Bozig.
Julius Curtius aus Berlin.
F. W. Herzberg aus Schwedt a. O.
L. Fabert aus Berlin.
C. Hesse aus Berlin.
W. Drechsel aus Landsberg a. W.
A. Drechsel aus Landsberg a. W.
François Affertauchegg de Bulle, Canton de Fribourg, en Suisse.
Marie-Josette Peclat de Chattonay, District de Romont, Canton de Fribourg, en Suisse, pour 10 Personnes.
Fridolin Glarner aus dem Kanton Glarus in der Schweiz, für sich und seine aus 3 Köpfen bestehende Familie.
Johann Peter Lienhard von Bilten (Glarus) für sich und seine aus 6 Personen bestehende Familie.
Bartli Jost für sich und seine 5 Köpfe zählende Familie.
Heinrich Heyting aus dem Kanton Zürich für sich und seine drei Personen enthaltende Familie.
Daniel Schlittler aus Glarus für sich und seine Familie.
Kaspar Schlittler mit Familie aus Glarus.
Leonhard Anton Büchler sammt Frau und 2 Kindern.
Felix Davaz für sich und seine Familie.
Heinrich Straßaker.
Fr. Aug. Wahl für sich und seine aus 9 Personen bestehende Familie.
Konrad Wiesmann von Stammheim (Zürich).
Johannes Meng für sich und seine acht Personen enthaltende Familie.
Alexander Bonaduzer für sich und seine Frau.
Ursula Kaion mit 6 Kindern.
Trescher, Tobias, mit 3 Angehörigen.
Peter Rees mit 6 Angehörigen.
Antoni Sprecher.
Magdalena Isler nebst 7 Personen.

Indem die unterzeichneten Auswanderer aus der Gemeinde Untervaz, Kantons Graubünden, bestehend aus 114 Personen, welche alle mit Ausnahme eines halbjährigen Kindes an Bord des „Kronprinz Ernst August" glüklich und gesund in Santos angelangt sind, die Echtheit obigen Zeugnisses bestätigen, verbinden sie damit den innigsten Wunsch, daß, wenn später Mehrere aus unserer Gemeinde, so wie auch aus andern Gegenden, uns nachfolgen wollten, die betreffenden Expedienten es sich angelegen sein lassen möchten, dieselben durch den geachteten Hrn. Kapitän Meyer hieher befördern zu lassen, oder aber doch wenigstens denselben während der Ueberfahrt jene zur Erhaltung der Gesundheit und des Lebens so nöthige Fürsorge und Bequemlichkeit angedeihen lassen zu wollen, deren wir uns von Seite des Hrn. Meyer zu erfreuen hatten.

Franz Michael Bürkli für sich und seine Familie.
Johannes Wolf in meinem und in meiner Familie Namen.
Johannes Krättli.
Joh. Rud. Krättli.
Joseph Waberlen-Heizmann.
Peter Heizmann.
Martin Heizmann.
Mathäus Heizmann.
Johann Heizmann.
Joseph Hug Vater.
Joseph Hug Sohn.
Christian Tanner.
Rudolf Bäder.
Georg Pilat.
Johann Vogel.
Joseph Bürchli.
Johann Ruppert.
Leonhard Christ.
Jakob Stuki aus dem Kanton Zürich.
Franz Bürchli.
Lorenz Krättli.
Xaver Gallard.
Jakob Kreto.
Adam Vogel.
Jakob Leonz Huber aus dem Kanton Aargau für sich und seine sechsköpfige Familie.
Balz Buk aus dem Kanton Aargau für sich und seine Familie.
Samuel Obrist aus dem Kanton Aargau für sich und seine sechsköpfige Familie.
Joh. Jakob Meyer aus dem Kanton Aargau.

Hamburgisches Vize-Konsulat.

Ich der unterzeichnete Hamburgische Vizekonsul bescheinige hiemit die Echtheit sämmtlicher vorstehenden Unterschriften.
Santos, den 21. Juni 1855.

(L. S.) **Gust. Wedekind,** Vizekonsul.

Anzeige für Auswanderer.

Die vierte, in diesem Jahre lezte Expedition des Unterzeichneten nach den **Schweizerkolonien** der HH. **Vergueiro** in der Provinz San Paulo — mit Garantie der Rükzahlungen an die Gemeinden und theilweisem Vorschuß an die Ueberfahrtskosten — geht **Ende September** ab. — Anmeldungen sind sofort zu machen.

☞ Um den guten Klang, den die Kolonien der Herren Vergueiro genießen, für sich auszubeuten, schreiben seit einiger Zeit verschiedene Agenturen auch Expeditionen nach der Provinz San Paulo aus; diese Lezteren haben aber mit denen für die Herren Vergueiro (in der Schweiz einzig durch den Unterzeichneten vertreten) durchaus nichts gemein und unterscheiden sich diese Kolonien sehr bedeutend, sowohl durch ihre Lage als auch ihre Einrichtungen von einander.

Alle Monate regelmäßige Expeditionen nach allen Häfen von **Nordamerika** (Kalifornien) und **Australien.**

Nähere Auskunft auf mündliche oder frankirte schriftliche Anfragen ertheilt jeder Zeit bereitwilligst

Zürich, im August 1855.

E. de Paravicini.
Unterstraß Nro. 132.

Bevollmächtigter für die Kantone St. Gallen und Appenzell Herr Advokat **Suter** in **Lichtensteig.**

Anzeige.

Der Unterzeichnete als Bevollmächtigter der Herren Vergueiro u. Komp. in Santos und im spezellen Auftrage derselben, macht hierdurch bekannt, daß derselbe die dem Herrn Julius Bry in Genf von genannten Herren ertheilte konditionelle Vollmacht zur Annahme von Kolonisten vom heutigen Tage an zurükgenommen hat und selbige deßhalb als erloschen anzusehen ist.

Zugleich fügt er hinzu, daß kein anderer Agent mit der Annahme von Auswanderern für die Herren Vergueiro u. Komp. beauftragt ist, als Herr **E. de Paravicini** in **Zürich.**

Hamburg, den 31. August 1855.

Guill. Kreuter.

Abonnementspreis.
Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".

Einrükungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 38. | Samstag den 22. September. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Fünfter Jahrgang. | 1855.

Das Neueste aus Australien.

(Eingesandt aus London.)

Der Handel und Verkehr ist wieder besser, obwohl die Einfuhr immer bedeutend und der Vorrath aller Artikel noch in keinem Verhältniß zur Nachfrage steht. Die steigenden Preise des Mehls und der Lebensmittel verursachen etwelche Besorgnisse. Politisch jedoch befindet sich die Kolonie in keinem blühenden Zustande. Das Budget des Kolonie-Sekretärs für 1855 zeigt ein Defizit von 600,000 Pfd. St., und ein Antrag der Regierung für nachträgliche Auflagen in der Form einer Stempeltaxe und einer Abgabe von 10 % vom Werthe aller eingeführten Waaren, die jezt frei, war vom gesezgebenden Rath durch den Beschluß verworfen, daß keine nachträglichen Abgaben für diese Sizung auferlegt werden sollten. Das Resultat würde die Einstellung eines großen Theils der öffentlichen Werke zur Folge haben; weßhalb die Meinung obwaltete, daß nicht das es sei, welches Noth thue, sondern die Verminderung der Ausgaben der verschwenderischen Regierung. Bezüglich der Regierungsbill über die Chinesen-Einwanderungsfrage, so scheint es im Plane gelegen zu haben, eine Taxe von 5 Pfd. St. auf jeden eingewanderten Chinaman zu sezen und die Schiffer darauf zu beschränken, nur 1 Passagier auf jede 10 Tonnen Register bringen zu dürfen. Der leztere Ansaz ward vom Rathe angenommen, er änderte jedoch den ersten ab, indem er die Abgabesumme auf 10 Pfd. St. brachte, welche die Regierung nicht bestätigte. Eine solche Taxe würde einem Verbote gleich sehen und eine eigenthümliche Unnatürlichkeit sein. Die Zahl der Chinesen in den Minen war 20,000 und ihr Dienst in Erweiterung der Produktion war bedeutend. Die Verhöhnung dieser Emigranten-Klasse wurde immer ernster. Wir glauben, der Grund derselben liege in der Furcht, daß ihr wachsender Zufluß den Preis der Arbeit vermindern würde. Die Masse sogar verlangt ihre Ausweisung. In Wahrheit aber würde es schwer halten, auf die Aussage Quang Chew's, eines Chinesen-Auswanderers, zu antworten; und das beste wäre, Mr. Quang etwelche Befugnisse zu geben und mit ihm über Leitung der Chinesen-Einwanderung zu unterhandeln. In Betracht der verschiedenartigen und übelerzogenen Materialien, aus welchen die britischen Kolonien zusammengesezt sind, kann Jemand einen Mann auszuweisen vorschlagen, welcher folgendermaßen spricht?: „Wir haben unter uns geschikte Gärtner, welche die Ziehung aller Arten Früchte und Blumen verstehen, gleicher Weise Zimmerleute und Arbeiter in feinem Holze und Elfenbein, sowie auch vortreffliche Landökonomen, die sowohl aus dem guten als aus dem schlechten Erdreich Nuzen zu ziehen verstehen. Wir haben zwei Männer, die in Zierdebrüken unübertreffliche Meister sind, und einen geschikten Mann, mit Namen Yaw, welcher die besten fliegenden Drachen mit Flügeln und großen Glasaugen machen kann; ebenso Yin, welcher die Fischzucht und die Vögeljagd wie kein anderer versteht, ferner viele vortreffliche Köche, welche sich nie erlauben, etwas zu vergeuden; und noch mehr, wir haben Schlosser, Spielzeug- und Schirmmacher, die der Kolonie große Dienste leisten, und einige, die musikalische Instrumente verfertigen, welche nicht wenig gefallen. Warum sollte das Alles als entehrend zurükgesandt werden? Nicht Jedermann kann viel Gold finden, und einige sogar keines. Solche arme Männer werden folglich in die Stadt zurükkehren und für wenig Geld, vielleicht für ein wenig Reis, ihre Dienste auf verschiedenen Wegen anbieten. Warum sollten alle unsere Gärtner und Köche und die sich mit Fisch- und Vögelzucht beschäftigen, in Schanden weggetrieben werden, da sie doch von größerem Nuzen sind als viele Andere, denen man hier zu bleiben erlaubt? Der Mann gefällt sich Land zu haben, schöne Obstpflanzungen, Gärten und Farms. Und nun, ich, der dieses spricht, Quang Chew, ein schlichter Mann, der aber ein wenig Gefühl hat, bin überzeugt, daß die meisten von denjenigen, die sich Gold und Glük erwarben, nicht wieder in die Heimath kehrten, sondern Land kauften und dadurch das Aerarium der Regierung vergrößerten. Meine Aussage hat in den verschiedenen Gegenden Beweise genug. Wenn dem so ist, warum uns aus Australien zurükweisen, aus unserer neuen Heimath, deren gewerbsthätige Bürger wir sind? Wenn hier der Boden nicht angebaut ist, so ist er's deshalb nicht, weil Abentheurer, arbeitscheue Leute, die ihr aus Europa bringt, die Hand blos an den Goldgrund legen, und die eingewanderten Ackerbauer nicht zahlreich genug sind, und nicht Verbindung und Einigkeit besizen, in großem Maßstabe die Werke der ersten Pflanzung vorzunehmen, und vielleicht zugleich nicht einmal die dazu nöthigen Kennt-

Feuilleton.

Peter Franzisko, der Samson der westlichen Hemisphäre.

Wer in den 1830ger Jahren das westliche Virginien besuchte, der hörte sicherlich von einem Manne, dessen enorme Stärke ihm den Namen „Samson des Westens" erwarb. Er wußte nichts über seine Geburt und seine Familie, vermuthete aber, er sei in Portugal geboren, dort gestohlen und nach Irland transportirt worden. Seine Jugenderinnerungen beschränkten sich auf dieses Land. Als junger Bursche verkaufte er sich auf sieben Jahre an einen Schiffskapitän, der ihm dafür freie Passage nach Nordamerika gewährte. Bei seiner Landung wurde die Zeit seiner Dienstbarkeit an einen Herrn Winston in Virginien verkauft, bei dem er blieb, bis die Revolution ausbrach, die er aus Liebe zu Abenteuern, mit Erlaubniß seines Herrn, vom Anfange bis zum Ende mitmachte. Seine körperliche Kraft und seine Tapferkeit waren so außerordentlich, daß er jeden Gegner besiegte. Sein Schwert von fünf Fuß Länge schwang er wie eine Reitgerte. Bei Stoney-Point war er einer der sogenannten „verlorenen Hoffnung", welche gegen die englische Verschanzung mit Todesverachtung vorrükte, und der erste Mann, der nach Major Gibbon in dieselbe eindrang. Bei Brandywine und Monmouth zeigte er die furchtloseste Tapferkeit, und nur der Umstand, daß er nicht schreiben konnte, verhinderte sein Avancement. Nach dem Süden beordert, nahm er dort an den meisten Schlachten Theil, und gegen Ende des Krieges war er in einem Streite betheiligt, in welchem er in überraschender Weise sein Selbstvertrauen und seinen Muth bewies.

Eines Tages, als er auf's Kundschaften ausgesandt worden war, hielt er in dem Hause eines Mannes, Namens W—, an, um dort eine Erfrischung einzunehmen. Während er seine Mahlzeit einnahm, wurde er von neun englischen Reitern überrascht, die ihn als ihren Gefangenen erklärten. Da er eine so große Ueberzahl sah, ergab er sich, und die Dragoner, die ihn für einen friedfertigen Menschen hielten, ließen ihn, nachdem sie ihn entwaffnet hatten, unbewacht sizen und nahmen an der Mahlzeit Theil. Er durfte sogar in die Hausflur gehen, wo der englische Zahlmeister auf ihn zutrat und ihn aufforderte, ihm alles Werthvolle, was er besize, auszuliefern.

„Ich besize nichts, was Ihnen nüzen kann," antwortete Franzisko.

„Gebt Euere massiven silbernen Schuhschnallen her," erwiederte der Zahlmeister.

„Die sind ein Geschenk meines besten Freundes," entgegnete Franzisko, „und ich werde sie nicht weggeben; nehmt sie Euch, wenn Ihr sie wollt, nie werde ich sie Jemandem geben."

Seinen Säbel unter den Arm nehmend, bükte sich der Zahlmeister, um die Schnallen abzulösen. Franzisko, diese Gelegenheit wahrnehmend, zog rasch den Säbel aus der Scheide und versezte dem Engländer einen gewaltigen Hieb über den Schädel. Obgleich gefährlich verwundet, zog der Dragoner seine Pistole und zielte auf seinen Gegner, der aber schnell mit einem zweiten Hiebe das Handgelenk durchschlug, so daß der Schuß sein Ziel verfehlte. Der Knall der Pistole rief die Dragoner herbei und auch den Herrn W., der schändlicher Weise eine geladene Flinte mitbrachte, die er einem Soldaten einhändigte, um davon Gebrauch zu machen. Tarleton's Truppen, vierhundert Mann stark, kamen herangezogen, und die Dragoner drangen auf Franzisko ein. Er sah, daß er in einer verzweiflungsvollen Lage sei, floh nach einem nahen Dikicht und schrie, als ob er einen Trupp Leute anrede: „Herbei, Ihr Jungen! Jezt ist's Zeit für Euch; wir werden leicht mit diesen paar Leuten fertig werden, und dann geht's auf die Hauptmacht los!" Bei diesen Worten lief er aus dem Dikicht hervor und auf die Dragoner zu.

Diese erwarteten ihn nicht, sondern flohen den nahen-

nisse haben." Quang Chew sollte uns willkommen sein und nicht ausgewiesen werden, mit der einzigen Bedingung, daß er Frau Quang Chew und seine schmalfüßigen Töchter, Engel des Himmels, in unser Reich einführen möchte.

Neu-Süd-Wales scheint blos in öffentlichen Unternehmungen beschäftigt zu sein. Die Eisenbahn, im Fortschritte von Sidney bis zum Hunter-River-Distrikt begriffen, wird viel zur Verminderung der Lebensmittelpreise beitragen, worüber gegenwärtig viel geklagt wird. Dieser Distrikt ist einer der fruchtbarsten der Kolonie. Die Billigkeit der Lebensmittel in Australien, die so viel Anlaß zu Reden, Lektüren und Auswanderungsempfehlungen gegeben hat, dehnt sich nicht mehr auf so viele Produkte aus, und die billigen Schöpsenlen scheinen gänzlich verschwunden zu sein. Der Kolonist muß nun das Herz junger Ochsen und Stiere, Kalbsleber und anderen Abgang kochen lernen, den einst die Hunde verzehrten. Dies macht uns wahrscheinlich, daß ein Kolonisten-Kochbuch, nach dem gleichen Plan wie dasjenige der Soldaten, von nicht unbedeutendem Nuzen sein würde, indem es durch seine Vorschriften die monotone Haushaltungskost einigermaßen abändern würde. In Sidney werden Abführungskanäle und Wasserleitungen ausgeführt und dafür 60,000 Pfd. St. verausgabt. Die königlich Australische Münze ist im Werke. Sie wird den Nachbarkolonien die Gelegenheit verschaffen, durch die Erfahrung von Neu-Süd-Wales kennen zu lernen, ob der Vortheil die Kosten bezahlen wird. Der spanische Dollar, der unter dem ganzen Aequator zirkulirt, wird vielleicht den australischen Goldddollars oder Dublonen den universellen Gebrauch streitig machen.

In Süd-Australien, es ist uns leid es sagen zu müssen, sind einige Hundert auf der Armenliste, hauptsächlich solche Familien, deren Väter in die Goldminen gingen.

Eis und Eishandel der nördlichen Staaten der Union.

In Neu-England und einigen andern Theilen dieses Landes findet im Winter eine Ernte statt, welche einer großen Anzahl Menschen, welche sich mit derselben beschäftigt, Lebensunterhalt gibt, für Viele die Quelle großen Wohlstandes, ja selbst Reichthum es wird. Wir reden hier von der Gewinnung, dem Handel und dem Verbrauche des Eises. — Vor ungefähr 50 Jahren ahnte man hier kaum, von welcher außerordentlichen Bedeutung das Eis später werden würde und die im Verlaufe dieses angeführten „Hunt's Merchants Magazine" entnommenen statistischen Mittheilungen werden manchen Leser in gerechtes Erstaunen versezen. Wenn früher die festen Eismassen, welche im Winter unsere Seen und Ströme bedeckten, nur dadurch ein Interesse bei unseren Voreltern erweckten, daß sie eine sichere Brüke von Ufer zu Ufer bildeten und allenfalls die Schuljugend mit lebhaftem Interesse die Bildung und das Stärkerwerden des Eises beobachtete und die Zeit nicht erwarten konnte, wo ihr gestattet war, sich darauf herumzutummeln, so hat sich zwar dieses Interesse erhalten, aber das Eis hat außerdem jezt eine Wichtigkeit erlangt, welche nur nach Millionen von Dollars gemessen werden kann.

Die erste Abladung Eis, welche von Boston, wo überhaupt das Geschäft in diesem Artikel am Bedeutendsten ist, stattfand, geschah im Februar 1806 durch Herrn Fr. Tudor nach Martinique, und obschon dieselbe und spätere mit ansehnlichen Verlusten verknüpft waren, so hat seine Beharrlichkeit doch in späteren Jahren hinreichenden Lohn gefunden und manche andere Häuser und Gesellschaften, welche sich jezt mit diesem Geschäftszweige befassen, finden darin einen glänzenden Gewinn. Seit 1832, wo die Abladung von Boston nur erst 4352 Tons betrug, hat der Handel ganz außerordentlich zugenommen, und im Jahre 1845 betrug die Ausfuhr bereits 48,222 Tonnen, im Jahre 1854 156,540 Tonnen, während dem für Eisenbahnfrachten etwa 90,000 Dollars und für Seefrachten zirka 500,000 Dollars verausgabt wurden. Die Hauptmärkte für Boston sind die südlichen Häfen der Union, nach welchen im Jahre 1854 etwa 110,000 Tonnen verkauft wurden. Nach Ostindien wurden zirka 14,300 Tonnen versandt und der Rest vertheilt sich für Havana, Rio Janeiro, Callao, Demerara und St. Thomas. Der Verlust, welchen das Eis während der Seereise durch Schmelzen erleidet, beträgt etwa 40—50 % und bei Reisen nach Ostindien, wo dasselbe eine Streke von 16,000 Meilen zurüklegen muß, während welcher der Aequator zwei Mal passirt wird, wird der Verlust von nur 50 % als ein günstiges Resultat betrachtet. In der Umgegend von New-York werden etwa 280,000 Tonnen Eis gewonnen und von diesen nur etwa 20,000 Tonnen verschifft, während demnach etwa 260,000 Tonnen oder fast 600 Millionen Pfund für den Konsum bleiben. Der Hauptplaz, wo das Eis für New-York und Umgegend gewonnen wird, ist Rokland Lake, wo jährlich ungefähr 120,000 Tonnen geerntet werden. In Boston und Umgegend beträgt der Verbrauch etwa 60,000 Tonnen. Der Engros-Preis zur Verschiffung dieses Artikels stellt sich ungefähr auf 2 Dollars per Tonne, während im Kleinhandel folgende Preise in Boston berechnet werden: für 9 Pfund täglich, vom 1. Mai bis 1. Oktober, 5 Dollars; 15 Pfund täglich für dieselbe Zeit, 8 Dollars, und für 24 Pfund, 12 Dollars. Schlächter, Krämer und Fischhändler, welche täglich 100 Pfund gebrauchen, zahlen 17 Cents per 100 Pfund; Hotelbesizer, Konditore und andere Geschäftszweige, welche mindestens 500 Pfund täglich verbrauchen, zahlen 3 Doll. per Tonne. In New-York sind die Preise etwa 20 % höher und wird das Eis, sowohl in Boston wie hier, jeden Morgen den Konsumenten frei in das Haus geliefert. Die vorstehenden Angaben über den Verbrauch des Eises erscheinen auf den ersten Blik kaum möglich, sie beruhen indessen auf Glaubwürdigkeit und können leicht nachgewiesen werden. In New-York ist kaum ein Haus, welches nicht seinen täglichen, größeren oder kleineren Bedarf regelmäßig jeden Morgen empfängt und anstatt eines Luxusgegenstandes ist das Eis unabwendliches Bedürfniß geworden, ohne welches z. B. das Trinkwasser, welches durch eiserne Röhren einen Weg von etwa 10 Meilen zu machen hat bevor es in den untern Theil der Stadt gelangt, nicht zu genießen wäre. Es ist eine Ersparniß für die Haushaltungen, denn ohne Eis würden bei der großen Hize, welche hier im Sommer herrscht, Fleisch, Butter, Milch und eine Menge anderer Gegenstände sehr raschem Verderben ausgesezt sein, welchem durch das Eis vorgebeugt wird. Die Gewinnung des Eises gibt endlich einer großen Anzahl von Menschen Lebensunterhalt und ist es nicht zu hoch angeschlagen, wenn angenommen wird, daß in Boston und Umgegend etwa 2—3000, im ganzen Lande dagegen etwa 8—10,000 Menschen damit beschäftigt sind, während das umgeschlagene Kapital nur etwa 6—7,000,000 Dollars beträgt. In einem spätern Artikel werden wir Veranlassung nehmen, über die Art und Weise der Gewinnung des Eises an den Seen, die Verschiffung und Lagerung desselben einige Mittheilungen zu machen, wozu uns heute der erforderliche Raum fehlt. (N.-Y. H. Ztg.)

Verschiedenes.

(Zwei Naturwunder.) In der Berner „Dorfzeitung" ist unter der Aufschrift „**Thurgau.** Naturwunder", folgende interessante Nachricht zu lesen: „Nach einer Auswanderungsanzeige in dem in Lichtensteig erscheinenden „„Kolonisten"" besizt ein Samuel Obrist eine „„sechsköpfige"" Familie!" Die Richtigkeit dieser erstaunlichen Thatsache liegt außer allem Zweifel; denn wir besizen im Original der angeführten Danksagung die eigenhändige Unterschrift des Samuel Obrist aus dem Kanton Aargau, nun in Brasilien, dafür. — Daß aber die gute Stadt Lichtensteig so plözlich aus dem Kanton St. Gallen in's Thurgau versezt worden, ist ein noch viel größeres Naturwunder und muß ebenfalls wahr sein, sonst stünde es nicht in der Dorfzeitung; allerwenigstens so wahr, wie unsere Vatermörderanekdote, welche uns die Dorfzeitung ohne Quellangabe nachdrukt.

Schweiz. St. Gallen. Das Polizeidepartement hat an sämmtliche patentirte Auswanderungsagenten des Kantons folgendes, die in lezter Nummer erwähnten Arbeiterwerbungen nach England betreffendes Zirkularschreiben erlassen:

„Aus einer Einladung des schweizerischen Justiz- und Polizeidepartements entnehmen wir, daß das Haus A. Werner und Komp. in London sich an die schweizerischen Auswanderungsbüreaux wende, mit der Einladung schweizerische Arbeiter an dasselbe zu addressiren, da sich in Folge der starken Rekrutirung in England ein bedeutender Mangel an Arbeitskräften fühlbar mache und jenes Haus Arbeiter in England vortheilhaft zu versorgen wisse, — auch werde den Agenten eine Provision von 62 Fr. per Kopf versprochen.

„Diese Provision in Verbindung mit dem Umstande, daß jenes Haus auch Bekanntmachungen zusendet, worin die Herren Werner und Komp. sich als Agents Généraux pour la légion étrangère autorisés par le Gouvernement Britannique ausküdnen, läßt annehmen, daß unter dem Titel von Arbeitern nur Rekruten für die englische Fremdenlegion gesucht werden und daher solche, die als Arbeiter nach England zu reisen glauben, dort in das Militär eingereiht werden.

„Da auf diese Weise ein großartiger Betrug getrieben und zugleich das Verbot der Werbung in fremde Kriegsdienste umgangen werden will, sollen wir alle patentirten Auswanderungsagenten von dem Sachverhalt in Kenntniß sezen und erklären, daß Instradirung von Arbeitern nach England, sowie der Abschluß von Reiseakkorden für Arbeiter in jenes Land als Umgehung des Werbverbotes angesehen und zur Bestrafung eingeleitet werde."

Walachei. (Schiksal einer deutschen Kolonie.) Vor etwa 11 Jahren gründeten württembergische und andere deutsche Ansiedler, die wegen des russischen Ukases, wodurch für Kolonisten die Militärfreiheit aufgehoben wurde, ihre Size in Südrußland verlassen hatten, bei Ibraila auf walachischem Domainengrund eine Kolonie, welche unter der wohlwollenden Fürsorge des damaligen Präfekten von Braila, Obersten Jakobsen, eines geborenen Dänen, rasch aufblühte. Nach dem Tode desselben wurden unter seinen walachischen Nachfolgern sofort Kla-

---

den Truppen zu und verschwanden. Den verrätherischen W. ergreifend, war Franzisko im Begriff, ihn zu tödten; dieser flehte jedoch so erbärmlich um sein Leben, daß er ihn leben ließ und ihm befahl, die von den Dragonern hinterlassenen acht Pferde für ihn an einem verborgenen Orte aufzubewahren. Als er sah, daß Tarleton zwei Dragoner zu seiner Verfolgung abgesandte, wandte er sich dem nahe liegenden Walde zu, und während sie das Haus durchsuchten, war der schlaue Fuchs aus ihrer Gewalt verschwunden. Am nächsten Morgen ging er zu W., um seine Pferde zu holen. W. forderte zwei davon für sich für seine geleisteten Dienste, und Franzisko, der seine von Feinden umgebene Lage sah gab nach und ging mit sechs Pferden fort, dem W. Rache schwörend, „aber," wie er sagte, „die Vorsicht wollte nicht, daß ich sein Richter sein sollte, denn W. brach den Hals durch einen Fall von einem der Pferde, die er mir abgedrungen hatte."

Noch viele andere verbürgte Geschichten werden von Franzisko's enormer Stärke und Bravour erzählt. Bei Camden, wo Gates geschlagen wurde, befand sich auch er auf dem Rükzuge und blieb, ermüdet vom Gefechte und vom Retiriren, am Wege sizen, um auszuruhen. Plözlich wurde er von einem brittischen Dragoner überrascht, der ihm seine Pistole auf die Brust sezte und ihn sich zu ergeben aufforderte. Seine Büchse war nicht geladen und so that er, als ob er sich ergebe und überlieferte dem Dragoner sein Gewehr, dem er, als er die Hand nach demselben ausstrekte, das Bajonet in die Seite stieß, so daß er vom Pferde stürzte. Rasch saß Franzisko auf dem Pferde, sezte seinen Rükzug fort, und als er seinen kommandirenden Offizier, den Oberst Mayo von Pawhattan, erreichte, übergab er ihm das erbeutete Pferd, für welche edelmüthige That der Oberst ihm später tausend Aker Land in Kentuky schenkte.

Ferner wurde uns eine Anekdote in Virginien von Franzisko erzählt, die den Beweis für seine friedfertige Natur und seine Stärke liefert. Er lebte zu der Zeit in Buckingham im Staate Virginien.

Eines Tages in seinem Garten arbeitend, redete ihn ein Fremder, der an den Zaun heranritt, mit der Frage an, wo ein gewisser Franzisko lebe.

Sich von seiner Arbeit aufrichtend, glaubte Franzisko in dem Fragenden Einen vom „halb-Pferd- und halb-Alligator-Geschlechte" zu erkennen, einen Kentukier, und erwiederte:

„Weiß keinen Andern dieses Namens in diesem Theile der Welt als mich."

„Wohl, ich kalkulire, Ihr seid nicht der Mann, den ich suche. Ich will den großen Faustkämpfer haben, von dem ich so viel habe reden hören. Man sagt, der Bursche solle die ganze Schöpfung und Kentuky dazu durchprügeln können."

„Kann Euch nicht sagen, Fremder, wo Ihr den Mann finden könnt; ich kenne keinen solchen Mann," sagte Franzisko, wieder an seine Arbeit gehend, zum Zeichen, daß die Konferenz ein Ende habe. Aber der Kentukier ließ sich nicht „verblüffen", wie er sich ausgedrükt haben würde.

„Hört, Fremder," sagte er, „was mag Euer Taufname sein?"

„Peter," antwortete Franzisko.

„Ah! just der Mann, den ich brauche," antwortete der Kentukier, ritt in die Fence hinein und stieg vom Pferde, einem rohen, ungebrochenen Indianer-Pony, den er an einen der Riegel band. „Mein Name ist Big *) Bill **) Stokes, geraden Weges von Kentuky; kann wettlaufen, wettspringen, wettkämpfen mit Jedem. Hab' nun gehört von einem Burschen hier herum unten, der Alles, was geschaffen ist, niederschlägt. Hab' gedacht, wollt meinen alten Blossom ***) satteln und 'mal sehen, aus welchem Stoffe er gemacht ist, und hier bin ich. Und nun, Fremder, ich

*) groß.
**) Abkürzung von William.
***) Blüthe.

gen der Kolonisten gegen den Domainenpächter laut, der sich gegen die deutschen Ansiedler dieselben Bedrükungen erlaubte, denen die eingebornen Bauern schuzlos preisgegeben sind. Alle Vorstellungen und höhern Verwendungen bei der Regierung blieben fruchtlos. Als nun gar der Termin der Steuerfreiheit abgelaufen war, begann auch hier der auf der ländlichen Bevölkerung allgemein lastende Druk eines aussaugenden Verwaltungssystems. Der Unter-Präfekt will seinen Gewinn aus den Bauern herauspressen; in das Dorf wird ein Schreiber gesezt, der fast darauf angewiesen ist, von Erpressungen zu leben; die Dorobanzen (Land-Gensdarmen) brandschazen die Kolonie, indem sie für willkürlich angelegte Frohndienste Ablaufsgelder herauszwaken. Nach langen vergeblichen Beschwerden erklärten sich die Kolonisten im vorigen Jahre bereit, das Doppelte und selbst das Dreifache der Gefälle zu zahlen, wenn man sie von dem Gemeindeschreiber und den Dorobanzen befreien und ihnen gestatten wolle, alle Abgaben unter sich und ohne Einmischung der Regierungsorgane aufzubringen und abzuführen. Zugleich erklärten dieselben aber auch mit voller Bestimmtheit, daß sie bei der Fortdauer der bestehenden Einrichtung die Kolonie verlassen würden. Erfolglos blieben alle Ermahnungen, neben der Handelsstadt Ibraila eine Kolonie zu erhalten, welche diesen Plaz fast ausschließlich mit wichtigen Lebensbedürfnissen, wie Milch, Butter, Eiern und Gemüse versorgt, — Dinge, welche der walachische Bauer aus Indolenz oder wegen der Ungewißheit des späten Genusses der Früchte seines Fleißes nur wenig produzirt. Inzwischen ist es so weit gekommen, daß ein Theil der Kolonisten im vorigen Herbst mit der abziehenden russischen Armee nach Rußland zurükgekehrt ist, während der andere Theil nach Bulgarien weiter zu wandern gedenkt. Schwerlich wartet andern deutschen Einwanderern ein anderes Schikſal.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. Die Unsicherheit der Schifffahrt auf den westlichen Flüssen ist in diesem Jahre sehr groß gewesen, was größtentheils aus dem so außerordentlich niedrigen Wasserstand der Ströme erklärt wird, die in Folge der vorjährigen Dürre eingetreten war. Nach dem Berichte des Dampfboot-Inspektors, Kap. Guthrie, sind auf dem Mississippi-Stromgebiet mit Einschluß des Alabamaflusses vom 1. Januar bis zum 1. Juli d. J. im Ganzen 83 Dampfboote verunglükt und 39 davon total verloren gegangen. Der Schaden vertheilt sich folgendermaßen:

1) Auf dem Ohio und seinen Nebenflüssen verunglükten 20 Dampfschiffe, wobei 30 Menschen ihr Leben verloren und ein Schaden verursacht wurde von 343,300 Dollars.
2) Auf dem obern Mississippi und Nebenflüssen verunglükten 32 Dampfschiffe; 6 Menschenleben verloren; 595,700 Dollars Schaden.
3) Auf dem untern Mississippi, seinen Nebenflüssen und auf dem Alabamafluß verunglükten 31 Dampfschiffe; 25 Menschenleben verloren; 864,500 Dollars Schaden.

Da auf dem Ohio die 30 Menschenleben alle auf einem Schiffe (der Lexington) verloren gingen, welches explodirte, so stellt sich im Ganzen die Schifffahrt auf diesem Flusse noch am wenigsten gefährlich dar, besonders da auch von den 20 beschädigten Schiffen nur 4 total verloren gingen, während auf dem obern Mississippi 15 und auf dem untern sogar 20 total verloren wurden.

Die Menschenleben gingen verloren entweder durch Explosionen (43), oder durch Feuer (18); gar keine durch Auffahren auf snags (Baumstämme im Fluß), durch Eis oder durch Zusammenstoß von Schiffen. Dagegen ging das meiste Eigenthum verloren durch Auffahren auf snags (nämlich für 902,200 Doll.), oder durch Feuer (862,000 Doll.), durch Eisgang ging nur für 46,000 Doll., durch Explosionen nur für 18,000 Doll. und durch Zusammenstoßen mit andern Schiffen gar nur für 4300 Doll. Eigenthum verloren.

Da am 1. Januar 1855 auf den genannten Gewässern im Ganzen 600 Dampfschiffe liefen, so betrug im ersten Halbjahr 1855 die Zahl der verlorenen und beschädigten Schiffe $13\frac{43}{100}$ Prozent (83) und die Zahl der total verlorenen $6\frac{1}{2}$ Prozent (39 Schiffe). Der Bericht spricht die Ansicht aus, daß diese Zahl der abgegangenen Schiffe durch während derselben Zeit neugebaute mehr als ersezt sei. Doch haben wohl die Assekuranzprämien und die Frachtsäze eine kleine Erhöhung erlitten. (D. A. Z.)

— (Entsezliche Statistik.) Nach der Troy (N. Y.) Times beträgt die Anzahl der bekannt gewordenen verbrecherischen Gewaltthaten gegen Frauenzimmer in den Vereinigten Staaten im Jahr 1854 5300. In 48 Fällen wurde das Schlachtopfer entweder auf der Stelle ermordet oder es starb in Folge der erlittenen Verlezungen. Die Zahl der Selbstmorde durch Frauenzimmer belief sich auf 189, und in 87 Fällen waren die armen Selbstmörderinnen die Opfer der Verführung und Gewaltthätigkeit. Und dieses geschah im Jahr 1854 in einem Lande, welches sich der größten Sittlichkeit rühmt und die Frauen vor allen Völkern der Erde zu ehren behauptet. Obige sind nur die allgemein bekannt gewordenen Fälle, und leicht möchte sich die Zahl der Opfer verdoppeln, wenn man alle die kennen würde, die ihr Leid und ihre Schande im Geheimen tragen, und ihre Anklage nicht vor Gericht bringen wollen, welches doch nicht die ihnen zugefügten Unbilden wieder gut machen kann und meistens die reichen Verbrecher ungestraft durchschlüpfen läßt.

— (Das gelbe Fieber.) Nach den lezten Berichten von Portsmouth und Norfolk, Virginien, hatte das gelbe Fieber dort zugenommen und in allen Städten der Union werden Sammlungen für die Leidenden veranstaltet. In New-York hat die Staats-Zeitung einen Aufruf an die Deutschen erlassen, den unglüklichen Brüdern in Virginien beizustehen und bedeutende Summen sind bereits gezeichnet worden. In New-Orleans hat die Epidemie in lezter Woche ein wenig nachgelassen.

— New-York. (Auswanderung.) Die New-Yorker Staats-Zeitung schreibt: „Eine auffallende Erscheinung ist die große Frequenz von Auswanderern nach deutschen Häfen; die meisten der in den lezten Monaten von hier nach Bremen und Hamburg expedirten Schiffe haben eine große Anzahl Passagiere mitgenommen, während in früherer Zeit diese Schiffe auf der Rükfahrt kaum für Passagiere eingerichtet waren. Ist diese Frequenz den Zuständen des Landes zuzuschreiben, oder ein Resultat der energischen Anstrengungen, welche einzelne Häuser machen, die ihnen durch abgeschnittene Einwanderung entzogene Provision durch Auswanderung zu ersezen?"

— (Heirath per Telegraph.) Daß in Amerika großartige Geschäfte per Telegraph abgemacht werden, ist unsern Lesern bekannt, aber daß Heirathen durch die Elektrizität zu Stande kommen, dürfte ihnen neu sein. Ein Telegraph-Beamter in Albany pflegte sich mit einer jungen Dame auf einer 150 Meilen entfernten Station, welche beim dortigen Telegraphen angestellt war, in müßigen Stunden per Telegraph zu unterhalten. Von gleichgültigen Gegenständen kam man auf die Liebe, der Telegraph zündete, der Beamte frägt per Telegraph: „Wollen Sie mich heirathen?" Die Dame willigte ein und vor wenigen Tagen wurde die Hochzeit gefeiert, und zwar ohne weitere Mitwirkung des Telegraphen.

— Texas. Das „New-York Journal of Commerce" (21. Juni) schreibt von „Houston d. d. 6. Juni: Texas macht eine sehr gute Ernte, besonders in Getreide und Kartoffeln, welche Früchte die Hauptfaktoren der Landeswohlfahrt sind. Einwanderer, die sich hier niederlassen wollen, können sicher darauf rechnen, daß sie Alles, was sie zu ihrem eigenen Unterhalt und dem ihrer eigenen Familien bedürfen, billig werden anschaffen können, da im Herbste Alles im Ueberfluß zu haben sein wird. Obschon die Jahreszeit für die Einwanderung nicht mehr günstig ist, bringt uns doch jedes Schiff neue Ansiedler und noch heute sind 200 Deutsche angekommen, welche unmittelbar nach dem Innern abgehen und selbst farmen oder bei Farmern in Arbeit treten wollen. Bereits wohnen 50,000 Deutsche in unserem Staate und weitere 1500 sind unterwegs von Hamburg hieher." Dasselbe Blatt enthält einen Bericht aus Houston vom 15. Juni: „Von allen Seiten strömen uns die Einwanderer zu. Die Bevölkerung unseres Staates beläuft sich auf 600,000 Seelen und wird vor 1860 noch sicher 1 Million erreichen." Uebertrieben!

— Missouri. Aus der deutschen Winzerstadt Hermann wird berichtet, daß die Reben einen sehr reichen Herbst versprechen und man hofft, daß diese Aussicht sich verwirklichen werde, — eine Hoffnung, die bekanntlich schon sehr oft durch eine erst spät beginnende Traubenfäule zu Schanden gemacht worden ist. Die 84 Meilen von St. Louis am Missouri gelegene Stadt Hermann kann jezt auf der Pacific-Eisenbahn in $3\frac{1}{2}$ Stunden von dort aus erreicht werden. Zur Zeit der Weinlese wird sie namentlich von den Deutschen von St. Louis sehr stark besucht werden. In Hermann wohnen fast nur Deutsche, die natürlich viele Freunde und Bekannte unter den Deutschen in St. Louis haben.

— (Wirkungen des Temperenzgesezes.) Der D. A. Z. wird aus St. Louis geschrieben: Es ist auffallend, wie wenig Emigranten aus Europa hier gegenwärtig ankommen. Dagegen ziehen aus andern Unionsstaaten viele Deutsche nach Missouri, die schon längere Zeit in Amerika ansäßig waren. So ist aus dem Staat Indiana eine ganze deutsche Kolonie von einigen und 20 Familien nach Cape Girardeau (am Mississippi, 132 Meilen südlich von St. Louis) gewandert und zwar wegen des neuen strengen Temperenzgesezes in Indiana. Für viele Deutsche ist dieses Gesez ein hinreichender Grund, um ihren Wohnort zu verändern; die Staaten, welche kein Temperenzgesez kennen, haben dann den Vortheil davon. Dieß wird auch vielleicht wieder den Staat Missouri bei den Einwanderern in bessern Ruf bringen, während z. B. Iowa durch sein Maine-Gesez sehr verlieren wird, wenn es dasselbe nicht bald wieder aufhebt.

— Kalifornien. (Neueste Nachrichten.) Der Dämpfer „George Law", am 25. August mit 1,285,000 Dollars Gold in New-York angekommen, bringt die Kalifornia-Post vom 1. August. Die Handelsberichte lauten günstiger als zeither, und die Minen, mit Ausnahme einiger, wo Wasser fehlt, geben reiche Ausbeute. Die Getreideernte entspricht durchschnittlich den gehegten Erwartungen. In Stokton war am 30. Juli ein Feuer ausgebrochen, welches einen Schaden von 30,000 Dollars angerichtet. Der Dämpfer „Kortes", von San Juan in San Franzisko angekommen, hatte eine große Anzahl seiner Passagiere durch die

---

hungere nach einem Kampfe, und will sehen, wer von uns der beste Mann ist, bevor ich heimgehe. Ist Alles in Freundschaft. Ihr wißt, und wenn Ihr mich abprügelt, bin ich befriedigt, aber —"

„Halt' ein einen Augenblik!" rief Franzisko, „Ihr täuscht Euch in dem Manne, ich bin kein Ringer, und wenn ich es wäre, ich habe nichts, weßhalb ich mit Euch ringen sollte."

„Wohl, ich weiß nicht; ist denn noch ein anderer Peter Franzisko in dieser Gegend?"

„Nein, daß ich nicht weiß."

„Wohl, dann seid Ihr der Mann und Ihr müßt mit mir ringen. Hab' den ganzen Weg von Alt-Kentuky hierher gemacht, und geh' nicht heim, bevor ich nicht weiß, wer der beste Mann von uns beiden ist."

„Aber ich will nicht ringen, und habe auch keinen Grund zum Ringen mit Euch, und sag' Euch, ich ringe nicht!"

„Verdammt, wenn Ihr nicht mit mir ringt — ich will Euch werfen; werf' ich Euch nicht, so werft Ihr mich."

Endlich riß Franzisko's Geduld, und er beschloß, der Sache schnell ein Ende zu machen. Er pakte seinen Gegner mit der einen Hand an seinen Lederhosen, mit der andern am Kragen seines Jagdhemdes und warf ihn über die Fence. Dann ging er langsam nach dem Pony, band ihn los, pakte auch ihn und warf ihn seinem Reiter nach.

Der Kentukier erhob sich betäubt vom Falle, rieb sich die Augen, als ob er an der Wahrheit seines Unfalls noch zweifle, bestieg seinen Pony *) und schied mit den Worten:

„Wohl, Fremder, ich kalkulire, das wird's thun, und ich reite weiter. Wenn irgend Jemand Euch nach diesem Kampfe herausfordert, sagt ihm, daß Ihr Bill Stokes auf's Mächtigste gedrosselt habt."

Franzisko war, wir haben ihn kurz vor seinem Tode gesehen, ein kräftig gebauter Mann, sechs Fuß einen Zoll hoch und zweihundert und sechzig Pfund wiegend. Sein Muskelsystem war ungewöhnlich ausgebildet, und es war von ihm bekannt, daß er eine eilfhundert Pfund wiegende Kanone schulterte. Ein Virginier von unbezweifelter Glaubwürdigkeit, der noch lebt, erzählte von ihm: „er konnte mich, als ich 195 Pfund wog, mit seiner rechten Hand heben und durch das Zimmer tragen. Seine Frau, welche von gewöhnlicher Größe und wohl proportionirt war, hob er mit der rechten Hand und trug sie mit steifem Arme im Zimmer herum und die Treppe hinauf und hinunter. Er pflegte ein Faß mit Apfelwein an beiden Enden aufzuheben und ohne alle Anstrengung einen langen, herzhaften Zug aus dem Spundloche zu thun.

Bei aller seiner Stärke war er ein äußerst friedfertiger Mann und machte nie Gebrauch von seiner Kraft, außer bei seinen gewöhnlichen Geschäften, wo die Nothwendigkeit sie erforderte, oder zur Vertheidigung des Rechts. Beim Ausbruche von Streitigkeiten in öffentlichen Auläufen war er mit seinem Einschreiten ein besserer Hersteller des Friedens, als alle anwesenden konservativen Autoritäten. Obgleich ohne Bildung war er ein Mann von klarem, natürlichem Verstande und freundlichem, liebenswürdigem Charakter. Er war mit einem Worte ein geselliger, überall beliebter Mann, und seine Anekdoten und Geschichten aus dem Kriege, von denen er einen großen Fond hatte, machten ihn zum willkommenen Gaste in den ersten Familien des Staates. Sein Fleiß und seine Mäßigkeit in allem machten ihm viele Freunde, und durch deren Einfluß wurde er als Sergeant-at-Arms des Virginier-Hauses der Delegaten ernannt, in welchem Amte er im Jahre 1836 starb und mit militärischem Pomp auf dem öffentlichen Gottesaker beerdigt wurde. (Pilot.)

*) Bastard vom Mustang und amerikanischen Pferd.

Cholera verloren. Das Dampfschiff „Golden Age", welches die Post nach Panama überbrachte, hatte etwa 1,583,000 Dollars Gold an Bord, von welcher Summe 277,000 Dollars nach England bestimmt waren.

— (Ein deutscher Verein.) Vor zwei Jahren wurde von 7 bis 8 Deutschen der San Franzisko-Verein gestiftet. Derselbe ist jezt so angewachsen, daß er im Stande war, am 16. Juli seine neuen Räume einzuweihen. Das Lokal desselben ist unstreitig das schönste und zwekmäßigste aller derartigen Einrichtungen in der Stadt San Franzisko, hat eine Fronte von 76, eine Tiefe von 65 Fuß, enthält einen eleganten Tanzsaal, Billard-, Spiel-, Sprech- und Lesezimmer, die mit besonderer Eleganz ausgestattet sind; die Bibliothek besteht aus ungefähr 1000 Bänden. Das Ganze macht einen höchst erfreulichen Eindruk.

— Territorien Kansas und Nebraska. Wie sich jezt, zum Entsezen derjenigen „Demokraten" im Norden, welche die Nebraskabill damit befürworteten, daß sie praktisch die Sklaverei nicht fördern würde, zu zeigen beginnt, faßt dieselbe nicht allein im Territorium Kansas, sondern auch in Nebraska Fuß, von dem man geglaubt, daß sein Klima und Boden es dafür ungeeignet mache. Nach den mit dem lezten Dampfer „Arago" aus New-York vom 28. Juli angelangten Nachrichten erhebt sich jezt in Kansas ein heftiger Streit über die Sklavenfrage. Gouverneur Reeder, der bereits persönliche Mißhandlungen in seinem Hause erlitt, hat den weisen Vorschlag gemacht, die Frage zu vertagen. Die eingewanderten Missourier haben nun deßhalb beim Präsidenten Pierce auf Absezung des Gouverneurs angetragen.

— Kansasterritorium. (Ein Urtheil über Kansas.) Der zu Utica erscheinende „Zentral N. Y. Demokrat" enthält folgenden Artikel mit der Ueberschrift: Warnung! „Deutsche, laßt Euch nicht verführen, nach Kansas zu ziehen, um Euch dort niederzulassen. Alle Schilderungen, die von diesem Gebietstheile der Union gemacht worden, sind erlogen, oder wenigstens so sehr übertrieben, daß Ihr bei Eurer Ankunft Euch bitter getäuscht findet. Ein Bewohner Utica's, der im lezten Oktober sich verleiten ließ, den Anpreisungen der New-Yorker Kansas-League Glauben zu schenken, ist in diesen Tagen von dort zurükgekehrt und freut sich, wieder hier zu sein, nachdem sein ganzes Vermögen bei dem unglüklichen Unternehmen verloren gegangen ist. Seiner Aussage zufolge ist Kansas sowohl für die Ansiedlung der Nordländer als auch der Südländer untauglich, da sich dort kein Wald findet, mithin die Materialien für die nothwendig zu errichtenden Blokhäuser wenn auch nicht vollständig fehlen, jedenfalls doch nur mit großer Mühe aufgetrieben werden können und sehr theuer bezahlt werden müssen. Hierzu kommt, daß die wenigen Quellen kein gutes Trinkwasser enthalten, so daß während der trokenen Jahreszeit Menschen und Vieh verdursten müssen. Was aber das Schlimmste, ist, daß es dort zu wenig regnet, in Folge dessen es unmöglich ist, irgend eine Frucht zu produziren. Seit Anfang Mai des vorigen Jahres hat es zwei oder drei Tage geregnet, woraus von selbst folgt, daß eine jede Saat vor der Reife vertroknet, mithin vollständig verloren geht. Der einzige Theil der neuerworbenen Territorien, der als kulturfähig bezeichnet wird, ist der nördliche Theil von Nebraska, wo das Klima gut, der Boden fruchtbar und Wald im Ueberfluß vorhanden ist. — Laßt Euch daher nicht verleiten, dem Hirngespinnste einiger Politiker, Kansas für die Freistaaten zu erwerben, vertrauend, Euch dort anzusiedeln, und überlaßt es den Südländern, zu versuchen, wie weit sie mit der „„dem Süden eigenthümlichen Institution"" bei der Ansiedlung kommen werden. Auch sie werden bald einsehen, daß es ihnen keine Vortheile, sondern empfindliche Nachtheile bringt, ihre schwarzen Brüder dort einheimisch zu machen. Kansas wird jedenfalls in Zukunft als natürliche Grenze der Sklaverei dienen, und den Südländern von selbst die Lust vergehen, für die „„dem Süden eigenthümliche Institution"" ein größeres Gebiet zu gewinnen. Wollt Ihr anderswo Euch niederlassen, geht nach Illinois oder Wiskonsin, und Ihr werdet dort Gegenden und Pläze finden, wo Euch Hütten zu bauen keinen Schaden bringt. Kansas ist nicht kulturfähig." — Daß in diesem Aufruf die Farben ziemlich dik aufgetragen sind, wenn er auch manche Wahrheit enthalten mag, und daß namentlich der Schlußsaz in seiner Allgemeinheit hingestellt, der Glaubwürdigkeit entbehrt, ist wohl jedem kundigen Leser klar.

Mexiko. (Abdankung und Flucht Santa Anas.) Expräsident Santa Ana, begleitet von 2500 Mann Soldaten, verließ am 9. August die Hauptstadt und unterzeichnete in Perote seine Abdankungsakte. Am 17. August schiffte er sich in Vera Cruz nach Havanna ein. Die Truppen, welche ihn begleitet, haben sich, nachdem sie ihre Anführer ermordet, den Insurgenten angeschlossen. Das von Alvarez vorgeschlagene Grundgesez ist angenommen. General Carro ist von den Abgeordneten auf 6 Monate zum Präsidenten und La Vega zum Befehlshaber der Armee ernannt worden. Alle Staats-Gefangene sind befreit. In der Hauptstadt Mexiko entstand nach dem Abzuge Santa Anas ein Pöbelaufauf, der von dem Militär bewältigt wurde, aber erst nachdem 41 Gebäude, worunter auch das Haus, welches die Schwiegermutter Santa Anas bewohnte, und das Standbild Santa Anas zerstört waren. 40 Menschen verloren das Leben, noch mehr wurden verwundet. Die Ernennung Birdals zum Gesandten nach Washington ist durch die provisorische Regierung widerrufen. In Vera Cruz war es zwischen einem Santa Ana treu gebliebenen Regimente und den Insurgenten zu einem Gefecht gekommen, in welchem lezztere geschlagen und in die Berge gejagt wurden. Was würde nun wohl das Schiksal der schweizerischen „Militärkolonie" sein, die voriges Jahr Santa Ana anzuwerben beabsichtigte, wenn sie damals zu Stande gekommen wäre? Und wie wird es der schweizerischen Santa-Fe-Kolonie gehen, die ja auch in einer spanischen Republik mit der gleichen bezaubernden Ordnung wie Mexiko gegründet werden soll, wenn dort der Teufel wieder los ist? und der bleibt nicht lange angebunden.

Zentralamerika. Vom Isthmus von Panama meldet man, daß der Telegraph zwischen Panama und Aspinwall in Operation ist.

— Von Nicaragua meldet man, daß Kol. Kinney und seine Leute in Greytown sehr populär würden und viel Geld hätten.

— Baron Bülow ladet Gewerbtreibende zur Einwanderung nach Costa Rica ein und stellt ihrer Betriebsamkeit gute Früchte in Aussicht.

Südamerika. Bolivia. Belzu hat alle seine Truppen in Chuquisaca konzentrirt, um die Erwählung Cordova's zum Präsidenten nöthigenfalls mit Gewalt durchzusezen. Derselbige Belzu, der so beweglich über Ordnung, Loyalität, Patriotismus, Unterordnung des eigenen Interesses unter das öffentliche Wohl u. s. w. zu sprechen weiß. (S. Nro. 36 des „Kolonist.")

* *
*

Anekdote. (Stimmrecht.) Als wir uns (erzählt eine in Bremen erschienene „Beleuchtung amerikanischer Zustände") im Winter 1854 an der Grenze von Michigan aufhielten, besuchten wir die neuen Eisenbahnbauten in der Umgezend. Dort dampfte eine ungeheure Maschine, grub tiefe Einschnitte, warf die Erde auf bereit stehende Karren, die auf einem provisorischen Schienenwege fortgeschoben wurden. Als wir unser Bedauern darüber ausdrükten, daß durch diese Maschine vielen fleißigen Händen die Arbeit entzogen würde, sagte unser Begleiter: „Vor wenigen Wochen waren hier noch an hundert Irländer beschäftigt; aber sie thaten nichts, sie tranken nur, bis sich die Bauunternehmer gezwungen sahen, die Maschine anzuschaffen. Als die Arbeiter entlassen wurden, grämten sie sich nicht, sondern riefen ganz spöttisch: Alles recht! Mag die Maschine für uns arbeiten — wählen kann sie nicht!"

Anzeigen.

Abonnementseinladung.

Der „Kolonist" ladet hiemit zu zahlreichem Abonnement für das nächste Quartal ein. Er erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der „Kolonist" ist ein Organ für die schweizerische Auswanderung und bespricht als solches sowohl die allgemeinen Verhältnisse derselben, als er namentlich Mittheilungen über sämmtliche Länder bringt, welche ihr Ziel sind. Neben Nordamerika, das dem Europamüden gegenwärtig leider so trübe Aussichten bietet, wird er die Blike seiner Leser wie bisher vorzugsweise auf Brasilien lenken und zwar insbesondere auf jene Halbpachtkolonien in San Paulo, die sich bis jezt als einzig praktische Lösung der Auswanderungsfrage bewiesen haben. Ebenso wird er fortfahren, nach bestem Wissen und Gewissen vor der Uebersiedlung nach solchen Ländern zu warnen, in welchen den schweizerischen Auswanderer statt dem geträumten und ihm vorgespiegelten Glük nur Elend und Verderben erwarten, wozu gerade jezt reichliche Gelegenheit geboten ist.

Der „Kolonist" kostet halbjährlich 2 Fr., vierteljährlich 1 Fr., mit der Post franko durch die ganze Schweiz. Eine Vergleichung unseres Blattes mit der in Bern wöchentlich erscheinenden Auswanderungszeitung ergibt, daß es mehr als doppelt so billig ist, da die Abonnementsgebühr des „Kolonist" bei um die Hälfte größerem Format und viel engerem Druk doch nur zwei Drittheile von dem Preise jener beträgt.

Den bisherigen Lesern wird dieses Blatt auch ohne besondere Bestellung wieder zugesandt und die Gebühr mit der dritten Nummer nachgenommen. Neue Abonnenten mögen sich an das nächstgelegene Postamt wenden oder in frankirten Briefen an die

Expedition des „Kolonist"
in Lichtensteig.

Dr. Warburg's
Vegetabilische Fieber-Tinktur.

Das sicherste und bewährteste
Arzneimittel gegen alle Arten und Abarten von Fieberkrankheiten.

Preis 8 Fr. per Fläschchen mit Gebrauchsanweisung.

Hauptdepot: **J. F. Kammerer in Zürich.**

Dr. Warburg's Fiebertinktur hat sich in allen Welttheilen, unter den verschiedensten Klimaten, als das vorzüglichste Heilmittel in Fieberkrankheiten erprobt, und ist besonders gegen Nervenfieber, Gelbfieber und Schleimfieber, sowie gegen die bösartigsten und hartnäkigsten Wechselfieber als ein Spezifikum anerkannt, was durch die vielfältigsten und glüklichsten Erfolge, welche die bewährtesten Aerzte unter allen Zonen bei deren Anwendung erzielten und veröffentlicht haben, konstatirt und festgestellt ist.

Ein Beweis, wie sehr man bereits die spezifische Heilkraft dieser Arznei in Ost- und Westindien zu schätzen weiß, ist aus einer Zirkular-Verordnung vom 23. Dezember 1852 ersichtlich, durch welche die Direktion der königlich brittanischen Paketboot-Kompagnie in London (Royal Mail Steam Paket-Company) ihren resp. Kapitänen, Aerzten und übrigen Offizieren auf das strengste anbefiehlt: daß keines ihrer Schiffe, wenn es nicht mit einer genügenden Quantität von Dr. Warburg's Fieber-Tinktur versehen ist, nach tropischen Klimaten abgehen dürfe, und daß die betreffenden Offiziere stets für einen angemessenen Bedarf dieser Medizin an Bord des Schiffes besorgt sein möchten.

Es kann sonach die Warburg'sche Tinktur insbesondere allen Reisenden und Auswanderern nach südlichen Gegenden als kostbarster Arzneischaz anempfohlen werden.

Ein fernerer Beweis, wie umfassend und allgemein der Werth und die ausgezeichnete Wirkungskraft dieses Heilmittels erprobt und anerkannt wurde: ist die Einverleibung desselben in die österreichische Pharmakopöe und dessen Einführung durch kaiserliches Dekret in den gesammten österreichischen Staaten; sowie analog demselben die Direktion der Medizinalangelegenheiten in Zürich durch Reskript vom 11. Oktober 1854 die Verabfolgung der Warburg'schen Tinktur aus den öffentlichen Apotheken durch ärztliche Verschreibung an Kranke in dem Kanton Zürich angeordnet hat.

Die im Druk erschienene Abhandlung über die spezifische Wirkungskraft dieses Arzneimittels (höchst wissenschaftlich und getreu dargestellt von Dr. Dupuis, praktischem Arzt in Mainz) nebst einem Anhang: bezüglich der Aufnahme desselben in die österreichische Materia Medica, — Gebrauchsanweisung, — Bezugsquelle — ist durch die Verlagshandlung von Fr. Hanke in Zürich zu beziehen, sowie in allen Buchhandlungen der Schweiz à 70 Rp.

Dem Unterzeichneten ist von Hrn. Dr. Karl Warburg in London das Hauptdepot der Warburg'schen Tinktur durch Kontrakt und amtlich beglaubigt für die Schweiz übertragen worden. In Bezug hierauf ersuche ich die Herren Aerzte, Apotheker und Direktionen öffentlicher Hospitäler, sich wegen des Bezuges dieses Heilmittels gefälligst an nachstehende Firma zu wenden, woselbst auch wegen Errichtung anderwärtiger Depots, auch außerhalb der Schweiz, die genaueste Auskunft und Vollmacht ertheilt werden kann.

Theodor Kammerer.

Firma:
J. F. Kammerer in Zürich.

Abonnementspreis.
Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".

Einrückungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 39. | Samstag den 29. September. | **Lichtensteig,** Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Fünfter Jahrgang. | **1855.**

Schiffbruch des „Lochmaben Castle."

Der „Can. Bauernfreund" enthält die nachfolgenden Mittheilungen über den Schiffbruch des „Lochmaben Castle", die, sollten sie auch nur zur Hälfte wahr sein, einen neuen Beweis dafür liefern, daß Auswanderer auf englischen Schiffen wie gleichfalls auf amerikanischen, nur zu häufig den größten Unmenschlichkeiten ausgesezt sind. Wann hörte man je Aehnliches von einem deutschen Schiffe?

Quebek, 3. August 1855.

Es wird Ihnen bekannt sein, daß am 4. Juni dieses Jahres das englische Schiff „Lochmaben Castle" bei den Vogelinseln strandete und die Passagiere, obwohl gerettet, alle ihre Effekten verloren. Ich muß Ihnen noch einige Einzelheiten darüber mittheilen, die bisher dem Publikum unbekannt geblieben sind.

Das Schiff, welches für 6000 Pfund Sterl. Waaren geladen und 500 Passagiere an Bord hatte, sollte schon am 18. April von Liverpool absegeln, dann am 28. April, am 4. Mai, und erst am 9. fuhr es endlich ab. Nach einer glüklichen Fahrt kam es am 4. Juni zu den Vogelinseln; Kapitän Turner ließ am 3. die Sezel einziehen und fing an zu fischen; am 4. gegen Abend strandete das Schiff auf einem Felsen und die Passagiere wurden in den Booten auf den Vogelinseln an's Land gesezt. Die Schiffbrüchigen suchten von ihren Habseligkeiten zu retten, was sie konnten, aber es ward ihnen streng verboten, auch nur das Geringste mitzunehmen. Einem Emigranten rissen die Matrosen einen Sak, in dem seine besten Kleider waren, vom Rüken und stießen ihn fort. Das sämmtliche Gepäk aller fünfhundert Passagiere eigneten sich die Matrosen und ihr verbrecherischer Kapitän als Beute zu! Nachher kamen 2 Schooner heran, in diese wurden die Waaren und das Gepäk verladen und ihnen vom Kapitän zugerufen, sie möchten nur alles behalten; und wirklich machten sie sich aus dem Staube und die Passagiere hatten das Nachsehen. Auf diese Weise wurde denselben ihr Eigenthum und den betreffenden Kaufleuten ihre Waaren — gestohlen! Aber dieses war noch das Geringste; der Zustand der hülflosen Einwanderer, die ohne allen Schuz, ohne Nahrungsmittel und Kleider ihrem Schiksal überlassen wurden, übersteigt alle Beschreibung. Eine Schweizerfamilie hatte sich um ein Feuer gelagert; der Familienvater, Jakob Gasser von Langnau aus dem Kanton Bern, wollte sich etwas bei Seite im nahen Walde eine Schlafstelle suchen, seine Frau geht im nach, auf einmal stürzt er über einen Felsen hinunter und seine Frau, mit dem Ausruf „Herr Jesus, Jakob!" ihm nach und beide lagen tief unten am Ufer des Meeres todt, furchtbar zerschmettert. Von ihren 5 hinterlassenen Kindern kamen 3 Mädchen nach der Magdalenen-Insel und wurden von dortigen Farmern liebreich auf- und angenommen, die beiden Knaben gingen nach Trecports; wer weiß, ob sie sich je wieder sehen. — Einer Schweizerfrau, die, wer weiß, wie lange ohne Nahrung geblieben war, starb ihr Säuglin an der vertrokneten Brust. Später wurden die armen Schiffbrüchigen gerettet.

Ueber die Betrügereien, welche in New-York gegen Einwanderer an der Tagesordnung sind.

Einige Bemerkungen über die Betrügereien, welche in New-York an Einwanderern ausgeübt zu werden pflegen, sind gewiß am Orte und wir entnehmen dieselben dem Emigrationsberichte des Herrn Semmler an die New-Yorker Staatsbehörde.

„Der Auswanderung aus Europa, welche sich seit Entdekung Amerika's hieher gewendet," heißt es darin, „verdankt die Union die Entwiklung ihres ungeheuren Nationalwohlstandes, die Gründung einer Herrschaft, die jezt ohne Grenzen in ihrem Umfange und ohne Ende in ihrer Dauer zu sein scheint. Die größere Menge der hier eingewanderten Europäer besteht aus Landsleuten und Handwerkern, daher hat sich die vereinte Arbeit der Myriaden von Ankömmlingen auf solche Bahnen geworfen, welche für den Nationalreichthum am produktivsten sind.

„Die kürzlich im Königreich Preußen veröffentlichten statistischen Nachweise über die dortige Aus- und Einwanderung zeigen, daß im Durchschnitt jede Familie, welche im Jahre 1854 auswanderte, ein Vermögen von 500 Dollars besaß. In manchen anderen Ländern Deutschlands findet sich im Allgemeinen ein größerer Wohlstand als in Preußen, das Vermögen, welches die aus denselben kommenden Einwanderer mit sich führen, kann somit auf das Doppelte der angegebenen Summe geschäzt werden; aber bei alledem ist der Betrag des Kapitalvermögens, welches die Einwanderer hieher bringen, ohne Bedeutung im Vergleich mit dem Reichthum, welchen ihre Arbeit in diesem Lande aufhäuft. Der größere Theil der Ankömmlinge wendet sich sofort nach dem Westen, wo Land und Nahrungsmittel billiger, der Arbeitslohn besser ist. Aber während der kurzen Zeit ihres Aufenthaltes in New-York sind sie größeren Betrügereien ausgesezt, als sie je zuvor zu bekämpfen gehabt haben.

„Sie fühlen dies um so schwerer, als es gerade das Gegentheil von dem ist, was sie erwarten. Beim Verlassen des heimathlichen Bodens schauen sie mit Hoffnungen nach diesem Lande aus und mit Ungeduld sehnen sie den Augenblik herbei, in welchem ihr eigenes Geschik mit der großartigen Bestimmung dieser großen und jungen Republik verknüpft sein wird. Der Einwanderer betrachtet in seiner Unwissenheit über hiesige Verhältnisse und die hiesige Bevölkerung die Runner als Personen, die das Gesez autorisirt hat, und sezt unbedingtes Vertrauen in Alles, was sie sagen. Die Enttäuschung folgt bald, denn kaum hat das Schiff Anker geworfen, so wird er von Runnern überfallen und ist ihnen auf Gnade und Ungnade preisgegeben. Er wird betrogen um sein Geld, vielleicht um alle seine Mittel zur Bezahlung seiner Reisekosten in das Innere, und insonderheit gewöhnlich unkundig unserer Sprache, weiß er keinen Weg, um zum Ersaz des Verlornen zu gelangen. Ein Eisenbahnbillet ist ihm verkauft worden für eine andere Richtung, als die, in welcher er sein Ziel zu erreichen wünscht; bittet er um ein anderes, begegnet man ihm mit Grobheiten und er ist persönlichen Mißhandlungen und Gewaltthätigkeiten ausgesezt. Hat er ein Billet für St. Louis oder einen andern entfernten Plaz zu erstehen geglaubt, so entdekt er auf einer Zwischenstation, daß es keine weitere Geltung hat und daß er entweder die Kosten für die Rükkehr aufwenden, oder auf's Neue bezahlen muß, um seine Reise fortzusezen. Aber dies ist nicht Alles; kehrt er nach New-York zurük, so ist es mehr als wahrscheinlich, daß er sein Billet nicht umgetauscht erhält. Und doch würde es für den armen Einwanderer gut sein, wenn dies die einzigen Betrügereien wären, die er zu beklagen hat. Er hat Schlimmeres zu leiden, wogegen Schuz zu finden ihm unmöglich ist. Dies ist die betrügerische Art und Weise, in der sein Gepäk gewogen wird, und die übermäßige Fracht, die er zu zahlen gezwungen wird. Damit es vollständig erkannt werde, wie hierbei verfahren wird, will ich kurz den Hergang beschreiben. Kurz vor dem Abgang des Zuges, mit dem der Einwanderer zu gehen hat, etwa eine halbe Stunde vorher, wird sein Gepäk, welches sich in dem Gewahrsam des Beförderers befindet, gewogen und eine Rechnung für das Uebergewicht gemacht, das heißt für das Mehrgewicht über 50 Pfund, welche jeder Passagier frei hat. Die unerhörtesten Forderungen werden für das Uebergewicht gemacht und der Einwanderer muß sie bezahlen, weil er nicht warten kann, um geeigneten Orts Klage zu führen. Der Zug, für den er bezahlt hat, ist im Begriff abzugehen, sein Gepäk wird aber nicht mitgenommen, wenn er nicht die geforderte Summe zahlt; um einem vielleicht größeren Verlust zu entgehen, muß er bezahlen, was er als betrügerisch erkennt. Die Betrügereien des Gepäks würden oft scherzhaft sein, wenn sie nicht empörend wären. Es würde mir unmöglich sein, in der Kürze, zu der ich genöthigt bin, alle die Ungerechtigkeiten namhaft zu machen, die dem einfachen und arglosen Einwanderer angethan werden. Aber eine muß ich doch hervorheben in der Hoffnung, daß Ihre würdige Gesellschaft Mittel zur Abwehr ersinnen werde. Ich meine die Schlingen, welche ausgeworfen werden, um junge Frauenzimmer in übelberüchtigte Häuser zu loken, von denen Sie übrigens schon längst durch die öffentliche Presse Kunde erhalten haben müssen.

„Uebrigens wäre es verkehrt, nur die licenzirten Runner aller dieser schändlichen Praktiken zu beschuldigen, welche vorzugsweise von Leuten ausgeübt werden,

welche indirekt mit dem Einwanderer-Geschäft verbunden und durch die Unwirksamkeit und die Unvollständigkeit des Gesezes im Stande sind, ein gewinnreiches Leben zu machen.

„Unser Mayor hat seine ganze Energie und Ausdauer angewandt, welche seine öffentliche Geschäftsthätigkeit auszeichnet, um diesem Uebel ein Ende zu machen, aber bis die Gesezgebung die die Einwanderung betreffenden Geseze revidirt und theilweise ändert, bis ein Dok zur ausschließlichen Landung von Einwanderern bestimmt wird und bis die Einwanderungs-Kommission sich eben so eifrig zeigt als der Mayor, ist es unmöglich, eine vollständige Reform herbeizuführen.

„Der Einwanderungs-Kommission kann ich nur mit Gefühlen der Nachsicht und des Widerstrebens Erwähnung thun. Ich kenne aus Erfahrung die Schwierigkeit ihrer Stellung, aber ich muß doch sagen, daß sie es in ihrer Gewalt hat, der empörenden Uebervortheilung Wandel zu schaffen, durch welche Tausende von Dollars täglich aus den Taschen freundloser Einwanderer zum Besten ehrloser Personen gezogen werden. Die Einwanderer-Kommission wurde vor einigen Jahren gebildet, um die Betrügereien zu verhindern, über die jezt geklagt wird. Die Absicht der Gesezgebung war ihrer würdig und die Geseze, welche sie erließ, waren ausgezeichnet; aber unglücklicher Weise waren die Mittel ihrer Ausführung der Reinheit ihrer Absichten nicht gleich und entsprachen nicht dem gewünschten Erfolge. Die Organisation der Einwanderer-Kommission ist so vollkommen, daß es zu bewundern ist, daß sie nicht für ungeheure Ausgaben lauter Mißgriffe beging, statt wenigs Gute für viel Geld zu thun. Die Einwürfe, die gemacht werden müssen, sind:

„1) Die Kommissioners haben keinen Gehalt; ihre Obliegenheiten sind mannigfach und beschwerlich und sie haben andere Geschäfte, welche einen großen Theil ihrer Zeit in Anspruch nehmen.

„2) Ein Theil derselben bestand früher aus Kaufleuten, welche bei dem Einwanderer-„Handel" betheiligt waren, und folgeweise waren ihre Prinzipien im Konflikt mit ihren Interessen; waren sie jenen treu, mußten sie diese verlezen; wollten sie lezteres nicht, so waren sie mit ihren Prinzipien im Kampf.

„3) Seit Errichtung der Einwanderer-Kommission ist zur Zeit immer nur ein Mitglied da gewesen, welches fremde Sprachen verstand, während der überwiegende Theil aller hier anlangenden Einwanderer kein Englisch versteht. Dieselbe Bemerkung gilt rücksichtlich der der Kommission verwandten Personen, nur wenige verstanden eine fremde Sprache.

„Gestüzt auf diese Einwürfe darf ohne Besorgniß vor gegründetem Widerspruch behauptet werden, daß das Gesez vom Jahre 1848 zum Schuz der Einwanderer weder erzwungen noch beobachtet, sondern öffentlich verlezt worden ist seit dem Tage seiner Erlassung."

Die Einrichtung in Castle Garden.

Wie fast jede neue Einrichtung von inhaltschweren Folgen anfänglich unvollständig zu sein pflegt, so mag auch das Arrangement in Castle Garden, welches erst seiner Vollendung entgegengeht, noch manches zu wünschen übrig lassen. Wir hören, daß das mit der Einrichtung beauftragte Komité der Kommissioners of Emigration in Bälde über das Ganze Bericht erstatten wird, welchen Bericht wir seiner Zeit unsern Lesern vorlegen werden. Vorläufig können wir nach zuverlässiger Quelle folgende Mittheilungen machen:

Jedes an der Quarantäne ankommende Emigrantenschiff wird wie früher von dem Gesundheitsbeamten besucht, der auf Wahrnehmung der Quarantänegeseze achtet. Wenn dem genügt ist, gibt er dem Schiffskapitän zugleich mit dem Quarantäneschein eine gedrukte Ordre, Passagiere nur an Castle Garden zu landen, nebst dem Gesez, welches 500 Dollars Strafe über das Schiff verhängt für jede Person, welcher erlaubt wird, das Schiff vor Landung der Passagiere zu besteigen.

Eine eben solche Ordre erhält der Kapitän des Dampfbootes, welches als Schleppschiff oder zur Landung der Passagiere benuzt wird.

Eine Kombination der Runners ist entdekt worden, welche beabsichtigte, die Straffumme von 500 Dollars zu garantiren und das Schiff zwischen der Quarantäne und Castle Garden zu stürmen, die Passagiere zu besuchen und genug Profit zu machen, um die Strafe von 500 Doll. bequem zu bezahlen.

Dieser Kombination wird dadurch begegnet, daß der Gesundheitsbeamte dem Schiff nur ein conditional permit gibt, d. h. ein Permit, welches besagt, „daß den Quarantänegesezen erst genügt sein würde, nachdem die Passagiere in Castle Garden gelandet wären." Ein Vergehen gegen diese Klausel ist Misdemeanor und kostet 2000 Dollars Strafe nebst 4 Monaten States prison für den Kapitän; ist also ziemlich unwahrscheinlich. — Dennoch wird zu mehrerer Sicherheit eben ein Arrangement mit dem Mayor gemacht, um ein Detaschement spezieller Polizei abzuordnen, von dem je zwei auf jedes Schiff postirt werden bei Entlassung von der Quarantäne und die dasselbe en charge haben bis zur Landung in Castle Garden. Ebenso zwei Mann für das Dampfboot, wenn solches benuzt wird. In Castle Garden gelandet, und während die Bagage auf den Dok gebracht wird, tritt der Einwanderer zuerst zu dem Inspektionsarzt, der sich genau über sein körperliches Wohl unterrichtet und alles entdeken muß, was dem health-officer bei seiner eiligeren Inspektion entgangen sein dürfte. Dies geschieht speziell zum Schuze der Stadt gegen die Lasten, die ihr erwachsen könnten durch die Landung von Krüppeln, hülflosem Alter beider Extreme, schwangern Frauen ohne Männer, Idioten oder Wahnsinnigen ꝛc., sowie gegen Landung von Leuten, welche europäische Communen aus Straf- und Arbeits- oder Armenhäusern für öffentliche Rechnung herüber befördern möchten.

Der nächste Schritt ist an das Pult des registrirenden Clerks, der Namen, woher und wohin, Geldmittel, und ob und wo Freunde im Lande sind, in ein Buch einträgt, welches mit der Zeit eine gewaltige Waffe gegen die Knownothings sein wird, indem es nachweist, wie viel Geld, Arbeitskraft und Intelligenz in's Land kommt durch die Emigration, denn auch Bemerkungen über das Gewerbe werden darin gemacht, und es wird sich herausstellen, daß Chemie, Physik, Maschinenwesen ꝛc. bedeutend aus deutscher Quelle schöpfen.

Dann folgt das Bad, welches jeder Ankommende gebrauchen muß und wo ihm unlimitirtes Wasser, Seife, Handtücher ꝛc. gratis zur Verfügung stehen; das muß ist ein wahrer Segen für die Unreinlichen, welche mit ankommen, während es für die reinlich Gesinnten (bei Weitem die Mehrzahl, 9 aus 10) gar nichts bedeutet, indem sie nur zu froh über den Genuß sind, der ihnen geboten wird.

Nun erfrischt und, je nach Wunsch, durch ein frugales Mahl von Brod, Käse und Milch gestärkt, welches für wenige Cents zu haben ist und den ganz Armen frei verabreicht wird, sucht der Passagier auf dem Dok seine Bagage zusammen und sieht wie viel Stük er hat. Dann kommt er an das Pult des sogenannten Kontraktors, wo er angibt, wohin er will und auf welchem Wege. Die Wahl des Weges ist völlig frei; es darf der Kontrakteur keinen speziellen Weg vorschlagen und hat auch kein Interesse daran, indem alle Wege die Summe der Fahrpreise bis an den Eriesee theilen, es mag der Passagier gehen wie er wolle. Allen Beförderungslinien sind dieselben Bedingungen offen, nämlich Theilung der Administrationskosten von Castle Garden und Theilung der Beförderungsgelder bis an den See, und wenn die Pennsylvania-Bahn, sowie auch die Hudson-River-Bahn noch nicht betheiligt sind, so ist es lediglich Schuld ihrer eigenen Direktoren, die die Vortheile beanspruchen, ohne die Lasten tragen zu wollen, oder, wie erstere z. B., durch ihren eigenen speziellen Agenten vertreten sein will und beansprucht, alle Passagiere zu haben, die nach Cleveland oder südlich von Cleveland gehen wollen. Das heißt mit andern Worten, ihr Runnersystem in Castle Garden fortsezen wollen.

Dem Kontraktor sagt der Passagier, wie viel Personen er repräsentirt (z. B. Mann, Frau, ein Kind über 12, ein Kind über 3 Jahre, ein Kind unter 3 Jahren, frei, 3½ Personen), wie viel Gepäk er hat (Stükzahl), wohin er will und durch welche Eisenbahn und ob ganz Eisenbahn, theils See, oder vom See aus den ganzen Endweg zu Wasser (lake all around). Er bekommt dann ein Billet an den Wagemeister, wovon wir Proben in Händen haben, worin die Zahl der vollen Passagen und Preis angegeben ist, Stükzahl des Gepäks und Preis per 100 Pfund Uebergewicht, sowie die gewählte Route.

Der Wagemeister füllt dann den untern Zettel an den Kassirer aus mit dem Totalgewicht sämmtlicher Stüke Gepäks und mit der Summe, die für Extragewicht zu zahlen ist. (Z. B. 750 Pfd. nach Milwaukee à 1 Doll. 75 Cents pro 100 Pfd., abzüglich 175 Pfd. frei für 3½ Personen, gibt 575 Pfd. Uebergewicht = 10 Doll. 6 Cent). Ein jedes Stük dieser Bagage erhält dann dieselbe Nummer aufgeklebt und der Besizer empfängt einen Schein, worin der Weg, die Stükzahl, der Bestimmungsort, das Totalgewicht, die Bezeichnungsnummer und die für Uebergewicht zu zahlende Summe angegeben ist. Von diesem Schein bleibt ein Duplikat im Buch hängen. Für die so markirte Bagage wird bis an den Endpunkt der Reise garantirt. Sollte je ein Stük verloren gehen, so darf der Reisende bloß auf dem Rüken der Quittung bei Ankunft von dem Bagagemeister des Depots bescheinigen lassen, wie viel Stük abgeliefert sind und wie viel diese zusammen wogen. Es erhellt dann aus der Differenz der Stükzahl und des Gewichts, wie viel fehlt, und der Reisende kann dann seinen Anspruch durch die Kommissioners of Emigration brieflich machen unter Einsendung der indossirten Quittung und unter Spezifikation des ungefähren Inhalts und Werths des verlorenen Collis. Dasselbe wird dann gesucht auf der Route und im Fall es nicht gefunden wird, bezahlt. Deutsche können solche Ansprüche an den Präsidenten der deutschen Gesellschaft richten, der ihr Interesse freudig vertreten wird. Da jedes Stük genau markirt ist, mit Bestimmungsort und Nummer, so ist es nicht wahrscheinlich, daß etwaige Unordnungen nicht sogleich entdekt und dann berichtigt würden.

Vom Wagemeister geht der Passagier an die Kasse, wo er gar nichts mehr zu sprechen nöthig hat, weil das Billet, das er mitbringt, alles besagt, was der Kassirer zu wissen hat. Er empfängt dort die nöthigen Billets zur Fahrt und zahlt dafür, sowie für die vorher bestimmte Ueberfracht, über die dann der Kassirer mit seinem datirten Stempel quittirt. Der Passagier hat dann den Beweis der vollen Zahlung für Alles bis an's Reiseziel in Händen.

Nun kann er sich in Castle Garden amüsiren wie er will, oder kann ausgehen und seine Nahrungsmittel kaufen, ohne sein Gepäk irgend einer Gefahr auszusezen. Eine Schiffsküche, welche groß genug ist für 700 Mann, bietet ihm Gelegenheit und freies Feuer, um das Gekaufte in Castle Garden zu kochen und bequem in einem großen, luftigen und reinen Lokal zu genießen.

Nachmittags wird er mit seinen Angehörigen und seiner Bagage per Dampfboot an den Abfahrtsort der gewählten Linie befördert.

So weit der Landende, der von hier aus expedirt wird.

Derjenige, welcher mit inländischen Fahrbillets aus Europa ankommt, wird vor der Hand als New-York Passagier betrachtet und nebst seinem Gepäk zu der Zeit entlassen, wo er aus dem Bade kommt. Es sind kontrollirte Karrenleute da, die seine Sachen für mäßige Preise befördern, und er wird speziell beim Verlassen von Castle Garden instruirt und vor Räubern aller Art gewarnt.

Das Buchen in Europa wird durch Applikation um Mitwirkung der Regierungen abgeschafft werden, unter Festsezung eines Termins, nach welchem kein europäisches Billet mehr Gültigkeit hat.

Für diejenigen Routen, die noch nicht in Castle Garden vertreten sind, übernimmt die deutsche Gesellschaft den direkten Schuz der deutschen Einwanderer von dem Augenblik an, wo sie Castle Garden verlassen, bis sie an richtiger Stelle zu richtigen Preisen ihre Billete gelöst haben. Dahin gehört leider noch die Pennsylvania-Bahn, sowie verschiedene Dampfboot- und Eisenbahnlinien nach New-England.

Ob Henry Weed von den jezt vertretenen Beförderungslinien als Superintendent gewählt worden ist, und wenn so, welche Gründe die Kommissioners veranlaßt haben, gegen seine Ernennung keine erfolgreiche Einwendung zu erheben, darüber sind wir vorläufig noch nicht unterrichtet. Es steht indeß zu hoffen, daß der von dem Komite zu erwartende Bericht auch über diesen Punkt eine befriedigende Erklärung geben werde.

(N.-Y. St.-Ztg.)

Verschiedenes.

(Verfehlte Inlandspassagebilletsspekulation.) Aus dem „achten Jahresbericht der deutschen Gesellschaft in New-Orleans" erfährt man, daß die Herren Bek u. Herzog in Basel beim Handel mit Inlandspassagebilleten Unglük gehabt haben. Sie mußten nämlich für 14 protestirte Inland-Passage-Fahrscheine von B. Hindelang u. Komp. 116 Dollars zurükzahlen. So geht's, wenn man sich seine Geschäftsfreunde unter Leuten von Hindelangs Kaliber auswählt.

— (Die Paupers von Wimpfen.) Ueber die schmähliche Armendeportation der hessendarmstädtischen, unter Heilbronn am Nekar gelegenen, Gemeinde Wimpfen, enthält der achte Jahresbericht der deutschen Gesellschaft in New-Orleans Folgendes: Es wurde durch ein Schreiben an die großherzoglich-darmstädtische Regierung deren Aufmerksamkeit auf das Verfahren der Gemeinde Wimpfen gerichtet, welche 138 Arme hieher geschikt hatte, die von ihren Gemeinde-Verwandten mit unverantwortlicher Grausamkeit ausgestoßen waren. Zum großen Theile aus kränklichen, verkrüppelten und altersschwachen Personen und ledigen oder verwittweten Frauenzimmern mit vielen unmündigen Kindern bestehend, wurden sie ohne einen Heller oder ein Stük Brod an's Land gesezt. „Die deutsche Gesellschaft würde schon weiter für sie sorgen", war diesen Leuten, wie sie behaupteten, erklärt worden. Die meisten behaupteten auch zur Auswanderung durch die Drohung gezwungen worden zu sein, daß sie im Weigerungsfalle jeder Unterstüzung seitens der Gemeinde verlustig erklärt werden würden. Sie wurden zuerst im untern

Theil der Stadt gelandet, aber von Seiten der Autorität wieder ausgewiesen und dann durch den obern Theil hereingeschmuggelt. Obgleich die Gesetze der Gesellschaft Geldausgaben an Einwanderer (außer bei unvorhergesehenen Unglücksfällen) verbieten, so konnten wir doch beim Anblik des grenzenlosen Elends dieser Unglüklichen, die nakt, bettelarm und ohne Obdach bei bitterer Kälte am Flußufer lagen, uns nicht weigern, von dieser Regel abzuweichen. Die Versorgung dieser Gemeindearmen kostete der Gesellschaft 437 Dollars 95 Cents, wovon ein Theil durch mildthätige Personen beigetragen wurde.

Walachei. Die Nachricht von einem großartigen Kolonisationsplan in der Walachei mittelst Ansiedlung deutscher, insbesondere württembergischer Familien reduzirt sich jezt auf ein geringeres Maß, und es wird überhaupt noch bezweifelt, ob das Projekt zu Stande kommen wird. Die österreichische Regierung ist nicht um Vermittlung angegangen worden. Was bisher in dieser Sache geschehen, ist bloße Privatspekulation und beschränkt sich darauf, daß ein Wiener Unterhändler unlängst in Bucharest war und den Bojaren den Antrag machte, er wolle mehrere tausend deutsche Familien nach der Walachei bringen, falls jeder derselben zwölf Joch Akergrund auf zwanzig Jahre gegen Entrichtung der Zehnten angewiesen werden würden.

Nordamerika. (Einwanderungsstatistik.) Wir stellen hier die uns gegenwärtig gerade zu Gebote stehenden statistischen Notizen über die Einwanderung in verschiedenen Häfen Nordamerika's zusammen.

1) Vereinigte Staaten.

a) New-York (aus dem Bericht des Agenten der deutschen Gesellschaft). Die Gesammt-Einwanderung im verflossenen Monat Juli betrug 15,716, worunter 5857 Deutsche und 5018 Irländer, 2438 Engländer und der Rest von andern Nationen.

Die Deutschen kamen aus folgenden Häfen:

Von Havre . . .	in 8	Schiffen	1199 Deutsche.
„ Bremen . . .	„ 13	„	2747 „
„ Hamburg . .	„ 4	„	809 „
„ Liverpool . .	„ 19	„	375 „
„ Antwerpen . .	„ 2	„	298 „
„ Rotterdam . .	„ 2	„	113 „
„ London . . .	„ 6	„	315 „
„ südlichen Häfen .	„ 1	„	2 „
Total	in 55	Schiffen	5857 Deutsche.

Vergleichung der deutschen Einwanderung in den vorhergehenden Jahren:

Im Juli 1854	landeten	hier	21,069.
„ „ 1853	„	„	8,589.
„ „ 1852	„	„	12,577.
„ „ 1851	„	„	8,280.
„ „ 1850	„	„	9,173.
„ „ 1849	„	„	7,601.
„ „ 1848	„	„	7,503.
„ „ 1847	„	„	10,743.

Die Total-Einwanderung seit dem 1. Januar bis Ende Juli d. J. beträgt: 88,797, worunter 34,163 Deutsche. In demselben Zeitraum der vorhergehenden Jahre war die Einwanderung wie folgt:

1854	Total:	177,164,	Deutsche: 94,609.
1853	„	172,524,	„ 57,130.

b) New-Orleans (aus dem achten Jahresbericht der deutschen Gesellschaft). Es kamen vom 1. Juni 1854 bis 31. Mai 1855 an:

Von Havre . . .	in 47	Fahrzeugen	14,239 Personen.
„ Bremen . .	„ 36	„	10,297 „
„ Antwerpen .	„ 5	„	1,337 „
„ Hamburg .	„ 3	„	514 „
„ „ via Galveston		„	100 „
„ Liverpool .	in 8	„	525 „
Zusammen	in 99	Fahrzeugen	27,012 Personen.

Die Jahre vorher kamen an Passagieren in der Zeit vom 1. Juni bis 31. Mai:

1853—54 . .	35,965 Personen.
1852—53 . .	32,703 „
1851—52 . .	25,264 „
1850—51 . .	13,029 „
1849—50 . .	12,707 „
1848—49 . .	19,166 „
1847—48 . .	17,548 „

Die auffallendste Erscheinung ist die bedeutende Abnahme der deutschen Einwanderung während der lezten zwölf Monate, 8953 Personen betragend; und speziell die der ersten fünf Monate des laufenden Jahres, welche gegen dieselbe Zeit in 1854 einen Ausfall von 13,044 Einwanderern zeigt; nämlich 6211 gegen 19,255. Das Jahr 1854 (vom 1. Januar bis 31. Dezember) war, seit die Gesellschaft darüber Rechnung führt, das stärkste der deutschen Einwanderung und betrug über 40,000 Personen. Sollte die nächste Herbsteinwanderung dieselbe verhältnißmäßige Verringerung wie die des verflossenen Frühjahrs zeigen, so würde die Einwanderung des Jahres 1855 kaum 15,000 betragen und mit Ausnahme des Jahres 1850 die niedrigste Zahl seit dem Bestehen der Gesellschaft ergeben.

c) In Galveston, Texas, landeten in dem, mit dem 30. Juni d. J. endigenden Halbjahr 699 deutsche und schweizerische Einwanderer, die sich wie folgt vertheilen:

Aus Preußen	59 männliche,	44 weibliche	=	103.
„ Oestreich	41 „	53 „	=	94.
Aus andern Ländern und der Schweiz	283 „	219 „	=	502.

2) Englische Kolonie Kanada.

Seit Eröffnung der Schifffahrt bis zum 21. Juli landeten im Hafen von Quebek:

	im Jahre 1855	im Jahre 1854
von England	3812	9922
„ Irland	2992	9053
„ Schottland	2499	3033
„ Deutschland	3391	7239
„ Untere Häfen	579	311
	13,273	29,458.

Wornach sich die Einwanderung in diesem Jahre um 16,285 vermindert hat.

Zu einer vollständigen Uebersicht der Einwanderung in Nordamerika würden nun freilich noch die Passagierlisten mehrerer anderer Häfen, wie Boston, Philadelphia, Baltimore und Charleston gehören. Da es uns aber hier mehr darum zu thun ist, eine Vergleichung der dießjährigen mit der vorjährigen und noch frühern nordamerikanischen Einwanderung anzustellen, so lassen sich dieselben entbehren; sie würden nichts ändern am Gesammtresultat dieser Vergleichung. Da seit langem in allen übrigen Häfen Nordamerika's zusammen bei weitem nicht halb so viele Auswanderer landen, als in New-York allein, so darf man wohl die New-Yorker Schiffslisten als Hauptmaßstab bei Beurtheilung der nordamerikanischen Einwanderung anwenden; und diese ergeben, daß die heurige Passagierzahl gegen diejenige des lezten und beinahe auch des vorlezten Jahres um die Hälfte abgenommen hat. Läßt sich nun diese auffallende Abnahme hinsichtlich der Vereinigten Staaten wegen der seit Jahresfrist aus diesem Lande herüber gekommenen zahlreichen Jammerberichte über Theurung, schlechten Verdienst, Krankheiten, Feindschaft der Eingebornen u. s. w. wohl begreifen, so müßte man das für Kanada ganz gleiche, oder noch schlimmere Verhältniß doch sehr befremdend finden (denn die meisten der angeführten begründeten Klagen über die Vereinigten Staaten finden auf Kanada keine Anwendung), wenn man nicht wüßte, daß die Auswanderung überhaupt ungefähr in demselben Grade abgenommen hat, eine nothwendige Reaktion nach der Auswanderungswuth der fünfgtverflossenen Jahre, besonders aber des lezten. Um das Beispiel der beiden ersten deutschen Häfen anzuführen, so wurden vom 1. Januar bis 31. August 1855 von Hamburg aus befördert 13,709 Personen gegen 37,150 in denselben Monaten 1854 und im gleichen Zeitraume von Bremen aus im Jahr 1854 Personen 49,170 und im laufenden Jahr 20,768.

— **Vereinigte Staaten.** (Neue Erfindungen.) Erstaunlich groß ist die Zahl der neuen Erfindungen, welche in den Vereinigten Staaten Nordamerika's vergangenes Jahr brevetirt und patentirt wurden. Der Erfindungstrieb wirft sich dort hauptsächlich auf Verbesserung der landwirthschaftlichen Geräthe. Der Pflug hat so viele Verbesserungen erfahren, daß 372 Patente darauf bewilligt wurden. Für Strohschneidmaschinen wurden 153, für Kornreinigungsapparate 103, für Dreschmaschinen 378 Patente gegeben. Die verhältnißmäßig neue Erfindung der Mähmaschinen hat bereits Veranlassung zu 111 Patenten gegeben, ein Beweis, wie sehr das Bedürfniß einer solchen Maschine gefühlt wurde und wie schwierig es war, dieselbe so herzustellen, daß sie ihrem Zwek entsprach. Für Oefen wurden 1160 Patente bewilligt, unter denen 478 jedoch bloß die äußere Form (nicht wirkliche Verbesserung oder Holzersparniß) betreffen; für Dampfkessel 148. Fast ebenso hoch ist die Zahl der Patente für Benuzung der Wasserkraft; für Verbesserungen an Wasserrädern allein steigt dieselbe auf 327. Mehr als 20 Maschinen, welche die Luft als Bewegkraft benuzen sollten, wurden patentirt, doch wird, so viel bekannt, nicht eine einzige in der Praxis angewendet. Außerordentlich groß ist ferner die Zahl der neuen Maschinen, die die Bearbeitung des Holzes zum Zweke haben. Für die Fabrikation von Kautschuk-Artikeln 42, für Verbesserung der Nähmaschinen (seit 1854) 60, für Waschmaschinen 309 Patente. Massenhaft sind die Erfindungen für verbesserte Eisenbahnsize und Ventilatoren, für Bremsvorrichtungen u. s. w. Doch geht der amerikanische Erfindungsgeist oft in's Abgeschmakte. So findet man unter Anderem einen Patent-Beinkleiderauszieher, eine Vorrichtung, um sich dieses Kleidungsstüks ohne Zuthun der Hände zu entledigen; eine Patent-Wiege, die durch einen Mechanismus in einen Tête-à-Tête-Stuhl für die glüklichen Eltern des Säuglings umgewandelt werden kann; einen Patent-Stiefelauszieher, ein Patent-Tintenfaß, einen Patent-Kuhschwanzhalter; einen Patent-Apparat zum Blattumwenden, der vermittelst eines Magnets die mit metallenen Scheiben versehenen Blätter umwendet; eine patentirte Methode, Portraits in Grabmonumenten anzubringen, so daß sie vor dem Wetter geschüzt sind und doch vermittelst eines Spiegels von Außen gesehen werden können; ein Patent-Hühnernest, indem das Ei, sobald es gelegt ist, vermittelst einer im Boden des Nestes befestigten Klappe in ein darunter befestigtes Gefäß fällt (man will nämlich die Erfahrung gemacht haben, daß die Henne, sobald sie das Geschäft des Eierlegens beendet hat, sich stets umsieht. Bemerkt sie hierbei kein Ei im Nest, so soll sie sich veranlaßt sehen, wenigstens noch ein Ei zu legen); eine Patent-Rattenfalle, deren Thür für später kommende Ratten offen bleibt, aber sich stets schließt, wenn der oder die Gefangenen einen Versuch machen, durch dieselbe zu entfliehen; einen verbesserten Mottentödter, eine Patent-Fliegenfalle, einen Patent-Ungeziefer-Zerstörer u. s. w. u. s. w. Diese Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, welch sonderbare Einfälle oft den Schuz eines Patents erhalten. Was für kuriose Dinge aber erst unter den zurükgewiesenen Patentgesuchen enthalten gewesen sein mögen, wie viel Luftschiffe, wie viele Perpetuum-Mobile's u. dgl., das läßt sich aus der Thatsache schließen, daß im vergangenen Jahre allein von 3324 Patentgesuchen nicht weniger als 1422, also ziemlich die Hälfte, zurükgewiesen werden mußten.

— (Eisenbahnen. Telegraphen.) Die theils bereits vollendeten, theils noch in Vollendung begriffenen Eisenbahnen der Vereinigten Staaten von Nordamerika dehnen sich über einen Flächenraum von 25,947 englischen Meilen aus u. beschäftigen ein Anlagekapital von 591,770,000 Dollars. Die Fahrpreise sind auf den amerikanischen Bahnen niedriger als in irgend einem Staate des europäischen Kontinents und betragen auf den meisten Bahnlinien nicht mehr als 1—1⅕ Cents per Meile. Die sämmtlichen Eisenbahnen von Europa betragen nicht mehr als 18,842 englische Meilen mit einem Kapitalaufwande von 1,859,068,000 Dollars, oder einem durchschnittlichen Kostenpreise von 130,300 Dollars per Meile, während die amerikanischen Bahnen durchschnittlich nur auf 34,307 Dollars oder 280 Prozent billiger per Meile zu stehen kamen, dieses darum, weil die Bodenpreise durchschnittlich unvergleichlich billiger, wodurch der höhere Arbeitslohn mehr als aufgewogen wird und weil die meisten Eisenbahnen flüchtig und weniger solid angelegt, die Bahnhöfe und andere nöthige Gebäulichkeiten schmuklos und oft mehr als einfach erstellt sind. — Die Erfindung des Telegraphen hat gleichfalls in Amerika die ausgebreitetste Anwendung gefunden. Die erste elektrische Telegraphenlinie wurde in den Vereinigten Staaten im Juni 1844 durch Professor Morse errichtet und zwar zwischen Washington und Baltimore — eine Entfernung von 40 englischen Meilen. Die Herstellungskosten betrugen 30,000 Dollars. Gegenwärtig sind 16,735 englische Meilen mit elektrischem Draht in Verbindung gesezt und eine ebenso große Meilenzahl wird derselbe jezt gespannt. Der Verkehr mit diesen Riesensprachrohren ist ungeheuer. Ueber 700 Depeschen wurden oft in einem einzigen Tage mit der Morse-Albany-Linie zwischen Washington und New-York befördert. Durchschnittlich werden mit dem Morse'schen Apparate 8—9000 Buchstaben per Stunde mitgetheilt. Der gewöhnliche Preis ist 25 Cents (= ¼ Dollar) für 10 Wörter für jede 100 Meilen (also ziemlich theurer, als in der Schweiz, da bei uns überall hin bis auf 25 Worte nur 1 Fr. kosten).

— (Neueres von den Mormonen.) Die Mormonen in Utah erhalten diesen Herbst bedeutende Zuzüge. Bei Mormon Grove, einer Mormonen-Ansiedlung in Kansas, hatten sich im Laufe des Sommers 3000 Mormonen gesammelt, welche in den ersten Tagen dieses Monats in einem großen Zuge ihren Marsch nach dem Salzsee angetreten haben. Es ist dies der größte Emigrantenzug, welcher seit der Haupteinwanderung der Mormonen die großen Ebenen durchschritten hat. Der Mormonen-Aelteste Orson Spencer, welcher diesen Zug organisirt hat, geht nun zu der Cherokee-Nation, um dort Proselyten zu machen. Daß die vorsichtigen Mormonen-Führer diese große Menge Menschen jezt nach der Salzseestadt haben abgehen lassen, scheint zu beweisen, daß die Verheerungen der Heuschreken in Utah nicht so sehr beträchtlich sein müssen, wie sie anfangs gemacht wurden, denn sie würden dann nicht die Mittel haben, diese 3000 neuen Ankömmlinge den nächsten Winter zu ernähren. Der neuernannte Gouverneur von Utah, Colonel Steptoe, welcher schon am 1. Januar sein Amt hätte antreten sollen, hat dieß noch immer nicht gethan

und der Prophet Brigham Young regirt nach wie vor das Land als Gouverneur. Man sieht daraus, wie schwer es ist, einen geistlichen Herrn wieder los zu werden, wenn er einmal im Besitz einer weltlichen Macht ist. Es scheint, daß Steptoe nicht den Muth (oder die Mittel?) habe, den wohl unvermeidlichen Kampf mit der Macht des Propheten aufzunehmen und deßhalb aus allerlei Nebengründen den Antritt des ihm verliehenen Amtes verzögert. Er soll jezt dem Präsidenten erklärt haben, daß er nur unter der Bedingung die Gouverneurstelle annehmen könne, daß ihm sein Rang und seine Anciennetät in der Armee vorbehalten bleibe.

(D. Ausw.-Ztg.)

— Illinois. (Beachtungswerth für Einwanderer.) Von den deutschen Einwanderern, welche von New-Orleans den Mississippi aufwärts kommen, bleiben jezt wieder mehr als in den lezten Jahren in Missouri, vorzüglich viele in Illinois, wo man kein Temperenzgesez hat und im Allgemeinen den Fremden und namentlich den Deuschen weniger abgeneigt ist, als in manchen anderen Unionsstaaten. Dazu kommt, daß die vielen neuen Eisenbahnen in Illinois große Landstreken der Kultur zugänglich gemacht haben, welche wegen ihrer Entlegenheit von Verkehrsstraßen bis dahin fast werthlos waren. Doch haben sich die Einwanderer in diesem Lande sehr vor den Gegenden zu hüten, die den klimatischen Fiebern ausgesezt sind. In niedrig und feucht gelegenen Landstreken hat in Illinois im Frühjahr und Herbst, ja oft den ganzen Sommer hindurch, fast Jedermann das Fieber, so daß es eine große Ausnahme ist, wenn Jemand ein Jahr hindurch fieberfrei bleibt. Besonders stark scheinen die Fieber im eben verflossenen Sommer grassirt zu haben, was ohne Zweifel eine Folge der ganz ungewöhnlich feuchten Witterung im Monat Juni, Juli und der ersten Hälfte des Augusts war. Während es gewöhnlich im Juli und August fast gar nicht regnet, gab es in diesem Jahr fast täglich Regen und oft außerordentlich starke Gewitterschauer. Dies hatte den Vortheil, daß die Hize nicht unerträglich geworden ist wie im vorigen Jahre, und hat deßhalb auch im Ganzen mehr günstig als ungünstig auf den Gesundheitszustand eingewirkt. Nur in den Flußmarschen und niedrig gelegenen Gründen erzeugt es Krankheiten, und hat auch stellenweise dem schon gemähten, aber noch nicht gehörig in Haufen aufgespeicherten Getreide geschadet. Schennen zur Unterbringung der Ernte hat man fast gar nicht, sondern alles Getreide bleibt neben den Häusern in Haufen aufgestellt, bis es ausgedroschen werden kann.

— Massachusetts. Der reichste Mann Nordamerika's, Abbott Lawrence, ist in Boston gestorben. Gewöhnlicher Arbeiter, hatte er sich durch Fleiß und Industrie ein fabelhaftes Vermögen erworben, wurde zwei Mal in den Kongreß gewählt und war sogar Gesandter der Union in London. Er rühmte sich seiner niedern Herkunft und bewahrte am Hofe Englands die Scheere, welche das erste Werkzeug zu seinem Glüke gewesen. Den größten Theil seines ungeheuern Vermögens verwandte er zur Förderung der Nationalindustrie und des Volksunterrichtes. Der Universität Howard von Cambridge vermachte er 100,000 Dollars. Unzählig sind seine Legate zu gemeinnüzigen Zweken.

— Kentuky. In Louisville haben die Schulräthe beschlossen, alle Schullehrer, welche im Auslande geboren oder der katholischen Religion angehören, zu entlassen.

— Kansas. Die Legislatur des Territoriums Kansas ist sehr thätig, nachdem sie glücklich durchgesezt hat, daß der ganz von der Sklavenhalter-Aristokratie abhängige Präsident den Gouverneur Reeder abberufen hat. Sie hat unter Anderm beschlossen, daß jede Aufrezung der Sklaven zum Widerstand oder gar zur Flucht mit dem Tode bestraft und jede abolitionistische Aeußerung mit vieljähriger Gefängnißstrafe geahndet werden soll. Bis dahin hatte man sich im leztern Fall mit dem „Theeren oder Federn" oder mit der bloßen Vertreibung aus dem Gebiet beholfen. Uebrigens befinden sich bis jezt noch kaum 200 Sklaven im ganzen Gebiet; es scheint, daß man bisher das Sklaven-Eigenthum dort noch nicht für sicher genug gehalten hat. Zur Hauptstadt von Kansas hat die Legislatur die „ausgelegte" Stadt Lecompton bestimmt, welche am Kansasfluß ungefähr 60 Meilen von der Grenze des Staates Missouri gelegen ist. Den Grund und Boden, auf welchem die Stadt gebaut werden soll, hatte sich bereits die sogenannte „Lecompton-Town-Company" zugeeiguet, deren Aktien durch diesen Beschluß plözlich von 100 auf 1000 Dollars gestiegen sind. Diese Werthsteigerung macht manche Leute reich, aber noch mehrere werden dadurch stark verlieren, nämlich alle diejenigen, welche darauf spekulirt haben, daß Leavensworth oder Lawrence oder St. Bernard die Hauptstadt werden würde. — Im Fort Riley, der Hauptstation für das Vereinigte-Staaten-Militär in Kansas, hat die Cholera so stark gewüthet, daß der größte Theil der Garnison mit Einschluß des Kommandanten gestorben ist. Der Rest der Truppen hat sich nach allen Richtungen hin zerstreut und der Garnisons-Prediger ist der einzige Angestellte, der im Fort zurükgeblieben ist. Von Fort Leavensworth aus ist eine neue Garnison dahin gesandt. (D. A. Z.)

— Territorium Minnesota. Aus Sauk-Rapids wird berichtet, daß ein deutscher Gelehrter vor Kurzem durch die Stadt passirte und von da die Route von Gouverneur Stevens Eisenbahn-Vermessung nach Fort Union, am obern Missouri, also mitten durch das weite Gebiet der Sioux-Indianer, einschlug, eine Streke von siebenhundert Meilen, die er allein, ohne Proviant, weil er sich auf seine Büchse verließ, zurüklegen wollte. Er reiset zu Fuß und führt auf einem kleinen Handkarren seine kleine Bagage, aus einer Büchse, Munition, Schreibzeug und wissenschaftlichen Instrumenten bestehend, vor sich her. In dieser Weise gedenkt er sich von der Topographie, dem Klima, dem Boden, dem zoologischen Charakter u. s. w. des Landes zu unterrichten.

— Nebraska. (Indianerschlacht.) Das ganze Nebraska-Territorium ist in Aufregung, weil die Sioux den mit den Vereinigten Staaten verbündeten Indianerstamm der Omahas auf's Haupt geschlagen und mehrere zerstreut wohnende Weiße ermordet haben. Der Gouverneur Izard hat die Miliz des ganzen Territoriums zu den Waffen gerufen, um das Land so lange zu beschüzen, bis die Vereinigten-Staaten-Armee anlangen werde. Der Omaha-Chef, Logan Fontenelle, ein Halbblut-Indianer und treuer Freund der Amerikaner, ist in dem Treffen mit den Sioux geblieben und in Bellevue von den Omahas und Weißen feierlich beerdigt worden. (D. A. Z.)

— Mexiko. (Produktion edler Metalle.) In Mexiko ist ein interessantes Aktenstük „der auswärtige Handel Mexiko's seit dessen Eroberung" veröffentlicht worden. Nach demselben wurden im Jahre 1521 bis 1852 in den Münzstätten und Fabriken des Landes Gold und Silber im Werthe von 3,562,205,000 Dollars verarbeitet. In der Hauptstadt allein sind für 2,248,165,000 Dollars Silbermünzen und für 111,806,000 Dollars Goldmünzen ausgeprägt worden. Von der zuerst genannten ungeheuernen Totalsumme sollen nur etwa 100 Mill. Dollars im Lande geblieben, alles andere ausgeführt worden sein.

Afrika. Aus Südafrika ist die Nachricht angelangt, daß die Kaffern bei einem kriegerischen Ueberfall eine beträchtliche Anzahl von europäischen Ansiedlerfamilien, Männer, Weiber und Kinder, ermordet haben. Ob dieses Kolonisten im eigentlichen englischen Kaplande oder holländische Boernfamilien in der Transvaalrepublik gewesen seien, wird nicht gesagt.

Südamerika. Bolivia. Der uneigennüzige patriotische Belzu hat seinen Schwiegersohn, General Cordova, als Präsident von Bolivia durchgesezt.

Anzeigen.

Abonnementseinladung.

Der „Kolonist" ladet hiemit zu zahlreichem Abonnement für das nächste Quartal ein. Er erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der „Kolonist" ist ein Organ für die schweizerische Auswanderung und bespricht als solches sowohl die allgemeinen Verhältnisse derselben, als er namentlich Mittheilungen über sämmtliche Länder bringt, welche ihr Ziel sind. Neben Nordamerika, das dem Europamüden gegenwärtig leider so trübe Aussichten bietet, wird er die Blike seiner Leser wie bisher vorzugsweise auf Brasilien lenken und zwar insbesondere auf jene Halbpachtkolonien in San Paulo, die sich bis jezt als einzig praktische Lösung der Auswanderungsfrage bewiesen haben. Ebenso wird er fortfahren, nach bestem Wissen und Gewissen vor der Uebersiedlung nach solchen Ländern zu warnen, in welchen den schweizerischen Auswanderer statt dem geträumten und ihm vorgespiegelten Glük nur Elend und Verderben erwarten, wozu gerade jezt reichliche Gelegenheit geboten ist.

Der „Kolonist" kostet halbjährlich 2 Fr., vierteljährlich 1 Fr., mit der Post franko durch die ganze Schweiz. Eine Vergleichung unseres Blattes mit der in Bern wöchentlich erscheinenden Auswanderungszeitung ergibt, daß es mehr als doppelt so billig ist, da die Abonnementsgebühr des „Kolonist" bei um die Hälfte größerem Format und viel engerem Druk doch nur zwei Drittheile von dem Preise jener beträgt.

Den bisherigen Lesern wird dieses Blatt auch ohne besondere Bestellung wieder zugesandt und die Gebühr mit der dritten Nummer nachgenommen. Neue Abonnenten mögen sich an das nächstgelegene Postamt wenden oder in frankirten Briefen an die

Expedition des „Kolonist"
in Lichtensteig.

Dr. Warburg's
Vegetabilische Fieber-Tinktur.

Das sicherste und bewährteste
Arzneimittel gegen alle Arten und Abarten von Fieberkrankheiten.

Preis 6 Fr. per Fläschchen mit Gebrauchsanweisung.

Hauptdepot: **J. F. Kammerer in Zürich.**

Dr. Warburg's Fiebertinktur hat sich in allen Welttheilen, unter den verschiedensten Klimaten, als das vorzüglichste Heilmittel in Fieberkrankheiten erprobt, und ist besonders gegen Nervenfieber, Gelbfieber und Schleimfieber, sowie gegen die bösartigsten und hartnäkigsten Wechselfieber als ein Spezifikum anerkannt, was durch die vielfälligsten und glüklichsten Erfolge, welche die bewährtesten Aerzte unter allen Zonen bei deren Anwendung erzielten und veröffentlicht haben, konstatirt und festgestellt ist.

Ein Beweis, wie sehr man bereits die spezifische Heilkraft dieser Arznei in Ost- und Westindien zu schäzen weiß, ist aus einer Zirkular-Verordnung vom 23. Dezember 1852 ersichtlich, durch welche die Direktion der königlich brittanischen Paketboot-Kompagnie in London (Royal Mail Steam Paket-Company) ihren resp. Kapitänen, Aerzten und übrigen Offizieren auf das strengste anbefiehlt: daß keines ihrer Schiffe, wenn es nicht mit einer genügenden Quantität von Dr. Warburg's Fieber-Tinktur versehen ist, nach tropischen Klimaten abgehen dürfe, und daß die betreffenden Offiziere stets für einen angemessenen Bedarf dieser Medizin an Bord des Schiffes besorgt sein möchten.

Es kann sonach die Warburg'sche Tinktur insbesondere allen Reisenden und Auswanderern nach südlichen Gegenden als kostbarster Arzneischaz anempfohlen werden.

Ein fernerer Beweis, wie umfassend und allgemein der Werth und die ausgezeichnete Wirkungskraft dieses Heilmittels erprobt und anerkannt wurde: ist die Einverleibung desselben in die österreichische Pharmakopöe und dessen Einführung durch kaiserliches Dekret in den gesammten österreichischen Staaten; sowie analog demselben die Direktion der Medizinalangelegenheiten in Zürich durch Reskript vom 11. Oktober 1854 die Verabfolgung der Warburg'schen Tinktur aus den öffentlichen Apotheken durch ärztliche Verschreibung an Kranke in dem Kanton Zürich angeordnet hat.

Die im Druk erschienene Abhandlung über die spezifische Wirkungskraft dieses Arzneimittels (höchst wissenschaftlich und getreu dargestellt von Dr. Dupuis, praktischem Arzt in Mainz) nebst einem Anhang: bezüglich der Aufnahme desselben in die österreichische Materia Medica, — Gebrauchsanweisung, — Bezugsquelle — ist durch die Verlagshandlung von Fr. Hanke in Zürich zu beziehen, sowie in allen Buchhandlungen der Schweiz à 70 Rp.

Dem Unterzeichneten ist von Hrn. Dr. Karl Warburg in London das Hauptdepot der Warburg'schen Tinktur durch Kontrakt und amtlich beglaubigt für die Schweiz übertragen worden. In Bezug hierauf ersuche ich die Herren Aerzte, Apotheker und Direktionen öffentlicher Hospitäler, sich wegen des Bezuges dieses Heilmittels gefälligst an nachstehende Firma zu wenden, woselbst auch wegen Errichtung anderwärtiger Depots, auch außerhalb der Schweiz, die genaueste Auskunft und Vollmacht ertheilt werden kann.

Theodor Kammerer.

Firma:
J. F. Kammerer in Zürich.

Abonnementspreis.
Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".

Einrückungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 40. | Samstag den 6. Oktober. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Fünfter Jahrgang. | 1855.

Brasilien und die La Plata-Staaten.

I.

Der „Bote aus Amerika" wirbt für das Kolonisationsprojekt des Hrn. Castellanos in der Provinz Santa Fé der argentinischen Konföderation. Es ist möglich, daß er dieß bona fide thut und wirklich überzeugt ist, daß schweizerische Kolonien dort die Voraussezungen des Gedeihens finden, die in Wahrheit nicht vorhanden sind. Irren ist menschlich, und dem „Boten aus Amerika" ist schon mehr Menschliches begegnet.

Und da ein Irrthum leicht den andern nach sich zieht, so wundert es uns auch nicht, daß das genannte Blatt, je lichter es die Zustände der La Plata-Staaten malt, desto dunklere und trübere Vorstellungen über Brasilien verbreitet. Es gibt nun einmal Köpfe, in denen alle Dinge der Welt sich verkehrt abspiegeln.

Warum also sollte der „Bote aus Amerika" nicht weiß für schwarz und schwarz für weiß ansehen? Nur Eins wird er dabei nicht verlangen können, daß, weil er schwarz für weiß und weiß für schwarz ansieht, auch Andere die gleiche verkehrte Anschauung sich aneignen. Jedenfalls wenigstens glauben wir die vollgültigsten Gründe zu haben, uns solchem Verlangen widersezen zu müssen und behaupten zu dürfen, daß, wenn einmal die Frage aufgeworfen wird, wo der europäische Auswanderer bessere Voraussezungen des Gedeihens finde, in Brasilien oder am La Plata, diese Frage nur zu Gunsten Brasiliens beantwortet werden kann.

Sofort springt Ein großer und entscheidender Unterschied in die Augen: In den La Plata-Staaten ist das Haupt-, wenn nicht fast alleinige Gewerbe der Bevölkerung noch die Viehzucht, während Brasilien ein Staat der eigentlichen Agrikultur ist. Erst mit dem Akerbau und seinem seßhaften Leben der Einzelnen sind aber die Grundlagen staatlicher Ordnung gewonnen, während das umherschweifende Leben des Viehhirten ein Feind solcher Ordnung ist. Und dieß zeigt sich denn auch in den charakteristischen Verhältnissen beider Staaten auf das Augenscheinlichste. Nachdem Brasilien die ersten Krisen jedes jungen Staates, wie sie seiner Unabhängigkeitserklärung folgten, überwunden hat, haben seine Zustände mit jedem Jahre größere Festigkeit und Stetigkeit gewonnen und schreitet das Leben in den Bahnen ungestörter friedlicher Entwiklung vorwärts. Dagegen sind in den La Plata-Ländern *) die Revolutionen und Bürgerkriege fast bis auf den heutigen Tag permanent geblieben. So standen erst Ende vorigen Jahres Santa Fé und Buenos Ayres gegen einander in Waffen; so eben erst wieder ist in Buenos Ayres mit Noth und Mühe eine Erhebung der Anhänger des ehemaligen Diktators Rosas vereitelt worden; in Entre Rios rüstet mit Unterstüzung des Präsidenten der Argentinischen Konföderation, Urquiza, ein Bandenhäuptling Cazeres Truppen zum Einfall in die Provinz Corrientes aus, und in Montevideo steht mit der bevorstehenden Präsidenten-Neuwahl auch die alte Staatsanarchie wieder bevor. Und was ist begreiflicher? Der auf den Pampas der La Plata-Staaten umherstreifende Rinder- und Pferdehirt, der ein rohes, aller Genüsse der Zivilisation beraubtes, gewaltthätiges Leben führt, und ein natürlicher Feind und Verächter des Akerbaues ist, hat bei revolutionären Erhebungen gegen den lezteren nur Beute zu hoffen, nichts aber zu verlieren: denn sein Pferd und die unabsehbaren Pampas und der Himmel über ihm bleiben ihm auch im schlimmsten Falle. Jeder ehrgeizige Häuptling findet daher auf den Pampas stets kriegs- und beutelustige Gesellen in Fülle, seine Pläne zu unterstüzen, und heute geschlagen und gezwungen, sich mit seinen rüstigen Gauchos zu flüchten, kann er schon morgen wieder mit neuen Schaaren den Bestand der Dinge bedrohen. Wie oft hat nicht schon dieser und jener siegreiche Bandenchef, nachdem er die Regierung jener Staaten an sich gerissen, verkünden lassen, daß von nun an der Bestand und die Stetigkeit der Regierung gesichert seien, und wie bald war nicht ein neuer Bandenchef da, der ihn stürzte und wieder mit den nämlichen trügerischen Verheißungen auftrat! Nur eine große, über das Land verbreitete Agrikultur könnte in diesen Zuständen Wandel schaffen und dem ewig neuerungssüchtigen Ehrgeiz der einzelnen Häuptlinge durch ein konservatives Element Schranken sezen; bis jezt ist aber von einer solchen Agrikultur keine Rede.

Wenn dagegen mit der Anlage von Kolonien, wie der von Hrn. Castellanos projektirten, die Bahn gebrochen werden soll, so ist dies vom argentinischen Standpunkte dieser Herren aus betrachtet, sicherlich ein sehr edles und patriotisches Vorhaben; für die armen Schweizer aber, die als solche Bahnbrecher benuzt werden sollen, liegt die Sache denn doch ein wenig anders. Sie finden in den La Plata-Staaten nicht die Bedingungen, unter denen sie allein zu gedeihen vermögen, sondern sollen dieselben erst einem gegnerischen Leben und durchaus feindlichen Elementen abringen, und es liegt auf der Hand, daß, so lange nicht zu Hunderttausenden europäische Einwanderer zum Akerbau jener Gegenden auf Einmal sich niederlassen, solcher Versuch nur mit dem Ruin und Elend der dazu Bestimmten enden kann. Der Schweizer, der nach den argentinischen Staaten kommt, um Akerbau zu treiben, sieht sich von vornherein von dem Hasse und der Befehdung des Gauchos bedroht und würde sich einer sehr eitlen Hoffnung hingeben, wollte er hoffen, einen Schuz dagegen bei Regierungen zu finden, die sich meist kaum selbst zu schüzen vermögen und deren Einfluß und Macht außerhalb den Mauern der Städte gleich Null ist.

Auch Brasilien hat noch seine Mängel, wie sie bei der Jugendlichkeit seines Staatslebens sich von selbst verstehen. Aber dieses Staatsleben hat doch die Basis und den festen Grund gewonnen, auf dem ihm ein steter Fortschritt, das Erlangen einer immer höhern Vollkommenheit und die Möglichkeit, seine bisherigen Mängel abzustreifen, verbürgt sind. Brasilien hat, um seine Zustände völlig befriedigend werden zu sehen, noch große Fortschritte zu machen; aber in dem ein festes Eigenthum begründenden und die Bedürfnisse der Zivilisation befördernden Akerbau besizt es schon seit Jahren doch die wichtigsten Voraussezungen zu solcher Fortentwiklung. Ein fester Grund ist da und braucht nicht erst gelegt zu werden. Die Hauptsäulen für ein wohnliches Staatsgebäude sind errichtet und bedürfen nur noch des entscheidenden innern Ausbaues.

Und wie mächtig dieser innere Ausbau in den lezten Jahren fortgeschritten ist, dafür kann es kein vollständigeres Zeugniß geben, als gerade die vom „Boten aus Amerika" gegen Brasilien benuzten Citate aus dem Werke des belgischen Barons van der Straten Ponthoz. Denn indem diese Citate der Thatsächlichkeit einer im Wesentlichen nicht über das Jahr 1843 hinausgehenden Vergangenheit Brasiliens gelten, bekunden sie zugleich mit der fast völlig verwandelten und immer mehr sich wandelnden Gegenwart des Landes nur die Größe der inzwischen geschehenen Fortschritte.

Wir werden dies in einem zweiten Artikel ausführlicher darlegen.

---

*) Es ist schwierig, das Chaos der gesellschaftlichen und politischen Zustände in den Argentinischen Republiken einigermaßen anschaulich zu machen. Von dem spanischen Joche — wie man es zu nennen pflegte — befreit, scheinen die Bewohner jener schönen Regionen nur frei geworden zu sein, um im Mißbrauche der ungezügeltsten Freiheit sich unter einander selbst aufzureiben. In ihrer mangelhaften politischen Zentralisation lagen die Keime unaufhörlicher Zwietracht und Eifersucht verborgen, welche seit langen Jahren jene Staaten durchwühlt und zerrissen haben. Regierungen einzusezen und wieder umzustürzen, ist oft das Werk einiger Wochen, ja weniger Tage, und man könnte diese Ereignisse mit Gleichgültigkeit betrachten, wären sie nicht mit Strömen Blutes befleckt. Im Allgemeinen stellen sich dort zwei Hauptpartelen heraus, nämlich die europäische und amerikanische. Jene bildet die bessere, gebildetere Klasse der Bewohner, diese, der Zahl nach die größte, ist die eigentlich nationale Partei der Gauchos, welche aus der Mischung der Spanier mit den Indianern entstanden ist, und deren Charakterzüge die wilde Natur an sich tragen, in welcher sie geboren und aufgewachsen sind. Jene strebt nach Einführung europäischer Zivilisation, diese haßt sie von Grund der Seele, und es war ihr ein leichtes Spiel, sie zu unterdrüken und einen Kampf auf Leben und Tod fortzusezen, der nur mit dem völligen Untergange der europäischen Partei enden kann. Von dem größten Widerwillen gegen alle nüzliche und regelmäßige Beschäftigung durchdrungen, sind umherschweifendes Leben und Barbarei unauflöschbare Zustände beim Gaucho geworden, und was ihm im Gewande der Zivilisation entgegentritt, ist sein unversöhnlichster Feind, woraus alle jene Gräuel und Kämpfe hervorgehen, die wir seit einer langen Reihe von Jahren beobachtet haben.

Brief des H. Götti von Wildhaus (St. Gallen) aus Kalifornien.

Sacramento, den 20. Juli 1855.

Liebe Eltern und Geschwister!

Da ich Euch schon am 5. März von New-York aus ein Schreiben zugesandt, in welchem die Anzeige war, daß ich im Begriffe sei, nach Kalifornien zu reisen, und zugleich Euch in demselben ersuchte, mir so bald wie möglich eine Antwort an den schweizerischen Konsul in San Francisco zu senden, so kann ich nun nicht mehr länger zögern, Euch zu schreiben. Mit Ungeduld wartete ich immer auf einen Brief, aber es will keiner kommen. Ich bin also im Zweifel, ob Ihr vielleicht mein Schreiben nicht erhalten oder das Eurige irgendwo liegen geblieben ist.

Den 5. März verließen wir den Hafen von New-York. Es waren zirka 600 Personen auf dem Schiffe. In den ersten Tagen hatten wir ziemlich kalte Witterung; aber schon am dritten Tag fing man an Milderung zu verspüren, welches jeden Tag zunahm, weil wir immer nach Süden fuhren. Das Schiff machte täglich 280 bis 300 Meilen. Das Meer war immer ruhig, ausgenommen durch den mexikanischen Golf; da soll es das ganze Jahr stürmisch sein. Am 7. Tag fuhren wir bei zwei kleinen Inseln vorbei, also schon wieder Land. Auch an jedem der folgenden Tage sahen wir einige kleinere oder größere Inseln. Als wir bei diesen vorbeifuhren, kamen uns fliegende Fische zu Gesichte, die aber nur sehr klein sind. Den 15. März landeten wir in Aspinval um 10 Uhr Morgens. Aspinval ist ein neu angelegtes Städtchen in Zentralamerika und ist ganz am Schatten unter den herrlichen Palmbäumen. Die Einwohner sind größtentheils Eingeborne, eine häßliche Menschenrace, sie sind von beinahe schwarzer Hautfarbe wie die afrikanischen Neger und die Meisten tragen nichts als ein Hemd, Einige sogar gehen nakt. Erst hier fühle ich recht, daß ich mich in einem andern Lande befinde; denn alles ist verändert: ganz andere Bäume, andere Pflanzen und ein ewiger Sommer. Nachmittags 2 Uhr fuhren wir mit der Eisenbahn von Aspinval nach Panama ab. Unterwegs sahen wir einige Dörfer von 100 Häusern und darüber. Diese Dörfer sind sehr einfach gebaut, die Häuser bestehen nur aus einigen Pfeilern, die in im Boden befestigt sind, ein paar Querstangen darüber und einem Dache, aus Stroh und Baumblättern bestehend. Die Seitenwände sind aus Weiden gemacht. Arbeiten sah ich die Leute nicht; wie ich glaube, leben dieselben zum größten Theile von Früchten. Kokusnüsse und Orangen hatte es bereits in allen Gesträuchen. Abends um 10 Uhr kamen wir in Panama an, also in 6 Stunden von einem Meer zum andern. Panama ist eine alte spanische Stadt; wir hielten uns nur ein paar Stunden auf, denn wir mußten noch in der Nacht auf das Schiff, welches nach San Franzisko fuhr. Das Einschiffen war ein unangenehmes Ding in der Nacht, denn Panama hat keinen Hafen für große Schiffe. Das unsrige lag z. B. 3 Meilen von Panama entfernt vor Anker, nach welchem wir in kleinen Booten fahren mußten. In genannter Stadt ist alles sehr theuer; wir bezahlten für ein einfaches Nachtessen 1 Dollar die Person. Morgens 3 Uhr ging es von Panama fort. Das Meer war beinahe immer spiegelglatt. Den 22. landeten wir in Acapulco, um Kohlen einzunehmen. Es ist eine alte mexikanische Stadt von 1 Stok hohen gemauerten Häusern mit sehr wenig Fenstern, und schlechten Straßen. Links liegt eine Festung, von Truppen des mexikanischen Präsidenten Santa Ana besezt, die aber von den Bürgern gefangen genommen und entwaffnet waren, denn der Bürgerkrieg wüthete zu jener Zeit. In dem Städtchen wimmelte alles von Militär. Dieß Militär hättet Ihr sehen sollen! Es sah eher Räubern gleich: die meisten waren ohne Schuhe, einige im bloßen Hemd, andere trugen nichts als Hosen, und jeder hatte einen alten verrosteten Säbel angehangen, manchmal so lang wie der Mann, der ihn trug. In Acapulco war die Hize furchtbar. Wir gingen ein wenig in der Umgegend des Städtchens spazieren; hier trafen wir Kaktusbäume, die wenigstens 3 Fuß dik waren. In der Nacht um 2 Uhr fuhren wir wieder ab und segelten Kalifornia zu. Auf dieser Reise sahen wir fast jeden Tag Land. Den 28. etwa um 3 Uhr landeten wir in San Franzisco. San Franzisco hat eine herrliche Lage, die Einfahrt geht zwischen zwei kleinen Gebirgen durch einen ziemlich engen natürlichen Kanal, innerhalb öffnet er sich wieder und bildet einen großen See, der bei tausend Schiffe halten könnte. In San Franzisco hielten wir uns zwei Tage auf und fuhren dann nach Sacramento, wo wir uns wieder zwei Tage aufhielten. Von hier gingen Wiesmer und ich in die Goldminen, 30 Meilen von der Stadt entfernt, es gefiel uns aber nicht und wir kehrten nach zwei Tagen wieder nach Sacramento zurük. In Sacramento erhielt Wiesmer bei einem Schweizer Arbeit in den Reben und 35 Dollars nebst Kost per Monat. Ich kam 5 Meilen von der Stadt zu einem Farmer ebenfalls um den Lohn von 35 Dollars; hier mußte ich meistens im Garten arbeiten, denn mein Arbeitgeber pflanzte meistens Gemüse, um sie in der Stadt zu verkaufen. Es hat mich aber bis dato in Kalifornien ein wenig gehaßt. Ich arbeitete nämlich 15 Tage auf der Farm, dann vergiftete ich mich mit Pinsenkraut. (?) Dieses ist in Kalifornien bereits überall verbreitet und so giftig, daß einige Leute schon geschwollen werden, wenn sie nur daran vorbeigehen, (?) andern macht es gar nichts, wenn sie es auch berühren. Ich wurde fast am ganzen Leibe geschwollen und zog mir Blasen, wie wenn ich Vasikator aufgeschlagen hätte; dieß ist jedes Mal der Fall nach der Geschwulst; das gelbe Brandwasser floß mir einige Tage überall heraus. Diese Krankheit war mir etwa 35 Doll. Schaden, denn ich mußte 14 Tage in der Stadt bleiben und bezahlte 18 Doll. für Kostgeld und Medizinirer, währenddem ich in dieser Zeit 17 Doll. verdient hätte. In Sacramento traf ich Jakob Wittenwiller von Neßlau; er arbeitet in einem Pferdestall. Während der Krankheit hielt ich mich meistens bei Wittenwiller auf, denn ich konnte mir dort am ungenirtesten pflegen, ich machte immer Aufschläge von kaltem Wasser. Als ich bereits wieder hergestellt war, wünschte der Meister des Wittenwiller, sein Stallgeschäft aufzugeben. Da nun aber die Pachtzeit erst nach zwei Monaten abgelaufen gewesen wäre, so übernahm Wittenwiller den Stall für die zwei Monate auf seine Rechnung. Ich kam mit Wittenwiller überein, diese Zeit über bei ihm zu bleiben für 60 Doll. und wenn wir dann sehen, daß das Geschäft gut gehe, so wollten wir den Stall gemeinsam für ein Jahr pachten. Da ich aber nach einigen Wochen sah, wie das Geschäft ging, erklärte ich Wittenwiller, daß ich keinen Antheil am Stall verlange; ich blieb jedoch die 2 Monate bei ihm, wurde aber in der lezten Woche wieder so unwohl, daß ich nicht mehr arbeiten konnte. Hier hatte ich mir 75 Doll. erspart, mußte aber wieder 14 Tage herumliegen und davon zehren.

Kalifornien ist ein ausgezeichnet fruchtbares Land und hat im Ganzen ein gesundes Klima. Kartoffeln und alle andern Früchte gedeihen sehr gut. Mitte Mai hatte es schon genug neue Kartoffeln. Diesen Sommer verursachen die Heuschreken ungeheuern Schaden, denn sie verwüsten alle Gärten und Felder beinahe im ganzen Lande.

Tausend herzliche Grüße . . .

Heinrich Götti.

Die älteren deutschen Kolonien in der südbrasilianischen Provinz Santa Katharina.

Es mag wohl nur Wenige in Deutschland geben, welche nicht von den beiden jüngsten deutschen Kolonisationsunternehmungen in Santa Katharina, den Kolonien Blumenau und Dona Franzisca, wüßten. Um so geringer ist sicherlich die Zahl Derer, welche auch nur einigermaßen über die sonstigen dort bestehenden deutschen Kolonien unterrichtet sind. Und doch ist es schon über ein Vierteljahrhundert her, seit in dieser Provinz die ersten deutschen Kolonisten sich niederließen. Nur ab und zu hat Einzelnes und meist Unverbürgtes über ihr Schiksal verlautet. Wen kümmerte es in Deutschland? Die vielen Vaterländer, welche der Deutsche zu Hause hat, machen ihm Kopfzerbrechen genug, als daß er sonderlichen Reiz empfinden sollte, auf die neuen Vaterländer zu achten, welche deutscher Wandertrieb sich jenseits des Ozeans gegründet hat. Erst in neuerer Zeit hat die enorme Ausdehnung, welche die Auswanderung erreicht, die allgemeine Aufmerksamkeit wenigstens einigermaßen auf dieselben gerichtet. Und so findet denn auch wohl eine kurze Darlegung über die deutschen Ansiedlungen in einem freilich von den Einen verkezerten und von den Andern nicht bekannten Lande gegenwärtig Interesse. Glükklicherweise hat sie nur erfreuliche Bilder aufzurollen.

Es ist das Jahr 1828, von welchem die deutsche Einwanderung in Santa Katharina datirt. In diesem Jahre landeten nämlich die beiden Schiffe „Luiz" und „Marinez de Vianne" die ersten deutschen Ansiedler, 146 Familien mit 523 Köpfen, bei der mit der Provinz gleichnamigen Stadt. Um dieselbe Zeit war die damalige deutsche Legion entlassen worden und 112 Mitglieder derselben vereinigten sich mit den neuangekommenen Ansiedlern zur Gründung einer gemeinschaftlichen Kolonie. Noch aber war nirgends eine Vorkehrung für dieselbe getroffen, und die von der Regierung bestimmte Oertlichkeit im Municipium San Jose an der alten, vom rechten Ufer des Maruhy nach Lages führenden Straße unvermessen. Somit mußten denn die Ankömmlinge und Legionäre vorläufig auf Staatskosten in der Hauptstadt der Provinz untergebracht werden, und erst im Jahre 1829, nach Ablauf von fast 11 Monaten, konnte die Kolonie, welche den Namen San Pedro de Alcantara erhielt, bezogen werden.

Vierzehn Familien blieben jedoch von vornherein zurük, aus Furcht vor den Angriffen der Indianer, welche damals jene Gegenden noch vielfach unsicher machten, und mehrere andere, welche mit angezogen waren, verließen nach und nach die Kolonie wieder, weil die ihnen zugefallenen Ländereien ihnen nicht behagten, und siedelten sich an andern Orten an, wo sie zum großen Theile noch heute, und zwar ohne Ausnahme in materiellem Wohlstande wohnen. Die in San Pedro de Alcantara Zurükgebliebenen gediehen aber, nachdem die ersten Schwierigkeiten überwunden waren, mit jedem Jahr mehr. Im Anfange hatten die Indianer wirklich ab und zu einige Versuche gemacht, die Kolonisten zu stören; energisch zurükgedrängt wichen sie aber bald der Ueberlegenheit der deutschen Ansiedler und zogen sich nach andern Schauplätzen zurük. Die Ländereien lohnten durch ihre außerordentliche Fruchtbarkeit den Fleiß der Bebauer im reichlichsten Maße, und das Klima erwies sich um so gesunder, je mehr die Kultur zunahm. Der Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle wurde mit jedem Jahre größer, nach und nach ließen sich, angelokt durch das Gedeihen der deutschen Ansiedler, immer mehr Brasilianer mit im Bezirke der Kolonie nieder und so zählt denn heute das zum Range eines Kirchspielortes erhobene San Pedro d'Alcantara eine überwiegend deutsche

Feuilleton.

Ein Roman aus dem wirklichen Leben.

Vor mehreren Jahren kam ein junger Mann nach Manchester, New-Hampshire, um Beschäftigung in einer der dortigen Mühlen zu finden. Nach mehrwöchentlicher erfolgloser Bemühung sah er sich genöthigt, seine besten Kleider zum Verkaufe auszubieten, um Mittel zur Bezahlung seiner Schulden und zur Reise nach einem andern Orte zu bekommen. Nachdem er mit einem Versteigerer wegen des Verkaufs seiner Kleidungsstüke gesprochen, kehrte er nach seinem Kosthause zurük, um dieselben dort zusammenzupaken, als die Frau des Hauses ihm einen von weiblicher Hand geschriebenen und an ihn addressirten Brief überreichte, den ein Knabe gebracht hatte. In dem Briefe waren 20 Dollars in Banknoten enthalten und eine Note zur Unterzeichnung, die auf den Inhaber lautete. Der Brief lautete wie folgt:

„Herrn —. Da ich weiß, daß Sie in Geldverlegenheit sind und ich die Mittel habe, Ihnen zu helfen, so sende ich Ihnen 20 Dollars, mit welchen Sie gefälligst sogleich Ihr Kostgeld bezahlen wollen. Sie haben darauf sich nach der Wollkrämpelfabrik in Milton zu begeben, wo Sie sich an den Aufseher zu wenden haben, bei dem ich war, und der Sie vorerst als Krämpelabstreicher anstellen wird. Arbeit und Lohn werden Ihnen nicht besonders gefallen, aber Ausdauer wird Ihnen eine bessere und einträglichere Stellung verschaffen. Für das Ihnen geliehene Geld belieben Sie beiliegende Note zu unterzeichnen und sie in einem Brief-Couvert ohne Adresse in das Postfach Nro. — zu legen. Ein Fremder."

Obgleich außerordentlich überrascht über solche so zu rechter Zeit kommende Gefälligkeit, nahm er sie doch mit Freuden an und, durch eine ihm unerklärliche Gewalt gezwungen, befolgte er alle ihm gegebenen Vorschriften buchstäblich. Als er sich in der erwähnten Fabrik meldete, fand er, daß seine Stellung dort durch die dringende Bitte einer jungen Dame, die der Aufseher nicht kannte, ihm verschafft worden war.

Das ganze Verfahren hatte etwas so Ungewöhnliches, daß der Held unserer Geschichte, durch Fleiß und Aufmerksamkeit das Vertrauen des Aufsehers erworben, diesem die ganze Angelegenheit erzählte und ihn bat, ihm behülflich zu sein, den Namen und die Lage seiner Wohlthäterin zu entdeken. Dieser ging gern darauf ein; es verflossen aber zwei Jahre, ohne daß das Geheimniß enthüllt war. Mittlerweile hatte der junge Mann eine höhere Stelle in der Fabrik bekommen und von seinem Erwerbe jene 20 Dollars zurükgelegt und auf Zins der Sparkasse übergeben, so daß er bereit war, jeden Augenblik die Schuld zu bezahlen.

In den ersten Versuchen, das Geheimniß zu enthüllen, hatte er sich an das Postamt gewandt, um zu erfahren, welche Person zu der Zeit der Aufgabe jenes Postfach, worein er den Schein zu legen angewiesen war, inne gehabt, erfuhr aber, daß zu jener Zeit keine bestimmte Person jene Nummer belegt hatte. Da auch jeder andere Versuch fehlschlug, so gab er alle Hoffnung einer Entdekung seiner Wohlthäterin auf.

Nach vierjährigem Verweilen in der Stadt hatte der gebildete junge Mann in mehreren angesehenen Familien

Bevölkerung von mehr als 1500 Köpfen. Unter diesen figuriren die ersten deutschen Ansiedler noch mit 300 Personen, während der übrige Theil aus deren Nachkommen, einer Zahl brasilianischer Bauern und zirka 80 Sklaven besteht. Sämmtliche Kolonisten leben im Ueberfluß und der größte Theil von ihnen besizt ausgedehnte, werthvolle Güter und einen reichen Viehbestand an Rindern und Pferden.

Mehr als San Pedro de Alcantara hatte die im Jahre 1836 am Itajahy gegründete Kolonie gleichen Namens anfänglich mit dem härtesten Ungemach zu kämpfen. Ihre Begründung erfolgte auf Grund eines Beschlusses der Provinzial-Legislatur vom 5. Mai 1835, welcher jedem Kolonisten unentgeldliche Ländereien anwies, und zwar dem Unverheiratheten ein Stük von 200, dem Verheiratheten von 300 und dem Verheiratheten mit mehr als drei Kindern von 400 Brassen Länge bei einer für alle gleichen Tiefe von 500 Brassen. Zugleich war dafür gesorgt, daß jedes Grundstük fließendes Wasser hatte, und da der Boden am Itajahy vielleicht der fruchtbarste in der ganzen Provinz ist und dieser Fluß eine bequeme Straße für den Absaz aller Produkte darbietet, schien keine Bedingung des trefflichsten Gedeihens zu fehlen. Um so störender aber sollten sich hier die Feindseligkeiten der Indianer erweisen. Kaum hatten sich von Pedro d'Alcantara hierher übersiedelte deutsche und brasilianische Bauern niedergelassen und den Bau ihrer Ländereien begonnen, als wiederholte Ueberfälle der Bugres unter ihnen einen Schreken verbreiteten, der den größten Theil bestimmte, die Kolonie wieder zu räumen. Nur sechs Deutsche und zwei Brasilianer blieben zurük und bildeten im Jahre 1837 den ganzen noch vorhandenen Bestand derselben.

Diesen Zuständen gegenüber war jedoch die Regierung nicht müßig, sondern verlegte ein Detachement Infanterie auf die Kolonie, eine Maßnahme, welche sofort den günstigsten Erfolg bekundete. Das Vertrauen kehrte zurük, mit ihm die flüchtig gewordenen Ansiedler. Neue Familien schlossen sich an, und so zählte die Kolonie Itajahy im Jahre 1839 schon wieder 65 Familien, darunter 17 Deutsche, zusammen mit einem Bestande von 141 Köpfen. Im Jahre 1843 kamen noch einige belgische Familien hinzu. Gegenwärtig hat die Bevölkerung die Zahl von 400 Köpfen erreicht, welche in 80 Feuerstellen wohnen, eines erfreulichsten Gedeihens genießen und außer ihren weit ausgebreiteten Kulturen und einem zahlreichen Viehstande unter andern 15 Zukerfabriken, 20 Mandiocamühlen ꝛc. besizen. Sämmtliche Bewohner bekennen sich zur katholischen Kirche.

Nur ein Jahr später als die Kolonie Itajahy, im Jahr 1837, wurde die Kolonie Bargem Grande, am rechten Ufer des Cubatao, im Municipium von San Jose, nur etwa 2 Leguas nördlich von San Pedro de Alcantara und zwar ausschließlich von ehemaligen Ansiedlern dieser lezteren Kolonie begründet. Es waren ihrer 44 Köpfe, darunter 43 Deutsche und 1 Däne (wohl Holsteiner) von den verschiedensten Altern und in verschiedenen Geschäften erfahren. Der zur Ansiedelung ausersehene Ort war eben so fruchtbar als gesund. Vom Jahre 1837 bis zum Juli 1853 starben von den sämmtlichen 44 Ansiedlern nur 2 Frauen und von den in dieser Zeit Geborenen, 67 an der Zahl, davon 30 Knaben und 37 Mädchen, 2 Kinder. Durch Heirathen einverleibten sich der Kolonie noch 2 Deutsche und 5 Brasilianerinnen, und erreichte somit ihre Gesammtbevölkerung im Juli 1853 die Zahl von 116 Personen. Binnen sechszehn Jahren hatte, und dies fast gänzlich ohne neuen Zuzug von Außen, eine Verdreifachung der Bevölkerung stattgefunden! Dieß und die fast verschwindende Sterblichkeit unter den Kolonisten, welchen schlagenderen Beweis kann es wohl für den unter ihnen herrschenden Wohlstand und die Zuträglichkeit der klimatischen Verhältnisse ihres neuen Vaterlandes geben! Die Kolonie hat zu hauptsächlichen Märkten für ihre Produkte die Provinzial-Hauptstadt und San Jose. Ihre Bewohner sind fast alle Katholiken.

Waren aber San Pedro d'Alcantara, Itajahy und Bargem Grande sämmtlich aus der ersten deutschen Einwanderung des Jahres 1828 in die Provinz hervorgegangen, so folgte 1847 eine zweite solche, aus welcher noch in dem nämlichen Jahre zwei neue Kolonien, Piedade und Santa Isabel begründet wurden.

Leider sollte die erstere durchaus nicht gedeihen. Nördlich von der Barre der Stadt Desterro gelegen, hatte sie den großen Vortheil unmittelbarster Nähe des Marktes für ihre Erzeugnisse. Aber dieser Vortheil konnte von vornherein zu keiner Geltung kommen, da der Boden der Ländereien von der schlechtesten Beschaffenheit war. Die Regierung glaubte eine Zeit lang durch pecuniäre Subsidien den drohenden Verfall aufhalten zu können; ihre Mühe blieb jedoch, wie dies nicht anders sein konnte, erfolglos, und während die Geschichte anderer Kolonien einen steten Zuwachs der Bevölkerung aufweist, zeigte sich hier in den auffallendsten Verhältnissen die entgegengesezte Erscheinung. Von den im Jahre 1847 angesiedelten 150 Deutschen (62 männlichen und 68 weiblichen Geschlechts) waren auf der Kolonie noch übrig im Jahre 1848: 125; im Jahre 1849: 114; im Jahre 1850: 105 und im Juli 1853: 91. Die übrigen Kolonisten waren nach besseren und fruchtbareren Orten ausgewandert, einer nach der Provinz Rio Grande do Sul, und befinden sich dort sämmtlich in günstigen Verhältnissen. Die in der Provinz Santa Katharina Gebliebenen haben sich, die einen da, die andern dort, an verschiedenen Punkten und mitten unter der brasilianischen Bevölkerung niedergelassen.

Ganz anders gedieh dagegen die Kolonie Santa Isabel. Sie liegt unmittelbar am Bugresflusse, an der Straße von Lages, 6 Meilen von der Stadt San Jose entfernt, im Munizipalbezirke derselben. Die Zahl ihrer ursprünglichen Ansiedler war 256, davon 142 männlichen und 114 weiblichen Geschlechts. Von der Zeit ihrer Gründung bis Mitte 1854 starben auf ihr 1 Mann und 7 Frauen und wurden geboren 58 Kinder, 29 Knaben und ebenso viele Mädchen, so daß sie zu der lezthezeichneten Zeit eine Bevölkerung von 307 Seelen zählte. Der Boden zeichnet sich durch Fruchtbarkeit aus, das Klima durch seine mäßige Temperatur und Salubrität. Die Kolonisten sind sämmtlich Akerbauer und im Besize großer Viehbestände an Rindern, Maulesseln, Pferden, Schweinen und Schafen. Die Kolonie, einer gedeihlichen Gegenwart sich erfreuend, verheißt in jeder Hinsicht noch eine gedeihlichere Zukunft.

Eine dritte und jezt Jahr für Jahr regelmäßig fortgehende Einwanderung Deutscher in die Provinz Santa Katharina begann mit dem Jahre 1850, Betreff der Begründung der beiden jüngsten deutschen Kolonien dieser Provinz, Blumenau und Dona Francisca. Erstere zählte Ende 1854 zirka 250 Einwohner, lezztere im gleichen Zeitpunkt ungefähr 1200. (A. A.-Ztg.)

Verschiedenes.

Schweiz. Die Regierung von Luzern läßt durch das Mittel des Bundesrathes die Regierungen der Vereinigten Staaten Nordamerika's, von Frankreich und England anfragen, ob und unter welchen Bedingungen sie sich zur Aufnahme deportirter Verbrecher verstehen könnten. Ob Frankreich und England vielleicht in das menschenfressende Guyana solche Leute brauchen können, wird sich zeigen. Die Anfrage an die Vereinigten Staaten Nordamerika's hätte sich die Regierung von Luzern ersparen können, denn die Antwort muß da naturgemäß verneinend ausfallen. Ganz unbegreiflich ist es, daß sich Luzern nicht an die Vereinigten Staaten Südamerika's, nämlich an die Argentinische Republik, wendet, von der bekannt ist, daß sie dem König von Neapel so einen Liebesdienst erweist, wie der von Luzern gewünschte.

Deutschland. (Vortheile, welche Auswanderer auf deutschen Eisenbahnen und Dampfschiffen genießen.) Auf allen Eisenbahnen, die von Leipzig und Berlin nach Bremen führen, imgleichen auf allen hannoverschen, nach Hamburg führenden Linien zahlen erwachsene Auswanderer nur zwei Drittheile und Kinder unter zehn Jahren nur ein Drittheil der gewöhnlichen Passagiertaxen. Das Gepäk von Erwachsenen geht bis 100, von Kindern bis 50 Pfund frei mit. Uebergewicht wird nach dem Tarif von Kaufmanns-Gütern, die als pressant befördert werden, berechnet. Der Nachlaß von Köln nach Bremen steigt sogar auf die Hälfte des einfachen Passagiersazes; die Bedingungen für das Gepäk sind die gleichen. Spezialzüge für Auswanderer, die den Weg von Leipzig nach Bremen in einem Tag zurüllegen, gehen fünf Mal jeden Monat, von Köln aus zwei Mal. Außer diesen Spezialzügen werden Auswanderer jedoch von Köln aus nur mit dem Zuge um 11 Uhr, von Berlin und Leipzig mit den Mittagszügen befördert. Die Berlin-Hamburger Bahn (über Wittenberge) transportirt Auswanderer-Kinder unter zwölf Jahren und das Auswanderer-Gepäk bis auf 100 Pfund gratis. Magdeburg-Wittenberge, ingleichen die thüringische Bahn befördern auch Erwachsene etwas billiger; sie rechnen zwei Kinder unter 14 Jahren für einen einzigen Passagier und gewähren ebenfalls 100 Pfund Freigepäk für die Person. Die Dampfschifffahrts-Gesellschaften zu Köln und zu Düsseldorf gewähren Auswanderern, die den Weg über Minden nach Bremen einschlagen, gleichfalls recht erhebliche Vortheile, außerdem 100 Pfund Freigepäk, endlich fordern sie für den Zentner Ueberfracht nur 4 bis 6 Sgr. Auswanderer, die von Mainz den Weg über Frankfurt, Kassel, Karlshafen und Minden nach Bremen einschlagen, genießen gleichfalls einige Vortheile, wenn schon nicht die gleichen wie auf der Route Mainz-Köln und Köln-Minden-Wunstorf-Bremen. Die Weser-Dampfschifffahrts-Gesellschaft befördert Auswanderungs-Gesellschaften von mindestens 10 Personen auf der Tour Minden-Bremen zu 2 Thaler die Person, 100 Pfund Passagiergepäk unentgeldlich, den Zentner Uebergewicht zu 18 Sgr. 9 Pf. Endlich befördert die Main-Dampfschifffahrts-Gesellschaft von Frankfurt nach Mainz alles Auswanderungs-Gepäk, das Gewicht sei welches es wolle, zu 12 Sgr., Kindergepäk die Hälfte.

Meklenburg. (Die Auswanderung heilt sich selbst.) Das Beispiel Meklenburgs zeigt, daß die diesjährige Auswanderung nicht bloß wegen den schlechten Nachrichten aus Nordamerika abgenommen hat, sondern auch, weil sich die Leute jezt bei Hause besser befinden, als früher, woran in manchen Gegenden gerade die massenhafte Auswanderung durch die von ihr veranlaßte Steigerung des Arbeitslohnes Schuld ist. Meklenburg hat diese Jahre her eine bei seinem fruchtbaren und nichtsweniger als übervölkerten Boden erstaunliche Anzahl Auswanderer geliefert; der Mangel an Arbeitern wurde bereits empfindlich. Nun aber haben sich die dortigen Verhältnisse verändert und damit auch die Auswanderungslust bedeutend nachgelassen. Es wird den Leuten ein größerer, ihre Bedürfnisse deckender Lohn verwilligt, während die kleinen Landwirthe, durch immer verbesserte Akerbestellung und Wirthschaften, und besonders durch die hohen Preise ihrer Produkte einen früher nie gekannten Wohlstand erreicht haben. Agenten, die dort sonst 100 Leute beförderten, expediren in diesem

---

Zutritt erhalten, und es kann nicht auffallen, daß, ungeachtet seiner pekuniären Verpflichtung zu Einer, er eine intime Bekanntschaft mit einer andern vom schönen Geschlechte gemacht hatte. Anfangs machte er sich skrupulöse Gedanken; aber die Reize der bekannten Dame siegten über das Gefühl der Dankbarkeit gegen die unbekannte. Er bekannte der Geliebten offen, was eine Andere ihres Geschlechts für ihn gethan, als er sich in der größten Noth befand.

Sie lachte gerade heraus über solche für ein Mädchen unpassende Handlung, erklärte sie für eine aus einem augenblicklichen Impulse hervorgegangene That, deren die Handelnde sich schäme und deßhalb das Schweigen beobachte. Dabei tröstete sie ihn mit der Bemerkung, daß er durch Hinterlegung des empfangenen Geldes aller ferneren Verbindlichkeit enthoben sei. Er erkannte die Wahrheit dieses Arguments. Natürlich war also hiemit jedes Hinderniß für ihre Verbindung beseitigt, für welche dann auch sofort der Tag angesezt wurde.

Am Tage vor der Hochzeit erhält der Bräutigam durch die Post einen Brief folgenden Inhalts:

„Herr —. Wenn Sie diesen Abend nach Nro. —, — Straße, kommen, Ihren Schuldschein einlösen und die Zinsen bezahlen, so ersparen Sie sich Kosten.

Ein Fremder."

Er begab sich zur angegebenen Zeit nach dem bezeichneten Hause, froh, einer Verpflichtung ledig zu werden, welche durch das Geheimnißvolle, welches sie umgab, in ihm ein brülendes Gefühl erzeugt hatte. Er wurde an der Thür von einem Diener empfangen, der ihn in das Besuchszimmer führte, wo er in seiner Gläubigerin, mit dem Schuldscheine in der Hand, seine Braut erkannte, die er morgen sein Weib nennen sollte.

Erklärungen folgten, welche wir der Einbildungskraft unserer Leser überlassen. Genüge es zu sagen, daß die jungen Leute am festgesezten Tage getraut wurden und daß der Gemahl einen hohen Rang unter den Fabrikanten in Manchester einnimmt, die Frau sich aber freut, daß sie vor Jahren zwanzig Dollars entbehren konnte. (Pilot.)

* * *

Anekdote. (Irische Wünsche.) Zwei irische Einwanderer, kaum in Amerika gelandet, kommen in ein Speisehaus in Rochester, wo auf der schon servirten Tafel einstweilen die Zugemüse stehen, wie Essiggurken, Meerrettig u. dgl. Pat sieht den Meerrettig für ein Kartoffelgemüse an und fährt gleich mit dem Eßlöffel hinein. Dik, vorsichtiger, beobachtet erst, ob die neue Speise seinem Gefährten Pat mundet; da sieht er, wie dem guten Pat die Thränen aus den Augen schießen. „Was ist dir, Pat?" fragt er. — „O," erwidert Pat behaglich schmazend, „ich dachte eben an meinen guten Vater, der im schönen Irland gehängt wurde; schade, daß er nicht mehr lebt! wie würde der Biedermann sich freuen, wenn er so n' hamerikanisches Gemüse essen dürfte!" — Dik führt nun alsbald auch einen übervollen Löffel Meerrettig über die Zunge, und verzieht das Gesicht, wie wenn er am Schlingkrampf litte. „Was hast du, Dik?" fragt Pat. — „O nichts; ich dachte nur eben, wie schade es sei, daß sie dich nicht neben deinen guten Vater gehängt haben im schönen Irland!"

Jahre 15 und 16, und diese sind wiederum größtentheils Leute, denen ihre vorausgeeilten Verwandten das nöthige Reisegeld senden und ihnen einen sicheren Erwerb verheißen.

Großbritannien. (Abnahme der irischen Auswanderung.) Die Auswanderung aus irischen Häfen nach brittisch Amerika hat in diesem Jahre bedeutend abgenommen. Einem offiziellen Ausweise zufolge waren vom 1. Januar bis 1. September dieses Jahres von Limerik 10 Schiffe mit 1135 Auswanderern nach Quebek abgegangen. In derselben Periode des vorigen Jahres 41 Fahrzeuge mit 5796 Emigranten.

Nordamerika. (Sterblichkeit im Jahre 1854 in den vier größten atlantischen Hafenstädten der Vereinigten Staaten.) Die Zahl der Todesfälle beträgt in Philadelphia 11,811, davon Kinder unter 5 Jahren 5874; in New-York 18,458, davon Kinder unter 5 Jahren 15,593; in Baltimore 7538, davon Kinder unter 5 Jahren 2887; in Boston 4418, davon Kinder unter 5 Jahren 1987. Philadelphia mit Kensington, Northern, Liberties, Spring Garden, Southwark und Moyamensing zählt nach dem Zensus von 1850 340,000, New-York 515,000, Baltimore 166,000 und Boston 137,000 Einwohner." (In den lezten vier Jahren hat die Bevölkerung aller dieser Städte, besonsonders New-Yorks, sich noch ungeheuer vermehrt.) Man sieht aus dieser, dem „Philadelphia Bulletin" entnommenen Tabelle, daß in den drei erstgenannten Städten eine, gegen südlichere und im Inlande gelegene Städte gehaltene unverhältnißmäßige Zahl von Kinder-Sterbefällen vorkommt, und daß Lungenkrankheiten (wozu Schwindsucht vor allen gehört) namentlich in New-York sehr zahlreiche Opfer fordern.

Vereinigte Staaten. New-York. (Bevölkerungszunahme.) Nach einer Aufstellung im „New-Yorker Courier" und „Enquirer" hatte die Städte-Bevölkerung des Staates New-York seit 1850 um 44 % zugenommen.

	1850:	1855:	
New-York .	515,547	730,000	930,000
Brooklyn .	96,838	200,000	
Williamsburgh .	30,780		
Albany .	50,763	60,000	
Troy .	28,785	40,000	
Utica .	17,565	22,500	
Syracuse .	22,271	25,000	
Rochester .	36,403	50,000	
Buffalo .	42,261	75,000	
Oswego .	12,205	18,000	
Gesammt-Bevölkerung d. 10 Städte	853,418	1,230,500	

Die Bevölkerung des platten Landes war freilich nicht in demselben Maße gestiegen, die Gesammt-Bevölkerung dürfte nur von 3,097,394 in 1850, auf zirka 3,700,000 in 1855 angewachsen sein.

— Nebraska. Omaha, die Hauptstadt von Nebraska, ligt am Ufer des Missouri, Council Bluffs gerade gegenüber. Die Lage ist sehr hübsch und vom Capitolhügel herab, der ungefähr eine Meile vom Flusse entfernt ligt, hat man eine herrliche Aussicht auf das Missourithal, wie auf die Ufer und Hügel von Iowa. Es zählt jezt ungefähr 400 Einwohner, ist von einer zum Akerbau vorzüglichen Gegend umgeben, gut bewässert und entbehrt nichts als Holz, das hier jedoch nach der Meinung von Sachverständigen in 4—5 Jahren ausreichend wachsen könnte, um als Brennmaterial und zum Einfriedigen der Aeker zu dienen. Die Zeiten sind jezt hart in Nebraska. Lebensmittel stehen hoch im Preise, wegen der durch die Einwanderung vermehrten Nachfrage und weil das Militär zu seinem Unterhalte viel bedarf. Ebenso hat Bauholz einen sehr hohen Preis. Der Arbeitslohn steht in keinem Verhältniß zu diesen hohen Preisen. Wer also jezt nach Nebraska muß, nehme deßhalb reichlich Geld mit, denn es gibt jezt mehr Arbeitnehmer als Arbeitgeber dort und nur gegen sehr geringen Lohn kann auf dauernde Arbeit gerechnet werden. Im nächsten Jahre wird es schon besser gehen, wenn die Ernte und ein vermehrter Anbau, sowie die Anlage von Sägemühlen und die Konkurrenz im Holzhandel die Preise herunter bringen. In den bereits bekannten Gegenden von Nebraska ist auch kein gutes Material für Ziegelsteine zu finden, das Bauen daher sehr theuer.

— Kansas. Aus folgendem Paragraph des Sklavengesezes von Kansas kann man abnehmen, wie groß die Freiheit ist, die dort herrscht: „§. 11. Wenn Jemand etwas Gedrukten oder Geschriebenes in das Territorium einführt, bekannt macht oder zirkuliren läßt, oder veranlaßt, daß dies geschieht, oder wissentlich dazu mitwirkt, daß ein Buch, Zeitungsblatt, Journal, Flugblatt, Brief oder Rundschreiben eingeführt wird, welches Auseinandersezungen, Beweisführungen, Meinungen (opinions), Ansichten (sentimens), Lehren, Rathschläge oder Winke (innuendos), enthält, bei denen es darauf abgesehen ist, zügellose, gefährliche oder aufrührerische Gesinnungen unter den Sklaven zu verbreiten oder Sklaven zu verleiten, aus dem Dienst ihrer Herrer zu entlaufen, oder ihrer Autorität entgegenzutreten: so soll er eines peinlichen Verbrechens schuldig sein und mit harter Arbeit auf mindestens zwei Jahre bestraft werden." (Bei allem diesem ist vorausgesezt, daß der Thäter nicht die Absicht gehabt habe, die Sklaven zum Aufstand oder zur Flucht zu bewegen, denn liegt eine solche Absicht vor, so soll er (nach §. 2) mit dem Tode bestraft werden.)

Mexiko. Der Bürgerkrieg zwischen den Anhängern des flüchtigen Santa Ana (der sich von Havannah nach Venezuela begeben will) und der neuen Regierung dauert fort. — Nach spanischen Blättern ist der bekannte amerikanische undiplomatische Diplomat Soulé, als er an einem Sturm des Generals Santa Cruz auf die Stadt Jalaf (soll wahrscheinlich heißen Jalapa, Xalapa) theilnahm, erschossen worden.

— **Kanada.** Ein neuer Kanal in Ober-Kanada, welcher durch Umgehung der St. Mary-Wasserfälle den obern See mit den untern Seen verbindet, ist jüngst eröffnet worden. Der Kanal hat beim niedrigsten Wasserstande eine Tiefe von 12 Fuß, die Breite in der Wasserhöhe beträgt 100 und am Grunde 64 Fuß. Die Schleusen sind im Lichten 70 und 350 Fuß. Schon nach dem ursprünglichen Plane, welcher später nicht unbeträchtlich erweitert ward, mußten zirka 2,860,000 Kubikfuß Felsen gesprengt werden. Die Bauausführung kostete die Kompagnie ungefähr eine Million Dollars, wofür dieselbe nach ihrem mit der Regierung gemachten Kontrakte 750,000 Akres Land erhielt.

Südamerika. Guyana. Berichte des Gouverneurs der französischen Strafkolonie in Cayenne melden, daß dieselbe vom gelben Fieber heimgesucht ist. Diese vom 17. August datirten Berichte bestätigen, daß seit dem 29. Juni das freie Militär und Zivilpersonale 212 Personen und die Transportirten und Sträflinge (im Ganzen 3280 Individuen) 263 an der Seuche verloren haben. Bei Abgang des Berichtes hatte sich das Uebel vermindert. Da wäre also etwas Plaz für den Luzerner Auswurf.

(Für auswandernde säugende Mütter.) Bekanntlich ist die Schiffskost, besonders die des Zwischendeks, eine säugenden Müttern wenig Nahrung für ihre Kinder gebende, und die in luftdicht verschlossenen Blechgefässen verkaufte, mit Zuker zu einer kompakten Masse eingekochte Milch oder Rahm steht zu hoch im Preise, als daß Unbemittelten die Anschaffung möglich wäre. Es ist aber eine Methode als erprobt befunden worden, nach der jede Mutter sich ihren Bedarf an Rahm, der vor dem Gebrauche mit Wasser verdünnt werden kann, selbst bereiten kann. Wenn Rahm in verzinnten Blechfläschchen gekocht und in dem Augenblike des Aufkochens luftdicht verschlossen wird, so hält er sich Monate lang.

Anzeigen.

Abonnementseinladung.

Der „Kolonist" ladet hiemit zu zahlreichem Abonnement für das nächste Quartal ein. Er erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der „Kolonist" ist ein Organ für die schweizerische Auswanderung und bespricht als solches sowohl die allgemeinen Verhältnisse derselben, als er namentlich Mittheilungen über sämmtliche Länder bringt, welche ihr Ziel sind. Neben Nordamerika, das dem Europamüden gegenwärtig leider so trübe Aussichten bietet, wird er die Blke seiner Leser wie bisher vorzugsweise auf Brasilien lenken und zwar insbesondere auf jene Halbpachtkolonien in San Paulo, die sich bis jezt als einzig praktische Lösung der Auswanderungsfrage bewiesen haben. Ebenso wird er fortfahren, nach bestem Wissen und Gewissen vor der Uebersiedlung nach solchen Ländern zu warnen, in welchen den schweizerischen Auswanderer statt dem geträumten und ihm vorgespiegelten Glük nur Elend und Verderben erwarten, wozu gerade jezt reichliche Gelegenheit geboten ist.

Der „Kolonist" kostet halbjährlich 2 Fr., vierteljährlich 1 Fr., mit der Post franko durch die ganze Schweiz. Eine Vergleichung unseres Blattes mit der in Bern wöchentlich erscheinenden Auswanderungszeitung ergibt, daß es mehr als doppelt so billig ist, da die Abonnementsgebühr des „Kolonist" bei um die Hälfte größerem Format und viel engerem Druk doch nur zwei Drittheile von dem Preise jener beträgt.

Den bisherigen Lesern wird dieses Blatt auch ohne besondere Bestellung wieder zugesandt und die Gebühr mit der dritten Nummer nachgenommen. Neue Abonnenten mögen sich an das nächstgelegene Postamt wenden oder in frankirten Briefen an die

Expedition des „Kolonist"
in Lichtensteig.

Dr. Warburg's
Vegetabilische Fieber-Tinktur.

Das sicherste und bewährteste
Arzneimittel gegen alle Arten und Abarten von Fieberkrankheiten.

Preis 6 Fr. per Fläschchen mit Gebrauchsanweisung.

Hauptdepot: **J. F. Kammerer in Zürich.**

Dr. Warburg's Fiebertinktur hat sich in allen Welttheilen, unter den verschiedensten Klimaten, als das vorzüglichste Heilmittel in Fieberkrankheiten erprobt, und ist besonders gegen Nervenfieber, Gelbfieber und Schleimfieber, sowie gegen die bösartigsten und hartnäkigsten Wechselfieber als ein Spezifikum anerkannt, was durch die vielfältigsten und glüklichsten Erfolge, welche die bewährtesten Aerzte unter allen Zonen bei deren Anwendung erzielten und veröffentlicht haben, konstatirt und festgestellt ist.

Ein Beweis, wie sehr man bereits die spezifische Heilkraft dieser Arznei in Ost- und Westindien zu schäzen weiß, ist aus einer Zirkular-Verordnung vom 23. Dezember 1852 ersichtlich, durch welche die Direktion der königlich brittanischen Paketboot-Kompagnie in London (Royal Mail Steam Paket-Company) ihren resp. Kapitänen, Aerzten und übrigen Offizieren auf das strengste anbefiehlt: daß keines ihrer Schiffe, wenn es nicht mit einer genügenden Quantität von Dr. Warburg's Fieber-Tinktur versehen ist, nach tropischen Klimaten abgehen dürfe, und daß die betreffenden Offiziere stets für einen angemessenen Bedarf dieser Medizin an Bord des Schiffes besorgt sein möchten.

Es kann sonach die Warburg'sche Tinktur insbesondere allen Reisenden und Auswanderern nach südlichen Gegenden als kostbarster Arzneischaz anempfohlen werden.

Ein fernerer Beweis, wie umfassend und allgemein der Werth und die ausgezeichnete Wirkungskraft dieses Heilmittels erprobt und anerkannt wurde: ist die Einverleibung desselben in die österreichische Pharmakopöe und dessen Einführung durch kaiserliches Dekret in den gesammten österreichischen Staaten; sowie analog demselben die Direktion der Medizinalangelegenheiten in Zürich durch Reskript vom 11. Oktober 1854 die Verabfolgung der Warburg'schen Tinktur aus den öffentlichen Apotheken durch ärztliche Verschreibung an Kranke in dem Kanton Zürich angeordnet hat.

Die im Druk erschienene Abhandlung über die spezifische Wirkungskraft dieses Arzneimittels (höchst wissenschaftlich und getreu dargestellt von Dr. Dupuis, praktischem Arzt in Mainz) nebst einem Anhang: bezüglich der Aufnahme desselben in die österreichische Materia Medica, — Gebrauchsanweisung, — Bezugsquelle — ist durch die Verlagshandlung von Fr. Hanke in Zürich zu beziehen, sowie in allen Buchhandlungen der Schweiz à 70 Rp.

Dem Unterzeichneten ist von Hrn. Dr. Karl Warburg in London das Hauptdepot der Warburg'schen Tinktur durch Kontrakt und amtlich beglaubigt für die Schweiz übertragen worden. In Bezug hierauf ersuche ich die Herren Aerzte, Apotheker und Direktionen öffentlicher Hospitäler, sich wegen des Bezuges dieses Heilmittels gefälligst an nachstehende Firma zu wenden, woselbst auch wegen Errichtung anderwärtiger Depots, auch außerhalb der Schweiz, die genaueste Auskunft und Vollmacht ertheilt kann.

Theodor Kammerer.

Firma:
J. F. Kammerer in Zürich.

Abonnementspreis.
Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".

Einrückungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 41. | Samstag den 13. Oktober. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Fünfter Jahrgang. | 1855.

Friedrich Gerhard's Wöchentlicher Unentgeltlicher Wegweiser, Adreß-Anzeiger und Geschäfts-Empfehler für deutsche Einwanderer in die Vereinigten Staaten.

Wir haben uns vor einiger Zeit an die unter dem Namen „Nachweisungsbüreau für Auswanderer in Bremen" rühmlich bekannte gemeinnüzige Anstalt gewendet mit dem Gesuch um Mittheilung einiger Exemplare der obigen Titel führenden Schrift. Die Direktion des Nachweisungsbüreau hat demselben mit verdankenswerther Bereitwilligkeit entsprochen. Ihrer Sendung war folgendes Begleitschreiben beigelegt:

„In Erwiderung Ihres Schreibens vom 19. d. M. senden wir Ihnen in den Anlagen zwei Nummern von Friedr. Gerhard's Wöchentlichem Unentgeltlichem Wegweiser, denen Sie entnehmen werden, daß die vorangedrukten Regeln und Rathschläge für Einwanderer immer dieselben, die sonstigen Empfehlungen und Adressen aber als der wesentlichste Inhalt des Blattes zu betrachten sind. Wenn auch bei jenen im Wesentlichen nicht viel erinnert werden könnte, so erscheint doch ihr Zwek, den Einwanderern eine Wohlthat zu erzeigen, gerade durch die nachfolgenden Inserate gefährdet und verfehlt, denn leztere leiten den Unkundigen irre und lassen ihn, mit oder ohne Absicht der Urheber, leicht in die Hände gewissenloser Spekulanten und Runner fallen, vor denen stets am Nachdrüklichsten gewarnt werden sollte. Unsere Erfahrung und das übereinstimmende Urtheil aller wahren Menschenfreunde weist darauf hin, wie die beregten Uebelstände nur dadurch beseitigt werden können, daß die Einwanderer ausschließlich an die deutsche Gesellschaft sich wenden und deren Rath pünktlich befolgen, alles Andere aber vom Uebel, und diese Wahrheit dem betreffenden Publikum immer von Neuem vorzuführen dringend nothwendig ist. Unseres Erachtens stellt sich jener „Unentgeltliche Wegweiser" lediglich als eine Buchhändler-Spekulation dar, die mittelst der Philanthropie bessern Absaz erstrebt, wir mußten deßhalb auch dem Herausgeber unsere von ihm nachgesuchte Unterstüzung beim Verbreiten des Blattes entschieden versagen. Dagegen dürfte eine andre kürzlich im Buchhandel erschienene kleine Schrift des Agenten der deutschen Gesellschaft in Baltimore, H. F. Wellinghoff, betitelt „Fingerzeige für Auswanderer nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika", Ihre Beachtung verdienen, zumal der Verfasser die Arbeit nur in der uneigennüzigsten Absicht, seine Erfahrungen andern zu Gute kommen zu lassen, unternommen hat."

Mit der im obigen Briefe ausgesprochenen Ansicht, daß Gerhard's Unentgeltlicher Wegweiser nur eine Geldspekulation mit philanthropischem Firniß sei, sind wir durchaus einverstanden. Wir haben uns die Mühe gegeben, nachzurechnen, wie viel dem Spekulanten Gerhard seine Inserate eintragen und wie hoch sich seine Ausgaben für Drukkosten, Versendung ꝛc. belaufen mögen. Den Maßstab zu unserer Berechnung liefert die Brochüre selbst. Sie ist 24 Seiten stark, davon sind nur 6½ Seiten allgemeiner Text, der nicht direkte bezahlt wird, enthaltend: Regeln für Einwanderer, Taxe für Lohnkutscher und Kärrner zu New-York, Fahrpreise, Verzeichniß der deutschen Konsuln zu New-York und der deutschen Gesellschaften der Union, Preis der Inserate, Erlebnisse von Einwanderern. Alle diese Abhandlungen und Verzeichnisse, mit Ausnahme des lezten Punktes, sind in beiden uns vorliegenden Nummern die gleichen; sie bilden offenbar bis an kaum eine halbe Seite einen stehenden Saz, der in jeder Nummer gleich abgedrukt wird. Auch die Inserate sind in beiden Exemplaren fast die gleichen und werden wohl auch ihrer Natur nach meistens auf längere Zeit eingerükt werden. Gedrukt wurden von Nro. 1 bis 16 laut pag. 23 der Nro. 16 des Wegweisers im Ganzen 78,329 Exemplare und theils nach Europa (Bremen, Hamburg, Antwerpen, Rotterdam, Havre) zur unentgeltlichen Vertheilung versandt, theils (aber bloß 10,748 Stük davon) in Amerika verbreitet; also von jeder Nummer im Durchschnitt 4900 Exemplare, oder im Vierteljahr à 13 Nummern 63,700. In der Schweiz würden hiefür nach dem Ausspruch eines Fachmannes die Drukkosten (angenommen, daß der Saz für das ganze Vierteljahr der gleiche sei, da die geringen Veränderungen desselben durch die höhere Taxation solcher Inserate, die nur ein oder einige Mal erscheinen, so ziemlich ausgeglichen werden) höchstens 3500 Fr. betragen. Berechnen wir noch etwas mehr für die Veränderungen im Saz und stellen wir die Drukkosten für New-York etwas höher, so würden dieselben betragen 4500 Fr.,

dazu die vierteljährlichen Bureauauslagen (Expedition ꝛc.)	1500 „
zur Ausrundung um der geraden Rechnung willen	432 „
Gesammtsumme der Auslagen	6432 Fr.

Nun die Einnahmen. Der Preis der Inserate, welcher sogleich bei der Bestellung zu bezahlen ist, ist auf der lezten Seite des „Wegweisers" folgendermaßen verzeichnet:

Für 1	Square	von 10	Zeilen	1	Mal	.	1	Dollar.
„ 1	„	„ 10	„	1	Monat	.	3½	„
„ 1	„	„ 10	„	3	„	.	8	„
„ 1	„	„ 10	„	6	„	.	14	„
„ 1	„	„ 10	„	12	„	.	25	„

Geschäftskarten von nicht mehr als 5 Zeilen:

Für 3 Monate	4	Dollars.
„ 6 „	7	„
„ 12 „	12½	„

Für 1, 2, 3 oder 4 Seiten, pro Seite:

Für 3 Monate	180	Dollars.
„ 12 „	600	„

Für fünf oder mehr Seiten, pro Seite:

Für 3 Monate	160	Dollars.
„ 12 „	500	„

Die Nro. 16 des Wegweisers enthält nun wie alle andern 6½ Seiten allgemeinen, man kann sagen gemeinnüzigen unentgeltlichen Text; dann ferner an Inseraten (vierteljährliches Abonnement angenommen)

8½ Seiten kleinerer Inserate (mäßig gerechnet 250 Zeilen) à 200 Dollars	1700 Dollars.
1 Seite — ein Inserat (Pennsylvania-Zentraleisenbahn) —	180 „
8 Seiten — ein Inserat (Illinois-Zentral-Eisenbahn-Komp.) — à 160 Dollars	1280 „
Zusammen	3160 Dollars,

oder 16,432 Franken. Demnach:

Vierteljährliche Einnahmen:	16,432 Fr.
„ Ausgaben:	6,432 „

Reiner vierteljährlicher Profit 10,000 Fr., macht in einem Jahre 40,000 Fr., welcher Gewinn aber eher um mehrere tausend Franken zu niedrig als zu hoch angesezt ist.

Daß Herr Gerhard mit seiner Wochenschrift eine ausgezeichnete Spekulation macht, wie wir nachgewiesen haben, hindert nicht, daß seine allgemeinen Rathschläge für Einwanderer ganz trefflich sind, weßwegen wir sie auch unten folgen lassen, und denjenigen unserer Landsleute, welche sich auf die Auswanderung vorbereiten, zur Einprägung empfehlen. Wenn man Euch aber, werthe schweizerische Auswanderer, im Einschiffungshafen einen Gerhard'schen Wegweiser schenkt, so nehmt ihn zwar auf's Schiff, behaltet aber nur die ersten fünf und die lezte Seite mit den Inlandspassagepreisen. Die Inserate und Anzeigen aber, die, wenn Ihr sie befolgtet, leicht Ursache sein könnten, daß Ihr zu Euerm Schaden verschmizten Advokaten, Runnern, Quakfalbern und Landverkäufern in die Hände fielet, benuzet zu einem Zwekke, für welchen ein reinlicher Mensch sein Hemd nicht gern braucht, wozu er aus Mangel an Papier auf dem Schiffe oft wider Willen genöthigt ist. Rümpft Euere Nasen nicht über unsern guten Rath, der in den Auswanderungshandbüchern fehlt. Auf dem Lande denkt man gewöhnlich nicht an diesen Punkt, auf dem Schiffe aber werdet Ihr dem „Kolonist" für seine Erinnerung danken und deßwegen auch vielleicht Gerhard's unentgeltlichen Wegweiser als Euern Wohlthäter segnen.

Regeln und Rathschläge für Einwanderer.

Einwanderer! Ueberseht nicht, was hier zu Euerm Besten, und nur lediglich und allein zu Euerm Besten gesagt ist, sondern befolgt es und Ihr werdet Euch vielen Nachtheil, Verlust und Aerger ersparen.

Look out! das bedeutet zu deutsch: Paß auf! Nimm Dich in Acht! — und das ist die erste und wichtigste Regel, die Ihr Euch einprägen sollet. Wäh-

rend drüben im alten Vaterlande die Obrigkeit allerlei Vorbeugungsmaßregeln trifft und jeden Menschen mit allerlei Sicherheitsmaßregeln umgibt, bekümmert sich hier die Obrigkeit um dergleichen Dinge wenig, oft vielleicht gar zu wenig, und überläßt es Eurer Vernunft, zu beurtheilen und zu thun, was für Euch gut und nützlich ist. Darum: nehmt Euch in Acht und seid überall auf Eurer Hut, um so mehr, als gerade der Neu-Eingewanderte vielfach von Menschen umgarnt und umlagert wird, deren einziges Ziel und Streben dahin geht, sich auf seine Kosten zu bereichern, wobei es an tausend Kunstgriffen nicht fehlt, um ihn irre zu leiten und sich in sein Vertrauen einzuschleichen. Ihr werdet z. B. von einem Unbekannten in Euerer Mundart, seid Ihr Badener — in der badischen, seid Ihr Baiern — in der bairischen, seid Ihr Württemberger — in der schwäbischen Mundart u. s. w. angeredet; Ihr nennt ihm auf Befragen Euern bisherigen Wohnort, und siehe da: er ist nahe bei Euerm Geburtsort zu Hause; er erkundigt sich nach Euern Verwandten und Freunden u. s. w. u. s. w. und schleicht sich — ein Fremder, den Ihr bisher nie gesehen — in Euer Vertrauen ein, um Euch dann auszubeuten. — Oder Ihr fragt nach Jemand, der ein alter Bekannter von Euch ist und auf den Ihr Euch verlassen könnt: „O," erhaltet Ihr zur Antwort, „der ist dann und dann nach dem Westen gezogen," oder: „O, der ist so und so lange todt," oder: „das ist ein abscheulicher Spitzbube, der erst kürzlich in's Zuchthaus gewandert ist. Zu dem geht ja nicht; der würde Euch betrügen." (Fortsezung folgt.)

Mittheilungen über die neugegründete Kolonie Santa Maria da Soledade in der südbrasilianischen Provinz Rio Grande do Sul von Julius Caillin.

Unter diesem Titel ist soeben bei J. M. Wälle in Lichtensteig eine kleine Schrift erschienen und für 25 Rappen zu haben. Sie enthält genaue Nachrichten über die Kolonie des Grafen Montravel in Rio Grande do Sul, die den Lesern des „Kolonist" schon zum Theil aus unsern Nummern 32 und 35 bekannt ist.

Santa Maria da Soledade ist eine ausschließlich katholische Ansiedlung, deren Name schon den katholischen Schweizer aufsprechen muß; denn er bedeutet auf deutsch „Maria Einsiedeln."

In einigen Kantonen der Schweiz beklagen sich eine große Anzahl Katholiken, wir untersuchen hier nicht, ob mit Recht oder Unrecht, über Unterdrükung in Beziehung auf ihre konfessionellen und politischen Rechte. Mancher von ihnen, der sich mit dem herrschenden Zeitgeist nicht befreunden kann, denkt an Auswanderung, schrikt aber vor Nordamerika zurük, wo sein Glaubensbekenntniß gegenwärtig mit Mord und Todtschlag verfolgt wird. Welche Gegend auf dem weiten Erdenrund wäre geeigneter, solche Europamüde anzuziehen und zu ihrer Befriedigung aufzunehmen als das brasilianische Maria-Einsiedeln? eine Ansiedlung in dem schönsten, fruchtbarsten, mit einem milden und gesunden Klima gesegneten Lande, eine Kolonie, die von einem hochherzigen Glaubensgenossen gegründet und geleitet wird, der ihnen die vortheilhaftesten Bedingungen stellt und jederzeit mit Rath und That beistehen wird.

Wir dürfen mit vollster Ueberzeugung Santa Maria da Soledade unsern katholischen Landsleuten empfehlen und wünschen dem oben genannten Schriftchen, das sich durch Zuverlässigkeit und klare Darstellung auszeichnet, recht viele und fleißige Leser.

Die kalifornische Einwanderungsgesellschaft.

Wie bereits früher angedeutet, bildet sich gegenwärtig in San Francisco eine Gesellschaft, deren Zwek sein soll, die Einwanderung in Kalifornien zu erleichtern. Der Umstand, daß die Passagepreise nach San Francisco enorm hoch, ja höher sind als nach irgend einem anderen entfernteren Platze der Welt, stand seither der massenhaften Einwanderung nach Kalifornien hindernd in dem Weg, und trug dazu bei, daß das Land anstatt dasselbe mit einer arbeitsamen, kolonisirenden Ackerbaubevölkerung zu versehen, mit einer abenteuerlichen, nomadisirenden Population überfüllt wurde. Dem arbeitsamen Landmann erschien der Weg dorthin wie fast abgeschnitten, da er die hohen Ueberfahrtskosten aus eigenen Mitteln zu erschwingen meist außer Stande war. Und doch ist das kalifornische Land nicht nur ein Eldorado für den Goldgräber, sondern auch für den Landmann. Denn nichts thut Kalifornien mehr noth, als eine Einwanderung, die im Lande bleibt und seinen unfräulichen fetten Boden dauernd bestellt. Bei solcher konsolidirten und geregelten Immigration verspricht dieser westliche Zipfel des amerikanischen Festlandes nicht nur eine Goldgrube, sondern auch eine Kornkammer der Welttheile zu werden. Schon jezt führt Kalifornien nicht selten Getreidesorten nach den Sandwichsinseln, Australien, den östlichen Häfen der Union, ja selbst nach Liverpool aus, sein Getreideexport muß aber offenbar in dem Maße zunehmen und ein regelmäßiger werden, als sich dort die ländliche Bevölkerung mehrt und konsolidirt.

Die Dampf- und Klipperschiffe, welche den Osten der Union mit Kalifornien verbinden, halten eben die Passagierpreise noch zu hoch; denn die geringste kalifornische Ueberfahrtsrate, sei es von europäischen oder nordamerikanischen Häfen, beträgt 100 Dollars, während man Australien von allen Theilen der Welt für ⅔ dieser Summe erreichen kann.

Der Grund dieser hohen Passagepreise und somit der geringen kalifornischen Einwanderung ist ein dreifacher: 1) fehlt es den auf Kalifornien ausfahrenden Schiffen an sicheren und regelmäßigen Retourfrachten; 2) giebt es der europäisch-kalifornischen Schifffahrtslinien nur erst sehr wenige, und unseres Wissens besteht auf dem europäischen Kontinente erst eine solche Linie, und diese, von den Herren Ziel und Balzer etablirt, zieht sich von Hamburg über Valparaiso nach San Francisco; 3) strengt sich der östliche Theil der Union, und leider auch nicht ohne guten Erfolg, immer mehr an, das kalifornische Handelsgebiet für sich zu monopolisiren, nachdem er das Nez seiner hohen Zollsäze bis zu diesem seinem äußersten Westen ausgeworfen und das Ausland dadurch nicht wenig übervortheilte, da die Zölle, welche dieses zahlen muß, er sich eigennüzig erläßt.

Die Folge hievon ist, daß Kalifornien im Großen und Ganzen hinter Australien zurükbleibt, oder doch keinenfalls so rasch wie dieses seine Entwiklungsstufen durchläuft. Während sich die australische Bevölkerung jährlich nach Hunderttausenden vermehrt, nahm in 1854 die kalifornische noch nicht um 40,000 Köpfe zu; dort bildet sich immer mehr eine seßhafte kolonisirende Bevölkerung, während hier die Population in stetem Flusse begriffen ist. Die Menschen kommen und gehen in Kalifornien, wie die Wellen, welche seine Ufer bespielen, und lassen am Ende des Jahres einen nur sehr geringen Nettogewinn an menschlichen Arbeitskräften zurük. Während sich in Australien bereits längst neben dem Golde noch andere solide Stapel- und Ausfuhrartikel gebildet haben, deren Export selbst während der Periode der schlimmsten Gold-manie in ihrem Entwiklungsgange nicht gehemmt wurde, geht Kalifornien bis zum heutigen Tage, sieht man vom Golde und kleineren Partieen Quekfilber ab, der eigentlichen Stapel- und Ausfuhrartikel noch baar, denn sein Häute- und Getreideexport ist im Ganzen noch zu gering und zufällig, als daß er dem Schiffer und Kaufmann regelmäßige Beschäftigung böte.

Eingangs erwähnte Gesellschaft gedenkt nun eben dem Uebel der mangelnden ländlichen Bevölkerung dadurch abzuhelfen, daß man einen Immigrationsfond von 500,000 Dollars bilden, und damit die Dampf- und Klipperschiffe, welche vom Osten der Union und dem europäischen Welttheile Einwanderer dorthin bringen, unterstüzen will, dergestalt, daß sie von den Passagieren 50 Dollars und eine gleiche Summe vom Fond per Einwanderer erhalten. Mit gedachtem Grundkapital würde so 10,000 Einwanderern die Ueberfahrt nach Kalifornien bedeutend erleichtert werden. Circa 150 der ersten kaufmännischen Firmen haben dem Projekte ihre Unterstüzung zugesagt, resp. zum Behufe der Aufbringung des benöthigten Kapitals subskribirt.

Da es im Plane liegt, daß die unterstützten Einwanderer die ihnen vorgeschossenen Ueberfahrtsgelder binnen einer bestimmten Frist ratenweise zurükzahlen sollen, so ist damit zugleich das Mittel gegeben, den Fond vor Erschöpfung zu wahren und ihn flüssig zu erhalten, so daß die Gesellschaft ihre Operationen ununterbrochen wird fortsezen können.

Bedeutung und Gewicht dieses Unternehmens für's Hamburgische und deutsche Schifffahrtsgeschäft leuchtet ein, und wir werden daher über die Entwiklung und Realisirung desselben zur Zeit des Weiteren berichten.

(H. Z. f. d. A. u. K.)

Zur Statistik der europäischen Kolonisation in Brasilien.

Nach den jüngsten amtlichen Veröffentlichungen existiren europäische Kolonien in Brasilien gegenwärtig:

In der Provinz Amazonas		1,
„ „ „	Maranhao	3,
„ „ „	Espiritu Santo	2,
„ „ „	Rio de Janeiro	8,
In der Provinz San Paulo		14,
„ „ „	Parana	3,
„ „ „	Santa Katharina	11,
„ „ „	Rio Grande do Sul	6,
	in Summa	48,

und haben diese eine europäische Gesammtbevölkerung von etwa 27,000 Seelen.

Die der Provinz Amazonas angehörige Kolonie — Mana — ist von der Amazonas-Dampfschifffahrts-Kompagnie am Ufer des Rio Negro gegründet worden. Ihre ersten Ansiedler trafen im Dezember 1854 auf ihr ein, hundert Portugiesen, unter ihnen nur acht Frauen und zwei Kinder.

In der Provinz Maranhao wurde der erste Versuch, Europäer anzusiedeln, im Jahre 1852 in's Werk gesezt. Im April dieses Jahres langten daselbst nämlich 48 Portugiesen an und gründeten eine auf das sogenannte Parceriasystem gebaute Kolonie, Namens Santa Isabel. 1853 gesellten sich zu den ersten Kolonisten noch weitere 11, gleichfalls Portugiesen, und im Februar 1855 zählte die Kolonie, da seit ihrer Gründung drei Kinder auf ihr geboren und nur ein Kolonist gestorben war, jedenfalls ein Beweis der Gesundheit ihrer Oertlichkeit, im Ganzen 61 Seelen. Die Lage der Kolonisten wird als eine befriedigende geschildert. — Eine zweite Kolonie, Namens Arapapahy, wurde im August 1854 von der Provinzialregierung aus portugiesischen, für die Arbeiten am Kanal gleichen Namens angeworbenen Arbeitern gegründet und zählt 216 Personen. — Die dritte Kolonie, Santa Theresa, ist wie Santa Isabel eine auf das Parceriasystem gegründete Akerbaukolonie und zählt 140 Kolonisten, welche im Anfang dieses Jahres auf ihr eintrafen.

Von den beiden Kolonien der Provinz Espiritu Santo wurde die eine — Santo Agostinho — bereits im Jahr 1812 gegründet und waren die ersten Kolonisten 50 Familien von den Azoreninseln. Die Kolonie gedieh und bildet heute, mit der brasilianischen Bevölkerung völlig verwachsen, das Kirchspiel Vianna. Die andere Kolonie — Santa Isabel — ist eine deutsche. 163 Deutsche siedelten sich auf ihr im Jahre 1847 an und ihnen folgten im Oktober 1853 noch ferner 17. In Anfang des laufenden Jahres zählte sie eine Bevölkerung von 213. Geboren wurden auf ihr seit ihrer Gründung 84 Kinder, von denen jedoch 10 starben. Die Kolonie erfreut sich eines großen materiellen Wohlbefindens. Im Anfang 1854 grassirte auf ihr ein bösartiges Fieber, verschwand jedoch bald wieder.

Die älteste Kolonie der Provinz Rio de Janeiro ist das bereits seit 1810 bestehende, zunächst mit 1682 Schweizern gegründete Neu-Freiburg. 1824 gesellten sich zu diesen ersten Ansiedlern 342 Deutsche. Die schlechte Beschaffenheit ihrer Ländereien bewog den größten Theil der Kolonisten, Neu-Freiburg sehr bald wieder zu verlassen und sich an andern Orten der Provinz niederzulassen. Gegenwärtig ist die Kolonie mit dem Municipium und der Stadt Neu-Freiburg gänzlich verschmolzen. — Im Jahre 1845 trat eine zweite deutsche Kolonie Petropolis in's Leben. Nach der lezten Zählung am 31. Dez 1853 zählte sie 2959 Deutsche, davon 1597 männlichen, und 1362 weiblichen Geschlechts, 3 deutsche Schulen mit 348 Schülern, 1 katholische und 1 protestantische Kirche mit je einem deutschen Geistlichen, 1 Fabrik gewebter Zeuge, 3 Bierbrauereien, mehrere Holzschneidemühlen, Schmieden, Töpfereien u. dgl. m, und eine Unterstüzungskasse für arme Kolonisten. — Zwei Jahre später, im Jahr 1847, wurde die Kolonie Ballao dos Beados gegründet. Erst in lezter Zeit hat sie einigermaßen zu prosperiren begonnen. Im Februar 1853 zählte sie 309 Kolonisten, darunter 178 Portugiesen, 62 Brasilianer, 33 Franzosen, 13 Belgier u. s. w. und nur 7 Deutsche. Im Februar d. J. war diese Zahl bis auf 329 Personen gestiegen. Ueber 20,000 Stük Kaffeebäume sind gegenwärtig auf ihr angepflanzt. — Die übrigen 5 Kolonien der Provinz gehören sämmtlich dem Parceriasystem an und datiren erst aus dem Jahre 1852. Fast auf allen fielen Mißhelligkeiten zwischen den Kolonisten und den Grundherrn statt; nach und nach befestigten sich jedoch dieselben, und von den genannten 5 Kolonien waren 4 bald genug in einem erfreulichen und sowohl Halbpächter als Grundherrn zufriedenstellenden Fortschritt begriffen. Nur eine, die Kolonie Marzim de Sa, stellte sich als ein verfehltes Unternehmen heraus und zwar ebensowohl wegen der für den Kaffeebau nicht passenden Beschaffenheit ihrer Ländereien, als der Trägheit und der gänzlichen Unkunde ihrer Kolonisten bezüglich des Akerbaues; merkwürdig genug war unter ihnen auch kein Einziger vom Lande. Gegenwärtig hat der größte Theil der 67 Kolonisten die Kolonie verlassen. — Die übrigen 4 Kolonien zählen Ansiedler:

Independencia	172	im März 1854,
S. Rosa	132,	
Santa Jasta	148	im Febr. 1855,
Coreas	143	im Dez. 1854.

Wir kommen zur Provinz San Paulo, und dürfen, was ausführliche Angaben über die Kolonien dieser betrifft, auf neuliche Darlegungen dieser Blätter verweisen. Wir begnügen uns daher hier, im Wesentlichen nur die statistischen Hauptresultate zusammenzustellen. Unsern neulichen Bericht ergänzend sei nur noch vorangeschikt, daß auch in San Pnulo die deutsche Kolonisation bereits von älterem Datum, nämlich des Jahres 1828 ist, daß aber wie mehrere dieser älteren Kolonisationsunternehmen so auch die Kolonie San Amaro ein verfehltes Unternehmen war. Gegenwärtig residirt daselbst nur noch ein kleiner Rest der ursprünglichen Ansiedler, während der übrige Theil sich an andern Orten der Provinz niedergelassen und daselbst fast ausnahmslos ein günstiges Loos gefunden hat. Die bestehenden Kolonien sind: *)

			gegenwärtige Kolonistenzahl.	
Vergueiro	gegr. 1847	671	Pers.	
Sete Quedas	„ 1852	70	„	(Holsteiner)
S. Jeronymo	„ 1852	158	„	
Boa Vista	„ 1852	128	„	
S. Lorenzo	„ 1852	304	„	(109 Deutsche, 185 Schweizer)
Bery	„ 1852	90	„	
Morro Grande	„ 1854	26	„	(Portugiesen.)
Corumbataby	„ 1853	18	„	
S. Joaquim	„ 1853	54	„	
Santo Antonio	„ 1854	83	„	
San Jose	„ 2854	44	„	
Siloa Franco	„ 1853	50	„	
Lagoa	„ 1853	64	„	

Auch bezüglich der Provinz Parana können wir uns auf in diesen Blättern bereits Dargelegtes beziehen. Ihre Kolonien waren nach den neuesten Angaben bevölkert:

Rio Negro	gegr. im Juli 1829	mit	351	Einwohner.
Theresa	„ 1852	„	90	„
Superaguhy	„ 1852	„	38	„

Unter den Kolonien der Provinz Santa Katharina**) ist die älteste das im Jahre 1828 mit deutschen Ansiedlern begründete

San Pedro de Alcantara	mit über	1500	Einwohner.
Itajahy		400	„
Bargem Grande	(im Juli 1853)	116	„
Piedade	(im Juli 1853)	91	„
Santa Isabel	(im Juli 1853)	307	„
Blumenau	(Neujahr 1855)	246	„
Dona Francisca	(Dezember 1854)	1194	„

Die für die deutsche Kolonisation in Brasilien bisher am wichtigsten gewordene Provinz ist bekanntlich Rio Grande do Sul. Da wir auch sie bereits ausführlicher behandelt haben, beschränken wir uns darauf, hier nur die hauptsächlichsten statistischen Ergebnisse über ihre einzelnen Kolonien folgen zu lassen. Es zählte nach den jedesmaligen letzten vorhandenen Daten:

San Leopoldo (am 1. Jan. 1854)	11,171	Seelen.
Tres Forquilhas und Torres	1200	„
Santa Cruz (im Oktober 1854)	891	„
Mundo Novo (im Juli 1854)	579	„
Monte Benito	100	„

Von diesen sämmtlichen Kolonien der Provinz — nur von Monte Benito fehlen alle neueren Berichte — wird übereinstimmend von den verschiedensten Seiten her bekundet, daß ihre Ansiedler sich der günstigsten Verhältnisse und einer stets wachsenden Prosperität erfreuen. Vor allen aber zeichnet sich San Leopoldo durch ein wahrhaft außerordentliches Gedeihen und Fortschreiten aus. ***) (Hansa.)

*) Die nachfolgende Bevölkerungs-Angabe ist offenbar zu gering. Vergl. Nro. 33 des „Kolonist", wo nach authentischen Berichten die Zahl der von 1837 bis Frühjahr 1855 nach den Parceria-Kolonien von S. Paulo verschifften Deutschen und Schweizer auf wenigstens 2250 Personen berechnet ist. (A. d. Red. d. Kol.)

**) Das Nähere hierüber stehe in der lezten Nummer des „Kolonist." (Anmerk. d. Red.)

***) Die ganze Uebersicht ist unvollständig. (A. d. Red.)

Verschiedenes.

(Gesundheitszustände in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.) Wenn in Deutschland sich Viele dem Glauben hingeben, gewisse Gegenden in Amerika seien ganz gesund, so ist dieß ein Irrthum. Das mittlere Europa, vor allen unser Deutschland, sind die gesundesten Länder der Erde; diese unschätzbare Wohlthat lernt man erst bei Reisen in fremde Länder würdigen. In Amerika läßt sich eigentlich nur davon reden, ob der eine Ort weniger mit Fiebern behaftet ist, als ein anderer, je nachdem er nämlich nördlich und hoch gelegen ist, freien Luftzug und keine Sumpfausdünstung in der Nähe hat. In Schottland kommt auf 12 Menschen ein Sechszigjähriger, in Amerika noch nicht auf fünfzig. Auch scheint die Kurzlebigkeit in neuerer Zeit zugenommen zu haben; vor vierzig Jahren wurde das Lebensalter der Menschen in den Vereinigten Staaten durchschnittlich auf siebenundzwanzig Jahre berechnet, während es jezt nur einundzwanzig beträgt. Wie außerordentlich groß hier die Sterblichkeit ist, wird man erst dann mit einiger Sicherheit wissen, wenn die Statistik in Amerika anfängt, eine Wissenschaft, und noch mehr, eine Wahrheit zu werden. Jezt sieht und erfährt es keiner, wie viele Leichen täglich nach den stillen Höfen wandern, und wenn man auch einmal ein Begräbniß sieht, im nächsten Augenblike ist's vergessen. Die Wellen des amerikanischen Volkslebens gehen hoch, wer kümmert sich um die, welche untersinken? (Pilot.)

Schweiz. Der Bundesrath hat, wie zu erwarten war, keine Lust gezeigt, die ihm von Luzern zugemuthete Anfrage an die Regierung der Vereinigten Staaten von Nordamerika betreffend Sträflingsdeportation zu stellen, indem er sich erinnerte, wie noch vor wenigen Monaten von der nordamerikanischen Gesandtschaft mehrfach Beschwerde darüber geführt wurde, daß unter dem Titel von Auswanderern Verbrecher nach der nordamerikanischen Union transportirt würden. Das hätte wohl auch der Regierung von Luzern in den Sinn kommen können. Aber auch das Gesuch derselben um seine Verwendung bei England und Frankreich ist vom Bundesrath ablehnend beschieden worden. Dagegen hat er dem eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartement Auftrag gegeben, bei allen drei Mächten Erkundigungen über das Deportationssystem (Nordamerika hat aber keines) und die Deportationsorte einzuziehen und das Ergebniß an Luzern mitzutheilen. Wenn überhaupt eine derselben einem direkt gestellten Antrag Luzerns entsprechen wird, so ließe dieß noch am ehesten von Frankreich erwarten, denn England ist selbst in Verlegenheit mit seiner Deportation, da sich die australischen Kolonien schon mehrmals eine derartige Zufuhr verbeten haben. — Betreffend die obenerwähnten Reklamationen der nordamerikanischen Gesandtschaft hat sich der Bundesrath von allen Kantonen darüber Bericht erstatten lassen und das Resultat dem amerikanischen Geschäftsträger zur Mittheilung an seine Regierung übermittelt. Es soll im Ganzen befriedigend ausgefallen sein. Es frägt sich aber freilich, ob alle diese Berichte ganz aufrichtig gewesen seien und läßt sich auch als höchst wahrscheinlich annehmen, daß den Kantonsregierungen selbst manche von Gemeinden ausgehende Deportation von nichtsnutzigen Individuen, gewesenen Sträflingen ꝛc. unbekannt geblieben sein wird.

Frankreich. Der westliche Theil der Pyrenäen stellt ein ziemlich starkes Auswanderungskontingent, nämlich von Basken, die nach den Gestaden des La-Plata gehen. Gegenwärtig befinden sich im Hafen von Bayonne 4 Handelsschiffe, die mit 1200 Emigranten nach Buenos Ayres und Montevideo abgehen werden. Der „Messager de Bayonne" schreibt diese Auswanderungslust den Umtrieben von Agenten zu und verlangt, daß die Behörden dagegen einschreiten. Diese Erklärung ist aber unnöthig, denn bekanntermaßen ist die baskische Auswanderung nach den La-Platastaaten schon seit mehreren Jahrzehnden eine sehr beträchtliche.

Nordamerika. Die Lezung des unterseeischen transatlantischen Telegraphendrathes ist für dieses Jahr aufgegeben. Die damit beschäftigten Schiffe waren durch Stürme gefährdet, weßwegen das Tau zwei Mal abgeschnitten werden mußte. Dasselbe war in New-York für 70,000 Dollars versichert.

— Vereinigte Staaten. New-York. (Ein Beispiel des vollzogenen Temperenzgesezes.) In Poughkeepsie ward ein deutscher Wirth, Namens Berberik, der Uebertretung des Gesezes schuldig befunden, weil er Lagerbier verkaufe. Bei seiner Vertheidigung beschränkte er sich darauf, ein Duzend Deutsche vernehmen zu lassen, die bezeugten, daß Lagerbier nicht berauschend sei. Einer von diesen Zeugen, Heinrich Clause, beschwor, daß er 60 Glas an einem Tage getrunken habe, ohne berauscht worden zu sein. Ein anderer, Dr. Chertien, beschwor, 20 Glas in einer Sizung getrunken zu haben mit dem gleichen negativen Erfolge. Unter diesen Umständen wollten die Geschwornen sich anfangs nicht darauf einlassen, zu entscheiden, ob eine Gesezesverlezung vorliege und erklärten den Angeklagten nur für „schuldig des Verkaufs von Lagerbier." Aber der Richter nahm dies Verdikt nicht an und sie mußten ein einfaches „schuldig" erklären.

— (Amerikanische Spekulation.) Der seiner Zeit vielbesprochene, verunglükte, kalorische Dampfer „Erikson" betritt den Schauplaz wieder. Man hat nämlich in dieses Schiff eine gewöhnliche Dampfmaschine gesezt, alles zusammen hoch versichert und gibt nun vor, daß damit eine neue Dampferlinie nach und von Bremen „versucht" werden solle. In New-York geht aber die Rede, Schiff und Dampfmaschine ständen gar nicht in richtigem Verhältnisse zu einander und der „Erikson" sei eines von denjenigen Fahrzeugen, deren Bestimmung sei, wegen der guten Versicherung auf den Strand laufen gelassen zu werden. Der „Humboldt" von der Havrer Linie soll in ähnlicher Weise auf den Strand gejagt worden sein.

— (Wieder ein Betrug an Auswanderern.) Aus Rochester wird unterm 22. August berichtet: Vor einigen Tagen hatte ein Deutscher, der sich für einen Kondukteur ausgab, allen Deutschen in den Eisenbahnwagen die Tikets abgenommen. Dasselbe versuchte er in Albany am Freitag. Ein Deutscher mit seiner Familie hatte 6 Tikets für 65 Dollars gekauft und sie diesem Betrüger übergeben, glaubend, er sei der Kondukteur. Dießmal war der rechte Kondukteur aber klüger gewesen. Er nahm den betrogenen Deutschen mit sich zurük nach Albany, damit er den Betrüger auffände. Die Polizei wurde aufgeboten, die ihm schnell auf den Fersen war und die Tikets fand, welche er für 20 Doll. wieder an einen deutschen Wirth, Namens Georg Kudner, verkauft hatte. Dieser sagte dann aus, daß er diese Tikets von einem Deutschen, Namens Peter Müller, gekauft habe. Das war also der Betrüger. Dieser wurde sofort festgenommen und der Deutsche zurückbehalten, um gegen ihn zu zeugen. Er wird seiner verdienten Strafe nicht entgehen.

— Pennsylvanien. Eine Streichzündholzfabrik in Philadelphia hat jüngst zu ihrem Verbrauch ein ganzes Floß von Fichtenstämmen erkauft, die am obern Susquehanna gewachsen waren. Es war zwölf mächtige Baumstämme lang, jeder von ihnen maß 16 bis 24 Fuß und die Breite des Flosses betrug etwa 30 Fuß. Auf dieser durch hölzerne Nägel und Staugen fest verbundenen Holzmasse war eine gleich große lose aufgestapelt. Da hat sich manches Zündhölzchen daraus schneiden lassen.

— Illinois. (Die Stadt Galena.) Galena, das seinen Namen von einer Art Bleierz, galena, hat, liegt am Fevreflusse, nach La Fevre, einem französischen Händler, benannt. Der Fevrefluß ist eigentlich mehr ein Arm des Mississippistromes, durch den er, wenn lezterer eine gewisse Höhe hat, 6 Meilen hinauf bis Galena für große Dampfboote schiffbar wird und dann Galena durch Steamer mit St. Paul, Minnesota und St. Louis (Missouri) und andern Orten am Mississippi in täglicher regelmäßiger, direkter Verbindung erhält. Die Lage und Umgegend Galena's ist durchaus gebirgig und höchst romantisch. Sein schnelles Aufblühen, seinen lebhaften Handel und seine Bedeutung verdankt es den reichen Bleigruben, wovon es nach allen Richtungen hin umgeben ist. Im Jahre 1852 wurden hier 40,000,000 Pfund Blei zum Werthe von 1,600,000 Doll. verschifft. Die Straßen erheben sich eine über die andere und sind mit einander durch Treppen verbunden und ziehen sich über Thäler und Berge nach allen Seiten hin, die herrlichsten Aussichten und abwechselnde, dem Auge wohlthuende Szenerien darbietend. Im wahren Sinne des Wortes eine schöne, reiche Bergstadt. Mit Dubuque, (Jowa) steht Galena auch durch eine Zweigbahn der Galena- und Chicago-Union-Eisenbahn in Verbindung.

— Texas. (Indianermord.) Von Fort David wird folgende Gräuelgeschichte berichtet, die Anfangs Augusts sich ereignete. Lieutenant Randall vom 8. Infanterieregimente, der zum 1. Dragonerregimente versezt wurde, war auf dem Marsch nach Neu-Mexiko, um zu seiner dort stationirten Kompagnie zu stoßen. Er hatte 20 berittene Büchsenschützen zur Begleitung. Er traf auf eine frische Spur von Indianern, die er verfolgte. In einem engen Felsenthal entdekte er die Indianer. Sechs Mann ließ er bei den Pferden zurüt, theilte die übrigen 14 Mann in zwei Abtheilungen. Eine der Abtheilungen versteckte er im Thale und mit der andern Abtheilung umging er das Thal, schlug die Indianer in die Flucht und trieb sie nach dem Hinterhalte hin, der 8 derselben auf dem Plaze tödtete und zwei tödtlich verwundete und zwei andere über einen 60 Fuß hohen Abhang hinabstürzte. Die Indianer thaten bloß einen Schuß, nämlich deren Anführer, welcher einen Gouvernements-Rifle hatte. Ein Kind wurde gefangen genommen. — Der Wegweiser der Truppen tödtete den Indianerhauptmann und Lieutenant Randall stalpirte ihn. Acht Pferde wurden zur Beute gemacht. Ungefähr die Hälfte der Indianerbande waren Weiber, die aber als Männer gekleidet waren und deren Geschlecht man erst nach ihrem Tode erkannte.

— Kalifornien. (Ausgewanderte Mormonenweiber.) Ein Theil von Col. Steptoes Kommando ist in Mud Springs angekommen unter dem Kommando von Mayor Reynolds. Ein merkwürdigerer Zug ist wohl seit den Tagen der heiligen Ursula, wo noch England im Stande war, 11,000 Jungfern zu exportiren, nicht erlebt worden. Auf 45 Wagen, theilweise mit sechs Maulthieren bespannt, und 50 Karren bringen sie etwa 300 ausrangirte Mormoninnen. Ein Theil davon wird noch von den Soldaten auf Handkarren geschoben. Dabei noch eine ambulante Entbindungsanstalt, Kindergeschrei, und man kann sich vorstellen, in

welchem Aufzuge Uncle Sam's Soldaten ankommen. Die Weiber sind alle furchtbar häßlich, behaupten aber doch, die schönsten in Salt Lake City gewesen zu sein, während die Soldaten, denen man darin auch einige Sachkenntniß zutrauen muß, das Gegentheil behaupten. Aus den Gewehrriemen hatte man sehr sinnreich Wiegen, nach Art der Hängematten, gemacht für die ganz kleinen, während die größeren auf den Tornistern sizen, und die Tschakko's als Kinderstühle benuzt werden. Viele Soldaten behaupten, sie seien Anhänger der Vielweiberei gewesen, aber der Zug habe sie gründlich kurirt. Abends hätten sie noch Kaffe kochen müssen und mochten noch so viel Indianer in der Nähe gewesen sein, so hätte man die Weiber nicht zum Stillschweigen bringen können, und fast jede Nacht sei das Zungengefecht in eine allgemeine Rauferei übergegangen. Zudem ist Jeder von 2 bis 3 Holden mit Klagen wegen gebrochenen Eheversprechens bedroht, und die Offiziere fürchten deßhalb, daß die ganze Mannschaft ausreiße. Nach den Berichten droht eine allgemeine Stampede unter den Weibern in Salt Lake City, und alle glauben, in Kalifornien leicht Männer bekommen zu können. (Kalif. D.)

Südamerika. Paraguay. In gleicher Weise wie die argentinischen Staaten widmet das Gouvernement der Republik Paraguay neuerdings dem Einwanderungswesen einen besonderen Eifer. So hat der jüngst von einer außerordentlichen Mission in Paris, London und Turin zurükgekehrte Sohn des Präsidenten Lopez seine Anwesenheit im südlichen Frankreich dazu benuzt, eine nicht unbedeutende Anzahl dortiger Akerbauer zur Uebersiedlung nach diesem südamerikanischen Staate zu bewegen. Ein Theil dieser Einwanderer, etwa 150, sind bereits über Buenos-Ayres in Paraguay angelangt. Dieselben wurden provisorisch in der Stadt Assumcion untergebracht und dann nach erfolgter Anweisung eines Landstrichs zu ihrer neuen Niederlassung geführt. Ein kürzlich erschienenes Regierungsdekret sezt die Kolonisationsbedingungen fest und regelt die Angelegenheiten der Kolonie. Doch bieten sich dem Unternehmen insofern keine sehr günstigen Aussichten dar, als das Klima von Paraguay seiner fast tropischen Hize wegen europäischen Landbauern nicht zusagt.

Australien. Sidney, den 16. Juni. W. B. Haigh veröffentlicht folgenden Bericht über unseren Arbeitsmarkt: In den lezten drei Wochen kamen hier etwa 300 Einwanderer an. Viele derselben können ohne Vergütung des denselben vorgeschossenen Ueberfahrtsgeldes in Arbeit genommen werden, und dieselben sind geneigt, unter billigen Bedingungen in den Dienst zu treten. Sie bilden lauter kräftige, gesunde Menschen, und scheinen sich namentlich für ländliche Arbeiten und die Viehzucht zu eignen. Zugleich befinden sich unter denselben etwas über 50 Italiener (italienische Schweizer?), wakere, wohlbeleibte Männer, welche sich auf Schaf- und Viehstationen nüzlich machen würden, obgleich sie keine Sylbe englisch sprechen. Begehr und Nachfrage nach Arbeitskräften halten sich jezt hier so ziemlich die Waagschale. Handwerker und andere Arbeiter mußten sich lezthin eine Erniedrigung ihrer Löhnungen gefallen lassen. (H.-Z. f. d. A.- u. K.-A.)

Feuilleton.

Ein Cigarrenraucher in Boston.

(Anekdote aus dem Leben, von R.)

Fred Rose war und ist vielleicht noch eine lebende Illustration des Werthes einer guten Manier, sich zu benehmen. Durch Höflichkeit und Takt wußte er sich aus allen Verlegenheiten zu ziehen, wo Andere, welche vielleicht zehn Mal mehr Fähigkeiten als er besaßen, sich verloren gaben. Als kleine Probe bringe ich ein Beispiel, bei dem ich selbst betheiligt war.

Im Frühjahre 1837 ging ich von New-York mit einem der regelmäßigen Dampfschiffe nach Stonington ab und begab mich sogleich nach unserer Ankunft auf den Bahnhof von Stonington-Eisenbahn. Der Zug stand bereit und ich war im Begriffe, mit meinem Reisesak in der Hand in einen der Waggons zu steigen, als eine Stimme aus einem anderen Waggon mich beim Namen rief. Ich eilte dahin und fand Fred Rose, der ein leidenschaftlicher Raucher war, in dem für Raucher bestimmten Eisenbahn-Karren. Wir hatten uns lange nicht gesehen, die Begrüßung war deßhalb eine um so herzlichere. Fred war lange auf Reisen gewesen, ich hatte seit 1830 New-York nur in der geschäftslosen Sommerzeit verlassen, um auf der väterlichen Farm einige Wochen zuzubringen.

Unser Beider Ziel war Boston, wo wir Abends im „Tremont-House" zur Souperzeit ankamen, und nach demselben noch einen Spaziergang durch die Stadt zu machen beschlossen. Als Fred sich im Barroom eine Cigarre anzündete, machte ich ihn darauf aufmerksam, daß man in Boston nicht auf der Straße rauchen dürfe, und daß Polizeimänner ihn sofort abfassen würden.

„Ich wette mit Dir um einen Hut," entgegnete Fred, „daß ich diese Cigarre ausgeraucht habe, bevor wir diese Straße durchgangen sind."

„Abgemacht!" antwortete ich, und wir gingen langsamen Schrittes der Straße entlang, Fred aus Leibeskräften seine Cigarre dampfend.

„Guk, George," sagte er nach einigen Minuten, „den halben Hut habe ich beinahe schon gewonnen."

„Hallo! da Sir!" rief ein Polizeimann mit einer Stimme, die wie das Knurren eines Bulldogs klang. „Nehmet die Cigarre aus dem Munde. Wollt Ihr? Müßt nicht rauchen auf den Straßen, ist verboten durch's Gesez."

Fred: „Nicht rauchen, mein Freund? (er raucht) Warum nicht?" (er raucht immer stärker.)

Polizeimann: (entschieden) „Weil es gegen das Gesez der Korporation ist. Das ist's Weil."

Fred: „Am Tage meinen Sie wohl? (er raucht) Das glaub' ich schon (raucht). Aber am Abend kann es doch Niemand incommodiren, wie Sie wissen" (raucht).

Polizeimann: „Am Tage oder am Abend, das ist einerlei. Ist nicht erlaubt zu irgend einer Zeit. So denn, wenn's Ihnen gefällig ist."

Fred: „Sicherlich! (raucht.) Ein junger Mann von Verstand (raucht) wird nicht gegen das Gesez handeln (raucht wieder), besonders nicht in einer so respektablen Stadt, wie Boston (raucht). Ich sollte aber doch denken, wenn ich zurük nach dem „Tremont-House" gehe (zieht mächtig an der Cigarre), so kann ich dort meine Cigarre zu Ende rauchen" (raucht).

Polizeimann: „O ja; es gibt kein Gesez, welches das Rauchen in den Hotels verbietet."

Fred: „Wohl, wohl! (raucht) könntet mit uns kommen und einen Trunk nehmen; ich möchte einige Auskunft über Ihre alte Stadt haben, und die kann mir Niemand besser geben, als so ein verständiger Mann, wie Sie sind (pafft). Mich hat noch nie ein Plaz so angesprochen, wie dieser."

Polizeimann: „Darf nicht, Sir; bin Ihnen sehr verbunden, ist uns aber verboten."

Fred: „Nun, das ist's, was mir an Euch Bostoner Beamten gefällt (raucht). Sie sind respektable Leute, da läßt sich keiner von ihnen zur Vernachlässigung seiner Pflicht verführen (zieht). Sie sind Alle geborene Amerikaner, wie ich erwarte? (raucht).

Polizeimann: „Die Meisten. Da sind ein Paar Irländer, aber man sagt, daß sie nicht lange im Amte bleiben."

Fred: (feierlich) „Ich will Ihnen etwas sagen (raucht), der fremde Einfluß ist eine Schande für unser Land!"

Polizeimann: „Gerade so."

Fred: „Was mir an diesen Fremden am meisten mißfällt (er thut drei, vier Züge), das ist, daß sie keine Idee von Achtung für die Gesezе dieses Landes haben" (raucht).

Polizeimann: „Das ist 'ne Thatsache. Muß Sie aber erinnern, daß Sie nicht rauchen dürfen."

Fred: (thut einen langen Zug, blikt mich an und zeigt mir, daß die Cigarre zu Ende ist und wirft Sie fort). „Bei meiner Seele, in dem Eifer des Gespräches habe ich dieß vergessen. Ich bin an's Rauchen gewöhnt, daß ich mir gar nicht denken kann, daß es in freier Luft verboten ist. Da, nehmt eine Cigarre von mir, und, wenn Sie zu gewissenhaft sind, sie hier zu rauchen, so rauchen Sie sie zu Hause."

Polizeimann: „Wohl, ich glaube, daß da nichts Unrechtes darin liegt."

Fred: (lächelnd und mit mir sich entfernend) „Gewiß nicht; gute Nacht!"

Polizeimann: „Gute Nacht, meine Herren!"

Zwei Tage später begegnete ich Fred im Broadway mit dem von mir gewonnenen Panama-Hute auf dem Kopfe; er fragte mich, ob ich ihm nicht irgend eine Wette proponiren könne. Ich entgegnete, ich wette einen Drink mit ihm, daß er mich nicht zu einem Champagner-Frühstüke einladen werde; er lud mich ein, und ich verlor wieder die Wette. (Pilot.)

Der König der Moskitos.

„Am Morgen nach meiner Ankunft in Bluefields," erzählt der amerikanische Reisende Bard, „wurde ich von dem englischen Agenten, Herrn Bell, zum Frühstük eingeladen. Die Wohnung dieses Herrn war ein einfaches Gebäude von rohen Brettern, mit mehreren kleinen Zimmern, die in ein größeres Gemach öffneten, in welchem ich Plaz nehmen mußte. Ein schläfriges, schwarzes Mädchen mit einer ungeheuren Masse wolligen Haares fegte eben den Fußboden in einer verdrossenen, mechanischen Weise, die geeignet war, bei den Zuschauern ein sanftes Gähnen hervorzurufen. Die Wände waren mit Bildern behangen, in welchen Ihre Majestät die Königin Viktoria in allen Varietäten des Stahls, der Lithographie und des Farbendruks erschien. Eine oder zwei Flinten, in der Ele ein Tisch, auf welchem ein verworrener Haufe von Büchern und Papieren und unter welchem eine Sammlung von Stiefeln, Tauen und Enterhaken lag, ein paar Stühle, eine hölzerne amerikanische Uhr und ein zweiter Tisch bildeten das ganze Ameublement des Zimmers. Auf einen Wink des Herrn Bell entfernte sich das schläferige schwarze Mädchen und kehrte nach einigen Augenbliken mit Tassen und einer Kaffeekanne zurük. Ich bemerkte, daß drei Tassen auf den Tisch gestellt wurden und daß mein Wirth sie alle füllte, was mir etwas auffiel, da ich der einzige Gast war. Einen Augenblik flog der Verdacht in meiner Seele auf, der weibliche Polyp vor uns stehe in so naher Beziehung zu unserm Wirth, daß sie berechtigt sein werde, uns mit ihrer Gesellschaft zu beehren. Statt aber dies zu thun, schlug sie sehr ungenirt an die Thür eines Nebenzimmers und rief dem unsichtbaren Insassen ein kurzes: „Steh auf!" zu. Es erfolgte eine Art von mürrischer Antwort und gleich darauf ein Poltern und Murmeln, wie von Jemanden, der sich unzeitig in seiner Ruhe gestört glaubt. Unterdessen hatten wir beide, Herr Bell und ich, unsere erste Tasse Kaffee ausgetrunken und schritten eben zu einer zweiten, als sich die Thür jenes Zimmers öffnete und ein schwarzer Bursche von etwa neunzehn bis zwanzig Jahren schwerfällig auf den Tisch zuschritt. Sei ganzer Anzug bestand aus einem am Halse offenen Hemde und fast knopflosen Kattun-Beinkleidern. Er nikte meinem Wirthe ein verschlafenes: „Morgen, Sir!" zu und setzte sich dann zum Kaffee, während Herr Bell ihn gar nicht zu beachten schien und unser Gespräch fortsezte. Nach kurzer Zeit stand der junge Lümmel wieder vom Tisch auf, ergriff seinen Hut und ging langsam den Plaz hinunter, der nach dem Flusse führt, wo ich ihn sein Gesicht in dem Strome waschen sah. Als ich mich von Herrn Bell verabschieden wollte, bot er mir in den freundlichsten Ausdrüken seine Dienste an, um den etwaigen Zwek meiner Reise zu fördern. Ich dankte ihm mit der Bemerkung, daß ich keine andere Absicht habe als Abenteuer zu suchen und neue Eindrüke nach Hause zu bringen, und daß ich ihm daher sehr verbunden sein würde, wenn er mich dem Könige vorstellen wolle, sobald ich meinen Staatsanzug, der einigermaßen vom Seewasser gelitten, wieder hätte in Stand sezen lassen. Mit einem halben Lächeln antwortete er, daß ich die Sache deßhalb nicht aufzuschieben brauche, und in die Thür gehend, rief er dem am Flusse stehenden schwarzen Jüngling zu und winkte ihm herzukommen. Der Bursche sezte rasch seinen Hut auf und gehorchte. „Vielleicht wissen Sie nicht, daß dies der König ist?" sagte mein Wirth, verächtlich lächelnd. Ich blieb ihm die Antwort schuldig, da die schwarze Majestät sich unterdessen genähert hatte. Höchstdieselben zogen achtungsvoll den Hut, aber es fand keine weitere Vorstellung statt, als die von Herrn Bell hingeworfenen Worte: „George, dieser Herr ist gekommen, um Dich zu sehen; seze Dich." — Es wurde mir bald klar, wer der eigentliche König in Bluefields sei. Auch „George" schien über dieses Thema seine eigenen Ideen zu haben, aber er wurde in so strenger Disziplin gehalten, daß er nicht wagte ihnen Worte zu leihen."

Der geneigte Leser möge nicht vergessen, daß diese Darstellung aus der Feder eines Bürgers der Vereinigten Staaten stammt, welche große Republik dem kleinen Namenkönigreiche Mosquitia, einer Schöpfung des mächtigen Nebenbuhlers England, bekanntlich gar nicht hold ist.

* * *

Anekdote. (Lauter.) Ein amerikanisches Blatt erzählt: Neulich kommt ein Farbiger auf die Briefpost, tritt an den Laden, an welchem die Briefe ausgegeben werden, streckt sich vor und ruft „Lauter!" Der Postoffizian versteht, daß der Mann taub ist und man recht laut mit ihm sprechen muß, wenn er hören soll, und fragt ihn deßhalb mit recht lauter Stimme nach dem Namen der Person, für die er Briefe begehrt. „Lauter!" schreit der Schwarze. „Den Namen!" kreischt der Offiziant, und „Lauter!" seinerseits der Schwarze, der zu verstehen glaubt, ersterer leide an Taubheit. Da thut der Postcommis erst einen recht tiefen Athemzug, und mit aller Macht, mit einer Donnerstimme dröhnt er dem Neger entgegen, „den Namen!" und solchen Trompetenklang legte er in den Ruf, daß ihn das Echo von jedem Hügel hätte wiederhallen mögen. Der Neger prallt ganz erschroken zwei Schritte zurük und „Lauter, Herr Lauter!" brüllte er mit der vollsten Kraft, deren seine Riesenlunge fähig war. „Lauter, habe ich Euch gesagt, so heiße ich und nicht anders." — „Oho, ah so!" sagte der Offiziant, „Euer Name ist Lauter, he? Hätt' Euch bald nicht verstanden — hier ist Euer Brief, Herr Lauter!"

Abonnementspreis.
Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".

Einrückungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 42. | Samstag den 20. Oktober. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Fünfter Jahrgang. | 1855.

Ein Brief aus Wisconsin.

(Eingesandt.)

Als begieriger Leser Ihres Kolonisten kann ich nicht umhin, Ihnen hiemit einige Zeilen, die ich einem Schreiben eines meiner Neffen in Ashford, Wisconsin, das lezte Woche an mich gelangt ist, wörtlich entnommen habe, mitzutheilen. Ich habe lezten Sommer in einem Schreiben nur so nebenbei der Noth Erwähnung gethan, die in Amerika laut den Zeitungsnachrichten herrschen müsse und meine Ansicht ausgesprochen: wie ich's nun für viel rathsamer halte, daß arme Auswanderer nach Brasilien in Halbpacht gehen, als nach Nordamerika so in's Ungewisse. — Darauf kommt auch gleichsam als Antwort, auch nur so nebenbei, wörtlich, nachdem er mir über Freunde und andere Verwandte Mittheilungen gemacht hatte, dieses:

„Und nun, wie steht es denn bei uns? Darüber kann man nichts anders sagen und schreiben als: gut. Hier auf dem Lande hat man keine Ursache zu klagen; hat man doch das lezte Jahr eine gute Ernte hier gehabt und für die Früchte auch gute Preise erhalten. Auch die dießjährige Weizenernte fällt ziemlich gut aus und die Früchte, die noch im Felde stehen, sind schön. Nicht so gut war es in den östlichen Staaten und großen Städten, wo, wie wir hier auch hörten, besonders lezten Winter große Hungersnoth gewesen sein soll. Doch muß ich hier auch bemerken, daß Viele wegen Arbeitsscheu es vorziehen, in den Städten fast zu verhungern, als daß sie auf's Land hinausziehen, wo man Sommer und Winter Arbeit und Verdienst genug bekommt. So habe ich auch gehört, daß viele Einwanderer gleich nach ihrer Ankunft in New-York, wo sie die Hungersnoth sehen und erfahren mußten, wieder nach ihrem alten Vaterlande umkehrten. Hätten diese Leute doch das Geld, das sie zu ihrer Rükkehr nöthig hatten, zur Weiterreise angewendet und wären nach dem Westen gezogen, wo sie den Bushel Weizen für 1¼ Dollars hätten haben können und auch Verdienst dazu zur Genüge; wahrlich, es wäre besser für sie gewesen, als solchen Schreken zu fassen und solchen Rükschritt zu thun. Auch glaube ich, daß es für Auswanderer besser wäre, nach dem nördlichen Nordamerika zu reisen als nach Brasilien. Würde Einer nur Lehenmann sein wollen, so kann Einer auch hier um die Halbpacht große oder kleine Farmen antreten nach Belieben und wäre denn doch in einem freien Lande und in einem gemäßigten gesunden Klima; wohl für seine Gesundheit zuträglicher, als wo Kaffeebäume wachsen. Wenn man nicht auf einem Haufen bleiben will und meint, nur in der Nähe von seinen alten Landsleuten und Freunden lasse es sich glüklich und zufrieden leben, so ist noch genug wohlfeiles Land zu haben, besonders im nördlichen Wisconsin und Minnesota, wo jezt ungeheuer viele Menschen hinziehen. — Das Wetter war Ende Mai und Anfangs Juni bei 3 Wochen sehr troken; seither aber hatten wir sehr viel Regen, so daß es, meines Erachtens, diesen Sommer mehr geregnet hat, als vergangene 3 Sommer zusammengenommen. Es ist aber doch ziemlich fruchtbar gewesen. — Dem Vetter Johannes würden wir anrathen, doch hieher zu kommen, wenn er auch alles Vermögen zur Reise verwenden müßte. Er hätte es mit seiner Familie hier bald wieder gewonnen. Denn Arbeit und Verdienst hätte er hier genug. Sollte es der Fall sein, daß er kommen wollte, so wollte ihm der Vater 40 Aker Land geben, und da er's ganz billig gekauft hat, so würde er es ihm auch wieder billig abtreten. Natürlich, gebratene Tauben und Welschhühner verspricht man ihm nicht, und wenn er keinen Trieb, nach Amerika zu kommen, hat, so wollen wir ihm auch keinen machen. Denn allerdings giebt's hier nicht nur Süßigkeiten, sondern auch viel Saures, besonders saure, schwere Arbeit, aber diese nüzt auch was, hat auch Erfolg. — Das Land ist hier im Werthe sehr gestiegen; so hat z. B. des Paulis Land (40 Aker), das er vor zwei Jahren um 140 Dollars gekauft und indessen bereits nur nichts daran gethan hat, weil er immer auf dem Handwerk arbeitete, um zu verdienen und das Land zahlen zu können (was nun wirklich geschehen ist), einen Werth von 400 Dollars erlangt; er kann's dafür haben, wann er will." — — —

Anmerkung der Redaktion. Wohin ist es für arme Leute räthlicher auszuwandern, nach dem Nordwesten der Vereinigten Staaten oder nach Südbrasilien? Unsere Antwort auf diese Frage lautet anders als diejenige des Schreibers obigen Briefes. Eigentlich arme Leute werden wohl überhaupt nicht viele nach Wisconsin gelangen; denn wer noch das hiezu nöthige Reisegeld (das nach Wisconsin und den südbrasilianischen Kolonien sich ungefähr gleich hoch beläuft) besizt, ist nach unsern Begriffen nicht arm. Ganz unbemittelte Familien aber, welche ihre Gemeinden zur Auswanderung aussteuern, werden von diesen natürlich das erforderliche Reisegeld lieber vorgestrekt erhalten, wenn ihr Ziel die Halbpachtkolonien in Südbrasilien sind, weil dieselben, was bei der Auswanderung nach Nordamerika nicht der Fall ist, die Sicherheit der Rükzahlung der Vorschüsse haben und auch nicht einmal das ganze Reisegeld bezahlt werden muß. — Nehmen wir aber eine Familie an, deren Vermögen eben noch hingereicht hat, um nach Wisconsin zu gelangen. Wie kann diese eine Farm antreten, wenn ihr die Geldmittel mangeln, um sich darauf einzurichten, einen kleinen Viehstand, Akerbau- und Hausgeräthe, Sämereien und Lebensmittel wenigstens auf ein Jahr anzukaufen? Alles dieses wird dem Halbpachtkolonisten von San Paulo vorgestrekt; dazu hat dieser eine leichte, wenig beschwerliche Arbeit, die zum Theil auch von seinen Kindern mitgethan werden kann. Die Arbeiten auf einer noch rohen Farm im Nordwesten Nordamerika's sind sehr mühsam und beschwerlich und häufen sich auf die eine Hälfte des Jahres zusammen. Während der lange und strenge Winter Wisconsins den Ansiedler in sein Blokhaus bannt, geht in San Paulo das Säen, Pflanzen und Ernten abwechselnd das ganze Jahr hindurch. Wird der Parceriakolonist krank, so hört doch der Verdienst nicht ganz auf; denn seine Familie kann fortarbeiten. Wie aber, wenn der arme Farmer Wisconsins, auf dem die Sorge für seine Familie fast einzig ruht, von einem solchen unglüklichen Zufall betroffen wird? Und in Wisconsin befallen die neuen Einwanderer häufiger Krankheiten, besonders Fieber, als in den Kolonien Südbrasiliens, wo in der Regel die Akklimatisationsbeschwerden sehr unbedeutend sind. Ueberhaupt ist das gleichmäßige Klima von San Paulo für die Gesundheit zuträglicher als das veränderliche, durch seine großen Gegensäze sich auszeichnende nordamerikanische Wisconsins mit seinem langen harten Winter und seinem heißen Sommer, der oft eine größere Hize aufweist, als der südbrasilianische. Unser Briefschreiber in Ashford leidet in dieser Beziehung an dem gewöhnlichen Irrthum und Vorurtheil über das Klima Südbrasiliens, welches wohl davon herrührt, daß man den südlichen Theil des großen amerikanischen Kaiserthums mit dem nördlichen, innerhalb der Tropen gelegenen gleichstellt; und es scheint derselbe auch nicht mit dem Umstande bekannt zu sein, daß der Kaffeebaum gerade auf den Hochebenen der warmen Länder mit ihrem gemäßigten, das ganze Jahr ziemlich gleichartigen Klima besser gedeiht, als in den Tiefländern, wo unter denselben Breitegraden das Klima heißer, aber auch veränderlicher ist. Was endlich noch die Freiheit betrifft, so dürfte auch hierin die Vergleichung nicht zu Ungunsten Brasiliens ausfallen. Die Bürger der Vereinigten Staaten wählen alle vier Jahre unter vielem Lärm und Tumult einen Präsidenten, der ungefähr dieselbe Macht hat, wie der erbliche konstitutionelle Kaiser von Brasilien, der mit einem verantwortlichen Ministerium regiert. Die Erwerbung des Bürgerrechts ist für den Einwanderer in Brasilien leichter und nicht von einem so langen Aufenthalt abhängig, als in den meisten der Vereinigten Staaten Nordamerika's. In der Ausübung seiner politischen Rechte stehen dem brasilianischen Neubürger nicht jene aus der Feindschaft der Eingebornen hervorgehenden Hindernisse entgegen, wie in Nordamerika. Brasilien ist frei von Mordszenen aus politischen Gründen, wie solche Nordamerika in den lezten Jahren aufweist. Läßt die Gerechtigkeitspflege in Brasilien auch noch manches zu wünschen übrig, so steht sie doch allerwenigstens auf ebenso festen Füßen, als in den Ver. Staaten Nordamerika's, wo das früher auf die Grenzen der Zivilisation beschränkte Lynchgesez in aller seiner Grausamkeit nun auch nicht selten in bevölkerten Gegenden, sogar in großen Städten, ausgeübt wird, und wo immer mehr über Bestechlichkeit der Richter und über deren Parteilichkeit zu Gunsten der Amerikaner gegen die Einwanderer geklagt wird. Von so einfältigen, die einfachsten Rechte des Bürgers verlezenden Gesezen, die nur geschaffen zu sein scheinen, um übertreten zu werden, wie z. B. das Mäßigkeitsgesez, hört man in Brasilien nichts.

Die ebenerwähnten Schattenseiten der Ver. Staaten

treten in Wisconsin weniger grell auf, als in den meisten andern Staaten der Union, weil Wisconsin den Werth der Einwanderung zu schäzen weiß und ein sehr bedeutender Theil seiner Bevölkerung deutsch ist; auch die Theurung und Verdienstlosigkeit der jüngsten Zeit war dort nicht so groß, weßwegen auch dieser Staat noch einer der wenigen nordamerikanischen ist, die man dem Auswanderer nicht abzurathen braucht. Aber bei einer Vergleichung mit Südbrasilien kommt er doch immer noch zu kurz. Zur Würdigung der empfehlenden Worte unseres Briefschreibers über Minnesota verweisen wir den Leser auf den unten folgenden, der Allg. Ausw.-Ztg. entnommenen Bericht aus diesem Territorium. (S. Verschiedenes.)

Kalifornien.

Aus einem Briefe von San Franzisko vom 15. Juni 1855.

Diesen Sommer unternahm ich eine Reise durch die Minen-Distrikte, welche ich seit den Jahren 1848 und 1849 nicht wieder gesehen hatte. Wie ungeheuer hat sich seitdem Alles verändert! Die Bevölkerung ist seitdem von 12,000 auf 400,000 gestiegen; Städte, Dörfer und Ansiedlungen sind zu Hunderten emporgewachsen. Ich verließ an einem Montag Abend San Franzisko in einem Stokton-Boot, einem Boot mit Hochdrukmaschine, ähnlich denen, welche auf dem Ohio laufen. Wir erreichten Stokton vor Sonnenaufgang. Diese Stadt, der Hauptort von San Joaquim County, liegt an einem tiefen Kanal, welcher früher das Bett des Calaverasflusses, eines Nebenflusses des San Joaquim gewesen sein soll. Der Ort ist klein und hat nicht viel von dem, den kalifornischen Städten eigenthümlichen Leben, doch ist er nicht ohne Geschäft, denn die nach den südlichen Minen bestimmten Güter werden hier gemeiniglich ausgeschifft. Ich blieb in Stokton einen Tag und fuhr dann in der Postkutsche nach Sonora, eine Entfernung von 70 Meilen. Die 30 ersten Meilen gingen durch die trokene heiße Ebene von San Joaquim, dann sezten wir über den Stanislausfluß. Hier sind Goldgruben in der Nähe, aber meistens im Bette des Flusses, welcher jezt von dem schmelzenden Schnee des Gebirges zu sehr angeschwollen war, als daß er eine Bearbeitung der Gruben zuließ. Von der Fähre aus steigt man das Gebirge allmälig hinan. Der Boden wird immer reicher an Gold, und man trifft immer mehr Zeichen, daß hier nach dem edeln Metall gegraben ist. In Jamestown (in Tuolumne County) erkannte ich meinen alten Lagerplaz wieder, damals an einem schönen klaren Bergstrom, umgeben von schroffen Hügeln; jezt traf ich hier eine krumme Linie schmuziger Häuser mit Haufen von Gestein und Schutt rings umgeben und statt des Bergflusses eine Pfüze von röthlichem Schlamm. Wir erreichten Sonora am Abend und kehrten in dem trefflichen City-Hotel ein. Sonora ist im Abnehmen; es ist hier nicht eine einzige Bank und nur eine Agentschaft der Expreß-Company kauft ein wenig Goldstaub ein. Rings um die Stadt sind indessen unerschöpfliche Thäler, Ebenen und Berge, die mehr oder weniger Goldstaub enthalten. Eine Gegend ist besonders hervorzuheben, sie heißt Shaw's Flatt und besteht aus einem Plateau, auf welchem mehrere kleine Flüsse ihre Quellen haben. Der Boden an der Oberfläche ist ganz durchwühlt und großentheils weggewaschen; kürzlich aber gruben einige Miner bis 60 Fuß tief und waren so glüklich, auf ein Bett von sehr goldreichem groben Kiessand zu stoßen. Sie haben nun am Boden dieser Grube Gänge in allen Richtungen gegraben und ziehen mit einer einfachen Winde eine ungeheure Menge Kies in die Höhe, den sie dann oben auswaschen. Hundert Fuß im Geviert machen einen sogenannten Claim und sie rechnen, daß aus einem solchen 100,000 Dollars Gold gewonnen werden können. Das Eigenthum wird als sicher betrachtet. Oben wird der Kies in einen Trog geschüttet, durch den ein Wasserstrom geleitet ist; der Trog endigt in einen sog. „Tom", in dem alles Gold aufgefangen wird. An einem andern nahegelegenen Orte, Shand's Flats, fand ich mehr als ein Duzend solcher Wäscherei-Einrichtungen, von welchen eine durch eine Dampfmaschine getrieben wurde, die übrigen durch Maulesel. Einige von diesen Goldausbeutungsanstalten sind auf Aktien gegründet, andere haben einen einzelnen Eigenthümer, welcher 4 Dollars täglich für jeden Arbeiter zahlt, der auf der Oberfläche arbeitet, und 6 Dollars für jeden, der unter der Erde beschäftigt ist. Sonderbar ist bei Shand's Flat, daß die tiefen Gruben in einer Linie quer durch das Plateau gehen und zwar in einer Richtung, die mit dem Laufe der jezigen Flüsse fast perpendikulär geht. Die Gruben scheinen hier das Bett eines alten Flusses zu treffen, der gegenwärtig ganz verschwunden ist; alle Steine und Kiesel, die man heraus holt, sind abgerundet wie vom Wasser. Dieses System von Minen muß mehrere zehn Millionen Dollars Werth an Geld enthalten.

Von Sonora ging ich nach dem nur 4 Meilen davon entfernten Columbia, ein neuer Ort, der Sonora den besten Theil seiner Bevölkerung und sehr viel Geschäft abgenommen hat. Es ist ein hübsches Städtchen mit guten feuerfesten Kaufläden, mit Banken und Hotels, und mitten zwischen Minen von großem Werth gelegen. Es ist unmöglich, einen Begriff davon zu geben, welche ungeheure Arbeiten hier (in den Minen) schon ausgeführt sind, und doch scheint es unmöglich, auch nur das Metall an der Oberfläche zu erschöpfen, viel weniger die Berge von angeschwemmtem Boden, der allenthalben voll Gold ist, oder gar die Quarzlager, von denen alles Gold auf der Oberfläche nur abgelöste Fragmente sind. In Columbia ist Wasser von den Quellen der Flüsse hergeleitet und vermittelst Gräben und Schleusen längs den Hügeln hingeführt, von wo es dann rechts und links an die Punkte vertheilt wird. Die sog. Water-Companies machen sehr glänzende Geschäfte, wenn die Leute selbst am Plaze sind und das Geschäft leiten, sind aber die Theilhaber z. B. in San Franzisko, so haben sie fast ohne Ausnahme schlechte Geschäfte gemacht. Eine der Kompagnien, deren Theilhaber in Columbia sind, Union Ditch genannt, beabsichtigt jezt einen Arm des Stanislausflusses abzuleiten, weil dieser aus dem hohen Gebirge kommend immer Wasser hat, und ihn dann zum Goldwaschen zu benuzen. Dadurch wird man den Vortheil erzielen, daß man auch im Juli und August arbeiten kann, was wegen Wassermangel nicht der Fall ist, wenn man nur die kleineren, nicht aus den Hochgebirgen kommenden Flüsse benuzt.

Die so hergestellten Kanäle haben über eine Million Dollars gekostet, aber sie bezahlen sich reichlich, indem der Gebrauch des Wassers gewöhnlich den Minern vermiethet wird. So sah ich eine Bewässerungsanstalt, die 400,000 Dollars herzustellen gekostet hatte. Sie versorgte 1400 Miner mit Wasser für 1 Dollar per Tag; das macht 8400 Dollars in der Woche oder etwa 35,000 Dollars im Monat. Das Kapital verzinst sich also mit fast 9 Prozent monatlich. Freilich gehen davon die nicht ganz unbedeutenden Ausgaben für Reparaturen und Gehalte für die Aufseher, doch bleibt Gewinn genug übrig. Die Moquelumne Hill Ditch, eine andere dieser Anstalten, hat einen Hauptkanal von 56 Meilen Länge und 53 Meilen Nebenkanäle. Auch gehen sehr gute Straßen von Grube zu Grube, und diese werden mit Post- und Miethkutschen befahren; ich besuchte auf diese bequeme Weise die Carson's, Angel's, Murphy's Mines u. s. w. bis nach Moquelumne Hill. Alle diese liegen zwischen dem Tuolumnefluß im Süden und dem Moquelumnefluß im Norden und werden gewöhnlich die „südlichen Minen" genannt. Es ist unmöglich zu sagen, wie viele Leute hier mit Goldgraben beschäftigt sind. Im Allgemeinen geht es ihnen wohl, sie leben wohlfeil und sparen ihr Geld. In all den kleinen Städten murrt man über die Filzigkeit der Miner, welche früher viel Geld ausgeben ließen. Seitdem das Spiel verboten ist, hat sich dieß ganz geändert, und der Miner hat erkannt, daß sein Goldstaub ihm den vollen Werth der Arbeit gekostet hat. Wer in Kalifornien gewesen, weiß wie hart die Arbeit ist — besonders wenn die Sonne dem Arbeiter bei 150 bis 160 Grad Fahrenheit gerade auf dem Kopfe brennt. Aber die Wasser-Anstalten haben das den Sonnenstrahlen ausgeseztsein sehr vermindert; denn jezt hat jede Arbeitergesellschaft ein Schirmdach über ihrem langen „Tom". Wenn einige Leute davon sprechen, daß das Gold ausgehen werde, so ist das wahrhaft lächerlich; was einmal gegraben ist, das ist freilich fort, aber es ist jedenfalls noch genug da für unsere Kinder und Kindeskinder.

Von allen Städten, die ich sah, verdienen nur Columbia und Moquelumne-Hill diesen Namen; alle übrigen sind nicht besser, als die temporär aufgeschlagenen Hütten für Eisenbahn- oder Kanal-Arbeiter. Nach der lezten Finanzkrisis senden jezt alle Miner ihr Gold durch die Expreß-Kompagnien nach der Münze von San Franzisko und erhalten es gemünzt zurük; sie erhalten den ganzen Werth ohne Spesen oder Kommissionsabzüge, nur nach Abzug der Fracht, wieder. Die Münze prägt 100,000 Dollars täglich und wenig oder gar kein Goldstaub wird mehr zu Barren gemacht. Dieß bringt eine große Veränderung im Wechselgeschäft hervor, denn 3 Prozent zahlt man nicht mehr um gemünztes Geld zu verschiffen und doch fahren Banquiers hier fort, zu 3 Prozent zu ziehen und zahlen 1½ Prozent Fracht und 1¼ Prozent Versicherung, außer Kapplaken und Kommission.

Als ich in Murphy's Camp war, machte ich eine Digression von 15 Meilen, um „die großen Bäume" zu sehen. Diese stehen ziemlich hoch im Gebirge, aber es führt ein guter Fahrweg dahin, der theils zur Bequemlichkeit für Reisende, die diese Merkwürdigkeit sehen wollen, theils für zwei Sägemühlen angelegt ist. Bei den großen Bäumen ist ein gutes und wohlgehaltenes Hotel. Diese Bäume sind mehr als eine große Seltenheit und ich fürchte mich, auf eine Beschreibung einzugehen, um nicht bei Dir für einen Lügner zu gelten; aber glüklicher Weise stehen sie hier, haben schon 3000 Jahre gestanden und werden noch lange bestehen, um für ihre Größe und Schönheit selbst Zeugniß abzulegen. Es sind ihrer einige 80 an der Zahl, von 20 bis 32 Fuß im Durchmesser und von 300 bis 275 Fuß hoch, ganz gerade, fest und wohl proportionirt wie korinthische Säulen. Sie stehen in einer Art Thal mit reichem Gebirgsboden; ein klarer, kleiner Bach fließt zwischen ihnen durch. Sie haben noch ein kräftiges und fast jugendliches Ansehen. Sie sind Riesen unter gewöhnlichen Riesenbäumen; Fichten von den größten Verhältnissen nehmen sich neben ihnen aus wie junge Stämmchen. Einer ist gefällt und ein Ausschnitt seiner Rinde nach New-York gebracht; ein anderer kleinerer, der jedoch noch immer 24 Fuß im Durchmesser hält, ist 120 Fuß hoch angeborkt und die Rinde ist, wie ich meine, in Barnum's Händen; aber diese Segmente von der Rinde sind Kleinigkeiten. Man kann sich keine Vorstellung von der Größe und Pracht machen, außer wenn man sie selbst in ihrer natürlichen Stellung sieht. Einer, der gefällt ist, maß im Durchmesser in einer Richtung 32 Fuß, in der andern 28 bis 29 Fuß. Der stehen gebliebene Stumpf ist 8 Fuß hoch und seine Oberfläche bildet eine Flur wie von einem geräumigen Zimmer, auf der Tanzpartieen stattfinden und die vor einigen Wochen einer Theatergesellschaft als Bühne diente. Der Stamm liegt daneben und kann von jedem gemessen werden; er ist 375 Fuß lang. Es ist auf demselben eine Kegelbahn angebracht. Aber ich wiederhole, die Maße geben keine Idee von der Schönheit und Erhabenheit dieser Waldbäume. Es sind sog. Lebensbäume (arbor vitae) und sind immer grün. Sehr viele von dieser Art Bäume wachsen auf den benachbarten Hügeln und gedeihen auch zu einer hübschen Größe, doch sind die Mammuthbäume im Thal, dessen fruchtbarer Boden ohne Zweifel diese Pracht erzeugt hat. Der eine gefällte Baum hat 3002 Ringe und erreichte gewiß dieselbe Zahl von Jahren; mehrere liegen umgefallen, angefault und halb mit Erde bedekt da, ihr Alter reicht wahrscheinlich bis zum Anfang unserer Zeitrechnung hinauf.

Von Moquelumne-Hill fuhr ich in einer Postkutsche nach Sakramento City und von da mit dem Dampfschiff nach San Franzisko zurük. Sakramento hatte sich außerordentlich verbessert, seitdem ich dort gewesen war. Alle Straßen sind erhöht und mit Bohlen versehen, Bakstein- und Bruchsteinhäuser sind an die Stelle der hölzernen Buden getreten und die Straßen sehen freundlicher aus, als die von San Franzisko. Die Kaufleute machen gute Geschäfte, sie verkaufen an die Händler und Fuhrleute, welche die Waaren nach den Minen bringen. Die Miethe, die sie bezahlen müssen, ist verhältnißmäßig nicht hoch, aber Sakramento hat eine große Schuld gemacht für die Flußlandung, Wasserleitungen, Gaswerke rc., was die Stadtabgaben gesteigert hat und vielleicht nachtheilig auf den ganzen Wohlstand wirken wird. Aber die Bürger sind stolz darauf, daß ihre öffentlichen Einrichtungen besser sind, als die in San Franzisko.

Im Allgemeinen urtheile ich von den Minengegenden, daß die Miner es besser haben als je; sie arbeiten wissenschaftlicher und geschikter und sind deßhalb weniger vom Zufall abhängig. Sie haben auch gutes Quartier für die Nacht und wohlfeiles Essen. Gute Straßen führen von einer Mine zur andern und sie haben über Stokton und Sakramento eine tägliche Kommunikation mit San Franzisko. Ein Telegraph geht nach Sonora, Columbia und Moquelumne-Hill. Die Städte weiter im Innern sind freilich erbärmlich, sie sind stets bereit umzubauen, wenn die Gruben schlecht ausgeben, und sich bessere Pläze aufzusuchen. Sie werden meistens von Leuten bewohnt, die zu faul sind zu arbeiten und es bequemer finden, kleine Läden und Schenken zu halten.

In der nächsten Woche will ich wieder nach Sakramento und Marysville und dann durch den sogenannten Mitteldistrikt reisen, vielleicht auch, wenn es mir paßt, die nördlichen Minen besuchen. Bei meiner Rükkehr fand ich hier alles in statu quo. San Franzisko ist zu schnell und zu stark angewachsen, es muß eine Zeit lang inne halten, bis die Bevölkerung größer wird. Eine große Menge Produkte aus dem Innern, auch manche Manufakturprodukte aus Sakramento, Stokton und kleineren Städten werden hieher gebracht und verkaufen sich nicht mehr so gut; auch verthun die Miner nicht mehr so viel Geld, wie in den Jahren 1849 und 1850. Dieß und der Bruch der Banken und anderer reicher Häuser hat die Stadt wieder zurükgesezt. Aber dennoch ist sie die große Stadt am nördlichen stillen Meere und wird es bleiben. Wir müssen die Dinge nehmen, wie sie eben kommen, und daraus machen, was wir können.

(D. A. Ztg.)

Regeln und Rathschläge für Einwanderer.

(Fortsezung.)

In solcher und ähnlicher Weise, und scheinbar um Euer Bestes bemüht, entfernt der Euch unbekannte Rathgeber Euch von solchen Bekannten, auf deren Rath Ihr Euch verlassen könntet, und schmuggelt so sich selbst in Euer Vertrauen ein; Ihr folgt ihm und habt bald Ursache, Euere Leichtgläubigkeit zu bereuen. Darum nehmt Euch vor Unbekannten, die sich Euch aufdringen, in Acht und laßt Euch nicht mit ihnen ein, sondern verlaßt Euch zunächst nur auf die, welche Ihr schon von früher her als Freunde kennt oder an die Ihr speziell empfohlen seid, und hört nur auf deren Rath. *)

Wird es Euch gestattet, nach der Ankunft noch einen oder zwei Tage auf dem Schiffe zu bleiben, so thut Ihr wohl, davon Gebrauch zu machen und während dieser Zeit bei Eueren Bekannten oder bei der deutschen Gesellschaft des Hafens, wo Ihr landet, die nöthigen Erkundigungen wegen der Weiterreise einzuziehen. Wollt Ihr Euch in der Hafenstadt dann nicht weiter aufhalten, so könnt Ihr Euere Sachen gleich direkt vom Schiff auf die Eisenbahn oder das Dampfboot ꝛc. bringen lassen, womit Ihr weiter reisen wollt. Ihr erspart dadurch sowohl doppelten Fuhrlohn für Euere Sachen, als auch den Aufenthalt im Gasthause.

Niemand hat ein Recht, Euch zu zwingen, daß Ihr in dieses oder jenes Haus einkehren, daß Ihr die Billets zu Eurer Weiterreise hier oder dort kaufen sollt; laßt Euch also nicht verblüffen, wenn irgend Jemand Euch dabei seinem Willen unterordnen will; und wenn Ihr bereits in Deutschland Kontrakt zu Eurer Weiterreise in's Land geschlossen, so wendet Euch persönlich an dasjenige Beförderungs-Komptoir, auf welches Eure Billets lauten, und gebt dieselben unter keinen Umständen aus der Hand.

Habt Ihr aber nicht schon in Deutschland Eure Weiterreise in's Land bezahlt, so hütet Euch, die Billets (tickets) von unbekannten Personen zu kaufen und löset dieselben persönlich auf der Office der Linie, mit welcher Ihr zu reisen beabsichtigt. Auf einer andern Seite des Wegzweisers findet Ihr die Fahrpreise von New-York nach den Hauptorten der Union angegeben; solltet Ihr aber nach irgend einem andern Orte als den dort angeführten reisen wollen, so könnt Ihr in den Officen der deutschen Gesellschaften zu New-York, Philadelphia, Boston, Baltimore und New-Orleans die richtigen Fahrpreise erfahren.

Ungesezlich ist es, schon auf den Schiffen, an den Landungsplätzen oder auf den Straßen Euch Fahrbillets zu verkaufen, Euch dazu einzuschreiben oder Handgeld darauf von Euch zu nehmen. Dies darf nur in den betreffenden Officen geschehen. Bei dem Verkauf von Fahrbillets kommen die größten Uebervortheilungen vor, und Ihr thut wohl, wenn es auf dem Billet nicht gedrukt ist, Euch schriftlich die einzuhaltende Reiseroute aufgeben und dabei bemerken zu lassen, welche Streke Weges Ihr per Eisenbahn, per Dampfboot oder per Kanalboot befördert zu werden ein Recht habt. Mancher Einwanderer hat schon für schweres Geld ein ungültiges Billet oder ein solches gekauft, welches nur für einen Theil der Tour gültig war, die er machen wollte; oder er bezahlte die ganze Tour per Eisenbahn, und bekam ein Billet, welches ihm die Beförderung per Eisenbahn nur für einen kleinen Theil der Reise sicherte, während er die ganze übrige Reise auf einem Kanalboot machen mußte, welche Beförderungsart äußerst langsam von Statten geht, und weil der Einwanderer sich selbst zu beköstigen hat, dadurch sehr theuer wird.

Kauft nie ein Fahrbillet, ohne Euch vorher wegen der Ueberfracht für Euer Gepäk verständigt und den Preis auch dafür fest abgemacht zu haben, sonst sezt Ihr Euch der Gefahr aus, für das Gepäk unverhältnißmäßig hoch bezahlen zu müssen.

Bei Auflieferung Eures Gepäkes für die Weiterreise laßt Euch mit Angabe der Stükzahl, der Signatur und des Bestimmungsortes darüber quittiren, damit Ihr, wenn es verloren gehen sollte, Euren Anspruch begründen könnt. Schon mancher Einwanderer ist am Orte seiner Bestimmung ohne sein Gepäk angelangt und stand dann nakt und bloß da.

Wenn Euch eine Versicherung Eures Gepäkes gegen Diebstahl auf der Weiterreise angeboten wird, wofür Ihr etwas zahlen sollt, so geht nicht darauf ein; solche Versicherungen haben sich stets als wirkungslos erwiesen.

Beim Ausladen Eures Gepäks aus dem Schiff seid persönlich zugegen, damit Ihr wißt, wo jedes Stük bleibt; und wenn Ihr Eure Sachen transportiren laßt, so akkordirt vorher den Fuhrlohn; es gibt zwar eine Taxe für die Karrenführer, doch wird sie leider selten gehalten; deßhalb akkordirt vorher, damit Ihr nicht nachher Streit bekommt und gar zu viel bezahlen müßt. Dann merkt Euch, welche Nummer der Karren hat, den Ihr engagirt habt und laßt Euch von dem Karrenführer, der für das, was Ihr ihm anvertraut, verantwortlich ist, dessen Karte geben, bleibt jedoch nichtsdestoweniger, wenn irgend möglich, persönlich bei Eurem Gepäk.

(Fortsezung folgt.)

*) Von Klagen über die Runner liest man seit der Einrichtung von Castle Garden wenig; dingegen Geschichten aus diesem Institut und über die Einwanderungsbeamteten, die einen zu dem Glauben veranlassen könnten, daß sich das Runnergeschmeiß unter anderen Namen in die mit so großen Hoffnungen begrüßte Anstalt eingenistet habe, und daß nun die Einwanderungskommissäre Runnerei treiben. (A. d. R.)

Verschiedenes.

Deutschland. Hamburg. (Eine Folge der verminderten Auswanderung.) Am 1. Oktober hat nach der „Hansa" das Expeditionshaus für indirekte Auswanderung, Valentin Lorenz Meyer, die bei der Behörde deponirte Kaution von 12,000 Mark Banco gekündigt und sein Personal entlassen. Die Kaution wird nach Maßgabe des §. 4 der Verordnung vom 30. April d. J. nach Verlauf von resp. 6, 9 und 12 Monaten zurükbezahlt, die Expeditionsgeschäfte müssen jedoch sofort aufhören.

Frankreich. (Statistik der Auswanderung über Havre.) Offiziellen Berichten entnimmt die Allg. Ausw.-Ztg. folgende Resultate der diesjährigen Saison. Im Monat Mai wurden 4 Schiffe mit 1406, im Juni 6 mit 1467, im Juli 7 mit 1320 und im August 9 Schiffe mit 1498 Auswanderer von Havre expedirt. Der laufende Monat September brachte wieder mehr Passagiere. Es wurden nämlich verschifft am 1. per D. Ariel 178, am 6. per Germania 314, am 14. per Swizerland 323, per Johannisberg 296, am 16. per United States 191, am 20. per Helvetia 322, am 22. per Mountaineer 260 und per D. North-Star 225, am 26. per D. Union 150.

Nordamerika. Mit dem schon mehrwähnten projektirten Verkauf der russischen Besizungen auf der Nordwestküste Amerika's soll es nun nach Berliner Berichten ernst werden. Rußland hat dieselben den Vereinigten Staaten um 40 Millionen Silberrubel angeboten und ihnen zugleich bedeutende Handelsbegünstigungen in Aussicht gestellt. Die Unterhandlungen schweben.

— **Vereinigte Staaten.** (Opium-Esser.) In den nördlichen Staaten der Union, wo das Temperenzgesez mit mehr als tyrannischer Gewalt in Kraft gehalten wird, hat man, wie selbst der „Norwich Examiner", eine Vollbluts-Maine-Law-Zeitung, gesteht, die Entdekung gemacht, daß, um einen Ersaz für berauschende Getränke zu haben, eine Menge Leute und darunter die Mehrzahl weiblichen Geschlechts, sich durch den Genuß von Laudanum oder rohem Opium berauschen. Ein glükliches Resultat!

— (Mähmaschine.) Der „New-Yorker Observer" meldet als schlagenden Beweis für den Aufschwung des Akerbaues in den Vereinigten Staaten, daß daselbst in diesem Jahre 15—16,000 Mähmaschinen bestellt wurden und die Fabrikanten kaum im Stande sind, den Bestellungen nachzukommen. Diese 15,000 Maschinen werden nahe an 2,000,000 Dollars kosten!

— New-York. (Kraft des Niagara.) Ein Amerikaner warf neulich in der Höhe von 225 Fuß ein Stük Eisen, welches 40 Pfund wog, in den Niagara unterhalb des Falles. Das Eisen verschwand auf Augenblike; doch kam es wieder zum Vorschein und trieb lustig wie ein Spahn in der reißenden Wasserfluth dahin. Ei so lüg!

— Louisiana. Wie gefährlich New-Orleans fremden, nicht akklimatisirten Personen ist, ergibt unter andern die folgende Anführung der „Medical News and Hospital Gazette" für September: in 4 Wochen, welche mit dem 25. August endigen, starben 1599 Personen, darunter waren nur 170 eingeborene Amerikaner, dagegen 1080 Fremde und 349 Personen, deren Geburtsort nicht konstatirt war. Rechnen wir von leztern einen beliebigen Bruchtheil auf Eingeborene, immer bleibt das Verhältniß für die Fremden ein höchst ungünstiges. — Von den 1599 Gestorbenen erlagen 1146 dem gelben Fieber.

— Wisconsin. Die Bevölkerung dieses Staates beträgt nach dem Milwaukee Sentinel gegenwärtig 550,000. Im Jahre 1840 betrug dieselbe 30,000 und 1850 war dieselbe auf 204,756 gestiegen. — Die Stadt Prairie du Chien, der westliche Endpunkt der Milwaukee- und Mississippibahn, ist so sehr im Wachsen begriffen, daß sie nach einer Schäzung eines Korrespondenten der „Dem. Preß" in weniger als 5 Jahren 10,000 Einwohner zählen wird.

— Connecticut. (Ein Prozeß um fünf Cents.) In Norwich ward in den ersten Tagen des Januars ein interessanter Prozeß zum Schlusse gebracht. Der Sachverhalt war folgender: Ein Matrose, Namens Croker, wollte im Dezember v. J. auf der New-York-Willimantic-Eisenbahn von Norwich nach New-London fahren. Als der Güterzug ankam, begab er sich nach dem Billet-Büreau im Bahnhofe, fand aber die Thür verschlossen. Das Fahrgeld beträgt 50 Cents, wenn das Billet im Büreau verkauft wird, wird es aber von dem Kondukteur im Wagen erhoben, so ist der Preis 55 Cents. Croker bestieg den Wagen, und als der Kondukteur kam, um ihm das Billet abzufordern, gab er ihm 50 Cents mit dem Bemerken, daß er im Billetbüreau gewesen sei und die Thür verschlossen gefunden habe, was nicht seine Schuld sei. Er habe in der That nicht mehr als 50 Cents bei sich. Allein der Kondukteur bestand auf der Zahlung der 5 Cents extra, mit der Drohung, daß er ihn widrigenfalls aus dem Wagen herauswerfen würde, und ein Bahndirektor, der sich mit in dem Zuge befand, bestätigte diese Entscheidung. Croker wurde also wirklich aus dem Wagen gewaltsam geworfen und brach entweder dadurch oder den Versuch, wieder in den Wagen zu steigen, die Kniescheibe. Er mußte dreiviertel Meilen bis zu dem nächsten Hause kriechen, und klagte dann auf Schadenersaz. Nachdem der Thatbestand festgestellt war, instruirte der Richter, dem die Sache vorlag, die Jury dahin, daß die Eisenbahn-Compagnie kein Recht gehabt habe, den Croker aus dem Wagen zu werfen, weil er den ordnungsmäßigen Fahrpreis, nämlich 50 Cents, die er im Billet-Büreau nicht los werden konnte, bezahlt hatte. Da er, erwiesen, nach dem Büreau gegangen sei und es geschlossen gefunden habe, könne er zur Mehrbezahlung der 5 Cents nicht angehalten werden. Die Geschwornen fällten nach mehrstündiger Berathung den Wahrspruch, daß dem Kläger ein Schadenersaz von 8200 Dollars zu leisten sei.

— Minnesota. Nach sichern Berichten kehren täglich Einwanderer, sowohl Fremde als Amerikaner, von hier zurük unter den herbsten Klagen über den hoffnungslosen Zustand daselbst. Die Lebensbedürfnisse wie das Land, das vielfach in den Händen der Spekulanten ist, sind enorm theuer, die Löhne gering, eine Menge von Betrügereien in der blühendsten Thätigkeit, zum größern Theile nur die Gesellschaft mit Indianern; dabei keine Aussicht auf die Zukunft, da noch nicht der vierte Theil erzeugt wird, um die Lebensmittel zu deken, ferner gar kein Export von Produkten, und das Geld, was dort noch von den Eingewanderten und Indianern zirkulirt, muß in der Kürze für importirte Lebensmittel wieder exportirt werden, so daß in langer Zeit große Noth dort vorherrschen wird.

Südamerika. Laplatastaaten. Ueber die französische Bevölkerung von Buenos-Ayres und den argentinischen Staaten, die bekanntlich großentheils dem baskischen Volksstamme angehört, berichtet der „Moniteur" Folgendes. In Buenos-Ayres wohnen zur Zeit 12,234 Franzosen, die Frauen und Kinder mitgerechnet; auf dem Lande und in kleineren Orten des Staates leben noch 3520 Franzosen, so daß die französische Kolonie auf dem gesammten Gebiete von Buenos-Ayres 15—16,000 Seelen stark ist. In den 13 argentinischen konföderirten Provinzen wohnen außerdem noch 4095 Franzosen. In Buenos-Ayres allein sind 17 Häuser, welche Ein- und Ausfuhrgeschäfte im Großen treiben; ferner 3 französische Saladeros, wo Ochsen und Pferde geschlachtet werden, 8 Baracacas, wo Leder und Wolle verarbeitet wird, ferner 2 Dampfetablissements, von denen das eine eine Dampfmühle; endlich halten die Franzosen eine große Anzahl von Bädern, die ganz nach europäischer Art eingerichtet sind. Drei Viertheile der französischen Kolonie bestehen aus Handwerkern und Lohnarbeitern, die täglich 5 bis 12 Franken verdienen und nach Frankreich heimkehren, sobald sie 100 bis 120 Unzen Gold oder 8 bis 10,000 Franken erübrigt haben. Die Kleinhändler und Handwerker verheirathen sich meistens mit Töchtern des Landes.

— Aus Buenos-Ayres wird ein trauriger Schiffbruch gemeldet. Die englische Barke „Entreprise", mußte am 16. Juli von der Mannschaft im Stich gelassen werden. Nachdem leztere 17 Tage lang in Todesangst auf einem Boot herumgetrieben war (während dieser Zeit starben 3 von der Mannschaft und kam die Frau des Kapitäns mit einem Knaben nieder), wurden die sie nach unsäglichen Leiden durch eine Barke gerettet.

— Uruguay. Am Laplata ist zur Abwechslung wieder einmal eine Revolution ausgebrochen, nämlich in Montevideo, wo statt des bisherigen Präsidenten von Uruguay, Flores, ein anderer, Lamas, an seine Stelle gesezt wurde. Flores bedroht Montevideo und Lamas versezt die Stadt in Vertheidigungszustand.

Australien. Die Einwohnerzahl von Südaustralien beträgt nach der neuesten Zählung, wie die „Adelaider deutsche Zeitung" vom 28. Mai meldet, „etwas unter 90,000". Am 19. Mai traf in Port Adelaide eine Partie von 60 und am folgenden Tage mit einem andern Schiffe eine von 30 „jungen Mädchen" ein.

Zufriedenheitszeugniß.

Die unterzeichneten Auswanderer nach der Provinz San Paulo in Brasilien finden sich veranlaßt, vor ihrer Abreise von Hamburg ihrem Expedienten, Herrn E. de Paravicini und seinem Sekretär, Herrn Jacques Donati, der uns hieher begleitete, ihren vollsten Dank und ihre beste Zufriedenheit auszusprechen, sowohl für treue Erfüllung der Kontrakte, in allen Beziehungen, als auch für die humane und vorsorgliche Behandlung und Führung auf der Reise bis hieher. — Besonders verdient Herr v. Paravicini auch unsern Dank für die Auswahl des schönen und bequemen Schiffes „Merk", auf das wir heute eingeschifft werden, und wir empfehlen daher genannte Agentur allen unsern Landsleuten auf das Angelegentlichste.

Hamburg, an Bord des Schiffes „Merk",
den 5. Oktober 1855.

Unterschriften:

J. Fried. Syz, Pass. der Kajüte.
Joseph Anton Schildknecht.
Johannes Grob, K. St. Gallen.
Rudolf Meier.
Kaspar Kaufmann.
Joh. Georg Farischer.
Forster, Adam.
Konrad Hallauer.
Rudolf Märki.
Jakob Hofmann.
Jakob Fink.
Joh. Christofel Saluz.
Marx Anton Dürr.
Daniel Müller.
Gebrüder Walder von Stadel, Kantons Zürich.
Johannes Albrecht von Stadel, Kantons Zürich.
Konrad Weidmann.
Samuel Werfeli.
Johannes Boßhard.
Joseph Frikker.
Heinrich Zinsli.
Hs. Heinrich Hauser.

Der Konsul der schweizerischen Eidgenossenschaft bescheinigt hiemit die Richtigkeit ꝛc. obenstehender Unterschriften.

Hamburg, den 8. Oktober 1855.

Der Konsul:
Joh. Pet. Ruch.

Bei J. M. Wälle in Lichtensteig ist erschienen und für 25 Rp. zu haben:

Mittheilungen
über die neugegründete Kolonie
Santa Maria da Soledade
in der südbrasilianischen Provinz
Rio Grande do Sul.

Von Julius Caillin.

Feuilleton.

Ein Abenteuer auf der Löwenjagd.

(Von einem Engländer auf dem Kap.)

Vor einigen Jahren während meines Aufenthaltes in der Kapstadt hatte ich Gelegenheit zu freundlichem Verkehr mit jenen kühnen Handelsleuten, die einen einträglichen, aber gefahrvollen Tauschhandel im Norden des Orangeflusses treiben. Ihre Abwesenheit dauert oft zwei Jahre und darüber; sie wandern von Horde zu Horde mit ihren Karren und Dienern, bis all' ihre Waare verkauft ist. Sie kehren dann nach Grahamstown oder Kapstadt heim, treiben das erworbene Vieh vor sich her und bringen Straußfedern, Häute, Elfenbein und andere kostbare Stoffe mit, die ihnen einen Gewinn von 400—500 Prozent abwerfen. Unter diesen lernte ich besonders einen gebornen Engländer, Namens Hutton, kennen, der außer der Tüchtigkeit in seinem Berufe auch ein tapferer Jäger und einer der unterrichtetsten Kundschafter des südlichen Afrika's war. Aus seinem Munde habe ich folgendes Jagdabenteuer:

„Ich hatte mit zwei Karren und etwa zwölf Dienern nach dem Lande Damara die Reise angetreten. Zwei waren Schwarze von der Mozambik-Küste, die anderen Hotentotten und Namaquas, die ich vor meiner Abreise in Dienst genommen. Die Neger verstanden den Dienst ziemlich gut, da sie am Kap einige Bildung erlangt hatten. Die Anderen taugten höchstens zur Führung der Karren; zuweilen brauchte ich sie, die Wildspur zu verfolgen. Ueberdieß waren sie mit der Oertlichkeit bekannt und mir darin sehr nützlich; allein sie mußten fortwährend überwacht werden. Von Natur außerordentlich feig, konnten sie, obgleich mit der Handhabung der Feuerwaffe vertraut, niemals dahin gebracht werden, einem Büffel oder einem Rhinoceros mit einigem Muth zu stehen; mit einem Löwen anzubinden, daran war gar nicht zu denken. Ich schoß zwei oder drei Rhinoceros, ohne den geringsten Beistand meiner Leute; nur Apollo *) blieb mir unter allen Umständen waker zur Seite, obgleich ihm die Zähne klapperten und die Augen von Angstthränen überströmten, wenn wir uns dem Feinde naheten.

„Eines Nachmittags spannte ich in der Nähe eines Teiches aus, wohin allerlei Thiere des Nachts zur Tränke kamen. Wir konnten ihre Fußstapfen längs dem Flusse sehen. Da die Namaquas den Ort kannten, baten sie mich, in einer gewissen Entfernung zu lagern, weil die Löwen in dieser Gegend sehr böse wären, und wir würden, nahe am Wasser, wahrscheinlich einige unserer Ochsen verlieren oder selbst angegriffen werden. Seltsam! wenn ein Löwe einmal Menschenfleisch gekostet hat, scheint er es jeder anderen Nahrung vorzuziehen und läßt jede andere Beute im Stich, wenn er einen Menschen haben kann. Ich wollte Mensch und Vieh nicht der Gefahr aussetzen, zog daher, nachdem ich reichlich getränkt hatte, zwei Meilen weiter und spannte in einem kleinen Thal aus, von wo der Teich unmöglich zu sehen war. Wir zündeten zur Verscheuchung der wilden Thiere ein großes Feuer an und ließen die Ochsen zwischen den umgebenden Felsen weiden. In mir erwachte indeß der lebhafteste Wunsch, einem Löwen eine Kugel zuzusenden, da ich seit drei Jahren mindestens keinen erlegt hatte. Ich war bei einigen Jagdpartien im Fernschuß nicht glücklich gewesen und fürchtete daher, diesem Zweig der Waidlust, der feste Nerven und große Uebung verlangt, nicht gewachsen zu sein. Ich sondirte vier oder fünf meiner Leute mit Inbegriff Apollo's, ob sie sich wohl entschließen würden, mit mir zu gehen und während der Nacht, die eben hereinbrach, den Löwen auf dem Anstand zu lauern. Nur drei zeigten sich bereit; wir ließen die anderen bei den Wagen und empfahlen ihnen, das Feuer zu unterhalten und die Ochsen zu überwachen, daß sie sich nicht verlaufen. Wir erreichten mit Sonnenuntergang die Trinkstelle, und mit Karst und Spaten versehen, fingen wir etwa 100 Schritte vom Teiche an, eine Grube von drei Fuß Tiefe in den Sand zu höhlen. Wir erhöhten den Rand durch die aufgeworfene Erde, um uns besser zu verbergen. Nach einer Stunde war das Werk vollbracht, und wir postirten uns, die Löwen erwartend, mit geladenem Gewehr in dem Graben.

Umsonst lauerten wir die ganze Nacht. Zahlreich kamen die wilden Thiere, ihren Durst zu löschen; ihr König war nicht darunter. An die Springböke, Gemsen, Zebra's, Quagga's mochte ich mein Pulver nicht verlieren, da wir kein Fleisch brauchten; ein Schuß hätte übrigens die Löwen verscheuchen können. Wir gewannen aber nichts bei diesem ruhigen Verhalten. Mit Tagesanbruch verließen wir unseren Hinterhalt stokfteif, übelgelaunt und schläferig zum Umsinken. Brüllen hatten wir sie in der Ferne gehört, aber keinen Schatten von Löwen gesehen. Unsere Wagen und Ochsen hatten sie angezogen, denn wir erfuhren später, daß sie dort herumgeschlichen waren. Die Leute waren in der furchtbarsten Angst, hatten aber Geistesgegenwart genug, die Flamme fortwährend zu nähren, und das Vieh drängte sich aus Furcht fast in das Feuer hinein, das sie vor dem Angriff des Löwen schützte.

„Ich mußte mir schon das Gelüst vergehen lassen, eines dieser prächtigen Thiere zu erlegen, wollte aber, um uns für das lange Warten zu entschädigen, doch nicht ohne alle Beute zurückkehren. Wir hatten kaum einige Klafterlängen zurückgelegt, als ein kleiner Trupp Springböke quer durch die Dorngebüsche uns über den Weg stürzte; sie rannten, sprangen, wie vom Schreken getrieben, und ich, ohne abzuwarten, um den Grund ihres Schrekens zu erfahren, feuerte mitten in den Rudel hinein und traf einen der stärksten.

„Meine Begleiter folgten meinem Beispiele, thaten aber lauter Fehlschüsse. Kaum war jedoch mein Flintenkolben von der Schulter, als ein ungeheurer Löwe aus dem Gebüsche trat und langsamen Schrittes auf uns zu kam; er war etwa hundert Schritte von uns entfernt, so daß wir nicht mehr Zeit hatten, unsere Gewehre zu laden. Ich war so überrascht, daß ich einige Sekunden völlig regungslos und ungewiß blieb, was ich zu thun habe. Bald aber sah ich, daß nur Ein Mittel uns aus der verdrießlichen Lage befreien könnte. Wenn die Eingebornen mit ihren Spießen und Messern truppweise auf die Löwenjagd gehen, so sezen sie sich, wenn der Feind naht, in einer Reihe hin. Ist nun das Thier in einer anfallslustigen Stimmung, so ersieht es sich einen aus der Gesellschaft und stürzt auf diese Beute. Der Unglückliche stirbt zuweilen unter dem ersten Krallenstreich und dem ersten Biß; meistens jedoch kömmt er mit ziemlich schweren Wunden davon. Die Andern fallen dann zugleich über den Löwen her; der eine hebt ihn am Schwanze in die Höhe, so daß er sich nicht wenden kann, und die Uebrigen stoßen ihm ihre Hassagaien in den Leib und hauen mit ihren Messern auf ihn ein. Bisweilen gelingt es ihnen ihn zu tödten, ohne einen Mann zu verlieren; bisweilen aber auch ist der Löwe Sieger, er reißt zwei oder drei in Stüke, und die Anderen nehmen die Flucht. Es schien mir gerathen, dieselbe Kriegslist anzuwenden: wenn wir uns alle niedersezten und ihm ein unerschrokenes Aussehen zeigten, würden wir ihn vielleicht einschüchtern und ihn abhalten uns anzugreifen, bis ich Zeit hätte, mein Gewehr wieder zu laden. „Niedergesezt! Niedergesezt!" schrie ich aus Leibeskräften, während ich mich auf ein Knie niederließ und mich zum Wiederladen anschikte. Allein ein rascher Blik um mich her belehrte mich, daß meine Leute, kaum des Löwen ansichtig, Reißaus genommen und bereits die Hälfte des Hügels, der uns von den Wagen trennte, im Rüken hatten. Apollo hatte sich den Fliehenden angeschlossen, in der Meinung, wie er mir später sagte, daß ich mitliefe. Da er es nicht wagte, hinter sich zu sehen, so bemerkte der arme Teufel seinen Irrthum nicht eher, bis er die Wagen erreichte.

„So war ich denn mit meinem Löwen allein. An's Fortlaufen war nicht zu denken; er hätte mich gepakt, ehe ich die Streke von fünfundzwanzig Klafterlängen zurückgelegt. Nicht nur war meine Flinte entladen; ich hatte noch obendrein, während wir die Grube höhlten, mein Jagdmesser, weil es mich störte, an Apollo abgegeben. Ich war somit völlig wehrlos. Ich gab mich verloren. „Mein Gott, erbarme Dich meines Weibes, meiner Kinder!" jammerte ich, und angstvoll erwartete ich den Todessprung des Löwen.

„Aber er schien gar nicht eilig; er näherte sich in ruhiger Haltung; mäßigte immer mehr seinen Schritt; endlich, als er etwa zwölf Fuß von mir entfernt war, machte er Halt und kauerte, mich fest anstierend, wie eine Kaze nieder. Auch ich sezte mich und faßte ihn mit aller Energie, die ich auftreiben konnte, in's Auge. Ich hatte in der Schule gelesen, daß die Thiere den starren Blik eines Menschen nicht ertragen können. Obgleich ich die Richtigkeit dieser Meinung aus eigener Erfahrung nicht bestätigen konnte, so galt es doch einen Versuch. Zum Unglük blieb er ohne Erfolg. Von Zeit zu Zeit schloß der Löwe die Augen, sah dann bald rechts, bald links; aber das war Alles. Endlich strekte er sich hin, mit untergezogenen Krallen, das Kinn auf den Boden gedrükt, ganz wie eine Kaze, die auf eine Maus lauert. Hin und wieder belekte er die Lippen. Ohne Zweifel hatte er eben eine Mahlzeit gehalten, und ich errieth seine Absicht. Wahrscheinlich noch satt von einem verspeisten Springbok, wollte er — da die Löwen das Fleisch gern frisch essen — mich aufsparen, bis seine Eßlust wieder wach ward. War das nicht eine angenehme Lage für einen Christen? — In dem Reiseberichte eines Missionärs hatte ich von einem Hottentoten gelesen, der auf diese Weise einen ganzen Tag von einem Löwen bewacht wurde und am Abend vor Erschöpfung einschlief. Als er erwachte, war der Löwe verschwunden.

„Nach seiner ganzen Organisation und nach seinen Gewohnheiten ist der Löwe in Wirklichkeit nichts als eine große Kaze. Gewisse Leute reden von seiner Großmuth, von seinen edlen Empfindungen; reines Gewäsch! Wenn ein Löwe keinen Hunger hat und auf eine Beute stößt, geht er oft vorüber, ohne darauf zu achten. Selten tödtet er zum Vergnügen und aus Mordgier; ganz wie die Kaze, die, wenn sie satt ist, mit der Maus spielt: nicht aus Grausamkeit, wie irrig geglaubt wird, sondern weil sie diese für die nächste Mahlzeit aufbewahren will. Gerade so macht es der Löwe, hauptsächlich wenn er schon Menschenfleisch gekostet hat. So versichern es wenigstens die Einheimischen. Sie behaupten noch, daß er unter diesen Umständen wartet, bis der Mensch eingeschlafen, um ihn bei der ersten Bewegung, wenn dieser erwacht, zu zerfleischen. Dasselbe Schicksal harrte meiner, ich zweifelte nicht. Du wirst so lange leben, sagte ich zu mir, als Du die Augen offen hältst; sinken sie vor Ermüdung zu, dann wirst Du zwischen den Kinnbaken des Löwen erwachen.

„Noch erschöpft von der vorigen Nacht, fühlte ich großen Hunger und eine unwiderstehliche Neigung zum Schlaf. Die Sonne ging, wie gewöhnlich in diesen Wüsten, in ihrem vollen Glanze auf, und von ihren Flammenströmen erglühte der Sand um mich her; die Haut brannte mir auf dem Leibe. Wohl schützte mir mein breitkrämpiger Filzhut den Kopf, aber noch nie zuvor war mir die Sonnenhitze so drükend erschienen; vielleicht kam es daher, daß ich weder gegessen, noch geschlafen hatte. Indeß behielt ich meine Geistesgegenwart und suchte eine Gelegenheit zu erspähen, wie ich von meinem Wächter loskomme. Meine Leute hätten mich befreien können, wenn sie in Masse angerukt wären; leider kannte ich die Hasenherzen zu gut und wußte, sie würden es nicht wagen, sich innerhalb einer Viertelmeile zu nähern, und dann war es unbezweifelt, daß der Löwe bei ihrer Ankunft auf mich losgesprungen wäre und meiner Ungewißheit ein Ende gemacht hätte.

(Schluß folgt.)

---

*) Ein Namaqua, den Hutton krank und verlassen von der Straße aufgelesen und gepflegt hatte, und der seitdem mit wahrer Hundetreue an ihm hing. Den mythologischen Namen hatte ihm Hutton statt des barbarischen „Tkuetki" gegeben.

Abonnementspreis.
Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbureaux und die Expedition des „Kolonisten".

Einrückungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 43. | Samstag den 27. Oktober. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Fünfter Jahrgang. | 1855.

Brief der Frau M. Mauch auf der Kolonie St. Jeronimo in St. Paulo an Frau Karrer in Teufenthal, Kanton Aargau.

Endlich komme ich doch dazu, mich meines Versprechens zu entledigen, was ich schon lange gerne gethan hätte. Warum ich es aber so lange aufschieben mußte, sehen Sie in beiliegendem Brief; denn bis die Sache hier erklärt war, wollte ich nicht schreiben. In Santos mußten wir uns wohl drei Tage aufhalten, allein da war keine Möglichkeit zu schreiben. Um aber auf den rechten Punkt zu gelangen, gehe ich mit meiner Feder nach Hamburg zurük, an welchem Orte wir uns am 5. Mai einschifften, aber noch bis zum 11. im Hafen bleiben mußten, bis die Segel aufgespannt und vermittelst eines Dampfers aus dem Hafen auf die hohe See gebracht wurde. Unser Schiff war ein prachtvoller Dreimaster, mit Namen „Hamburg", und war eines der größten im Hafen. Es waren 364 Auswanderer, 16 Matrosen und der Kapitän, der Ober- und Untersteuermann, der Arzt und zwei Köche und für 4 Monate Lebensmittel auf dem Schiffe.

Am zweiten Tag, es war Sonntag, als wir auf dem Schiffe waren, brach dem Hans Rudolf Mauch sein Knabe Rudolf ein Bein entzwei; der Kapitän war darüber sehr entrüstet, denn, sagte er, das sei ihm ein Vorbote größern Unglüks. Ein paar Tage später wurde auch die Frau des Hans Rudolf krank, und blieb es während der ganzen Seereise. In Santos war sie ein wenig besser und wollte die Bergreise zu Fuß mitmachen; allein kaum war sie anderthalb Stunden von Santos weg, so sank sie ein und mußte von einigen Männern nachgebracht werden. Herr Schmid sorgte dafür, daß sie in dem Hause eines Portugiesen verpflegt und nach ihrer Wiedergenesung zu Pferde uns nachgebracht wurde. Sie hatte eine unzeitige Geburt. Hans Rudolf Mauch war auf der ganzen Reise ein Muster von Gleichgültigkeit und Trägheit; der Arzt auf dem Schiffe sowie unsere Führer auf der Bergreise hatten unbeschreiblichen Verdruß mit ihm. Mit des Bruders Familie ging es auch nicht viel besser; seine Frau wurde auf dem Schiff Kindbetterin. 5 Kinder wurden auf dem Schiffe geboren und 32 starben, worunter auch dem Bruder seines war. Von Fritschi und seiner Frau kann ich nicht viel sagen, ihr Betragen ging an, sie verhielten sich ganz ordentlich, aber äußerst renig waren sie, daß sie die angeschlossenen Knaben mitgenommen haben, mit denen hatten sie viel Verdruß auf der Reise. Auf dem Schiffe gab es viel Unangenehmes, zuweilen gar Streitigkeiten unter den Passagieren. Kranke, Sterbende, Todte und Gesunde, Alles in einem so engen Raume beisammen, war oft höchst unangenehm. Was mich anbetrifft, war mir die Seereise ein rechtes Vergnügen, denn ich lebte mit Jedermann im Frieden; auch war ich auf der ganzen Seereise immer gesund, nicht einmal das Fieber *) bekam ich. Wenn es mir im Zwischendek nicht behagte, so ging ich herauf, war es Tag oder Nacht, denn da sah ich immer neue Wunder der Schöpfung Gottes, und ich wünsche, daß jeder Mensch eine solche Seereise mache, denn da lernt man erst recht die Allmacht Gottes erkennen. Auch die Kinder befanden sich wohl, außer der Siegfried, den plagte eine Zeit lang unbeschreiblich das Heimweh, welches ihn so krank machte, daß er eine Zeit lang gar nichts aß, als ein wenig von dem Brod, das Sie mir mitgegeben haben. Er wollte durchaus nach Hamburg zurük, von da wollte er dann schon allein mit der Eisenbahn nach Basel, und wenn er einmal in Basel sei, so finde er den Weg schon bis zu Frau Karrer in der Herberg; er wisse noch gut, welche Straße Hr. Karrer mit uns nach Basel gefahren sei. Ich wollte ihm begreiflich machen, daß er nicht zurük gehen könne, denn in Teufenthal bezahle Niemand das Kostgeld für ihn; das hat nichts zu sagen, meinte er, wenn er bei Frau Karrer sei, so wolle er fleißig arbeiten und sich selbst sein Brod verdienen. Endlich konnte ihn der Arzt mit dem Versprechen beruhigen, daß der Kapitän ihn von Santos wieder zurüknehme und dann nach der Schweiz bringen wolle.

Eines Morgens waren die Matrosen sehr traurig, wir fragten sie um die Ursache, sie haben, sagten sie, in der Nacht, ganz nahe beim Schiffe, ein Schrei und einen Ruf um Hülfe gehört, und es werde ganz gewiß Jemand vom Schiff in's Wasser fallen und ertrinken, was auch leider zwei Tage nachher geschah. Ein Matrose und mehrere Passagiere zogen nämlich an einem Seil, dasselbe riß entzwei, die Passagiere fielen auf den Boden zurük und der Matrose, der am Bord stund, fiel in das Wasser. Der Hinabgefallene rufte um Hülfe und arbeitete aus allen Kräften, um dem Schiffe näher zu kommen, was ihm aber nicht gelang, denn, da der Wind sehr stark war, so trieben ihn die Wellen mit Gewalt zurük. Der Steuermann und die Matrosen machten Anstalten zur Rettung, aber vergebens, denn der Kahn, den sie dazu benuzen wollten, hatte der Hize wegen, einen Lek bekommen, und war daher so unbrauchbar, daß derselbe, als sich der Steuermann und die Matrosen darin befanden, untersank, und diese vermittelst eines Seiles, das sie schnell ergriffen, herauf gezogen werden mußten. Unterdessen war der Unglükliche, Klaus war sein Name, ein Opfer der Wellen, und nun ging der Jammer erst los, die Matrosen weinten die herzlichsten Thränen um ihren Kameraden, der Kapitän war wie verrükt, und die Passagiere liefen jammernd und händeringend auf dem Schiffe umher. Der Hinabgefallene war ein sehr ansehnlicher und lieblicher Mann, er sah sehr freundlich aus und war überaus höflich und dienstfertig, sowohl gegen die Passagiere als auch gegen seine Kameraden. Ich loosete ihm einen Vers, der folgendermaßen lautet: „Wenn ich aus Schwachheit gefallen, reicht mir mein Jesus die Hand."

63 Tage schwebten wir zwischen Himmel und Wasser. Am 14. Heumonat kamen wir im Hafen von Santos an, aus welchem wir vermittelst kleiner Schiffe in die Stadt gebracht, in der wir in einem großen Hause, welches der Gesellschaft gehört, und in dem Alles zu einer guten Aufnahme für uns vorbereitet war, untergebracht wurden. Die Kost auf dem Schiffe ist wie sie in dem Küchezeddel vorgeschrieben ist; man kann damit zufrieden sein. Sobald die Gesellschaft uns übernommen hatte, lebten wir im Ueberfluß. In Santos bekamen wir die Speisen gekocht. Es waren 2 Köche, ein Weiber und ein Neger. Am Morgen und Abend hatten wir Kaffee, welcher aber vom Kaffee so stark und vom Zuker so süß war, daß er ganz klebrig war und wir ihn fast nicht trinken konnten. Am Mittag bekamen wir Bohnen, Reis und Ochsenfleisch, von lezterm war die Portion so groß, daß nicht die Hälfte davon gegessen wurde. Drei Tage hatten wir Aufenthalt in Santos. Wir wurden in Klassen eingetheilt, von der jede ihren eigenen Führer bekam. Die Personen aus dem Kanton Freiburg bildeten eine Klasse und machten sich schon am zweiten Tag auf die Reise. Die Personen aus den Kantonen Zürich, Glarus, Bern, Luzern und Aargau bildeten ebenfalls eine Klasse, und wurden ihnen die HH. Schmid aus dem Kanton Zürich und Balet aus Deutschland als Begleiter mitgegeben. Beide sind Kolonisten von Ibikaba und waren väterlich dafür besorgt, uns alles nöthige zu verschaffen und die Reise so angenehm wie möglich zu machen. Die Kinder wurden in Kisten gesezt und von Maulthieren getragen, erwachsene Personen, denen das Laufen zu beschwerlich war, bekamen Pferde zum Reiten. Auch unser Gepäk wurde den Maulthieren aufgeladen. Jeden Abend konnten wir in einem großen Gasthofe übernachten; diese müßt Ihr Euch nicht vorstellen, wie die Gasthöfe in der Schweiz, sondern wie brasilianische, denn da ist weder Wirth noch Wirthin, die Reisenden machen selbst den Wirth und die Köchin und die Lebensmittel werden auf Maulthieren nachgetragen. Reis, Bohnen, Ochsenfleisch, Spek, Kaffee, Zuker und Brod hatten wir im Ueberfluß auf unserer Bergreise. Geld bekam jede Familie, wenn sie solches begehrte, um sich in der Zwischenzeit Früchte zu kaufen, Bingen oder eine Tasse Kaffee geben zu lassen. Endlich am 30. Heumonat kamen wir in Limeira, einem kleinen Städtchen, an, woselbst uns der Herr Direktor von Ibikaba, der von St. Jeronimo und der von St. Lorenzo erwarteten. Wir wurden abermals in Klassen getheilt wie folgt: diejenigen aus den Kantonen Zürich und Glarus und einige Familien aus dem Kanton Aargau kamen auf die Kolonie Ibikaba; sämmtliche Familien aus dem Bezirk Kulm kamen nach St. Lorenzo; eine Familie aus dem Kanton Bern, die Familie Höfliger von Krummenau, eine Familie aus dem Bezirk Baden und ich kamen nach Jeronimo. Die andern zwei

*) Soll offenbar heißen: die Seekrankheit. (A. d. R.)

Klassen reisten noch am 30. von Limeira ab, wir aber mußten bis am Montag, weil keine Thiere in Bereitschaft waren unsere Kisten nach der Kolonie zu bringen, warten. Am Sonntag kamen acht Kolonisten zu Pferd von Jeronimo, alles Holsteiner, und wollten uns abholen, mußten aber allein wieder zurükkehren; am Montag kamen sie uns abermals entgegen und brachten Branntwein und Orangen mit sich; auch die Kinder der Kolonisten kamen uns eine große Strekke weit entgegen und unter jubelndem Lärmen der Kinder, und begleitet vom Direktor und einigen Kolonisten gelangten wir um 3 Uhr Abends auf der Kolonie wohlbehalten an. Der Empfang war herzlich, Alles drängte sich um uns, und begrüßten uns als Schwestern und Brüder; ich konnte mich des Weinens nicht enthalten, aber es waren nicht Thränen der Reue und des Leids, es waren Thränen freudiger Wehmuth; die Kolonisten, welche zunächst waren, nahmen jeder eine der neu angekommenen Familien mit nach Hause, da wurde in Hülle und Fülle aufgetragen, Kaffee, Zuker, Brod, Butter, Sirup, Mandioka, Würste, gebratener Spek u. dgl. Als wir bezahlen wollten, lachten sie uns aus und sagten, sie hätten unser Geld nicht nöthig, sie hätten dessen genug, und Lebensmittel hätten sie im Ueberfluß, da aber nicht alle von den alten Kolonisten die neuen bewirthen konnten, weil deren nur vier Familien waren, und doch keine von den Holsteiner Familien in der Gastfreundschaft zurükbleiben wollte, so verging drei Wochen lang kein Tag, daß wir nicht Geschenke bekamen, Mandioka, Brod, Eier, Milch, Würste und anderes mehr. Noch am gleichen Abend, wo wir ankamen, empfing jede der neuen Familien vom Direktor, nach Schweizer Maß gerechnet, 1 Viertel Bohnen, 1 Viertel Reis und 1 Viertel Farin (in der Schweiz Farina geheißen), 16 Pfund Kaffee, 16 Pfund Zuker und 27 Pfund Spek und Schweinefleisch, und da die Familien ungleich groß, so fragte jede, wie lange sie mit diesen Lebensmitteln ausreichen müsse; da hieß es denn, jede Familie solle kommen und sich wieder holen, wann sie es nöthig hätte; da unsere Häuser noch nicht ganz fertig, so mußten wir noch drei Wochen in einem großen Hause beisammen bleiben. Nachher konnten wir in unsere neuen Häuser einziehen. Dieß sind aber nicht Hütten, wie wir sie uns daheim vorgestellt hatten, es sind aus Holz und Pflaster gebaute Häuser, mit Ziegeln gedekt, jedes 40′ in der Länge und 30′ in der Breite; eine Wand vom Boden bis in den Giebel theilt das Haus in zwei Theile, welches von zwei Familien bewohnt, mit zwei Fenstern und vier starken Hausthüren versehen ist, also für jede Wohnung zwei Thüren, wovon die eine in den Hof, die andere gegen die Straße geht. Zu jeder Wohnung gehört ein geräumiger Hof und ein Garten, welcher 60′ in der Länge und 40′ in der Breite hat. Sodann bekamen wir auch unsere Kaffebäume, jede Familie nach Verhältniß der Personen. Ich erhielt 80 pflükbare und 1116 kleine, welche noch keine Frucht tragen, dann bekomme ich aber für die Pflege von 1000 solcher Bäume 10 Milreis, in deren Zwischenraum kann ich Milien, Bohnen oder Mandioca pflanzen, und zwar drei Jahre lang, dann tragen sie Frucht. Wenn es mir sodann beliebt, kann ich sie auch länger behalten. Pflanzland habe ich für meine Familie genug, und kann 1 Kuh, 2 Schweine, 30 bis 40 Stük Enten und Hühner halten; Bohnen, Milien, Reis, Mandioca, Musgrete, Karas habe ich gepflanzt. Letztere drei Sorten sind eine Art Kartoffeln, die man in der Schweiz hat, und auch viel abträglicher sind. Die Frucht von einer einzigen Mandiocastaude gibt eine Mahlzeit für 8 bis 10 Personen, die Karas geben ebensoviel, die Musgreten haben nur kleine Frucht, aber sie hängen viel an. Jeder der alten Kolonisten hat 2 Kühe, 1 Pferd, 1 Ziege, 5 bis 6 Schweine und 70 bis 80 Stük Enten und Hühner. Im künftigen Jahr wird uns neuen Kolonisten genugsam Land zugetheilt werden, um ebensoviel Vieh halten zu können. Da braucht man keine Ställe für dasselbe, denn es bleibt Sommer und Winter auf der Weide. Morgens und Abends kommen die Kühe zum Hause, wo sie gemolken werden und Milien oder Bohnen bekommen, und nachher wieder auf die Weide gehen. Da sind Pferde, Kühe, Kälber, Maulthiere, Enten, Hühner, und alles lebt so friedsam bei und unter einander wie weiland in der Arche Noa's. Kaffee, Zuker und Farin holten wir alle drei Wochen, dann kann jede Familie haben, so viel sie verlangt. Ich habe in Zeit von 7 Monaten 178 Pfund Zuker, 89 Pfund Kaffee und 2½ Schweizer Mäß Farin gebraucht. Bakmehl kann man alle Dienstag und Freitag haben; ich nehme jede Woche ein Mäß und bake jede Woche zwei Mal. An Fleisch haben wir auch keinen Mangel, denn ich habe in 7 Monaten anderthalb Schwein, 329 Pfund, und 76 Pfund Rindfleisch gebraucht. Zeug zu Kleidern und Betten, sowie Geld bekommen wir auch, wenn wir solches verlangen. Wenn ich zum Direktor gehe und Geld oder Zeug verlange, so fragt er mich zuerst, wozu ich es brauchen wolle, und gibt mir dann so viel ich will. Aepfel, Birnen, Kirschen und Zwetschgen haben wir hier nicht, dagegen Citronen und Feigen, Orangen, Bananen, Ananas und Pflaumen. Citronen, Feigen, Bananen und Ananas pflanzen wir in den Gärten, Orangen und Pflaumen holen wir im Walde; Orangen holt man vom April bis zur Weihnacht alle Sonntag, daß man die ganze Woche genug hat. Die Kolonie St. Jeronimo ist die schönste und berühmteste in der ganzen Provinz. (Schluß folgt.)

Regeln und Rathschläge für Einwanderer.

(Fortsezung.)

Das Gesez bestimmt, daß in jedem Emigranten-Gasthause eine Taxe aufgehängt sein soll, welche die Preise für Logis und Beköstigung enthält. Wo Ihr dies nicht findet, da akkordirt gleich bei Eurer Ankunft und verabredet mit dem Wirth auch, ob und wie viel Ihr für die Aufbewahrung Eures Gepäkes bezahlen sollt. Sollte man Euch bei der Abreise mehr abfordern wollen und Euch drohen, Eure Sachen zu behalten bis Ihr bezahlt habt, so laßt Euch dadurch nicht einschüchtern, sondern bezahlt nicht, laßt Eure Sachen da und bringt Klage in der Emigranten-Office des Mayors (City-Hall) an, wo man Euch schon zu Eurem Recht verhelfen wird. Aber bezahlt nicht vorher und klagt nachher, denn das würde Euch nicht immer zu Eurem Recht verhelfen. Akkordirt aber, falls Ihr eine Woche oder länger im Gasthause bleiben wollt, wie viel ihr für die Woche zu bezahlen habt; thut Ihr das nicht vorher, so müßt Ihr nachher den höheren Tagespreis bezahlen; ebenso aber dirt habt, und nur einen oder ein paar Tage da bleibt, für die ganze Woche bezahlen müssen; seid also recht vorsichtig darin.

Ich warnte Euch oben, zunächst nur solchen Leuten zu trauen, die Ihr schon von drüben her als Freunde kennt. Habt Ihr aber keinen ältern Bekannten in der Hafenstadt, wo Ihr landet, oder seid Ihr an Niemand brieflich empfohlen, so wendet Euch an den Konsul Eures frühern Heimatlandes oder an die Agentur der deutschen Gesellschaft, welche unentgeltlich dem Einwanderer mit Rath an die Hand geht. Das Lokal der deutschen Gesellschaft von New-York ist Kanalstraße Nro. 179 durch einen Schild mit der Aufschrift: „Deutsche Gesellschaft der Stadt New-York" bezeichnet. Merkt Euch dieß genau, denn es gibt andere Etablissements unter ganz ähnlich lautenden Namen, in denen man Euch nicht umsonst Rath ertheilt. Merkt Euch ferner, daß die deutsche Gesellschaft in New-York ihre Beamten nie auf die Schiffe sendet, daß sie keine Reisetickets oder dergleichen verkauft, und daß sie sich für ihre Mühwaltungen nie und unter keinen Umständen auch nur einen Cent von den Einwanderern zahlen läßt. Schon häufig sind Einwanderer dadurch getäuscht worden, daß Leute, welche auf die Schiffe kamen, sich für Beamte der deutschen Gesellschaft ausgaben, oder daß man sie angeblich in die Office der deutschen Gesellschaft führte, um ihnen Tikets ꝛc. zu verkaufen. Seid also auch in dieser Beziehung vorsichtig und merkt genau auf die oben angegebene Straße und Nummer und auf die obigen Worte, die das Lokal der deutschen Gesellschaft bezeichnen.

Auch in Baltimore, Boston, Chicago, Cincinnati, Harrisburg, Milwaukie, New-Orleans, Philadelphia, San Francisko und St. Louis gibt es deutsche Gesellschaften zum Schuz der Einwanderer.

Habt Ihr Empfehlungsbriefe mit, so säumet nicht, dieselben bald nach Eurer Ankunft abzugeben, und zwar persönlich an diejenigen, an die Ihr empfohlen seid.

Habt Ihr steuerbare Gegenstände mitgebracht, d. h. solche neue Sachen oder Waaren, die nicht für Euern oder Eurer Familie eignen Gebrauch bestimmt sind, so unterlaßt nicht, dieselben dem untersuchenden Steuerbeamten anzugeben und den Zoll zu entrichten; Ihr würdet Euch durch Verheimlichung solcher Gegenstände — abgesehen davon, daß Ihr Unrecht thätet — in Unannehmlichkeiten verwikeln.

Habt Ihr Waaren zum Verkauf mitgebracht, so seht Euch vor, daß Ihr sie einem soliden Manne verkauft, der Euch sofort bei der Abnahme bezahlt, oder daß Ihr sie einem soliden Geschäft zum Verkauf übergebt; schon mancher Einwanderer ist unter diesen und jenen Vorspiegelungen, statt einen gehofften Gewinn zu erzielen, um Gewinn und Auslage gekommen.

Habt Ihr Geld, Wechsel oder andere geldwerthe Papiere bei Euch, so laßt es Niemand wissen und bewahrt sie sorgfältig auf, am besten am Euerm Leibe. Habt Ihr eine größere Summe bei Euch — denn auch das Mittragen vielen Geldes in den Hafenstädten ist gefährlich — so deponirt es in einer Bank; aber thut es persönlich und hebt den Depositschein sorgfältig auf.

Schreibt Euch genau den richtigen Namen des Schiffes auf, mit dem Ihr gekommen seid; den Namen des Kapitäns, das Datum und Jahr Eurer Ankunft und endlich den Namen des Gasthauses, mit Straße und Nummer, wo Ihr abgestiegen seid, und hebt Euch auch diese Notiz sorgfältig auf.

Habt Ihr europäisches baares Geld mitgebracht, so wechselt das Silbergeld um, aber laßt Euch von Euern Freunden einen guten Wechselladen bezeichnen, und seht darauf, daß man Euch nur amerikanische Münze gebe und nicht etwa englische Sovereigns, die nur 4 Dollars 85 Cents werth sind, für 5 Dollars, oder Fünffrankenstüke, die nur 94 Cts. werth sind, für 1 Dollar. Das Gold dürft Ihr nicht gleich verwechseln, da Ihr es meistens eben so gut in jeder andern großen Stadt der Union verwechseln oder ausgeben könnt.

Seid vorsichtig in der Annahme von Papiergeld, denn es zirkulirt in Amerika viel falsches oder sonst werthloses Papiergeld. Der sogenannte Bill-Reporter, der wöchentlich erscheint und nur 6¼ Cts. kostet, gibt darüber Auskunft, und es ist rathsam, immer darin nachzusehen, wenn man das Papiergeld nicht genau kennt. Es gibt auch einen deutschen „Banknotenkenner", der in Pittsburg erscheint, ebenfalls 6¼ Cts. kostet und in den deutschen Buchhandlungen der Hafenstädte zu haben ist.

Wenn Ihr Mittel mitbringt und dies Diesem oder Jenem bekannt wird, so werden Euch sehr bald Leute anbieten, mit ihnen Kompagnie zu gehen. Thut dieß nicht ohne sorgfältige Ueberlegung, ob das angetragene Geschäft und der sich Euch anbietende Kompagnon auch wirklich für Euch passen. Thut es auch nie, ohne vorher einen rechtlichen Advokaten zu Rath gezogen zu haben und ohne durch diesen den Kontrakt machen zu lassen. Ein Kompagnon ist beinahe wie eine Frau, die man heirathet. Eine Heirath ist bald geschlossen, aber wenn die Frau nicht paßt, so wird man sie nicht wieder los ohne große Opfer. Ebenso ist es mit Kompagnons. Alles Eingeschlossene wird, wenn nicht im Kontrakt anders bestimmt, Gemein-Eigenthum, fällt also bei einer Auflösung zur Hälfte dem Kompagnon zu, auch wenn er selbst nicht einen Cent eingeschossen hätte, und gerichtliche Auflösung eines Kompagniegeschäfts kostet fast alle Mal mehr als die Sache werth ist und frißt häufig den Werth des ganzen Geschäfts auf. (Forts. folgt.)

Verschiedenes.

Deutschland. Bremen, den 17. Oktober. Im Monat September wurden über Bremen in 20 Schiffen 4863 Passagiere nach New-York, Baltimore, Neworleans und Galveston befördert. Die ganze Auswanderung von Bremen aus betrug in diesem Jahre 12,631 Personen in 124 Schiffen. Einen Beleg dafür, daß die Verpflegung, wie sie auf den Bremer Schiffen längst eingeführt ist, Seitens der Regierungen Anerkennung findet, giebt auch ein Erlaß des Großh. hessischen Ministeriums des Innern, wornach zur Beseitigung von Mißbräuchen den Auswanderern es untersagt ist, den Seeproviant selbst zu liefern, sie dürfen fortan nur mit solchen Schiffen befördert werden, wo sie gekochte Kost während der Ueberfahrt und noch zwei Tage nach der Ankunft erhalten.

Großbritannien. (Abnahme der Auswanderung.) Die Auswanderung, die in lezter Zeit so große Proportionen angenommen hatte, ist wieder im Abnehmen begriffen. Seit 10 bis 12 Jahren hat jährlich bei einer halben Million Menschen Europa verlassen, um nach Amerika oder Australien auszuwandern. Vollkommen ¾ dieser Summe schifften sich in britischen Häfen ein und England selbst lieferte zu diesen wieder mehr als zwei Drittheile. Vom 1. Januar 1815 bis zum 31. Dezember 1854, also im Laufe von 40 Jahren, haben sich in England 4,116,955 Auswanderer eingeschifft, von denen aber 2,446,802 allein auf die lezten 8 Jahre fallen. Auf jedes der vier lezten Jahre fallen durchschnittlich 358,096 Auswanderer. Dieselben vertheilen sich nach ihrem Bestimmungsort wie folgt:

	Nordamerika.	Australien.	Anderwärts.	Total.
1851.	309,962	21,532	4,472	335,966.
1852.	277,134	87,881	3,749	368,764.
1853.	265,407	61,401	3,129	329,937.
1854.	236,827	83,237	3,366	323,428.

Man sieht, die Auswanderung hat ihren Höhepunkt im Jahr 1852 erreicht und ist seither, namentlich was Amerika betrifft, beträchtlich im Abnehmen.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. Die Eisenbahn nach dem stillen Meer ist jezt gesezlich vom Repräsentantenhause dahin bestimmt, daß sie, als Zentral-Eisenbahn von der Westgrenze Missouri's oder

Iowa's, zwischen dem 36. und 43. Grad nördlicher Breite, auf dem nächsten und besten Wege nach San Franzisko nebst einer Telegraphenlinie laufen und erbaut werden solle. Außerdem sollen zwei Zweigbahnen und Zweigtelegraphenlinien errichtet werden, von denen die eine an einem noch zu bestimmenden Punkt der Zentralbahn östlich von den Felsengebirgen beginnen und durch die Unionsterritorien in der Richtung von Memphis in Tenessee laufen soll. Die zweite soll an demselben Punkte beginnen und durch die Unionsterritorien nach dem Obersee (Lake superior) geführt werden. Den Bauunternehmern soll zu jeder Seite der Bahn jede zweite Sektion Landes für den Raum von 12 Meilen bewilligt werden. Das gibt wieder hübschen Landwucher!

— New-York, den 25. September 1855. Ueber die treffliche Einrichtung unseres neuen Landungsplazes für Einwanderer, „Castle Garden", ist in deutschen Blättern bis jezt so wenig geschrieben worden, daß ich es der Mühe werth hielt, das Etablissement wieder einmal zu besuchen, um Ihnen nach eigener Anschauung einen Bericht zu erstatten, der vermuthlich den meisten Ihrer Leser willkommen ist. Ich komme eben von dort zurük und schreibe diese Zeilen unter dem angenehmen Eindruk, welchen das freundliche Bild auf mich gemacht hat. Die herrliche Lage des Gebäudes selbst, einst zur Wehr gegen Fremdlinge errichtet, jezt zu ihrer Begrüßung, ist vielfach besprochen worden, und da ich für die Schilderung reicher Szenen wenig Talent verspüre, begnüge ich mich, Ihnen zu bemerken, daß Castle Garden auf der Südseite von der Bay begrenzt wird, auf der Landseite aber ein schöner Park das Gebäude umschließt. Das Ganze muß den Einwanderer, der Wochen, vielleicht Monate lang auf seine Arche beschränkt gewesen ist, freudig überraschen. Treten wir von der Wasserseite ein, wo eben etwa ein Dämpfer mehrere Hundert Passagiere, die schon bei Staten Island das Schiff verlassen, landet. Zur Rechten ist ein geräumiger Schuppen zur Aufnahme des Gepäkes, und noch ehe man dorthin gelangt, findet man für Männer und Frauen jene Räume, denen jeder gesunde Mensch täglich einen Besuch schuldig ist. Jeden Irrthum zu vermeiden sind diese Closets wie alle übrigen Abtheilungen des Lokals mit großen Schilden in deutscher, französischer und englischer Sprache versehen, die ihre Bestimmung anzeigen. Gegenüber dem Güterschuppen befindet sich die Waage für Gepäk und zwischen beiden führt ein breiter Eingang zur Rotunda. Denken Sie sich die Ueberraschung unserer süddeutschen Bauern, die sich in einen Feenpalast versezt glauben und sich zum Eintritt lange nöthigen lassen, mit der Entschuldigung, daß solches Hotel zu kostbar für sie sei. In der Mitte der Rotunda ist eine schöne Fontaine mit großem Bassin, an dessen Brüstung das junge Deutschland sich amüsirt; gepolsterte Bänke, deren Pläze noch vor Kurzem für wenige Stunden mit Gold bezahlt wurden, bilden einen Halbkreis, und die früher Angekommenen haben es sich dort oder auf den lustigen Gallerien bereits bequem gemacht. Das Lokal faßt, wenn ich nicht irre, gegen 6000 Personen, und da selten mehr als 1000 Emigranten gleichzeitig dort weilen, so können sie sich umhertummeln, ohne daß die verschiedenen Nationalitäten sich einander in den Weg kommen. In einer großen Nische befindet sich die geräumige Küche und in der Nähe derselben sind die Wasch- und Badeanstalten. Unsere Landleute stellen sich noch ziemlich wasserscheu an und viele begnügen sich statt des kostbaren Bades mit dem Waschen. Neben der Fontaine sind die Bureaux der Angestellten und am Ausgange ein Zimmer, wo die Eisenbahnbillets verkauft werden. Rings umher an den Wänden sind Karten der Vereinigten Staaten, Einzelstaaten und Eisenbahnen ausgehängt, und die Anzeige: „Wechsel auf hiesige Handlungshäuser werden durch die Kasse eingezogen", ist überall zu lesen. Die Verhaltungsregeln für Einwanderer sind ebenfalls in allen Lokalitäten zu finden. Ich hätte Ihnen von diesen gerne ein Exemplar mitgesandt, konnte aber keines bekommen, so wie mir überhaupt die Beamten durch ihre Zuvorkommenheit nicht lästig wurden, obwohl ich einige derselben mit dem Zwek meines Besuchs bekannt gemacht hatte, und es war besser so; ich konnte ohne lästige Kontrolle mit den Einwanderern plaudern und Alles ruhig anschauen. Ich nahm die Gelegenheit wahr, einen Theil der Einwanderer über die Reise hieher zu befragen, und von den über Liverpool gekommenen hörte ich die alte Klage über schlechte Behandlung und noch schlechtere Kost. Ich sprach viele Süddeutsche, welche eben von Havre angekommen waren; es hatte ihnen unterwegs an Nichts gefehlt. Auch die über Bremen und Hamburg gekommenen Passagiere waren zufrieden. Sie wissen, daß die ankommenden Einwanderer befragt werden, wie viel Geld sie mitbringen, nicht etwa, um eine Taxe zu erheben, sondern lediglich, um eine Abschäzung zu machen, wie viel baares Geld durch die Einwanderung in's Land kommt. Da muß denn bei den Deutschen immer erst lange gebohrt werden, ehe sie mit der Wahrheit herauskommen. Neulich gab eine aus Vater und mehreren Söhnen bestehende Familie 40 Dollars an, und als man sie mit dem Zwek der Frage bekannt gemacht hatte, stiegen sie successive auf 3500 Dollars. — Neuigkeiten habe ich Ihnen keine zu melden. Die Witterung ist hier schön, der Gesundheitszustand vortrefflich, Arbeit ist wieder hinreichend vorhanden, (?) die Lebensmittel sind nicht zu theuer und die Geschäfte gehen gut. In der Politik ist es still, und wäre es nicht um die bevorstehenden Staatswahlen, man wüßte kaum, daß man in Amerika ist. Für die alten Beamten, die bescheiden gestohlen haben, wählt man neue, die sich noch mehr als ihre Vorgänger bereichern werden. Tout, nein in diesem Falle nicht tout comme chez nous. (Korr. d. südd. Ausw.-Bl.)

— Louisiana. (Nachsucht.) Man liest in der Abeille, einem Blatte von New-Orleans, folgende beinahe unglaubliche Erzählung: „Ein gräßliches Verbrechen ist vor ganz kurzer Zeit begangen worden. Ueber der Konditorei an der Ele von Kanal- und Bourbonstraße befindet sich eine Reihe möblirter Zimmer, welche Madame Brown vermiethet. Unter den Bewohnern der einzelnen Zimmer befand sich eine Mrs. Schelton, eine abgelebte Frau, die auf der Brust litt und von dem Arzte als unheilbar aufgegeben war. Da sie seit langer Zeit ihre Miethe nicht bezahlt hatte, so hatte Madame Brown ihr aufgekündigt, und sie hatte versprochen, am folgenden Tage auszuziehen. Um eilf Uhr des Abends ließ Mrs. Schelton durch eine irländische Magd eine Flasche Camphine holen, die sie auf den Stubenboden ausgoß; hierauf ging sie unter die Thüre ihres Zimmers und rief einem kleinen vierjährigen Kinde, einer Waise, welche Madame Brown adoptirt hatte. Das Kind, welchem die Alte einen Kuchen versprochen hatte, kam in das Zimmer. Mrs. Schelton zündete hierauf ein Licht an, und sezte mit diesem die Camphine in Brand, ergriff das kleine Mädchen am Arme und warf es auf den Boden. Die Kleider des armen Kindes geriethen in Brand; die Alte trug es in einen Korridor und verschloß die Thüre wieder. Einem jungen Mann, den das Geschrei des Schlachtopfers herbeigezogen hatte, gelang es endlich, die Flamme zu löschen, aber zu spät. Die arme Waise verschied am nächsten Tage unter entsezlichen Leiden. Mrs. Schelton wird nicht gerichtlich verfolgt werden, da sie nur noch kurze Zeit zu leben hat. Ihre Krankheit hat das lezte Stadium erreicht."

— Kalifornien. Die Neuigkeiten aus diesem Staate sind eigentlich nur vermehrte, aber nicht verbesserte Auflagen früherer Nachrichten. Man hört und liest von nichts als Mord, Diebstahl und federlei Verbrechen. Im obern Theile des Staates werden die Indianer wegen ihren vielen Mordthaten wie das Hochwild niedergeschossen. Das heurige Jahr ist in Kalifornien ein wahres Mordjahr; täglich hört man von neuen Gewaltthaten aus den Minen, vom Lande und aus den Städten. In San Franzisko vergeht kein Tag, an welchem nicht Todte in der Coroner-Offite liegen, Ermordete oder Selbstmörder. Ueberhaupt wird diese größte Stadt Kaliforniens als ein wahres Sodom und Gomorrha geschildert. Statt daß sich der moralische Charakter der Bevölkerung heben sollte, verschlimmert sich derselbe zusehends.

— Oregon. Von einer Karawane von 300 Auswanderern, die durch Oregon reisten, soll die Hälfte ausgeraubt und ermordet worden sein; 150 erreichten halb verhungert die Salzseestadt. Auch in der Nähe von Fort Colville wurden 70 Weiße von den Indianern ermordet.

— Kansas. Eine Kompagnie Vereinigter Staatstruppen, den General Palmer, Superintendent der Indianischen Angelegenheiten, an den Oregon begleitend, ist am rothen Flusse mit einer Bande Indianer in's Gefecht gekommen, wobei zwei der lezteren und drei Weiße getödtet wurden. Vom Fort Oxford sind Verstärkungen dahin gesandt worden.

— Nebraska. Bei Sandhills am Platteffluß schlug am 3. September der amerikanische General Harney mit 450 Mann nach mehrstündigem Gefecht die Sioux-Indianer; lezere hatten 80 Todte; 50 Weiber und Kinder wurden gefangen; die Weiber kämpften wie die Furien.

— Mexiko. Zwischen Alvarez und Vidauri hat sich ein gefährlicher Wettkampf um die Präsidentschaft entsponnen. Am 30. August fand zwischen den Föderirten unter Garica und Tiferino und den Regierungstruppen unter Quinterro eine Schlacht statt, wobei der Leztere getödtet und seine Truppen völlig geschlagen wurden. Von den Westküsten hört man nichts als Berichte von Theilungen, Gefechten zwischen verschiedenen Militärchefs, Einnahme und Plünderungen von Städten. Marques und gegen ihn Cabellos ziehen gegen die Hauptstadt, lezterer mit 7000 Mann. — Yucatan, Carmen und andere Städte haben sich für die Revolution erklärt.

Zentralamerika. Aus Nicaragua wird berichtet, daß die Bürger in einer Massenversammlung am 6. Sept. den amerikanischen Freischaarenführer, Oberst Kinney, zum provisorischen Militär- und Zivilgouverneur von Greytown und dem dazu gehörigen Gebiet erwählt haben. Der Oberst gelobte, keine Anstrengung zu sparen, um von den Vereinigten Staaten Entschädigung für die durch das Bombardement erlittenen Verluste zu erwirken. — Im Westen scheint Kinney's Kollege Walker mit 150 Mann ebenfalls einige Vortheile errungen zu haben.

Südamerika. Bolivia. Die Republik Bolivia geht einem neuen Bürgerkriege entgegen. Die Generale Cordova, Schwiegersohn von Belzu, der so schöne Reden hält, und Santa Cruz kämpfen um die höchste Gewalt.

— Chile. Von Valparaiso in Chile reichen die Nachrichten bis zum 30. August. Die Errichtung einer Eisenbahn von San Jago nach Talca ist von beiden Kammern autorisirt worden. Subskription eine Million Dollars Aktien. Die Eisenbahn von Valparaiso nach Paso-Hondo sollte am 17. eingeweiht werden. Im Süden des Landes hatte in den lezten Tagen des Juli ein entsezlicher Orkan große Verwüstungen angerichtet, der Schaden wird auf 2—400,000 Dollars geschäzt.

Australien. Neu-Süd-Wales. (Tessiner Auswanderer.) Die „Lausanner Ztg." hat eine Korrespondenz des schweizerischen Konsuls in Sidney, L. Chapalay, die für die Schweiz von Interesse ist. Er meldet die Ankunft von 85 Tessinern, die über Hamburg einwanderten. Als sie anlangten, waren sie von Allem entblößt, sie hatten alle zusammen nur noch 50 Fr. Der brave Konsul that alles Mögliche für sie und mit Hülfe einiger Freunde gelang es ihm, allen, mit Ausnahme eines Kommis, Arbeit zu verschaffen, die ihnen über den Unterhalt 500—750 Fr. (nach den Verhältnissen der Schweiz 2—300 Fr.) einträgt. Die Ankunft dieser Tessiner scheint in der Kolonie ziemlich Aufsehen und Theilnahme erregt zu haben, wenigstens bespricht sie das Hauptblatt von Sidney in einer für die Schweizer (wenn man will) sehr schmeichelhaften Weise. Es sagt u. A.: „Die Schweizer sind Abentheurer seit Jahrhunderten und gleich berühmt durch ihre Energie und ihre Redlichkeit... Die Ankömmlinge haben sich Aller Sympathie erworben. Ihre Aufführung ist exemplarisch. Als sie Arbeit fanden, war ihr erstes Begehren, daß ihr Meister die zahle, die ihnen Anfangs Kost und Logis auf Kredit gegeben. Man hat keinen Betrunkenen gesehen (nota bene, das waren italienische Schweizer), für das Geld haben sie sofort Brod und Früchte gekauft. Ihr Betragen auf den Straßen ist ehrbar. Einer, der 9 angestellt, war so zufrieden, daß er noch 4 anstellte...." „Wir haben sagen hören, daß ein Schweizerkanton*) einen Theil seiner jungen Bevölkerung nach Australien schiken wolle, indem er ihnen die Hälfte der Kosten zahle. Wir hoffen, daß solche Arrangements zu Stande kommen, und daß man uns nicht bloß männliche Einwanderer schikt. Es würde uns freuen, eine schöne Zahl Schweizerfamilien ankommen zu sehen; vielleicht könnten sie in unsern Bergen einige jener malerischen Dörfer gründen, mit denen ihr schönes Land geschmükt ist." (Sehr romantisch!) Der Konsul fügt bei, eines der ersten Häuser in Sidney habe wirklich den Plan, mit einem angesehenen Hause von Basel über die Verpflanzung schweizerischer Einwanderer einen Vertrag zu schließen; und er glaubt, dieser Vertrag würde ihnen, natürlich mittelst Arbeit, die sichern Mittel gewähren, glüklich zu werden.

Schiffsnachrichten.

Das Schiff „Amerika", Kapitän Gerzen, das am 10. Juni mit den Glarnern und einer Anzahl Graubündner und Aargauer von Hamburg absegelte, ist am 24. August an der Barre von Santos angekommen und am 27. nach einer glüklichen, jedoch etwas langen (62-

*) Wahrscheinlich ist hier der Kanton Bern gemeint, der bekanntlich voriges Jahr mit der Regierung von Neu-Süd-Wales sachbezügliche Unterhandlungen gepflogen und große Bereitwilligkeit gezeigt hat, einen Theil seiner ganzen, nicht bloß der jungen, Bevölkerung — und was für einer? — an Australien abzutreten. (A. d. R.)

tägigen) Reise in den Hafen eingelaufen. — Während der Reise starben auf dem Schiffe 7 Personen, nämlich ein krank auf das Schiff gekommener Graubündner, ein Mädchen am Sonnenstich, zwei Knaben am Blutsturz, und die übrigen drei waren kränkliche kleine Kinder. Dagegen wurden auch 3 Kinder geboren, zwei davon gesund und munter, das dritte starb. Die Leute waren mit der Seereise sehr wohl zufrieden. Doktor Muralt war auf diesem Schiff.

Bei J. M. Wälle in Lichtensteig ist erschienen und für 25 Rp. zu haben:

Mittheilungen

über die neugegründete Kolonie

Santa Maria da Soledade

in der südbrasilianischen Provinz

Rio Grande do Sul.

Von Julius Caillin.

Auf frankirte Briefe kann bei der Unterzeichneten ein Broschüre, betitelt: „Die Auswanderung nach Santa Fe im Argentinischen Staatenbund, eine kurze, aber getreue Darstellung der Verhältnisse dieses Landes und der Aussichten, welche den schweizerischen Ansiedler daselbst erwarten," gratis bezogen werden.

Lichtensteig, Ende August 1855.

Die Expedition des „Kolonist."

Feuilleton.

Ein Abenteuer auf der Löwenjagd.

(Von einem Engländer auf dem Kap.)

(Schluß.)

„Ich machte einen Versuch, meine Flinte wieder zu laden; allein bei der ersten Bewegung erhob der alte Schelm den Kopf und fing an zu knurren, als wollte er sagen: „Nichts da, mein Bursche, oder, wenn Du Dich rührst . . ." Hätte ich mich an seinen Einspruch nicht gekehrt, so war er mir an der Kehle, bevor ich nur Zeit gehabt hätte, das Pulver auf die Pfanne zu schütten. Es war ein ungeheures Thier, das größte seiner Art, das ich je gesehen, mit langer, grauender Mähne und einem Paar verschmitzten Augen. Die Schlauheit der alten Löwen ist kaum glaublich. Meiner wußte sehr gut, daß die Flinte irgend eine Waffe sei; er wußte auch, kein Zweifel, daß meine Leute in der Nachbarschaft seien, denn hin und wieder schoß er einen forschenden Blik in die Gegend des Wagenstandes. Da fühlte ich mein Herz heftig gegen die Rippen schlagen, und der Schweiß rann mir in Strömen von der Stirn. Er blieb keine Minute in Ruhe; und seine fortwährende Bewegung erhielt auch mich in steter Angst. Trupp Zebra's kam an uns vorbei; als sie den Löwen erblikten, machten sie rasch Kehrt und stürzten wie rasend in einer anderen Richtung davon. Der Löwe erhob sich auf seine Pfoten, machte eine halbe Wendung und sah den Fliehenden lebhaft nach. Die Löwen lieben das Zebrafleisch leidenschaftlich; ich hoffte also, meiner würde von mir ablassen und sich an die lekere Beute machen. Allein es schien ihm offenbar gerathener, das Gewisse für das Ungewisse zu nehmen; er drehte sich also um, strekte sich wieder hin, knurrte entsezlich, und sein Blik, den er lebhafter, denn je zuvor, auf mich richtete, schien mir zu sagen: „Du siehst, guter Freund, daß ich um Dich ein Zebra verlor, Du sollst mich dafür schadlos halten." Sie können denken, daß ich den alten Schurken in meinem Herzen tausend Mal verfluchte; ich nahm mich aber freilich in Acht, einen Laut auszustoßen, er hätte mir übel bekommen können.

„Neuer Schrek! Ich sah, wie der Löwe aufmerksam den Blik in die Gegend richtete, wo meine Wagen standen; dann erhob er sich auf seinen Füßen, brüllte zornig, faltete die Lippen, lekte das Gebiß, als wenn er etwas Unangenehmes bemerkte. Ich erfuhr später, daß meine Leute, von Apollo angetrieben, sich bis an die Zähne gerüstet hatten und bis zur Hügelspize vorgerükt waren: von hier aus hatte ihr scharfes Auge meine Lage entdekt. Sobald sich aber der Löwe erhoben und ihnen das Gesicht zugewandt hatte, hatten sie das Hasenpanier ohne Trommel und Trompete ergriffen, waren nach den Wagen gerannt und halbwahnsinnig vor Entsezen hineingesprungen. Nach einer kleinen Weile lagerte sich der Löwe wieder mir gegenüber, strekte seine Pfoten aus, gähnte, blinzelte und schien des Wachehaltens müde. Allein er war augenscheinlich entschlossen, bis zur Nacht auszuhalten.

„Gegen Abend hörte ich in der Ferne ein dumpfes Brüllen, das meinem Löwen gar nicht recht schien. An dem Klang der Stimme glaubte ich eine Löwin zu erkennen, die ihren Gatten suchen mochte. Er stand auf, legte sich wieder, ging dann wild hin und her, schnopperte an dem Boden, sah unentschlossen und verstört aus, schwieg aber, und das Geschrei der Löwin verlor sich allmälig. Das war der bangste Augenblik dieses Tages, denn hätte der Löwe seiner Gefährtin geantwortet, hätte er sie gerufen, sie würde, hungrig wie sie wahrscheinlich war, sich sofort auf den lekeren Bissen geworfen haben, den sich der Gemahl so lange aufgespart. Allem Anschein nach hatte der alte Schalk denselben Gedanken und hielt es für klug, sich nicht zu verrathen.

Endlich war die Nacht hereingebrochen. Die Sterne schimmerten hell, aber der Mond kam nicht herauf. Selbst in kurzer Entfernung sah ich die Gegenstände nur undeutlich und unterschied im Osten nur die Umrisse der Hügel. Der Löwe schwebte mir als wüste Masse vor den Augen. Ich war gewiß, daß er nicht schlief und jede meiner Bewegungen beobachtete. Hin und wieder leuchteten seine auf mich gerichteten Sterne wie glühende Kohlen. Ich hatte nur eine einzige Hoffnung auf Rettung: wenn ich mich regungslos und still verhielte, dürfte ich ihn vielleicht ermüden oder ihn wenigstens abhalten, mich zu fassen; inzwischen könnte ihn ein Zufall, ein plötzlicher Umstand anderswohin loken und mich von ihm befreien. Um aber diese lezte Rettungsaussicht nicht zu verlieren, mußte ich wach bleiben, ein höchst schwieriges Ding. Meine Kräfte waren aufgerieben, ich wollte vor Schlaf umsinken, da ich sechsunddreißig Stunden nicht geschlafen, vierundzwanzig Stunden nichts gegessen hatte, und diese grausame Gemüthsqual! Die frische Kühle der Luft nach einem so heißen Tage, die tiefe Stille rings umher, Alles lud so freundlich zur Ruhe ein, und ich mußte mit aller Macht die Augenlider offen erhalten. Von Zeit zu Zeit fühlte ich, wie mein Kopf auf die Brust sank, und dann schrak ich schaudernd auf bei dem Gedanken, daß der Löwe sich vielleicht zum Sprunge rüste. Es war entsezlich! Noch jezt denke ich nicht gern daran. So muß einem zum Tode Verurtheilten zu Muthe sein, wenn er in seiner lezten Nacht aus schwerem Alpdruk aufschaudert und das drohende Bild des Schaffots vor ihm steht. Die Nacht durch hätte ich diese gräßliche Lage schwerlich ausgehalten, das übersteigt menschliche Kräfte.

Zwei oder drei Stunden, nachdem die Schatten Himmel und Erde verhüllt, hörte ich die Thiere an den Wasserplaz gehen. Einige streiften in geringer Entfernung an mir vorbei, aber ich sah sie nicht. Der Löwe, der sie ganz gut bemerkte, wendete höchstens den Kopf ein wenig, als sie an ihm vorbeikamen. Die Hoffnung, daß er von mir ablassen und sich auf sie werfen werde, verschwand bald. Plötzlich hob er den Kopf, sah mich an und begann zu brüllen: „Der Augenblik ist da!" dachte ich. Er richtete sich auf seinen Pfoten auf, und, mich unabläßig anstierend, brüllte er noch stärker. Ich schikte mich zur Gegenwehr an, faßte meine Flinte mit der Linken und mein Saktuch in die Rechte. Meine Absicht war, ihn mit dem Kolben zu knebeln, ihm das Saktuch tief in den offenen Rachen zu stoßen und ihn so zu ersiken. Das Unterfangen war nicht leicht, aber es war mein lezter Trumpf, ich wollte nicht sterben, ohne dieses äußerste Mittel zu versuchen. Hoffnung hatte ich freilich nicht, mein einziger Wunsch war nur, gegen diesen Löwen zu kämpfen, der mir vom frühen Morgen auf dem Naken saß, den ich von Grund des Herzens verabscheute und dem ich gern möglich viel Böses zufügen wollte. Es war wieder ein eitler Schrek. Nach einigen Minuten beruhigte sich das Ungethüm wieder. Es legte sich nicht wie früher, sondern strekte den Kopf lang aus wie eine Kaze, die irgend einen Gegenstand aufmerksam betrachtet. Endlich dehnte er sich auf den Boden hin, als wäre er über alle Zweifel, die ihn beunruhigten, im Klaren. Nach zehn Minuten aber erhob er sich plötzlich wieder und brüllte auf eine so furchtbare Weise wie nie zuvor. Der Gedanke überkam mich, daß ein anderer Löwe hinter mir vorsichtig herbeigeschlichen war, und daß mein Löwe sich der Theilung der Beute widersezte. Mein Loos schien sich bald entscheiden zu wollen. Den Gedanken, meine Leute würden einen Versuch zu meiner Rettung unter dem Schuze der Dunkelheit unternehmen, gab ich bald auf; wo sollten sie den Muth dazu hernehmen? Daß mir alle Schlaflust verging, können Sie denken. Der Löwe knurrte fortwährend und ging hin und her, wie ungewiß über das, was er thun sollte. Endlich schien sein Entschluß gefaßt, und ich sah, wie er den Ansaz zum Sprung nahm: meine Stunde hatte geschlagen.

In diesem Moment erscholl plötzlich ein Geheul hinter mir, und eine helle Flamme erleuchtete die Gegenstände rings umher. Das Heulen dauerte ein oder zwei Minuten, und ein Individuum, dessen Kopf und Schultern in Feuer zu stehen schien, stürzte zwischen mich und den Löwen. Das Thier stieß ein schreckliches Gebrüll aus, mehr vor Entsezen als vor Wuth, und wie der Bliz entfloh es in die Dunkelheit. Und jezt erkannte ich meinen Apollo, der so rechtzeitig zur Stelle kam. Die Flamme, die ihn Anfangs gleich einer Glorie umgab, war jezt erloschen; er schwang aber noch immer einige brennende Reiser um das Haupt, sprang, schrie, wirbelte einher wie besessen; er sah wie ein Dämon aus, obgleich er mir ein rettender Engel war. Der arme Teufel empfand eine solche Furcht, daß er kaum sprechen konnte, und verstand kein Wort von dem, was ich sagte. „Laden Sie! Laden Sie!" schrie er unaufhörlich, „das große Thier wird wiederkommen; laden Sie!"

Der Rath war gut, und ich befolgte ihn, so schnell es ging. Als ich mich erhob, fühlte ich mich Anfangs so steif wie gelähmt. Aber bald fing mein Blut wieder seinen Kreislauf an, und als ich meine Flinte geladen, eilten wir unseren Wagen zu. Apollo, vor Furcht bebend, lief vor mir her, eine Bratpfanne auf dem Kopf, eine Fakel in der Rechten, sprang, schrie wie verrükt, um die Bestien zu verscheuchen. Wir erreichten endlich unsere Wagen, und nachdem ich meinen Hunger gestillt, fragte ich meinen Retter, was sich in meiner Abwesenheit zugetragen, und wie er es angefangen, mich aus der Klemme zu ziehen. Der arme Schelm hatte den ganzen Tag meine Leute zu bestimmen gesucht, gemeinschaftlich mit ihm an meine Befreiung zu gehen. Sie hatten, wie ich schon gesagt, am Morgen einen Anlauf genommen, aber der Muth war ihnen bald ausgegangen. Am Abend entschloß sich endlich Apollo, allein meine Rettung zu bewirken, und er wandte dazu ein sinnreiches Mittel an. Er nahm eine der größten Pfannen, bestrich den Boden mit einer Schicht angefeuchteten Pulvers, damit es langsam brenne: legte Stroh darüber, schüttete trokenes Pulver darauf und krönte das Ganze mit einem Bündel Reisig. So ausgerüstet, machte er sich mit einbrechender Nacht auf den Weg. Als er die Hälfte desselben zurükgelegt, dukte er sich, kroch langsam und vorsichtig bis auf hundert Schritt von mir entfernt, ohne daß der Löwe seine Annäherung witterte. Da erst hatte sich das wilde Thier aufgerichtet und zu brüllen angefangen. „Vor diesen furchtbaren Tönen," sagte der arme Mensch, „gefror mir das Herzblut, und ich war nahe daran, ohnmächtig hinzusinken." Er verhielt sich unbeweglich, bis sich der Löwe wieder beruhigt hatte, und kroch dann, Zoll für Zoll, immer näher, dazwischen immer eine Minute pausirend. Endlich, als er sich nahe genug glaubte, zündete er mit einem Schwefelhölzchen das Stroh an, das sofort hell aufloderte. Während der Vorbereitung dieser Operation war es, wo der Wüstenkönig in so rasende Wuth gerieth. Allein Apollo ließ ihm keine Zeit, sich zu besinnen, er stürzte mit der flammenden Pfanne auf dem Kopfe, mit dem brennenden Reisigbund in der Hand zwischen uns und trieb den Feind in die Flucht. Der gute Bursche hatte mehr Geist und Muth zu meiner Rettung entwikelt, als er vielleicht kaum entwikelt hätte, um sein eigenes Leben zu retten.

Aber nun war noch mit dem Schelm, der mich eine so schauderhafte Marter hatte erdulden lassen, eine Rechnung abzumachen. Da es überdieß augenscheinlich ein Menschenfresser war, so durfte man ihn, wenn man es hindern konnte, nicht frei umherschweifen lassen. Ich war sicher, daß er vom Wasser sich nicht entfernen würde, so lange meine Rinder in der Nachbarschaft bleiben. Ich wartete denn die Ankunft Johnson's und Leroux' ab, die mir, wie ich wußte, in etwa zwei Tagereisen Abstand auf dem Fuße folgten. Dann stellten wir gemeinschaftlich mit unsern Leuten ein Treibjagen an. Zwei Tage nekten wir den alten Kannibalen und konnten ihn nicht aus seiner Höhle bringen, die in Felsen und Gebüschen versteli lag. Als er endlich hervortrat, sank er, von Johnson's Kugel getroffen, todt zu Boden. Es war ein Meisterschuß; die Kugel war hinter die rechte Schulter eingedrungen und unter der linken Seite herausgekommen. Ich gab dem Sieger fünf Pfund Sterl. für die Haut, um sie auszustopfen und sie zu bewahren, als Erinnerung an den Tag, den ich Angesicht zu Angesicht mit dem schrecklichen Thiere verbrachte, und an den folgenden Tag, der mich von ihm befreite; jenen betrachtete ich als den grausamsten, diesen als den glücklichsten meines Lebens."

Abonnementspreis.
Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten“.

Einrükungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist“ erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 44. | Samstag den 3. November. | **Lichtensteig,** Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Fünfter Jahrgang. | **1855.**

Brief der Frau M. Mauch auf der Kolonie St. Jeronimo in St. Paulo an Frau Karrer in Teufenthal, Kanton Aargau.

(Schluß.)

Die ganze Gesellschaft Vergueiro besteht in einer Auswahl von Wahrheit und Gerechtigkeit liebenden Männern, verbunden mit Liebe und Freundschaft gegen ihre Mitmenschen, mit einem Wort gesagt, sie sind in jeder Beziehung Jünger Jesu, auf ein Ja oder Nein von ihnen kann man sich besser verlassen, als in der Schweiz auf Eid und Schrift. Was unsern Herrn anbetrifft, so ist er an Rechtschaffenheit, Freundlichkeit und Güte die Krone der ganzen Gesellschaft. Sie können nicht glauben, wie glüklich ich mich schäze, den Kummer, Verdruß und die Widerwärtigkeiten, die seit meinem zwanzigsten Jahre stets meine Begleiter waren, los geworden zu sein, nun mich auf einmal im Schuze eines so edeldenkenden, ja ich glaube, eines der besten Herren auf der Welt, zu wissen, der allen seinen Kolonisten ein guter Vater ist, und ganz besonders für mich und meine Familie sorgt. Wenn ich Euch die Güte und Liebe, mit welcher er sich zu uns herabläßt, vollständig beschreiben wollte, so müßte ich ganze Bogen voll schreiben, da ich aber noch über andere Gegenstände zu berichten habe, so sehe ich mich genöthigt abzubrechen.

Ihr werdet nun auch fragen, wo der Karrer geblieben, daß von ihm noch keine Rede war; der kommt jezt auch, denn er verdient, in einem besondern Saz zu stehen. *) Um vollständige Nachricht von ihm zu geben, muß ich mit der Feder nach Basel zurük. Sobald Herr Johannes Karrer uns verlassen hatte, fing er schon an, den Spitzbuben zu spielen; er wollte sich schon in Basel eine unbedingte Herrschaft über mich anmaßen. In Basel gab ihm der Gottlieb 25 Bazen zum Auswechseln; auf der Eisenbahn fragte er mich, ob er sein Geld nicht wieder bekomme, welche Frage Karrer hörte und ihn in Zorn brachte. „Wie, du Schlingel“, sagte er, „darfst Du die 25 Bazen zurük fordern, Du brauchst kein Geld; ich muß aushalten, wenn's etwas kostet; ich bin der Hausvater.“ Gottlieb erwiederte ihm: „Nein, das muß die Mutter; das Geld gehört ihr, und was Du mir sagst, das bist Du.“ Karrer fing darauf an, Gottlieb mit Fäusten zu schlagen und zu würgen, bis ihm das Wasser aus den Augen lief; Karrer wurde von Andern weggerissen. In Hamburg gab es einen ähnlichen Auftritt des Ueberhemdes wegen, welches ihm Gottlieb erlaubt hatte bis Basel anzuziehen, und das er nicht mehr zurükgeben wollte. Auf dem Schiffe meinte er, ich dürfe die Kisten ohne ihn nicht aufmachen; den Schlüssel zu denselben behielt er immer bei sich, und wenn ich ihn haben wollte, fragte er mich, was ich aus den Kisten nehmen wolle, er könne es mir selber geben. In den ersten Tagen, in denen die Kinder das Seefieber hatten und daher nichts essen wollten als gedörrte Birnen oder Schnize, sagte er mir, er wolle nichts dagegen einwenden, daß, wenn ich unwohl sei, davon nehme, wenn und wie viel die Kinder aber haben müssen, wolle er schon sagen. Endlich dessen müde, verlangte ich den Schlüssel und sagte ihm, daß, wenn er mir ihn nicht gebe, ich die Kiste aufbrechen und seine Kleider herauswerfen lasse; er gab mir denselben endlich. Er offenbarte einigen Passagieren sein Vorhaben, was er mit mir und meinen Kindern, wenn ich mit ihm auf der Kolonie nicht Hochzeit mache oder mich wenigstens nicht seinem Willen unterziehe, machen werde. Nach demselben wollte er warten bis wir eine Wohnung, Kaffeebäume und Land zum Pflanzen haben, dann wolle er mir die Thüre weisen und sagen, er sei Kolonist; die Kinder, wenn wir beieinander bleiben, sollten ihm streng arbeiten. Daß ich mir solche Aeußerungen zu Herzen nahm, können Sie sich leicht vorstellen, und besonders, da er sich auf der Bergreise ebenso schecht verhielt wie auf dem Schiffe, und die Leute sich an ihm ärgern mußten und mich aufforderten, ich solle doch kein Narr sein und ihn fortjagen. Endlich, es war der dritte Tag unserer Bergreise, hatte ich in der Person des Hrn. Schmid den Mann gefunden, der mir Hülfe verschaffte. Ich erzählte ihm daher mein Verhältniß mit dem Karrer und sein schändliches Vorhaben genau, und fragte ihn, ob denn wirklich dem Karrer sein Recht so weit gehe. Herr Schmid tröstete mich und sagte, ob ich denn vergessen habe, daß ich nicht mehr in der Schweiz, sondern in Brasilien, an einem Orte sei, an welchem sich Wittwen und Waisen der Gerechtigkeit zu erfreuen haben, und meinte, ich solle den Burschen, den er als liederlichen Zipfel auch schon kenne, nicht mehr bei mir dulden, ich könne ihn von mir entfernen, ohne das Reisegeld, laut Dienstvertrag, zu verlieren, ich solle nur warten bis wir auf der Kolonie seien und dürfe mich auf seine Worte verlassen. Zwei Tage nach dieser Unterredung, wir waren vor St. Paul, vor dem wir uns einen Tag und zwei Nächte aufhielten, um auszuruhen, befahl Karrer dem Gottlieb an einem Morgen, der sehr regnerisch und kalt war, er solle in dem naheliegenden Walde Holz holen, welcher ihm antwortete, er möchte doch warten bis er seinen Kaffee getrunken habe. Der Karrer fuhr auf gleich einem Wilden, riß den Gottlieb, der sich gerade in einer Stellung befand, in welcher er seine Hände nicht gebrauchen konnte, bei den Haaren und gab ihm mit den Fäusten gewaltige Stöße in die Rippen und packte ihn zulezt noch am Hals und würgte ihn bis er ganz blau im Gesicht ward und würde erwürgt worden sein, hätte ich den Bösewicht nicht noch zur rechten Zeit zurechtgewiesen.

Das Maß war nun voll; ich erklärte ihm mit kurzen Worten, daß ich keineswegs Willens sei, ihn als Hausvater anzuerkennen, und daß weder ich noch die Kinder sich ihm unterziehen werden, denn ich habe für ihn bezahlt, daß ich einen Knecht und nicht einen Meister haben wolle, wenigstens einen solchen nicht, wie er sei, und wenn es ihm so nicht beliebe, so solle er gehen, wohin es ihn freue, was ihn so ärgerte, daß er fast berstete vor Zorn, denn er wurde obendrein noch von den Umstehenden tüchtig ausgelacht.

Herr Schmid und Valet fanden nun für gut, mir den Karrer abzunehmen und Ruhe zu verschaffen. Er kam zum Fritschi. Als wir nach Limeira kamen und die Leute getheilt wurden, so wollte Fritschi ihn auch nicht mehr haben, und der Direktor wollte ihn mir wieder zutheilen. Daß ich ihn nicht mehr annahm, versteht sich von selbst. Ich ging daher zum Direktor und nahm ihn auf die Seite, erzählte ihm mein Verhältniß, und er machte mir die tröstliche Versicherung, daß er für mich sorgen wolle. Er begab sich hierauf zu dem Direktor von Ibikaba, welcher eine größere Kolonie als die andern besizt. Dieser rufte die Herren Schmid und Valet und erkundigte sich bei ihnen, ob ich die Wahrheit gesagt habe, und die nicht nur das Gesagte bestätigten, sondern auch noch ein gutes Wort für mich einlegten, und in Folge dessen Karrer nun einem Felix Hoffmann aus dem Kanton Bern zugetheilt wurde, der ihn mit sich nach Ibikaba nahm. Karrer wurde gefragt, was für eine Klage er wohl gegen mich vorzubringen habe, worauf er antwortete, er wisse nichts schlechtes von mir zu sagen, außer, daß ich ein böses Weib sei und nicht habe leiden wollen, wenn er meine Kinder abgestraft habe. Der Direktor suchte ihm nun klar zu machen daß Strafe zu ertheilen nur mir zustehe und nicht einem Angeschlossenen. Das Reisegeld, sagte der Direktor, müsse er mir zurük bezahlen, da aber der Gemeinderath in den Kontrakt geschrieben, daß die Gemeinde für ihn bezahlt habe, so muß er dasselbe statt mir, an die Gemeinde bezahlen, und es darf daher diejenige Summe, die ich für ihn zu bezahlen glaubte, nicht zu den Ausgaben in meiner Rechnung, sondern zu meinem Vermögen gerechnet werden.

Ich muß noch einmal zum Karrer zurük, der, wie gesagt, nach Ibikaba kam, und seit der Zeit von sieben Monaten nur sechs Plätze hatte, und nächstens an den siebenten kommen wird. Er befindet sich gegenwärtig bei einer Wittwe, welche sich nächstens verheirathet, und deren Bräutigam ihn nach der Hochzeit nicht mehr im Hause dulden will, so erzählte mir Hr. Schmid, den ich vor einigen Tagen in Limeira traf, und fügte noch bei, daß er der liederlichste Zipfel auf der ganzen Kolonie sei, und wenn ihm der Herr von der Kolonie schon

*) Das Mißverhältniß, in welchem der Karrer zu der Wittwe Mauch stand, sollte für Gemeinden, welche ihren Angehörigen Vorschüsse nach San Paulo machen, eine Warnung sein, solche einander fremde Leute nicht zu Familien zusammenzuflopeln, sowohl in der humanen Hinsicht, den Betreffenden Verdruß zu ersparen, als auch aus dem eigennützigen Grund, daß derartige unnatürliche Verbindungen, die über kurz oder lang sich wieder von selbst trennen oder getrennt werden müssen, deßwegen keine Garantie für die Rükzahlungen bieten. (A. d. R.)

tausend Milreis jährlich für den Karrer bezahlen wollte, er ihn doch nicht im Hause leiden könnte, und daß ich mich glüklich schäzen dürfe, noch zu rechter Zeit von ihm los geworden zu sein.

Wie es den andern drei Familien ergeht, kann ich Ihnen keine bestimmte Nachricht geben, indem ich eilf Stunden von ihnen entfernt wohne. Nur ein einziges Mal bekam ich Besuch von dorther von einem Rudolf Hunziker und Gloor von Oberkulm, welche mir sagten, daß es liederlich um die Teufenthaler stehe, nicht, daß sie Mangel an Lebensmitteln leiden, sondern daß sie keine Lust zum Arbeiten haben. Hans Rudolf Mauch habe noch kein Rußmesser und keine Haue in den Händen gehabt. Mein Land war schon mehr als zur Hälfte angepflanzt. Die dem Fritschi angeschlossenen Knaben sollen sehr elend aussehen. Dem Hans Rudolf Mauch sein Bruder ist schon vor einigen Monaten gestorben. Noch hätte ich bald vergessen, daß dem Fritsche Jakob Hächler weggelaufen war, der aber auf einem Landgute von einem Portugiesen aufgefangen wurde, woselbst ihn der Direktor und Fritschi abholen konnten; Hächler mußte deßhalb eine Strafe von fünf Milreis oder fünfzehn Schweizer Franken bezahlen.

Der Rudolf Hunziker, Seiler, und seine Frau, Hebamme von Oberkulm, sind in St. Lorenzo gestorben.

Ich muß noch ein Mal auf meine eigenen Verhältnisse zurük und Ihnen sagen, daß in jeder Beziehung für mich gesorgt ist. Selbst für die Arbeit, ohne was die Hausgeschäfte sind, darf ich nicht besorgt sein. Ich kann mit vollem Recht sagen, daß ich hier ein sorgenfreies Leben habe, und mir nichts zu wünschen übrig bleibt, als daß alle rechtschaffenen und redlich gesinnten Schweizer, worunter Sie sich dann auch befinden würden, bei mir wären.

Nun muß ich Sie aber auch noch ein wenig mit den brasilianischen Gesezen bekannt machen, denn das ist denjenigen, die auswandern wollen, sehr nothwendig, damit sie wissen, ob sie sich darein fügen können. Diese sind unbegreiflich streng. Z. B. wenn einer einen Diebstahl im Betrage von 20 Milreis begeht, so bekommt er lebenslängliche Gefängnißstrafe. Wenn einer einmal im Gefängniß gewesen ist, so wird ihm ein Zeichen aufgedrükt und als vogelfrei erklärt. Wenn ein Kolonist sich nicht in jeder Beziehung als ehrlich und friedfertig verhält, so wird er aus der Provinz verwiesen. Wenn bei Streitigkeiten mörderische Instrumente, Flinten, Messer u. dgl. gebraucht werden, so hat derjenige, der sie gebraucht, Todesstrafe. Es entstund einmal nicht weit von unserer Kolonie zwischen einem Portugiesen und seinem Schwiegersohne Streit, und lezterer traf seinen Schwiegervater mit einem Schuß in den Arm; er wurde daher eingezogen und sein Urtheil war, daß er gerädert wurde, was in . . . (?) Wenn einer, der eine Stelle im Gericht hat, sich eines Vergehens von 10 Wentim oder 60 Centim schuldig macht, so hat er Todesstrafe. *)

Wer auswandern will und arbeiten kann und mag, der findet auf allen Kolonien in der Provinz San Paulo sein Auskommen.

Wer auswandern will, der nehme alles Eisen- und Kupfergeschirr, sei es Küchen- oder Feldgeräthschaft, mit sich; was Hauen u. dgl. sind, nur die Stiele aus denselben thun. Betten können auch mitgenommen werden. Jede Familie kann Kisten mit sich nehmen, so viel sie nothwendig hat, um ihre Sachen einzupaken; diese dürfen aber nicht zu groß sein, sondern sollen nur etwa 3 Fuß in die Länge, 2 Fuß in der Höhe und 1½ Fuß in der Breite messen. Von Basel bis nach Santos ist von dem, was mitgenommen wird, kein Fuhrlohn zu bezahlen; von Santos nach der Kolonie ist derselbe ganz gering. Wer kontrahiren will, macht es besser, mit Hrn. Paravicini selbst zu kontrahiren, bei dem man die vollständige Auskunft vernehmen kann.

Für dieses Mal muß ich, meine werthgeschäzte Frau Karrer, schließen; was ich geschrieben, ist reine Wahrheit. Sobald meine Sache in Ordnung ist und ich meine Rechnung habe, so werde ich Ihnen über einige Gegenstände vollständige Erklärung geben. Nun habe ich noch eine Bitte an Sie, daß Sie mir Nachricht von meinen Verwandten und Bekannten, was für Neuigkeiten bei ihnen vorgefallen und wie sie sich befinden, zukommen lassen möchten. Auch wünsche ich noch einige Gegenstände von Ihnen, für die ich Ihnen einen Wechsel oder Kaffee schiken werde.

Am 5. März habe ich eine Kuh gekauft, deren Milch weit besser ist, als diejenige bei Euch.

Ich wüßte Ihnen noch vieles zu schreiben, finde aber, daß dieser Brief für einmal groß genug ist, werde Ihnen aber, sobald ich wieder schreibe, noch viel mehr über meine Verhältnisse berichten. Leben Sie wohl ꝛc.

Frau M. Mauch.

*) Was hier über die brasilianischen Gesetze gesagt ist, bedarf einer Berichtigung. Dieselben sind für die Verhältnisse und Zustände des Landes eher zu gelind, als zu streng, wie wir aus einigen, die von der Frau Mauch berührten Punkte betreffenden Artikeln aus der Staatsverfassung und dem Strafkodex zeigen werden:

Art. 19. Der Staatsverfassung hebt folgende Strafen auf: Folter, Zeichnen mit dem glühenden Eisen, wie jede andere grausame Behandlung von strafbaren Personen.

Art. 31. Krim. Codex. Mißlungene Versuche eines Verbrechens werden bestraft mit einem Drittel weniger, als wenn dasselbe gelungen wäre.

Art. 38. Todesstrafe wird am Galgen verhängt.

Art. 192. Todschlag, im höchsten Grade wird mit dem Tode, im zweiten Grade mit lebenslänglichen Galeeren und im dritten Grade mit 20 Jahren Zwangsarbeit bestraft.

Art. 193. Wenn der Todschlag nicht mit erschwerenden Umständen geschehen ist, im ersten Grade lebenslängliche Galeeren, im niedern Grade 6 bis 12 Jahre Strafarbeit.

Art. 201. Jemanden verlezen, verwunden oder Schmerzen verursachen, Gefängniß von 1 bis 12 Monat und verhältnißmäßige Buße.

Art. 257. Sich wider den Willen des Eigenthümers fremdes Gut aneignen, Strafarbeit von 2 Monat bis auf 4 Jahre, Geldbuße von 5 % à 20 % vom Werthe des Gestohlenen.

Art. 269. Gewaltthätiger Raub 1 bis 8 Jahre Galeeren.

Art. 297. Gebrauch verbotener Waffen, Gefängniß von 10 bis 60 Tage, Verlust der Waffe und entsprechende Geldbuße. (A. d. Red.)

Trübe Aussichten in New-York.

Die Meinung, daß sich die Verhältnisse in den Vereinigten Staaten nun wieder so weit gebessert haben, daß überall reichlicher Verdienst zu finden sei, mag, wenn auch immer noch in beschränktem Maße, hinsichtlich der innern, namentlich nordwestlichen, Staaten gegründet sein. Aber Auswanderer, deren Geldmittel nur bis zur Landung reichen, mögen sich hierin keinen Täuschungen hingeben, wie aus einem Aufsaze der New-Yorker Tribüne vom 21. Sept. hervorgeht. Derselbe sagt:

An 300 Personen haben während der lezten Woche allein durch die „Tribüne" eine Stelle gesucht, um durch redliche, nützliche Arbeit ihren Unterhalt zu erwerben, während in derselben Frist zusammen keine fünfzig Anerbietungen von offenen Pläzen gemacht sind. Unter diesen 300 Personen sind Gärtner, Gouvernanten, Dienstboten, Arbeiter u. s. w., von denen ohne Zweifel Viele Tüchtigkeit und Energie besizen. Wenn in den andern New-Yorker Blättern durchschnittlich auch nur halb so viele in der lezten Woche Stellen gesucht haben sollten, so haben doch immer 2500 Personen in New-York in einer Woche angekündigt, daß sie eine Stelle wünschen, um ihren Unterhalt zu verdienen; und dabei werden die Hunderte nicht gerechnet, die sich durch Abschreiben, Unterricht in der Musik und andere Beschäftigungen zu ernähren suchen, die an sich precär sind und in der Regel diejenigen, welche sie ausüben, nicht vor Noth schüzen. Die Zahl derjenigen Personen, welche hier ohne Beschäftigung sind und solche wünschen, denen aber das Geld für öffentliche Anzeigen oder der gute Glaube daran fehlt, ist wahrscheinlich drei Mal so groß als die jener andern, so daß die Anzahl tüchtiger und würdiger Männer und Frauen, die Arbeit und dadurch Unterhalt suchen, gewiß auf 100,000 angenommen werden darf, und dabei beträgt die augenblickliche Nachfrage nach Arbeitern höchstens ein Sechstel.

Man beachte wohl, daß dieß Verhältniß im Anfange des Herbstes stattfindet, zu einer Zeit, wo der Handel in unserer Stadt lebhaft ist, unsere Hotels gefüllt sind von Händlern aus dem Innern, wo die Dinge äußerlich günstig stehen. Zwei Monate weiter und das Herbstgeschäft ist vorüber, die Hotels werden vergleichungsweise leer sein, viele Personen, die in Läden und Wirthshäusern Beschäftigung finden, werden entlassen sein, das Bauen wird aufgehört haben und fast jeder Zweig der städtischen Industrie wird stark beschränkt sein oder ganz darnieder liegen. Und gerade dann werden die Farmer in unserer Umgebung ihre Herbstarbeiten beendigt haben und einen Theil ihrer Arbeiter entlassen, die, auf dem Lande ohne Arbeit, in die Stadt eilen mit dem verzweiflungsvollen Ruf nach Arbeit. Einige Wenige werden solche finden, Einige werden von den Ersparnissen der mildern Jahreszeit leben: aber die große Mehrzahl wird um unsere Suppenanstalt herumlungern und vor Weihnachten in die Armenhäuser wandern, eine Last für unser Gemeinwesen, bis der Frühling sie erlöst. Das sind die Aussichten, die wir haben, und das während Hunderte vom Lande wöchentlich hieher streben oder schriftlich sich an den einen oder andern Bekannten mit der Bitte wenden, ihnen einen Plaz zu verschaffen.

Es ist ganz und gäbe, diesen Mangel an Beschäftigung dem Zufluß fremder Einwanderung zuzuschreiben, indeß die dießjährige Einwanderung ist weit hinter der der lezten zwei oder drei Jahre geblieben und doch finden wir die Chancen für Beschäftigung dadurch nicht wesentlich verbessert. Wir halten es im Gegentheil für äußerst fraglich, ob ein völliges Aufhören der Einwanderung die Aussichten derer, die schon hier sind, auf Beschäftigung überall verbessern würde, denn die Einwanderer bedürfen Wohnungen, Geräthe, Speise, Kleidung ebensosehr als Arbeit; sie erzeugen Beschäftigung in demselben Maße, wie sie diese suchen; viele von ihnen bringen bedeutendes Kapital und fast alle sind mit gutem Appetit gesegnet. Wären auch doppelt so viele in diesem Jahre gelandet als wirklich gelandet sind, so würde doch nach unserm Dafürhalten die Zahl der Arbeitsuchenden nicht wesentlich vermehrt sein.

Regeln und Rathschläge für Einwanderer.

(Fortsezung.)

Habt Ihr die Absicht, nicht in der Hafenstadt, wo Ihr landet, zu bleiben, sondern in's Land zu gehen, so vermeidet es, Euch dort unnöthig aufzuhalten. Die großen Hafenstädte sind ein glattes und theures Pflaster; fünf, zehn, zwanzig Dollars sind bald ausgegeben, und Mancher, der sich New-York u. s. w. recht gründlich ansehen wollte, hat auch schon mehr eingebüßt oder gar alles eingebüßt, was er hatte.

Man hört oft sagen: „Ehe das deutsche Geld nicht fort ist, kommt der Einwanderer nicht auf einen grünen Zweig; das deutsche Geld muß erst fort!" — Glaubt solchen Unsinn ja nicht und laßt Euch durch solches Gerede ja nicht zur Vergeudung des Mitgebrachten bewegen, wie es schon so Manchem erging, der auf diese thörichte Rede hörte und dadurch in Kummer und Elend gerieth. Seid vielmehr recht sparsam mit dem, was Ihr mitgebracht, denn es ist nicht immer leicht Gelegenheit zum Wiederverdienen zu finden, und wenn Ihr Nichts habt, so seid Ihr auf die Wohlthaten Anderer angewiesen, und das ist ein hartes Brod.

Hütet Euch, besonders im Sommer, vor dem Genuß von Früchten und Eiswasser, oder seid wenigstens recht vorsichtig darin. Wer nicht an das hiesige Klima gewöhnt ist, kann diese Genüsse häufig nicht vertragen, und schon mancher Einwanderer, der darin nicht vorsichtig war, hat seinen Leichtsinn mit schwerer Krankheit oder mit dem Tode büßen müssen.

Geht nicht im Sommer nach New-Orleans und denjenigen Gegenden des Südens, welche vom gelben Fieber heimgesucht werden; es sind immer zunächst die neu dorthin Kommenden, die noch nicht an das Klima gewöhnt sind, welche jener furchtbaren Krankheit erliegen.

Laßt Euch auch nicht verleiten, nach Mexiko zu gehen, es sei denn, daß Ihr mit Mitteln reich ausgestattet wäret und dort einen bestimmten Zwek hättet. Der deutsche Hülfsverein in Vera-Cruz hat noch Anfangs 1855 eine dringende Warnung deßhalb in den deutschen Zeitungen der Union erlassen.

Laßt nicht Briefe an Euch aus Deutschland oder hier aus dem Lande poste restante, d. h. zum Abholen von der Post addressiren, und ebenso wenig lasset solche Briefe an ein Gasthaus addressiren, sondern laßt sie an einen zuverlässigen Bekannten senden, und wenn Ihr einen solchen nicht habt, an den Konsul Euers frühern Heimatlandes oder an die Agentur der deutschen Gesellschaft, die sich solcher Mühewaltung gern unterzieht. Gebt Euern Freunden genau Eure Addresse auf, die Euern vollen Namen, den richtig auf englisch buchstabirten Namen des Orts, des County's und des Staates enthalten muß, und bewahrt eine Abschrift der Addresse sicher in Euerm Taschenbuche auf.

Wenn Ihr Briefe erwartet, die nicht an einen Eurer Bekannten, an den Konsul oder an die deutsche Gesellschaft addressirt sind, so fragt deßhalb nicht allein auf der Post nach, sondern seht auch sowohl in der deutschen wie in der englischen Briefliste nach, ob dort ein Brief für Euch angezeigt ist. Die erstere findet Ihr in deutschen, die leztere in englischen Zeitungen.

Habt in den großen Städten sorgfältig auf Euere Kinder Acht, damit sie sich nicht in irgend einer Weise verlieren oder verlaufen; es hält oft sehr schwer, sie wieder zu finden und schon so manches Kind, selbst erwachsene Mädchen, sind hier den Eltern abhanden gekommen.

Wenn Ihr die Absicht habt, in der Union zu bleiben, so ist es in Euerm Interesse, daß Ihr Bürger der Vereinigten Staaten werdet. Der erste Schritt dazu aber ist, daß Ihr Eure Absicht, Bürger der Vereinigten Staaten werden zu wollen, gesezlich erklärt; man nennt dieß: seine Intention abgeben, oder: die ersten Papiere herausnehmen, und Ihr könnt dieß jederzeit hier in City Hall oder auch bei allen County-Gerichten thun, wo Ihr dann eine Bescheinigung erhaltet und 25 Cents zahlt. Die Bescheinigung müßt Ihr aufbewahren. Was Ihr thun wollt, thut aber bald, thut es sogleich.

Das Vereinigten Staaten-Bürgerrecht erhaltet Ihr erst, nachdem Ihr fünf Jahre in der Union gewesen seid.

Benuzt diese fünf Jahre, um Euch mit den hiesigen politischen Verhältnissen bekannt zu machen, damit, wenn Ihr s. Z. mit dem Bürgerrecht in den Besiz aller politischen Rechte des Bürgers kommt, Ihr wohl ausgerüstet und im Stande seid, von Euerm Rechte den richtigen Gebrauch zu machen und Eure Stimme so abzugeben, wie es zum Nuzen und zur Ehre Euers neuen Heimatlandes erforderlich ist. — Drüben waret Ihr Unterthanen (dieß ist offenbar nicht auf unsere Helvetier gemünzt. A. d. R.), und als solche der Regierung gegenüber in einem ganz abhängigen Verhältniß; hier werdet Ihr Bürger und erhaltet damit das hohe Recht, an der Selbstregierung des Volkes thätigen Antheil zu nehmen.

Das Bürgerrecht der einzelnen Staaten ist von dem Vereinigten Staaten-Bürgerrecht verschieden, und mehrere Staaten verleihen ihr spezielles Bürgerrecht schon in kürzerer Frist, und darnach müßt Ihr Euch in dem Staat erkundigen, in den Ihr zieht.

Hütet Euch aber vor einem großen und gefährlichen Irrthum, in den wir so Manchen verfallen sehen, vor dem Irrthum nämlich: daß die Freiheit darin bestehe, daß man thun könne, was man eben will, und daß hier „im freien Lande" Einer die Rechte des Andern nicht respektiren dürfe. Die wahre Freiheit erlaubt nur das zu thun, was dem Rechte eines Andern nicht widerstreitet, und der Bürger eines freien Landes muß vor allem dem Geseze gehorchen.

Seid Ihr im Stande, Euch sogleich Land zu kaufen oder ein Geschäft anzufangen, so übereilt Euch damit nicht zu sehr, sondern lebt Euch erst etwas in die hiesigen Verhältnisse ein und schaut Euch nach allen Seiten um. Gelegenheit, Land zu kaufen oder ein Geschäft anzufangen, hat man hier täglich, sie läuft Euch nicht fort. Besser einige Wochen oder Monate still liegen oder sonst durch Arbeit etwas zu erwerben suchen, um den Unterhalt zu bestreiten, als sich übereilen. Schon so Mancher hat solche Uebereilung bitter zu bereuen Ursache gehabt.

Kauft durchaus kein Land, keinen Bauplaz (Lot) und überhaupt keinerlei Grundbesiz, bevor Ihr selbst es Euch angesehen, genau geprüft und für Euch passend gefunden habt, es sei denn, daß ältere bewährte Freunde, die es genau kennen, es Euch empfehlen. Güte und Billigkeit des Bodens — Leichtigkeit der Absazwege für Eure Erzeugnisse — Preise derselben — Höhe des Arbeitslohnes — Preise der Lebensbedürfnisse — Nähe einer Eisenbahn, eines Plankroad oder eines schiffbaren Flusses — Berg oder Thal — Holzland oder Prairie — das alles sind Dinge, die beim Landkauf berüksichtigt werden müssen. Auch laßt unter allen Umständen, bevor Ihr einen solchen Kauf abschließt, den Besiztitel durch einen zuverlässigen Advokaten gründlich untersuchen und von ihm schriftlich bescheinigen, daß Alles in Ordnung ist; hebt auch diese Bescheinigung auf. Mit Nichts wird in Amerika mehr Schwindel getrieben, als mit Landverkäufen, und schon so Mancher, der nicht vorsichtig war und Land kaufte, welches er selbst gar nicht oder nicht genau besehen, fand nachher entweder den gekauften Flek Erde gar nicht, oder er fand schlechten Boden oder Sumpf, oder kam in eine ungesunde Gegend, oder mußte später das gekaufte und ehrlich bezahlte Land wieder verlassen, weil der, der es ihm verkauft, kein Recht dazu gehabt hatte oder das Stük Land verschuldet war. Darum: look out! — Paßt auf! Nehmt Euch in Acht!

Seid auch in anderer Weise beim Landkauf vorsichtig; kauft nämlich nicht mehr als Ihr bezahlen könnt, und richtet Euch so ein, daß Ihr nach Bezahlung des Landes auch noch die nothwendigen Mittel zur Anschaffung des Inventars und zum Betriebe in Händen behaltet. Verlaßt Euch ja nicht darauf, daß Ihr ja Geld auf Hypothek aufnehmen könnt. Das hält hier oft ungeheuer schwer, ist meistens mit großen Opfern verbunden und könnte Euch und Eure Zukunft leicht Wucherern in die Hände liefern.

Habt Ihr Euch niedergelassen, so säumt nicht, Euer Eigenthum, wie gering es auch sein möge, gegen Feuersgefahr zu versichern. In Amerika und besonders in den großen Städten sind häufig Feuersbrünste. Sorget also in Zeiten dafür, daß, wenn Euch das Unglük träfe, Euer Besizthum durch Feuer zu verlieren, Ihr dadurch nicht in's Elend kommt.

Versäumt auch nicht, wenn Ihr eine Familie habt und Eure Verhältnisse es Euch irgend erlauben, Euch in eine Lebensversicherungs-Gesellschaft einzukaufen, damit, wenn Ihr vom Tode ereilet würdet, Eure Familie nicht ganz mittellos zurük bleibe. Laßt Euch aber von zuverlässigen Leuten eine gute Lebensversicherungsgesellschaft nennen, die sicher ist. Versäumt ferner nicht, falls Ihr von Eurer Hände Arbeit lebt, Euch einem der vielen bestehenden Vereine oder Logen anzuschließen, welche Euch, im Fall Eurer Erkrankung ein bestimmtes Wochengeld zahlen; das kostet nur eine unbedeutende Kleinigkeit und ist zwekmäßig, Ihr möget nun eine Familie haben oder unverheirathet sein.

Habt Ihr einen Kontrakt zu schließen oder irgend eine derartige Handlung mit andern Personen vorzunehmen, so thut es nie ohne Zuziehung eines zuverlässigen Rechtsbeistandes, denn wenn Ihr auch wirklich etwas von deutschen Rechtssachen verstehen möget, so seid Ihr doch mit den amerikanischen Gesezen, die ganz anders sind und gar viele Häkchen haben, unbekannt, und es würde zu Euerm eignen Schaden gereichen, wenn Ihr die Befolgung dieses Rathes unterließet. Wendet Euch aber an einen zuverlässigen Mann und nicht an einen Winkeladvokaten.

Solltet Ihr erkranken, so seid in der Wahl des Arztes, dem Ihr Euch anvertraut, ja recht vorsichtig, denn es laufen hier und in ganz Amerika eine Anzahl von Menschen unter dem Namen „Aerzte" umher, welche Nichts von Medizin verstehen und mit der Gesundheit und dem Wohle ihrer Mitmenschen ein gewissenloses Spiel treiben. Wenn irgend möglich, so laßt Euch von einem Eurer Freunde einen guten Arzt in Vorschlag bringen, an denen es ebenso wenig fehlt, wie an Quaksalbern. In New-York weist die Agentur der deutschen Gesellschaft armen Einwanderern Aerzte nach.

Solltet Ihr, krank, in ein Hospital gehen müssen, so laßt Eure genaue Addresse bei der Agentur der deutschen Gesellschaft und sorgt, daß Eure Familie dort ebenfalls ihre Addresse hinterlasse. Wenn Ihr das nicht thut, so möchte es Euch in einer großen Stadt sehr schwer werden, aus dem Hospital entlassen, Eure Familie wieder zu finden. (Schluß folgt.)

Verschiedenes.

Schweiz. Aargau. (Statistisches.) Die Auswanderung hat dem Kanton im Jahr 1854 2963 (1568 mehr als 1853) Personen entführt, wovon 2666 nach Nordamerika, 254 nach Südamerika und 40 nach Australien gingen. Die Ausgaben des Staates für die Auswanderung belaufen sich auf 79,279 Fr., diejenigen der Gemeinden aber auf 347,900 Fr. Rechnet man die 341,433 Fr. mitgenommenes eigenes Vermögen der Auswanderer hinzu, so stellt sich das ausgewanderte Kapital auf 768,612 Fr.

— Genf. Seit einigen Wochen sind wieder mehrere ziemlich beträchtliche Züge Auswanderer von der Genfer Kolonisationsgesellschaft nach Setif in Algerien geschikt worden. Glük zu!

Nordamerika. Vereinigte Staaten. (Bürgschaft für Einwanderer.) Zirkulare von deutschen Auswanderungsagenten weisen gebrechliche und verkrüppelte Auswanderer an, über New-Orleans oder Baltimore einzuwandern, da dort die strengen Verordnungen über die Aufnahme solcher Personen nicht wie in New-York existiren. Nun macht der Mayor von New-Orleans offiziell bekannt, daß dieß unrichtig sei, und daß alle Besizer von Schiffen ꝛc. verpflichtet sind, für jeden Auswanderer, der aus irgend einem Grunde innert zwei Jahren den Behörden zur Last fallen könnte, oder eines Verbrechens, Vergehens oder Friedensbruches schuldig erfunden würde, Garantie bis auf 300 Dollars zu leisten. Es ist dieß eine wohl in den meisten Staaten mit größerm oder kleinerm Bürgschaftsbetrag gültige Verordnung, die hin und wieder zur Anwendung kommt, z. B. in New-York, für gewöhnlich aber bloß auf dem Papier steht.

— (Ein vielbewegtes Leben.) Wie einzelne Deutsche in Amerika vom Schiksal umhergeworfen werden, zeigt die nachfolgende vor Gericht abgelegte Aussage des wegen Werbung für die englische Fremdenlegion in Philadelphia am 20. September verhörten Kapitän Strobel. Geboren in Baiern diente er in der Artillerie seines Geburtslandes; 1849 diente er in der Badener Revolutionsarmee, trat nach ihrer Auflösung in die Schweiz über, hielt sich bis 1851 theils in diesem Lande, theils in Frankreich und England auf. Im Mai 1851 schiffte sich Strobel in Havre nach Amerika ein, hielt sich einige Wochen in New-York auf, wandte sich dann nach Washington, wo er eine Anstellung in dem Büreau für Küstenvermessung erhielt. 1852 ging er mit der Expedition des Gouverneurs Stevens nach Oregen und von da nach Minnesota. Im September 1853 nach St. Louis gekommen, schloß Strobel sich der Expedition des Obersten Fremont zur Erforschung einer Eisenbahnlinie nach San Franzisko an. Im Mai 1854 verließ er San Franzisko, ging über den Isthmus von Panama, dann nach Kansas, kehrte nach Washington zurük, wo er die Karten für das Werk des Obersten Fremont vollendete; ging nach Missouri und dann wieder nach Washington, wo er eine Anstellung bei einer Eisenbahn erhielt, die er im Februar d. J. aufgab, um für die englische Regierung zu werben. (D. A. Z.)

— (Pelzhandel.) Wenn auch die Zahl der Pelzthiere in Nordamerika sich von Jahr zu Jahr vermindert, so ist doch die Jagd auf sie immer noch ergiebig. Der jährliche Ertrag in den Vereinigten Staaten wird auf eine Million Dollars berechnet. — Die amerikanische Pelzhandel-Kompagnie (American-fur-trade-compagny) wurde 1808 durch den berühmten Astor, der sich vom armen deutschen Knaben zum reichsten Amerikaner aufgeschwungen, gegründet und derselben durch ein Gesez des Staates New-York das ausschließliche Recht des Handels und des Verkehrs mit den Indianern eingeräumt. In früheren Zeiten eine unermeßliche Quelle der Macht und Bereicherung, ist diesem Institute gegenwärtig durch die Theilung des Geschäfts in eine Kompagnie des Westens und des Nordwestens, welch' leztere sich 1821 mit der englischen Hudsonsbay-Kompagnie vereinte, und durch die unbeschränkte Konkurrenz nur noch ein beschränktes Feld der Thätigkeit angewiesen. Die Gesellschaft des Westens (unter der Führung von Chouteau und Komp.) leitet den Handel mit den Indianern des Missouri, Mississippi und seiner Zweigflüsse. Am obern Mississippi besizt sie noch gegen 25 Stationen (trading-postes) mit einem Dienstpersonal von etwa 200 Voyageurs, welche in der Geschäfts-Saison den Transport der Waaren besorgen. Die Hauptniederlagen der verschiedenen Pelzarten befinden sich in San Paul, Mendota, Pembina und Crowwing, sämmtlich in Minnesota. Zu bestimmten Zeiten werden hier die Häute von Bären, Wölfen, Silber- und andern Füchsen, Bibern, Mardern, Wolweren, Otiern, Waschbären, Moschusratten, Wieseln, Buffalo's von den Handelsagenten gegen manichfache, auf die augenblendendste Weise zur Schau aufgestellte Produkte und Fabrikate, wollene Deken, Tuchstoffe, Schießwaffen, Munition, Zinnkessel, Ohrringe, Fingerringe, Messingknöpfe, Brustschilde (wampums), Messer, Haken, Spiegel, Schminken aller Farben ausgetauscht. Alle Pelzwaaren sowohl als Tauschartikel haben einen bestimmt angenommenen Werth, so daß der Preis des Thierfelles immer mit einer Anzahl Tauschwaaren korrespondirt, aber die Pelzwerke sind gewöhnlich sehr niedrig, die dagegen vertauschten Artikel sehr hoch im Preis angesezt, und es kommen dabei nicht selten die unmenschlichsten Betrügereien von Seiten der Weißen vor, ja es ist von Schriftstellern des vorigen Jahrhunderts behauptet worden, daß diese Tauschhändler schon aus Gewinnsucht die Indianer in einen Zustand der Trunkenheit versezt haben, um den Handel mit ihnen desto vortheilhafter und betrügerischer gestalten zu können. Die gewonnenen Pelze werden sämmtlich über New-York nach London verschifft, welches der Hauptmarkt für den amerikanischen Pelzhandel ist.

— Massachusetts. Nachrichten aus allen Theilen dieses Staates, behauptet das Wisc. Banner, geben an, daß seit Einführung des Temperenzgesezes die Trunkenheit schrecklich überhand genommen habe.

— Ohio. Aus Neu-Philadelphia in Tuscawaras County, Vinesberg in Holmes County und aus dem County Stark enthält der „Deutsche in Holmes" eine Beglükwünschungsaddresse an den schweizerischen Bundespräsidenten Stämpfli mit nicht weniger als 165 Unterschriften, alle von ehemaligen Schweizerbürgern, von denen wohl fünf Sechstheile aus dem Kanton Bern. Die Addresse selbst zeichnet sich durch nichts Besonderes aus, als durch eine ziemliche Portion Schwulst und hätten wir sie auch deßwegen unerwähnt lassen können, wenn sie uns nicht einen Beweis lieferte für die auffallend starke Schweizer- besonders Bernerbevölkerung jenes Theiles des östlichen Ohio, jener klassischen Gegend, in welcher in den 70ger Jahren des vorigen Jahrhunderts die blühenden Herrenhutermissionen lagen, die der mährische Bruder Zeisberger unter den Indianern angelegt hatte und die die weißen Grenzansiedler wieder zerstörten. Dort am Muskingumfluß in Tuscarawas County fand im Jahr 1782 die bekannte Schlächterei statt, wobei die Weißen 96 wehrlose christliche Indianer ermordeten.

— Kalifornien. (Feindseligkeiten gegen die spanischen Einwohner.) Nach dem Kal. Dem. sollte man fast annehmen daß die sozialen Zustände Kaliforniens zur Zeit in völliger Auflösung begriffen sind. Gegen die Mexikaner wird mit der rüksichtlosesten Grausamkeit verfahren; weil einige dieser Race im Amadier-County einen Mord begangen haben, ist dort alles gegen sie in Waffen und diejenigen, deren man habhaft werden kann, werden niedergeschossen oder erhängt; 47 hat dieses Schiksal ereilt und unter diesen befindet sich erst einer der Mörder. Noch einen Schritt weiter und die Verfolger werden zu Räubern; vom Niederbrennen mexikanischer Häuser zur Plünderung ist nur ein Schritt. Noch ist die Liste der Unschuldigen, die als Sühnopfer zu fallen bestimmt sind, nicht geschlossen. Man hezt die wilden Indianer als Bluthunde gegen die Wehrlosen, und nur die skalplose Leiche, die man in den Wäldern findet, legt

Zeugniß ab für die blutigen Thaten, die sie verüben; und wenn man im Dikicht die Leiche eines Ermordeten hängen sieht, geht der Wanderer mit Schaudern weiter und verwünscht Zustände, wo die Gerechtigkeitspflege nicht einmal mehr in den Händen eines regelmäßigen Lynchgerichtes, nicht einmal mehr in denen eines Lynch-Mobs ist, sondern in denen des wilden Indianers, wo es nie auch nur zur Kunde kommt, wer sie ausgeübt. In der Nähe von Sutter fand man abermals zwei „Groaser" erschossen; weiter davon einen dritten. Gehängt wurden fünf weitere. Spanische Frauen irren händeringend in den Wäldern umher; man verweigert ihnen, nachdem ihre Männer gefallen, ein Obdach, und sie müssen froh sein, wenn sie den thierischen Angriffen der Indianer entgehen. Und nun die Kehrseite. Das Räuberleben in den höchsten Ständen. Hr. Wood, Partner des Hauses Adams und Komp., schon angeklagt wegen in die Millionen gehender Fälschungen von Goldstaub, aber dennoch auf freien Füßen, läßt seine Bürgschaft im Stich und brennt durch. Der Partner des damals großen Banthauses von Adams und Komp. miethete im Montgomery-Blok ein breit an offener Straße liegendes Lokal, baut dort einen Schornstein, zahlt die Miethe. In diesem werden dann die Wholesale-Fälschungen vorgenommen. Wie leicht kann ein solches Banthaus, welches täglich Tausende von Unzen umsezt, unter 3000 Unzen 300 mischen. Gegen die Betrügereien solcher Häuser hat das Publikum keine Sicherheit. Aber aller und jeder Kredit hört auf, wenn solche Dinge möglich sind. Wo ist die Wurzel aller dieser Uebel? Antwort: In unsern Gerichten. Man hänge die Mörder, und die rohe Selbsthülfe wird aufhören. Man seze Spizbuben, wie Wood, in's Gefängniß, statt sie gegen betrügerische Sicherheit auf freiem Fuß zu lassen und sie zur Flucht einzuladen. Die erbärmliche Justiz büßen jezt die unschuldigen Spanier im Amadier-County, und die zwei armen Handlanger bei dem Betrug, die im Gefängniß sizen und die Suppe ausbroken müssen.

— (Eine Hinrichtung in Sonora.) Die Hinrichtung von Escobar und Sebaldo. Der Zug zum Richtplaz lezten Donnerstag war ein wahrer Festzug. In der Mitte der Sheriff mit seinen Leuten, die Verurtheilten, umgeben von den Bürger-Kompagnien von Sonora und Columbia. Ueber 3600 Menschen, fast die Hälfte Frauen und Kinder, bildeten unter Gelächter und rohen Witzen die Begleitung. Der Galgen war vor der Stadt. Ein katholischer Priester, Pater Abric, nebst einem Dollmetscher begleiteten gleichfalls den Zug. Sebaldo hielt eine lange Rede, in der er durch die frechsten Witze seine Gleichgültigkeit zu zeigen suchte. Er behauptete, nicht er habe Shelton umgebracht, sondern Gomez, der bei zur Zeit des Mordes gewesen und den man habe entwischen lassen. Er behauptete, wenn er ein Amerikaner wäre, würde man ihn haben entwischen lassen, und forderte alle seine Landsleute auf, wo sie immer einem Weißen begegneten, demselben ein Messer in die Brust zu rennen. Er behauptete, er habe keinen unparteiischen Prozeß gehabt, aber er wolle nun dem Volke zeigen, wie ein Chilene zu sterben wisse. Darauf lachte er, er sagte, er habe keine Schulden, als eine von 10 Dollars, und dann die, die er im Begriffe stehe zu bezahlen. Dann verlangte er ein Harfenmädchen, welches, wie er sagte, ihm vorspielen sollte zum Tanze, redete mit gemeinen Geberden nahestehende Weibsbilder an und erhielt von diesen lachende Antworten. Er erbot sich dann, wenn einer der Anwesenden Geld durch ihn in die andere Welt senden wolle, so wolle er es mitnehmen. Das nennt man ein Beispiel geben. Eine solche Hinrichtung macht hundert Verbrecher. Der Verbrecher stirbt mit einem frechen Wiz auf der Zunge, die Umgebung lacht, tobt, trinkt und jubelt. Unter Jubelgeschrei zieht man hinaus, unter Jubel hinein, die Taschendiebe halten ihre reiche Ernte, die lezten Zukungen der Unglüklichen, die rohen Mordszenen rufen nur die wilde Mordlust von neuem wach, und wenn eine Dame im feinsten Seidenkleide dem Sheriff mit dem süßesten Lächeln versichert, er habe die Leute wunderschön gehängt, so spricht das mehr als ganze Bände über unsere Sittenzustände. — Escobar zeigte Reue. Er bekannte sein Verbrechen und weinte, und kizelte so auf eine andere Weise die Rohheit des schaulustigen Publikums, welches starken geistigen Schnaps verlangt, wenn es aufgeregt werden soll. Er gestand, er habe den taubstummen Mann ermordet, ermahnte die Spanier, nicht den Rathschlägen seines Schiffsgenossen zu folgen, versicherte, er sei stets redlich und fleißig gewesen, und dies sei sein erstes Verbrechen. Er bat Alle um Vergebung. Die Fallthüre fiel, ein Augenblik allgemeinen lautlosen Entzükens herrschte unter der rohen Menge, bis die lezten Zukungen vorüber waren, dann aber brach ein wahrer Beifallssturm los, weibliche Stimmen mischten sich in die allgemeine Heiterkeit und Alles zerstreute sich in die Wirthshäuser. Eine ungewöhnliche Anzahl von Betrunkenen war die Folge des abschreckenden Beispiels. (Cal. Dem.)

— Texas. Die Indianer treten immer frecher auf. Die Lipans durchstreifen in Trupps von 3—6—20 Köpfen den ganzen Westen, rauben Pferde und Rindvieh sogar wenige Meilen von Neu-Braunfels. Am Cibolo sind mehrere Personen ermordet worden. In Neu-Braunfels hat sich gegen die Indianer ein Freikorps gebildet.

— Mexiko. General Alvarez, der zuerst im Nordwesten der Republik die Fahne der Insurrektion gegen Santa Anna erhoben hat, ist zum Präsidenten der Republik erwählt, in die Hauptstadt eingezogen, wo er sofort ein neues Ministerium bildete. Etliche andere Generale wollen nun aber ihm seine hohe Würde streitig machen.

Zentralamerika. (Aspinwall.) Diese neue Stadt wird von einem französischen Reisenden, C. Seneuil, folgendermaßen beschrieben: Ueberall um die Bai her der lebendigste Pflanzenwuchs, niedrige aber kräftige Bäume, die einander so nahe gerükt sind, daß sie Massen bilden, und vor uns eine aufblühende, von Holz erbaute Stadt, eine Art von kaufmännischem Feldlager, in welchem sich schon über 6000 Seelen zusammendrängen sollen. Dieß ist das Schauspiel, das sich dem Auge darbietet, wenn man diese Stadt erreicht, welche die Nordamerikaner Aspinwall nennen, nach dem Namen des Unternehmers der Eisenbahn, die Engländer und Südamerikaner eigensinnig Colon zu nennen fortfahren, weil an ihrer Stelle einst zwei oder drei indianische Hütten hier standen, die ein Dorf bildeten, bezeichnet mit diesem Namen zum Andenken des großen Entdekers von Amerika. Der Landungsplaz der Eisenbahn, angelegt auf einer durch Auffüllung über das Meer erhöhten Chaussee, hat auf der Landseite eine Art von Lagune offen gelassen, die man in Kurzem ausfüllen wird. Auf einer Seite steht das Büreau der Eisenbahn und ein Magazin für Waaren, auf der andern das Büreau der Dampfschiffe von New-York, ein Hof, in welchem sich einige Kokusbäume befinden: geachtete Ueberreste des unlängst jungfräulichen Waldes, und einige angehängte Außengebäude verbergen dem Reisenden den künstlichen Sumpf, der sich hinten hinzieht und an dessen Rande die meisten der Häuser errichtet sind, aus denen die Stadt besteht. Man findet da Muster von allen Menschenracen, Neger und Europäer, Indianer und Chinesen, Mulatten und Mestizen, Malaien und Laskaren, Alle hergelokt durch die Bewegung, welche Kalifornien und die Eisenbahn diesem Punkte der Welt aufgedrükt haben. Alles wird übrigens hier in's Große behandelt; man bezahlt Alles sehr theuer, aber man weiß nichts von Uebervortheilung im Geldwechsel. Zu Colon nimmt man die Münze jedes Landes zu dem Werthe an, den sie in ihrem Lande hat.

— (Kinney und Walker.) Ueber diese beiden Männer und deren Verhältniß zu Regierung und Volk von Nicaragua lesen wir in der D. A. Z. folgende aufklärende Bemerkungen: Im Jahr 1839 überließ oder schenkte der damalige Moskitokönig den Amerikanern Shephard und Haley einen Landstrich, der sich an der Meeresküste 350 englische Meilen hinzieht und im Ganzen zirka 47,000 Quadratmeilen mißt, für — einige Flaschen Branntwein. Diese Schenkung wurde von dem jezigen Moskitokönig widerrufen, weil sein Vater zur Zeit, als er das Kreuz unter die Urkunde malte, unzurechnungsfähig gewesen sei. Dieses Land nun hat Oberst Kinney angeblich für 500,000 Dollars den ersten Erwerbern abgekauft und sucht, wie oben angeführt, die Bestätigung der Erwerbung durch die Regierung von Nicaragua zu erlangen. Nun hat aber diese die rechtliche Existenz eines Moskitokönigs niemals anerkannt, es ist daher auch kaum anzunehmen, daß sie Handlungen eines solchen, zumal von so einschneidender Wichtigkeit, wie die Ueberlassung eines so großen und für die Lage wichtigen Landstüks an Nordamerikaner, anerkennen wird. Während nun Kinney sich der legitimen Regierung zu nähern sucht, steht ein anderer Nordamerikaner, Walker, mit der Revolutionspartei in gutem Vernehmen, so daß, mag nun die eine oder die andere Partei obsiegen, jedenfalls die Nordamerikaner Aussicht haben, sich einzunisten und zu befestigen. Die N.-Y. Abendztg., der wir diese Notizen entnommen haben, deutet noch an, daß Kinney und Walker nur scheinbar sich gegenüber stehen, in der That aber unter einer Deke spielen.

Südamerika. In Cayenne soll eine reiche Goldmine entdekt worden sein. Der obere, südliche Theil dieser französischen Besizung land schon lange im Rufe, edle Metalle und Diamanten zu enthalten. Diese Gegenden, von Indianern und Busch- oder Maronnegern bewohnt, den Nachkommen entlaufener Sklaven, die einen förmlichen Staat bilden, waren aber bis jezt wenig besucht und bekannt.

Bei J. M. Wälle in Lichtensteig ist erschienen und für 25 Rp. zu haben:

Mittheilungen
über die neugegründete Kolonie
Santa Maria da Soledade
in der südbrasilianischen Provinz
Rio Grande do Sul.

Von Julius Caillin.

Feuilleton.

An Männer von Ehre.

Unter dieser Ueberschrift bringt das „San Franzicko-Evening-Journal" folgende Anzeige:

Major Goliah O'Grady Granaghan, früher im Dienste der ostindischen Kompagnie, hat die Ehre, den Herren in San Franzicko seine Ankunft von Kalkutta anzuzeigen und ihnen seine Dienste als Duellant und Professor des Codex der Ehre anzubieten.

Gestüzt auf seine großen Erfahrungen und seine Geschiklichkeit in seinem Geschäfte, die er sich in mehr als vier Tausend Ehrensachen errungen und selbst Theilnehmer an zwei hundert und acht und dreißig Duellen, schmeichelt sich Major Granaghan, sagen zu können, daß er die Fähigkeit besizt, den Kavalieren von San Franzicko zu ihrer Zufriedenheit dienen und ihre Ehrensachen mit Eklat leiten zu können.

Indem er sich dem Wohlwollen dieser erleuchteten Klasse von Gentlemen empfiehlt, veröffentlicht Major Granaghan seine Gebühren-Skala, welche er so niedrig stellt, daß sich jeder von noch so beschränkten Mitteln in Ehrensachen an ihn wenden kann.

Für die Forderung einer Abbitte . .	3 Doll.	80 Cts.
Für die Ablehnung einer solchen . .	3 „	76 „
Für Briefe in Betreff von Satisfaktionen	1 „	25 „

Für das Arrangement und die Ausführung eines Duells wie folgt:

Auf Pistolen, zehn Schritt	100	Dollars.
Desgleichen mit Lieferung von Pistolen, Munition, Wundarzt und Equipage . .	200	„
Auf Büchsen, 30 Schritt	150	„
Auf Musketen, desgl.	150	„
Auf Colts Drehpistolen, sechsschüssig . .	200	„

Für die friedliche Beilegung einer Ehrensache, unbeschadet der Ehre beider Parteien:

Für die Beschuldigung einer Lüge . . .	100	Dollars.
„ den Ausdruk verd— Schurke . . .	75	„
„ desgl. Esel	50	„
„ Nasenstüber	150	„
„ einen Schlag	150	„
„ „ Fußtritt	175	„
„ „ Fußtritt auf die Hofschöße oder in der Nähe derselben . . .	200	„

Da nothwendig eine Scheidelinie gezogen werden muß, so fühlt Major G. sich verpflichtet, anzuzeigen, daß er, unter keiner Bedingung, darauf eingehen wird, Streitsachen zwischen farbigen Personen zu schlichten, oder zu leiten.

Da das Einmischen in das Geschäft eines Gentleman ein Eingriff in seine Rechte ist, der nicht geduldet werden kann, so hält Major Ganaghan für geeignet, allen Herren zu erklären, daß, wenn sie, nach dieser Anzeige, sich in irgend eine Ehrensache einlassen, sei es als Sekundanten oder Duellanten, ohne seine Dienste in Anspruch zu nehmen, er sie für jeden solchen Fall persönlich verantwortlich halten wird.

Beschuldigungen als Lügner, Feigling oder Schuft durch Billet oder Plakat werden zu den billigsten Bedingungen ausgeführt und passende Begräbnißplätze auf Lone Mountain werden ebensowohl für die Unglüklichen, als Dampfschiffdilleto für die Ueberlebenden, mit geringem Aufgeld, in Vorrath gehalten.

Major Goliah O'Grady Granaghan,
Eke von Clay- und Leavenworth-Straße.

(Folgen Zeugnisse verschiedener Zeitungen von der Tüchtigkeit des Majors.)

Miszelle.

(Eine Narrenzeitung.) In einer Stadt von Nordamerika erscheint in einer dasigen Irrenanstalt ein Journal, das von lauter Narren geschrieben, gedrukt und herausgegeben und zum Besten der Anstalt verkauft wird. Wenn man bedenkt, was für wahnsinniges Zeug oft in Zeitungen steht, die von zurechnungsfähigen Menschen geschrieben werden, kann man sich einen Begriff von dem Inhalte dieses allgemeinen Narrenjournals machen.

Abonnementspreis.
Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".

Einrükungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 45. | Samstag den 10. November. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Fünfter Jahrgang. | 1855.

Regeln und Rathschläge für Einwanderer.

(Schluß.)

Seid Ihr Arbeiter und könnt nicht sofort Arbeit in Euerm Fache finden, so laßt Euch dadurch nicht beirren und nehmt irgend eine andere Arbeit an, die sich Euch darbietet und der Ihr gewachsen seid; allmälig wird es Euch dann schon möglich werden, auch in Euerm Fache Beschäftigung zu finden, oder Ihr entschließt Euch wohl auch, für immer zu einem andern Fache überzutreten, welches Euch ein besseres Auskommen gewährt. Hier in Amerika ist schon mancher zu einer Beschäftigung übergegangen, an die er in Deutschland nie gedacht hat, und hat dadurch später sein Glük gemacht. Zunächst kommt es nur darauf an, überhaupt Arbeit zu haben, welcher Art dieselbe auch immer sein möge, um Euern Lebensunterhalt zu erwerben und die kleine Summe, die Euch von der Reise übrig geblieben ist, nicht angreifen zu dürfen.

Findet Ihr aber in der Hafenstadt, wo Ihr landet, nicht in den ersten Tagen Arbeit, so wartet mit Eurer Weiterreise in's Land nicht etwa bis Ihr, was Euch noch geblieben, aufgezehrt und dann die Mittel zur Weiterreise nicht mehr in Händen habt, sondern geht sogleich weiter. Da in den Hafenstädten wöchentlich und täglich viele neue Einwanderer ankommen, welche dort Arbeit suchen, so kann es nicht fehlen, daß dort fast immer Ueberfluß an Arbeitern aller Art ist, während die Arbeitskräfte im Lande seltener sind und deßhalb mehr gesucht und besser bezahlt werden. Je mehr Ihr Euch von den großen Heerstraßen entfernt, um so leichter werdet Ihr Arbeit finden und um so besser bezahlt werden.

Unter denen, die aus dem alten Vaterlande herüberkommen, um sich hier eine neue Heimat zu gründen, stößt man nicht gar selten auf Leute, welche, kaum ein paar Wochen hier, die Flügel hängen lassen, weil sie nicht gleich da, wo sie landeten, Arbeit finden, die aber, und wenn man ihnen zehn Mal sagt: geht weiter in's Land, dort findet Ihr leichter Arbeit und werdet besser bezahlt als hier, weil hier täglich so viele Einwanderer ankommen und die Arbeitgeber förmlich überschwemmen — dennoch solchen wohlgemeinten Rath nicht befolgen, sondern meinen: die gebratenen Tauben müßten ihnen hier in den Mund fliegen, lieber müßig in der Hafenstadt bleiben, sich wo möglich noch Geld von Deutschland nachschiken lassen und die Hände in den Schooß legen, bis der lezte Cent aufgezehrt ist. Solche Leute passen für Amerika nicht und sollten lieber schleunigst zurükkehren, so lange sie noch die Mittel zur Rükreise in Händen haben. Amerika ist das Land der Arbeit, und wer hier fortkommen will, muß arbeiten, kräftig arbeiten und fleißig und rüstig vorwärts streben; aber der Fleiß belohnt sich hier auch. Allerdings gilt auch hier das Sprüchwort: Aller Anfang ist schwer, und hier vielleicht mehr als drüben, weil hier jeder mehr oder weniger auf sich selbst angewiesen ist, während drüben Verwandte und Freunde ihm zur Seite stehen; deßhalb sehen wir hier auch Manchen die ersten paar Jahre sich recht tüchtig abquälen, aber dann geht's auch. Wer Frucht erndten will, der muß vorher erst säen. Und wenn unter Euch, Ihr neuen Ankömmlinge, hin und wieder auch Einer ist, dem es nicht gleich glüken will, dann verliert den Muth nicht, sondern blikt auf die fünf Millionen unserer Landsleute, die vor Euch kamen und auf die Hunderttausende von ihnen, die arm und dürftig hier an's Land stiegen und jezt bemittelte und wohlhabende Leute sind. Was sie dazu gemacht? Nicht müßiges die Hände in den Schooß legen und Jämmern und Verzagen — sondern: Fleiß, Sparsamkeit, Nüchternheit und Umsicht. Geht denselben Weg, und Ihr werdet dasselbe Ziel erreichen, und wenn auch Ihr selbst von den Früchten, die Ihr säet, nicht mehr viel genießen könntet, so werdet Ihr doch Euern Kindern eine glükliche Zukunft bereiten. Amerika ist ein ungeheures Feld der Thätigkeit, ein Land, welches noch Millionen zufriedener und glüklicher Menschen ernähren kann, also ist auch für Euch hier Raum, und auch von Eurer Arbeit und Euerm Fleiß dürft Ihr getrosten Muthes Gedeihen und Erfolg erwarten.

Bemüht Euch, so bald als möglich der englischen Sprache so weit mächtig zu werden, daß Ihr Euch in derselben verständlich machen könnt; so lange Ihr der englischen Sprache nicht mächtig seid, seid Ihr mit Euern Geschäften und Eurer Arbeit lediglich auf die deutsche Bevölkerung angewiesen und habt demnach nur einen beschränkten Wirkungskreis, denn der englisch redende Arbeitgeber kann natürlich auch den tüchtigsten Arbeiter nicht gebrauchen, wenn er sich ihm nicht verständlich machen kann. Seid Ihr aber erst der englischen Sprache mächtig, so habt Ihr einen viel größern Wirkungskreis und findet überall Euer gutes Brod. Das beste Mittel, in kürzester Frist von der englischen Sprache so viel zu erlernen, als nöthig ist, um sich verständlich zu machen, bleibt immer: zu einer englischen Familie in Kost und Logis zu gehen. Die Nothwendigkeit, sich verständlich zu machen, und die Uebung, welche das Ohr hat, wenn es englisch reden hört, werden die besten Lehrmeister sein. Dabei sollte derjenige, dessen Zeit und Mittel ihm erlauben, grammatikalischen Unterricht zu nehmen, dieses allerdings nicht versäumen.

Hütet Euch, eine vorgefaßte Meinung über Amerika und amerikanische Verhältnisse mitzubringen und glaubt nicht, daß, wenn Ihr auch ein paar Schriften über Amerika gelesen, Ihr es deßhalb ganz kennt. Hier sind alle Verhältnisse anders als drüben, und Ihr habt hier gar Vieles zu lernen. Vieles ist hier besser als drüben, Manches aber auch schlechter. Ein richtiges Urtheil über Amerika Euch zu bilden, werdet Ihr erst dann im Stande sein, wenn Ihr längere Zeit hier gewesen seid und alle die neuen Verhältnisse, die jezt Eure Bewunderung und Euern Tadel erweken, praktisch durchlebt habt. Habt aber Augen und Ohren stets offen und beobachtet sorgfältig, was um Euch her vorgeht; auf diese Weise werdet Ihr am sichersten zu einem richtigen Urtheil gelangen, das wird Euer Wohl fördern.

Es wird Euch wahrscheinlich befremden, zu hören, daß in New-York und andern Hafenstädten fast täglich Raub- und Mordanfälle vorkommen und daß hier viel Betrug und Schwindel ausgeführt wird, und Ihr werdet vielleicht geneigt sein, davon auf die ganze Union zu schließen, aber das würde ein Fehlschuß sein. In allen großen Städten, in Europa wie hier, treibt sich Gesindel umher, welches keine Lust hat, sich redlich zu ernähren, und deßhalb findet man in großen Städten verhältnißmäßig mehr Verbrechen, als in kleinern Orten. In den großen Städten Amerika's und besonders in New-York besteht dieses Uebel aber in noch viel höherm Grade, als in den großen Städten Europa's, was in mancherlei Umständen seinen Grund hat. Dennoch würde es ganz unrichtig sein, von New-York auf die ganze Union, und von den Verbrechern und Betrügern, denen wir hier begegnen, auf die ganze Bevölkerung zu schließen. Der vernünftige Mann achtet stets vorsichtig darauf, mit wem er sich einläßt. Habt deßhalb auch in dieser Beziehung die Augen offen, und Ihr werdet wie überall so auch hier Vielen begegnen, die, selbst redlich und brav, den tüchtigen, redlichen und fleißigen Mann zu schätzen wissen.

Mitunter hört man Leute, denen es entweder an richtiger Erkenntniß der hiesigen Verhältnisse oder an Lust zur Arbeit fehlt, die Meinung aussprechen: auf ehrlichem Wege sei hier doch nichts zu machen. Laßt Euch durch solche alberne und unwürdige Rede in der Verfolgung des richtigen Weges, der zu Glük und Wohlstand führt, nicht irre machen. Vergeßt nicht, daß deutsche Treue und deutsche Redlichkeit durch die ganze Welt ein Sprüchwort sind, und daß auch Ihr als Deutsche gegen Euer altes Vaterland wie gegen Eure neue Heimat die Pflicht habt, so zu handeln, daß dieses Wort nicht von der Welt verschwinde, sondern immer lauter von einem Pol der Erde bis zum andern gehört werde.

Bewahret dabei, so viel die Verhältnisse es erlauben, deutsche Sitte; bewahret unsere herrliche Muttersprache und bewahret die deutschen Tugenden: Fleiß und Sparsamkeit; so werdet Ihr Euch die Achtung nicht allein Eurer hiesigen Landsleute, sondern auch die Eurer neuen amerikanischen Mitbürger erwerben, und bald wird die Zeit kommen, da Ihr den Augenblik segnen werdet, in dem Ihr Euern Fuß auf amerikanischen Boden seztet.

Ich warne Euch oben vor solchen Leuten, welche sich Euch aufdrängen, um Euch von denen zu entfernen, die Euch redlich gerathen hätten. Diese Leute werden ohne Zweifel ganz dieselben Manöver anwenden, um Euch auch Mißtrauen gegen den Wegweiser einzuflößen. Geschieht dieß, so erinnert Euch an Alles das, was Euch hier gesagt ist, und fragt Euch: ob Jemand, der Euch solche Rathschläge ertheilt, es nicht wirklich gut mit Euch meinen müsse. Vergeßt ferner nicht, daß der Wegweiser von keinem Einwanderer auch nur einen Cent verlangt

oder annimmt, und daß er weder für noch gegen einzelne Personen oder Firmen Partei ergreift; und endlich übersieht nicht, daß solche Personen und Firmen, welche wegen eines Unrechts gegen Einwanderer bestraft werden, mit ihren Anzeigen vom Wegweiser ausgeschlossen sind. Dieser leztere Umstand muß Euch am deutlichsten beweisen, daß der Wegweiser es wirklich gut mit Euch meint und Euer wahrer und aufrichtiger Freund ist.

Das erste Wort, welches ich Euch oben zurief, war das amerikanische look out! und noch einmal wiederhole ich: Paßt auf! nehmt Euch in Acht! zunächst im Umgange mit Euch unbekannten Leuten, dann aber auch in jeder andern Beziehung.*) denn überall gibt es für Euch, denen das amerikanische Leben und Treiben noch unbekannt ist, Gefahren. Befolgt Ihr, was Euch oben wohlmeinend gesagt ist, so werdet Ihr alle Gefahren glüklich umgehen; befolgt Ihr es aber nicht und gerathet dadurch in Schaden und Nachtheil, so wird das Eure eigne Schuld sein und nicht die Euers es redlich mit Euch meinenden

Wegweisers.

*) z. B. vor den Addressen des Wegweisers. A. d. R.

Mineralreichthum des durch den Gadsden-Vertrag erworbenen Gebietes.

Während Kalifornien mit Recht stolz ist auf seinen Goldreichthum, weisen die benachbarten Länder ähnliche Schäze auf, und man kann die ganze Küste des Pacific als eine Niederlage edler Metalle betrachten. Gold, Silber, Eisen, Kupfer, Zinn, kurz alle Metalle finden sich daselbst. Daß übrigens Mineral-Reichthum ohne sonstige Produkte dem Lande keinen Wohlstand geben können, das beweisen die Kolonien in Südamerika, das beweist theilweise Kalifornien selbst. Deßhalb verfielen die Minen in Mexiko und fangen erst an, wieder Bedeutung zu bekommen, seitdem fremder Fleiß auch die übrigen Hülfsquellen des Landes entwikelt.

Mexiko besizt nach den Kupferminen am Lake Superior die reichsten Kupferminen der Welt. Die besten sind die von Chihuahua, doch werden diese schlecht bearbeitet und werden größtentheils der Indianer wegen verlassen. Die Minen von Santa Clara in Mechoacan, Mazapil in Zacatecas und Zimlahuacan werden noch bearbeitet, wovon die zweite allein 6000 Quintals jährlich gibt. Das ganze Territorium, welches durch den Gadsden-Vertrag erworben wurde, hat gleichen Ueberfluß an Kupfer und Silber. Kupfer ist leichter zu gewinnen, und es wirft deßhalb auch einen größeren Gewinn ab. — Vom Colorado bis zum Rio Grande findet sich, nach den bis jezt gemachten oberflächlichen Untersuchungen, ein weit größerer Mineral-Reichthum, als in irgend einem Theile der Erde. Bartlett in seinem Berichte bestätigt dies zur Genüge, ebenso noch neuere Untersuchungen. Der Reichthum der Kupfer-Minen am Rio Grande wird übertroffen von den jüngst am Colorado entdekten. Die Arizona-Minen, 110 Meilen südöstlich von Fort Yuma, die eben von der Arizona-Mining- und Trading-Kompagnie von San Franzisco in Betrieb genommen werden sollen, liegen in einer, etwa eine Quadratmeile haltenden Gegend, die von einer Reihe vulkanischer Hügel umgeben ist, die fast ganz aus Kupfer bestehen. Manche Erze liefern 60 bis 80 % reines Metall, während das Erz am Lake Superior durchschnittlich nur 20 % gibt. Die Natur selbst begünstigt die Bearbeitung, da das Kupfer in Hügeln ligt, wo man leicht eingraben kann, ohne Wasser befürchten zu müssen, so daß man also fast gar keine Maschinerie nöthig hat. Das Klima ist eines der gesundesten in der Welt, mit einem Sommer, der vom Oktober an bis Juli dauert.

Das Erz besteht aus reinem Kupfer in einzelnen Massen, aus Schwefelkupfer, einem der werthvollsten Kupfererze, da es bis zu 80 % reines Kupfer enthält, aus grauem Kupfererz, welches Silber enthält. Außerdem findet man rothes und schwarzes Kupfererz, kohlensaures Kupfer, alles in unmittelbarer Nähe beieinander.

Im Gegensaz zu den in anderen Kupferminen gemachten Erfahrungen, hat man bis jezt keine Kupfer-Pyriten gefunden, was sehr für die Reinheit der Erde spricht. Man hat oft Proben in Hermosillo geprüft, welche 75 bis 80 % Kupfer und 3 Unzen Gold und Silber auf die Tonne gaben, ein Resultat, wie es bis jezt noch nirgends erzielt wurde. Man hat bis jezt nur eine Mine bearbeitet, und doch giebt diese schon Schäze, die in Jahrhunderten nicht zu erschöpfen sind, und doch ist dieß nur der eine westliche Endpunkt einer ungeheuren Mineral-Region. Die Kompagnie, welche die Arizona-Minen besizt, rüstet sich nun, dieselben in Besiz zu nehmen. Sie waren von jeher in ganz Mexiko wegen ihres Reichthums berühmt, noch vor zwei Jahren wurden sie bearbeitet, bis die Apaches die Arbeiter vertrieben. Der Zugang ist leicht. Das Erz wird in Säken von rohen Häuten durch Maulthiere, von denen jedes 300 Pfund trägt, nach dem Colorado, von dort per Steamer nach dem Golf von Mexiko, und von da nach England oder New-York gebracht. Die von Eingebornen, unter Aufsicht eines erfahrenen Miners, verrichtete Arbeit ist billig, und das Erz kann zu billigeren Preisen geliefert werden, als irgend ein anderes Produkt an der Küste des Pacific. Die Eigenthümer der Minen bilden eine Gesellschaft von 26 Personen. Die Geschäftsführer sind Maj. Allen, J. Downes, Wilson und Dr. Schorb, die als Trustees handeln, während Hr. Dunbar die Minen beaufsichtigt.*)

(Cal. Dem.)

*) In diesem Gebiete, bisweilen auch Territorium Arizonia genannt, soll Dr. Ingenieur Kuster von Rheinek, K. St. Gallen, bei Vermessung der durch dasselbe projektirten Atlantic-Pacific-Eisenbahnlinie beschäftigt sein. A. d. R.

Verschiedenes.

Ueber die gegenwärtige europäische Auswanderung macht das „Journal des Debats" Betrachtungen, in welchen unter anderm folgende merkwürdige Stelle vorkommt: Und aus welchen Elementen noch, außer den unglüklichen Irländern, Engländern, Schotten, rekrutirt sich dieser gewaltige Kolonisationsstrom? — Es sind im Allgemeinen die Bauern von West- und Mitteleuropa, die Landleute aus dem Elsaß, welche, alte Eltern und Pfarrer an der Spize (?), gruppen- und familienweise fortziehen, ferner Badenser, Württemberger, Baiern, Hessen, Tyroler, und namentlich Landleute und Arbeiter aus der Schweiz, denn dieses Land bietet das sonderbare Schauspiel, daß, während es einerseits vielleicht eine größere Zahl fremder Einwohner auf seinem Gebiete zählt als irgend ein anderes, es andererseits auch das größte Kontingent zu den großen Karawanen der Auswanderung, zu jenen Schaaren nomadischer Arbeiter liefert, welche in der Ferne einen besseren Boden, eine besser vertheilte Arbeit, die Gelegenheit endlich, Vermögen zu erwerben und eines Tages reich in ihr Vaterland zurükzukehren, suchen. Ein charakteristischer Unterschied des irischen Auswanderers von denen des Elsaß, der Schweiz und des südlichen Deutschlands besteht in der That darin, daß die leztern, im Gegensaz zu dem erstern, sich fast niemals anders als in dem Sinne und mit der Hoffnung der Rükkehr expartiiren. (So allgemein hingestellt, ist diese Behauptung höchstens hinsichtlich der italienischen und zum Theil der romanischen Schweizer richtig, trifft aber nur sehr ausnahmsweise die Auswanderung aus der deutschen und französischen Schweiz. Auf die irische Auswanderung paßt sie jezt auch nicht mehr; denn dieses Jahr hat keine Nation so viel Rükauswanderer aus Amerika in's alte Vaterland geliefert, als gerade die Irländer.) Der Schweizer ist übrigens von Natur zur Auswanderung geneigt: außer den militärischen Rekruten, welche das Land bekanntlich den fremden Staaten überläßt, begibt sich der schweizerische Bauer oder Handwerker gern überall hin, wo sich ein Land oder eine Industrie auszubeuten findet; aber weder er noch der Deutsche entnationalisiren sich. (Deutschland beklagt sich, daß seine Söhne jenseits des Ozeans nichts besseres zu thun wissen, als sich so schnell als möglich zu amerikanisiren, obgleich es in den Vereinigten Staaten, z. B. in Pennsylvanien, wo die deutsche Einwanderung stark genug war, um sich der englischen gegenüber zu behaupten, noch Gegenden genug gibt, die seit 150 Jahren deutsch geblieben sind. Von den vielen tausend Schweizern aber, die im vorigen Jahrhundert nach den Carolinas gingen, ist nichts Schweizerisches übrig geblieben, als einige verdorbene Geschlechts- und Ortsnamen. Es gibt überhaupt weder in Amerika noch in Rußland noch in Spanien eine schweizerische Kolonie, die nach fünfzigjährigem Bestand diesen Namen noch verdient.) Wohin er sich auch verbannt, sein Heerd, die Erinnerungen an das Vaterland, das Thal, die Berge, die es umgeben, das Dorf, in dem er geboren ist, verlassen ihn niemals; in jedem fernen Lande suchen sich die Schweizer, wie die Deutschen, auf, vereinigen sich, bilden einen Stamm oder einige Kolonien, wiederholen ihre heimatlichen Gesänge, bewahren die Tradition seiner Feste, unterhalten sich von seinen Institutionen, seinen politischen Wechseln, verheirathen sich unter einander, und beeilen sich, wenn ihre Unternehmen glüken, ihre Landsleute nachkommen und ihnen eine kleine Baarschaft zukommen zu lassen, um ihnen behülflich zu sein, ihr Schiksal zu theilen. (Das leztere gilt mehr von den Irländern, als jeder andern Nation.)

(Verbungen für Setif.) Die Auswanderer, welche neulich nach der Genferkolonie bei Setif abgingen, sind fast ausschließlich Savoyarden und zwar vorzugsweise von der Gesellschaft gedungene Arbeiter. Natürlich Kolonisten mit 3000 Franken Vermögen werden sich wenige mehr nach dem übelberüchtigten Fiebernest verloken lassen. Der Zug, der am 4. Oktober abreiste, bestand aus 134 Köpfen, sämmtlich aus der Umgegend von Annency und Chambery in Savoyen. Für den Kredit, den diese Unternehmung in der Schweiz, dem Vaterlande ihrer Interessenten, genießt, ist es bezeichnend, daß man sozusagen nichts von Schweizern hört, die nach Setif gehen. Hingegen wird nun das Ausland angebohrt. So macht z. B. auch Jemand in der Allgem. Ausw. Ztg. den Versuch, das deutsche Publikum dafür zu gewinnen, und schildert zu diesem Zweke die Setifkolonie recht reizend, ohne sich durch die bekannten Jammerberichte über dieselbe irre machen zu lassen, welche auch der Rapport des Verwaltungsrathes der Gesellschaft nicht widerlegen konnte. Wir wollen unsere Leser mit Wiederholungen verschonen, die unausbleiblich wären, wenn wir die betreffende Einsendung in's rechte Licht stellen wollten. Als Beispiel, wie dieselbe mit der Wahrheit umgeht, können wir aber anzuführen nicht unterlassen, daß sie das Klima für gesund erklärt und der Cholera allein die entsezliche Sterblichkeit des vorigen Jahres aufbürdet, während der Bericht des Verwaltungsrathes selbst unter 75 Todesfällen (der siebente Theil der ganzen Bevölkerung!) nur 24 von der Cholera herrührende anführt neben 31 durch verschiedene Fieber veranlaßten, 17 von andern Krankheiten und 3 Unglüksfällen. Und dann die große Sorgfalt, mit der die Gesellschaft in dieser kritischen Zeit über die Kolonie gewacht haben soll! Der mehrerwähnte Bericht sagt selbst, daß während des ganzen Jahres gar kein Arzt auf der Kolonie gewohnt hat und das ganze disponible seßhafte Medizinalpersonal in einer Hebamme bestand! Wir denken, in dem unwiderlegbar höchst ungesunden Klima, wegen dessen fast keine Schweizer mehr hingehen, ligt schon Abschrekungsgrund genug, um auch das deutsche Auswanderungspublikum mit Erfolg vor Setif zu warnen und man darf füglich von den mancherlei andern ungünstigen Seiten dieser Ansiedelung schweigen, wie z. B. von dem lästig bindenden bevormundenden ökonomischen Verhältniß der Kolonisten zur Gesellschaft, der Wasser- und Holzarmuth des Landes, den schlechten Verkehrswegen, der immer noch nicht genügenden Sicherheit u. s. w. Der Verfasser der Einsendung in der Allgem. Ausw. Zeitung drükt die Absicht aus, die er zum Theil auch schon ausgeführt hat, Kolonisten nach Setif zu schiken. Es wird, da dieselbe aus München datirt ist, erlaubt sein zu vermuthen, daß diese Ansiedler Baiern sind und sein werden. Welcher Gedanke! Baiern in der Setifkolonie! Giebt es denn dort Bier?

Gefährlich ist's den Leu zu weken,
Gar grimmig ist das Panthertbier;
Jedoch der schrellichste der Schreken,
Das ist der Vater ohne Bier.

— (E. Burnand.) Seit lezten Sommer befindet sich in New-York ein Einwanderungskommissär des Territoriums Minnesota, Namens E. Burnand, ein Schweizer von Geburt. In der Allg. Ausw. Ztg. fragt Hr. G. M. v. Ross an, ob derselbe ein gewisser Eugene Burnand aus Moudon (Milden im K. Waadt) sei, der im Jahr 1842 oder 1843 von der reformirten zur katholischen Konfession übergetreten sei und die Nichte eines frühern Beichtvaters der Königin von Spanien geheirathet habe. Dieser Burnand habe von Jean Lafarge, ehemaligem Kammerdiener Joseph Bonapartes, mit andern den sogenannten Bonaparte-Trakt of Land in Lewis-County, New-York, auf Kontrakt gekauft und im Jahr 1843 in der Schweiz Ansiedler für diese Ländereien angeworben, denen er solche ebenfalls wieder auf Kontrakt verkauft habe. Herr Ross fügt bei, daß, wenn der jezige Agent für Minnesota wirklich der gleiche Burnand sei, so hätte dieses Amt bessern Händen anvertraut werden können. Bei dieser Gelegenheit führen wir an, daß wir uns erinnern, einen Bericht über einen Ausflug nach Lewis-County gelesen zu haben, nach welchem sich die dortigen Schweizeransiedler in einer durchaus nicht beneidenswerthen Lage befinden.

Deutschland. Hamburg. Das große Auswandererlogirhaus in der Steinstraße, das in diesem Sommer wohl nicht viele Bewohner gehabt haben mag, soll in eine großartige Speiseanstalt umgewandelt werden, in welcher man täglich bis auf 2000 Personen beköstigen will. Auch wieder ein Beispiel, wie durch die Abnahme der Auswanderung manche Gewerbsleute in den Hafenstädten zu Schaden und Verlust kommen.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. New-York. (Korrespondenz des süddeutschen Auswanderungsblattes.) Unsere Tagesblätter bringen unter der Rubrik „City-News" jeden Morgen mehrere Spalten, meistentheils Mordthaten, Mordversuche, stets aber eine große Anzahl Diebstähle meldend. Es erfordert mehr Zeit, als ich übrig habe und einen eigenen Geschmak, diese Mittheilungen alle zu lesen, und ich würde auch heute die-

ser Schattenseiten unseres sozialen Lebens nicht erwähnen, wenn mir nicht zufällig die lezte Nummer der „Kriminal-Zeitung" vor Augen gekommen wäre, welche 10 bis 12 Mordthaten, an 50 größere Diebstähle verzeichnet, im jezigen Termine unserer Gerichte zur Verhandlung kommend; Prozesse, welche den Lesern genannten Blattes vermuthlich sehr willkommen sind. Daß die Zahl der Verbrecher in einer Stadt, welche den Sammelplaz des Auswurfes aller Nationen bildet, sehr groß ist, darf nicht überraschen, daß aber die Polizei selbst die größten Schurken zählt, ist eine Neuigkeit, die ich der Kriminal-Zeitung verdanke. Oft hat es mich befremdet, daß junge, kräftige und oft nicht ganz ungebildete Männer sich um den Posten eines Polizisten drängen, dessen Beruf entweder verteufelt langweilig oder eben so gefährlich ist; daß es dabei etwas zu stehlen gäbe, fiel mir nicht ein. Und doch, warum sollte gerade diese Klasse unseres Beamtenstandes eine Ausnahme von der Regel sein! Es ist fast kein Posten, dessen Gehalt durch das bloße Salair ein Aequivalent bietet und dennoch ist die Aemterjagd hier so groß, und warum? Ich darf es Ihnen offen sagen, weil jeder Beamte während des kurzen Dienstes von 2 bis 4 Jahren so viel wie möglich zu stehlen sucht. Am ärgsten treibt es unser Stadtrath, von dessen Mitgliedern augenblicklich ein halbes Duzend wegen Bestechung ꝛc. angeklagt sind, und ich sage Ihnen im Voraus, daß sie frei ausgehen, denn ihre Richter haben selbst „Butter auf dem Kopfe." Auf direktem Wege ist hier kein Amt zu kaufen; das Volk selbst hat die meisten Aemter zu vergeben, aber dennoch werden sie erkauft oder erschachert. John z. B. ist Kandidat für den Sherif's-Posten und hat eine große Anzahl Freunde und Mit-Interessenten, die durch Wein, Bier und Schnaps ihm eine Anzahl Stimmen gewinnen. Diese Stimmen bietet er William an, der auf einen andern Posten spekulirt, wogegen dieser die Stimmen seiner Freunde zusagt. Die Politik ist hier ein Geschäft, das erlernt sein will, und ich bekenne offen, daß ich noch Lehrling bin. Außer den Aemterjagden giebt es hier eine große Anzahl Gentlemen, die selbst auf kein Amt spekuliren, aber als Helfershelfer sehr gute Geschäfte machen, in den ersten Hotels wohnen und überhaupt fein leben. Es sind dies Gentlemen, die einen großen Anhang stimmfähiger Freunde haben, über deren „Votes" sie jeder Zeit gebieten können. Je nachdem sie bezahlt werden, sind sie Whigs, Demokraten, Know-Nothings ꝛc. So steht es mit den freien Wahlen unserer Muster-Republik. Die Wahlkommissäre, welche die Stimmen zählen, machen auch sehr gute Geschäfte; es hat sich wiederholt herausgestellt, daß dieselben nicht ganz richtig addirt haben, aber dergleichen Enthüllungen sind selten von ernstlichen Folgen begleitet. Kurz die Korruption hat hier den höchsten Grad erreicht, und wenn irgend einem Reiche die Reform Noth thut, so sind es die Vereinigten Staaten. — Zum Glük für uns Fremde haben die Know-Nothings über große Geldmittel nicht zu gebieten und viele hochstehende Personen, welche auf großartige Versprechungen hin sich dieser Partei zugesellt hatten, sind wieder abtrünnig geworden. Während der nächsten zwei Jahre haben wir also noch nicht zu befürchten, aus dem Lande gejagt zu werden, und nach Ablauf dieser Zeit wird die Know-Nothing-Partei wohl nur noch in der Erinnerung existiren; im Süden hat dieselbe überhaupt keinen festen Fuß fassen können. — Kazenmüsiken sind hier in jüngster Zeit in Aufnahme gekommen, aber nicht als Demonstrationen gegen mißliebige Beamten, vielmehr rächen sich abgewiesene Liebhaber auf diese Weise gegen ihre spröden Göttinnen. Eine unserer Schönen, der sogenannten höchsten Klasse angehörig, erhielt in voriger Woche ein Ständchen, bei welchem nicht weniger als 16 Drehorgeln und 4 Dudelsäke mitwirkten, eine Musik, die Steine erweichen, Menschen rasend machen kann. — In unserm Getreidemarkte ging es in voriger Woche sehr lebhaft her. Von England, Frankreich, Holland, Belgien und Deutschland waren enorme Aufträge hier angekommen und die Einkäufe an Mehl, Weizen und Roggen werden auf 2½ Millionen Dollars geschäzt. Daß die früheren Berichte über den glänzenden Ertrag der diesjährigen Ernte nicht übertrieben waren, erhellt daraus, daß troz dieser großen Ankäufe die Preise dennoch sehr wenig gestiegen sind. Wie ich Ihnen neulich geschrieben: Hungersnoth haben Ihre Leser nicht zu befürchten, sendet nur Schiffe und an Brod soll's nicht fehlen. — Ich bin schon so lange aus Deutschland, daß ich nicht mehr recht weiß, ob Hannover noch Englisch ist oder nicht. Es scheint jedoch, daß Englisch dort die herrschende Sprache ist, denn in einem hiesigen deutschen Blatte, dessen meiste Leser kaum ein Wort englisch lesen können, fordert das hannoversche Konsistorium einen flüchtigen Schneider auf, zu seiner nach 10 Jahren noch immer hoffenden Gattin zurükzukehren. Nein, ich habe falsch gelesen, der Schneider wartet auf die durchgegangene Schneiderin. Da sehen Sie, wozu das Anzeigen in englischer Sprache führt. Ich kann mich ziemlich gut in dieser Sprache verständigen und hatte dennoch den Schneider mit der Schneiderin verwechselt. — Beim Schlusse dieses lese ich, daß das Grundeigenthum einer amerikanischen Kommunisten-Kolonie in unserm Nachbarstaate New-Jersey wegen Bankerotts der Gesellschaft öffentlich versteigert ist. Amerika taugt nicht für den Kommunismus, hier stiehlt Jeder für seine eigene Rechnung.

— (Statistik der Auswanderung.) In der lezten Sizung der Auswanderungs-Kommissäre ist dargethan worden, daß während der neun ersten Monate dieses Jahres 132,087 Auswanderer weniger angekommen sind, als während der entsprechenden Periode des lezten Jahres. Die von jedem Auswanderer, vom 26. September bis zum 4. Oktober, mitgebrachte mittlere Summe war 42 Dollars.

— (Geburtshülfliches Mirakel, genannt Superstition.) Die New-Yorker Tribüne vom 2. Oktober berichtet folgende Thatsache, für deren Wahrheit sie sich verbürgt: „Eine Dame, die vor ungefähr 12 Monaten gehirathet hatte, beschenkte vor zirka 11 Wochen ihren Gemahl mit einem hübschen, gesunden Knaben. Am lezten Freitag erkrankte sie plötzlich, vermeintlich an der Cholera, und es ward schnell ein Arzt herbeigerufen, der die Dame von einem starken, fetten Mädchen entband, das gut gedeiht und sich wohl befindet."

— (Wachsthum Buffalo's.) Die bis jezt eingegangenen Zensus-Berichte zeigen, daß keine Stadt im Staate New-York in den fünf Jahren so rasch empor gewachsen ist, als Buffalo. Gegen Ende des Jahres 1813 brannten die Engländer das damals nur einige hundert Häuser enthaltende Dorf bis auf zwei Häuser nieder und die ganze Bevölkerung flüchtete vor dem Feind. Bald begann man aber wieder den Aufbau des Städtchens und im Jahre 1830 zählte dasselbe bereits 8653 Einwohner. Die Vollendung des Erie-Kanals beförderte das Steigen der Bevölkerung in hohem Grade. 1835 betrug leztere bereits 15,661 Seelen. Im Jahre 1840 hatte Buffalo 17,323, im Jahre 1845 29,773 und im Jahre 1851 42,261 Seelen. Am raschesten ist indeß die Bevölkerung in den lezten fünf Jahren gestiegen und dieselbe beträgt jezt 74,476. (B. Dem.)

— Pennsylvanien. Philadelphia, den 20. Oktober. Troz dem Fakelzug, dem Jubel, Geschrei und Lärm der Nichtswisser über den Sieg ihrer heillosen Brüder in Kalifornien, welche Demonstration gerade vor der Wahl Effekt machen sollte, sind dieselben doch so total geschlagen worden, daß man deutlich daraus ersehen konnte, wie gerne man das Getriebe dieser Rotte los sein will. Besonders hat sich bei dieser Wahl das deutsche County Alt Berks und seine Hauptstadt Reading brav gehalten, indem dort beinahe alle Bewohner gegen die Nichtswisser und Mäßigkeitsmänner gestimmt haben. Der Pennsylvanien, eine englisch-amerikanische Zeitung, äußert sich über die Wahl mit folgenden Worten: „Der Nichtswisser Beelzebub mit seinem wilden Heer ist wieder in die Hölle zurükgetrieben worden, von wo aus er durch die Schuld schlechter Wähler der demokratischen Partei ausgebrochen war; gottlob wir athmen wieder freier und sind stolz, daß das Volk von Pennsylvanien dieses verworfene Gesindel von sich gestoßen hat, und da die große Mehrheit der erwählten Gesezgeber dem Narrenmäßigkeitsgesez nicht hold ist, so steht zu hoffen, daß auch diese Schande von unserem Staat gewälzt wird." (Schw. M.)

— Mississippi. Während das gelbe Fieber in Virginien rasch verschwindet, breitet es sich im Oktober in Mississippi eben so schnell aus, namentlich in Vikksburg und Jakson.

— Texas. Amerikanische deutsche Zeitungen warnen das deutsche Publikum im alten Vaterlande vor den Aktien der Galveston-, Houston- und Henderson-Eisenbahn in Texas, indem dieselbe eine wilde amerikanische Spekulation sei; auch mache Texas lange die Fortschritte nicht, wie die übrigen neuen Staaten, und wer daher nicht hören wolle, müsse fühlen, wenn er weder Zinsen noch Kapital bekomme. Hierüber ist zu bemerken, daß die Warnung vor der Aktienbetheiligung, insoweit sie den Charakter der besagten Eisenbahngesellschaft betrifft, gegründet sein mag. Wenn aber die Unternehmung in den Händen solider Leute läge, denen man sein Geld anvertrauen dürfte, so ließe sich in Ansehung der natürlichen Reichthümer von Texas eine bedeutende Rentabilität der Bahn mit Sicherheit voraussagen. Der Hauptgrund des Umstandes, daß Texas troz seiner sonstigen mannigfachen Vorzüge vor den nördlichen Staaten doch lange nicht so schnell an Bevölkerung zunimmt, wie diese, ligt eben in dem Mangel leichter Verkehrswege, schiffbarer Flüsse und Eisenbahnen. Sind leztere einmal gebaut, so wird dieser Staat vor andern nicht mehr zurükbleiben. Uebrigens ist ein sicheres, wenn auch langsames Wachsthum besser, als ein allzurascher Fortschritt, der sich leicht überstürzt.

— Ueber die Anfangs dieses Herbstes vorgekommenen Indianergräuel berichtet eine Korrespondenz der Abendzeitung aus San Antonio vom 8. Sept.: Noch nie seit vielen Jahren sind die Indianer so frech gewesen als die lezte Woche. Ordentlich als ob sie wüßten, daß General Smith sein Hauptquartier in San Antonio hat, haben sie ihre Räubereien und Mordthaten bis in die nächste Nähe unserer Stadt erstreckt. Am Cibolo, etwa 12 Meilen von hier, erschienen sie am vergangenen Freitag Morgen und griffen Mr. Rektor und den Sohn des Predigers McGree im freien Felde an. Dem Knaben warfen sie eine Schlinge über den Kopf, und Rector entging demselben Schicksale nur durch eilige Flucht und machte Lärm. Sieben Männer verfolgten die Indianer nach dem Salado, wo diese mittlerweile einen Deutschen und einen Mexikaner beim Viehsuchen angriffen, die ihnen mit Mühe entgingen und eine Negerin ermordeten, der sie den Leib gräßlich zerschnitten (5 Meilen von der Stadt). Hier trafen die Verfolger auf sie; da die Indianer aber 12 bis 13 Mann stark waren und kek Stand hielten, so zogen sich die Weißen zurük. Als die Nachricht von diesen Gräueln zur Stadt kam, bildeten sich sogleich zwei Kompagnien von Verfolgern, von denen jedoch die eine wieder unverrichteter Sache zurükgekehrt ist. Eine dritte soll vom Cibolo aufgebrochen sein. — An der Atascosa erschien eine Bande Mittwoch den 29. August und beging verschiedene Diebstähle. Etwa 12 Mann verfolgten sie sofort und fanden an der Nueces-Straße den Leichnam eines Amerikaners, der eben ermordet sein mußte. Am Blanco stießen sie auf 11 Indianer, griffen sie an, tödteten zwei und verwundeten mehrere, worunter vielleicht 3 tödtlich. An demselben Tage erschienen 15 Indianer auf der Jones'schen Farm, wenige Meilen von hier. Man bemerkte sie rechtzeitig und rettete die Frauen und Kinder von mehreren benachbarten Farmen und einen Theil der Heerden nach dem Jones'schen Hause. Auf diesem Wege wäre Franz Peimeki, der diese kühne That ausführte, mit seinen Schüzlingen von den verfolgenden Indianern beinahe abgeschnitten worden. Die Wilden belagerten nun das Haus, das von Jones und Franz vertheidigt ward, während die Frauen Kugeln gossen. Die Hunde rissen drei der Indianer fast in Stüken, und nachdem diese über 60 Pfeile abgeschossen und 5 bis 6 schwer Verwundete hatten, zogen sie ab und nahmen 14 Pferde mit. Am 22. August ward Mr. Aler. Davis und Einer, Namens Hodge, bei Fort Chatbourne von Indianern umringt und Ersterer getödtet, während Hodge sich glüklich durchschlug. Am 30. v. M. griffen vier Indianer und ein Weißer zwei Reisende nahe bei Fort Merril an. Der Eine von diesen stürzte getroffen vom Pferde, aber während die Mörder den andern verfolgten und tödteten, entkam er und erreichte Powell's Farm an der Attascosa. Hr. Powell gab sofort Nachricht nach dem Fort, von wo 6 Mann aufbrachen, während er selbst mit andern auf die Verfolgung ging. Man fand den Ermordeten, Namens Hopkins, entkleidet und die Zunge aus dem Halse gerissen, und die Spur verfolgend, etwa 20 Meilen weit, fand man im Walde ein sehr starkes Lager von Wilden, welche, vollkommener Sicherheit gewiß, lustig lärmten und lachten, und man kehrt wieder um, um eine stärkere Macht aufzubieten. Gouverneur Pease ist in unserer Stadt, um sich von den Thatsachen betreffs der Indianer zu überzeugen. Er hat genug gesehen und gehört, um sich von der Nothwendigkeit, Ranger aufzubieten, vollständig zu überzeugen.

— Nordkarolina. Vor die Legislatur dieses Staates soll ein Projekt gebracht werden, nach welchem die eheliche Verbindung unter Negern gesezlich würde, die Verwandtschaft zwischen Eltern und Kinden heilig gehalten werden und die Erziehung der Sklaven nicht mehr verboten sein soll. Damit wäre ein großer Schritt zur völligen Abschaffung der Sklaverei gethan.

— Kalifornien. Bei der Abstimmung über die Gouverneurswahl haben die Know-Nothings mit großer Mehrheit gesiegt. Man befürchtet, daß diese rohe und übermüthige Partei nun die übrigens auch zahlreichen Nichtamerikaner auf's neue und heftiger verfolgen werde.

— Am Bord des „Uncle Sam", der in San Francisco mit Passagieren per Nicaraguaroute ankam, waren über 200 Personen dem gelben Fieber erlegen; sie hatten sich gezwungen gesehen, zu Fuß über den Isthmus zu reisen, da die Eingebornen, in Folge der politischen Unruhen, alle Maulthiere weggeschleppt hatten.

— Minnesota. Ein Deutscher schildert in einem amerikanischen Blatte die Hauptstadt von Minnesota, St. Paul, folgendermaßen: Den Fremden beschleicht ein eigenthümliches Gefühl, wenn er den „Vater der Ströme", den Mississippi, herauf an die Landungsplätze von St. Paul kommt. Denn er fährt da gleich so recht mitten in das kunterbunte Treiben eines entstehenden Staates. Am Ufer stehen Gruppen, nicht

nur von verschiedenen Nationalitäten, sondern auch von verschiedenen Racen: (Anglo-) Amerikaner aus allen Städten der Union; Kanadier, die französisch sprechen; Deutsche, die sich in allen Mundarten unseres „einigen" Vaterlandes unterhalten; Indianer verschiedener Stämme; Halfbloods und Neger. So spricht die kleine Bevölkerung sieben bis acht verschiedene Sprachen, erfreut sich fast eben so vieler Hautfarben, verschiedener Gesichtszüge und verschiedener Sitten und Gebräuche. Nicht selten trifft man unter dieser am Ufer des Dampfers harrenden Menge auch den Gouverneur, neben dem ein Dacotah-, Winnebago-, oder Chippewa-Krieger, stolz wie der größte Monarch der Erde, einherschreitet. Er trägt enge Beinkleider und Mocassins, die phantastisch mit Bändern, Federn, Stacheln von Stachelschweinen, Glasperlen und andern Rothhaut-Raritäten verziert sind. Darüber hängt eine weiße oder rothe Deke, die er wie einen Mantel um sich schlägt. Sein ebenfalls mit Bändern und Stacheln geschmücktes Haar hängt tief herab um das auf die barokste Weise bemalte Gesicht. In den kräftigen Händen trägt er eine Flinte, einen Tomahawk und eine Pfeife. Seiner athletischen Gestalt und seiner edlen Haltung wegen ist er für neue Ankömmlinge der Löwe des Tages. Etwas mehr im Hintergrunde steht eine Gruppe schwarzäugiger Squaws (indianische Frauen), die entweder schwere Lasten oder ihre Kinder auf dem Rüken tragen, welche ihre nakten Köpfe aus einer schmuzigen Pferdedeke hervorstreken, in die sie gehüllt sind. Die Mutter rennt mit ihrem Sprößling auf und ab, ohne sich anscheinend im mindesten um ihn zu bekümmern. Doch siehe, da kommt der geschäftige Yankee und stöbert nach den erwarteten Waarenballen; da eilen Journalisten herbei und schreien nach den neuesten Zeitungen; die Karrenleute sind ringsum thätig die Güter fortzuschaffen — die Romantik ist zum Teufel und das Büsineß ist da. Der Dacotah-Indianer hat schon ausverkaufen müssen und muß das Land bald ganz verlassen; die Franzosen, die Uransiedler hier, und die Mischlinge (Halfbloods) werden von der Einwanderung aus dem Osten mehr und mehr verdrängt. Die Lage der Stadt St. Paul ist so, daß sie schon von fern in die Augen fällt. Der Haupttheil liegt auf einem ebenen Plateau, das gegen den Mississippi sehr steil und westlich allmählich absteigt. An diesen Punkten ligt die untere Stadt mit den Landungsplätzen. Nördlich hinter der Stadt steigen Anhöhen empor, welche den Plaz auf dieser Seite amphitheatralisch umgeben. Vor etwa sieben Jahren standen an dieser Stelle nur wenige hölzerne Häuser, die den nicht sehr schmeichelhaften Ortsnamen Pigs Eye (Schweinsauge) führten. Um ihr Seelenheil zu sichern, bauten die Hüttenbewohner damals eine katholische Kirche, die dem Apostel St. Paul geweiht war, nach dem die Stadt ihren Namen erhielt. Kurze Zeit vor der Organisation des Territoriums legte ein Spekulant, Namens Henry Rice, einen grössern Ort an. Als St. Paul Hauptstadt des Gebietes wurde, nahm die Bevölkerung ungeheuer rasch zu. Von einem Orte, der nur ein paar Häuschen zählte, erhob sich St. Paul bis zu einer Stadt von nahezu 700 Häusern, mit beinahe einem Duzend Kirchen, etlichen Schulhäusern, mehreren Fabriken, Eisengießerei, Maschinenbau-Werkstätten u. s. w. Die Bevölkerung mag 6000 Seelen übersteigen. Das ist alles das Werk von fünf Jahren. Im Jahr 1848 legten hier 47 Dampfboote an; 1849 schon 73; 1853 bereits 171 und im lezten Jahr über 250. Die erste Zeitung erschien schon 1849; jezt kenne ich drei verschiedene Blätter. Das Klima ist äußerst gesund; weder die sonst so häufigen Wechselfieber noch auch die weitverbreiteten Gallenfieber herrschen hier, troz der außerordentlich vielen Seen und der Sümpfe, welche einen Theil des Landes bedeken. Aber der Winter ist anhaltend und sehr streng, er beginnt im November und dauert bis Anfangs April.

Australien. Vandiemensland. (Einwanderer mit Vorschuß.) Hobert Town, 19. Juni. Die hier erscheinende „Tasmania Daily News" schreibt: Die Lewa von Nyonstein (?) ist lezthin mit deutschen Auswanderern von Hamburg hier angekommen. Dieselbe verließ Hamburg im lezten November, mußte aber zurükkehren und lichtete erst Ende Januar wieder Anker. Die Prämien (bounty Tikets), unter welchen diese Leute hier eingeführt wurden, erhielt Hr. Kirchned und Komp. in Sidney von Sir W. J. Denison ausgezahlt. Man glaubt, daß die Emigranten brauchbare Kolonisten sind, obgleich einige derselben einen verdächtigen Charakter haben sollen, und die deutschen Agenten des Hrn. Kirchner verfahren zum Theile in der Manier, in welcher die englischen Kommissionäre handeln. Die geistlichen Herren Drak und Bonney weisen indeß nach, daß es in England an fleißigen und rechtschaffenen Leuten nicht fehle und man daher im Grund nicht nach Deutschland zu gehen brauche, um Arbeiter herbeizuschaffen. — Am lezten Freitage leitete der hiesige Emigrations-Agent gegen einen Kolonisten bei dem Polizeigerichte eine Klage ein, weil derselbe vor Ablauf des Kontraktes und ohne unserer Behörde das ihm vorgeschossene Passagegeld zurükzuzahlen, diese Kolonie verlassen wollte. Das Gericht verurtheilte ihn, entweder der Behörde 19 Pfund St. 9 Shil. 7½ Den. auszuzahlen, resp. ihr für diese Summe Sicherheit zu stellen, oder eine 3monatliche Gefängnißstrafe im Korrektionshause abzubüßen. Es fanden sich indessen Leute, die mit 54 Pfd. St. für ihn Garantie leisteten. (H. Z. f. d. A. u. K.)

Feuilleton.

Ein Blatt aus dem Tagebuche eines Seefahrers.

Wir hatten einen Neger von sehr unangenehmem, abstoßendem Aeußern an Bord. Sein Name war Quaco. Er war ein Sklave des Kapitäns unseres Schooners und immer von demselben mit großer Güte und Nachsicht behandelt worden. Auf dem Landgute des Kapitäns, wo er zuerst als Diener angestellt war, hatte ihn sein Herr von der Plage der afrikanischen Race, der „Mal d'estomac", einer Krankheit, die von dem Erdessen herrührt, geheilt, und um die Heilung zu vollenden, nahm ihn derselbe jezt für eine Reise auf dem Orinoco mit an Bord seines Schiffes und verwandte ihn, da er etwas kochen konnte, als Koch.

Kurz nach unserer Abreise, an einem Tage, dessen Arbeit die Mannschaft sehr ermüdet hatte, gab der Kapitän seinem Koche den Auftrag, einen guten Kaffee zu kochen, genug für Alle, Mannschaft und Passagiere. Der Kaffee ward bald gebracht; doch der junge Mulattenbursche, der uns als Steward diente — ein intelligenter, zuverlässiger Junge — bat uns, nicht von dem Gebräu zu trinken, bis es untersucht sei, da er fürchte, es sei etwas damit nicht ganz richtig. Die Mannschaft hatte er schon vorher gewarnt und diese wartete auf den Ausgang der Untersuchung. Der Kapitän wollte die Warnung des Knaben erst wie einen grundlosen Verdacht behandeln. „Der Bursche ist durch das Gefühl der Dankbarkeit an mich gebunden," sagte er, „auch ist er nicht am Lande gewesen, um sich die Mittel zu einer Vergiftung zu verschaffen, und der Medizinkasten ist wohl verschlossen." Doch der Knabe beharrte in seinem Mißtrauen.

„Sehen Sie es doch genau an, Herr!" bat er, „beriechen Sie es doch nur und Sie werden bald gewahren, daß es nicht ist, wie es sein soll."

„Freilich, der Kaffee scheint mir ungewöhnlich dik," sagte der Kapitän, gegen mich gewendet, „und wahrhaftig, er riecht auch verdächtig genug."

„Haben Sie," fragte ich, „denn nichts an Bord, womit wir den Gehalt des Kaffee's untersuchen können?"

„O doch," war die Antwort, „ich habe eine Maschine, mit deren Hülfe ich die Wahrheit bald ermitteln werde," und mit diesen Worten ging der Kapitän zu einem Wandschrank, aus welchem er ein Paar Pistolen hervorholte, die er dann ruhig zu laden begann.

„Was haben Sie vor, Kapitän?" fragte ich erschrekt, „Sie wollen doch nicht auf einen so leichten Verdacht hin — ?"

„Seien Sie unbesorgt," sagte er, mich unterbrechend. „Ich werde nicht unbesonnen handeln." Und nachdem er die Waffen sorgfältig geladen hatte, beorderte er Quaco und die übrige Mannschaft vor sich in die Kajüte. Sie erschienen bald — Quaco ward vorgerufen, der Rest der Mannschaft blieb bei der Thüre stehen.

„Quaco," sagte der Kapitän streng, „leere diese Tasse Kaffee hier in unserer Gegenwart."

„Ich mag keinen Kaffee trinken, Herr!" sagte der Schwarze, augenscheinlich erschrekt, einen Schrift zurüktretend.

„Und doch sollst du ihn trinken, und das den Augenblik, ich befehle es dir."

Der Neger nahm zitternd einen Theelöffel voll von dem Getränk. Er hielt ihn einen Augenblik in den Mund und spukte ihn dann schaudernd aus.

„Zwingen Sie ihn, es zu nehmen, Kapitän," sagte einer der Matrosen.

„St. Antonio und die Heiligen seien uns gnädig!" rief ein breitschultriger Spanier, sich bekreuzend, „der Satan hat uns alle vergiften wollen!"

Die Matrosen drängten sich vor, als wollten sie ihn zwingen, den Trank zu nehmen, doch der Kapitän befahl ihnen, zurükzutreten und ihm den Burschen allein zu überlassen. Er goß dann den Inhalt von zwei Tassen in ein anderes Gefäß und redete den Neger folgendermaßen an: „Du siehst hier diese beiden Pistolen, sie sind geladen, jede derselben enthält zwei Kugeln. Wenn du dich nun weigerst, diesen Kaffee zu trinken, den du uns gekocht, halte ich dich des Versuches für schuldig, uns zu vergiften — und so wahr ein Gott über uns waltet, meiner Ueberzeugung von deiner Schuld folgt dein augenblicklicher Tod durch diese Waffen. Trinkst du dagegen diesen Kaffee und bleibst von dem Genusse ungefährdet, dann will ich dir, ich verspreche es in Gegenwart aller dieser Zeugen, deine Freiheit schenken, dafür, daß ich ungerechten Verdacht gegen dich gehegt."

Der Neger sah seinen Herrn einen Augenblik starr an, als ob er diese Worte nicht recht verstanden; dann wendete er sich rasch gegen die Thür, wahrscheinlich in der Absicht, um auf das Verdek zu gelangen; doch in der Thür stand mit drohenden Geberden die Mannschaft; er konnte nicht fliehen. Mittlerweile herrschte in der Kajüte Todtenstille, und man hörte deutlich das Spannen des Hahnes der Pistolen, welche der Kapitän jezt aufgenommen. Quaco stützte, dike Schweißtropfen perlten auf seinem jezt vor Furcht aschgrauen Gesichte.

„Trinke den Augenblik, du schwarzer Mordbube!" rief heftig der Kapitän, der jezt keinen Zweifel mehr an seiner Schuld hegte, und richtete das Pistol gegen seinen Kopf.

Mit einem konvulsivischen Griff erfaßte nun der Neger den Becher, und während sein weißes Gebiß zitternd an dessen Rand schlug, leerte er den ganzen Inhalt, dann rollten seine Augen furchtbar vor Angst oder Schmerz und er warf sich stöhnend auf den Fußboden nieder.

Die Mannschaft stieß laute Verwünschungen gegen den Unhold aus, und keine Hand regte sich, ihm Hülfe zu leisten. Sei es aus Mitleid oder Furcht, daß er seine Macht so weit ausgedehnt, der Kapitän gab sich alle Mühe, zu erfahren, was für eine Art Gift der Mensch genommen, um Gegenmittel anzuwenden; doch Quaco konnte oder wollte nicht antworten. Wir untersuchten seine Kleider, seine Kisten ohne Erfolg, bis einer der Mannschaft endlich, in der Kajüte versteht, eine Düte mit Savannahblüten, einem sehr gefährlichen Gifte, fand. Der Mörder hatte sie in dem Stalle der Maulesel gefunden. Der Instinkt treibt diese Thiere, die auch ihnen schädliche Pflanze von ihrem Futter auszuscheiden. Wir kannten nun das Gift und brachten gleich passende Gegenmittel in Anwendung. Wir gaben ihm ein Brechmittel von weißem Vitriol, welches zu verschluken wir ihn zwingen mußten, doch es war zu spät, es erfolgte ein leichtes Erbrechen und in wenigen Minuten der Tod.

Die Todesszene machte auf mich einen unauslöschlichen Eindruk, und Jahre später stand mir die ganze schreckliche Begebenheit noch lebhaft im Gedächtniß. (Pilot.)

Miszellen.

(Ein Geizhals.) Unlängst starb in dem Zuchthause zu Jefferson in Indiana ein 73 Jahre alter Sträfling am Herzschlag, nachdem er Tags zuvor noch seine vorgeschriebene Arbeit bei anscheinend voller Gesundheit verrichtet hatte. Er hinterließ ein Besizthum, welches 100,000 Doll. werth ist und wurde auf zwei Jahre eingesperrt, weil er eine 25-Doll.-Note gefälscht hatte. Dieser alte Mann war geizig, wie kein Anderer; er versagte sich den geringsten Genuß und genoß nur die Gefängnißkost, die in Wasser und Brod und Ochsenkopfbrühe besteht. Es werden von diesem Geizhalse eine Menge Anekdoten erzählt, welche ihn als einen großen Sonderling darstellen. Als er wegen der erwähnten Fälschung arretirt wurde, erbot sich ihm ein Advokat, für 500 Doll. ihm ein freisprechendes Verdikt zu garantiren (!). Hierauf erwiederte der alte Mann, wenn er verurtheilt würde, würde die Strafe zwei Jahre Gefängniß sein und es wäre ihm nicht möglich, 250 Doll. jährlich für Erlaß der Haft zu bezahlen, er wolle sie absitzen. Zum Absitzen kam er aber nicht, weil er vor Ablauf seiner Strafzeit starb.

* * *

(Ein betrunkener Staat.) Vor einigen Jahren fungirte in einem der nördlichen Countie's des Staates Vermont ein Staatsanwalt, welcher ein tüchtiger Jurist, aber nicht minder tüchtiger Trinker war. Der Gerichtsschreiber rief in einer der Sitzungen des Distriktsgerichts einen wichtigen Kriminalfall auf; aber der Staatsanwalt blieb mit großer Gravität auf seinem Stuhle sizen, indem es ihm nicht möglich war, sich zu erheben. „Herr Anwalt," fragte der Richter, „ist der Staat bereit, im vorliegenden Falle das Wort zu nehmen?" „Ja — nein — wohl, — nein, Euer Ehren!" stammelte der Staatsanwalt, „der Staat befindet sich nicht — in dem Zustande — heute diesen Fall vorzunehmen, — er ist — ist — betrunken."

* * *

(Zwölf Meilen Lesestoff.) Die amerikanischen Blätter haben eine eigenthümliche Art, den Werth ihrer Zeitschrift zu empfehlen. So beingt jezt der „New-York-Sun" eine Ankündigung, worin er meldet, daß die einzelnen Nummern seines Wochenblattes 6150 Zeilen enthalten, die, wenn man sie in einer Reihe hinter einander drukte, einen Papiersteifen von der Länge einer Viertelmeile gäben. Der Subscribent erhält demnach für sein Geld jährlich zwölf Meilen Lesestoff! Vielleicht findet diese Rechnungsart auch bei uns Nachahmung.

Abonnementspreis.

Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich . . . . . 4 Fr. — Rp.
Halbjährlich . . . . . 2 „ — „
Vierteljährlich . . . . . 1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".

Einrükungsgebühr:

10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 46. | Samstag den 17. November. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Fünfter Jahrgang. | 1855.

Die Natchezindianer.

Eine historische Skizze.

Achtzehn Jahre nachdem de la Salle aus Kanada über die großen Seen und den Illinoisfluß hinunterkommend den Mississippistrom bis zu seiner Mündung beschifft und die Länder auf seinen beiden Ufern im Namen der allerchristlichsten Majestät von Frankreich in Besiz genommen hatte und gerade ebenso lange vor der Gründung von New-Orleans legte — 1700 — der damalige Gouverneur von Louisiana, d'Iberville, im Lande der Natchezindianer am linken Ufer des Mississippi, da wo heutzutage die Handelsstadt Natchez liegt, die Ortschaft Rosalie an. Die Natchez waren ein kleines, selbstständiges Volk, das eine eigene, mit den andern Indianersprachen nicht verwandte Mundart sprach und auch sonst von den übrigen Wilden in mehrfacher Beziehung verschieden war. So z. B. besaßen sie allein von allen Indianern auf dem Gebiete der jezigen Vereinigten Staaten geweihte Orte und Tempel und unterhielten in einer ziemlich ärmlichen Hütte ein ewiges Feuer. Sie nahmen die Franzosen liebevoll auf und legten ihrer Ansiedlung nicht nur nichts in den Weg, sondern unterstüzten sie auch mit Lebensmitteln, als die Ankömmlinge in den ersten Jahren Mangel litten; denn Fischerei und Jagd genügten nicht immer für deren Unterhalt, die Zufuhren aus Französisch-Haiti waren kärglich und das europäische Getreide, dessen Anbau die Kolonisten versuchten, gedieh natürlich nicht in dem heißen Lande. Als aber die Ansiedlung Rosalie oder Natchez durch den französischen Kaufmann Crozat, dem Louisiana von der Krone mit ausgedehnten Privilegien übergeben worden war, im J. 1716 verstärkt wurden, da fingen die Europäer, uneingedenk der empfangenen Wohlthaten, bald an, sich allerlei Ungerechtigkeiten gegen ihre rothen Brüder zu erlauben. Nun änderte sich begreiflicher Weise das bisherige Verhältniß. Der Stamm der Natchezindianer, so freundschaftlich er anfangs die französischen Gäste auf seinen Jagdgründen bewillkommt hatte, begann allmälig ihrer unausgesezten Uebergriffe müde zu werden, und der Uebermuth des Kommandanten von Rosalie, der sogar ihre Hauptdorfschaft für sich in Anspruch nahm, brachte endlich die Sache zum Ausbruch.

Am 28. November 1729 erscholl das Feldgeschrei der rothen Krieger; Fort Rosalie ward erstürmt, viele vereinzelte Ansiedlungen mit Feuer und Schwert verwüstet, 200 Franzosen erschlagen und eben so viele Weiber und Kinder in die Sklaverei geführt. Das Gerücht von der Bluthat (dem Natchez-Massacre) eilte mit Windesschnelligkeit durch das Mississippi-Thal. Neu-Orleans wurde mit Wall und Graben umgeben und alle Posten in Vertheidigungszustand gesezt. Dann brachen die Soldaten und Ansiedler unter Le Sueur und Loubois gegen den Feind auf, der in sorglosem Siegesjubel jede Vorsichtsmaßregel vernachlässigt hatte. Zwei blutige Ueberfälle, am 28. Januar und 8. Februar 1730, brachen die Kraft des Stammes; was dem Schwert entging, floh in die westliche Wildniß. Aber die Rachgier der weißen Männer und ihrer rothen Bundesgenossen verfolgte sie bis an die Grenze von Texas und schlug sie bei Natchitoches bis zur Vernichtung; vierhundert Gefangene, darunter der oberste Häuptling „die große Sonne" wurden in Sklavenfesseln nach Französisch-Haiti zum Verkauf geschikt, die Flüchtlinge gleich wilden Thieren in den Wäldern gejagt, und im Jahr 1732 war der Stamm der Natchez aus der Geschichte des Mississippithals verschwunden. Nur einige schwache Ueberreste desselben mögen in den unermeßlichen Ebenen weit jenseits des Mississippi bis in unser Zeitalter hinein ein wenig gekanntes, kümmerliches Dasein gefristet haben, und jezt werden wohl auch diese gänzlich ausgestorben sein.

Deutsche Ansiedlungen in West-Texas.

Die Zahl der deutschen Einwanderer in die Vereinigten Staaten hat sich bis jezt im Verhältniß zu ihrer vorjährigen bedeutend vermindert und die Abnahme am Ende des Jahres wird wahrscheinlich 60 Prozent betragen.

Welche Theile der Vereinigten Staaten am meisten von diesem Ausfalle betroffen werden, läßt sich noch nicht mit Bestimmtheit sagen. Manche Staaten werden einen sehr großen Verlust erleiden, während andere wenig davon empfinden werden. Zu den lezteren gehört jezt schon Texas, wo dieses Jahr mehr deutsche Einwanderer als sonst angelangt sind. Der blühende Zustand, in dem sich die deutschen Ansiedelungen in West-Texas im Ganzen befinden, bürgt dafür, daß auch diese neue Einwanderung keinen Fehlgriff in der Wahl dieses Staates gethan hat. Bisher war die deutsche Einwanderung nach Texas verhältnißmäßig ziemlich schwach. Von 250,000 Einwohnern, die dieser Staat zählt, sind etwa 50,000 Deutsche. Erwägt man, daß schon ein Jahrzehnt vor der Einverleibung der Republik in die Ver. Staaten deutsche Ansiedler sich dort niederließen, so erscheint diese Zahl nicht groß. Dennoch findet man in Texas gerade ganze Städte, die fast ausschließlich oder doch in der Mehrzahl von Deutschen bewohnt sind, so Indianola an der Küste, Neu Braunfels und Friedrichsburg. Auch hat die deutsche Bevölkerung dort immer zwei oder drei Deutsche in die Legislatur gesandt. Diese Vereinigung der Deutschen ist in der Zeit der nativistischen Bewegung ein wichtiger Umstand, der Texas zu großem Vortheile gereichen kann; denn während die Einwanderung von dem nativistischen Geiste mancher Orte zurükgeschreckt wird, und wenn sie sonst noch so große Vortheile darböten, wird die Erwählung des Niederlassungs-Ortes maßgebend werden, daß die deutsche Nationalität daselbst vorherrschend sei.

Die deutschen Ansiedelungen in Texas sind daher ganz geeignet, gegenwärtig das Auzenmerk der auswanderungslustigen Deutschen auf sich zu ziehen.

Nun ist die schwierige Kommunikation zwischen der Küste und den höher gelegenen Gegenden von Texas, die sich besonders für die deutsche Kolonisation eignen, bisher immer als ein Hauptindernniß für dieselbe erschienen; denn obgleich die Entfernung von der Küste nur einige hundert Meilen beträgt, so ist es bisher doch leichter gewesen, nach den um Tausende von Meilen weiteren nordwestlichen Staaten zu gelangen, denen der Mississippi, Ohio, die Seen und neuerdings auch Eisenbahnen die Einwanderer zuführen. Das schwierigste und daher kostspieligste Stük der Reise von der Küste nach West-Texas sind die Niederungen, die im Winter namentlich oft ganz unwegbar sind. Man ist daher jezt damit beschäftigt, den Guadalupe schiffbar zu machen, d. h. die Baumstämme aus dem Fahrwasser zu entfernen. Vor Winters hofft man so weit damit zu Stande zu sein, daß Dampfschiffe bis nach Viktoria, etwa 40 Meilen von der Mündung des Guadalupe, gelangen können. Hinter Viktoria ist der Boden sandiger und daher auch zur Regenzeit leichter zu passiren, als das theils lehmige, theils humose Küstenland. An die Sandregion schließt sich unmittelbar das steinigere Hochland, auf dem die deutschen Ansiedelungen Neu-Braunfels, Friedrichsburg und Sisterdale liegen. Das Leztere ist der am weitesten vorgeschobene Ansiedelungspunkt. Aus guter Quelle erhalten wir über diese Kolonie folgende interessante Mittheilungen: Sie besteht aus zwölf Farmen, von denen etwa 800 Aker Land geklärt sind, und im ganzen Thale sind nur noch wenige Landstriche übrig, die nicht bereits schon ihren Herrn hätten. Der Preis des roben Landes beträgt 3—5 Dollars, der des urbaren 10—15 Dollars per Aker. Da viele dieser Farmen jedoch über 1000 Aker groß sind, so ist eine Vergrößerung dieser Kolonie durch Anlegung neuer Farmen zu erwarten. Der aus reichem Prairieland, das von einzelnen Waldpartien durchzogen ist, bestehende Boden ist zur Kultur außerordentlich geeignet, und die deutschen Farmer bauen daselbst außer dem landesüblichen Mais eine Menge deutsche Fruchtarten, ja sie haben sogar mit Glük Baumwolle gezogen. Ihre Produkte sind so gesucht, daß sie sie fast immer an Ort und Stelle verkaufen und nicht nöthig haben, sie nach den Märkten zu schaffen. Ein wichtiger Zweig der Farmerei hier wie in ganz West-Texas ist die Viehzucht; die Heerden der Sisterdaler bestehen nicht selten aus 60—80 Stük Rindvieh. Glükliche Anfänge sind mit der Schafzucht gemacht worden. Man hat sächsische Schafe importirt, und es sind bereits kleine Heerden entstanden, deren Ertrag hauptsächlich durch den Verkauf von Böken vortheilhaft wird.

Die ganze Bevölkerung des Sisterdales beträgt etwa 80 Seelen; eine gute Schule besteht unter Leitung eines tüchtigen Lehrers; sie wird theils auf Kosten der Bewohner, theils durch eine Unterstüzung des Staates un-

terhalten. Ein Clubbhaus dient den Einwohnern theils zur Berathung öffentlicher Angelegenheiten, theils zu geselligen Zusammenkünften. Der Ort hat bereits eine Vereinigten Staaten-Postoffice. Das Verhältniß zu den Indianern ist der Art, daß man von ihnen wenig zu leiden hat.

Aehnliches läßt sich von den andern deutschen Ansiedelungen in West-Texas sagen, das durch sein gesundes Klima sich vor andern in den Niederungen gelegenen Orten, wie Houston und Austin, auszeichnet, in denen die Wechselfieber den Einwanderern gefährlich sind. Dennoch findet man auch in diesen unteren Gegenden einige deutsche Kolonien, die sich glücklich emporgearbeitet haben, wie Cummingscreek, Millscreek und Smäringen, unweit des Rio Brazos.

Das Verhältniß der Deutschen zu der englisch-amerikanischen Population ist im Ganzen ein freundliches, obgleich auch hier der Nativismus seine Anhänger hat. Der jezige Gouverneur Pease erhielt bei der letzten Wahl die Stimmen der Deutschen. Er ist kürzlich wieder als Kandidat der demokratischen Partei aufgestellt worden und hat alle Aussichten, wieder erwählt zu werden; die deutschen Stimmen werden ihm auch dieses Mal nicht fehlen, besonders da er durch eine ökonomische und redliche Verwaltung ihre Sympathien erworben hat. Daß Gouverneur Pease in der Sklavenfrage ein Gemäßigter ist, trägt bei der Abneigung der dortigen Deutschen gegen das particulare Institut nicht wenig dazu bei, ihm ihre Stimmen zu sichern. (A. A. Z.)

Verschiedenes.

Schweiz. Neuenburg. In den Neuenburger Bergen organisirt sich ein Trupp von 200 Uhrenmacherarbeitern, um nach Texas, vermuthlich auf Considerants Kolonie, überzusiedeln.

— Wallis. Dieser Tage sind 140 Walliser nach Santa Fé am Laplata abgegangen. Also in dem schweizerischen Hinterpommern hat man endlich die leichtgläubigen armen Leute gefunden, die man anderwärts vergeblich gesucht hat.

Spanien. Die Cortesversammlung in Spanien hat unlängst ein Kolonisationsgesez, betreffend die Ansiedlung deutscher Akerbauer in der Sierra Morena, berathen und angenommen. Bereits steht die Regierung im Begriff, das Gesez in Kraft treten zu lassen und unter Ueberweisung einer mehrere Quadratmeilen umfassenden Bodenfläche die Ausführung des betreffenden Unternehmens einem gewissen A. Friesenhausen zu übertragen. Lezterer, seines Gewerbes ein Handelsreisender, beabsichtigt vorerst nach Amerika zu gehen, um dort einen Theil der in Umlauf gesezten Aktien zu verwerthen, und wird sich sodann vermuthlich nach Deutschland begeben, um Auswanderer für ein Unternehmen anzuwerben, dem unter den obwaltenden Umständen noch keinerlei Bürgschaften des Gedeihens zur Seite stehen. Solche ungünstige Umstände sind das anhaltende Revolutionsfieber, die Abneigung des Spaniers gegen Fremde, die Intoleranz der Geistlichkeit. Ferner gehört der Boden in der Sierra Morena gar nicht zu den fruchtbaren. Diese Fatalität war namentlich Schuld, daß die im Jahr 1768 in der Sierra Morena gegründeten deutschen und schweizerischen Kolonien nur ein sehr kümmerliches Dasein fristeten.

Nordamerika. (Geographisches Räthsel.) Der „Bund" schreibt: „In Buffalora am Nicaragua geht man mit dem Plane um, Oberkanada und den Staat New-York, die durch diesen Fluß getrennt sind, mittelst eines Tunnels unter demselben zu verbinden. Die Ausführungskosten sind auf 850,000 Dollars berechnet." Es gibt im Kanton Graubünden einen Gebirgspaß zwischen dem Engadin und dem Münsterthal, der Buffalora heißt, und in Zentralamerika einen Fluß, Namens San Juan de Nicaragua, hingegen von einer so betitelten Ortschaft und Fluß an der Grenze zwischen New-York und Kanada weiß man nichts; wohl aber von einer Stadt Buffalo, die am Ausfluß des Niagarastroms aus dem Eriesee liegt, und von diesem Flusse mit seinem weltberühmten Fall. — Bekanntlich führt eine Eisenbahn von New-York durch Kanada, Michigan und Illinois bis an den Mississippi, bloß durch die Flußübergänge an der Ost- und Westgränze von Kanada unterbrochen. Durch einen Niagaratunnel würde der östliche Unterbruch wegfallen; das wäre aber ein so gewaltiges Unternehmen, daß die angegebene Summe gewiß bei weitem nicht ausreichen würde.

— **Vereinigte Staaten.** Die nächste Präsidentenwahl gibt bereits allerlei zu sprechen und schon jezt zu mancherlei Treibereien Anlaß. Es scheint sich dabei vorzüglich um einen Kampf zwischen den Abolitionisten und den Vertheidigern der Sklaverei zu handeln. Den lezteren schließt sich der größte Theil der Know-Nothings (Nichtswisser) an. Auf dieser Seite wird wahrscheinlich der Sieg bleiben.

— Indiana. (Zur Abwechslung ein seltenes Beispiel nordamerikanischer Ehrlichkeit.) Eines Tages im August, als der Eisenbahnzug in Michigan-City ankam, ließ ein Herr ein Paket mit 4000 Dollars in Banknoten auf dem Size liegen, welchen er im Waggon eingenommen hatte. Bald nachher ging ein Eisenbahnarbeiter, Namens Cyrus W. Warren, durch den Wagen und fand das Paket. Als der Eigenthümer ausgefunden war, bot dieser dem Finder eine liberale Belohnung an, Warren schlug sie aber aus.

— Wisconsin. (Statistik.) Nach dem lezten Ver. Staaten-Census hatten die wichtigern Städte des Staates Wisconsin am 1. Juni 1855 folgende Einwohnerzahl: Milwaukie 30,447, Madison 8664, Watertown 8526. Racine 8044, Janesville 7018, Fond du Lac 4230, Oshkosh 1118, Kenosha 4897, Sheboygan 3630, Mineral Point 2328, Manitouwoc 2165, Portage 2062, Waukesha 1818, Green-Bay 1644, Appleton 1474, Platteville 1424, Menasha 1264, Ozaukie 1174, Oconomowok 605.

— Maryland. (Deutsche Einwanderung.) Im verflossenen Quartale (vom 4. Juni bis 22. September d. J.), berichtet der hiesige Emigrationsagent zu Baltimore, trafen 13 Schiffe mit deutschen Einwanderern, sämmtlich von Bremen, in unserm Hafen ein und diese hatten 2977 Einwanderer an Bord. Dazu vom 8. Januar bis 30. Mai in 9 Schiffen 1693 Einwanderer; wonach vom 1. Januar bis 22. September 4670 Einwanderer hier ankamen. Ein sehr großer Theil der Einwanderung wendet sich gegenwärtig den nordwestlichen Staaten zu, als Michigan, Illinois, Wisconsin und dem Territorium Minnesota. Die Reise in dieser Richtung stellt sich billig, indem sie auf der Baltimore-Ohio-Eisenbahn mit 100 Pfund Gepäk frei — von Baltimore bis Chicago — nur 8 Dollars 60 Cents kostet.

— Michigan. (Saubere Geschichte.) In Michigan ist kürzlich in der Legislatur das Gesez passirt, daß eine verheirathete Frau ihr liegendes Eigenthum und alle anderen Gegenstände, welche ihr gehören, ohne Bewilligung ihres Mannes kaufen, verkaufen, vertauschen, vertheilen, verpfänden und in all und jeder Hinsicht darüber disponiren kann und daß sie auch verklagen und verklagt werden kann, ohne daß der Mann sich an irgend einer Klage betheiligen kann.

— (Freche Seeräuberei auf dem Michigan-See.) Die Bewohner auf der andern Seite des Michigan-Sees, von Allegan (Michigan) nördlich bis Manister, sind durch die Gewaltthaten einer Bande Freibeuter in eine ungeheure Aufregung versezt worden. Diese Menschen, von denen man vermuthet, daß sie zu den Mormonen auf Beaver Island gehören, führen ihre Gewaltthaten mit einer Kühnheit, Kaltblütigkeit und einem verzweifelten Muthe aus, welche in der Geschichte von Räubern wohl selten ihres Gleichen finden dürften. Ueber die Identität der Frevler und ihre Herkunft kann wohl kaum ein Zweifel obwalten, und es ist nur zu wünschen, daß die betreffenden Behörden alle Mittel anwenden, um diese Frevler zur verdienten Strafe zu ziehen.

— (Tod des Buffalo-Häuptlings.) Einer der merkwürdigsten Häuptlinge der nordwestlichen Indianer starb am 7. September an dem Lake Superior. Ke-Che-Waish-Ke oder der Buffalo Chief, war ein Häuptling der Chippewa-Indianer und war wegen seiner Tapferkeit, seiner Weisheit im Rathe und seiner Großmuth als Krieger bekannt. Er starb 100 Jahre alt und war nur acht Tage krank. Man begrub ihn unter militärischen Ehren eine Meile unterhalb Middle Fort. Zwei oder drei Tage vor seinem Tode machte Buffalo sein Testament in Gegenwart des Kommissärs Mannypenny und anderer; er schenkte ihm seine Pfeife und Tabaksbeutel, und sagte, er solle sie mit sich nach Washington nehmen, er habe seine lezte Pfeife geraucht und brauche sie nicht mehr. Buffalo war auf den Apostelinseln geboren und machte im Alter von 10 Jahren einen Ausflug nach dem Lake Erie mit seinen Eltern. Hier blieben sie in der Nähe, wo jezt Buffalo steht, zwei Jahre und kehrten dann wieder in ihre Heimat zurük.

— Jowa. (Städte in Westjowa.) Obgleich die Landwirthschaft natürlich der vorherrschende Betrieb in West-Jowa ist, so haben sich doch auch schon einige städtische Ortschaften gebildet, die günstige Aussichten für die Zukunft darbieten. Die größte derselben ist die wirkliche Stadt Council-Bluffs-City, welche 3 Meilen vom Missouri der Hauptstadt vom Nebraska-Territorium, Omaha-City, gegenüber liegt. Sie wurde 1846 von den aus Illinois flüchtenden Mormonen gegründet und von ihnen Kanesville genannt, ein Name, der vor wenigen Jahren in den jezigen verändert wurde. Die Stadt hat jezt zwischen 2500 und 3000 Einwohner, 2 Kirchen, 3 Schulen, 10 größere Kaufleute, die vorzüglich mit den Emigranten nach Kalifornien und Oregon gute Geschäfte machen, und eine verhältnißmäßige Anzahl von Handwerkern. Als County-Siz von Pottawatamie hat es die County-Beamten in seiner Mitte, sowie auch ein Vereinigten Staaten Landamt für den Missouri-Landdistrikt hier ist. Der Indian-Creek fließt mitten durch den Ort. Die Straßen sind regelmäßig ausgelegt und die Hausplätze werden schon mit 100 bis 1000 Dollars bezahlt. Kultivirtes Land in der Nähe ist jedoch noch für 5 bis 10 Dollars per Akre zu kaufen. Die Stadt wird ohne Zweifel der Mittelpunkt der Missouri-Gegend werden, denn vier Eisenbahnen vom Osten sind dahin ausgelegt und die regelmäßige Dampfschifffahrt von St. Louis hat hier ihren Endpunkt am Missouri. Dazu kommt, daß der Hauptort in Nebraska Council-Bluffs gegenüber liegt, so daß sich dieses Territorium einstweilen von hier aus mit seinen fremden Produkten, Werkzeugen u. s. w. versorgen wird. Der größte Auswandererzug nach dem stillen Meere geht durch die Stadt und versorgt sich hier zum Theil mit seinem Bedarf für die lange Reise über die Ebnen. Hierin fängt freilich St. Mary an, Council-Bluffs-City Konkurrenz zu machen. Dieser neue Ort, in Mill's County, 12 Meilen südlich von Council-Bluffs, ligt insofern günstiger, als er unmittelbar am Missouri ligt und auf einer Dampffähre eine bequeme Uebersahrt nach dem gegenüberliegenden Nebraska Städtchen Bellevue bietet. Es ligt mitten im Missouri-Bottom auf einer höheren Stelle und bleibt stets von der Ueberschwemmung verschont. Es hat schon einigen Handel mit Indianern und Emigranten und wird wahrscheinlich die zweitgrößte Stadt am Missouri (in Jowa) werden. Mehrere Deutsche haben sich hier angesiedelt. — Die übrigen städtischen Ortschaften im Missouri-Distrikt sind Sydnei, der County-Siz in Fremont-County, eine hübsch gelegene Ortschaft mit 5 bis 600 Einwohnern, wohin eine Eisenbahn von Keokuk projektirt ist, die von dort nach Nebraska-City in Nebraska weitergeführt werden soll; ferner Glenwood, der County-Siz von Mills-County, ein Ort von 800 Einwohnern und endlich Iranistan an der östlichen Grenze von Pottawatamie-County, aber schon in Caß-County. Es ligt an der großen Straße von Fort des Moines nach Council-Bluffs am Nishnabotna-Fluß und hat eine sehr günstige Lage. Eine Wassermühle ist bereits hier und es werden sich sehr bald mehrere Mahl- und Sägemühlen erheben. — Nördlich von Pottawatamie-County sind nur noch drei Counties etwas angesiedelt, nämlich Harrison-, Manona- und Woodbury-County. In dem lezt genannten County ligt der Hauptort Sargents Bluffs, kürzlich in Sioux-City umgetauft. Seine Lage ist sehr günstig in der Nähe des Zusammenflusses des großen Sioux-Flusses mit dem Missouri und troken, obgleich dem Missouri ganz nahe, was selten an diesem linken Missouri-Ufer zu finden ist. Obgleich der Ort noch wenige Einwohner hat, haben hier Spekulanten schon eine große Stadt ausgelegt mit Marktplätzen, Parks und allem Möglichen. Das ganze Stadt-Areal bedekt 340 Akres Landes und alles was nicht Straße, Markt oder Park ist, ist in Hausplätzen abgetheilt, die jeder 66 Fuß Front an der Straße haben und 132 Fuß tief sind. Wenn das Land ringsum erst besiedelt wäre, könnte die Spekulation vielleicht gelingen; aber darüber wird wohl noch manches Jahr hingehen, denn hier ist in der That die Ultima Thule. Die nördlicher am Sioux gelegenen Counties von Jowa sind noch vollkommen wüst und ohne alle Bewohner, westlich ist die Nebraska-Grenze ganz nahe und das Territorium hier auch noch völlig menschenleer. Die östlich an Woodbury-County angrenzenden Counties von Jowa sind unfruchtbar und werden schwerlich jemals stark bevölkert werden. So bleibt denn nur die südliche fruchtbare Gegend am Missouri übrig, um der neuen Stadt Verkehr zuzuführen und hier schreiten die Ansiedelungen von Council-Bluffs ab erst langsam nach Norden vorwärts. Die Anlage von Sioux-City scheint daher jedenfalls verfrüht zu sein. — Die ganze Bevölkerung der 6 Counties am Missouri wird bis jezt nicht höher als auf 13 bis 14,000 Seelen anzuschlagen sein, aber daß sie rasch zunehmen wird, ist keinem Zweifel unterworfen. Die Territorial-Erhebung von Nebraska wirkt sehr dazu mit, Westjowa bekannter zu machen und schneller emporzubringen. Von den Emigranten, die nach Nebraska wollten, sind manche wieder von dort nach Jowa zurükgegangen, weil es ihnen hier besser gefiel. Die Vollendung der Eisenbahnen an dem Missouri werden die Besiedelung des Missouri-Distrikts vollends sichern. (D. A. Z.)

— (Bevölkerung.) Die im Sommer 1854 vorgenommene Zählung der Bevölkerung des Staates Jowa stellt eine enorme Zunahme seit 1850 heraus. Nach dem Zensus von 1850 betrug nämlich die Einwohnerzahl 192,214, nach dem Staats-Zensus 1854: 325,202, also ist die Zunahme fast 70 % in 4 Jahren. Verhältnißmäßig weit größer war noch die Zahl der Einwanderer vom Sommer 1854. Man hat nämlich gezählt, daß durch Peoria in einem Monat 1743 Wa-

gen mit Einwanderer nach Jowa gezogen sind. Da man nun durchschnittlich 5 Personen auf einen solchen Wagen rechnen kann, so macht dies 8715 Einwanderer in einem Monat und das Vierfache auf die ganze Saison gerechnet 34,860 Einwanderer auf diesem einzigen Wege. Ferner passirten in einer einzigen lebhaften Woche durch Chicago 12,000 Einwanderer nach Jowa; rechnen wir nur das Vierfache für das ganze Jahr, so erhalten wir für diesen Weg 48,000 Einwanderer. Den Mississippi hinauf gingen nach Jowa noch wenigstens 25,000 Einwanderer (Ausländer und aus andern Unionsstaaten) und den Weg über La Salle und Rok Island ohne Chicago zu berühren, mögen wenigstens 13,000 eingeschlagen haben. Dies gibt eine Einwanderung nach Jowa im Jahre 1854 von 120,000 Köpfen, welches die jezige Einwohnerzahl dieses Staates auf zirka 450,000 bringt. Eine solche Zunahme von beinahe 40 % der Bevölkerung in einem Jahre ist in den Vereinigten Staaten fast noch nie vorgekommen — vielleicht in Wisconsin in früherer Zeit, sonst nirgends. Die Mehrzahl der Einwanderer waren aber keineswegs Europäer, sondern Amerikaner aus den östlichen Staaten, welche durch die so sehr vortheilhaften landwirthschaftlichen Verhältnisse in Jowa angezogen werden. Alles gute und günstig gelegene Land vom Mississippi an bis nach Fort Des Moines hin soll nun aber auch bereits verkauft sein und die neuen Einwanderer sehen sich schon genöthigt, über den Des Moines-Fluß weiter westlich zu gehen, wo sich noch vortreffliches Land findet, welches aber, so lange die Eisenbahn nicht bis dahin führt, freilich etwas abgelegen ist für den Absaz der Erzeugnisse.

— **Mississippi.** Eine unglaubliche Geschichte, die gegenwärtig die Runde durch die Zeitungen macht, lautet folgendermaßen: In Alexandria ist an einem zehnjährigen Knaben, Namens Frank, die Todesstrafe wegen einer von ihm begangenen Tödtung des Geistlichen Weems vollstrekt worden. Viele Personen besuchten ihn im Gefängnisse; auf alle ihre Fragen gab er ganz kindische Antworten, sezte auch immer seine kindlichen Spiele fort und hatte gar keinen Begriff davon, daß er gehängt werden solle. Auf dem Schaffot bat er um die Erlaubniß, zu beten, und als man es ihm gestattete, fing er an zu schluchzen, ohne ein Wort sprechen zu können. Man sollte eine solche Barbarei, einen Unzurechnungsfähigen zu hängen, in unserm Jahrhundert kaum für möglich halten.

— **Oregon.** (Ei so lüg!) Nachdem ich mich längere Zeit in den Territorien Oregon und Washington aufgehalten habe, will ich das Resultat meiner Beobachtungen Ihnen mittheilen. Vor allen Dingen sind es die prächtigen Waldungen, welche das Auge des Reisenden fesseln. Die großen Fichten, majestätischen Eichen und herrlichen rothen Sandelholz-Bäume scheinen uns in die Zeiten Noah's und seiner Söhne zurük zu versezen. Die Riesen der Wälder haben einen Durchmesser von 19 bis 20 Fuß und mitunter eine Höhe bis zu 350 Fuß. — Der allgemeine Charakter des Landes gleicht dem unserer atlantischen Staaten, New-York und Pennsylvanien, nur daß die Natur Alles nach größerem Maßstabe geschaffen hat. Die Bäume sind größer und wachsen schneller; die Flüsse sind breiter und tiefer; die Berge viel höher; die Früchte größer und der Donner mag lauter, der Blitz feuriger sein. Der Mount Hood ist 17,000 (?) Fuß hoch, 3000 Fuß höher als der Montblanc, seine Spize erscheint fast so scharf geformt, als die des Peak von Teneriffa . . Bei den Farmern finde ich eine Zeit allgemeinen Wohlstandes. Die Ernte ist ungewöhnlich reich, besonders an Weizen, Hafer, Wurzelfrüchten und Gras. Der Weizen hat an einigen Stellen durch Rost gelitten. Noch nie in meinem Leben sah ich ein solches Land für Früchte. Pfirsichen und Weintrauben kommen im südlichen Theil des Staates gut fort, doch hat man sie längs des Columbia nur auf kurze Streke gepflanzt. Die Aepfel sind gleich kleinen Kürbissen. Ein Landmann, der mir seine Ländereien zeigte, war nur 3 ½ Jahr hier, und doch hat er einen guten Vorrath von Aepfeln und Birnen eigener Zucht von Bäumen, die er vor 3 Jahren als Sezlinge pflanzte. Er hat Birnbäume von 12 Fuß Höhe, die gut tragen, vor 2 Jahren im November hat er die Sezlinge gepflanzt. Aepfelbäume, die er vor 3 Jahren im April pflanzte, sind nicht voll von Früchten, jeder Baum trägt ein Duzend oder zwei. Aber sie sind 14 Fuß hoch und sind in einem Jahre um 5 bis 6 Fuß gewachsen. — Das Klima von Oregon ist dem unserer nördlichen Staaten sehr ähnlich. Regen und Sonnenschein wechseln im Sommer, der Winter bringt Schnee genug zum Schlittenfahren und der Frost überbrükt die Flüsse. Mit den geselligen Zuständen bin ich zufrieden; sie sind ruhiger, geordneter und zivilisirter als die Kaliforniens. Kirchenthürme, Annoncen über „Akademien" und „Seminarien" für die verschiedenen Geschlechter, Kinder, die in den Straßen fidelen, hübsch angelegte Gärten und Blumenbeete, Damen vom Lande und aus der Stadt, die in Läden ihre Einkäufe machen, Anzeigen über Vorlesungen im Lyceum, dieß Alles zeugt von häuslichem Comfort und Zivilisation und Verfeinerung, aber auf stetigem und gesundem Wege, und wird nothwendig ein großer Staat werden. — Portland ist ohne Frage die bedeutendste Stadt im Territorium; es ligt am linken Ufer des Willamette, etwa 20 Meilen oberhalb seiner Vereinigung mit dem Columbia, auf einem 60 Fuß über dem Flusse befindlichen Plateau; es hat mehrere Kirchen, 2 Akademien, 3 Zeitungen und über 3000 Einwohner. Die Läden befinden sich fast alle in der Hauptstraße, die mit dem Flusse paralell läuft. Einige Häuser haben drei Stokwerke. Boten, Jäger, Landleute, Arbeiter und eine höchst gemischte Masse findet man in den weiten Schenkstuben der zwei vorzüglicheren Hotels, besonders nach Ankunft des Dampfschiffes. Die „New-York Tribune" und die „Boston Post" sind hier zu finden. — Oregon City ligt 12 Meilen höher hinauf an den Fällen des Willamette. Der Postenlauf ist noch höchst kümmerlich und bedarf dringend besserer Einrichtung.

(N.-Y. Trib.)

— **Kalifornien.** (Feuersbrunst.) Am 13. September hat eine Feuersbrunst den größten Theil der in dem Bezirke (County) Nevada gelegenen kalifornischen Stadt Grafs Valley verzehrt. Die Zahl der Häuser, welche in Flammen aufgingen, mag ungefähr 350 betragen, und den angerichteten Schaden schäzt man auf 400.000 Dollars. Man zweifelt nicht daran, daß absichtliche Brandstiftung die Veranlassung gewesen ist. Die Materialien der Drukereien und die Kirchen wurden gerettet. Gleich am folgende Tage waren bereits 15—20 Geschäftslokale wieder eröffnet, und überall trak man schon Anstalten zum Wiederaufbau der in Asche gelegten Häuser. Feuersbrünste sind übrigens ein alltägliches Vorkommniß in Kalifornien, und ein kalifornisches Blatt schreibt: „Es gibt keine irgendwie bedeutende Ortschaft in unserem Lande die nicht wenigstens ein Mal niedergebrannt wäre; vielen Orten aber ist dieses Schiksal seit ihrer Gründung zwei, drei, ja sechs Mal widerfahren."

— (Gold.) Ueber Kaliforniens Goldreichthum bringt der Moniteur einen interessanten Auszug aus dem amerikanischen Kataloge, den M. L. Lacharme, Bevollmächtigter des Staates Kalifornien, über die zur allgemeinen Ausstellung gebrachten Goldmineralien verfaßt hat. Die Goldregion zieht sich nach Lacharme's Angabe von Südost nach Nordwest durch ganz Kalifornien parallel mit der Sierra Nevada. Sie ist ungefähr 20 englische Meilen breit. Im Zentrum befindet sich eine mächtige Quarzmine, die sich von Nieder-Kalifornien bis zum Oregon-Gebiete verfolgen läßt. Man trifft sie in Mariposa, Mount-Ophir, Pinetree, Adeline, Pena-Blanca, James-Town, Meloues, Grasvalley u. s. w., und dort wie hier und fast überall behält sie ganz denselben Charakter. Die Ausbeute der Minen beträgt nach Lacharme's Ausstellung ein bis zwei Cents Gold auf das Pfund Mineral — 1 bis 200 Franken die Tonne. Bei dem jezigen Stande des Arbeitslohnes in Kalifornien — 10 Fr. für den Handarbeiter und 15 Franken für den Goldgräber — läßt sich die Tonne Mineral zu 50 Fr. verarbeiten, so daß sich je nach dem Reichthum der Mine ein reiner Gewinn von 50 bis 150 Fr. annehmen läßt. Man hat unter den Goldprodukten die Gold-Krystalle, die oft in bedeutender Größe und hoher Schönheit vorkommen, wohl zu unterscheiden von dem Gold in Körnchen und Plättchen aller Größen. Dieses Erzeugniß hat eine solche Form angenommen, als es die Quarzadern verließ, welche die ganze Goldregion der Länge nach durchziehen. Dieses Gold wird bald nur wenige Zoll unter der Oberfläche, bald unter Alluvionsschichten gefunden, deren Dile sehr verschieden ist. Auch im Innern der Gebirge wird es unter Thonlagern gefunden, welche viel Eisen-Oxyd und Quarzstükchen enthalten. Bisher wurde die größte Goldmenge in Flußbetten, Bächen und Schluchten gefunden, wohin es von den Bergwassern gespühlt worden war, und wo es nun von den Goldsuchern ausgewaschen wurde. Jezt aber, wo diese Fundorte fast sämmtlich erschöpft sind, sieht man sich genöthigt, die Plateaux und Bergabhänge zu bearbeiten, wo sich ein nachhaltiger Reichthum befindet, der auf geraume Jahre Arbeit gibt. Die Goldmenge, welche seit der Entdekung der kalifornischen Minen im Jahre 1848 gewonnen wurde, gibt der Bevollmächtigte des Staates Kalifornien auf mehr als 1½ Million Franken an. (Unsinn!) Die Reinheit ist sehr verschieden und schwankt zwischen 785/1000 und 980/1000. Jeder Minen-Distrik gibt fast immer all sein Gold in der nämlichen Reinheit, die stets genau mit der der Goldadern ist, von welchen dasselbe herrührt. Der Grad von Gehalt der 13,740,142 Dollars, welche zu San Franzisko vom 3. April 1854 bis 28. Februar 1855 in dem Münzhause der Vereinigten Staaten geprägt wurden, betrug im Durchschnitt 892/1000. Ein Theil des gefundenen Goldes kam in Goldstaub und Barren auf den Markt, der andere wurde in San Franzisko in 50-, 20-, 5-, 2½-, 1½- und ¼-Dollarstüken geprägt.

— **Utahterritorium.** Nachdem, wie wir gemeldet haben, der Gouverneur von Utah, Colonel Steptoe, mit seinen Truppen das Land geräumt hat und nach Kalifornien gezogen ist, will der Präsident Pierce, daß Steptoe wieder nach der Großsalzseestadt zurükgehe. Dieser aber befürchtet Unrath und verlangt vor allem eine stärkere bewaffnete Macht. Denn das Oberhaupt der Mormonen, Brigham Young, der außer 70 Ehefrauen noch x Kebsweiber besizt und nicht ohne Grund auf das Soldatenvolk eifersüchtig ist, hat verordnet, daß in Utah kein Soldat einquartirt werden soll.

Südamerika. Guyana. Die Goldentdekung in Cayenne reduzirt sich bis jezt auf eine ziemlich unbedeutende Thatsache. Indianer, welche vom oberen Approuague kamen, brachten an 2 Unzen Goldplättchen mit nach dem Fleken Approuague und sagten nach Befragen aus, sie hätten dasselbe an dem Nebenflusse Arataye gefunden. Hierauf ward eine Expedition unter Felix de Loup's Leitung nach den Goldlagern abgeschikt, die nach vier starken Tagfahrten zu Nachen in den Arataye einfuhren und an die Stelle gelangten, wo der Indianer, welcher den Führern machte, rief: „Hier ist's, grabet, und ihr werdet finden." Man ging rasch an's Werk, und nachdem man einen Kubikmeter Sand gewaschen hatte, fand man Goldstaub und Plättchen. Hiermit kehrte man nach Cayenne zurük, wo der Fund untersucht wurde. Die Analyse ergab 80 % reines Gold, 10 % Silber und 10 % andere Stoffe. Nach dieser Prüfung wurde der ganze Fund in ein Fläschchen getyan, dasselbe versiegelt und an den Marine-Minister nach Paris geschikt. Also 15 Grammes Gold aus einem Kubikmeter Sand ist alles, was bis jezt wahr an der Geschichte ist. Hoffnungen sind also vorhanden, daß in Guyana Gold gefunden werden könne; doch ob es ein neues Kalifornien werden wird, steht noch sehr in Frage.

— **Neu-Granada.** Die Legislatur von Neu-Granada ertheilte dieses Jahr einigen Kaufherren von New-York auf 60 Jahre einen Freibrief für die Beschiffung des Kanals, welcher den Magdalena-Fluß mit dem Hafen von Cartagena verbindet. Sie haben das alleinige ausschließende Recht, den Kanal mittelst Dampf zu befahren und Zölle von den hierauf verführten Waaren zu erheben. Dieser Kanal, welchen die Spanier mittelst großer Summen herstellen ließen, ist 92 Meilen lang und soll zur Schiffbarmachung nur geringe Summen erheischen. Um diese und andere in ihrem Sonderrecht ihnen verliehene Freiheiten in's Leben zu rufen, ward von einigen unternehmenden Leuten zu New-York (Juli 1855), an deren Spize der reiche einsichtsvolle Henry Wells steht, eine Neu-Granada-Kanal- und Dampfschifffahrts-Gesellschaft gegründet, mit einem Kapital von zwei Millionen Dollars. Der Magdalena-Fluß kann von eisernen Dampfschiffen, welche nur vier Fuß Wasser ziehen, bis nach Honda, eine Streke von 700 englischen Meilen, in's Binnenland befahren werden. Alle diese Gegenden werden in Bälde durch die Unternehmungen dieser neuen Gesellschaft vollkommen umgestaltet sein, zuvor in kommerzieller, dann auch in bürgerlicher und staatlicher Beziehung. Die natürlichen Erzeugnisse jener Marken sind mannichfach und in großer Fülle vorhanden. Die Goldminen des Staates, so wenigstens behauptet die „Neu-Granada-Kanal- und Dampfer-Gesellschaft" in einer von ihr herausgegebenen Flugschrift, werden kaum von denen in Kalifornien und Australien übertroffen. In einem über die Goldproduktion dieses Staates erschienenen Werke vom Statthalter Nunes wurde behauptet, die Goldwäschereien am Rio Negro und andern Seitenflüssen des Maranon betrügen mehrere Millionen; allein aus den Minen der Provinz Antioquia hätte man während des Jahres 1851 zwei Millionen Dollars gewonnen. Baumwolle, Reis, Zuker, Tabak, Kaffee und alle tropischen Erzeugnisse werden in Menge gewonnen. Andere Gesellschaften sind zusammengetreten, um Ansiedler nach dem herrlichen Lande zu bringen, und einzelne Erzeugnisse, wie die Kohlenminen zu Bocus del Toro, in der dem Isthmus nahen Provinz Chiriqui auszubeuten. Die bei den neuen Gesellschaften Betheiligten suchen nun sämmtlich den Strom der Einwanderung von Kalifornien hinweg und nach Neu-Granada zu ziehen. Gelingt ihnen dieß, so mag es den Abkömmlingen der spanischen Race in Neu-Granada bald nicht viel besser ergehen wie jenen in Kalifornien, welche schon mehrmals es versuchten, das angestammte Land zu verlassen, um dem ihnen unerträglichen angelsächsisch-protestantischen Getriebe zu entfliehen.

(Hansa.)

Bei J. M. Wälle in Lichtensteig ist erschienen und für 25 Rp. zu haben:

Mittheilungen
über die neugegründete Kolonie
Santa Maria da Soledade
in der südbrasilianischen Provinz
Rio Grande do Sul.

Von Julius Cellin.

Feuilleton.

Ein Prairiebrand in Texas.

Ich hatte im Jahre 1838 einen Trupp Indianer bis an die Theilung des Trinityflusses begleitet und setzte nun schon seit einigen Tagen meinen Weg in der Richtung des Sabineflusses fort. Zwei Freunde und fünf Amerikaner, welche aus Texas zurückkehrten, machten meine Reisegesellschaft aus. Das Land, welches wir durchzogen, war voll ungeheurer Spalten, denen wir oft Meilen weit folgen mußten, ehe wir darüber hinweg konnten; und wenn wir in die Tiefe dieser schluchtenartigen Senkungen hinabstiegen, fanden wir kaum etwas schlammiges Wasser, das selbst nur für unsere Pferde im höchsten Nothfalle als Trank dienen konnte.

Wir hatten darauf gerechnet, daß uns die Büffel köstliche Mahlzeiten liefern sollten; aber obwohl wir eben im Herzen der Landschaft reisten, die sie gewöhnlich in Heerden durchstreifen, so war uns doch nicht ein einziger zu Gesicht gekommen. Ebenso wenig hatten wir anderes Wildpret bemerkt, nicht einmal einen Frosch oder eine Schlange, und eines Abends waren wir so hungrig und ohne jedes Nahrungsmittel, daß wir Tabak und Lederstüke kauten und uns vornahmen, falls wir des andern Tages nicht besser führen, eines unserer Pferde zu tödten. Diese Nacht konnten wir, gleichsam als müsse das Unglük voll werden, nicht einmal schlafen und unterhielten uns lange mit allerlei romantischen Geschichten von Wilden, Wildniß, Ansiedlern und Pflanzern, als ich plötzlich am Horizont einen röthlichen Schein bemerkte, wie er in diesen unabsehbaren Wildnissen gewöhnlich dem Aufgang der Sonne vorausgeht.

Wie viel Uhr ist es? rief ich erstaunt, die Zeit kann doch nicht so schnell verflossen sein! „Es ist 1 Uhr," erwiederte einer meiner Gefährten. Sonderbar, sagte ich, und legte mein Ohr auf den Boden, weil ich bereits Schlimmes ahnete. Allein ich hörte nur den Hauch des Windes, der in dem trokenen Grade der Prairie wühlte. Doch bemerkte ich, daß unsere Pferde eine besondere Unruhe verriethen. Ich dachte, sie hätten vielleicht einige Wölfe gespürt, und band sie näher an unserm Feuer an. Bald darauf wurde der Wind plötzlich stärker, ich horchte wieder und vernahm mit Entsezen jenes dumpfe ferne Geräusch, den gewöhnlichen, eigenthümlichen Vorläufer eines Erdbebens oder eines Ausbruches wilder Heerden. Die Pferde merkten, wie ich, die Gefahr, und rissen unter ängstlichem Wiehern an den Lasso's, die sie zurückhielten.

Auf! rief ich sogleich, auf, ihr Freunde! Es ist keine Zeit zu verlieren! Sattelt eure Pferde, es gilt das Leben! Die Prairie steht in Flammen und die Büffel brechen in dieser Richtung aus!

Alle erhoben sich rasch, aber schweigend. Jeder fühlte das Gefährliche seiner Lage. Wozu reden? Wir mußten fliehen. In weniger als einer Minute war gesattelt, und wir sprengten mit verhängtem Zügel, ganz dem Instinkt unserer Pferde folgend, über die Prairie. So flohen wir etwa eine Stunde, ohne nachzulassen im gestrekten Laufe; allein die Eile schien uns nicht retten zu sollen: schon fühlten wir den Boden hinter uns zittern, als wenn ihn Tausende und Tausende von Hufen zerstampften.

Bald vernahmen wir auch das ferne Brüllen der Büffel und dazwischen das durchdringende Geheul der Panther. Die Atmosphäre war schwer und erstikend und die Flammen lekten bereits an dem halben Horizont herauf. Die schnellfüßigen Thierarten eilten uns bereits voraus. Wir sahen Wildpret jeder Art an uns vorüberfliehen. Damhirsche und Rehe sprangen zwischen Panthern und Wölfen, Elenthiere und Antilopen flogen wie Pfeile vorüber und hier und da mischte sich auch schon ein einzelner Büffel oder ein Pferd unter die Menge. Die Hize nahm jeden Augenblik zu, das Athmen wurde uns schwer. Indeß kam das Brüllen hinter uns immer näher. Jeden Augenblik hörten wir so schreckliches Stöhnen, so durchdringendes Geheul, daß unsere Pferde mitten in ihrem ängstlichen Laufe zitternd anhielten. Doch bald überwältigte der Erhaltungstrieb die Furcht, und sie eilten von Neuem wie rasend weiter. Die Masse der schweren, weniger schnellen Thiere begann bereits in schrekicher Wuth mit donnerndem Brausen hereinzubrechen. Die Büffel und wilden Pferde bildeten in einander geschoben eine schwarze Phalanx von dem Umfang mehrerer Meilen. Schon erschien der Horizont von dieser schrecklichen Heerschaar, die nur noch zwei englische Meilen hinter uns war, wie verdunkelt. Unsere Pferde konnten nicht weiter. Wir glaubten uns verloren — noch einige Minuten und es war Alles vorüber. In diesem Augenblike erhob G. St., ein erfahrner Jäger, fest und gebieterisch die Stimme. Er hatte dem Tode schon oft in's Auge geschaut, und als wir ihn erblikten, sahen wir jene Kraft in seinen Mienen und seinen Blikken, welche unter solchen Verhältnissen nur Gewohnheit und angeborne Energie verleihen. Steigt ab, rief er, zwei sollen auf die Pferde sehen! Gebt Eure Tücher und alles, was Feuer fängt! Schnell, schnell; eine Sekunde Verzug kann uns das Leben kosten!

Mit diesen Worten zündete er durch einen Pistolenschuß ein Stükchen Schwamm an, mit dem er sodann eine Hand voll trokenes Gras in Brand stekte. Auf dieses warf er unsere Taschentücher und wir rissen auf sein Geheiß in aller Eile von dem Grase der Prairie, so viel wir konnten, unter dem Winde aus, während einige dieses Gras und den trokenen Büffelmist, den sie fanden, in die Flammen warfen. Noch waren keine drei Minuten verflossen, als das Feuer weithin hell aufflammte. Die Masse der flüchtigen Büffel und Pferde kam indeß wie eine gewaltige Lawine gegen uns herangebraust. Als sie unser Feuer vor sich sahen, brüllten sie vor Wuth und Schreken und stemmten und schoben sich zusammen, aber ohne wie wir gehofft, ihre Richtung zu ändern und sich zur Seite zu wenden. Ihre Schaaren wälzten und drängten sich immer mehr heran, und wir unterschieden bereits ihre Hörner, ihre Füße, ja, den weißen Schaum, der über ihre Brust herabfloß. Immer deutlicher wurden die massiven Gestalten — noch trennten uns wenige hundert Ruthen. Es war eine schrekliche Gedanke, von den Hufen dieser Ungethüme zerstampft zu werden, die in vielen Tausenden immer näher kamen.

Plötzlich krachte eine starke Explosion auf; G. St. hatte im kritischen Moment unsern Branntweinvorrath in's Feuer geschleudert, die Flasche war gesprungen und hatte die Flamme hoch emporgewirbelt. Die Erde schien plötzlich von einer gewaltigen Bewegung zu zittern und ich sah, wie die vordersten Büffel und mit ihnen die ganze Kolonne sich drehte und seitwärts über die Prairie sprengte. Eine Menge Kadaver, ermüdete Thiere, welche sie bei der plötzlich raschen Wendung, oder weil sie der plötzlich beschleunigten Flucht nicht folgen konnten, zerdrükt, bezeichneten ihren Weg; die hintern Büffel drängten nach, und es war eine Zeit, wo wir lange den Athem anhielten und jeden Augenblik die kleinste Schwenkung der schrekklichen Kolonne gegen uns gerichtet glaubten. Aber die Richtung war einmal gegeben, und die Nachfolgenden eilten den Vorübergalopprirenden blindlings nach. Allmälig nahm die Dichtigkeit der Massen ab, die Reihen brachen sich, und zuletzt kamen da und dort nur noch die schwachen Nachzügler vorbei, während andere vor Ermattung zusammenstürzten.

So waren wir denn der ersten Gefahr entronnen, aber nun drohte eine zweite. Während des Aufenthalts, den die genannte Szene veranlaßte, war der Brand mit Riesenschritten vorgedrungen. Die ganze Prairie stand vor uns in Flammen. Die Gluthen wälzten sich mit der Schnelligkeit des Windes auf uns zu. Wir sprangen rasch in die Sättel, und unsere Pferde, die sich indeß etwas erholt hatten, sprengten in ihrem angebornen Instinkt den Büffeln nach.

Es war eine todesbange Flucht. Der Brand verfolgte uns Schritt für Schritt, seine verzehrende Wuth lekte uns schier an den Fersen. Wären wir nicht eben einer gleich großen Gefahr entgangen gewesen, so würde unser Muth nicht ausgereicht haben. Ich glaube fest, daß Einige den Kampf aufgegeben und sich freiwillig dem Schicksal in die Arme geworfen hätten. Allein, wie die Sachen standen, hielt uns gerade der Gedanke an das Ueberstandene aufrecht, und wir fühlten uns alle bereit, dem Untergang jeden Augenblik unsers Daseins streitig zu machen. Auf und ab, über Höhungen und Senkungen, ging es in so rasender Eile, daß wir kaum Athem schöpfen konnten. Allein der Feind rükte immer näher und unabwendbarer heran, und die Pferde begannen wieder zu ermüden. Schon waren wir dem Nachtrab der Büffel nahe gekommen, als wir einen Theil der Kolonne plötzlich verschwinden sahen. Sie waren zu Tausenden in eine tiefe Schlucht geeilt. Es war ein Strahl der Hoffnung; dort waren wir gerettet. Aber die Schlucht war noch eine volle Meile entfernt, und der große Brand umgab uns schon mit seinem erstikenden Rauche.

Die Schlucht konnte unser Grab werden, allerdings, allein sie war auch das Einzige, was uns möglicher Weise retten konnte. Wir eilten darauf zu, so gut es ging. Die Seiten unserer Pferde bluteten von den wiederholten Angriffen unserer Spornen; endlich langten wir dort an. Keiner von uns konnte die Tiefe der Schlucht ermessen, allein es galt das Leben. Noch eine Anstrengung und die Pferde stürzten den Büffeln nach, die in wüthender Hast hinabsprangen. Ich kann mich eigentlich des Vorgangs nicht mehr entsinnen; ein Sturz und ich verlor das Bewußtsein. Als ich wieder zu mir kam, lag ich mit meinem Pferde auf einem Haufen todter Büffel. Ich suchte zuerst meine Gefährten, auch sie waren nicht schwer verlezt, und selbst die Pferde schienen den Sturz überstanden zu haben. Mein zweiter Gedanke war, wie tief die Schlucht etwa sein möchte. Ich blikte auf und sah, daß ich mindestens 50 Fuß unter der Fläche der Prairie lag. Wenn wir den Fall überlebt hatten, so hatten wir es bloß den Büffeln zu danken, die zerschmettert und zerschlagen viele Fuß hoch übereinander geschichtet lagen und unsern Sturz gebrochen hatten.

Wir erkannten bald, daß der größere Theil der flüchtigen Thiere etwas weiter unten die andere Wand der Schlucht an einer weniger abschüssigen Seite erklettert hatte, und es schien uns, als ob sich nur der Vortrab derselben durch den Sturz getödtet und die andern, wie wir, von den elastischen Körpern aufgefangen, ihren Weg unverlezt fortgesezt hätten. Noch fühlten wir die Erde unter ihren Tritten erbeben, und schlossen daraus, daß sie ihre Flucht in derselben Eile verfolgten und alle Gefahr noch nicht vorüber war. Der Wind blies mit Heftigkeit und jagte die Flammen an den Rand der Schlucht. Nicht lange, so hatte der Brand über eine schmale Stelle derselben gesezt, und es begann nun auch auf dieser Seite die Zerstörung, die bereits jenseits alle Pflanzen und Kräuter vertilgt, alles Lebende verjagt oder getödtet hatte.

Nach einer Weile, als wir sahen, daß der Brand nicht in unsern Zufluchtsort dringen konnte, schöpften wir neuen Muth. Wir führten die Pferde über die todten Büffel an eine freie Stelle, wo wir alsbald ein Feuer anzündeten und die besten Stüke eines jungen Büffels als Braten zurecht machten.

So blieben wir zwei Tage in der Schlucht, theils um die Prairien abkühlen zu lassen, theils um uns zu erholen und auch die Kräfte unserer Pferde wieder herzustellen. Am Morgen des zweiten Tages hörten wir Donnerschläge, die sichern Vorzeichen eines Orkans, dessen unfehlbarer Begleiter, der Regen, eine Sicherung vor jeder Feuersgefahr bot. Am dritten Tage machten wir uns sodann wieder auf den Weg und durchzogen eine Weile die Länge der Schlucht, die wir allenthalben mit todten Büffeln besäet fanden, bis wir am Fuße eines weniger steilen Abhanges ankamen und nach kurzem Klettern wieder auf der Prairie fußten. Eine unabsehbare Szene der Verwüstung lag vor uns. So weit das Auge reichte, eine endlose schwarze Fläche, gleichsam ein Bahrtuch, das auf der Erde lag. Wir konnten nur langsam vorwärts kommen, weil uns Gerippe und halbverbrannte Körper jeder Art bei jedem Schritte den Weg versperrten. So ritten wir endlich eine wellenförmige Erhöhung des Bodens hinan, und als wir oben waren, sahen wir den linken Arm des Trinityflusses vor uns, der an dieser Stelle einen seichten, meilenweiten See bildet. Wir ritten ohne Beschwerde durch die Fuhrt und fanden an dem jenseitigen Ufer, wohin zwar das Feuer nicht hatte dringen können, alles Grüne von den flüchtigen Thieren zerstampft. Doch nahmen diese Zeichen der Zerstörung allmälig ab, und als wir endlich eine ausgedehnte frische Savanna erreichten, sahen wir eine bunte, nach den überstandenen Schrekknissen wahrhaft ergreifende Szene vor uns. Tausende und abermal Tausende von Thieren aller Art in Gruppen und Heerden zerstreut auf dem Boden; die einen lekten ihre abgehezten Glieder, die andern hoben, ohne aufzustehen, langsam den Kopf, um das Gras, das rings um sie wuchs, abzuweiden. Es war eine Szene aus dem Paradiese: Wölfe und Panther lagerten zwischen Antilopen und Hirschen; Bären, Büffel und Pferde reihten sich, unfähig, die Glieder zu rühren, dicht neben einander. Wir kamen bei einem ungeheuern Jaguar vorbei, der einen jungen Büffel mit wilden Blikken aus einer Entfernung von zehn Schritten bewachte. Außer Stande, den Gegenstand seiner Gier zu erreichen, legte er den Kopf zwischen die Vorderpfoten wie ein lauernder Hund, und stieß ein halb drohendes, halb klagendes Geheul aus.

Als wir später von den Pferden abstiegen, um etwas auszuruhen, sah ich einen prächtigen Hirsch, der kaum mehr den Kopf bewegen konnte, um einige Grashalme abzufressen. Seine trokene Zunge hing aus dem Maule heraus, und ließ auf den quälenden Durst schließen, der ihn verzehrte. Von Mitleid bewegt, hielt ich ihm eine Hand voll Klee hin; er stierte mich mit seinen schönen großen Augen an. Darauf holte ich Wasser aus der Quelle und tränkte ihn. Dießmal lekte er mir meine Hand und versuchte, mir zu folgen, allein er war noch zu matt.

In der folgenden Nacht fiel ein starker Regen, der die armen Thiere erfrischte. Am nächsten Morgen sahen wir die Hirsche und Antilopen nach allen Seiten irren, und bald verrieth uns das nahe Geheul, daß auch ihre Feinde, die Panther und Wölfe, wieder auf den Beinen waren. Die Büffel und Pferde hatten sich auch bereits in Heerden gesammelt, und nur einzelne Exemplare trieben sich noch in unserer Nähe herum, während die großen Massen in der Ferne lagerten.

Abonnementspreis.
Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".

Einrükungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 47. | Samstag den 24. November. | **Lichtensteig,** Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Fünfter Jahrgang. | **1855.**

Die Bewohner des Indianerterritoriums.*)

Westlich von den Staaten Arkansas und Missouri, zwischen dem rothen Flusse im Süden und dem Kansas im Norden, dehnt sich ein weites, schönes, größtentheils fruchtbares Prairieland aus, das Indianerterritorium genannt. Bis in die Mitte der Zwanziger-Jahre unseres Jahrhunderts war dasselbe im Besitz weniger herumschweifender wilder Stämme: der Osagen, Kansas und Pawnees.

Am 7. Dezember 1824 und 27. Januar 1825 legte der Präsident der Vereinigten Staaten, James Monroe, dem Kongreß zu Washington einen Plan vor, nach welchem sämmtliche zwischen dem Mississippi und dem atlantischen Meere wohnenden Indianer westwärts über den genannten Strom und über die Gränzen der Staaten hinaus verpflanzt werden sollten und dieser Vorschlag erhielt bald nachher unter dem Präsidenten John Quincy Adams Gesezeskraft, worauf meist in demselben Jahre 1825 zu diesem Zweke mit den betheiligten Stämmen eine Reihe von Verträgen abgeschlossen wurden. Die meisten fügten sich mit der der rothen Race eigenthümlichen Resignation, andere beschränkten sich auf den vergeblichen Schritt, die Gnade des Präsidenten, „ihres großen Vaters in Washington", anzurufen. Nur zwei Stämme sezten der Maßregel offenen Widerstand entgegen, nämlich die Seminolen in Florida und die Sauks in Nordillinois und Wisconsin. Mit den Seminolen hatten die Vereinigten Staaten schon seit der Eroberung Floridas durch den General und nachmaligen Präsidenten Andreas Jackson im J. 1817 und 1818 anhaltende und hartnäkige Kämpfe zu bestehen, die auch jezt noch nicht vollständig zu dem gewünschten Ziele geführt haben. Noch fortwährend behauptet sich ein Rest des Stammes in den undurchdringlichen Sümpfen des Innern und namentlich im Süden der Halbinsel. — Die Wohnsitze der Sauks am Rock-River boten dieser Nation keine ähnliche natürliche Festung dar. Ihr Häuptling, Black Hawk, d. h. „der schwarze Falke" († 30. Oktober 1838), weigerte sich 1829 den abgeschlossenen Vertrag zu vollziehen und begann einen verheerenden, blutigen Krieg, in dem er sich mehrere Jahre lang gegen die amerikanischen Ansiedler und Truppen rühmlich vertheidigte; aber seine Bemühungen um den Beistand der westlichen Bruderstämme blieben erfolglos und so mußte er zulezt der Uebermacht unterliegen; sein kleines wohlgerüstetes Heer von 500 rothen Kriegern ward am 21. Juli und 2. August 1832 bis zur Vernichtung geschlagen und er selbst gefangen. Dann wurde der Räumungsvertrag erneuert und unmittelbar darauf vollstrekt. Man wies den Sauks ihre neuen Wohnsitze im Norden des Indianerterritoriums an, das nun einen Theil des Kansasgebietes bildet, zwischen dem Kanzas- und Platteflusse neben den Fores und Kikapoos, die auch früher in Illinois ihre Nachbarn gewesen waren und mit ihnen die gleiche Sprache reden. Doch wird wohl auch hier nun ihres Bleibens nicht länger sein; wenn sie sich der Kultur der Weißen nicht unterwerfen, so werden sie der fortschreitenden Zivilisation weichen müssen und mit ihnen manche andere Stämme, die ebenfalls in diesen nördlichen, nun von dem eigentlichen Indianerterritorium abgetrennten Theil desselben versezt wurden. Es sind dieß die fast ausgestorbene Nation der Jowas, die Menomenies und Winnebagos von den nördlichen großen Seen (lezere von den Franzosen, welche in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts zuerst am Michigansee mit ihnen bekannt wurden, Puants d. h. Stinker genannt), die Wyandottes oder Huronen aus dem nördlichen Ohio, ein Theil der Shawnees und die Delawaren, ursprünglich am gleichnamigen Fluß in Pennsylvanien wohnhaft. In der gleichen Gegend finden sich endlich noch die eigentlichen Herren des Bodens, nämlich am Kansasflusse, die Kansas, und am Platteflusse die Ottoes. Von allen diesen verschiedenen Stämmen sind einzig die Delawaren, etwa 1000 Köpfe stark am Norduser des Kansas angesessen, in der Kultur wirklich fortgeschritten, haben ordentliche Akerwirthschaft und protestantische Kirchen und Schulen. Die übrigen stehen noch in den ersten Anfängen der Zivilisation oder bewiesen sich bisher völlig unfähig oder unwillig zur Annahme derselben, obwohl ihnen das Kabinet von Washington, den Verträgen über ihre Auswanderung gemäß, die Mittel dazu an die Hand gegeben, gleich nach der Uebersiedlung sie mit Akergeräth, Vieh u. s. w. versehen hat, und die Abfindungssumme allmälig zur Ausstattung indianischer Schulen, zur Anlage von Mühlen, Schmiden und landwirthschaftlichen Musteranstalten verwendet. Solchergestalt verschmähen diese Stämme das einzige Rettungsmittel vor völligem Untergang. Doch läßt sich hoffen, daß wenigstens die Delawaren und die übrigen der Zivilisation gewonnenen Stämme, auf welche wir unten zu sprechen kommen, vor der unersättlichen Ländergier der Weißen gesichert sein werden. Von dieser Seite nämlich droht dem rothen Mann, der sich zum seßhaften Leben bequemt hat, die größere Gefahr, als durch die Angriffe seiner wilden Brüder, der kühnen Reitervölker, welche seine neue Heimat umschwärmen, als da sind die Comanches im Süden, die Pawnees im Westen, die Siour im Norden. Dieß einsehend haben die zivilisirten Stämme des Indianerterritoriums durch den Bundesvertrag von Tahlequah 1843, welcher jede neue Landabtretung verbietet, sich sicher zu stellen gesucht. Hoffen wir, daß derselbe von Weißen und Rothen geachtet und gehalten werde und daß einst, wie die Cherokesen wirklich schon einmal im Plane hatten, ein christlicher Indianerstaat dem Banner der Vereinigten Staaten einen neuen Stern hinzufügen möge. *)

Südlich vom Kansasflusse im eigentlichen Indianergebiet wohnen die Mehrzahl der Shawnees, ein jezt noch etwa 30,000 Köpfe starker, halbzivilisirter Stamm, der einst das weite Land vom westlichen Pennsylvanien und Virginien durch das südliche Ohio und fast ganz Kentuky sein Eigenthum nannte; ferner Ottawas und Pottawatomies aus Michigan und Chippewas vom Gestade des obern Sees; noch etwas weiter südlich neben den Osagen, deren Jagdgründe sich vordem aus dem westlichen Missouri bis in die gleiche Gegend erstrekten, die Ueberreste mehrerer irokesischer Stämme aus New-York, deren namhaftester die Senekas sind. Unter allen diesen verschiedenen Völkern sind Missionäre thätig; allein deren Bemühungen sind von sehr verschiedenem, meist geringem Erfolge begleitet. Mit Ausnahme etwa der Shawnees und der New-Yorkindianer wollen alle noch wenig vom Akerbau wissen, sondern führen ihr altes Jägerleben fort, für das es ihnen freilich wohl bald an den Haupterfordernissen, Wild und Raum, fehlen wird. Dann wird ihnen, wie ihren gleichgesinnten Brüdern nördlich vom Kansas, keine andere Wahl bleiben, als entweder weiter zu wandern und sich im fernen Westen eine neue Heimat zu erkämpfen, wenn sie hiezu nicht zu schwach sind, oder einen Schritt auf der Bahn der Kultur vorwärts zu thun und sich durch Akerbau die Mittel zum Leben zu erwerben.

Die untere, südliche Hälfte des Territoriums bewohnen diejenigen Indianernationen, die auch in der ehemaligen Heimat in den atlantischen Staaten die südlichsten waren. Es sind folgende: die Cherokees, die Choctaws, die Chikasaws, die Creeks und die Seminolen. Mit Ausnahme der lezteren, welche ihrem alten Jägerleben noch nicht entsagt haben, besizen alle feste Ansiedlungen und treiben Akerbau. Am meisten Interesse erregen unter ihnen die Cherokees, ursprünglich im nördlichen Alabama und Georgien, östlichen Tenessee und westlichen Karolina zu Hause, ein sehr bildungsfähiger Stamm, der dort schon seit Ausgang des 18. Jahrhunderts be-

*) Zur Abfassung dieses Aufsazes haben wir verschiedene Quellen benutzt. Eine derselben ist die 1. Lieferung des neuen Werkes „Geschichte der amerikanischen Kolonisation und Unabhängigkeit" von H. Handelmann, Kiel, 1856, welche die Kolonisation der Vereinigten Staaten behandelt. Es ist dieß, so viel wir wissen, das Einzige, was bis jezt von diesem ausgezeichneten Buche, welches in Wahrheit ein Schaz für den Freund der amerikanischen Geschichte genannt werden darf, erschienen ist. Sehr begierig sind wir auf das dritte Buch, welches die Kolonisation Brasiliens zum Gegenstand haben wird.

*) Aus den Berichten über die Wahl eines Abgeordneten zum Kongreß, die Anfangs Oktober im Territorium Kansas stattfand, ersieht man, daß auch manche der dort ansäßigen Indianer von den Stämmen der Huronen und Shawnees mitgestimmt haben und zwar als getreue Anhänger der Sklavenhalter; begreiflich, denn der rothe Mann betrachtet die Arbeit für ihn selbst als entwürdigend, als ein Erbtheil der Weiber und Sklaven. Die Wyandotten haben sich jezten Winter durch einen eigenen Vertrag das amerikanische Bürgerrecht erworben. Welche Ironie des Schicksals, daß die Indianer bei denen, welche ihnen den von den Vätern ererbten Boden entrissen haben, um das Bürgerrecht in demselben Lande einkommen müssen! Die Sklavenpartei berechnete damals den Zuwachs, den sie durch die Indianer erwartete, auf 900–1000 Stimmen.

deutende Fortschritte in der christlichen Zivilisation gemacht, sich nach dem Muster der Unionsstaaten als Republik organisirt hatte und mit Akerbau und Viehzucht beschäftigt, im zunehmenden Wohlstande lebte, so daß er sogar Negersklaven halten konnte. Auch die Anfänge einer wissenschaftlichen Bildung gingen ihnen keineswegs ab. Einer von ihnen, Sequoyah, von den Amerikanern Guess genannt, hatte eine, dem syllabischen Charakter ihrer Sprache genügende Silbenschrift von 85 Zeichen erfunden, in der Bücher gedrukt wurden, und seit 1828 erschien sogar in ihrer Stadt New-Echeta in Georgien eine Zeitung, „der Cherokee-Phönix", mit englischer Uebersezung neben dem indianischen Text. Da verlangte die Regierung von Georgia 1830, gestüzt auf den Vertrag vom 26. April 1802, wodurch die Zentralgewalt sich verbindlich gemacht hatte, ihr Gebiet von allen Indianern zu reinigen, und auf die Kongreßakte von 1825, die Cherokees sollten entweder auswandern oder ihre Selbständigkeit aufgeben und sich den Gesezen Georgiens unterwerfen, die den Indianern keine politische, ja nicht einmal eine zivilrechtliche Gleichstellung mit den Weißen bewilligen. Einzelne Häuptlinge, bestochen oder eingeschüchtert, unterzeichneten wirklich einen Räumungsvertrag zu New-Echota, 29. Dezember 1835, und als die Mehrheit des Stammes dagegen protestirte, hielten das Kabinet von Washington und die Regierung von Georgia denselben nichtsdestoweniger aufrecht und ordneten 1838 militärische Gewaltmaßregeln an. Die Cherokees waren verständig genug, der Uebermacht keinen Widerstand zu leisten; aber sie rächten sich an ihren verrätherischen Häuptlingen durch einen Akt der Volksjustiz, indem sie dieselben mit ihren Familien ermordeten (22. Juni 1839). Dann traten sie den Marsch nach dem Indianerterritorium an; sie waren 14,000 Köpfe stark mit 1000 Negersklaven. Gegenwärtig ist ihre Volkszahl auf 30,000 Seelen gestiegen. Ihr Gebiet liegt an den Ufern des Arkansas etwa in der Mitte bis an die Grenzen von Arkansas und Missouri, ihre Hauptstadt Thalequah zwischen dem Neosho und dem Staat Arkansas. Was besonders günstig für diese Völkerschaft spricht, ist der Umstand, daß die traurige Erfahrung der Ungerechtigkeit der Weißen sie keinen Augenblik in ihrem Anschluß an die Bildung ihrer Dränger irre gemacht hat. Sie sind in ihrer neuen Heimat ein völlig akerbauendes Volk geworden, produziren mit Hülfe ihrer Negersklaven Weizen, Mais und etwas Baumwolle, und besizen Salzwerke, Getreide- und Sägemühlen. Alle bekennen sich zur protestantischen Kirche, deren Dienst, sowie derjenige der Volksschule theils durch Amerikaner, theils durch Eingeborne fleißig versehen wird. Auch erscheint in der Hauptstadt Thalequah der Cherokee-Phönix, jezt „Cherokee-Advokate" ungestört fort. In politischer Hinsicht steht ein Häuptling nebst einem Vize-Häuptling an der Spize, und als gesezgebender Körper der auf 4 Jahre gewählte Nationalrath und ein Exekutiv-Ausschuß; mit der richterlichen Gewalt sind ein höchstes Gericht, zwei Kreisgerichte und acht Distriktsrichter, unter Zuziehung von Geschwornen, betraut, und auch das lezte Merkmal politischer Zivisation, eine Staatsschuld, fehlt den Cherokees nicht. — Südlich von ihnen wohnen die 4 Hauptstämme der in Mississippi, Alabama, Georgia und Florida heimisch gewesenen Mobilianer-Nation, zunächst die Creeks oder Muskoghees, weiter südlich an der texanischen Grenze die Choctaws, jede an 25,000 Seelen stark, zu denen die beiden schwächern Völkerschaften, jede 5000 Köpfe, die Seminolen und Chickasas, in einer gewissen Abhängigkeit stehen, und zwar die Seminolen *) zu den Creeks, die Chickasas zu den Choctaws. Auch diese Stämme sind fast in allen Hinsichten nach dem Vorbilde der Cherokees organisirt; sie haben regelmäßige Verwaltung, Gesezе und Schulen. Die Choctaws besizen ebenfalls eine Drukerei in ihrer Hauptstadt Parkhill und eine eigene Schriftsprache, in der Bücher gedrukt werden. Sie sowohl als die Chickasas bekennen sich größtentheils zum Christenthum, was leider von den Creeks nicht gesagt werden kann. Obgleich diese eine der ersten Indianernationen waren, unter denen Missionäre wirkten und die Bemühungen, das Christenthum unter ihnen zu verbreiten, bis jezt nie aufhörten, **) so hängen doch noch weitaus die meisten von ihnen am alten Glauben und hassen die Missionäre; erst wenige sind bekehrt.

*) Die Seminolen sind eigentlich nichts anderes als Creeks. Ihre Dörfer lagen einst am Chattahochefluß in Georgia. In Folge langdauernder Streitigkeiten unter den Häuptlingen trennte sich der Stamm von den übrigen Creeks und zog unter der Führung des Häuptlings Secoffi im J. 1750 nach der Halbinsel Florida, wo er die dort wohnenden Mickasukies unterwarf. Das Wort Seminolen bedeutet Entlaufene oder Flüchtlinge.

**) Schon im J. 1735 legten die Herrenhuter eine Creeksmission auf der Insel Irene im untern Savannahfluß in Georgien an; andere wurden später in Georgien und Alabama errichtet und wurden zum Theil blühend; nach ihrer Auswanderung waren nicht weniger als 4 protestantische Missionsgesellschaften unter ihnen am Kanadianflusse im Indianterritorium thätig.

Dieß sind außer wenig zahlreichen weißen Ansiedlern, Jägern, Krämern und Missionären die Bewohner des Indianerterritoriums. Zum Schlusse wollen wir noch dieses bunte Gemisch der verschiedenen von uns aufgezählten Indianervölkerschaften nach ihrer Abstammung ordnen, und folgen dabei der Eintheilung Gallatins, eines berühmten amerikanischen Staatsmannes und Gelehrten, auf den auch wir Schweizer noch etwas stolz sein dürfen, da er seinem Ursprunge nach ein Genfer war. Zum Hauptvolksstamm der Algonkiner gehören die Delawaren, Ottawas, Chippeways, Menomenies, Potawatomies, Chawnees, Kickapoos, Sauks und Fores. Die New-Yorkindianer sind Irokesen (auch Mingos genannt) von den 6 Nationen; auch die Wyandotten oder Huronen sind Irokesen. Die Cherokees bilden für sich einen eigenen Volksstamm. Muskhogee-Choktas, seiner Zeit von den louisianischen Franzosen Mobilier genannt, sind die Creeks, auch Muskhogees im engern Sinne genannt, die Seminolen, die Choktas und Chickasas. Zum Volksstamm der Sioux oder Dakotas gehören die Winnebagos, Osagen, Kansas, Iowas und Otteos.

Brasiliens Industrie.

Allerdings ist Brasilien vorzugsweise Agrikulturstaat, aber wie ganz unmittelbar an einzelne Theile seines Akerbaues sich gewisse ländliche Fabrikzweige schließen, so fehlen auch andere und selbst solche nicht, welche, wenn auch in geringen Quantitäten, zu den Ausfuhren des Landes beitragen. Neben den handelsstatistischen Tabellen, den Jahresberichten der Präsidenten von dreizehn der zwanzig Provinzen des Reichs und den Jahresberichten des Ministers des Innern, ist die Hauptquelle, aus welcher wir schöpfen, der Bericht der zur Revision des Tarifs niedergesezten Kommission vom Jahre 1853. Jedenfalls ist das Material, welches derselbe bietet, ein ganz außerordentlich schäzbares.

Klassifiziren wir die einzelnen Industriezweige Brasiliens zunächst nach der Verschiedenheit der Materialien, welche sie weiter bearbeiten, so ergeben sich für die nachfolgende Zusammenstellung vier Klassen, nämlich Industriezweige, welche 1) vegetabilische, 2) animalische, 3) mineralische Produkte und 4) verschiedenartige Stoffe und Materialien verarbeiten.

Unter den vegetabilischen Produkten steht obenan und liefert das wichtigste Nahrungsmittel des brasilianischen Volkes die Mandiocawurzel. Ihre Verwandlung in Mehl ist die Beschäftigung nicht bloß einer nicht zu berechnenden Zahl von Handmühlen, sondern auch größerer Mühlenetablissements fast in allen Provinzen des Reichs, mit Ausnahme etwa nur der nördlichsten, der Provinzen des Amazonas. Getrieben werden diese Mühlen durchgehends durch Wasser oder Vieh. Dampfmühlen werken in keinem der uns vorliegenden Dokumente registrirt. Eben so wenig liegen über die Zahl dieser Etablissements Angaben vor.

Nicht minder ausgedehnt ist die Reisschälerei, welche in gleicher Weise über das ganze Reich verbreitet, eine nicht zu bestimmende Zahl größerer und kleinerer Etablissements beschäftigt.

Ein anderer Zweig der Agrikultur, an welche unmittelbar sich eine sehr bedeutsame ländliche Fabrikation anschließt, ist der Bau des Zukerrohrs. Meist betreibt jedes Gut, welches dieses baut, seine Verarbeitung zu Rohzuker oder Branntwein selbst und die Folge davon ist eine wahre Unzahl kleiner und kleinster Fabriken, in denen schon um deßhalb die Anwendung kostbarerer Maschinen ausgeschlossen ist. Im größeren Maßstabe arbeitende Fabriken sind dagegen noch immer eine Seltenheit, wenn auch seit lezter Zeit u. A. in Bahia die Zahl derselben sich vermehrt hat. Im Ganzen existirten im Jahre 1853 in Bahia nicht weniger als zirka 1200 Rohzuker und Zukerbranntwein produzirende Fabriken und nach einem vom März 1854 datirenden Aktenstüke in demselben Jahre in der Provinz Pernambuco 642 Fabriken, von denen über 532 detaillirte Angaben vorliegen. Darnach wurden von diesen 532 Fabriken durch Dampf 5, durch Wasser 101 und durch Thiere 426 getrieben. An Arbeitern waren in ihnen beschäftigt 3037 freie Arbeiter und 10,471 Sklaven. Die in den 426 lezgenannten Fabriken als Triebkraft verwendeten Thiere waren der Zahl nach 19,993 Stük, davon 9672 Ochsen und 10,321 Pferde. Die Produktion sämmtlicher 532 Fabriken betrug 1,395,525 Arroben Rohzuker und 1,679,360 Canadas Zukerbranntwein. In demselben Verhältnisse, wie der Zukerrohrbau, ist begreiflicher Weise auch die Verarbeitung des Rohrs fast über das ganze Reich verbreitet. — An die Rohzukererzeugung reiht sich die Zukerraffinerie. Sie ist in Brasilien noch völlig in der Kindheit und der oben angeführte Bericht der Tarifkommission gibt nur Auskunft über eine in der Hauptstadt Rio de Janeiro und eine andere in der Stadt Pernambuco bestehende Fabrik. Außerdem werden für die Provinz Pernambuco 13 derartige, meist nach veralteten Betriebsweisen arbeitende Etablissements aufgezählt. Weiter findet sich aus der Provinz Rio de Janeiro in dem jüngsten Jahresberichte des Ministers des Innern die Angabe, daß daselbst neuerdings eine Raffinerie nach den neuesten Mustern errichtet worden war, welche per Tag 150 bis 200 Arroben Rohzuker verarbeitet und davon 50 % weiße Raffinade, 25 % feinen Muskowade und 1½ Pipe Rum erzeugt. Endlich werden in dem Berichte des Präsidenten der Provinz Rio Grande do Sul zwei in Pelotas bestehende Zukerraffinerien aufgeführt. Ueber die übrigen Provinzen fehlt jede Auskunft. Das einheimische Bedürfniß nach Raffinade ist im Wachsen begriffen; im Ganzen ist der Verbrauch solcher im Lande aber noch immer ein äußerst beschränkter und wird fast durchgehends nur Rohzuker konsumirt.

Chocoladefabriken existiren in Bahia und in der Hauptstadt; die erste derartige Fabrik wurde in Rio de Janeiro im Jahre 1812 gegründet. Bedeutend ist die Bereitung eingemachter Früchte, von denen im jährlichen Durchschnitt der Jahre 1839/40 bis 1849/50 7125 Arroben in's Ausland gingen.

Die Tabakfabrikation gehört zu den am gedeihlichsten sich entfaltenden Industriezweigen Brasiliens. Rapé wurde im Jahre 1852 fabrizirt, abgesehen von einigen kleinen Etablissements, in 14 größeren Fabriken, von denen 8 Rio de Janeiro, 4 Bahia und 2 Pernambuco angehörten, und wovon 3 mit Dampfmaschinen arbeiteten. Die Zigarrenfabriken vermehren sich von Jahr zu Jahr. Rio de Janeiro zählte im Jahre 1852 über 120 solcher, in Pernambuco war im Jahre 1820 ihre Zahl 18; namentlich aber zählte Bahia eine große Menge derselben. Rauchtabakfabriken sind in großer Zahl fast durch das ganze Land verbreitet, während die Hauptorte dieser Fabrikation die Provinz Bahia, die Hauptstadt des Reichs und San Paulo sind. Fabrizirter Tabak aller Art figurirt in den Ausfuhrlisten des Jahres 1853/54 mit einem Werthbetrage von 38,271 Milreis.

Bier erzeugen einige wenige, von Deutschen gegründete, Brauereien. Im Ganzen werden ihrer vier gezählt und zwar in der Provinz Rio Grande do Sul eine in Pelotas und zwei in der deutschen Kolonie San Leopoldo, und eine in der deutschen Kolonie Petropolis der Provinz Rio de Janeiro. In der Hauptstadt Rio de Janeiro existirten früher zwei Brauereien, sind jedoch wieder eingegangen. Bier, welches von Rio Grande nach Rio de Janeiro versandt wurde, verdarb während des Transportes. Jedenfalls scheinen nur der äußerste Süden des Reichs und etwa noch gewisse Gegenden des Hochlandes der mittleren Provinzen diesen Fabrikationszweig zuzulassen.

Wir kommen zur Verarbeitung der Webestoffe des Pflanzenreichs, der Baumwolle, des Flachses und Hanfes. Wenn man aus den Einfuhrlisten ersieht, wie groß die Menge der importirten Baumwollen- und Leinenwaaren ist, — im Jahr 1853/54 wurden von ersteren für 27,746,766 Milreis, von lezteren für 2,060,536 Milreis eingeführt — so begreift man von vornherein, daß im großen Ganzen der betreffende Industriebetrieb in Brasilien nur verhältnißmäßig wenig ausgedehnt sein kann. Immerhin aber ergibt eine offizielle Schäzung des von der brasilianischen Baumwollen-Industrie verarbeiteten Rohstoffs einen Verbrauch von zirka 4¾ Millionen Arrateis (Pfund) Baumwolle. Ueberwiegend ist die Handweberei, und ihr Hauptsitz die Provinz Minas Geraes. Außerdem wird sie in mehr oder minder großem Umfange in San Paulo, Espiritu Santo, Santa Katharina, Matto Grosso und in sämmtlichen mittleren Provinzen so wie auch im Norden des Reichs, u. A. in den Provinzen Para und Maranhao betrieben. Größere mechanische Spinnereien und Webereien existiren

in der Hauptstadt		2
„ „ Provinz	Rio de Janeiro	2
„ „ „	Bahia	3
„ „ „	Minas Geraes	1
„ „ „	San Paulo	1.

Von diesen Fabriken beschäftigen die beiden der Hauptstadt zusammen 78, die Fabrik San Aleixo in der Provinz Rio de Janeiro 116 (darunter 84 Deutsche), eine Fabrik in der Provinz Bahia 150, eine andere in derselben Provinz 85, und die von Minaes Geraes 13 Personen. Von den 8 genannten Fabriken arbeiten 4 mit Dampf, während die übrigen die billigere Triebkraft des Wassers anwenden. Hervorragend sind unter den Erzeugnissen der Handweberei von Minas Geraes, Para und Maranhao, namentlich feine Bettdeken und feine Nezgewebe. Was sonst erzeugt wird, sind meist grobe Zeuge zur Sklavenbekleidung und Segel- und Saktuch.

Völlig verschwindend ist die Leinenindustrie. Sie beschränkt sich fast ausschließlich auf die Provinz Rio Grande do Sul und zählt auch dort eine nur geringe

Anzahl von Händen. Von einem Betrieb mit Maschinen ist nicht die Rede, statt dessen nur von Handspinnerei und Handweberei. Nicht gleich unbedeutend ist dagegen die Erzeugung von Tauwerk, theils aus Hanf, theils aus der Faser verschiedener Pflanzen, die dem Hanfe noch vorzuziehen. Ueber die Ausdehnung dieses Fabrikationszweiges fehlen jedoch bestimmte Angaben. Zwei größere Etablissements bestehen in Rio de Janeiro, eines in der Provinz Amazonas und kleine Etablissements in den verschiedensten Theilen des Reichs. So u. A. auch auf der Kolonie San Leopoldo. (Schluß folgt.)

Verschiedenes.

(Korrespondenz aus Zürich.) Es sind seit kurzer Zeit hier sehr beunruhigende Gerüchte herumgeboten worden, dahin lautend, Karl Bürkli sei auf Considerants Kolonie, „Reunion" genannt, von seinen eigenen Leuten oder von Indianern erschossen worden; vielleicht sind diese Gerüchte durch die Prophezeiungen des Hrn. G. M. v. Roß in der Allg. Ausw. Zeitung veranlaßt worden. Nun bringt glücklicher Weise das hiesige Intelligenzblatt einen Brief von K. Bürkli aus Reunion, der also nicht ermordet worden ist. Hingegen ist wahr, daß unsere Einwanderer sich nicht in das bereits bestehende französische Phalanstere einleben konnten und daß sie dasselbe sämmtlich — ohne Bürkli — verlassen haben, um sich jeder für sich niederzulassen und das Glük auf eigene Faust zu suchen. Der sozialistische Versuch ist daher, was für einmal bis auf weiteres, wenigstens von den dortigen Schweizern, gilt und was Ihr Blatt und andere vorausgesagt haben, gescheitert. Es hängt ein eigenes unglükliches Schiksal über all diesen Schweizerkolonien der Neuzeit, mit Ausnahme derjenigen in Brasilien, aus welchen jezt allein günstige Berichte einlaufen. Aus Algerien, Setif, hört man sozusagen gar nichts mehr; die Genfer Gesellschaft scheint abschiklich ganz still zu sein. Wie wird es den armen Walisern gehen, die nach Santa Fe transportirt werden? Der „Staufacher" sagt, sie werden wahrscheinlich den Fiebern und den Wilden zur Beute fallen; was besonders in lezter Beziehung zu fürchten ist, da nach neuesten Berichten sogar ein Trupp von 200 Soldaten in Argentinien von den Indianern zusammengehauen worden ist.

England. Wer hätte das gedacht? Vor kurzer Zeit noch wurden von überall her, auch aus Großbrittannien, Cerealien und anderer Mundvorrath nach Kalifornien geführt, und nun liegt, wie die Liverpooler Zeitungen berichten, im Merseystrome ein amerikanisches Fahrzeug mit einer Ladung Mehl und Getreide, von San Franzisko in Kalifornien kommend, vor Anker.

Frankreich. In Havre hat die Stadtpolizei eine sehr vernünftige Verordnung gegen das dortige Gargon- oder Runnerwesen erlassen; es fehlt ihr nichts, als daß sie genau eingehalten werde. — Unlängst kam in Havre ein auswandernder Schweizerknabe an, dem man in Paris unter dem Vorwande, ihm das Geld auszuwechseln, 150 Franken abgenommen und einen Beutel werthloser Kupfermünzen dafür in die Hand gedrükt hatte (?). Wohlthätige Leute haben sich des Knaben angenommen.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. Die Bevölkerung der Vereinigten Staaten betrug im Jahre 1775 2,803,000 Seelen, 1790 3,929,827, 1800 5,305,925, 1810 7,239,814, 1820 9,638,131, 1830 12,866,020, 1840 17,069,453, 1850 23,191,876 und wurde am Schlusse des Jahres 1854 auf 26,500,000 Seelen geschätzt.

— (Katholische Missionen unter den Indianern.) Die katholischen Missionen, welche ich in den lezten Jahren während einer Reise am obern See und in den Indianerterritorien westlich vom Mississippi zu besuchen Gelegenheit gefunden, boten alle dasselbe dürftige Aussehen. Selbst in größern Missionen, wie z. B. auf der Insel Mackinaw, zwischen dem Huron- und Michiganse gelegen, und fast ausschließlich von den Nachkommen französischer Kanadier bewohnt, mußte ich die betrübendsten Klagen über den Mangel an ausreichenden Fonds hören, um die kleine hölzerne Kapelle dem Bedürfniß entsprechend zu erweitern, um für Schule und Schulbücher bessere Sorge tragen und Kranken und Nothleidenden ausreichenden Beistand leisten zu können. Zwar stand der dortige Missionär, der Père Piret, ein Belgier von Geburt, seiner frommen Hingebung und seines großen Glaubenseifers wegen, bei der ganzen Bevölkerung in hohem Ansehen, und meine schlichte Hauswirthin gestand mir sogar einmal, als von seinen Sitten und der geistreichen Konversation dieses hochgebildeten Jesuiten die Rede war, im Vertrauen: „cet homme a du sang royal dans ses veines"; allein die ihm zu Gebote stehenden Mittel reichen bei weitem nicht aus, um seinem Kirchlein jenen Glanz und jenes feierliche, imponirende Ansehen zu verleihen, wodurch eben der Katholizismus so wunderbar auf die Masse wirkt. Dieser aufopfernde Missionär, der unzweifelhaft glücklichere Tage gesehen hat, und sichtbar zu einem völlig verschiedenen und bewegteren Wirkungskreis erzogen worden, erzählte mir einmal selbst, daß er bereits seit einem Jahre mit Sehnsucht eine Summe von 100 Dollars erwarte, die ihm der Bischof von Detroit, als Jahresbeitrag der Propaganda zu Rom, bisher zu schiken versäumt habe. — In einem noch erbärmlichern Zustande traf ich die katholischen Missionen unter den Indianern am obern See und im Westen von Mississippi. Niemals werde ich den Eindruk vergessen, den die Begegnung eines katholischen Missionärs auf der Magdaleneninsel im Lake Superior auf mich gemacht. Dieser biedere Franziskaner-Mönch, ein geborner Klagenfurter, mußte Meßmer, Glökner, Priester und Wirthschafter zugleich sein und sogar die kleinlichsten Hausangelegenheiten selbst besorgen. Die herabgekommene Indianerbevölkerung der Insel war nicht einmal im Stande, ihm die gesezlichen Stolgebühren zu bezahlen. Oft versagte sich dieser fromme Mann wochenlang den Genuß von Fleisch, und lebte nur von Hülsenfrüchten oder Fischen, um seine spärliche Einnahme zum Aufputz und zur Verschönerung des ärmlichen hölzernen Missionskirchleins verwenden zu können. Den tiefsten Seelenkummer aber empfand der gute Pater darüber, daß seine große Armuth und das gänzliche Versiegen aller Quellen auswärtiger Unterstützung ihm nicht gestatteten, eine ordentliche Schule einzurichten und er so den großen Schmerz erleben müsse, seine Pfarrkinder die Lehrstube eines besser dotirten Methodistenpredigers besuchen zu sehen. (A. A. Z.)

— Eine neue Sekte ist die „Gesellschaft der freien Liebe" in New-York, mit einem Filial in Wisconsin, die gegründet worden ist, um der geschlechtlichen Sinnlichkeit unter plausibeln, philosophischen Gründen zu fröhnen. Die Weiber haben nach derselben die gleichen Rechte, wie unter den Mormonen die Männer, privilegirte Unzucht.

— New-York. In New-York hat man wieder einmal die Entdekung gemacht, daß eine Menge falscher Banknoten im Umlauf waren. Zwei der Fälscher wurden verhaftet. Noten zum Betrag von 1000 Dollars auf westliche und südliche Banken nebst einer Anzahl Platten und Stempel, die schon einige Zeit gebraucht zu sein schienen, fielen der Polizei in die Hand.

— (Theater.) Ein Berichterstatter der „N.-Y. Times" besuchte in voriger Woche alle Theater der Stadt und schäzte die Zahl der in denselben befindlichen Zuschauer in 10 Theatern auf 13,500. Außerdem besuchte er drei der bedeutendsten Lokale, in denen die sog. „Negro Minstrels" ihre Vorstellungen geben und zählte dort über 3000 Personen. Neben diesen Theatern sind jeden Abend eine große Anzahl anderer Lokale offen, in denen dramatische Vorstellungen stattfinden oder Konzerte gegeben werden, und man darf annehmen, daß die Gesammtzahl der Besucher solcher Vergnügungsorte sich auch auf mindestens 5000 Personen beläuft. Rechnet man den durchschnittlichen Eintrittspreis zu 50 Cents, so werden jeden Abend über 10,000 Dollars für geistige Erholung (?) hier ausgegeben.

— Illinois. (Eine Narität.) In der Nähe der Stadt Springfield steht ein Dorf, welches von 250 Portugiesen bewohnt ist, wohl die einzige portugiesische Kolonie in Nordamerika; denn die Portugiesen, wenn sie zur Seltenheit auswandern, gehen am ehesten noch nach Brasilien. Diese Portugiesen in Illinois werden als fleißig, verständig und ehrlich gerühmt, Lobsprüche, die man sonst über ihre Landsleute nicht zu hören gewohnt ist. Sie kamen vor zwei Jahren aus Madeira und sollen wegen ihrer Religion verbannt worden sein. Wahrscheinlicher ist die bekannte allgemeine Verderbniß des Weinstoks auf Madeira die Ursache ihrer Auswanderung gewesen.

— Wisconsin. (Die Bierseenstadt Madison.) Selbst viel gereiste Europäer müssen gestehen, daß sie nie eine Gegend gesehen, wo Natur und Fleiß des Menschen so erfrischend auf das Gemüth des Beschauers wirken, als die Bierseenstadt Madison und ihre Umgegend. So weit das Auge reicht, zeigt die wellenförmig sich ausdehnende Oberfläche eine malerische Abwechslung von Prairie und Openings — Waldgruppen, die wie natürliche Parks aussehen, indem die Bäume in ziemlicher Entfernung von einander stehen und das Unterholz fehlt. In dieser anmuthvollen Gegend, die das Eigenthümliche hat, daß man sich nie an ihr satt sieht, liegt die „Perle des Westens", wie die sonst so prosaischen Amerikaner Madison getauft haben, auf einem aus drei Hügeln bestehenden Isthmus, der von zwei klaren, den dunkelblauen Himmel in ebenso intensiver Bläue wiederspiegelnden, von dem frischen Grün der Wälder umgürteten Seen gebildet wird. Es gibt vielleicht in ganz Amerika keinen Plaz, wo Gelehrte und sonstige Freunde eines Stillebens sich so bald heimisch fühlen, als Madison, und es ist die Wahl dieses Ortes für den Siz der Staatsuniversität als eine höchst glükliche zu bezeichnen. Die Universität liegt eine englische Meile von dem Zentrum der Stadt auf einem Hügel, von wo aus man die malerisch auf drei Anhöhen hingelagerte Stadt mit ihren Baumreihen und die von zwei Seiten die Stadt begrenzenden Seen zugleich überschaut. Die Anstalt, mit einem bedeutenden Theile der unverkauften Staatsländereien auf das liberalste dotirt, bildet sich begreiflich nur allmälig durch den Verkauf dieser Ländereien, die wegen ihrer ausgezeichneten Qualität sehr gesucht sind, und da der größere Theil der Zinsen vorläufig auf die Herrichtung der Gebäulichkeiten verwandt wird (es sollen fünf Gebäude von der Größe des Regierungsgebäudes in Köln errichtet werden), so können die Lehrstühle natürlich nur nach und nach besezt werden. So ist jezt u. A. die Professur für englische Literatur und Rhetorik und so auch die für neuere Sprachen besezt. Auch der Siz der Regierung und beider Legislaturen, sowie des Obergerichts ist Madison, so daß es hier nicht an geistigem Leben fehlt. Die Bevölkerung der Stadt selbst ist von 1848—1854 von 400 auf 6000 Einwohner gestiegen, und dennoch fängt die eigentliche Blüthe erst jezt an, seitdem Milwaukee durch eine Eisenbahn mit Madison in Verbindung steht, die Fortsezung derselben aber in kurzer Zeit bis zum Mississippi fertig sein wird. Innerhalb dreier Jahre werden noch zwei andere Bahnen Madison berühren (?), und ist demnach die Annahme vollkommen gerechtfertigt, daß es nicht lange dauern wird, bis Madison zu einer Stadt von wenigstens 20,000 Einwohnern heranwächst. (D. A. Z.)

— (Milwaukee.) Milwaukee, erst 1837 auf der Stelle gegründet, wo damals nur ein Blokhaus stand, hat gegenwärtig unter 25,000 Einwohnern etwa 10,000 Deutsche. Die drei ersten Ansiedler, ein französischer Kanadier Juneau und die beiden Yankee's Walker aus Kilbourn, leben daselbst und sind natürlich durch Verkauf der Bauplätze reiche Leute geworden. Die Anzahl gebildeter Deutscher ist verhältnißmäßig nirgendwo in Amerika so stark, als in Milwaukee, wie denn nirgendwo in Amerika das Deutschthum sich so unabhängig und selbstbewußt gestaltet, als überhaupt in ganz Wisconsin, — was schon daraus andeutungsweise hervorgeht, daß Milwaukee allein (wenigstens vor drei Jahren) vier gut redigirte deutsche Zeitungen und einen Musikverein hatte, welcher Musik von Haydn (die Schöpfung, die Jahreszeiten), Mozart, Mendelssohn u. s. w. für Amerika vortrefflich aufführte. Auch fehlt es nicht an manchen bekannten Namen unter den in Wisconsin ansäßigen Landsleuten. (D. A. Z.)

— Utah. Aus der Großsalzseestadt tönt es je länger desto jämmerlicher. Eine große Anzahl Mormonen möchte aus dem Staats- und wahrscheinlich auch Religionsverbande austreten, es fehlt ihnen aber an den Mitteln fortzukommen. Diese Zahl der Unglüklichen, Männer, Weiber und Kinder, beträgt Tausende, und Hunderte von Frauen würden ihr Leben wagen, um dem Schandleben des Mormonismus zu entgehen. Aber sowohl gegen Aufruhr im Innern, als gegen einen Angriff von Außen, der wohl durch die Vereinigten Staaten erfolgen muß, wenn ihnen etwas an der Wiederherstellung ihrer Autorität in Utah liegt, ist Brigham Young gerüstet; seine Armee zählt 30,000 Mann und ist tüchtig einexerzirt.

— **Neuschottland.** Vor einiger Zeit befand sich in Halifax der Graf Mieroslawsky, der im Revolutionskrieg im J. 1848 als Oberkommandant der Freischaaren eine so traurige Rolle gespielt hat. Er machte dort Werbgeschäfte für die englische Fremdenlegion.

Südamerika. Argentinische Staaten. Aus Buenos-Ayres wird Anfangs Oktobers geschrieben: Die Indianer verwüsten fortwährend die Grenzen; ein Truppenposten von 200 Mann ist durch eine Indianertruppe von 5000 Köpfen bis auf einen Soldaten niedergemezelt worden, der später unter den Leichen seiner Kameraden hervorgezogen wurde.

— Chile. (Deutsche Kolonisation.) Die deutsche Auswanderung über Hamburg nach Valdivia und Valparaiso betrug von 1850 bis und mit 1854 bloß 1423 Personen. — Die „Stuttgarter Gesellschaft" hat von dem mehr als 200 Quadrat-Meilen umfassenden, zum Zweke deutscher Kolonisation bestimmten Besitz des Herrn Kindermann in den Distrikten Valdivia und Osorno 200,000 Morgen Waldland am Trumao, die Gesellschaft „Harmonia" 125,000 Morgen erworben. Aber die praktischen Erfolge sind bis jezt höchst unbedeutend, obgleich Klima und Fruchtbarkeit sehr günstig sind.

Feuilleton.

Pater Marquette, der Entdeker des Mississippi.

Schon im Jahr 1534 war der Franzose Cartier in die Mündung des St. Lorenzstromes eingefahren und hatte damit Kanada entdekt. Doch vergingen wohl noch über siebenzig Jahre, bevor nach manchen fruchtlosen Kolonisationsversuchen endlich eine bleibende französische Niederlassung in diesem Lande erfolgte. Kaum hatten aber die Franzosen wirklich festen Fuß in Kanada gefaßt, als auch die katholische Kirche sich eifrig daran machte, die Indianer des Landes für sich und zugänglich für die neue Herrschaft zu gewinnen. Kühn drangen die Missionäre aus Unterkanada nach Westen tief in das unbekannte Innere vor. Bereits im Jahr 1616 erreichte der Franziskanermönch Le Caron die Ufer des Huronsees und auf seinen Fußstapfen erwuchs eine Reihe von Missionen. Noch eifriger sowohl im Bekehrungswerk, als in zahlreichen Entdekungsreisen waren die Jesuiten, welche im Jahre 1632 die Franziskaner aus diesen Gegenden verdrängt hatten. Im Jahr 1634 wurde die erste Jesuitenmission, genannt St. Joseph, durch den Pater Jean de Brebeuf an der Georgianbay des Huronsees gegründet; dann bald darauf in der Nähe derjenige von St. Louis und St. Ignatius und 1639 nach dem Simcoesee zu die Hauptmission St. Maria. Nach und nach entstand am kanadischen Ufer der großen Seen ein Kranz von christlichen Indianerdörfern, der sich auch nicht auf diese beschränkte, sondern bis nach Albany im heutigen New-York reichte. Nun aber folgte ein zwanzigjähriger Unterbruch oder Stillstand der Missionsthätigkeit, der durch Indianerkriege veranlaßt wurde. Nachher gingen die Reisen der Glaubensboten und Entdeker wieder an. Die Mönche Mesnard (1660) und Allouez (1665) wanderten an den Ufern des obern und Michigansees umher. Allouez siedelte sich in Wiskonsin an der Grenbay und dem Forsflusse an und verkündigte den Indianern weit umher, sogar bis nach dem jezigen Illinois und Indiana das Evangelium.

Die Reiseberichte der Missionäre, welche der Jesuitenorden im siebzehnten Jahrhundert aussandte, sind unter dem Titel „Lettres edifiantes et curieuses" noch heute eine Fundgrube geographischer und ethnographischen Kenntnisse. Unter diesen Missionären war der Pater Marquette, welcher der Zeit nach fast unmittelbar auf Allouez folgt, einer der ausgezeichnetsten. Ihm verdanken wir die erste genauere Kunde von dem Riesenstrom Mississippi und dem unermeßlichen Landstrich, der jezt die westlichen Staaten der großen amerikanischen Republik bildet, und es mußte daher ohne Zweifel wünschenswerth sein, seine Memoiren und die seiner Nachfolger der Vergessenheit zu entreißen und sie in einer zeitgemäßen Bearbeitung dem Publikum vorzulegen. Dieß ist von einem Herrn Shea vor einigen Jahren geschehen und wir geben hier einen kurzen Auszug aus seinem Werke:

Von Geburt einer achtbaren französischen Familie angehörig, hatte Marquette, unter den Augen einer gottesfürchtigen Mutter erzogen, sich schon im Alter von siebzehn Jahren der Gesellschaft Jesu angeschlossen. In seinem neunundzwanzigsten Jahre segelte er nach Kanada, welches zu jener Zeit als ein vielversprechendes Feld für die Arbeit der Glaubensprediger betrachtet wurde. Nachdem er hier die Sprachen der Indianer des Westens studirt und sich zu seinem Wirkungskreise vorbereitet, schiffte er sich im Jahre 1668 auf dem Ottawa, der damaligen Hauptstraße nach dem Huronenlande, dem oberen See und dem Illinois, ein, begann sein Bekehrungswerk zu Sault St. Marie und ward im folgenden Jahre nach der entfernten Station Lapointe, am oberen See, versezt. Von dort aus beabsichtigte der Pater eine Expedition über Land zu den Illinois im Süden zu unternehmen; er war jedoch bestimmt, die Wohnstätte dieses Volkes auf einem anderen Wege zu erreichen. Zuerst ließ er sich bei Makinaw nieder, im Mai 1673 aber bestieg er, von dem Kanadier Jollyet begleitet, ein Kanot, um nach der grünen Bai zu schiffen, fuhr den Fuchs-Fluß hinauf und erreichte den Mississippi durch den Wiskonsin, einen Monat nachdem er die Ufer des Michigan-Sees verlassen. Dieses war seine berühmte Entdekungsreise. Er erforschte den „Vater der Gewässer" bis zur Mündung des Arkansas und stellte den südlichen Lauf des mächtigen Stromes, über den so verschiedenartige Meinungen und Hypothesen vorhanden waren, so wie dessen Ausfluß in den mexikanischen Meerbusen fest. Krank kehrte er nach der grünen Bai zurük, von wo er im Jahre 1674 nach der Niederlassung am Illinois abreiste, während Jollyet nach Kanada eilte, um dem Gouverneur Talon die gemachten Entdekungen zu verkünden. Es war mitten im Winter, die Gesundheit Marquette's war gebrochen, und er sah sich gezwungen, am Chicago-Fluß Halt zu machen. Durch Gebet gestärkt und durch die Energie eines hoffnungsvollen Geistes aufrecht gehalten, machte er sich abermals auf den Weg und gelangte im April zu der Indianerstadt Kaskaskia. Es drängte ihn jedoch, sein geliebtes Makinaw, die Heimath seiner treuen Heerde, wiederzusehen, ein Wunsch, der nicht erfüllt werden sollte: in einem Kanot die östlichen Gewässer des Michigan durchschiffend, kam er ganz erschöpft an der Mündung eines kleinen Flusses an, wählte hier, im Vorgefühl des nahen Todes, seinen Begräbnißplaz und verschied mit der Ruhe und Ergebung eines Christen am 18. Mai 1675. „Der fromme Missionär, der Entdeker einer Welt," schreibt Bancroft, „schlief an dem Rande eines Flusses ein, der noch jezt seinen Namen trägt."

Wie schon erwähnt, war Marquette der erste Europäer, der den herrlichen Mississippi-Strom befuhr, den man früher nur aus den Erzählungen der Irokesen und Sioux kannte und dessen Wunder er folgendermaßen schildert: „Hier sind wir denn auf diesem berühmten Fluß, dessen eigenthümliche Züge ich aufmerksam zu betrachten gesucht habe. Der Mississippi (oder Missisipi, wie unser Reisender schreibt) hat seine Quellen in mehreren Seen im Lande der Nationen des Nordens; an der Mündung des Miskusing*) ist er schmal, sein Strom, der gen Süden fließt, ist langsam und ruhig; zur Rechten erhebt sich eine beträchtliche Kette hoher Gebirge,**) zur Linken aber dehnen sich schöne Landschaften aus, und er ist an manchen Stellen mit Inseln besäet. Beim Sondiren fanden wir zehn Faden Wasser. Seine Breite ist sehr ungleich: sie ist zuweilen drei Viertel Lieue, und zuweilen verengt sie sich auf drei Arpents (300 Ellen). Wir folgen sachte seinem Lauf, der sich bis zum zweiundvierzigsten Grade nach Süden und Südosten neigt; hier finden wir seinen ganzen Anblik verändert; man sieht fast keine Waldung oder Gebirge, die Inseln sind schöner und mit stattlicheren Bäumen bewachsen; es zeigen sich nur Rothwild und Elennthiere, Trappen und flügellose Schwäne, denn die Federn fallen ihnen hierzulande aus. Von Zeit zu Zeit begegnen wir ungeheuren Fischen, von denen einer mit solcher Gewalt gegen das Kanot anschlug, daß ich es von einem Baumstamme getroffen glaubte, der es in Stüke schlagen werde. Ein andermal erblikten wir im Wasser ein Monstrum mit dem Kopf eines Tigers, einer spizen Schnauze, gleich der einer wilden Kaze, einem Bart und aufrecht stehenden Ohren, einem grauen Kopf und ganz schwarzen Hals. Es war das einzige dieser Gattung, welches wir antrafen. Beim Auswerfen unserer Neze fingen wir Störe und einen Fisch von ganz ungewöhnlicher Art; er glich einer Forelle, mit dem Unterschied, daß er ein größeres Maul, aber kleinere Augen und Schnabel hatte. In der Nähe des lezteren befindet sich ein großer Knochen, wie das Planschett eines Frauen-Schnürleibs, drei Finger breit und von der Länge eines Cubitus; das Ende desselben ist rund und so breit wie die Hand. Wenn der Fisch aus dem Wasser aufspringt, so wirft die Schwere dieses Knochens ihn oft auf den Rüken."

Es ist hier von dem oberen Mississippi die Rede, wo allerdings solche Ungeheuer, wie sie der gute Pater beschreibt, nicht mehr angetroffen werden, wenn man nicht etwa das fürchterliche Geschöpf „mit dem Kopf eines Tigers und der Schnauze einer wilden Kaze" in dem unschuldigen Catfisch wiedererkennen will. „Endlich," fährt er fort, „erblikten wir am 25. Juni die Fußstapfen von Menschen am Ufer und einen betretenen Pfad, der sich durch eine herrliche Prairie zog. Wir hielten an, um diesen zu untersuchen, und da wir zu dem Schlusse kamen, daß er nach einem indianischen Dorfe führe, entschlossen wir uns, ihn zu rekognosziren. Demzufolge ließen wir unsere beiden Kanots unter der Aufsicht unserer Leute zurük, denen wir streng einschärften, gegen einen etwaigen Ueberfall auf der Hut zu sein, worauf Herr Jollyet und ich diese für zwei Personen etwas gefährliche Expedition antraten, die uns der Willkür eines unbekannten und barbarischen Volkes überliefern konnte." Der Pfad führte zu einem Indianerdorfe, in dem sie gastfreundlich aufgenommen wurden. „An der Thür der Hütte erwartete uns ein alter Mann in einer merkwürdigen Stellung; welches ihre gewöhnliche Zeremonie beim Empfang von Fremden ist. Er stand ganz nakt da mit ausgestrekten, gegen die Sonne gerichteten Armen, als ob er sich vor ihren Strahlen schüzen wollte, die indeß zwischen seinen Fingern zu seinem Gesichte drangen. Als wir uns ihm näherten, redete er uns mit folgenden schmeichelhaften Worten an: „Wie schön ist die Sonne, o Franzose, wenn Du zu uns kömmst, um uns zu besuchen! Unsere ganze Stadt erwartet Dich, und Du sollst in alle unsere Hütten in Frieden einziehen." Er führte uns dann in seine Behausung, wo eine Menge Leute versammelt waren, die uns mit den Augen verschlangen, aber ein tiefes Schweigen beobachteten; doch vernahmen wir mitunter einen freundlichen Gruß. „Ihr habt wohl gethan, Brüder", sagten sie, „uns zu besuchen!"

„Sobald wir unsere Pläze eingenommen hatten, wurde uns die gewöhnliche Höflichkeit des Landes erzeigt, welche darin besteht, daß man dem Fremden das Calumet*) anbietet. Man darf es nicht zurükweisen, wenn man nicht als Feind betrachtet oder für unhöflich gehalten werden will; es ist jedoch hinlänglich, den Schein anzunehmen, als ob man rauchte. Während alle alten Männer nach uns rauchten, um uns Ehre zu erweisen, kamen einige im Namen des großen Sachem des ganzen Stammes der Illinois, uns nach seiner Stadt einzuladen, wo man Rath mit uns zu halten wünsche. Wir machten uns mit einer zahlreichen Begleitung auf den Weg, denn diese Leute, die nie vorher einen Franzosen gesehen hatten, wurden nicht müde, uns anzustaunen: sie warfen sich auf's Gras zur Seite des Pfades nieder, sie liefen voraus und kehrten dann wieder zurük, um uns nochmals in Augenschein zu nehmen. Alles dieß geschah ohne Lärm und mit den Zeichen von großer Ehrerbietung, die sie gegen uns hegten . . .

„Als ich meine Rede geendet hatte, stand der Sachem auf, legte seine Hand auf den Kopf eines kleinen Sklaven, den er uns zu schenken beabsichtigte, und sprach, wie folgt: „Ich danke Dir, Schwarzrok, und Dir, Franzose," sich zu Herrn Jollyet wendend, „für die großen Mühseligkeiten, denen Ihr Euch unterzogen, um uns zu besuchen. Nie war die Erde so schön oder die Sonne so glänzend wie heute; nie war unser Fluß so ruhig, noch so frei von Felsen, welche Eure Kanots fortgeschafft haben, als sie vorüberfuhren; nie hatte unser Tabak einen so feinen Geschmak, noch gewährte unser Maïs ein so schönes Ansehen, wie wir es heute erblikten. Hier ist mein Sohn, den ich Dir gebe, damit Du mein Herz kennen mögest. Ich bitte Dich, habe Mitleid mit mir und meiner ganzen Nation. Du kennst den großen Geist, der uns Alle geschaffen hat; Du sprichst mit ihm und hörst sein Wort: Bitte ihn, daß er mir Leben und Gesundheit verleihe und bei uns wohne, damit wir ihn kennen lernen." Nachdem er dieß gesagt, stellte er uns den kleinen Sklaven vor und überreichte uns ein zweites Geschenk, ein geheimnißvolles Calumet, welches die Indianer mehr als ihre Sklaven schäzen, und wodurch er unserem Gouverneur seine Achtung bezeugen wollte; drittens bat er uns im Namen seiner ganzen Nation, nicht weiter vorwärts zu gehen, indem wir uns großen Gefahren aussezen würden.

„Ich erwiederte, daß ich den Tod nicht fürchte, da ich kein größeres Glük kenne, als mein Leben für den Ruhm desjenigen zu wagen, der uns Alle erschaffen habe. Aber das konnten diese Armen nicht verstehen.

„Der Rathsversammlung folgte ein großes Festmahl, aus vier Gängen bestehend, welches wir ganz nach ihrer Weise einnehmen mußten. Als erster Gang wurde eine große hölzerne Schüssel voll Sagamity, d. h. indianisches Korn, in Wasser gekocht und stark mit Fett zugerichtet, aufgetragen. Der Zeremonienmeister stekte mir einen Löffel voll Sagamity drei oder vier Mal in den Mund, wie wir ein kleines Kind füttern würden; mit Herrn Jollyet machte er es ebenso. Der zweite Gang bestand aus einer Schüssel mit drei Fischen; der Indianer bemühte sich, die Gräten von diesen herauszunehmen, und nachdem er dieselben angehaucht hatte, um sie abzukühlen, legte er mir dann einige Stükchen davon in den Mund, wie wir es bei einem Vogel machen würden. Das dritte Gericht war ein großer Hund, den sie soeben geschlachtet hatten, aber da sie erfuhren, daß wir solche Speise nicht äßen, so wurde der Braten wieder abgetragen. Endlich kam das vierte Gericht, welches ein Stük von einem wilden Ochsen war, dessen fetteste Stüke uns in den Mund gestekt wurden.

„Nach diesem Festmahl empfingen wir den Besuch des ganzen Dorfes, das wenigstens aus dreihundert Hütten bestand. Während wir durch die Straßen zogen, hielt ein Redner fortwährende Ansprachen, um den Indianern einzuschärfen, daß sie uns beschauen möchten, ohne uns beschwerlich zu fallen. Wir wurden allenthalben mit Gürteln, Strumpfbändern und andern Gegenständen beschenkt, die aus den Haaren des Bären und wilden Ochsen verfertigt und roth, gelb und grau gefärbt waren. Dieses sind ihre Kostbarkeiten, da sie jedoch für uns keinen Werth hatten, so belästigten wir uns nicht weiter damit.

„Wir schliefen in des Sachems Hütte, sagten ihm am folgenden Tage Lebewohl und versprachen binnen drei Monden auf unserer Rükreise durch seine Stadt zu kommen. Er begleitete uns zu unseren Kanots, von beinahe sechshundert Personen gefolgt, die bei unserer Einschiffung zugegen sein wollten und auf jede mögliche Art die Freude kundgaben, die ihnen unser Besuch gewährt hatte. Als ich Abschied nahm, gab ich noch das persönliche Versprechen, daß ich künftiges Jahr wiederkehren, bei ihnen bleiben und sie unterrichten wolle." (Schluß folgt.)

*) Soll wohl heißen Wiskonsin. (A. d. R.)

**) Diese hohen Gebirge sucht der neuere Reisende vergebens; denn die Ufer des Mississippi haben von seiner Quelle bis zur Mündung nichts aufzuweisen, was den Namen Gebirge verdient. (A. d. R.)

*) Die Friedenspfeife.

Abonnementspreis.
Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich . . . . . 4 Fr. — Rp.
Halbjährlich . . . . . 2 „ — „
Vierteljährlich . . . . . 1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".

Einrükungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 48. | Samstag den 1. Dezember. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Fünfter Jahrgang. | 1855.

Die Kolonien der Herren Vergueiro in Brasilien.

Nachdem der Schweizerbote in seiner Nro. 256 bei Besprechung der leztjährigen aarganischen Auswanderung die Kolonien der Herren Vergueiro auf eine übelwollende, verdächtigende Weise erwähnt hatte, sandte Herr C. de Paravicini der Redaktion des genannten Blattes nachfolgenden Artikel ein.

In Nro. 256 Ihres geschäzten Blattes vom 26. Oktober d. J., die mir leider erst heute zu Gesichte kommt, befindet sich am Schlusse des Leitartikels auch eine Stelle, die Auswanderung betreffend, die ich nicht unerwidert lassen kann. Der Herr Verfasser spricht darin in einer solchen Weise von den Kolonien der Herren Vergueiro und Komp., und sein Raisonnement verräth eine so völlige Unkenntniß mit den betreffenden Verhältnissen, daß diejenigen, die mit der Sache des Nähern bekannt sind, nichts anderes vermuthen können, als es müsse der Herr Einsender ein erklärter Feind der brasilianischen Kolonisation sein, dem es nicht darum zu thun ist, sich eine genaue Kenntniß der Sachlage zu verschaffen, als vielmehr das ganze wohlthätige Unternehmen in ein falsches Licht zu stellen. Man ist um so eher zu dieser Annahme berechtigt, als es dem Herrn Verfasser ein Leichtes gewesen wäre, ganz in der Nähe sich die nöthigen Aufschlüsse ertheilen zu lassen, die ihn jedenfalls eines Andern belehrt haben würden.

In dem erwähnten Artikel wird nach einer einleitenden Statistik, betreffend die aarganische Auswanderung im Jahr 1854, darüber geklagt und dem bekannten Halbpachtkolonisationssystem zur größten Sünde angerechnet, erstens daß von einer beträchtlichen Anzahl aus der Gemeinde Kulm Ausgewanderter noch gar keine oder doch nur eine sehr unzuverlässige Nachricht in die Heimat zurükgelangt sei, zweitens sei schon im vergangenen Frühjahr eine Rükzahlungsrate an die Gemeinde fällig gewesen, aber bis dahin noch nicht eingetroffen, — und daraus zieht er dann den Schluß, es sei das Schiksal dieser Auswanderer in ein solches Dunkel gehüllt, daß es Pflicht der Behörden werde, diese Auswanderung nicht eher wieder zu begünstigen, bis sich die Verhältnisse aufgeklärt haben werden.

Da mir der Raum Ihres Blattes nicht gestattet, so ausführlich über dieses Thema einzutreten, wie es vielleicht wünschenswerth sein dürfte, so beschränke ich mich hiemit einfach darauf, die obigen Anschuldigungen kurz zu widerlegen.

Daß bis dato mit Ausnahme eines einzigen Briefes von der Frau M. Mauch von Teufenthal keine direkten Nachrichten von den im Mai 1854 ausgewanderten Kulmern angelangt sind, hat allerdings seine Richtigkeit, allein dieses ist doch gewiß um so weniger ein Grund zu bösen Vermuthungen, als von 74 Familien, die zugleich mit den Kulmern auf zwei Schiffen von Hamburg nach dem gleichen Bestimmungsorte abgingen, mehr als 40 durchweg sehr günstig lautende Briefe in der Schweiz angekommen sind, deren Addressen zu Jedermanns Gebrauch bei mir zur Einsicht liegen. Ob und aus welchem Grunde sodann auch der 18 Seiten haltende, sehr umfassend und ordentlich geschriebene Brief der erwähnten Frau Mauch das Prädikat „unzuverlässig" verdient, vermag ich nicht zu erklären. — Sehr wahrscheinlich befinden sich unter den Ausgewanderten der Gemeinde Kulm viele des Schreibens unkundige Leute oder aber dann sind sie eben nicht schreiblustig, anders läßt sich vernünftiger Weise das Stillschweigen nicht erklären.

Was sodann die Behauptung des Hrn. Einsenders betrifft, als sei schon im verflossenen Frühling eine Rükzahlungsrate fällig gewesen, so ist dieselbe völlig unrichtig. Die genannten Auswanderer verließen nämlich am 11. Mai 1854 Hamburg, hatten 56 Tage Seereise und 14 Tage Landreise von Santos bis auf die Kolonie, kamen sonach erst Ende Juli auf der Ansiedlung an, wo, bis sie ihre nothwendigsten ersten Einrichtungen getroffen, die Kaffeeerndte bereits vorüber war. Natürlich hatten die neuen Kolonisten keinen Antheil an jener Ernte, sondern nur mit der diesjährigen gelangten sie zu ihrer ersten Haupteinnahme. Würde nun die Gesellschaft Vergueiro schon nach der ersten den Kolonisten zur Hälfte gutkommenden Ernte mit den Rükzahlungen beginnen, so könnten allerdings im günstigsten Falle diese Zahlungen bis Ende dieses Monats an die Gemeinden gelangen; da aber die Erfahrung zeigte, daß es für die Ansiedler zu hart wäre, wenn man ihre erste Einnahme, die sie ohnehin für Bestreitung der nöthigen Einrichtungen in ihrem Haushalte, für Rükzahlung der von der Gesellschaft empfangenen Vorschüsse und für Anschaffung von Vieh ꝛc. wohl gebrauchen, auch noch obendrein für Abzahlungen an die Gemeinden in Anspruch nähme, so hat die Gesellschaft beschlossen, erst nach Beendigung der zweiten Kaffeeernte die ersten Rükzahlungsraten zu Handen der Gemeinden den Kolonisten in Abzug zu bringen, und gewiß wird Niemand dieser loyalen, rükfichtsvollen Einrichtung seine Zustimmung versagen und zwar um so weniger, als die nach den südamerikanischen Halbpachtkolonien Ziehenden mit wenigen Ausnahmen ganz arme, völlig mittellose Familien sind, die vermöge des Rükzahlungssystems eben nicht das mindeste Kapital dem Mutterlande entziehen. Aus dem Gesagten ist leicht ersichtlich, daß von einer schon im Frühling verfallenen Rate für die betreffenden aarganischen Gemeinden nicht nur keine Rede sein kann, sondern daß im Gegentheil diese Rate erst im Spätherbst 1856 fällig wird. Der Hr. Verfasser jenes Artikels hat eben ganz übersehen, daß die jährlichen Verfallztage sich nicht nach den Daten der Abreise, sondern einzig nach jenen der beendigten Ernten bilden, was doch in den bezüglichen Halbpachtkontrakten deutlich und klar gesagt ist. Da im Feruern die Abrechnung zwischen der Gesellschaft und den Kolonisten auch nur einmal jährlich und zwar immer nach dem Ernteschluß Ende August stattfindet, so können auch die Zahlungen zu keiner andern Zeit als in den Monaten Oktober, November oder Dezember erfolgen. Daß übrigens die Gesellschaft Vergueiro in Betreff der von ihr garantirten Rükzahlungen das vollste Zutrauen verdient, dafür liegt wohl der beste Beweis in den bis dato wirklich erfolgten Zahlungen selbst. Es haben nämlich zurükerhalten:

a) Die Gemeinde Gächlingen (Schaffhausen) im Nov. 1854 die erste Rate mit . . . 6575 Fr. — Rp.
b) Die Gemeinde Alpnach (Obwalden) im Nov. 1854 die erste Rate mit . . . . . 2500 „ — „
c) Die Gemeinde Enge (Glarus) im Oktober 1855 die erste Rate mit . 2187 „ 80 „
d) Die Gemeinde Matt (Glarus) im Oktober 1855 die erste Rate mit . 287 „ — „

Ferner hat Hr. Vergueiro im verflossenen September dem schweizerischen Konsul, Hrn. Emmery, in Rio Janeiro ausbezahlt:

e) Zu Handen der Gemeinde Gächlingen, zweite Rate . . . . 5419 Fr. 85 Rp.
f) Zu Handen der Gemeinde Alpnach, zweite Rate . . . . . 2000 „ — „

welche beiden Zahlungen noch im Laufe dieses Monats den benannten Gemeinden zukommen werden.

Dergleichen Thatsachen nebst einer Menge der günstigsten Berichte von den Ausgewanderten selbst, sprechen doch wohl deutlicher als bloße oberflächliche Notizen und Warnungen, die aller Sachkenntniß entbehren.

Schließlich erlaube ich mir dann noch, auf einen Punkt des erwähnten Artikels aufmerksam zu machen, der gewiß manchem denkenden Leser etwas räthselhaft erschienen sein wird.

Woher mag es nämlich wohl kommen, daß der Hr. Einsender, der in der Auswanderung, als dem Hauptfaktor der Bevölkerungsverminderung, allem Anscheine nach ein Unglük sieht, kein Wort des Tadels oder wohlgemeinter Warnung wegen jenen 2666 nach Nordamerika Ausgewanderten hat, sondern nur einzig der im Verhältniß zu jener unbedeutenden Zahl von 254 gedachte, die ihren Weg nach dem Süden einschlugen? Es ist dieß um so auffallender, als die traurigen Zustände Nordamerika's, besonders während der lezten Jahre, und das Elend, dem der größte Theil, besonders auch der Aargauer Emigranten, erwiesenermaßen anheimgefallen, weltbekannt sind. *) Bedenkt man dabei ferner, daß bei den nach Nordamerika Auswandernden nie eine Rede von Rükzahlungen sein kann, sondern das zur Reiseunterstützung verwendete Kapital sowohl den Gemeinden als auch dem Staate für immer verloren bleibt, und daß sich ebenso wenig irgend eine Behörde darum kümmert, ob jene Tau-

*) Warum sagt der Schweizerbote nichts von den Niederwiler Pauvers, die ihrer aarganischen Heimatgemeinde bei einem Haar wieder auf den Hals geschikt worden wären?
Die Redaktion.

sende nach der Heimat zurükschreiben oder nicht und ob es ihnen gut oder bös geht, so bietet dieses alles doch gewiß dem unbefangenen Leser Stoff genug zum Nachdenken. *)

E. de Paravicini,
schweiz. Bevollmächtigter für die Halbpachtkolonien der Gesellschaft Vergueiro.

In Nro. 274 brachte dann der Schweizerbote obige Einsendung des Hrn. E. de Paravicini und in Nro. 279 eine eigene Replik, die mit einer Art Entschuldigung beginnt und damit schließt, daß er den Vorwurf der Parteilichkeit und daher minderer Glaubwürdigkeit, welchen er dem Briefe der Frau Mauch macht, durch eine phantasiereiche Schilderung der Verhältnisse und des Charakters derselben zu begründen sucht, welche auf nichts anderes hinausläuft, als sie als Maitresse eines Koloniedirektors darzustellen, eine Verdächtigung, für welche er den Beweis schuldig bleibt. Wir überlassen es jedem Leser, von dieser Manier eines regierungsräthlichen Blattes, sich aus der Patsche zu ziehen, zu denken, was er will. Die Erläuterungen, welche Hr. E. de P. über den Punkt der Rükzahlungen gibt, läßt er gelten; denn es läßt sich bei ihrer naturgemäßen Klarheit und Unwiderlegbarkeit nichts dagegen sagen. Dabei macht aber der Schweizerbote eine Bemerkung, die beweist, daß er sich eben im Allgemeinen noch zu wenig um die Auswanderung nach den Vergueirokolonien bekümmert hat, um mit Recht ein Urtheil über dieselben, auch nur in so weit, als es aargauische Landeskinder betrifft, abgeben zu können. Er sagt nämlich, es seien auch von früheren Auswanderern nach den Kolonien Vergueiros noch keine Rükzahlungen in den Aargau geflossen. Und warum das nicht? Wir wollen es ihm sagen. Weil eben die Kulmer, um die es sich handelt, die ersten Aargauerkolonisten sind, die mit Rükzahlungsverträgen hinüber gingen. Si tacuisses, philophus mansisses.

Brasiliens Industrie.

(Fortsezung.)

Sogenannte Chili- oder Panama-Strohhüte werden in einer kleinen Fabrik der Provinz Amazonas verfertigt, welche für Rechnung der Provinzialverwaltung betrieben wird; das Stroh dazu liefert eine Palmenart — Bombanassa genannt — deren Anpflanzung in der Provinz mit Erfolg unternommen worden ist.

Einen begreiflicher Weise sehr ausgedehnten Industriezweig des Landes bildet die Verarbeitung des in noch unermeßlichen Wäldern vorhandenen Holzes. Holzschneidemühlen und Maschinen sind fast durch das ganze Land verbreitet. Zwei sehr große Etablissements, die mit Dampf betrieben werden, existiren das eine in Rio de Janeiro, das andere in Valenca der Provinz Bahia. Ausfuhr von Brettern findet namentlich auch aus der Provinz Parana statt. Auch die weitere Verarbeitung des Holzes zu Möbeln hat seit den lezten 15 Jahren nicht unbedeutende Fortschritte gemacht, und wird in allen größeren Hafenplätzen in mehr oder minder großem Umfange betrieben.

Vegetabilische Oele von verschiedenen Qualitäten werden in fast sämmtlichen Provinzen des Reichs in großer Menge erzeugt. Eigentliche Fabriken, welche mit dieser Erzeugung sich speziell beschäftigen, gibt es jedoch nur wenige, und zwar mehrere von kleinerm Umfange in der Provinz Bahia, deren Erzeugnisse zum Theil ausgeführt werden, eine in großem Maßstab betriebene in Penedo (Provinz Alagoas) und eine in der Hauptstadt Rio de Janeiro.

Endlich nennen wir noch zwei Pottaschefabriken, eine in der Stadt Rio de Janeiro, die andere in der Provinz San Paulo. Die erstere stellte im Jahre 1850 305 Arroben Pottasche her, die zweite hatte 1852 nach zweijährigem Bestand über 100 Quintas Pottasche erzeugt, welche in Rio de Janeiro zu 5½ bis 6 Milreis per Arrobe bezahlt wurde und deren Qualität sich der besten Waare der Vereinigten Staaten an die Seite stellte. Das Material, aus welchem diese Fabrik ihre Pottasche gewinnt, ist die Schaale der Kaffeebohne.

Unter den brasilianischen Industriezweigen der zweiten Kategorie, d. h. denjenigen, welche die Erzeugnisse des Thierreichs weiter verarbeiten, stehen voran die großen Schlachtereien und Saltereien der Provinz Rio Grande do Sul. Der Hauptsitz dieser Industrie ist die Stadt Pelotas der genannten Provinz, in welcher nicht weniger als 23 derartige Etablissements existiren. Diese Schlachtereien führten aus nach Häfen der übrigen Provinzen Brasilien's und nach dem Auslande:

1849	2,119,452	Arroben Fleisch,
1850	1,840,554	" "
1851	1,906,717	" "
1852	1,492,744	" "
1853	1,754,026	" "

somit im Durchschnitt jährlich circa 1,800,000 Arroben, im Werth von circa 3½ Millionen Milreis.

Von gleichfalls großer Bedeutung ist die Zubereitung der Häute und Felle zu Leder. Am ausgedehntesten ist der Betrieb dieser Industrie in den Provinzen Rio Grande do Sul, Minas Geraes, Ceara und San Paulo. Auch sonst fehlen Gerbereien nicht und unter Anderm existiren solcher in der Hauptstadt des Reiches 5 und in Maruhy in der Provinz Rio de Janeiro eine, welche sich durch die Tüchtigkeit ihres Fabrikats besonders auszeichnet und jährlich circa 5000 Felle zubereitet. Ueber die Ausdehnung der Gerberei in der Provinz Rio Grande do Sul liegen folgende Angaben vor: Ein Hauptmittelpunkt der Lederbereitung dieser Provinz ist die deutsche Kolonie San Leopoldo mit im Ganzen 56 Gerbereien. Das in Gebäuden und Geräthschaften angelegte stehende Kapital dieser Etablissements betrug nach einer Aufnahme des Jahres 1852, 78,400 Milreis, das umlaufende 236,416 Milreis und zwar 161,280 Milreis für Rinde verschiedener Bäume. Davon wurde Leder hergestellt im Werthe von 328,533 Milreis. Außer diesen Anstalten besitzt die Provinz noch in Pelotas neben mehreren kleineren 2 in großem Maßstabe betriebene Etablissements, von denen das eine 50 freie Arbeiter beschäftigt und 150 Apparate zur Einweichung von je 10 Häuten auf einmal besitzt. Nach dem Auslande führte Brasilien Sohlenleder aus im Jahre 18⁵³/₅₄ für 105,684 Milreis.

An die Lederbereitung schließen sich verschiedene Zweige der Weiterverarbeitung an. Zunächst das Lakiren des Leders, welches jedoch nur durch zwei selbstständige Fabriken, eine eines Deutschen der Kolonie San Leopoldo und eine andere in der Hauptstadt Rio de Janeiro, vertreten ist. Beide Fabriken haben überdies einen nur geringen Umfang und fabriziren außer lakirtem Leder auch gefirnißte Zeuge, s. g. Wachstücher. Der jährliche Gewinn der Lakiranstalt von San Leopoldo wird zu 1888 Milreis angegeben. Im Uebrigen wird das Lakiren als Nebenzweig der sonstigen, das Leder weiter verarbeitenden Gewerke betrieben.

Von Bedeutung ist die Sattlerei und Riemerei. Dank der Gewohnheit des Brasilianers, alle seine Wege über Land und selbst in die nächste Nachbarschaft zu Pferde oder zu Maulthier abzumachen, und dem Umstande, daß der ganze Waarentransport des Reiches zu Land durch Maulthiere bewerkstelligt wird, ist der Bedarf von Erzeugnissen dieser Industrie ein außerordentlich großer und wird zum größten Theile durch die heimische Fabrikation gedekt. Auch wird Sattlerei und Riemerei fast in allen Theilen des Reiches getrieben. In Rio de Janeiro existiren größere Sattlereien, außer einer unbekannten Zahl von Riemereien, 12; in San Leopoldo beträgt ihre Zahl einige fünfzig, welche jährlich 67,200 Sättel im Werthe von 336,000 Milreis fabriziren und daran 230,000 Milreis Arbeits- und Unternehmerlohn verdienen. Ueber die Sattlereien und Riemereien der übrigen Provinzen liegen keine Angaben vor, außer der Notiz, daß in Recife in der Provinz Pernambuc 12 Sattlereien, jedoch nur in kleinerem Umfange und verbunden mit dem Verkauf auswärtiger Sättel, existiren.

Das Schuhmacher-Handwerk hat nur einige wenige größere fabrikartige Etablissements in Rio de Janeiro und Pernambuco aufzuweisen. Auch wird noch immer jährlich für etwa 400,000 Milreis fremdes Schuhwerk eingeführt. (Schluß folgt.)

Verschiedenes.

Schweiz. Der nordamerikanische Gesandte richtet an den Bundesrath eine erklärende Note über die Gesezgebungsverhältnisse in Kalifornien, um irrige Darstellungen zu berichtigen, die zu Anfang dieses Jahres durch die Schweizerblätter liefen. Laut dieser Note ist es im Allgemeinen unrichtig, daß die Fremden in Kalifornien mit Rücksicht auf Grundeigenthumserwerb, Hypotheken und Erbschaftsverhältnisse den Amerikanern nicht gleich gestellt seien. Dort residirende Fremde sind den Einheimischen in allen Beziehungen gleichgestellt. Nicht residirende Fremde dagegen unterliegen allerdings der Beschränkung, daß sie nicht bleibendes Eigenthum erwerben können und bei Hypotheken kein Recht auf gerichtlichen Zuschlag haben. Die Note, welche über alle Verhältnisse sehr bestimmte Auskunft gibt, wird im Bundesblatte erscheinen.

— (Eine Ente oder auch ein Hühnerei.) Die „Glarner Zeitung" brachte vor einiger Zeit die völlig grundlose Ente, „es wandern zirka 50 Personen aus dem Sernfthale nach Doxa Franziska aus." Nun vernehmen wir aus zuverlässiger Quelle, daß kein wahres Wort an der ganzen Geschichte ist und sehr wahrscheinlich der Bericht nur im Interesse des Hamburger Kolonisationsvereins, damit das Ding Aufsehen und Zutrauen erweke, in die Welt geschleudert wurde. Ist denn wirklich die „Glarner Zeitung" aus ihrer nächsten Umgebung so schlecht unterrichtet, daß sie sich solche Märchen aufbinden läßt? So muß es wohl sein, denn daß sie vielleicht im Interesse eines Andern derartige Berichte fabrizire, das glauben wir nicht.

Königreich Sardinien. (Kläglicher Ende der Genua-Australienauswanderung.) Man schreibt aus Turin vom 15. November: „Die pompösen Versprechungen einer englischen Gesellschaft, welche angeblich die Kolonisation Australiens beabsichtigte, und deßhalb einen Agenten in Genua placirt hatte, sind zu Wasser geworden. Der Agent ist plözlich verschwunden, und eine große Anzahl von Bauersleuten und Handwerkern, die auf die lokenden Anzeigen hin alle ihre Habseligkeiten verkauft hatten, und aus ganz Ligurien, Piemont und der Lombardei herbeigezogen kamen, sizen nun betrogen zu Genua." Sollte dieser plözlich verschwundene Agent unser abentheuernde D. St. gewesen sein, von dem wir wissen, daß er sich lezten Sommer und Herbst in Genua-Australien-Auswanderer-Speditions-Geschäften in Genua, Antwerpen und London aufgehalten hat?

Nordamerika. Vereinigte Staaten. (Erfreuliche Frontveränderung der amerikanischen Volksstimme gegen die Einwanderung.) Dem „Schw. M." wird aus Philadelphia vom 6. Nov. geschrieben: „Der Siegesjubel der freien Männer über die Nichtswisser findet hier beinahe kein Ende, wozu besonders der Sieg über die Ungeheuer in den Staaten Virginia, Nord-Karolina, Illinois, Indiana, Texas, Georgia, Maryland, Alabama und selbst Maine nicht wenig beiträgt, denn man hofft jezt sicher, daß der nächste Präsident ein Gegner der Nichtswisser sein wird. Besonders feiern die Deutschen in Philadelphia, wo über 100,000 wohnen, den Sieg glänzend, und den deutschen, besonders aber den Nekarwein, der von einem Herrn Gottlob Pommer in Ludwigsburg geliefert wurde, findet man überall auf den Festtafeln, und da mit dem Fall der Nichtswisser auch der Mäßigkeitsunsinn aufhören muß, so wäre es rathsam, wenn die Württemberger uns recht viel ihres Rebensaftes zufließen ließen, denn ihr Wein gewinnt mit jedem Jahr mehr Liebhaber. Rathsam ist es jedoch, daß sie sich die Bezahlung sichern. — Eine bisher schwankende englisch-amerikanische Zeitung, der Courier and Enquirer in New-York, macht über die Einwanderung und das Nichtswisserthum folgende Bemerkung, welche für die Auswanderer gewiß nicht ohne Interesse ist: „Die Einwanderung in diesem Jahr beträgt nur etwa die Hälfte des vergangenen, und die Folge davon ist ein offenbarer Verlust von 80 Millionen, wofür die Nichtswisserpartei in hohem Grade verantwortlich ist, da es nicht geleugnet werden kann, daß deren ungestüme Opposition gegen alle Fremden dahin gewirkt hat, vor der Auswanderung zurükzuschreken. Hiezu kommt nun noch, daß über 20,000 Fremde, welche sich hier niederzelassen hatten, ihre Beschäftigungen niedergelegt, ihre erworbenen Gelder eingezogen und in ihre Heimath zurükgekehrt sind. Ist es nun nicht hohe Zeit, daß das amerikanische Volk, welches so stolz auf das Wachsthum seines Landes ist, diesen Gegenstand zur ernsten Betrachtung macht. Der Bestand der Organisation der Nichtswisser sollte daher so rasch als möglich unterdrükt werden." So weit eine Zeitung, die sich früher selbst zu den Grundsäzen der Nichtswisser geneigt hat."

— (Neu-York und Philadelphia als Nebenbuhler.) Die Kaufleute aus dem Innern kommen in der Regel zweimal im Jahre nach den Hafenstädten am Ocean, um dort ihre Einkäufe zu machen. Bis vor etwa 30 Jahren wandten sich die Einkäufer aus dem Westen hauptsächlich nach Philadelphia, das schon beim Beginn des Revolutionskrieges die wichtigste und volkreichste Stadt der damaligen 13 nordamerikanischen Kolonien war. Seitdem aber die Verbindung der Stadt New-York 1825 durch den Hudson bis zur Stadt Albany und von dort durch einen damals neu erbauten Kanal mit dem Erie-See hergestellt ward, nahm der Verkehr New-Yorks mit dem Westen von Jahr zu Jahr zu, wo hingegen der Handel Philadelphia's nach dem Inlande in stetem Abnehmen war. In den lezten Jahren haben die Bewohner Philadelphia's, um die verlornen Verkehrsbeziehungen wieder zu erwerben, sich zu größeren Anstrengungen entschlossen. Die Pennsylvania-Zentral-Eisenbahn, die seit dem Beginn von 1854 gänzlich vollendet ist, verbindet jezt Philadelphia direkt mit der aufstrebenden Fabrikstadt Pittsburg, woselbst aus dem Zusammenfluß der beiden Flüsse Alleghany und Monan-

*) Hat der Schweizerbote auch Berichte von den nach Australien Ausgewanderten und welche? Das waren doch wahrscheinlich auch solche, die mit Gemeindevorschuß und der eingegangenen Verpflichtung des Abverdienens in Australien dahin befördert wurden. D. Red.

gahela der in den Mississippi sich ergießende Ohio gebildet wird, und von wo aus außerdem Eisenbahnen nach den westlichen Staaten Ohio, Indiana, Illinois, Michigan, Wisconsin, Iowa und Missouri und nach den großen Binnenseen führen. Gleichfalls ward in diesem Herbst die Sunbury-und Erie-Eisenbahn eröffnet, welche Philadelphia mit solchen Bahnen in direkte Verbindung sezt, wodurch die Bewohner des Westens des Staates New-York wieder am vortheilhaftesten in Philadelphia einkaufen können. Das Herbstgeschäft dortiger Kaufleute im vorigen Jahre war bereits durch diese neuen Verbindungswege bedeutender als seit Jahren, obgleich die schlechte vorjährige Ernte, die Einkäufe aus dem Westen entweder ganz zurükhielt, oder doch den Ankauf großer Vorräthe verhinderte. In diesem Jahre zeigt sich nun der Nuzen der verbesserten Verkehrswege in vergrößertem Maßstabe. Auch hier sieht man recht deutlich, wie jeder Fortschritt, der Hemmnisse des Verkehrs beseitigt, dazu beiträgt, die Lage der Menschen zu verbessern.

— (Hinrichtung eines Indianers.) Ein amerikanisches Blatt, the Clinton County Expreß, erzählt von einer kürzlich stattgefundenen Hinrichtung eines Indianers und beweist uns damit, daß heute noch Dinge geschehen, die wir ganz und gar der Schauderromantik anheimgefallen glaubten. Dieser Indianer hatte sein Weib im Rausche erschlagen und wurde von den ältesten seines Stammes verurtheilt, den schreklichen Tod zu sterben, den der Indianercoder bloß denen vorschreibt, die sich an Blutsverwandten vergreifen. Der Verurtheilte erhielt vor Allem ein Beil, um bei der Anfertigung seines Sarges mitbehülflich zu sein, der aus einem ausgehöhlten, mitten entzwei gesägten Baumstamme bestand. Nach vollbrachter Arbeit erst wurde er an einen Baum, seinen Leidenspfahl, gebunden. Im weiten Kreise rings um ihn wurden Feuer angezündet, deren Schein auf seine Gestalt fielen; an den Feuern im Kreise saßen seine Stammesgenossen, betranken sich im Feuerwasser, sangen wilde Kriegslieder, tanzten ihre wilden Tänze und unterbrachen sie nur von Zeit zu Zeit, um einen Pfeil in das Fleisch des verurtheilten Mörders abzusenden, Nase und Ohren waren ihm früher abgeschnitten worden. So stand er blutend am Baume angebunden; die Rächer schliefen den Tag über, um bei Einbruch der Nacht Tanz, Spiel und Trinken und Pfeilschießen von Neuem zu beginnen. Das dauerte sieben Tage und Nächte; so lange lebte der Gefolterte und stand aufrecht am Baume; erst am siebenten Tage sank sein Haupt auf die Brust; er war todt. Seine Brüder hüllten ihn in ein weißes Leintuch, legten ihn in den Sarg und zogen von dannen. Die Erschlagene war gerächt.

— Missouri. (Eisenbahnunglük.) Ein solches hat sich unweit St. Louis am 31. Okt. auf dem Gasconadeflusse, wo ihn die Eisenbahn überschreitet, ereignet. Das Unglük hatte beim Einweihungszug selbst statt, der aus eilf, 700 Reisende enthaltenden Wagen bestand, worunter die hervorragendsten Persönlichkeiten der Umgebung. In dem Augenblike, wo der Zug den Fluß passirte, brach die Brüke unter der Last desselben zusammen und die Reisenden stürzten sämmtlich in's Wasser. Man sagt, es seien 22 Menschen dabei umgekommen und 30—50 beschädigt worden.

— Illinois. (Heker.) Friedrich Heker dürfte in Amerika eine politische Rolle spielen. Bereits ist er mit einer Rede, die ihm großen Beifall erwarb, aus seiner Zurükgezogenheit herausgetreten. Wahrscheinlich wird nun Heker zum Mitglied der gesezgebenden Versammlung des Staates Illinois, in welchem sein Gut ligt, gewählt worden. Nebenbei gesagt, hat in Bezug auf lezteres Heker das Glük gehabt, daß unmittelbar an dessen Grenze vorbei eine Eisenbahn geführt wird, wodurch der ohnehin schon bedeutende Werth desselben wohl um 200—300 Prozente steigen dürfte. Diese Eisenbahn wird auch der Schweizerkolonie Highland, Neuschweizerland, zu gute kommen, unweit von welcher Hekers Farm liegt.

— Wiskonsin. (Rechtspflege.) Ein Russe, Namens Pfeil, hatte eine Frau geheirathet, die der Religion des Brahma angehörte. Die beiden wohnten in Milwaukee, wo sie ein für ihre Bedürfnisse ausreichendes Vermögen besaßen. Die Frau wurde gefährlich krank, und ließ sich, ehe sie starb, von ihrem Manne versprechen, daß, nach dem Gesezе ihrer Väter, ihr Körper verbrannt werden sollte. — Pfeil käufte demnach 16 Klafter Holz auf, baute daraus einen Scheiterhaufen und schikte sich an, den Wunsch der Verschiedenen zu erfüllen, als der Sheriff glaubte, einschreiten zu müssen, um die Ausführung zu verhindern. Ein großer Streit entspann sich über diesen Gegenstand. Pfeil behauptete, daß er das Recht und sogar die Pflicht hätte, den Leichnam zu verbrennen; daß kein Gesez von Wiskonsin diesem entgegen stände und daß er es bestimmt thun werde. Der Sheriff fand nur ein einziges Mittel, auf diese Beweisführung zu antworten. Er bemächtigte sich von Amtswegen des Leichnams der Verstorbenen, bestellte einen Sarg und ließ ein christliches Leichenbegängniß anordnen. Die um das Haus her angehäufte Volksmenge schien so energisch zu Gunsten des Maires gestimmt zu sein, daß der Ehemann es nicht wagte, den Widerstand auf's Aeußerste zu treiben, und die Frau wurde zur Erde bestattet und nicht verbrannt.

— Kalifornien. (Deutsche Poesie.) Wir glauben schon berichtet zu haben, daß Julius Fröbel von der Redaktion des San Francisco-Journals zurükgetreten ist und nach den atlantischen Staaten zurükzukehren beabsichtigte. Fröbel scheint in lezter Zeit eine sehr unangenehme Stellung dingenommen zu haben und zu diesem Schritt namentlich durch eine sehr skandalöse Zeitungsfehde mit dem Redaktor des Kalifornia Demokrat, Dr. Löhr, bestimmt worden zu sein. Fröbels Partei hat ihm ein Abschiedsfest-Essen, Trinken, Ständchen und Toaste gegeben und sein gewesenes Journal ein sehr zartsinniges und gebildetes Gedicht gewidmet, in welchem es ihn mit einem Löwen und seinen Gegner mit einem Stinkthier vergleicht. Der lezte Vers lautet:

Der Leu in seiner edeln Weise
Erhält sich im gewohnten Kreise
Achtung, die Größe stets erweckt,
Und läßt den Stinker unbeachtet,
Der endlich, von der Welt verachtet,
In seiner eigenen Pest verreckt.

— Utah. (Skandalgeschichten.) Im Arch. du Christianisme steht ein aus der „Edinburgh News" abgedrukter Brief eines getäuschten Mormonen, der, wenn er auch in sehr grellen Farben malt, doch mit seiner Schilderung der Zustände von Utah nicht allein steht. Der Briefsteller war während 8 Jahren Mitglied der Mormonensekte. Er wanderte mit vielen andern aus und gelangte endlich an den Salzsee. Sie mußten Wagen und Ochsen kaufen, um ihre Habe zu transportiren, indem man sie versicherte, daß sie bei ihrer Ankunft dieselben entweder behalten oder verkaufen könnten; allein drei oder vier Tage nach derselben verkaufte der Prophet, Priester oder König, Brigham Young, Alles auf seine eigene Rechnung, indem er ihnen überließ, sich so gut einzurichten, als sie konnten. Dadurch wurden sie in den bedauerlichsten Zustand versezt, aller Existenzmittel beraubt und in Gefahr gesezt, Hungers zu sterben. Mehrere unter ihnen hatten keine andere Wohnung als die Löcher, die sie sich in die Erde gruben. — Einer der Neuangekommenen hatte einem der Aeltesten in Europa 100 Pfd. St. (2500 Fr.) vorgestrekt, welche Summe dieser, bei ihrer Ankunft, ihm zurükzuzahlen sich verpflichtet hatte. Als er nun sein Geld zurükforderte, so wies man ihn an Brigham Young, welcher aber erklärte: er müsse vorerst, ehe er eine Antwort geben könne, eine göttliche Offenbarung bekommen. Am folgenden Sonntag sagt er dann vor zirka 4—5000 Zuhörern: „Ich, Brigham Yong, weiß durch den Geist, der mich beschattet, daß die Aeltesten, welche auf Mission in fremde Länder gehen, nöthig haben, um das Werk des Herrn zu fördern, von den reichen Brüdern Geld zu entlehnen. Darüber sagt der Geist Folgendes: Wahrlich, wahrlich, ich sage diesen Aeltesten: Euer Vater im Himmel ist mit Euch zufrieden; — er verlangt nicht, daß Ihr dieses Geld zurükgebet, denn seine Diener sind ihres Lohnes werth, auch wird zu einer Zeit, die er sich vorbehalten hat, der Herr selbst es diesen wohlthätigen Brüdern vergelten; er wird die Fenster des Himmels öffnen und reichlichen Segen auf sie regnen lassen!" — Mehrere ähnliche Thatsachen werden noch in diesem Briefe angeführt. — Wenn Brigham sich von Jemandes Zudringlichkeit entledigen oder sich einer hübschen Weibsperson bemächtigen will, so gibt dieser wollüstige Schurke, immer aus Befehl einer göttlichen Offenbarung, der betreffenden Person oder dem Ehemann den Auftrag einer Mission in entfernte Länder und eröffnet ihm zugleich, daß Gott ihm, Brigham, befohlen habe, während seiner Abwesenheit ihm Kinder zu erwekken. Wenn der Unglükliche widerstrebt, so erhalten die Engel der Zerstörung den göttlichen Befehl, ihn todt zu schießen oder ihn zu ertränken, wie sie es mit einem jeden Mitgliede machen, welches sich der Gewalt des Vorstehers widersezt. Unter denen, welche auf diese Weise von den Engeln beseitigt worden, befinden sich diejenigen Mitglieder der Sekte, welche die Absicht verrathen, das Land verlassen zu wollen und die dann unbeliebige Eröffnungen machen könnten. — Brigham gibt entweder den Befehl, sie umzubringen oder sie vor ihn zu führen, wo er dann selbst die Bluttaufe an ihnen vollzieht. Tausende von Mormonen würden sich aus dem Staub machen, wenn sie dürften. Als es dem Briefsteller gelang zu entfliehen, hatte Brigham siebenundfünfzig Weiber oder Beischläferinnen; unter den zwölf Aposteln gibt es einige, die deren eben so viel haben; jeder Aelteste kann ihrer so viele haben, als er will. Die Weiber sind am Salzsee in einem schrecklichen Zustande der Herabwürdigung. Eine kinderlose Frau wird ihrem Manne weggenommen und einem andern gegeben; diese Versezung kann wiederholt werden, und wenn die Frau nichtsdestoweniger unfruchtbar bleibt, so wird sie von den Engeln der Zerstörung wie ein widerspenstiges Mitglied behandelt.

Südamerika. Brasilien. (Eisenbahnen.) Rio de Janeiro, den 15. Sept. Die brasilianische Regierung fährt fort, für die Anlage ihrer Eisenbahnen thätig zu sein und scheint bereit, solchen Unternehmungen, wenn sie von Privaten in's Leben gerufen werden, große Zugeständnisse zu machen. So hat sie, um die Herstellung der Linie von Bahia nach Pernambuco, nach dem Flusse San Franzisko zu sichern, gegen englische Agenten sich schon zur Uebernahme einer Garantie von 7 pCt. Zinsen bereit erklärt und dabei nur zur Bedingung gemacht, daß die Bahnen selbst, wie die Betriebsmittel nach der besten Methode und aus vorzüglich gutem Material hergestellt werden. Die Agenten sind, nach Abschluß eines förmlichen Kontrakts, bereits nach England abgegangen, um sofort die nöthigen Geldmittel zu verschaffen. Aehnliche Vortheile hat die Regierung auch dem Bau einer Linie in der Provinz San Paulo zur Verbindung der Seestadt Santos mit der Provinzialhauptstadt verheißen. Lezere Bahn hat allerdings Höhen von mehreren Tausend Fuß zu überschreiten. Ein günstiger Uebergangspunkt soll aber bereits ermittelt worden sein. (P.C.)

— Chile. (Deutsche Kolonisation.) Ein Brief aus Valdivia in der D. A. Z., der im Uebrigen die Vorzüge Chile's für deutsche Kolonien anerkennt, beklagt sich über die schlechten Verkehrswege, den Mangel an Energie und gutem Willen der Behörden, die Diebereien der Chilenen, die schaamlos vernachlässigte Gerechtigkeitspflege. Weiters sagt er: Die Urtheile über die eigentliche deutsche Kolonie Puerto Mont im Busen von Reloncavi sind ungünstig. Ob jener entfernte Punkt ohne produktive Ländereien und abgeschnitten von allem Verkehr, aus politischen Gründen, oder durch einen Mißgriff des Kolonisationsagenten zu einer deutschen Kolonie bestimmt wurde, wage ich nicht zu entscheiden, doch mag in jedem Falle die Regierung über das Aufblühen der Kolonie sehr irrige Ansichten haben und über das Fortschreiten der öffentlichen Arbeiten keine wahren Berichte erhalten Den an andern Orten der Provinz lebenden Deutschen geht es im Ganzen recht gut; Viele haben sich schon recht gemächlich eingerichtet und bereuen keineswegs den Entschluß, welcher sie nach diesem schönen und gesunden Lande geführt hat. In Valdivia und Osorno zeichnen sich die Häuser und Gärten der Deutschen vortheilhaft vor denen der Eingebornen aus, und manche früher unbekannte Annehmlichkeiten sind seither in das gesellschaftliche Leben eingeführt worden. Besonders sind es deutsche Bauernfamilien, welche mit eigenen Arbeitskräften und kleinern oder größern Geldmitteln hier angefangen, schnelle und gute Resultate erzielten. Einige haben seit den lezten drei Jahren Wunder geschaffen, nachdem sie sich in einer vortheilhaften Lage angekauft hatten. Es ist gar nicht zu verkennen, daß der Aerbau die Provinz später zu einer reichen machen wird. Das Klima ist sowohl im Winter als im Sommer ein äußerst angenehmes und gesundes. — Ueber die schlechte Verwaltung und deren Mißbräuche in der Provinz Valdivia sind in der lezten Zeit bittere Klagen von den Eingebornen, theils direkt, theils durch öffentliche Blätter an die Regierung ergangen, und augenblicklich hat ein dortiger Deutscher aus demselben Grunde eindringliche Vorstellungen wegen der beklagenswerthen Justizpflege, und eine getreue, durch Thatsachen gegründete Schilderung der traurigen Zustände der Kolonie in Puerto Montt und Llanquihue sowohl, als auch eine Motivirung des guten Fortkommens derjenigen Deutschen, selbst der allerärmsten, welche sich nach eigener Wahl und ohne Regierungsmittel in Valdivia und Osorno niedergelassen, dem Präsidenten und den Ministern in Santiago durch eine durchaus geeignete Person, auf außeroffiziellem Wege, überreichen lassen. Der Kern der in dieser Schrift behandelten Kolonisationsfrage ist der: daß die Regierung, um die Kolonie und deren Aufblühen zu fördern, weiter nichts zu thun nöthig habe, als für eine gute, energische und unparteiische Verwaltung im Allgemeinen zu sorgen, und daß die bisherigen Unterstüzungen, welche ganz speziell den Kolonisten in Puerto Montt durch Lieferung von Lebensmitteln ꝛc. zu Theil werden, insofern zu deren eigenen Nachtheil resultiren, als diese Leute den Stachel zur Arbeit verlieren und später wegen der ihnen gegebenen ungünstigen Ländereien außer Stand sein werden, die Schuld zurukzuzahlen. — (In der lezten Nummer unter Chile steht ein Druckfehler. Die dort „Harmonia" genannte Gesellschaft heißt „Germania".)

Australien. (300 Prozent.) Ein glänzendes Geschäft hat kürzlich ein Schotte, Malcolm, gemacht. Er hatte nämlich in Melbourne im J. 1838 einen halben Aker Grund für 40 Pfd. St. gekauft und verkaufte ihn in neuester Zeit für 12,000 Pfd. Der Mann soll übrigens in Melbourne noch ein ähnliches Flekchen Boden besizen, das jezt weit mehr als die genannte Summe werth ist.

Feuilleton.

Pater Marquette, der Entdeker des Mississippi.

(Schluß.)

Es war unter diesem Volke, von dessen Sitten und Gebräuchen Marquette uns eine so anziehende Schilderung hinterlassen hat, wo er bei seiner Zurükkunft vom Lande der Arkansas die lezten Stunden seines Lebens als Missionär verbrachte. „Als er endlich am 8. April die Stadt erreichte, und nachdem er die Häupter der Nation mit allen Aeltesten (anciens) zu wiederholten Malen um sich versammelt hatte, um die erste Saat des Evangeliums in ihren Herzen auszusäen — nachdem er seine Lehren in den Hütten verbreitet, die immer gedrängt voll Zuhörer waren, beschloß er eine öffentliche Ansprache auf freiem Felde zu halten, da der Raum in den Hütten für die Menge nicht mehr ausreichte. Eine herrliche Prairie in der Nähe der Stadt ward zum Versammlungsplaz ausersehen; sie war nach Landessitte verziert, d. h. Matten und Bärenhäute waren darauf ausgebreitet, und der Pater hatte einige Stüke indischen Tafft an Schnüren aufgehangen, woran er vier große Bilder der heiligen Jungfrau befestigte, welche auf diese Weise von allen Seiten sichtbar waren. Fünfhundert Häuptlinge und Aelteste saßen in einem Kreise um den Pater, während die Jüngern außerhalb standen, fünfzehnhundert an der Zahl, ohne die Weiber und Kinder zu rechnen, die sehr zahlreich waren, da die Stadt fünf- bis sechshundert Feuerstellen enthält.

„Der Pater sprach zu dieser Versammlung, indem er die zehn Gebote durch zehn Geschenke erläuterte. Er erklärte den Indianern die Haupt-Mysterien unserer Religion und die Absicht, in der er nach ihrem Lande gekommen; besonders predigte er aber über den gekreuzigten Heiland, denn es war der Vorabend des großen Tages, an welchem Er für alle Menschen und daher auch für sie am Kreuze gestorben ist. Dann las er die Messe. Drei Tage nachher, am Ostersonntage, wo Alles eben so eingerichtet war, wie am Donnerstage, feierte er die heiligen Mysterien zum zweiten Male, und durch diese beiden Opfer, die ersten, welche dort dem christlichen Gotte dargebracht worden, nahm er von dem Lande im Namen Jesu Besiz und weihte diese Mission der unbefleckten Empfängniß der gebenedeiten Jungfrau."

Der Tod Marquette's ist von seinen Gefährten mit großer Ausführlichkeit geschildert worden; wir entnehmen daraus Folgendes:

„Nachdem die Illinois, auf welche die Lehren der heiligen Schrift einen großen Eindruk hervorgebracht, von dem Pater Abschied genommen, sezte er seinen Weg fort und erreichte bald den See Illinois (Michigan), auf dem er beinahe hundert Lieues in einer bisher unerforschten Richtung zurükzulegen hatte; er wollte jezt nämlich die südlichen (östlichen) Ufer des See's entlang fahren, da er sich auf der Hinreise längs der nördlichen (westlichen) gehalten hatte. Seine Kräfte verließen ihn jedoch so sehr, daß seine Leute daran verzweifelten, ihn lebend bis zum Endziel seiner Wanderungen zu bringen; er wurde in der That so schwach und hinfällig, daß er sich nicht länger ohne Hülfe aufrichten oder bewegen konnte und wie ein Kind getragen werden mußte.

„Am Vorabend seines Todes, der auf einen Freitag fiel, sagte er, von Freude strahlend, seinen Begleitern, daß er am folgenden Tage sterben werde. Während des ganzen Tages unterhielt er sich mit ihnen über die Art seines Begräbnisses und verordnete, daß man ein Kreuz über seiner Ruhestätte errichte. Nur drei Stunden, ehe er den Geist aufgab, schärfte er ihnen noch ein, daß sie die Glokke seiner Kapelle, sobald er todt sei, abnehmen und, während sie ihn nach dem Grabe trügen, läuten sollten. Ueber dieses Alles sprach er so ruhig und gefaßt, daß man hätte glauben können, er spräche von dem Tode und der Beerdigung eines Dritten und nicht von seinem eigenen Ende.

„So unterhielt er sich mit ihnen, als sie den See entlang segelten, bis sie die Mündung eines Flusses erblikten, an dessen Ufer eine Anhöhe lag, auf die er sie aufmerksam machte. Hier, sagte er, werde sein lezter Ruheplaz sein. Sie wünschten indeß weiter zu fahren, da das Wetter günstig und der Tag nicht weit vorgerükt war; allein Gott ließ einen Gegenwind wehen, der sie zurükzukehren und in den ihnen von Pater Marquette bezeichneten Fluß einzulaufen zwang. Sie trugen ihn an's Land, zündeten ein kleines Feuer an, und bauten für ihn eine elende Hütte von Baumrinde, wo sie ihn so sanft niederlegten, als sie konnten; aber sie waren so voller Betrübniß, daß sie nicht wußten, was sie thaten..... Er hatte seine Begleiter gebeten, wenn sie ihn dem Tode nahe und sprachlos sähen, statt seiner die Namen Jesus und Maria auszusprechen. Als sie ihn schon im Sterben glaubten, rief Einer mit lauter Stimme: „Jesus Maria!" welches er mehrere Mal deutlich wiederholte, und dann als ob diese heiligen Namen ihn begeistert hätten, hob er plözlich die Augen zu dem Kruzifix empor, richtete sie auf etwas, das er mit Entzükken zu betrachten schien, und so, mit einem von Lächeln strahlenden Antliz, hauchte er ohne Kampf seinen Geist aus, so sanft als ob er in einen ruhigen Schlaf gesunken wäre."

Der Bericht über die Entdekungen am Mississippi ist von Herrn Shea nach dem Original-Manuskript in der eigenen Handschrift Marquette's, das sich noch in dem Jesuiten-Kollegium zu Quebek befindet, übersezt und mit einer aus derselben Quelle herrührenden Karte bereichert. Außerdem enthält sein Buch die Reisen der anderen Missionäre, Allouez, Le Clerq, Hennepin, Membré, denen die beredte Feder Bancroft's ein glänzendes Denkmal gesezt hat, und die, während ihre Mitbrüder in Europa mit Hofintriguen, sophistischen Spizfindigkeiten und Glaubensverfolgungen beschäftigt waren, durch ihre wissenschaftliche und religiöse Thätigkeit in den unerforschten Wüsteneien Amerika's die gehässigen Erinnerungen verwischen halfen, die mit dem Namen des Jesuiten-Ordens verknüpft sind.

Die Jesuiten waren die Pioniere, welche die französische Herrschaft im unbekannten Innern Nordamerikas anbahnten. Der Gründung von Missionen folgte nun bald die Errichtung von Handelsstationen und militärischen Plätzen. Im J. 1679 wurde das Fort Makinaw auf der gleichnamigen Insel, unweit der von Marquette auf dem südlichen Festlande von Michigan 1668 gegründeten Mission St. Maria angelegt. In demselben Jahre erbaute La Salle das Fort Creve-Coeur am südlichen Ufer des Peoriasees in Illinois und im J. 1681 Fort St. Louis am Illinoisflusse. Dann beschiffte dieser kühne Führer den Mississippi bis zu seiner Mündung und vollendete so die Entdekung Marquette's. Er kehrte dann nach Frankreich zurük, erhielt den Auftrag, im Namen seiner Regierung von der Mississippimündung Besiz zu nehmen, verfehlte sie aber und landete an der Küste von Texas. Auf einem Streifzug, den er in's Innere dieses Landes unternahm, kam er im Jahre 1687 durch Meuchelmord um's Leben.

Wir schließen diesen Aufsaz mit einem chronologischen Verzeichniß der wichtigern Niederlassungen, durch welche nach La Salles Tode die Franzosen ihre Herrschaft im Westen der jezigen Vereinigten Staaten von Nordamerika befestigten, bis sie durch den Frieden von 1762 das Land bis zum Mississippi sammt Kanada an England verloren und 1764 die übrigen Besizungen, westlich vom Mississippi, von ihnen insgesammt Louisiana genannt, freiwillig an Spanien abtraten. 1693 wurde eine Niederlassung in Kaskaskia am östlichen Ufer des Mississippi angelegt. 1700 Rosalie (Natchez in Mississippi). 1701 Fort Pontchartrain am St. Clairsee, das nachmalige Detroit. 1718 Neu-Orleans. 1726 Fort Niagara unweit von dem berühmten Wasserfall. Um 1730 wurde Vincennes am Wabash in Indiana gegründet, 1731 Ticonderoga (Fort Crownpoint) am Champlainsee (New-York). Im jezigen Missouri war die bedeutendste Ansiedelung St. Geneviève, der westlichste Vorposten das Fort Orleans auf einer Insel des Missouri unweit der Mündung des Osage. (St. Louis wurde erst im Jahre der Abtretung Louisianas an Spanien, 1764, durch den Pelzhändler Laclede gegründet und St. Charles noch 5 Jahre später.)

Historisch wichtig, weil die nächste Veranlassung des Krieges mit England in Amerika und unmittelbar des siebenjährigen Krieges in Europa, ist die Anlegung derjenigen Forts, welche den Franzosen den nächsten Weg aus Kanada an den Ohio sichern sollten — 1753—54: Fort Presqu'-Isle, jezt Erie, Fort Leboeuf, jezt Waterford, Fort Venango bei der heutigen Stadt Franklin und Fort du Quesne, jezt Pittsburg.

Ein guter Rath.

Ein Farmer, der mit hundert baaren Dollars in der Tasche einen Viehmarkt besuchte, gebrauchte die Vorsicht, diese Summe dem Wirthe des Gasthauses zu übergeben, in welchem er einkehrte. Als er am anderen Tage das Geld brauchte, bat er den Wirth um Aushändigung der ihm übergebenen Summe; der Wirth aber erklärte, er wisse nicht, was für hundert Dollars der Farmer meine, und versicherte, durchaus keine solche Summe erhalten zu haben. Der Farmer gab sich alle mögliche Mühe, das Gedächtniß des Wirthes anzufrischen; dieser aber blieb bei seiner Behauptung, kein Geld empfangen zu haben. Der Farmer erinnerte sich, daß er einen alten Freund, einen der besten Advokaten an demselben Orte, früher gekannt habe, er begab sich zu ihm und bot ihm zwanzig Dollars, wenn er im Stande sei, ihm wieder zu seinem Gelde zu verhelfen.

„O, das wird sich wohl machen, mein Freund", sagte der Advokat, der auch den kanzigen Wirth sehr wohl kannte, „aber Ihr müßt Geduld haben. Sprecht höflich mit dem Gastwirth — sagt ihm, Ihr hättet Euch geirrt und Euer Geld wahrscheinlich Jemandem anders zum Aufheben gegeben. Nehmt einen Freund mit und übergebt dem Wirth in Gegenwart Eures Freundes nochmals eine Summe von hundert Dollars und kommt dann wieder zu mir."

Der Farmer that, wie ihm geheißen, und fand sich dann wieder bei dem Advokaten ein.

„Aber", sagte er, „ich sehe noch nicht ein, was ich dadurch gewonnen habe, wenn ich auch mein zweites Hundert wieder bekomme."

„Ihr sollt es gleich erfahren. Jezt geht und verlangt dem Wirth hundert Dollars ab, aber sehet zu, daß Ihr denselben allein antreffen könnet," sagt der Advokat.

Der Farmer that abermals, wie ihm geheißen; er paßte die Gelegenheit ab, wo er den Wirth unter vier Augen sprechen konnte, und dieser gab ihm ohne weitere Umstände die eine Summe von hundert Dollars sogleich zurük.

Der Farmer eilte sofort wieder zu dem Advokaten, zeigte demselben das zurükerhaltene Geld und äußerte dabei abermals, daß er noch immer nicht einsehen könne, wie er nun auch seine ersten hundert Dollars herauskriegen sollte.

„O, das ist nun schon so gut als geschehen," sagte der Advokat; „jezt geht nochmals hin, aber in Begleitung Eures Freundes, und verlangt dem Wirth die hundert Dollars ab, die der Zeuge Euch demselben übergeben sah."

Wir brauchen nicht weiter hinzuzufügen, daß der spizbübische Wirth sich überlistet sah und die vorher abgeleugnete Summe sofort herausgab. (Mich. Journal.)

Miscellen.

(Ein amerikanischer und ein schweizerischer Fremdenbuchvers.) Im Staate Georgia ligt mitten in einer weiten Ebene ein ungeheurer Felsen, nicht weniger als sechs englische Meilen im Umfang, genannt der Rok Mountain. Man genießt von seiner Spize eine durch ihre Ausdehnung merkwürdige, aber freilich sehr einförmige Fernsicht. So ist es denn begreiflich, daß nicht Jedermann von dieser Aussicht sehr begeistert wird. Ein amerikanischer Tourist legte im Album des Rok-Mountain-Hotels sein Entzüken in folgendem Vers nieder:

„Oh, mercy! sich a pile of stones
Was never seed by John A. Jones."

(Deutsch: O Barmherzigkeit! solch einen Haufen Steine hat John A. Jones niemals gesehen.) Noch begeisterungsbaarer ist aber der Denkvers eines schweizerischen Republikaners in dem Fremdenbuch eines viel weniger prosaischen Ortes, nämlich in demjenigen, das in der alterthümlichen Stube der Zwinglis-Hütte bei Wildhaus aufligt. Er lautet:

„Jakob W. von Kloten
trinkt gern Weißen und Rothen."

* * *

(Der lebendig Beerbte.) In Rouen in Frankreich ereignete sich kürzlich eine seltsame Geschichte. Vor ungefähr acht Jahren reiste ein Herr nach Kalifornien. Seltsamer Weise blieben alle seine nach Frankreich gesandten Briefe ohne Antwort. Schon vor einigen Jahren hieß es in Rouen, er wäre gestorben, und da er noch ein Vermögen von 20,000 Fr. zurükgelassen, so suchten seine Erben die Gewißheit seines Todes sich zu verschaffen und sie erhielten vom Konsul auch einen Todtenschein. In Folge dessen wurde das Vermögen unter die Erben vertheilt. Der angebliche Todte war aber gesund und wohl und hatte ein bedeutendes Vermögen erworben, mit dem er vor Kurzem plözlich eintrifft. Man denke sich sein Erstaunen, als er hört, wie man ihn längst todt geglaubt. Das Lustigste bei der Sache ist, daß derselbe Konsul, der seinen Todtenschein ausgefertigt, auch den Paß unterzeichnet hat, mit dem er nach Frankreich zurükgekommen. Die Erben, die größtentheils ihr Erbe durchgebracht, wollen das Geld nicht herausgeben.

* * *

(Getäuschte Hoffnung.) Ein gewisser Simon aus Ungarn war angeblich nach Brasilien ausgewandert und daselbst, nachdem er sich Millionen erworben hatte, ohne Erben gestorben. Von amtlicher Stelle wurde den Verwandten Simon's in dessen Heimath nachgeforscht. Die angeblichen Millionen trieben dieselben aus allen Winkeln der österreichischen Monarchie herbei. Als es aber an die Theilung der gehofften Schätze gehen sollte, da erfuhren die guten Leute, daß der reiche Vetter nicht in Brasilien, sondern in Taganrog in Südrußland gestorben sei, und daß man dessen Anverwandte nicht kennen wolle, um Geld und Gut, sondern um seine hülflosen Waisen unter sie zu vertheilen.

Abonnementspreis.
Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich . . . . . 4 Fr. — Rp.
Halbjährlich . . . . . 2 „ — „
Vierteljährlich . . . . . 1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbureaux und die Expedition des „Kolonisten".

Einrückungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 49. | Samstag den 8. Dezember. | **Lichtensteig,** Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Fünfter Jahrgang. | **1855.**

Von New-Orleans nach St. Louis.

Eine Warnungstafel.

Folgende Darstellung wurde am 17. Aug. vor dem Präsidenten der Deutschen Gesellschaft und öffentlichen Notar, Georg Reichard, in St. Louis beschworen:

Drei (durch gemeinsame harte Arbeit) bekannt gewordene Deutsche unternahmen im Dampfboote „S. F. T. Trabue," Kapt. James Tuker, die Reise von New-Orleans nach St. Louis.

Die gewöhnlichen Mühseligkeiten einer solchen Reise kannten sie bereits und waren auch Willens, solche als Dekpassagiere zu tragen; nur empfanden sie an diesem Boote einen Mangel, der sie sehr überraschte, daß nämlich ein Boot, welches sich Dekpassage bezahlen ließ, nicht einmal einen Ofen aufgestellt hatte, daß sich Dekpassagiere wenigstens einen warmen Kaffe oder eine Suppe zubereiten konnten. Der Magen der Dekers war also auf kalte Kost mit Mississippi-Wasser auf eine Dauer von zirka 8 Tagen angewiesen, da in der Küche Befehl gegeben war, den Eintritt jeder Dekpassagiere zu weigern.

Folge dieser Vorsicht und Grausamkeit war, daß einer unserer Deutschen durch die Lebensweise erkrankte und zwar so, daß seine Reisegefährten für sein Leben besorgt wurden. Anzeige bei dem Kapitän und Bitte bei dem Clerk um Medizin und etwas Hülfe für den Kranken wurden barsch, ja grob abgewiesen und unser Landsmann fiel der brutalen Behandlung dieser Bootbeamten zum Opfer.

Kurz vor der Landung in Memphis wurde dem Kapitän Anzeige von dem Tode des Dekpassagiers gemacht; obgleich dieß ein passender Plaz zur Beerdigung war, kümmerte sich der Kapitän nicht darum und fuhr ruhig seines Weges.

Bei der nächsten Holzstation wurde ein großes Flattboot angehängt, welches während einer Fahrt von mehreren Meilen entladen wurde; als Rüfahrt erhielten die Bakwood-Leute den in einen rauhen Kasten geworfenen Leichnam des verstorbenen Dutch-Dek-Passenger. Ob er wohl je beerdigt wurde, oder ob diese Arbeit nicht dem Vater der Ströme mit seinem großen Dekmantel überlassen wurde? Wir wollen zu Ehren der unverdorbenen Natur, den rohen Hinterwäldlern mehr Gefühl zutrauen, als dem zivilisirten reichen Kapitän und Clerk aus den ersten Familien St. Louis.

Kurze Zeit nach der Aussetzung des Armen-Leichnams kam der Mate des Bootes und verlangte von den zurükgebliebenen Kameraden das Eigenthum des Verstorbenen. Die Koffer wurde ihm gezeigt und er ließ sie durch Dekarbeiter auf den Plaz vor die Kajüte bringen, kam aber sogleich wieder zurük und verlangte von den Deutschen die Schlüssel zu den Koffern. Der am besten mit dem Verstorbenen bekannte Deutsche hatte diese an sich genommen und erklärte dem Mate, er werde die Schlüssel nur dem Kapitän oder Clerk gegen Schein aushändigen, und verlangte, daß das Inventar des Nachlasses in Gegenwart von Zeugen aufgenommen werde. Die Erwiederung auf diese Aussage war ein fürchterlicher, sinnbetäubender Schlag von dem rohen Mate in das Angesicht des Deutschen.

Einige Minuten nachher kam der Kapitän mit seinem Clerk und dieser erhielt von Seiten dieser Gentlemen dieselbe Erwiederung, Schläge auf Gesicht, Kopf und Naken.

Alsbald befahl der Kapitän die beiden „damned Dutchmen" zu binden; solches geschah von Seiten der beorderten Delhände mit Blizeschnelle; sie wurden bei den Armen Rüken an Rüken festgeschnürt, und mit unzähligen Schlägen in's Gesicht, trieb sie der tapfere Kapitän nach dem Hintertheile des Bootes. Dort legte er dem einen Deutschen die Frage vor: ob er Geld habe? Ja, sagte dieser, ich habe in meinem Koffer eilf 10-Dollarstüke. Ha! fuhr der Kapitän mit einem fürchterlichen Schlage auf ihn loo, die hast du dem todten Manne gestohlen! Man nahm ihm dann seine Schlüssel ab, nahm sein Geld, aller seiner Unschuldsbetheuerungen ungeachtet, aus seinem Koffer, ebenfalls seine Uhr, Uhrkette, Hemdenknöpfe von Gold, kurz alles Werthvolle, und erklärte es als gestohlen von dem todten Mann. Gestüzt auf seine Unschuld, behauptete der arme Deutsche, sein Eigenthumsrecht an alle diese Gegenstände beweisen zu wollen und zu können, auf welche Behauptung hin es Püffe von allen Seiten auf das Opfer der Barbarei und Rohheit einer entfesselten Unholdbande regnete.

Der Deutsche müßte alsdann unter beständigen Mißhandlungen der oberflächlichen Durchsuchung des Gepäks des Verstorbenen beiwohnen, und obwohl der Beweis augenfällig war, daß diese Koffer nicht durchwühlt waren, und man eine Nota von 100 Dollars und eine von 50 Dollars, sowie noch kleine Münze fand, blieb der Kapitän doch bei seiner Behauptung, das Eigenthum des Lebenden sei gestohlenes Gut des Todten und er wolle den „damn'd Dutchman" doch zum Geständniß des Diebstahls bringen. Er hieß den Mate und einigen Delhänden, den Deutschen nach dem Hintertheile des Bootes zu bringen; dort angekommen, ließ er ihm das Hemd vom Leibe reißen, ihn zu Boden werfen. Die Arme von Bootsleuten festgehalten, den Körper mit Fußtritten ausgestrekt, hieb er ihn nun mit seinem etwa eine Yard langen, getheerten daumendiken Seile so lange auf den entblößten Rüken, bis er müde, und sein Opfer in Blut gebadet war. Da er dennoch kein Geständniß entloken konnte, ließ er den so grausam und entwürdigend Mißhandelten liegen, mit der Drohung, wenn er nicht gestehe, ihn zu schinden und seinen Körper den Wellen preiszugeben.

Das war zu viel für den armen Mann, um so mehr, da ihm der Kapitän nicht allein sein Geld und seine Kleider, sondern auch seine Lebensmittel wegnahm und ihn so dem Hungertode preisgab. Er verließ, bis auf den Tod erschöpft und eingeschüchtert, das Dampfboot „F. S. T. Trabue" in Kairo und setzte von dort seine Reise pr. Eisenbahn fort und hoffte in St. Louis bei Ankunft des Dampfbootes Genugthuung gegen seine Peiniger zu finden. Er ging sogleich nach Ankunft mit mehreren achtbaren und angesehenen Bürgern, die ihn schon seit einer Reihe von Jahren (seit 1840) als einen hartarbeitenden, sparsamen, nüchternen und braven Mann kannten, zu einigen tüchtigen Advokaten und Friedensrichtern, erzählte ihnen genau den Sachverhalt, erbot sich, 10 bis 12 Augenzeugen zu liefern, entblößte seine Schultern, die zerrissen waren und in allen Farben spielten. Und was war sein Bescheid? — „Wir können hier nichts thun, es geschah nicht in diesem Staat, wir haben keine Jurisdiction über solche Fälle, wer kann beweisen, wo es geschah? In Tennessee vielleicht? in Mississippi? dort könnte vielleicht etwas gethan werden. Aber hier —? wo sind die Gesetze? Höchstens" — sagte ein solcher Rechtsgelehrter — „für einen Mord, und dann hält es schwer, sehr schwer!!!"

Brasiliens Industrie.

(Schluß.)

Einige Wollenzeuge werden in der Provinz Rio Grande do Sul, und zwar vorzugsweise im Munizipalbezirk von San Jose do Norte, im Distrikt Mostardas, verfertigt. Die so hergestellten Stoffe sind von grober Qualität und werden von den niederen Klassen zu Ponchos, Deken und Kissen benuzt. Die Fabrikation ist ausschließlich Handarbeit.

Die Herstellung thierischen Leimes zählt einige größere Etablissements in Bahia und Rio Grande do Sul. Die Einfuhr fremden Leimes hat von Jahr zu Jahr abgenommen, während die Ausfuhr des heimischen Fabrikats gestiegen ist. Thierische Kohle, namentlich für die Zukerraffinerie, wird, außer in einigen Zukerraffinerien selbst, in zwei Fabriken der Stadt Pelotas in Rio Grande do Sul hergestellt.

Nicht gering ist schließlich die Fabrikation von Lichtern aus thierischem Fett, und zwar werden fabrizirt Stearin-, Talg- und Wachslichter. Stearinlichterfabriken sind vorhanden je eine in Rio de Janeiro, Bahia und Maranhao. Talglichter werden in verschiedenen Fabriken des Reiches verfertigt, darunter 36 in der Hauptstadt und 8 in der Provinz Rio Grande do Sul; Wachslichter vorzugsweise in Minas Geraes, in der Stadt Rio de Janeiro, in San Paulo, Bahia und Pernambuco fabrizirt. Von auswärts eingeführt wurden im Jahr 1853/54 Lichter im Werthe von 272,000 Milreis.

Wenden wir uns zu den die Erzeugnisse des Mineralreiches weiter verarbeitenden Fabrikationszweigen, so ist in erster Reihe die Eisenindustrie zu nennen. Ihr Hauptsiz ist die an Eisenetzen reiche Provinz Minas Geraes. Außer 84 kleineren Eisenschmelzen und zahlreichen Werkstätten, in denen das Metall verarbeitet wird, existirt in ihr ein im größesten Maßstab betriebenes Etablissement: Monlevade, welches das selbst geförderte Eisen zu Waaren aller Art verarbeitet. Beschäftigt sind in den Etablissements der Provinz Minas Geraes im Ganzen zirka 2000 Personen, welche jährlich zirka

150,000 Arrobas Eisen herstellen und weiter verarbeiten. Größere eisenfabrizirende Etablissements bestehen ferner in anderen Theilen des Reiches: 3 in der Provinz Rio de Janeiro, 3 in Bahia, 3 in der Provinz Pernambuco und 1 in der Stadt Rio Grande do Sul. Eines der bedeutendsten dieser ist die Fabrik Porte da Arca, in der Provinz Rio de Janeiro, welche gleichzeitig einen sehr bedeutenden Schiffsbau betreibt, und nach der Angabe des jüngsten Jahresberichtes des Ministers des Innern im Ganzen 411 Arbeiter, darunter 117 Brasilianer, 164 Fremde und 130 Sklaven beschäftigt.

Neben der Eisenfabrikation im Großen existiren verschiedene Eisen verarbeitende Handwerke, wie Schmiede, Schlosser, Maschinenbauer, Waffenschmiede u. s. w. Genaue Angaben über die Zahl derselben in Brasilien fehlen; doch besizen selbst die kleinsten Ortschaften und Niederlassungen wenigstens ihren Schmied. In der Hauptstadt des Reiches werden 46 Schmieden und Schlossereien, 5 Waffenschmiedewerkstätten und 18 Werkstätten von Maschinenbauern gezählt. Für die Provinz Pernambuco führt eine Zählung des Jahres 1852 391 Schlosser- und Schmiedewerkstätten auf und weit und breit berühmt sind die deutschen Schmiede in der Kolonie San Leopoldo der Provinz Rio Grande do Sul.

Außer dem Eisen werden auch Bronze und andere Metalle in verschiedenen größeren Etablissements von Rio de Janeiro, Pernambuco und anderen Orten verarbeitet. Blei- und Staniolplatten behufs Verpakung des Schnupftabakes liefern zwei in Rio de Janeiro bestehende Fabriken.

Von Ziegeleien, in denen Dach- und Mauerziegeln fabrizirt werden, haben namentlich die jüngsten Jahre mehrere größere in verschiedenen Provinzen des Reiches entstehen lassen. Ganz besonders floriren die 53 Ziegeleien der Provinz Rio Grande do Sul durch die Güte ihres Fabrikats. In der Provinz Pernambuco werden 88 namhaft gemacht, von den übrigen Provinzen fehlen genaue Angaben. Im Ganzen genügt die einheimische Fabrikation dem Landesbedürfnisse.

Dasselbe gilt von der Fabrikation irdener Geschirre gröberer Art und für den gewöhnlichen Hausbedarf. Sie ist fast in allen Provinzen durch mehr oder minder zahlreiche Etablissements vertreten, mit alleiniger Ausnahme des äußersten Nordens. In der Provinz Rio Grande do Sul werden 9 derartige größere Etablissements aufgeführt.

Von Glasfabriken zählt dagegen Brasilien bisher nur eine zu Rio de Janeiro bestehende, die Fabrik von S. Roque. Dieselbe beschäftigt 29 freie Arbeiter, meist preußische und österreichische Glasarbeiter und 30 Sklaven, fabrizirt übrigens nur Glas von geringer Qualität.

Steinbrüche, in welchen Quadersteine gewonnen und bearbeitet werden, existiren namentlich im Municipium von Rio de Janeiro, in der Provinz Rio Grande do Sul, welche jährlich gegen 5000 Stük ausführt, in Bahia und Pernambuco, außerdem in den meisten übrigen Provinzen, mit Ausnahme der nördlichen. Skulpturarbeiten von trefflicher Art werden verfertigt in mehreren Etablissements von Bahia, und in drei Werkstätten in Rio de Janeiro. Die vor allen berühmteste dieser ist die des deutschen Künstlers Pettrich, dessen Werke eine Menge der öffentlichen Gebäude der Hauptstadt schmüken. (H. N.)

Verschiedenes.

(Neue Briefe aus San Paulo.) Mit dem lezten Schiffe von Santos sind in Hamburg wieder zehn Briefe von schweizerischen Parceriakolonisten angekommen und bereits an ihre Addressen abgegangen. Sechs von diesen Briefen kommen in den Kanton Aargau, was hier ausdrüklich zum Troste des „Schweizerboten" bemerkt wird.

— Das am 11. Juli von Hamburg ausgelaufene Schiff „North Sea", Kapitän Delana, auf dem sich die Handwerker und Straßenarbeiter befanden, welche die Regierung von San Paulo größtentheils aus der Schweiz auf ihre Rechnung kommen ließ, ist nach 75tägiger Seereise glüklich an seinem Bestimmungsorte Santos angekommen. Nähere Details fehlen noch, da dem Berichterstatter, Hrn. Schiffsarzt Nägeli aus Zürich, nur Zeit blieb, wenige Zeilen an einen Verwandten in Zürich abzufertigen, weil unmittelbar nach Ankunft des Schiffes die Post nach Rio de Janeiro abging.

Schweiz. Der Bundesrath hat von dem schweizerischen Konsul in Washington die Mittheilung erhalten, daß daselbst am 8. November die Auswechslung des Freundschafts- und Handelsvertrages zwischen den Vereinigten Staaten und der schweizerischen Eidgenossenschaft stattgefunden habe.

— Graubünden. Das „bündnerische Monatsblatt" enthält interessante Notizen über bündnerische Auswanderung, über die periodische und die definitive. Die periodischen Auswanderer zerfallen hauptsächlich: 1) in diejenigen des Bezirks Moesa, die als Glaser, Flachmaler, Harzsammler und Kaminfeger, besonders in andern Schweizerkantonen, in Frankreich, Oesterreich und Baiern ihren Unterhalt suchen. Die Zahl dieser Auswanderer beträgt jährlich ungefähr 600; 2) in die sog. Schwabengänger, die meistens aus dem katholischen Oberland im Frühling nach Württemberg ziehen, um dort als Dienstboten Brod zu suchen und im Herbst wieder heimzukehren. Von 1817 bis 1850 wanderten durchschnittlich 612 Individuen nach Schwaben; 3) in die Konditoren, Kaffeetiers und Kaufleute, vorzüglich aus den ennetbirgischen Bezirken. Eine vollständige Uebersicht der in dieser Eigenschaft Ausgewanderten besizt man nicht, doch weiß man, daß dieselben 1835 3484 betrugen, die in allen Ländern Europa's und in drei Erdtheilen zerstreut waren. Die Gesammtzahl der periodischen Auswanderer berechnet das „Monatsblatt" auf mehr als 6000. Die definitive Auswanderung hat eigentlich erst seit 1831 namhaft begonnen und ist nach überseeischen Ländern, besonders Nordamerika gerichtet. Doch betrug die Zahl der nach Nordamerika Ausgewanderten von 1831 bis 1840 blos 530, dagegen von 1841 bis 1855 nahe an 3000. Seit vorigem Jahre*) kam noch die Auswanderung nach Brasilien hinzu, die zwar voriges Jahr blos 47, dieses Jahr aber schon 244 Köpfe umfaßte. Nach Australien sind bisher (1854 und 1855) bloß 20 Individuen ausgewandert, so daß seit 1841 im Ganzen 3286 Individuen ihr Vaterland definitiv verlassen haben, um sich in überseeischen Ländern anzusiedeln. Was das von diesen Ausgewanderten mitgeführte Vermögen betrifft, so schlägt das „Monatsblatt" unter Zugrundlegung der im Aargau dießfalls gemachten Erhebungen, dasselbe zu 378 Fr. per Kopf an, wonach sich das seit 1841 ausgewanderte Vermögen auf 1,241,008 Fr. beliefe.

England. (Statistik der Schiffbrüche.) Die Admiralität hat jezt eine vollständige Uebersicht der im Jahre 1854 an den englischen Küsten vorgefallenen Schiffbrüche veröffentlicht. Es ist dieß ein so trauriges Register, wie es seit vielen Jahren nicht mehr vorgelegen ist, wie denn auch die Stürme des 1854er Winters ungewöhnlich in ihrer Dauer und Heftigkeit waren. Die Einzelnheiten des Ausweises übergehend, wollen wir hier nur erwähnen, daß die Zahl der gescheiterten Schiffe 987, der dabei um's Leben gekommenen Menschen 1559 beträgt (155 Schiffe und 560 Menschenopfer mehr als im Jahre 1833).

— (Wahrscheinlicher Schiffbruch.) Da von dem am 9. Januar dieses Jahres mit 500 Passagieren von Liverpool nach Australien abgegangenen Schiffe „Guiding Star" auch mit der lezten Post von Melbourne keine Nachricht eingegangen ist, so muß man wohl annehmen, daß es untergegangen ist.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. (Kostspieligkeit der Wahlen.) Von den Verlusten an Zeit, Geld u. s. w., die indirekt mit den Wahlen in Republiken verbunden sind und jeden Einzelnen treffen, soll hier nicht die Rede sein, sondern nur von direkten Ausgaben, veranlaßt durch das Wahlgetriebe, wie es in dem Gebiet der nordamerikanischen Union stattfindet. Als hervorstechender Fall erscheint der Schadenersaz, den im Januar 1855 der Stadtrath von St. Louis in Missouri zur Bezahlung angewiesen hat für zerstörtes Eigenthum der Bürger bei den lezten Wahltumulten. Die Summe betrug nicht weniger als 7700 Dollars, und außerdem wurden für Spezialpolizei noch 2000 Dollars verausgabt.

— (Südliche Eisenbahn nach Kalifornien.) Lieutenant Parke und die topographischen Ingenieure, die ihn begleiten, sind am 16. Oktober zu San Antonio in Texas angekommen. Diese Herren haben ihre Untersuchungsreise zur Ausstekung der Eisenbahn nach dem stillen Ozean am 22. November 1854 angefangen. Während der Monate Juni und Juli hielten sich die Ingenieure in dem weit ausgedehnten, beinahe wüsten Landstriche auf, der an dem Flusse Gila liegt. Die Arbeiten des Lieutenant Parke sind mit einem vollständigen Erfolge gekrönt worden; sie haben ihn in den Stand gesezt zu beweisen, daß die in der Nähe des 32. Grades erforschte Route die kürzeste und leichteste ist, um sich nach Kalifornien zu begeben. Sie erfordert die Erbauung eines einzigen Tunnels und umgeht die starken Gebirge. Als gewöhnliche Straße ist die von Parke vorgeschlagene ebenfalls die vortheilhafteste, denn sie vermeidet die große Ermüdung der Zug- und Lastthiere, die daselbst Futter und Wasser im Ueberfluß finden. Der Vorschlag läßt dieselbe durch San Antonio gehen, durch Neu-Mexiko, das durch den Vertrag von Gadsden erworbene Gebiet, den Fluß Gila, die Wüste Colorado und das südliche Ende der Cordilleren, um sich in San Diego in Kalifornien auszumünden.

— (Politischer Rath an Einwanderer.) Der Anzeiger des Westens stellt an die Spize seiner Nummer vom 1. November die Aufforderung an alle Neueingewanderte, sofort nach Erwählung eines festen Wohnsizes die Erklärung abzugeben, Bürger der Ver. Staaten werden zu wollen, und an diejenigen, welche 5 Jahre dort gelebt und die nöthigen Bedingungen erfüllt haben, ihre Bürgerscheine ohne Verzug sich geben zu lassen.

— Zur Kenntniß der nordamerikanischen Goldregion hat Hr. Blake, welcher den Vermessungen für die Eisenbahn nach dem stillen Meere als Geolog von der Unionsverwaltung beigegeben war, folgende Angaben gemacht: Das Goldfeld hat sich allmälig mit der fortschreitenden Erforschung nach Norden, Westen und Osten immer mehr ausgedehnt. Selbst unter dem Schnee der hohen Kämme der Sierra hat man Gold gegraben und es ist wahrscheinlich, daß der ganze Kamm dieser Gebirgskette mit dem gelben Staube bedekt ist. Fast alle die zahlreichen Gebirgsausläufer, die sich von dem nördlichen Theil der Sierra Nevada abzweigen, und fast die ganze Breite des Staates und einen Theil Oregons durchstreichen, liefern jezt Gold. Die Minen sind daher nicht länger auf Kalifornien beschränkt, sondern erstreken sich in der That bis nach Oregon, nicht blos bis zum Umpqua-Fluß, sondern über denselben hinaus durch Oregon und das Washington-Territorium bis zum 49° nördlicher Breite. Lezteres wird durch Dr. J. Evans, Staatsgeolog des Oregon- und Washington-Territoriums, bestätigt. Südlich sind die Grenzen der Goldregion bis fast zum Tejon-Paß in den 35. Breitegrad herabgerükt. Das Goldfeld hat seine größte Ausdehnung in der Richtung von Osten nach Westen im nordwestlichen Theile des Staates (Kalifornien), wo es eine Breite von 110 Meilen erreicht. Durchschnittlich ist es jedoch nicht weniger als 50 Meilen breit. Es wird gegenwärtig schon Gold innerhalb einer Region von nahezu 9 Breitegraden gegraben, oder — wenn man den Goldgürtel nach seiner ganzen Ausdehnung mißt — in einer Länge von mehr als 7000 Meilen. Nimmt man den 49.° als die wirkliche Grenze der Goldregion, so erstrekt sie sich über 14 Breitegrade oder über 1100 Meilen. Goldkristalle sind verhältnißmäßig selten in Kalifornien. Man kann 100 Pfd. rohen Goldsand sorgfältig durchsuchen, ohne einen wohlgebildeten Krystall zu finden. Platina bildet einen beträchtlichen Theil des Goldstaubes von Port Orford. Es ist in Form von kleinen dünnen Schuppen vorhanden und läßt sich durch den Magnet herausziehen. Es kömmt häufiger in den nördlichen Minen und sehr häufig an der Küste vor. Quekfilber findet sich als Zinnober in Santa County, Kupfer in vielen Goldminen als Kupferkies, das leztere nicht in hinreichender Menge, um den Bau zu lohnen. Dagegen sah Hr. Blake gediegenes Kupfer in verschiedenen großen Massen in den Händen der Beamten der Juma-Kompagnie am Zusammenfluß des Colorado und Gila. Die Geyser oder heißen Quellen des Napathales endlich umgeben sich mit Schwefelkrusten, welche Drusen kleiner Krystalle einschließen. Einem Schreiben aus Olympia im Washington-Territorium zufolge, das die Milwaukee News veröffentlichte, sind an so verschiedenen Pläzen dieses Territoriums neuerlich reichhaltige Goldminen entdekt worden, daß man die Region derselben auf 300 Meilen sich erstrekend angibt. Dieß und die entdekten Goldminen unterhalb der Straße nach Santa Fe, diesseits der Roky Mountains, macht die etwas nach statistischer Spielerei und Prahlerei aussehenden Ausdehnungs-Berechnungen des Hrn. Blake schon plausibel. (Ausl.)

— New-York. (Castle Garden.) Dieses vorgeblich und anscheinend zum Besten der Einwanderer gegründete Institut kommt immer mehr in den Ruf einer gewöhnlichen Runneranstalt, deren rentables Geschäft darin besteht, daß sie gegen schöne Prozente die sich ihr anvertrauenden Einwanderer einigen bevorzugten mitinteressirten Passagelinien ausschließlich zur Beförderung übergibt. Ein Mr. Kennedy, der als Mitglied der Kommissioners of Emigration das Plünderungssystem in Castle Garden leitet, soll für sich allein wenigstens 20,000, vielleicht 50,000 Dollars damit in seine Tasche machen. Hr. Semmler, der deutsche Chef des Emigrations-Departements in der Majors Office führt gegenwärtig im Interesse seiner einwandernden Landsleute einen Zeitungs- und gerichtlichen Streit mit den Emigrationskommissären über Entschädigungen, welche einige in Castle Garden bestohlene Einwanderer von jenen beanspruchen, und zwar auf eigene Faust, da er den Geschädigten die Summe für das gestohlene Gepäk baar ausbezahlt hat.

— (Eisenbahnunfall.) Am 10. November warf ein heftiger Windstoß auf der Eisenbahn von New-

*) Die erste Bündner Familie, Barandon — 9 Personen — ging schon 1852 nach San Paulo. D. Red.

York nach Albany den Schnellzug um und einen 35 Fuß hohen Damm hinunter. Man bedurfte mehrerer Stunden, um die Reisenden, worunter 2 Todte und viele Beschädigte, unter den Wagentrümmern hervorzuziehen.

— (Wahlen.) Durch die Uneinigkeit der Deutschen, die sich wegen verschiedenen Kandidaten trennten, haben die Nichtswisser bei der lezten Wahl in New-York gesiegt. Eine Warnung, die hoffentlich bei der Präsidentenwahl Früchte bringen wird.

— Missouri. Ueber das Eisenbahnunglük auf der Gasconade-Brüke enthält der New-York Demokrat folgende Einzelnheiten: Der Zug bestand aus 16 Wagen, als er St. Louis verließ, 4 blieben in Hermann zurük, und die übrigen 12 sezten die Reise nach Jefferson fort. In der Nähe der Gasconadebrüke wurde Halt gemacht, und viele Personen, etwa 150 nach Schäzung der Augenzeugen, stiegen aus, weil man die Sicherheit der Brüke bezweifelte. Der Zug sezte sich wieder in Bewegung, aber kaum auf der Brüke angekommen, brach diese unter der Last zusammen, und die Lokomotive nebst 11 Wagen stürzte in den Fluß, der an dieser Stelle zwischen 20 bis 25 Fuß tief ist. Nur ein Wagen blieb zurük. Die ersten 2 Wagen stürzten in den etwa 25 Fuß tiefen Abgrund und wurden gänzlich zerschmettert. Sämmtliche in diesen 2 Wagen befindliche Personen wurden verwundet und viele getödtet. Glüklicher Weise brach die Brüke, ehe der Zug über den Fluß selbst ging, so daß die Wagen nicht in's Wasser fielen. Von den übrigen 10 Wagen wurden 9 umgestürzt und fielen den Damm hinunter. Der zehnte blieb auf dem Geleise. Auch in diesen 9 Wagen wurden viele Personen verwundet und mehrere getödtet. Unser Gewährsmann schlägt die Zahl der Todten auf mindestens 25, die der Verwundeten auf mehrere Hundert an. — Die Szene unmittelbar nach dem Unglüksfall schildert der Courrier des Etats-Unis folgendermaßen: Unter den mit heiler Haut davon gekommenen Personen befanden sich zwei Aerzte; aber wie sehr sie sich auch anstrengten, die Leiden der Verwundeten zu erleichtern, so fehlte ihnen doch alles, um die Wunden zu verbinden und besonders die Beinbrüche einzurichten. Kein einziges Haus war in der ganzen Umgegend zu erbliken. Der Schauplaz des Unglüks war eine wüste Gegend, bedekt mit tiefen Waldungen. Ein schlagender Regen, begleitet von Donner und Blizen, vermehrte noch das Grauenvolle der Szene. — Es wurden sogleich Boten nach Hermann abgeschikt, von wo nach Verlauf einer Stunde ein neuer Zug ankam, beauftragt, die Verwundeten und Todten wegzuführen. Man kann sich vorstellen, welches Schauspiel die Stelle des Unfalls darbot, wo, unter den auf einander geschichteten Trümmern, die Leichen, die Sterbenden, die Verwundeten vermengt unter einander lagen, ohne Schuzdach gegen einen stromgleichen Regen. Mitten unter ihnen irrten in verhältnißmäßig ganz geringer Anzahl einige Männer umher, unvermögend so vielem Elende abzuhelfen. Sie, die am Morgen von St. Louis abgegangen waren, voll Leben, Gesundheit, Freude, kehrten einige Stunden später dahin zurük, die einen todt, die andern mit dem Tode ringend, beinahe alle verwundet. So ist leider das menschliche Leben, muß man dazu sprechen: besonders in den Vereinigten Staaten, wo man damit so leichtsinnig spielt, wenn es sich darum handelt, nach materiellem Glüke zu jagen.

— Texas. Wie die N.-Y. Tribüne berichtet, haben die Ansiedler des nordwestlichen Texas, bestehend aus Deutschen, Franzosen, Schweizern, Ungarn und andern Europäern sowie aus Eingebornen der nördlicheren amerikanischen Staaten, die Mann für Mann Gegner der Sklaverei sind und zusammen an 10,000 Stimmberechtigte zählen mögen, die Absicht, einen eigenen Staat aus dem von ihnen bewohnten Lande zu bilden. Als Texas in die Union aufgenommen wurde, ist der Fall vorgesehen worden, daß dasselbe in zwei oder mehrere Staaten getheilt werden möchte.

— Illinois. (Bevölkerung.) Von der Zunahme der Bevölkerung von Illinois seit 1850 gibt die gerade gegenwärtig vorgenommene Volkszählung einen Begriff. Bis jezt sind erst die Resultate der Zählung von 66 Counties bekannt, während der Staat 99 Counties zählt. Diese 66 Counties ergeben nun eine Volksvermehrung von 273,810 Personen. Werden nun, wie zu vermuthen, die rükständigen 33 Counties eine gleichmäßige Vermehrung zeigen, so ist die Gesammt-Zunahme in fünf Jahren 410,716 Personen, wonach sich die Bevölkerung des Staates im Juli 1855 auf 1,262,186 Einwohner stellen würde. Im Jahr 1850 betrug die Einwohnerzahl 851,470. Es hätte also eine Zunahme von 48 % innerhalb 5 Jahren stattgefunden. — Die Zunahme war am größten in Cook-County, worin Chicago liegt; dasselbe ist von 43,385 auf 103,980 Einwohner gewachsen, das ist um fast 140 %. Dann haben Peoria-County mit 30,034 Einwohner, Hancok-County, worin Nauvoo, mit 25,658 Einwohner, beide gegen 100 %, ferner Kane-County, Hauptort Geneva, mit 26,665 Einwohner, Rok-Island-County mit 16,217, Knox-County, Hauptort Knorville, mit 22,847, und Mac-Lean-County, Hauptort Bloomington, mit 19,578 Einwohner den größten Zuwachs aufzuweisen. Die gegenwärtige Volkszählung wird ohne Zweifel auch entscheiden, daß Peoria nach Chicago die volkreichste Stadt in Illinois ist, denn sie hat 11,926 Einwohner, während Quincy, welches bisher von Vielen für die zweitgrößte Stadt gehalten wurde, nur 11,754 Einwohner hat. Den Werth der Fabriken und Manufaktur-Etablissements in Peoria schäzt der neue Zensus auf etwa 2,120,470 Dollars, den von Quincy nur auf 1,087,900 Dollars. Dagegen ist Quincy der Stadt Peoria im Handel überlegen. In beiden Städten ist ungefähr ein Drittel der Bevölkerung deutsch und jede hat eine deutsche Zeitung, Quincy bis vor Kurzem zwei. Außerdem erscheinen noch in Illinois deutsche Zeitungen: in Chicago, Pekin (bei Peoria), Belleville und Waterloo (bei Belleville). Die Waterlooer Zeitung ist halb deutsch und halb englisch, eine vielfach versuchte Einrichtung, um sich ein größeres Lesepublikum zu verschaffen, welche sich indessen nirgends lange behauptet. — Unter der Landbevölkerung findet man die meisten Deutschen in den St. Louis zunächst gelegenen Theilen von Illinois, namentlich in den Counties St. Clair (Hauptort Belleville), Madison (Hauptort Edwardsville), und Monroe (Hauptort Waterloo). Wie groß die Gesammtzahl der Deutschen in Illinois ist, ligt nicht vor, sie mag sich indessen auf etwa ein Sechstel der ganzen Bevölkerung belaufen.

— Ohio. Der „Deutsche in Holmes", das Organ einer zahlreichen deutschen, namentlich aber deutsch-schweizerischen Bevölkerung im östlichen Ohio, spricht sich über die gegenwärtigen Zustände in den Vereinigten Staaten und die Räthlichkeit der Auswanderung dorthin folgendermaßen aus: „Amerika ist kein freies Land mehr! Es ist nicht mehr die Stätte, wo der Einwanderer selbst bei dem angestrengtesten Fleiß, bei dem ordentlichsten, rechtschaffensten Lebenswandel glüklich sein kann. — Man schreibt ihm vor, was er thun und lassen, essen und trinken soll, und verfolgt ihn wegen Religionsverschiedenheit. Die religiöse Unduldsamkeit ist in rasenden Fanatismus übergegangen und Würgerbanden fordern ihre Blutopfer. Lebensfreuden gibt es hier nicht mehr, in jedem Winkel geben sich verschiedene Charaktere und Ansichten kund, und der Verräther lauert auf sein Opfer. Der Deutsche steht verachtet unter den Natives ꝛc. Nach diesen Verhältnissen sind die Aussichten für Diejenigen, welche von Europa noch hieher zu kommen gedenken, trübe genug, um ihren Schritt noch zeitig genug zu überlegen. Wir für unsern Theil möchten nicht dazu rathen, in dem gegenwärtigen Zeitpunkt nach der neuen konfusen Welt auszuwandern, da im Gegentheil Tausende nach ihrem alten Vaterlande zurükgehen. In Ohio haben wir eine Fusion-Know-Nothing-Regierung erhalten; und sollten wir, was wir jedoch nicht erwarten, im nächsten Herbst auch einen Know-Nothing-Präsidenten bekommen, so würden vielleicht die Zeiten noch ärger für die Einwanderer werden. Wer also im alten deutschen Vaterland so ebenhin noch machen kann, sollte wenigstens die Präsidentenwahl erst vorübergehen lassen, ehe er sich entschließt, sein Vaterland, wo ihm bei mäßigem Auskommen tausend Freuden mehr blühen, als hier, d. h. besondere Umstände, als Krieg, der auch hier unter den verschiedenen Parteien noch ausbrechen wird ꝛc. ausgenommen. Wer Verwandte draußen hat, deutsche amerikanische Mitbürger, welche hierher zu kommen wünschen, unterrichte sie zuvor von den gegenwärtigen Zuständen, damit sie ihren Schritt nicht zu spät beklagen, oder ihnen vielleicht der Kummer ein nahes Grab bereitet. — Dieß ist unser wohlgemeinter Rath, und es liegt demselben nur eine Theilnahme für unsere deutschen Landsleute zu Grunde."

— Nebraska. Die kürzlich vollendete Zählung in dem Territorium Nebraska ergibt für die südlich des Platte-River belegenen Grafschaften eine Bevölkerung von 3102, für die nördlich des Platte-River belegenen Grafschaften eine Bevölkerung von 1463, zusammen 4565 Personen. An stimmberechtigten Bürgern waren vorhanden 1465, 11 Sklaven befanden sich im Territorium. Die Bevölkerung stellt sich namentlich stark unter der Erwartung derer, welche in Land spekuliren. Daß die Einwanderung so gering gewesen, ja daß Manche das Land wieder verlassen haben, hat ohne Zweifel seinen Grund in der Furcht vor den Wilden, die jedoch übertrieben erscheint, da nur zwei Personen getödtet worden sind.

Zentralamerika. Kinneys Miniaturstaat Greytown in Nicaragua steht auf schwachen Füßen. Vielleicht wird er sich nun eher halten, da nach neuesten Berichten aus der amerikanischen Bundesstadt Washington der Commodore Paulding mit Aufstellung einer bedeutenden Seemacht bei San Juan de Nicaragua (Greytown) beauftragt ist. Auch hat Kinneys Kollega Walker, der mit ihm unter Einer Deke zu spielen scheint, und von der Westküste aus operirt, eine Diversion zu seinen Gunsten gemacht. Nachdem derselbe nämlich in San Juan del Sur eifrig frische Streitkräfte gegen die Legitimistenpartei gesammelt und seine Mannschaft durch 60 Kalifornier verstärkt hatte, griff er die Hauptstadt Granada an und nahm dieselbe nach einem kurzen Kampf, in welchem er sechs, die Regierungstruppen aber 15 Todte verloren, in Besz und bemächtigte sich somit des Landes. Die Bürger haben ihm die Präsidentschaft angetragen, welche er zu Gunsten des General Corral abgelehnt. — Im Allgemeinen darf man wohl annehmen, daß die Vereinigten Staaten-Regierung beiden Unternehmungen wohl nicht ganz fremd stehe und es wohl nicht unter ihrer Würde halten wird, während die großen Mächte Europas im eigenen Welttheil vollauf beschäftigt sind, in Zentralamerika für sich etwas im Trüben zu fischen. Jedoch so ganz nach Belieben scheint man dort die Amerikaner nicht schalten und walten lassen zu wollen. Ein Korrespondent des „Schw. M." aus Philadelphia vom 13. Nov. berichtet über die Verhältnisse Folgendes: „Die Nachricht, daß England eine Flotte nach dem Golf von Mexiko senden werde, hat hier Aufmerksamkeit erregt; es kann sich selbstverstanden nur um Nicaragua handeln, welches nach den lezten Berichten von Anfang dieses Monats gänzlich in den Händen amerikanischer Abenteurer war, deren Bewegungen, wie es scheint, die stillschweigende Sanktion unserer Regierung haben. Wenigstens ist von dieser Seite noch nichts geschehen, dem Treiben ein Ende zu machen. Walker, der Hauptabenteurer, hat schlauerweise den ihm zugedachten Präsidentenposten abgelehnt, und sich zum Generalissimus der Armee (ungefähr 250 Mann) ernennen lassen. Darf man den bisher nur von amerikanischen Organen mitgetheilten Berichten trauen, so haben Kinney und Walker die ganze Bevölkerung für sich. Vermuthlich wird die ganze Affaire, auch ohne Einmischung Englands, ein eben so schnelles Ende nehmen, als die Walker-Republik Sonora."

Südamerika. Holländisch-Guyana. (Sklavenemanzipation.) Schon vor zwei Jahren beauftragte die holländische Regierung eine Kommission, die Frage über Emanzipation der Sklaven in Surinam *) zu prüfen. Der erste Bericht dieser Kommission ist vor einigen Tagen erschienen und lautet zu Gunsten der Sklaven, oder, wie man wohl eher sagen dürfte, zu deren Ungunsten. Er bringt nämlich den Antrag auf Emanzipation, und die Erfahrung hat bewiesen, daß überall, wo diese Maßregel plözlich und im Großen ausgeführt wurde, sie gar nicht zum Vortheil der Sklaven ausgeschlagen hat; diese, gewohnt nur gezwungen zu arbeiten, ergeben sich, wenn der Zwang aufhört, sofort dem Müssiggang und damit allen Lastern. Man vergleiche das jezige freie Haiti mit der blühenden französischen und spanischen Kolonie im vorigen Jahrhundert und den gegenwärtigen Zustand der englischen Kolonien in Westindien mit demjenigen vor der Emanzipation. Surinam zählt im Ganzen 38,545 Sklaven, für welche eine Entschädigung von 15 Millionen Gulden, also durchschnittlich etwa 400 fl. pr. Kopf, bezahlt werden soll. Diese vom Staat vorgestreckten Gelder sollen später durch die Arbeit der freigewordenen Sklaven vergütet werden. Diese Arbeit ist aber nur durch Zwang erhältlich und daraus folgt, daß das Surinamer Negervolk dem Namen nach frei sein, faktisch aber in Sklaverei bleiben wird, zwar nicht mehr als Privateigenthum, dafür aber in einem von dem frühern wenig verschiedenen Verhältniß zur Regierung. Die Kommission will die Neger in Gemeinden von 1500 bis 2000 Köpfen vereinigen, die durch ihre eigenen Aeltesten und durch Regierungsbeamtete (Aufseher und Einzüger) geleitet und verwaltet werden sollen. Es fragt sich nun, ob die Regierung Lust zu dem gewagten Experiment hat.

Australien. (Neue Entdekungsreise.) Die Kölner Zeitung schreibt: „Von Brisbane, Australien, aus hat sich am 1. August unter Führung eines Herrn Gregory eine Gesellschaft kühner Männer, darunter der Botaniker Dr. F. Müller, der Arzt Elsley und der Geologe J. S. Wilson, aufgemacht, um eine Entdekungsreise den Viktoriafluß hinauf zu unternehmen. Die Reisenden beabsichtigen, von der Mündung des Flusses aus durch das Innere des Landes nach der Moreton-Bay (im Nordwesten von Neu-Süd-Wales) durchzudringen. Sie rechnen darauf, daß ihr Unternehmen nicht weniger als drei Jahre Zeit erfordern wird." (Offenbar ist hier der Punkt, von welchem aus die Reise unternommen wird, unrichtig angegeben; denn Brisbane ist eine Ortschaft an der Mündung des gleichnamigen Flusses in die Moretonbay, wo dieselbe endigen soll.)

*) Der Bund verlezt diese holländische Kolonie aus Amerika nach Asien, nämlich nach Ostindien!

Bei J. M. Wälle in Lichtensteig ist erschienen und für 25 Rp. zu haben:

Mittheilungen
über die neugegründete Kolonie
Santa Maria da Soledade
in der südbrasilianischen Provinz
Rio Grande do Sul.

Von Julius Caillin.

Feuilleton.

Die eingetriebene Schuld.

Der junge John Hobson, ein einfacher, dreister und schlauer Pächter in Vermont, der durch Graben und Wühlen in den steinigen Hügeln seines Geburtslandes sich einen guten Theil soliden Gewinnes gesammelt hatte, gerieth auf den spekulativen Gedanken, sein baares Vermögen in Mastvieh anzulegen, und indem er noch mehr auf Kredit kaufte, um, wie er sich ausdrükte, einen anständigen „Trieb" aufzubringen, machte er sich mit seinem gehörnten Regiment durch die langen Wälder nach Quebek auf den Weg. Nachdem er beim Uebersezen der Flüsse und Durchwaten zehn Meilen langer Sümpfe Mühen und Leiden genug ausgestanden hatte, durch Nichts weiter ernährt, als die magere Kost französischer Schenken, die, wenn sie nicht Schenken geheißen, von ihm für Schuppen gehalten worden wären, in die ein anständiger Pächter in Vermont sich geschämt haben würde, seine Schweine einzuquartieren, erreichte er endlich gesund und wohlbehalten den großen Markt im englischen Norden. Er bekam dort bald ein Angebot, das seine kühnsten Hoffnungen übertraf, und nachdem er von einem danebenstehenden Manne die Versicherung erhalten hatte, daß der Käufer gut sei, schlug er seine ganze Heerde mit einem Male los. Der Käufer gab ihm darauf seine Adresse und bestellte ihn auf den anderen Tag, um sein Geld zu empfangen. Seelenvergnügt über seinen großen Gewinn — denn der Preis war ungewöhnlich hoch — kehrte Hobson zu dem Gasthause zurük, wo er seine Herberge bestellt hatte und benachrichtigte den Gastwirth von seinem glüklichen Verkauf.

„An wen habt Ihr denn verkauft, Freund Hobson?" fragte der Wirth.

„Derrik nannte er sich, der Mann dort am Markt, der so stattlich aussieht."

„Na, und Ihr trautet ihm doch nicht, he?"

„Allerdings that ich das bis Morgen. Alsdann will er mich auf Heller und Pfenning bezahlen; und ein anderer langer Kerl versicherte mir, Derrik wäre gut für Tausende."

„Bill Derrik", sagte der Wirth, „und Catch-Gull Luk, sein ewiger Lürge, meinen gewiß einen guten Fang gemacht zu haben. Es kann ja sein, wie Ihr glaubt, Herr Hobson; aber das darf ich Euch sagen, wenn Ihr Euer Geld Morgens oder überhaupt eines Tages bekommt, so will ich ein Jahr lang Fasten halten."

„Oho", versezte Hobson. „Aber dann müßte die Schrift lügen, wenn ich ihn nicht lehrte, was es heißt, einen Yankee betrügen zu wollen."

Der Wirth schüttelte den Kopf und Hobson legte sich zu Bett in einem Gemüthszustand, der bis auf Null gesunken war. Er konnte sich mit dem Gedanken nicht vertragen, daß der Mann ein Gauner sein sollte; doch gestand er sich selbst, daß er unter dem Stadtvolke hier wohl zu voreilig etwas Glänzendes für Gold genommen habe, indem er auf ein bloßes Wort oder das Wort eines Diebshelfers seine schöne und große Heerde Schlachtvieh hingab.

Den nächsten Tag machte Hobson dem Derrik, wie verabredet, seinen Besuch und wurde von dem glattzüngigen Schwindler mit der möglichsten Höflichkeit empfangen. Herr Hobson sei sehr willkommen, doch müsse er zehntausend Mal um Entschuldigung bitten, daß er in der großen Eile vergessen habe, zur Erfüllung seines Versprechens die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, denn der Mann, von dem er das Geld haben sollte, müsse mindestens einen Tag vorher Bescheid haben. Er wolle ihn aber sogleich besuchen und wenn Herr Hobson wieder vorsprechen wolle, so hoffe er ihn am Morgen vollständig befriedigen zu können.

Diese Vorspiegelungen nahm unser Hobson heute aber nicht mehr wie gestern mit blindem Vertrauen auf; um zu erfahren, ob der Mann im Stande sei, sein Versprechen in der Kürze zu erfüllen, gab er sich alle mögliche Mühe, über seine Lage und seinen Charakter Erkundigungen einzuziehen.

Da hörte er denn, daß Derrik das Vieh eben so schnell verkauft als gekauft hatte; daß er zwar für nicht unvermögend gehalten werde, daß aber seine Betheuerungen keinen Pfifferling werth seien, indem er sein Vermögen vor seinen Gläubigern geschilt zu verbergen wisse, Bankerott machte, wie sich die Gelegenheit dazu darbiete und dabei immer dem Gesez ein Schnippchen zu schlagen verstehe. Kurz, er sei ein Erzschelm und habe verschiedenen arglosen Hinterwäldlern ähnliche Streiche gespielt, wenn sie in ihrem Eifer, einen Handel zu so hohem Preise zu schließen, wie er ihn bereitwilligst anbot, die Vorsicht vernachlässigt hatten, nachdem sie durch Derrik's Versprechung wochenlang hingehalten und genarrt worden waren, ihre Schuldforderung endlich aufgegeben, um hoffnungslos in ihre Heimath zurükzukehren.

„O weh! John," sagte unser Held zu sich selbst sprechend, als er in seine Wohnung zurükschlich mit den Gefühlen eines Menschen, dessen Leichtgläubigkeit ihn zur Beute eines Schurken machte und dessen Zorn zwischen sich selbst wegen seiner eigenen Dummheit und zwischen dem schwankt, der ihn durch Niederträchtigkeit angeführt hat, so daß er förmlich in Verlegenheit ist, gegen wen von Beiden er seinen Unmuth auslassen soll. „O weh! John, dann bist Du doch angeführt. Ja, ich, John Hobson, den man zu Hause für einen tüchtigen Geschäftsmann hält, der den alten Bartscheerer Clenchfist und den Zungendrescher Screwfost überlistete, ich John Hobson bin geprellt, schändlich geprellt als ein echter Dummkopf, wie ich auch nichts Anderes bin, angeführt durch diese abgefeimten Schufte. Wahrhaftig, das ist eine saubere Geschichte!"

Den folgenden Tag erneuerte Hobson seinen Besuch bei Derrik mit nicht besserem Erfolge als vorher. Den nächsten und wieder den nächsten Tag wurde die Bezahlung mit neuen und hinreichenden Entschuldigungen aufgeschoben, die Hoffnungen des Empfängers mit neuen Versprechungen lebendig erhalten, bis er zulezt allen Glauben an des Kerls Versprechungen verlor. Was aber nun? Wie konnte er zu Hause zurükkehren und sich bei seinen Nachbarn in Vermont sehen lassen, von denen er einen Theil seines Triebs bis zu seiner Rükkehr auf Kredit genommen hatte, wenn er nicht Geld mitbrachte, sie zu bezahlen? Außerdem steke fast sein ganzes Eigenthum in der Heerde. „Ja," sagte er zu sich selbst, „Etwas muß geschehen, mich aus der Klemme zu ziehen. Also, John Hobson, strenge deinen Verstandskasten an und sieh zu, was Du herauspressest." Mit dieser Ansicht der Sache suchte er den Wirth auf.

„Hat dieser Derrik", sagte er, „irgend religiöse oder frommgläubige Begriffe?"

„Nein! In Betreff der einstigen Rechenschaft fürchtet er weder Gott noch den Teufel."

„Vortrefflich. Liegt ihm daran, unter den Vornehmen Eurer Stadt als ein rechtschaffener Mensch, als ein Ehrenmann zu gelten?"

„Nein, er hofft Nichts von ihnen, und scheert sich nicht darum, was sie von ihm denken."

„Und was sagt Ihr von seinem Muth, steht er seinen Mann?"

„Das eben nicht. Er soll ein Feigling sein und jeder persönlichen Gefahr ausweichen."

„Das ist etwas", sagte Hobson. „Nun wohlauf und nichts geplaudert."

Unser Held sann eine Weile nach und ging zu Rathe mit lächelndem Blik, mit dem Ansehen, wie einer, dem ein guter Einfall durch den Kopf blizt. Den nächsten Morgen war er auf den Beinen so wie der Tag graute. Indem er in die Stadt ging, begegnete er zwei Indianern, welche faul die Straße entlang schlenderten.

„Shanies, oder wie Ihr heißen mögt", sagte er, „ich möchte Euch auf einen Tag miethen."

„Wir sind bereit", sagte der Sprecher der Beiden, „für Geld oder Rum."

„Wohlan denn; kennt Ihr den Derrik, da am Markt, mit dem weißen Oberrok und dem schwarzen Spazierrok!"

„Wir kennen ihn."

„Wohl. Ich gebe Jedem von Euch ein großes blankes Stük Geld, wenn Ihr diesen Kerl bis Schlafenszeit gehörig umlauern wollt. Berührt ihn nicht, sagt kein Wort zu ihm, aber richtet Eure Augen immer streng auf ihn. Wenn er um eine Ele biegt, Ihr geht mit; tritt er in ein Haus, Ihr wartet, bis er zurükkehrt. Wenn er Euch nahe kommt, weicht Ihr vor ihm, bis er wieder still steht. Dann dreht auch Ihr Euch um und faßt ihn wieder mit scharfem Blike auf. Wollt Ihr das thun?"

„Das wollen wir thun," war die Antwort der Rothhäute. Hobson kehrte zu seinem Quartier zurük und blieb dort bis gegen Abend, worauf er sich zu Derrik auf den Weg machte, um zu sehen, ob sein Operationsplan einige Wirkung gehabt habe; und wenn das der Fall sei, der Sache eine solche Wendung zu geben, wie es ihm am geeignetsten erscheinen werde, um seinen Zwek sicher zu erreichen.

Derrik war zu Hause und offenbar in keiner heiteren Gemüthsstimmung. Nachdem er seine gewöhnlichen Entschuldigungen zusammengestoppelt hatte, weßhalb das Geld noch immer nicht bereit sei, fiel er in eine nachdenkliche Träumerei. Hobson gewann Hoffnung, daß seine List gelingen werde. Während er sich durch verschiedene Fragen bestrebte, etwas aus ihm herauszuloken, das ihm Gelegenheit gäbe, seine Rolle auch mitzuspielen, bemerkte Derrik:

„Mir ist heute etwas Sonderbares und Unheimliches passirt, Herr Hobson; ich weiß wirklich nicht, was das zu bedeuten hat."

„Was ist's gewesen"? sagte Hobson, „wenn ich so frei sein darf, darnach zu fragen."

„Ach, da waren ein paar Indianer, die sind mir nachgegangen und haben mich ausgespähet auf jedem Weg und Steg seit heute früh. Ich versuchte ein oder zwei Mal mit ihnen zusammenzutreffen, aber sie verschwanden gleich Gespenstern; sobald ich mich indessen umwendete, blinzelten mich ihre garstigen Augen von einem andern Orte aus an. Sie hielten sich allerdings in gewisser Entfernung, aber ihr Aussehen versprach nichts Gutes und ich weiß in der That nicht, was sie vorhaben."

„Das ist allerdings seltsam," sagte Hobson. „Aber wie sahen sie ungefähr aus?"

Derrik beschrieb sie.

„Ei, mein lieber Herr," sagte Hobson, „das müssen dieselben Kerle sein, die mir mit meinem Vieh durch die Wälder hierher halfen. Es thut mir halb leid, daß ich sie angestellt habe, denn ich fürchte, sie sind verzweifelte und blutdürstige Bursche, obgleich sie auf dem Wege zu mir treu wie Brüder hielten. Ich würde sie gerne abgelohnt haben, aber ich sagte zu ihnen, ich könne es nicht eher, als bis Ihr mir das Vieh bezahlt haben würdet. Dann soll's mein erstes sein, sie zu befriedigen, um ihrer los zu werden, denn sie fangen an, mich schief anzusehen, und, unter uns gesagt, mir ist ordentlich bange vor den Unholden. Jezt ist es aber Zeit, daß ich aufbreche; Morgens soll ich wieder kommen.

„Ja wohl, am Morgen", sagte Derrik.

Hobson ging und indem er den Indianern, die das Haus umstellten, ein Zeichen gab, ihm zu folgen, zog er sie bei Seite.

„Gut, Bursche, das habt Ihr brav gemacht, hier ist Euer Lohn, geht und trinkt Einen und dann wieder an Euer Geschäft. Vor Nacht müßt Ihr Euch noch ein oder zwei Mal sehen lassen und am Morgen zeitig auf Eurem Posten sein, um dasselbe Spiel zu treiben bis zum Abend. Da sind noch ein paar blanke Münzen für Euch. Wollt Ihr thun, wie ich verlange?"

„Ja, das wollen wir genau thun", war die indianische Antwort.

Den nächsten Tag besuchte Hobson den Derrik und fand ihn elend und verwirrt aussehend, wie Einen, der um alle Ruhe gebracht ist.

„Es ist mir lieb, daß Ihr kommt, Herr Hobson", sagte er, „ich will Euch bezahlen, aber Ihr müßt Euch einen Abzug gefallen lassen."

„Das geht nicht, denn ich habe schon einen Kontrakt gemacht, alles dies Geld auszuzahlen, ehe ich die Stadt verlasse, bis auf meine Ausgaben nach Hause und bis auf den Lohn für die blutgierigen Indianer. Indeß könnte ich vielleicht wegkommen, indem ich die Schelme anführte, — ginge das nicht?"

„O nein", sagte Derrik hastig, „nein, um's Himmelswillen, nein! Bezahlt die Kerle richtig. Was meint Ihr, gestern Abend noch spät umlagerten sie mein Haus und diesen Morgen ließen sie sich zu verschiedenen Malen blikken; obgleich ich so unwohl war, daß ich den ganzen Tag nicht aus dem Hause konnte. Nicht, daß ich mich fürchte, Herr Hobson, aber um Euer selbst willen bezahlt sie bis auf den lezten Pfenning, denn sonst thun sie Euch irgend ein Uebles an, darauf könnt Ihr Euch verlassen. Ich spaßte nur, als ich von einem Abzuge sprach."

Hiermit zog Derrik einen Beutel voll Goldstüke hervor und zahlte ohne weitere Umstände die volle Summe an den innerlich frohlokenden Hobson, der, als er mit großer Sorgfalt die Guineas eingesäkelt hatte, Herrn Derrik einen guten Morgen wünschte und im Triumphe in seine Herberge zurükkehrte. Hier erzählte er dem erstaunten Wirthe sein Glük, nahm ein derbes Frühstük und reiste ab, nachdem er gutmüthig den Wirth seines Versprechens zur Verschwiegenheit entbunden und es den Indianern überlassen hatte, in Hoffnung ihres abermaligen Tagelohnes den ganzen Tag lang noch den zarten Nerven des armen Derrik beschwerlich zu fallen. Nach zwei Stunden hatte Hobson den großen Fluß überschritten; dort blikte er noch einmal zurük zu der befestigten Stadt, gab seinem Pony dann die Sporen zu einem raschen Trabe, auf der Landstraße nach Vermont zu und sprach seinen Abschiedssegen mit den Worten: „Also habt Ihr John Hobson doch nicht angeführt! Den führt Ihr so leicht nicht an, Ihr schurkischen John Bulls, Ihr Roastbeeffresser und Ihr froschessenden Parle-wu-franzä. So — wir haben die Sache umgedreht; nun mögt Ihr umkommen und verderben, wie sehen uns nie wieder."

Abonnementspreis.
Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich . . . . . 4 Fr. — Rp.
Halbjährlich . . . . . 2 „ — „
Vierteljährlich . . . . . 1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".

Einrückungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 50. | Samstag den 15. Dezember. | **Lichtensteig,** Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Fünfter Jahrgang. | **1855.**

Die Abrechnung zwischen Alt- und Neu-Glarus.

Kaum sind zehn Jahre seit der Gründung von Neu-Glarus im nordamerikanischen Staate Wisconsin verflossen, so sagt sich diese Kolonie, nachdem ihre Beziehungen zum Mutterlande schon seit Jahren immer lazer geworden und sozusagen keine andere Verbindung mehr zwischen beiden bestand, als das noch unbereinigte Schuldverhältniß, nun gänzlich von diesem los und wird schließlich mit Vergnügen der Vormundschaft entlassen und mündig erklärt. Der Akt, wodurch dieß geschah, ist die lezte Sizung des Komites, welches von den 11 betheiligten Tagwen (Ortsgemeinden) erwählt und mit der Leitung der Angelegenheit betraut war und nun am 18. November seine allseitig genehmigte Schlußrechnung abgelezt hat. Aus dem bei diesem Anlaß von Hrn. Rathsherr Jenni erstatteten Bericht bringt die Glarner Ztg. folgenden Auszug, welchem wir einige kurze Bemerkungen beifügen.

„Von der Epoche des Jahres 1847 und 1849, da wir gedrukte Berichte*) über die Entwiklung der Kolonie erscheinen ließen, ist nicht Vieles von allgemeinem Interesse von der Kolonie zu melden, wenn wir nicht den immer wieder sich erneuerten Kampf mit und gegen die Begehrlichkeit des großen Theils der Kolonisten hineinziehen wollen. Lassen wir diesen Punkt lieber bei Seite, wir dürfen dies um so eher, wenn wir die abgeschobene Klasse der Mitbürger und dann auch ihre eigenthümliche Lage im entfernten fremden Westen mit in Betracht ziehen, und die Schwierigkeit, mit der die Ansiedler im Beginn zu kämpfen hatten. Welche Bevölkerungszahl heute Neu-Glarus zählt, konnten wir nicht erheben, und ebenso wenig statistische Notizen über Viehstand und Ernte oder andere mit dem Bestand der Kolonie verschlungene materielle Zustände, obgleich wir anfänglich regelmäßig Bericht verlangten. Die Bewohner der Kolonie wollten ihrem Mutterland Aufschlüsse nicht geben, um desto leichter mit ihren Begehrlichkeiten durchzudringen. — Bei der Nutzlosigkeit unseres Begehrens stunden wir von amtlichen Berichten ab, vernahmen aber durch Privaten, daß die Kolonie pro perire und das war insoferne Beruhigung für uns und heute am Schluß unserer Wirksamkeit haben wir die Freude, vernehmen zu können, und zwar aus Privatmittheilung von da, „daß die Kolonisten von Neu-Glarus sich in einem Zustande von Wohlhabenheit befinden, der als sehr befriedigend genannt werden könne." — Allerdings blikten wir im Jahr 1853/54 mit Sorge auf den Zeitpunkt der herannahenden Liquidation, die auf 1855 statutengemäß vorgenommen werden mußte. Die Vorsteher von Neu-Glarus waren von ihrem Amt zurükgetreten und kein Mittel reichte aus, sie zu bewegen, ihre Funktionen auch nur provisorisch fortzusezen und ebenso wenig auf der Kolonie selbst Leute zu finden, die in die Bresche getreten wären und die dafür auch das Vertrauen des Vereins genossen hätten. — In die Zeit dieses self governements fiel die Anwesenheit in seiner Heimat des in Neu-Glarus niedergelassenen Frid. Egger von Netstall, eines fähigen, bescheidenen und bewährten jungen Mannes; es gelang unserm Vorstand, ihn für unsere Interessen zu gewinnen, und gemeinschaftlich mit Frid. Streiff von Schwanden, der nämliche, der mit Hrn. Richter Dürst von Dießbach 1844 als Experte fungirte, wurden ihm hiefür die nöthigen Vollmachten ausgefertigt. — Nach seiner Ankunft in Neu-Glarus begann er neben seinem Mitprokurirten seine Wirksamkeit mit Kraft, gepaart mit dem strengsten Recht und es dauerte auch nicht lange, so liefen Briefe von allen Seiten über Gewaltthätigkeiten der Beauftragten ein, die hierorts allerdings nicht beachtet wurden und die sich später als pure Verleumdung auswiesen. Egger und Streiff waren auf der Kolonie den gröbsten Beleidigungen ausgesezt, litten an ihren persönlichen Geschäften durch die Feindseligkeit der Kolonisten, aber ließen sich nicht beirren und sezten die Liquidation, den Einzug der Gelder mit Ernst und Kraft fort und führten sie zum glüklichen Ende. — Diesen beiden Männern verdanken wir es vorzüglich, daß wir heute schon mit den Vereinsmitgliedern vollständige Abrechnung verpflegen können, und wir anerkennen es dankbar, beide haben sich um den Verein verdient gemacht. — Zur Vervollständigung unsers Berichtes legen wir die Abrechnung mit jedem Vereinsmitgliede bei, so abgekürzt als möglich abgefaßt. Sie werden daraus entnehmen, daß die gebrachten Opfer, da wo keine, vielleicht dürfte man sagen, überflüssige Schenkungen von Seite der Tagwen stattfanden, verhältnißmäßig klein sind. — Der Verein, indem er seiner Auflösung entgegen geht, freut sich seines Werkes; er sieht seine Angehörigen versorgt und ein Gemeindewesen durch seine Wirksamkeit begründet, das einer erfreulichen Zukunft entgegen geht, und wenn in spätern Zeiten der Drang nach Auswanderung sich wieder zeigt, bereits einen beruhigenden Anhaltspunkt zu bieten geeignet ist. — Viele Kantone und Gemeinden haben große Summen für Auswanderung verwendet, ihre Angehörigen sind in allen Gegenden, die einen besser, die anderen schlechter, manche auch ganz schlecht. Der glarnerische Auswanderungsverein hat mit wenig Opfern ein Gemeinwesen im Staate Wisconsin, Nordamerika, gegründet, dem eine blühende Zukunft bevorsteht, weil seine Experten, HH. Dürst und Streiff, das Glük hatten, eine günstige Lage auszuwählen und der Verein sein Ziel mit Beharrlichkeit verfolgte.

„Dem Bericht ist folgende übersichtliche Darstellung der von den Auswanderungsvereins-Gemeinden geleisteten Auszahlungen und der bei der definitiven am 18. November abgeschlossenen Rechnung ihnen ausgewiesenen Summen beigegeben.

„Schwanden hat an die Vereinskasse eingezahlt 3392 Fr. 6 Rp. — Empfangen direkte und durch den Verein für abgetretene Landlotten und Rechnungsausgleichung Fr. 469. 41.; bei der Abrechnung Fr. 2955. 2.; zusammen Fr. 3424. 43. Ergibt sich ein Ausfall für Schwanden Fr. 677. 63. — An außerordentlichen Auslagen für Expertisen, Zinse, Drukkosten und kleinere Spesen mußte Schwanden beitragen Fr. 904. 51., welche jedoch in seiner obigen Einzahlung verschlungen sind.

„Mollis hat der Vereinskasse eingezahlt Fr. 1977. 59. — Rechnungsausgleichung im Jahre 1849 Fr. 102. 31.; bei der Schlußrechnung ausgewiesen Fr. 695. 63.; zusammen Fr. 797. 94. Ergibt sich ein Ausfall von Fr. 1179. 65. — Mollis hat 5½ Lotten durch Gemeindsangehörige beziehen lassen und diese sowie geleistete Vorschüsse denselben geschenkt. Die zu seinen Lasten gefallenen außerordentlichen Auslagen betrugen Fr. 471. 85.

„Ennenda hat der Vereinskasse eingezahlt Fr. 4127. 93.; an Schwanden, Rüti und Mollis Ausgleichung der Unterstüzungen Fr. 207. 46.; zusammen Fr. 4425. 39. — Direkt bezogene Unterstüzungen und für 1 Lotte Fr. 331. 79.; bei der Schlußrechnung ausgewiesen Fr. 2124. 44.; zusammen Fr. 2456. 23. Ergibt sich ein Ausfall für Ennenda von Fr. 1969. 16. — Ennenda hat 7 Lotten durch Angehörige bezogen und dieselben geschenkt Für außerordentliche Unkosten wie oben wurden verrechnet Fr. 943. 70.

„Dießbach und Dornhaus haben der Vereinskasse eingezahlt Fr. 12,045. 55.; an Matt zur Ausgleichung der Vorschüsse 1849 Fr. 849. 29.; zusammen Fr. 12,894. 84. — Direkte von Kolonisten für Vorschüsse Fr. 3704. 39.; Guthaben bei den Kolonisten, deren Einzug Dießbach zu übernehmen verlangt hat Fr. 2899. 30.; laut Schlußrechnung pro 30. November angewiesen Fr. 1371. 19.; zusammen Fr. 7974. 88. Ergibt sich ein Aufall für Dießbach und Dornhaus von Fr. 4919. 96. — Diese Gemeinden haben 12 Lotten durch Angehörige besezt und sie denselben geschenkt. An außerordentlichen Auslagen traf ihnen Fr. 543. 70.

„Elm hat der Vereinskasse eingezahlt Fr. 740. — Direkte von einem Kolonisten für 1 Lotte den Betrag Fr. 133. 33.; laut Schlußrechnung vom 30. November ausgewiesen Fr. 542. 46.; zusammen Fr. 675. 79. Ergibt sich ein Ausfall für Elm Fr. 64. 21. Sein Betrag an außerordentlichen Ausgaben betrug Franken 206. 73.

„Matt hat der Vereinskasse eingezahlt Fr. 3805. 33. — Rechnungsausgleichung an Vorschüssen von 1849 Fr. 1227. 47.; Guthaben (garantirt) bei einem Kolonisten Fr. 540. 60.; Abrechnung am 30. November ausgewiesen Fr. 1450. 74.; zusammen Fr. 3018. 81. Ergibt sich ein Ausfall für Matt Fr. 786. 52. — Sein Beitrag an außerordentlichen Kosten Fr. 471. 85. An 5 Auswanderer, welche die Kolonie verlassen haben, hat Matt zu fordern Fr. 369. 35.

*) Das Wesentliche derselben s. „Kolonist" 1851, Nro. 10. — Wir vermissen mit Bedauern, daß in dem Schlußbericht des Hrn. Jenni der kirchlichen Zustände von Neu-Glarus und des um dieselben so verdienten Hrn. Pfarrer Streiggut keiner Erwähnung geschieht. A. d. R.

„Engi hat an die Vereinskasse eingezahlt Fr. 1027. 62. Direkte bezogen den Betrag einer Landlotte Fr. 133. 33.; Abrechnung vom 30. Nov. ausgewiesen Fr. 542. 46.; zusammen Fr. 675. 79. Ergibt sich für Engi ein Ausfall von Fr. 351. 89. — Engi hat die für seine Rechnung geimachten Vorschüsse seinen Angehörigen geschenkt und betrug seine Quote an die außerordentlich n Ausgaben Fr. 206. 73.

„Schwändi hat an die Vereinskasse eingezahlt Fr. 1027. 62.; zur Ausgleichung der Vorschüsse an Matt Fr. 123. 78.; zusammen Fr. 1151. 40. — Direkte von einem Kolonisten empfangen Fr. 291. 5.; gesicherte Forderung bei Gleichem Fr. 162.; laut Schlußrechnung vom 30. Nov. ausgewiesen Fr. 614. 28.; zusammen Fr. 1067. 33. Ergibt sich ein Ausfall für Schwändi von Fr. 84. 7. — Seine Quota für außerordentliche Auslagen betrug Fr. 206. 75.

„Nitfurn hat an die Vereinskasse eingezahlt Fr. 527. 6.; zur Ausgleichung der Vorschüsse an Matt Fr. 120. 71.; zusammen Fr. 647. 77.; — Direkte bezogen (ohne Angabe); Abrechnung vom 30. November ausgewiesen Fr. 209. 31. — An außerordentlichen Auslagen betrug erste Quota Fr. 48. 3.

„Luchsingen hat an die Vereinskasse eingezahlt Fr. 740. — Direkte von einem Kolonisten Fr. 133. 33.; Abrechnung vom 30. Nov. ausgewiesen Fr. 529 29.; zusammen Fr. 662. 60. Ein Ausfall bei Luchsingen von Fr. 77. 40. — Seine Quota bei den außerordentlichen Auslagen Fr. 206. 73.

„Rüti hat an die Vereinskasse eingezahlt Fr. 2093. 19.; erhalten von Ennenda (Ausgleichung von 1849) Fr. 180. 18.; Abrechnung vom 30. Nov. ausgewiesen Fr. 1575. 58.; zusammen Fr. 1755. 77. Ergibt sich ein Ausfall für Rüti von Fr. 337. 42. — Seine Quota für außerordentliche Auslagen betrug Fr. 471. 85.

„Bilten hat an die Vereinskasse eingezahlt Fr. 1888. 4.; Ausrechnung vom 30. November ausgewiesen Fr. 1535. 74. Ergibt sich ein Ausfall für Bilten von Fr. 352. 30. — Seine Quota für außerordentliche Auslagen betrug Fr. 554. 69. — Bilten schloß sich 2 Jahre nach Konstituirung des Vereines an denselben an, hat auch alle Auslagen für Transport seiner Angehörigen und geleistete Unterstützungen ohne Dazwischenkunft des Vereines verrechnet.

„Nachträgliche Bemerkungen. 1) Die ausgeworfenen Quoten für außerordentliche Auslagen sind stets in der von den respektiven Gemeinden eingezahlten Summe inbegriffen. 2) Die vortheilhafte Abrechnung rührt aus dem günstigen Ergebniß der Wald- und Stadtlotten, die einen Ueberschuß über die Einkaufskosten ertragen haben. 3) Der ursprüngliche Plan für die Vereinsgemeinden, 116 Landlotten von 20 Akres, wurde umgangen und nur 99 angekauft. Diese wurden verwendet: an Kolonisten 74½, an Egger und Streiff 8½, Stadtlotten 1½, Pfrundlotte 1, Waldlottenstrele 13½. 4) Es bleiben dem Verein noch einige Stadtlottenparzellen, die der Verwerthung entgegensehen."

Anmerkungen des „Kolonist":

1) Der in obigem Bericht des Komite ausgerechnete Baarverlust sämmtlicher 11 Tagwen beträgt 10,790 Fr. 21 Rp. In der That wird er sich aber um mehrere tausend Franken höher belaufen, da einige Tagwen noch privatim an Kolonisten beträchtlich zu fordern haben, zum Theil an solchen, die gar nicht mehr in Neu-Glarus sind. Diese Guthaben sind der Natur der Sache nach sehr dubios.

2) Das immerhin nicht ungünstige Resultat dieser Rechnung ist dem ungeheuern Aufschwung zu verdanken, den Wisconsin überhaupt seit zehn Jahren genommen hat, wäre aber ohne Zweifel ganz befriedigend ausgefallen, wenn Neu-Glarus in einer vortheilhaftern, an einem natürlichen Verkehrsweg gelegenen Gegend desselben oder eines andern westlichen Staates angelegt worden wäre; denn es gibt Beispiele genug, daß in neugegründeten gutgelegenen Ansiedlungen der Bodenpreis innerhalb zehn Jahren um das Hundertfache gestiegen ist.

3) Das Benehmen der Neu-Glarner, welche die vom Mutterlande genossenen Wohlthaten und ihre Schuldigkeiten so bald vergessen wollten, beweist, wie wenig den Versprechungen solcher ausgewanderter Proletarier zu trauen ist und wie unsicher die Aussicht ist, ihnen geleistete Vorschüsse zurückzuerhalten, wenn man keine andere Garantie als ihr Wort dafür hat. Um wie viel sicherer sind die Rückzahlungen aus den Parceriakolonien in Brasilien, für die man sich freilich nicht an die Kolonisten zu halten hat, sondern an die Gutsbesizer! Hievon haben übrigens auch Glarner Tagwen schon klingende Beweise in der Tasche. — Das Glarner Vereinskomite scheint sich wirklich in den lezten Jahren schon mit dem Gedanken an sehr bedeutende Verluste vertraut gemacht zu haben und diese wären wohl auch ohne die Aufopferung der beiden wakern Männer Egger und Streiff kaum ausgeblieben.

4) Die Emanzipation von Neu-Glarus ist ein Fingerzeig für diejenigen, welche noch immer von nationalen schweizerischen Kolonien in Nordamerika träumen, und die bei allem günstigen Endresultat gar nicht unbedeutenden Kosten, welche das kleine Neu-Glarus erfordert hat, mögen denselben einen Maßstab an die Hand geben zur Berechnung der Ausgaben, welche die Ausführung ihrer großartigen Projekte zur Folge hätte.

Die Kolonisation
der
brasilischen Provinz Rio Grande do Sul

hat in den lezten Jahren so bedeutende Fortschritte gemacht, daß ich es nicht nur für angemessen halte, den nachstehenden durch Hrn. Peter Kleudgen verfaßten Bericht über die Entwiklung der Kolonie Santa Cruz zur allgemeinen Kenntniß zu bringen, sondern mir auch erlauben werde, einige Worte über verschiedene andere in der Bildung begriffenen Ansiedlungsgebiete der genannten Provinz zu sagen, damit der Auswanderer eine richtige Einsicht in die dortigen Verhältnisse gewinne.

Hamburg, im Dezember 1855.

Dr. J. Schmidt.

I. Die Kolonie Santa Cruz.

Nach meinem lezten zweijährigen Aufenthalte in der Provinz Rio Grande do Sul, kehre ich soeben in meine Vaterstadt zurük, und halte es — als früherer Agent der dortigen Provinzial-Regierung — für meine Pflicht, nicht nur die Anerkennung auszusprechen, daß die von mir beförderten Auswanderer auf der Kolonie Santa Cruz in glüklichen Umständen sind, sondern daß auch die dortige Oberbehörde den Kolonisten alles dasjenige gewährt hat, was den leztern von mir verheißen wurde. Im Ganzen genommen, sind fast die meisten dieser Ansiedler in der Picada do Rio Pardinho untergebracht, einige Familien ausgenommen, welche aus freier Wahl ihre Kolonien in der obern Picada von Santa Cruz vorgezogen haben. In Rio Grande angekommen, wurden die Einwanderer kostenfrei, auf Dampfschiffen der Regierung, nach Porto-Alegre und Rio Pardo gebracht, von wo sie zulezt auf Wagen nach Santa Cruz befördert und während der ganzen Zeit unentgeltlich beköstigt wurden. Jeder männliche, über 16 Jahre alte Kolonist erhielt bei seiner Ankunft in Porto-Alegre, entweder die von mir speziell angegebenen Geräthe, oder den dafür festgesezten baaren Betrag von 32 Milreis (22½ Thlr. pr. Cour.), sowie 10 Milreis für Sämereien und 6 Milreis für 1monatliche Beköstigung auf jede Person der Familie berechnet. Denjenigen Familien dagegen, welche, wie oben bemerkt, in der Picada Santa Cruz sich niedergelassen, wurde, in Betreff der entfernteren Lage der Kolonien von der Stadt und dem Flusse, noch eine weitere monatliche Unterstüzung von 6 Milreis auf jeden Kopf während 18 Monaten bewilligt, auch jedem Familienvater und über 16jährigen jungen Burschen eine Kolonie von 100,000 Quadrat-Brassen (etwa 187 pr. Morgen) als freies Eigenthum überwiesen, wobei zu erwähnen, daß sämmtliche Unterstüzungen als Geschenke der Regierung gereicht wurden.

Wenn nun diese Thatsachen beim Antritte einer Niederlassung in fremdem Lande schon sehr erfreulich klingen, so wird ihr Werth noch besonders dadurch erhöht, daß auch die klimatischen Verhältnisse daselbst als sehr günstig sich erweisen, und daß der Gesundheitszustand in Santa Cruz ganz vorüglich ist. Bei einer Bevölkerung von mehr als 1000 Seelen sind in den lezten beiden Jahren nur 3 Erwachsene, von denen 2 das Alter von 60 Jahren überschritten hatten, und 4 Kinder, die lezteren im zartesten Alter gestorben, so daß ein Arzt, der sich dort häuslich niederlassen wollte, seine Absicht wieder aufgab, aus Furcht, er möchte dort kein Fortkommen finden. Aus diesem Grunde müssen nun die Ansiedler ärztliche Hülfe in Rio Pardo suchen, wo den Minderbemittelten die erforderlichen Arzneien unentgeltlich geliefert werden.

Zieht man zunächst die Fruchtbarkeit des dortigen Bodens in Betracht, so kann ich nur wiederholen, was ich schon früher darüber gesagt habe, daß nämlich in dieser Beziehung wenig zu wünschen übrig bleibe. Nichtsdestoweniger muß auch dort ein Frucht- oder Pflanzenwechsel beobachtet werden, wenn der Boden seine Ergiebigkeit behalten soll, und man darf dasselbe Gewächs nicht zu oft hinter einander folgen lassen. So ist z. B. auf mehreren Kolonien die Beobachtung gemacht worden, daß wenn die Eigenthümer derselben drei Jahre hindurch 6 Kartoffelernten auf der nämlichen Stelle erzielten, die bei uns gekannte Krankheit ebenfalls am Kraute sich äußerte. Sind alle Rüksichten gehörig genommen, so ist der Ertrag in der Regel 16fältig, und auch Mais (Welschkorn) und schwarze Bohnen sind außerordentlich ergiebig, so daß zu Anfang Juni dieses Jahres schon zwischen 9000 und 10,000 Säke von den beiden lezten Früchten zur Ausfuhr gebracht werden konnten, für welche sehr hohe Preise erzielt wurden. Dieß ist auch der Grund, warum der Anbau des Tabaks jezt minder stark betrieben wird, als zuvor, obgleich von mittelmäßigen und feinen Sorten, besonders Dekblatt, in der Picada do Rio Pardinho bedeutende Ernten gewonnen und zu 5 Milreis die Arrobe von 32 Pfund verkauft wurden. In einer neuen Ansiedlung spielen natürlich die nothwendigsten Lebensbedürfnisse immer die erste Rolle; und da sie auch mit weniger Arbeit zu erlangen sind, als manche andere Handelsgewächse, so wird ihnen schon darum der Vorzug gegeben, wozu nun auch noch der wichtige Umstand hinzukommt, daß die nördlichen Provinzen allfährlich mehr Zufuhr aus den südlichen gebrauchen, und aller Ueberschuß des Ertrages über den eigenen Bedarf zu den lohnendsten Preisen ausgeführt wird.

Was den Getreidebau, besonders Gerste und Hafer betrifft, so ist er im raschen Fortschritt begriffen. Diese lezten Fruchtgattungen müssen sehr dünn gesäet, drei bis vier Mal geschnitten und als Grünfutter dem Rindvieh vorgelegt werden, worauf jede einzelne Pflanze 20 und mehr Halme treibt, die gewöhnlich volle und schöne Aehren liefern. Auch der Roggenbau ist gesichert, und nur im Anbau des Weizens sind die Ansiedler, troz vielfacher und sorgfältiger Versuche, noch im Dunkeln. Weizen, an gleichem Tage auf nicht weit auseinander liegenden Grundstüken gesäet, lieferte verschiedene Ergebnisse. Auf einer Stelle gab er die Aussaat 40fältig zurük, während er auf einer andern kaum Ersaz für dieselbe leistete. Dieses Resultat kann ich indeß nur dem Urboden zuschreiben, den ich für zu kräftig halte, bis er durch mehrfachen Anbau mit Mais oder Tabak seine Geilheit verloren hat. Nach Verfluß einiger Jahre wird daher der Weizen vortheilhaft gezogen werden können, und es werden eben jezt Versuche mit ägyptischem, Mekkenburger und Kapweizen gemacht, in der Hoffnung, diese wichtige Frage ihrer Lösung näher zu bringen. Andere Gewächse, als Erbsen, Linsen, Oelfrüchte und Baumwolle wurden bisher nur zum häuslichen Bedarfe gebaut, dem Reis dagegen mehr Aufmerksamkeit geschenkt, welcher gut gedeiht und etwa 200fältige Ernten liefert. Von den großen Kürbissorten (Abobaras) wurde im lezten Jahre eine so überschwengliche Ernte gewonnen, daß die Kolonisten nicht im Stande waren, sie völlig einzuheimsen, sondern sich genöthigt sahen, die Schweine auf die Felder zu treiben, wo ihre Mästung schnell erfolgte. Das Zukerrohr wintert in Santa Cruz nicht überall durch, doch gibt es einige schöne Pflanzungen, die ein gutes Gewächs zu Branntwein liefern. Die einheimische süße Batata sowohl als die europäische Kartoffel geben im Jahre einen doppelten Ertrag, und werden theils zum Hausbedarf, theils ebenfalls zur Schweinemast verwendet, weil Speck sehr begehrt ist und mit 7 bis 8 Milreis für die Arrobe bezahlt wird.

Von Futterkräutern sind Klee, Esparsette und Lucerne am meisten verbreitet, während deutsche Gemüse und Blumen neben Pfirsichen, Mandeln, Quitten, Trauben, Ananas, Melonen u. s. w. in den oft sehr niedlich angelegten Gärten der Kolonisten gefunden werden.

In Betreff der Anlage von Fabriken ist natürlich in dem kaum dem Urwalde entstiegenen Santa Cruz noch wenig zu sagen. Eine Mühle, Brauerei und Brennerei sind im Betriebe, auch zwei Pottaschsiedereien beinahe vollendet. Die früher so lebhafte Tabak- und Cigarrenfabrikation hat abgenommen, da die dazu erforderlichen Hände anderswo besser verwerthet werden können. Der Holzhandel würde bei den theuern Preisen, welche in Porto-Alegre für Bauholz bezahlt werden, gute Rechnung geben, ist aber anderer dringender Arbeiten wegen jezt kaum in Betracht zu ziehen, bevor nicht der Fluß so weit gereinigt ist, daß man mit Flößen darauf fahren kann. Sobald dieß geschehen, wird die Ausfuhr schwerer Hölzer, die in Santa Cruz so häufig sind, ebenfalls versucht werden. Probeblöke dieser Holzarten sind schon hier in Hamburg vortheilhaft beurtheilt und gute Preise dafür in Aussicht gestellt worden.

Was das Leben und Treiben der Kolonisten in Santa Cruz anbelangt, so muß man ihrer Thätigkeit volle Gerechtigkeit zollen. Träge und nachlässige Leute findet man dort nicht; denn da jeder auf sich selbst angewiesen ist, so wird man bald von solchen Fehlern geheilt. Zunächst möchte der ruhige und verträgliche Umgang der Kolonisten unter sich hervorzuheben sein, da bis jezt weder Klage noch Streitigkeiten vor den Friedensrichter gebracht worden sind. Daher fehlt es auch nicht an Gemeinsinn, wodurch das Wohl der Kolonie befördert und dem Bedürfnisse an guten Straßen abgeholfen wird. In der Picada Santa Cruz traten auch 60 Familien zusammen, gründeten eine evangelische Gemeinde, wählten einen ihnen bekannten Prediger zu

ihrem Seelsorger nebst einem Schullehrer, und haben in kurzer Zeit ein geräumiges Schulhaus gebaut, wie auch die Errichtung eines Gotteshauses mit großem Eifer in Angriff genommen, was um so erfreulicher ist, als die Ansiedler beide Männer selbst besolden. Wer jezt Santa Cruz besucht, wird eingestehen müssen, daß es fast wunderbar ist, wie in einem Zeitraume von kaum 6 Jahren aus einem Urwalde solche Pflanzungen und Gärten geschaffen, und hunderte von Gehöften, zum Theil mit guten Wohnhäusern und Ställen versehen, durch den Fleiß von etwa 400 arbeitsfähigen Menschen hergestellt werden konnten.

Auch die Regierung der Provinz thut alles Mögliche, um das Wohl der Kolonisten zu fördern. Wege und Brüken werden gebaut, und eine Fähre über den Rio Pardo ist hergestellt worden. Ferner wurden Privatländereien angekauft und zu Kolonien vermessen, während in der vor Santa Cruz liegenden Niederung (Farinal) ein Dorf gegründet, Straßen abgesteft und Bauplätze vermessen und kartirt sind, auch die Herstellung einer großen Kirche unternommen wurde, die laut des Kontrakts in drei Jahren vollendet sein soll. Auf dem Berge Boa Vista, mitten in der Picada Santa Cruz, ist eine Schule errichtet worden, in welcher von einem durch die Regierung besoldeten Lehrer unentgeltlicher Unterricht in der deutschen und portugiesischen Sprache gegeben wird. Ueberhaupt verwendet die Regierung große Summen für die Kolonisation, da sie weiß, wie wichtig sie für die Provinz im Allgemeinen ist; und da die Urbarmachung des Bodens nur von den Einwanderern erwartet werden kann, so fehlt es an Sorgfalt für dieseiben nicht, weßhalb sie auch mit Wohlwollen empfangen und unentgeltlich an den Ort ihrer Bestimmung gebracht werden.

(Schluß folgt.)

Verschiedenes.

(Mormonliches.) Wie man von der einen Seite den bevorstehenden Zerfall des Mormonenthums prophezeien hört, so erhält man von der andern Nachrichten über einen stetigen Zuwachs. Vorige Woche sind in Glükestadt wieder etwa 500 dänische und schwedische Mormonen eingeschifft worden. In Skandinavien und Großbrittanien werden fortwährend neue Anhänger gewonnen. In Amerika scheinen sie den Plan aufgegeben zu haben, sich in Utah zu konzentriren; denn sie haben immer noch viele Ansiedelungen in den Staaten von Michigan bis Texas; ferner im Territorium Kansas, und in Süd-Kalifornien besizen sie eine schon ziemlich bevölkerte Stadt, San Bernardino, und bereits beginnt die Bewegung sich auch gegen den Mittelpunkt von Ost-Oregon auszudehnen. Im Herzen einer schönen aber wilden Gegend legen die Mormonen die Kolonie Lenthi an, bauen sich Forts und Häuser und führen da ihr Unwesen und ihre Unsitte ein.

Großherzogthum Baden. Daß während dieses Jahres sehr viele Auswanderer aus den nordamerikanischen Vereinigten Staaten zurükgekehrt sind und noch immer zurükkehren, ist bekannt. Meistens waren aber dieß nicht arme Leute, sondern solche, die noch etwas Vermögen zurükbrachten. Nun ist aber auch eine große Zahl solcher, die auf Kosten ihrer Gemeinde hinüberspedirt worden waren, nach Baden zurük gekommen und den Gemeinden blieb natürlich nichts anderes übrig, als sie wieder aufzunehmen. Die badische Regierung hat nun bekannt gemacht, daß in Zukunft zu solchen Auswanderungen keine Erlaubniß mehr ertheilt werde. — Zum Ueberfluß auch wieder eine Warnung für schweizerische Gemeinden, ihre Armen nicht zur Reise nach den Vereinigten Staaten zu unterstüzen und damit nicht nur das darauf verwendete Geld zu verlieren zu risquiren, sondern auch die Leute noch elender als zuvor wieder zurükzuerhalten.

Frankreich. (Plumpe beabsichtigte Prellerei.) Jüngst versuchte ein Auswanderer aus der Schweiz, Namens Josua Anderwerth, Müller, einen sehr guten Wechsel von zirka 250 Dollars auf New-York bei einem jüdischen Geschäftsmanne in Havre umzusezen, war aber nicht wenig erstaunt, als Moses ihm 200 Fr. für Inkassospesen abziehen wollte!

Nordamerika. Vereinigte Staaten. Der Kongreß, der zu Anfang dieses Monats seine Sizungen begonnen hat, ist der 34ste; er besteht bekanntlich aus dem Senat und dem Repräsentantenhaus. Der erstere zählt 62 Mitglieder, da jeder Staat durch zwei Mitglieder vertreten ist und die Union jezt 31 Staaten zählt. Fünf Senatoren, deren Amtsdauer abgelaufen ist, müssen ersezt werden und zwar für die Staaten Alabama, Missouri, Indiana, Pennsylvanien und Kalifornien. Das Repräsentantenhaus zählt 234 Mitglieder, die nach Maßgabe der Volkszahl in jedem Staate gewählt werden. Das ganze Land ist zu diesem Zweke in 234 Distrikte eingetheilt, so daß in jedem derselben vom Volk ein Repräsentant durch Stimmenmehrheit gewählt wird. Auf die 16 Staaten, in denen die Sklaverei verboten ist, fallen 144, auf die 15 Sklavenstaaten nur 90 Repräsentanten. Im Senat haben gegenwärtig die Demokraten die Mehrheit, im Repräsentantenhaus ist keine Partei so stark vertreten, um ohne Verbindung mit einer andern eine Majorität machen zu können.

— Der Weinbau in den Vereinigten Staaten hat in den lezten 5 Jahren außerordentlich zugenommen. Im Ohio-Thal sind etwa 1800 Aker Weingarten, rechnet man davon ein Viertel, welches keine Frucht trägt, so bleiben 1350 Aker, welche in guten Mitteljahren 400 Gallonen Wein vom Aker bringen. Das macht 540,000 Gallonen. Im Mississipi- und Missouri-Thal sind 650 Aker mit Reben bepflanzt, ein Viertel davon macht 488 fruchttragende Aker oder 295,400 Gallonen. In Kalifornien bringt eine Mittelernte wenigstens 120,000 Gallonen, in Neu-Mexiko etwa 25,600 und in allen übrigen Staaten der Union mögen etwa 100,000 Gallonen produzirt werden. Da nun nach dem Zensus von 1850 nur höchstens 150,000 Gallonen in den Vereinigten Staaten produzirt wurden, jezt aber nach obiger Spezifikation 941,000 Gallonen, so hat die Wein-Erzeugung um mehr als 376 pCt. zugenommen. Im Ohio-Thal ist Cincinnati der Hauptort für die Weinproduktion, im Mississippi- und Missouri-Thal Hermann im Staate Missouri; in der Umgebung des ersten Ortes giebt es über 1200 Aker Weingärten, bei Hermann 500. Californien mag jezt auch vielleicht schon mehr Wein erzeugen, als den oben aufgeführten Betrag, dessen Schäzung nicht ganz neu ist. In Neu-Mexiko wachsen fast nur bei El Paso Reben, die zwar vorzüglichen Wein geben, die aber nur wenig Terrain einnehmen. Der in den östlichen Staaten hin und wieder in Quantitäten producirte Wein ist von mittelmäßiger Qualität. (D. A. Z.)

— Wiskonsin. (Milwaukee.) Milwaukee, erst 1837 auf der Stelle gegründet, wo damals nur ein Blokhaus stand, hat gegenwärtig unter 25,000 Einwohnern etwa 10,000 Deutsche. Die drei ersten Ansiedler, ein französischer Kanadier, Juneau, und die beiden Yankees, Walker, aus Kilbourn, leben daselbst und sind natürlich durch Verkauf der Bauplätze reiche Leute geworden. Die Anzahl gebildeter Deutscher ist verhältnißmäßig nirgendwo in Amerika so stark, als in Milwaukee, wie denn nirgendwo in Amerika das Deutschthum sich so unabhängig und selbstbewußt gestaltet, als überhaupt in ganz Wiskonsin, — was schon daraus andeutungsweise hervorgeht, daß Milwaukee allein (wenigstens noch vor drei Jahren) vier gut redigirte deutsche Zeitungen und einen Musikverein hatte, welcher Musik von Haydn (die Schöpfung, die Jahreszeiten), Mozart, Mendelssohn u. s. w. für Amerika vortrefflich aufführte. Auch fehlt es nicht an manchen bekannten Namen unter den in Wiskonsin ansässigen Landsleuten.

— Maryland. (Mordthat.) In der Nähe von Cumberland ist vor Kurzem ein gräulicher Doppelmord vorgekommen. Ein deutscher Hausirer, Friedrich Müller, der Angabe nach aus Sachsen-Meiningen gebürtig, der schon mehrere Male wegen Diebstahl bestraft worden sein soll, ermordete in der Nähe Cumberlands einen in der Stadt wohnenden deutschen Dr. der Medizin, J. F. C. Hadel, und nachdem er ihn beraubt und bei Seite geschafft, lokte er einen im Hause des Doktors wohnenden Studiosen, Namens Heinrich Gräf, der aus New-York gebürtig sein soll, unter dem Vorwande, der Doktor bedürfe seiner Hülfsleistung, aus der Stadt, ermordete ihn ebenfalls und kehrte dann zurük in die Wohnung des Doktors, um dieselbe auszuplündern. Die beiden Leichen wurden bald aufgefunden, der Thäter eingezogen und dann zum Tode am Galgen verurtheilt. Dr. Hadel wohnte früher in Baltimore, wo er sehr bekannt ist. Nativistische Blätter beuten natürlich dieses Verbrechen auf ihre Weise aus und knüpfen Bemerkungen über „importirte Verbrecher" daran, die mit allem möglichen Unsinn ausgeschmükt sind. Daß so viele Mordthaten von Eingebornen begangen werden, kommt nicht in Betracht. Hundert Male erfrechen sich diese Nichtswisser-Organe, auszurufen: „Alle unsere Gefängnisse, Zucht- und Armenhäuser sind mit fremden Vagabunden und Verbrechern gefüllt," obgleich ihnen aus offiziellen statistischen Berichten das Gegentheil nachgewiesen wird.

— Kalifornien. (Eine reiche Goldmine.) Der Sierra Lake „Citizen" bringt folgende Mittheilung: „Eine Gesellschaft Deutscher bearbeitete eine Mine an dem mittleren Yuba während dreier Monate, verkaufte wöchentlich an der Expreß-Office einige Unzen Goldstaub und zog auf diese Art sehr wenig Aufmerksamkeit auf sich. Einer der Gesellschaft verkaufte seinen Antheil und man war der Trennung wegen genöthigt, das vorhandene Gold zu theilen. Dasselbe wurde aber nach der Office der Minnesota Expreß-Kompagnie gebracht, wo nach einer gleichmäßigen Theilung, jedem Theilhaber 10,000 Dollars zufielen und nebenbei noch genug, um die Passage nach Hause zu bezahlen. Diese Masse Goldes wurde innerhalb dreier Monate gewonnen, ohne daß irgend Jemand nur ahnte, wie reichlich die Mine zahlte.

— Minnesota. (Indianergefecht.) Ein im St. Peters (Minnesota) Courier veröffentlichter Brief, der von North Western Post, Redwood datirt ist, meldet, daß am 21. September zwischen den Chippewa's und Sioux ein blutiges Gefecht vorgefallen, in welchem 77 Sioux getödtet und 17 verwundet wurden. Die Chippewa's hatten nur 3 Todte.

— Kansasterritorium. (Sklavenstaat oder freier Staat?) Der Anzeiger des Westens berichtet, daß der frühere Gouverneur von Kansas, Reeder, wenigstens 3000 Stimmen als Mitglied des Kongresses erhalten werde, während sein sklavenfreundlicher Gegner Whitfield nur 2504 erhalten habe, davon viele von Missouriern, die zum Stimmen in Kansas gar nicht berechtigt seien. Er knüpft hieran eine Berechnung, wonach unter den Ansiedlern in Kansas ⅗ gegen und nur ½ für die Sklaverei sind, und spricht mit Rükficht hierauf die Ueberzeugung aus, daß Kansas als freier Staat sich konstituiren werde. Den Umständen nach werden die Vorgänge in Kansas zu sehr lebhaften Debatten in dem nächsten Kongreß Anlaß geben. Jede Partei, die sklavenfreundliche wie die sklavenfeindliche, hat einen Delegaten für den Kongreß gewählt, der nun zunächst zu entscheiden haben wird, welcher als der rite gewählte zu betrachten und daher zuzulassen ist.

— **Kanada.** (Kanada's Wachsthum.) Im Jahre 1829 betrug die Einwohnerzahl von West-Kanada nur 196,000 Seelen, im Jahre 1854 hatte sie sich auf 1,237,000 oder um mehr als 500 % vermehrt. In dem ersteren Jahre war der Werth des gesammten steuerbaren Grundeigenthums auf 2,500,000 Pfd. Sterl. veranschlagt, im Jahre 1854 auf 50 Millionen ausschließlich des Werthes der Kronländereien und des Holzes und Mineralbestandes darauf. — Im Jahre 1838 führte Kanada nur 296,620 Bushel Weizen aus, im Jahre 1852 bereits 5,496,648 Bushel. In dem kurzen Zeitraume von 14 Jahren hatte sich also die Ausfuhr dieses Artikels verachtzehnfacht. — Im Jahre 1834 repräsentirte der gesammte Ein- und Ausfuhrhandel von Kanada eine Summe von 2,082,567 Pfd. Sterl., im Jahre 1852 schon 8,892,524 und im folgenden Jahre (1854) gar 13,945,648. In sechs Jahren hat sich sonach der Gesammtbetrag der Ein- und Ausfuhr von Kanada vervierfacht. — Im Jahre 1843 betrugen die Staatseinkünfte von Kanada 445,578 und die Ausgaben 836,754 Pfd. Sterl.; 10 Jahre später (1853) war die erste Summe auf 1,714,350 Pfd. Sterl. gestiegen, während sich die der Ausgaben sogar um 2000 Pfd. Sterl. verringert hatte. — Während der lezten 10 Jahre betrug die Vermehrung der Bevölkerung von West-Kanada 104 %, während sich die Bevölkerung der Vereinigten Staaten nur um 35 und die von Großbritanien um 13 % vermehrte.

— **Mexiko.** Mit dieser sogenannten Republik, die sich noch immer der blühendsten Anarchie erfreut und wo nach Santa Anna's Flucht binnen wenigen Wochen erst Carrera, dann La Vega, dann noch einmal Carrera, dann Alvarez und endlich Comonfort an's Staatsruder getreten sind, steht den Vereinigten Staaten möglicherweise eine kleine Verwikelung bevor. Eine Art von Kartoffelkrieg ist schon im Gange. Ein texanisches Freikorps unter Kapitän Callayan und Henry, 110 Mann stark, machte einen Einfall in den Staat Tamaulipas, um die räuberischen Lipan-Indianer zu züchtigen, die sich nach Verübung vielfacher Diebereien und Morde in's Mexikanische geflüchtet hatten. In einiger Entfernung von dem Grenzstädtchen Piedros Negras stieß die Schaar auf einen 7—800 Mann starken, aus Lipans, mexikanischen Lanzenreitern und Seminolen bestehenden Heerhaufen, lieferte demselben eine mehrstündige Schlacht, in der sie sich mit einem Verlust von 4 bis 5 Todten wenigstens ungehinderten Rükzug erkaufte, zog nach Piedros Negras, besezte und verschanzte es und erwartete dort, den Nachrichten zufolge, weiteren Zuzug aus Texas. Dieses texanische Freikorps scheint dasselbe zu sein, über das in der Neu-Braunfelser Zeitung geklagt wird, daß es zum Schuze gegen die Indianer westlich von San Antonio aufgestellt, seinen Posten verlassen habe, um eigenen Geschäften jenseits dem Rio Grande nachzugehen, worauf die Indianer sich alsobald durch Raub- und Mordzüge wieder bemerkbar gemacht haben.

Feuilleton.

Die Quäkerin im Blumenthal.

Die Revolution ist der Zauberstab, welcher die schlummernden Geister weckt, der Sturm, welcher das Menschenherz in seiner tiefsten Tiefe aufrüttelt und seine verborgenen Kräfte, seine guten und bösen Eigenschaften zum Vorschein bringt.

Schade, daß die amerikanische Revolution erst, nachdem sie beendigt war, ihre Geschichtsschreiber fand. Wie manche Großthat mag der Nachwelt verloren gegangen, wie manche heldenmüthige Aufopferung unbekannt geblieben sein.

Aber im Munde des Volkes leben noch tausend Erzählungen, welche vom Hochsinn der Väter zeigen, und wollte man namentlich alle Beispiele von weiblichem Heroismus sammeln, welche auf diese Weise der Vergessenheit entrissen sind, man könnte viele Bände füllen.

Lassen wir hier die Erzählung von der Quäkerin im Blumenthal folgen, deren Einzelheiten geschichtlich verbürgt sind.

Vor ungefähr 70 Jahren stand auf dem Gipfel des Murray Hill ein hübsches Landhaus, welches dem Quäker Robert Murray, einem reichen Kaufmann New-Yorks, angehörte. Es war ein reizender Aufenthalt, gerade weit genug von der Stadt entfernt, um einigermaßen vor dem Besuch lästiger Sonntagsgäste gesichert zu sein, und von blühenden Gärten und Fruchtbäumen umgeben.

An einem schönen September-Nachmittage gegen zwei Uhr stand eine Dame in Quäkerkleidung auf dem Balkon dieses Hauses, ängstlich nach dem hundert Schritt entfernten Wege spähend. Ihr Gesicht trug einen milden Ausdruk, verrieth aber eine lebhafte Angst, und hierüber konnte man sich nicht wundern, denn fortwährend hörte man Kanonendonner und das Knattern des Musketenfeuers, dann und wann von Triumphgeschrei unterbrochen.

Bald wurden große Militärabtheilungen, Kanonen, Bagagewagen im wirren Durcheinander eines eiligen Rükzugs auf dem Wege sichtbar. Offenbar hatten die Amerikaner das Feld räumen müssen und waren in schleuniger Retirade begriffen, um nicht von ihren Verschanzungen am Endpunkte der Insel abgeschnitten zu werden.

Drei oder vier schwarze Diener beiderlei Geschlechts, an welche sie dann und wann einige Worte richtete, standen in ihrer Nähe. Plötzlich stürzte ein schwarzer Diener, welcher an einer Krümmung des Weges gestanden hatte, in wildem Entsezen auf das Haus zu. Seine Augen traten aus ihren Höhlen, sein Mund gewann eine fabelhafte Breite, und er schrie:

„O Missus, unten in der Wiese an der Bai liegen über hundert todte Soldaten. Die Engländer treiben die Amerikaner mit Kanonen und Kartätschen vor sich her. O Missus, es ist ein fürchterlicher Anblik!"

„O Missus, sehen Sie!" schrieen Alle auf einmal.

Vier Soldaten in amerikanischer Uniform bogen vom Wege in die breite Allee ein, die zum Hause führte. Sie hatten aus ihren Musketen eine Bahre gebildet, auf welcher ein junger Mann lag, der so stark blutete, daß ein rother Streifen den Weg bezeichnete. Sie schritten auf das Haus zu.

„Cato, Maggy bringt sogleich eine Matraze und ein Kopfkissen, und breitet sie hier im Schatten aus. Geschwind! Armer Jüngling, er stirbt!"

Die Neger beeilten sich dem Befehl ihrer Gebieterin nachzukommen, und kehrten sogleich mit den verlangten Gegenständen zurük. Die Soldaten trugen ihren Kameraden die Treppe hinan, und einer von ihnen sagte:

„Madame, unser Fähnrich ist stark verwundet. Der Kapitän befahl uns, ihn im Vertrauen auf Ihre Gastfreundlichkeit hieher zu bringen. Der Wundarzt wird gleich hier sein."

„Ihr habt Recht daran gethan. Ich werde mich des Unglüklichen annehmen. — Armer Jüngling!" rief sie, als die Soldaten ihn auf die Matraze legten.

Der junge Offizier öffnete die Augen und blikte um sich. Er war nicht über zwanzig Jahre alt, mit schönen Haaren, mit schönem aber bleichem Antlitz. Ja bleich war er, bleich und die Züge des herannahenden Todes ließen sich nicht verkennen. Seine Augen waren von tiefem Blau. Als sein Blik auf die Quäkerin fiel, lispelte er:

„Mutter!"

„Armer Jüngling, Du hast also noch eine Mutter? — Vielleicht fleht sie eben jezt den Himmel an, Dich auf der blutigen Bahn, die Du betreten hast, zu beschützen; legt seinen Kopf etwas höher; er wird bald ausgelitten haben."

Die lezten Worte sprach sie leise vor sich hin. Der Wundarzt kam herangesprengt. In einem Augenblik sprang er vom Pferde und war an der Seite des Jünglings. Er fühlte ihm den Puls, öffnete seine Weste, und alsdann wurden zwei Schußwunden sichtbar, um welche das Blut gerann.

„Armer Dik, Du wirst kein Gefecht mehr mitmachen. — Jede dieser Wunden ist tödtlich, Madame. Er kann höchstens noch eine halbe Stunde leben. Eilt Euern Kameraden nach, Leute. Der Feind folgt uns auf den Fersen. Liebe Madame, leben sie wohl, ich bin hier von keinem Nuzen. Bitte, sorgen Sie dafür, daß der Feind den armen Jungen mit seinen Todten beerdigt."

Er beugte sich noch einmal über den sterbenden Fähnrich, zerdrükte eine Thräne und eilte dann den Soldaten nach.

Die gute Quäkerin ergriff eine Hand des Jünglings und strich über seine Stirn, auf der sich schon der Thau des herannahenden Todes sammelte.

Er öffnete die Augen zum lezten Mal, schaute lächelnd die Frauengestalt an, deren sanfter Blik dem seinigen begegnete, und lispelte: „Liebe Mutter!" drükte ihre Hand konvulsivisch, und verschied.

Die Quäkerin sprach kein Wort. Sie erhob sich, breitete ein weißes Tuch über den Leichnam, wandte sich ab und ließ mit einem halb unterdrükten Schlachzen ihre Augen über die Allee gleiten.

In verschiedenen Theilen des offenen Obstgartens erschienen Gruppen von Soldaten, die ihre sterbenden Kameraden trugen, sie sorgsam in's Gras niederlegten und dann ihrem Regimente, welches auf dem Hauptwege marschirte, nacheilten. Bald waren auf diese Weise mehr als zwanzig Verwundete um das Haus gelagert.

Die Quäkerin rief alle ihre Diener herbei und eilte in den Obstgarten, um den Verwundeten beizustehen. Während sie sich dieser Beschäftigung hingab, lenkte ein Offizier in der Uniform von Washingtons Generalstab von der Heerstraße ab und sprengte die Allee hinauf und direkt auf sie zu.

„Habe ich die Ehre mit Mrs. Murray zu sprechen?"

„Ich bin die Frau des Robert Murray", war die Antwort.

„Liebe Madame, verzeihen Sie meine Zudringlichkeit. Die Beschäftigung, bei welcher ich Sie antreffe, bürgt mir dafür, daß ich mich nicht in Ihnen geirrt habe. Der Obergeneral sendet mich zu Ihnen, um Sie zu bitten, das Vorrüken der brittischen Truppen wo möglich dadurch aufzuhalten, daß Sie den General Howe, welcher bald mit seinem Generalstabe hier vorbeikommen wird, einladen, bei Ihnen einzukehren und ihm Erfrischungen reichen, liebe Madame," und er beugte sich zu ihr herab und flüsterte ihr das Uebrige in das Ohr, „ein Theil unserer Truppen ist noch in der Stadt und kann sich nur durch den Blumenthaler Weg zurükziehen. Wenn Sie nicht in unsern Plan eingehen, so werden dem Vaterlande viele seiner tapfersten Streiter verloren gehen."

„Dank, tausend Dank, Mrs. Murray!" und er sprengte davon.

Es waren kaum fünf Minuten verflossen, als schon die Klänge eines Siegesmarsches die Luft erfüllten. Mrs. Murray ging mit einigen Dienern zum Wege hinunter, um dort die heranrükenden Truppen zu erwarten.

Es war in der That ein glänzendes Schaufpiel. Zuerst sprengte eine berittene Avantgarde in scharlachrother Uniform den Hügel hinan. Pauken- und Trompetenklänge tönten vor ihnen her. Darauf folgte eine Kompagnie Grenadiere, dann eine große Anzahl von Offizieren in prachtvollen Uniformen. Der vorderste von ihnen war Sir Wm. Howe, Obergeneral der brittischen Streitkräfte. Hinsichtlich der Statur und des Körperbaues ähnelte er Washington, denn beide waren von ungewöhnlicher Größe. Hier hat aber auch der Vergleich ein Ende. Dem offenen, menschenfreundlichen Antlitz Washington's gegenüber, war Howe's Gesicht, wie seine Zeitgenossen versichern, falsch, düster und abstoßend. Die Cavalcade rükte rasch vorwärts und kam bald an den Ort, wo Mrs. Murray sich befand.

„Willst Du nicht einen Augenblik in meinem Hause einkehren und Dich erfrischen? Du scheinest ermüdet zu sein", sagte die Quäkerin, sich freundlich an den General wendend.

„Wahrhaftig, Clinton, der Vorschlag läßt sich hören. Die Truppen haben ein schweres Stük Arbeit gehabt, und eine kurze Rast könnte uns Allen nicht schaden. — Liebe Madame, wir nehmen Ihr Anerbieten um so lieber an, als es zeigt, daß Sie eine treue Unterthanin des Königs Georg sind, dessen Stellvertreter zu sein ich die Ehre habe."

„Ich bin die Freundin des Königs Georg wie des Kongresses, des Generals Howe wie des Generals Washington. Es geziemt einem armen, schwachen Geschöpfe nicht, die Werke des allweisen Schöpfers zu hassen oder zu verachten."

Sir William machte eine höfliche Verbeugung. Er war zu klug, um sich mit einer Quäkerin in eine politische Disputation einzulassen.

Er kommandirte eine Rast von 40 Minuten, ritt, begleitet von Sir Henry Clinton, General Kniephausen, Befehlshaber der Hessen, Lord Percy, den Generalen Leslie und Gray und seinem Stabe in den Park, und alle stiegen von ihren Pferden.

Kuchen, Wein, kalte Speisen wurden im Ueberflusse herbeigebracht. Die Offiziere langten waker zu, und General Clinton, ein starker Feinschmeker, flüsterte seinem Nachbar zu:

„Wenn der Keller dieser Quäkerin noch viel solchen Madeira enthält, möchte ich wohl während der Campagne bei ihr einquartirt werden."

Mittlerweile ließ Mrs. Murray Cato heimlich auf das Dach des Hauses steigen und befahl ihm, sobald er an einem bestimmten Punkte ein Truppenkorps den Blumenthaler Weg überschreiten sehe, ihr sogleich Bescheid zu bringen.

Es war schon eine Stunde verflossen, und General Howe dachte noch immer nicht an den Aufbruch. Mrs. Murray wußte ihren Gästen nicht nur mit Erfrischungen aufzuwarten, sondern sie durch anziehende Gespräche zu fesseln. Die jüngeren Offiziere hatten sich in dem Garten zerstreut, um frisches Obst zu pflüken, und so flog die Zeit unbemerkt dahin, ohne daß man dessen gewahr wurde.

Endlich gab Cato das verabredete Zeichen und Mrs. Murray fragte, sich an die höheren Offiziere freundlich wendend:

„Wollt Ihr mit mir in's Haus treten? Ich habe Euch dort etwas zu sagen."

Sie sprach diese Worte in einem so ernsten, feierlichen Tone, daß die Lustigkeit der Offiziere plötzlich einer bangen Erwartung Plaz machte. Der Spott, von welchem ihre Lippen so reichlich über die gefangenen Rebellen ausströmten, verstegte, sie sezten die Gläser nieder und folgten der Quäkerin mit einem unheimlichen Gefühl, welches sie wider Willen überschlich.

Die Wirthin führte ihre Gäste zum Ende der Seitenhalle, und entfernte dort das Tuch, welches den Leichnam des Fähnrichs bedekte.

Die Züge des Jünglings waren selbst im Tode noch schön. Der sanfte Wind spielte in den Ringelloken und umfächelte die magern, bleichen Wangen. Breite Streifen Blutes zeigten sich auf der Uniform, und ein ganzer Haufen desselben war auf dem Leichentuche geronnen. Der Anblik war in der That geeignet, selbst ein versteintes Herz zu rühren.

„Wer unter Euch wird diese blutige That vor Gott und der Mutter des armen Jünglings verantworten?" sagte die edle Frau, ihr ruhiges Auge ernst zu den Offizieren erhebend.

„Zu Pferde, Ihr Herren! Madame, es geht im Kriege nicht anders. Wir danken Ihnen für Ihre Gastlichkeit. Leben Sie wohl!"

Dieß war die Antwort des Wm. Howe. Und was hätte er anders sagen können?

Im nächsten Augenblike verkündete das Geschmetter der Trompeten das Weiterrüken der Truppen. Sie schritten zu Triumph und Sieg — glüklicherweise nur für eine kurze Zeit.

Mrs. Murray rettete durch ihre Geistesgegenwart 3000 Mann amerikanischer Truppen, welche abgeschnitten waren, wenn die Engländer vor ihnen den Weg erreicht hätten. Hätte nicht vielleicht damals der Verlust von 3000 Mann für das Schiksal der Republik entscheidend sein können.? Wie dem auch sein möge — unter allen Umständen: Ehre der Quäkerin in Blumenthal!

(N. B. Ztg.)

Der Werth eines Menschenlebens in Amerika. Der Reisende Oliphant hat jezt ein Buch über „Minnesota und den fernen Westen" herausgegeben. Er erzählt darin eine Anekdote, die zwar sehr bekannt klingt, in dieser neuen Fassung aber immer wieder gern gehört werden wird. Die Szene liegt an den Wasserfällen von Sault St. Marie im nördlichen Michigan. Zwei tollköpfige Amerikaner sind in das wilde Element gerathen und kämpften um ihr Leben. Am Strande sammeln sich Menschen, um den Ausgang des Streites zu erwarten. Da tritt plötzlich in höchster Aufregung ein Mann in die Gruppe und ruft: „Rettet mir den Mann mit den rothen Haaren." Auf diesen Impuls trifft man Anstalten; die „rothen Haare" werden gerettet, der andere Waghals aber, der wahrscheinlich minder blond war, findet sein Grab in der Nässe. Von einer Wiedersehensszene, als die rothen Haare gelandet waren, wird nichts erzählt, wohl aber zeigte der Retter den Umstehenden ein freundliches Gesicht, und erklärte ihnen, er habe sich für den Rothhaarigen interessirt, weil er ihm 18 Dollars schuldig gewesen sei, während der andere, welcher keinen zärtlichen Gläubiger an den Fällen besaß, elend umkam. Die Moral von der Geschichte ist, daß man in Amerika der Gesellschaft nur dann unentbehrlich ist, wenn man seinen Freunden sich werthvoll zu machen versteht.

(Ausland.)

Abonnementspreis.
Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich . . . . . 4 Fr. — Rp.
Halbjährlich . . . . . 2 „ — „
Vierteljährlich . . . . . 1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".

Einrükungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 51. | Samstag den 22. Dezember. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Fünfter Jahrgang. | 1855.

Abonnementseinladung.

Der „Kolonist" wird auch im kommenden Jahre — wie bisanhin alle Samstage — erscheinen, und ladet daher zu zahlreichen Abonnementserneuerungen ein.

Der „Kolonist" ist ein Organ für die schweizerische Auswanderung und bespricht als solches sowohl die allgemeinen Verhältnisse derselben, als er namentlich Mittheilungen über sämmtliche Länder bringt, welche ihr Ziel sind. Neben Nordamerika, das dem Europamüden leider schon seit längerer Zeit so trübe Aussichten bietet, wird er die Blike seiner Leser wie bisher vorzugsweise auf Brasilien lenken, und zwar insbesondere auf jene Halbpachtkolonien in San Paulo, die sich bis jezt als einzig praktische Lösung der Auswanderungsfrage bewiesen haben. Ebenso wird er fortfahren, nach bestem Wissen und Gewissen vor der Uebersiedlung nach solchen Ländern zu warnen, in welchen den schweizerischen Auswanderer statt dem geträumten und ihm vorgespiegelten Glük nur Elend und Verderben erwarten, wozu immer noch reichliche Gelegenheit geboten ist.

Der „Kolonist" kostet halbjährlich 2 Fr., vierteljährlich 1 Fr., mit der Post franko durch die ganze Schweiz. Eine Vergleichung unseres Blattes mit der in Bern wöchentlich erscheinenden Auswanderungszeitung ergibt, daß es mehr als doppelt so billig ist, da die Abonnementsgebühr des „Kolonist" bei um die Hälfte größerem Format und viel gedrängterem Saz doch nur zwei Drittheile von dem Preise jener beträgt.

Den bisherigen Lesern wird unser Blatt auch ohne besondere Bestellung wieder zugesandt und die Gebühr mit der dritten Nummer nachgenommen. Neue Abonnenten mögen sich an das nächstgelegene Postamt wenden oder in frankirten Briefen an die

Expedition des „Kolonist"
in Lichtensteig.

Die Kolonisation
der
brasilischen Provinz Rio Grande do Sul.

II. Die Kolonie S. Leopoldo.

Die älteste, größte und wichtigste deutsche Niederlassung in der Provinz Rio Grande do Sul ist die theilweise am Rio dos Sinos gelegene Kolonie S. Leopoldo mit dem Städtchen (Villa) gleichen Namens. Dort leben über 10,000 deutsche und 3000 brasilische Akerbauer, Fabrikanten und Handwerker, meist in großem Wohlstande. S. Leopoldo, vor 32 Jahren gegründet, ist unstreitig als Vorbild sämmtlicher Kolonien Brasiliens zu betrachten und bereits so weit vorgeschritten, daß seine Produkte nicht nur die Bedürfnisse des südöstlichen Theiles der Provinz zu deken vermögen, sondern auch nach Santa Katharina und Rio de Janeiro in Menge verschifft werden. Man findet dort Fabriken von lakirtem Leder und Sätteln, nebst Lohgerbereien, welche nach einem großartigen Maaßstabe angelegt sind. Auch Leim, Pottasche und gute Seilerwaaren werden angefertigt. Brauereien, die theils mit Malz, theils mit Bierstein arbeiten und ein kräftiges Bier erzeugen, sind errichtet worden, und einige Töpfereien, Ziegeleien, Brennereien nebst einer Steingutfabrik machen gute Geschäfte. Ueberhaupt ist jedes Handwerk in S. Leopoldo vertreten, und hat dort im wahren Sinne des Wortes „seinen goldenen Boden" gefunden. Acht Oehlmühlen liefern den Bedarf für die Kolonie und den Handel in Porto-Alegre, und einige Mahlmühlen, zum Theil nach amerikanischer Weise eingerichtet, vermögen kaum den Bedarf an Mehl zu deken.

Kann nun auch, wie bemerkt, diese Kolonie als Musterbild aufgeführt werden, so ist sie doch dem dahin Auswandernden nur bedingungsweise zur Niederlassung zu empfehlen. Hat er einen spekulativen Kopf, scheut er keine Arbeit, und besizt Vermögen, so wird er in S. Leopoldo gute Geschäfte machen; ist er aber Akerbauer, und ohne hinlängliche Mittel, so ist es schwierig, etwas passendes zu finden. Passend nenne ich eine Kolonie, die noch mindestens zur Hälfte mit Urwald besezt ist; allein derartige Grundstüke sind in S. Leopoldo fast gar nicht zu erstehen, da die alten Kolonisten ihr Eigenthum nur selten verkaufen. Der Einwanderer ist daher gezwungen, oft 10 bis 11 Legoas vom Flusse entfernt sich anzukaufen, und kann alles Fleißes ungeachtet nie rasch vorwärts kommen, weil die Transportkosten seiner Produkte den Verdienst zu sehr schmälern. S. Leopoldo hat eine ziemlich starke Schifffahrt. Man findet dort an 30 Fahrzeuge (Lauchoes), die 600 bis 700 Säke laden, und fortwährend beschäftigt sind, die Erzeugnisse der Kolonie nach Porto-Alegre zu schaffen. Ebenso besorgt ein Dampfschiff den täglichen Personenverkehr zwischen genannter Stadt und der Villa von S. Leopoldo.

III. Die Kolonie Mundo Novo.

Sieben Legoas oberhalb S. Leopoldo liegt ebenfalls am Flusse Sinos die dem Herrn Tristao Jose Monteiro gehörige Kolonie Mundo Novo, welche täglich größere Fortschritte macht. Sie hat guten Boden und schönes Holz, und jede Kolonie von 100,000 Quadrat-Brassen in rohem Zustande wird bereits mit 600 bis 700 Milreis bezahlt. Der Eigenthümer dieser Landstreke, welche aus verschiedenen Parzellen von etwa 8 bis 9 Quadrat-Legoas im Umfange besteht, bietet Alles auf, um das Wohl der Einwanderer zu fördern, von welchen bereits über hundert Familien daselbst angesiedelt sind.

IV. Die Kolonie Santa Maria da Soledade.

Diese Kolonie liegt an den Ufern des Cahy, 13 Legoas von Porto-Alegre und ist erst neulich gegründet worden. Der Graf v. Montravel ist Eigenthümer derselben und hat von der Zentralregierung etwa 16 Quadrat-Legoas Land unter der Bedingung gekauft, binnen 5 Jahren 600 Familien darauf anzusiedeln. Der Herr Graf erfreut sich der besondern Gunst JJ. MM. des Kaisers und der Kaiserin; und da er nur das Wohlergehen der Kolonisten wünschen kann, so wird er es an nichts fehlen lassen, ihr Fortkommen, so weit es in seiner Macht steht, zu fördern. Eine Kolonie von 100,000 Quadrat-Brassen wird auf 5jährigen Kredit zu 500 Milreis verkauft. Wer aber baare Zahlung leistet, erhält 20% Abzug. Den Kolonisten bleibt es überlassen, die Schuld zu tilgen, wie es ihnen beliebt; nur sind sie verpflichtet, jeden Monat 1 Tag mit ihren Familien bei den zum Besten der Kolonie erforderlichen öffentlichen Arbeiten zu betheiligen. Jede Quadrat-Legoa soll einen besondern Distrikt bilden, wozu die darauf befindlichen Ansiedler einen Obmann und 6 Räthe wählen können. Zum Empfange der Einwanderer werden Gebäude errichtet, in welchen sie so lange aufgenommen werden, bis ihre eigenen Wohnhäuser fertig und eingerichtet sind. Die sich vorfindenden Wasserfälle behält sich Graf Montravel selbst vor, wird sie aber gern den Kolonisten überlassen, welche sie nüzlich verwenden können. Vorrathshäuser sind vorhanden, und werden mit allen zum Gebrauche nöthigen Gegenständen versehen.

V. Die Kolonien Conventos und Lageados.

Zwischen S. Leopoldo und Santa Cruz liegen am Flusse Taquary die früher dem Herrn Claussen gehörigen beiden Landgüter, welche obige Namen führen und nun in Kolonien vermessen sind. Es mögen dort bereits eilf Familien angesiedelt sein, welche von San Leopoldo herüber kamen. Der Kaufpreis beträgt 350 Milreis für 100,000 Quadrat-Brassen, und die Ländereien sind zum Theil sehr vorzüglich. Der Flächenraum beider Kolonien beträgt ungefähr 2½ Quadrat-Legoas, und den zuerst auf denselben sich ansiedelnden Einwanderern soll der Preis noch etwas ermäßigt werden.

VI. Kolonie da Silva Marcante.

Unmittelbar in der Nähe der unter V genannten Kolonie, liegen ebenfalls am Taquary die Ländereien des Herrn da Silva Marcante, welche aus den vorzüglichsten Grundstüken, im Umfange von 3 Quadrat-Legoas bestehen. Jede zur Ansiedlung einer Familie bestimmte Bodenfläche enthält 125,000 Quadrat-Brassen, oder ungefähr 236 pr. Morgen. Diese Ländereien sind zwei Tagereisen von Porto-Alegre entfernt, haben in ihrer Nähe am Taquary einen guten Hafen, und der Flekken gleichen Namens ist nur 3 Legoas davon entfernt. Beim Verkaufe eines solchen Grundstükes wird nur eine kleine Summe baar verlangt; der Rest kann nach zwei Jahren entweder in Geld oder Produkten getilgt werden. Die Lage der Kolonie ist gut und hat einen besonders schönen

Holzbestand. Herr Mareante ist ein sehr wohlwollender, rechtlicher Mann, wird den Käufern ihre Ansiedlung erleichtern und zu ihrem Fortkommen behülflich sein. Der Preis eines Grundstükes wie oben angegeben, beträgt 500 Milreis.

VII. Die Kolonie Barcellas.

Oberhalb Rio Pardo, unweit Santa Cruz, liegen die dem Herrn Dr. Barcellas gehörigen Ländereien im sogenannten „Schlupfwinkel des Königs" (Rincao del Rey), welche ungefähr 3 Quadrat-Legoas umfassen, wovon 2 vermessen sind. Jedes Grundstük besteht aus 30 bis 40,000 Quadrat-Brassen Wald und 60 bis 70,000 Quadrat-Brassen Weideland. Der Boden ist im Allgemeinen nicht so gut als in Santa Cruz; wer aber Viehzucht und Milchwirthschaft betreiben will, kann wegen der Nähe des Städtchens Rio Pardo von etwa 3000 Einwohnern auf gutes Fortkommen rechnen. Ueber 80 Grundstüke sind schon von Deutschen besezt, und die Preise richten sich nach dem Verhältnisse von Wald und Weideland zwischen 400 und 500 Milreis, entweder baar oder in Terminen zu zahlen.

Dieß sind bis jezt die wichtigsten **Knotenpunkte** für deutsche Ansiedler in der Provinz Rio Grande do Sul; und da die Zahl unserer Landsleute dort schon sehr groß ist, so wird in wenigen Jahren die ganze Streke am nördlichen Ufer des Jacuhy und seiner Nebenflüsse von Deutschen bewohnt sein, welche dort alles vereint finden werden, was der arbeitsame Mann vernünftiger Weise begehren kann, nämlich ein schönes gesundes Klima, große Fruchtbarkeit, freie Bewegung und einen befriedigenden Lohn für seine Mühen.

In Betreff des gegenwärtig von der Provinzial-Regierung befolgten Kolonisationssystems ist zu bemerken, daß es auf Landverkauf und freie Einwanderung gegründet ist, d. h. die Einwanderer sollen ihre Reisekosten selbst bestreiten und das Land kaufen, wie es in den Vereinigten Staaten gebräuchlich ist. Die Preise der Grundstüke in und bei Santa Cruz sind von 350 bis 500 Milreis festgesezt, enthalten eine Fläche von 100,000 Quadrat-Brassen und die Zahlung soll binnen fünf Jahren geleistet sein. Wird dieser Termin vom Käufer nicht eingehalten, so wird die nach Verfluß desselben noch restirende Schuld als Hypothek auf das Grundstük geschrieben und soll verzinst werden. Diese Provinzial-Ländereien sind besonders zur Viehzucht geeignet und preiswürdig; und wenn eine Familie fleißig arbeitet, auch hinlängliche Mittel besizt, um im schlimmsten Falle ein Jahr lang davon zehren zu können, so kann sie binnen drei Jahren die Kaufsumme einer Kolonie bezahlen, wie es schon mehrfach sich herausgestellt hat. Sollten jedoch Krankheiten oder Unglüksfälle den Kolonisten treffen und er nicht im Stande sein, seinen Verpflichtungen nachzukommen, so braucht er deßhalb nicht zu sorgen; denn dieselbe Regierung, welche die Kolonisation der Provinz schon seit 30 Jahren mit großen Geldopfern befördert hat, von welchen auch nicht der geringste Theil zurükgefordert wurden, wird etwaige Unglüksfälle eher durch neue Wohlthaten zu heilen, als die erstern zu verschlimmern suchen. Im Uebrigen ist sämmtlichen Einwanderern auch jezt noch die Begünstigung eines kostenfreien Transportes von Rio Grande nach den verschiedenen Kolonien bewilligt, mit Ausnahme jener des Herrn Grafen v. Montravel, deren Beförderung an Ort und Stelle er selbst übernommen hat.

Schließlich ist noch zu bemerken, daß diejenigen Auswanderer, welche nach der Provinz Rio Grande do Sul überzusiedeln entschlossen sind, nur direkt von hier oder einem andern nördlichen Hafen die Reise nach der Stadt Rio Grande machen und jede Zwischenstation vermeiden müßten, weil sie sonst großen Verzögerungen und noch größern Geldopfern ausgesezt sind, wodurch ihnen die Mittel geraubt werden, ihre Zweke zu erreichen. Zwanzig Thaler Geld- und vier Wochen Zeitverlust, die erstere Summe per Kopf gerechnet, ist das Mindeste, was bei einem Umwege über Rio de Janeiro u. s. w. in die Schanze geschlagen wird, da die Zentral-Regierung **offentlich** erklärt hat, Beförderungen dieser Art auf ihre Kosten nicht mehr übernehmen zu wollen. Dieß möge sich jeder zu Herzen nehmen und auf seinen Vortheil bedacht sein. Irgend welche weitere Auskunft bin ich bereit auf **portofreie** Anfragen zu geben, welche an Dr. F. Schmidt, 52 Alterwall, allhier zu richten sind.

Hamburg, im Dezember 1855.

P. Kleudgen.

Ueber die Kolonisation Brasiliens im Allgemeinen läßt sich folgendes mit Zuverlässigkeit sagen:

In der Provinz Rio Grande do Sul sind, wie es aus obigen Angaben erhellt, alle Anstalten zum Empfange der Einwanderer getroffen, Ländereien zum Verkaufe an verschiedenen Stellen vermessen und die ganze nördlich vom Jacuhy liegende fruchtbare Landstreke bereitet sich vor, Ansiedler aus Deutschland aufzunehmen. Wer daher zur Auswanderung entschlossen ist und die nöthigen Mittel zur Ueberfahrt und dortigen Einrichtung besizt, kann sich ohne Besorgniß dahin begeben und wird bei Fleiß und Sparsamkeit nicht getäuscht werden. Diese Auswanderung entspricht derjenigen nach den Vereinigten Staaten, und wenn auch die Reise nach Rio Grande theurer ist, so werden doch die größern Auslagen bald wieder durch den hohen Werth der dortigen Produkte und den steigenden Preis der Kolonien ersezt. Unter ähnlichen Verhältnissen sind auch die Kolonien Blumenau und Dona Franzisla in der Provinz Santa Katharina in der Bildung begriffen.

In der Provinz San Paulo, die jezt bereits von vielen Deutschen und Schweizern bewohnt ist, können viele hundert Familien Aufnahme bei den Gutsbesizern finden, wenn sie nur die Ueberfahrt bezahlen und gegen den halben Ertrag der Kaffee-Ernten auf einige Jahre arbeiten wollen. Dadurch werden sie im Stande sein, bald die nöthigen Mittel zum Ankauf eines Grundstükes zu erwerben, worauf sie auf eigene Rechnung sich niederlassen können.

Für solche wenig bemittelte Familien gibt es nach den seit acht Jahren gemachten Erfahrungen keine bessere Ansiedlungsweise, und da alle von dort einlaufenden Nachrichten in dieser Hinsicht günstig lauten, so kann auch die Uebersiedlung nach San Paulo unter den gedachten Umständen mit Recht und Gewissen empfohlen werden.

Wer Näheres darüber lesen will, verschaffe sich die kleine Schrift von Dr. F. Schmidt über die geregelte Auswanderung nach Brasilien, welche bei G. Fröbel in Rudolstadt erschienen ist, und das im Verlage von J. M. Wälle in Lichtensteig herausgekommene Büchlein „die Auswanderung als öffentliche Wohlthat, nebst einigen Mittheilungen aus den deutschen und schweizerischen Armenkolonien in der Provinz San Paulo in Brasilien", von welchem soeben eine zweite vermehrte Auflage unter der Presse ist. Auch in der Provinz Rio de Janeiro sind einige Halbpartskolonien bereits im Gange, wo ebenfalls Unterkunft wie in San Paulo zu finden ist, doch müssen Uebersiedlungen dieser Art nach beiden Provinzen nicht auf das Gerathewohl, sondern durch Vermittlung des Verfassers der erstgenannten Schrift geschehen. Dessen Bevollmächtigter für die ganze Schweiz ist Hr. E. de Paravicini, Nro. 132 Unterstraß bei Zürich.

In allen übrigen Provinzen werden die Vorkehrungen zur Uebersiedlung erst getroffen und Landvermessungen finden an einigen Stellen statt, aber die Zeit zur Auswanderung von Landleuten nach anderen als oben genannten Gegenden ist noch nicht gekommen.

Ein Brief aus San Paulo im Auszug.

Rosa Buk von Unterweil bei Gebistorf schreibt an Johannes Küng in Unterweil bei Baden:

Kolonie Ibitaba, den 13. August 1855.

(Der Eingang des Briefes enthält nichts von Werth und Bedeutung.) Liebster Schwager! ich will Euch auch schreiben, wie wir eine neue Heimat haben und wie wir auf unserer Kolonie angekommen sind. Der Killer hat uns abgeholt und der Schmid war zu uns nach Santos gekommen; wir hatten große Freude, als wir den Schmid sahen; er war mit uns sehr gut auf der Kolonie. Wir sind jezt 5 Wochen da, und haben vor 3 Wochen ein Schwein geschlachtet; jeder Kolonist kann ein solches fassen, ebenso jeden Sonntag Lebensmittel, was man braucht, auch alle Monate Geld. Hier muß man Schulden machen, weil man das Essen kaufen muß, bis man pflanzen kann; jezt ist die geeignete Zeit zum Pflanzen bald da. Wir haben auch schon Kaffee gepflükt; es geht ganz gut. Liebster Schwager! ich kann Euch noch nicht alles schreiben, weil die Zeit unsers Hierseins zu kurz ist, was ich aber sehe und von den alten Kolonisten gehört habe, so ist es hier für einen armen Mann besser als bei Euch; wenn Einer 2000 Thaler Schulden hat, kann er es eher bezahlen als bei Euch 100 Thaler. Hier braucht man sich nicht zu fürchten, denn es fordert uns Niemand etwas ab. Liebster Schwager! ich schreibe Euch die Wahrheit; Sklaven sind wir nicht, wir können arbeiten so viel wir wollen, es heißt uns Niemand; wenn wir viel arbeiten, haben wir viel. Der Kaffeebau ist die beste Arbeit; wenn man viel pflükt, so hat man viel verdient; der Schmid sagte uns, wir können auf das Jahr fünfhundert Thaler verdienen mit dem Kaffee.... Die Reise ist gar beschwerlich, besonders für solche, die kein Geld haben; Keine werden auf eine so weite Reise geschikt, ohne daß sie von der Gemeinde etwas Reisegeld bekommen haben, nur von Eurer Gemeinde bekommen sie nichts. Diese Graubündner, welche bei uns waren, haben von der Gemeinde 10 Fr. auf den Kopf bekommen, trozdem daß sie für diese Leute 50,000 fl. aufgenommen für Rükzahlung. . . . Und die Herren in Eurer Gemeinde sollen nur ruhig schlafen; diese werden bezahlt, wenn die Zeit verflossen ist, denn jede Gemeinde bekommt Alles zurük. . . . Uns gefällt es nicht so schlecht in unserer neuen Heimat; wir haben alle Tage Fleisch zu essen, und Reis und Bohnen haben wir im Ueberfluß, wenn ich Euch nur die Hälfte schiken könnte. Dagegen ist das Brod nicht gut und nur wenig Milch vorhanden. Diese wünschte ich mir aus der Heimat zurük. Aber alle Anfänge sind schwer, denn die schon lange Zeit da sind, haben es sehr gut, wie bei Euch die Bauern. Wir haben jezt ein Haus gekauft für 50 Thaler von einem, der 8 Jahre hier ist. Er hatte für sich ein eigenes Gut gekauft; es ist ein schönes Heimwesen mit einem Hofe und vielen Baiol, welch leztere man bei Euch Ställe nennt, auch gehört dazu ein schöner Bananenbaum und ein Garten. Ich wünsche mir die alte Heimat nicht mehr zurük, denn hier kann man verdienen, wenn man will, und muß nicht so streng arbeiten, wie bei Euch, wir haben keine Sorgen, wenn uns Gott gesund läßt. Wenn Einer kommen will und Tabakspfeifen und Uhrengläser mit sich nimmt, so kann er damit die Reisekosten verdienen, ebenso ist Strikgarn und Küchengeschirr theuer, denn eine Wassergelte kostet 5½ Fr.

Verschiedenes.

Deutschland. Von der Station Gotha sind im J. 1854 nicht weniger als 3500 Auswanderer per Eisenbahn abgereist, in diesem Jahre aber bloß 350, also gerade 10 Mal weniger.

Frankreich. (Schiffsproviant.) Die Vorschriften des Passagiergesezes der Vereinigten Staaten verlangen für einen Passagier mindestens 20 Pfund guten Schiffszwiebak, 15 Pfd. Reis, 15 Pfd. Hafergrüze, 10 Pfd Weizenmehl, 15 Pfund Erbsen und Bohnen, 20 Pfund Kartoffeln, 1 Pinte (Litre) Essig, 60 Gallonen süßes Wasser, 10 Pfund gesalzenes Schweinefleisch, 10 Pfund desgleichen Rindfleisch ohne Knochen, Alles von guter Qualität. Die Quantität der Artikel kann vermehrt, auch einer durch einen andern ersezt werden. Es haben deßhalb mehrere Auswanderungshäuser zu Havre, in Uebereinstimmung mit dem amerikanischen Konsul diesen Tarif im Interesse der Auswanderer wie folgt abgeändert: 35 Pfund Zwiebak, 15 Pfund Reis, 10 Pfund Mehl, 70 Pfund Kartoffeln, 10 Pfund geräuchertes Schweinefleisch, 10 Pfund gesalzenes Rindfleisch, 2 Pfund Butter, 2 Pfund Salz nebst Essig und Wasser. Für Kinder von 1 bis 8 Jahren ist die Hälfte dieser Quantitäten nöthig.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. (Indianerkrieg.) Nach Nachrichten von verschiedenen Indianeragenten ist es gewiß, daß die wilden Indianerstämme ihre Winterquartiere an dem Hauptarm des Red-River aufschlagen werden und daß sich mit dem der Sioux noch 8 oder 10 Stämme vereinigen werden, um die ganze Grenze vom oberen Mississippi bis zum Rio Grande zu bekriegen. Die nördlichen Comanches sind ohne Zweifel feindlich. In einem Gespräche, das sie vor einigen Monaten mit dem Indianeragenten und mit dem Gouverneur in Neu-Mexiko hatten, machten sie kein Geheimniß daraus, daß zwischen ihnen und zwischen Texas Krieg bestehe. Nichtsdestoweniger haben wir einen Vertrag mit ihnen abgeschlossen und ihnen Geschenke gemacht. Von dem Indianeragenten am oberen Brazos wurden Ende September Pferde gestohlen. 12 Delewaren und ein Caddo wurden zur Verfolgung der Diebe ausgeschikt. Fünf Tage lang verfolgten sie in nordwestlicher Richtung eine Spur, wo sie eine andere frischere Spur trafen, die sie nun zu verfolgen beschlossen. Nachdem sie dieselbe einen halben Tag verfolgt hatten, überschritten sie den Red River, wo sie dann anhielten, um ihre Pferde ausruhen zu lassen. Hier sahen sie 6 Indianer auf sich zukommen. Jakob, der Anführer der Delawaren, ging ihnen entgegen, um mit ihrem Anführer zu sprechen, der ihm sagte, daß sie Yamparico seien und hinunter nach der Grenze zu gehen beabsichtigten, um dort zu morden und zu stehlen. Er sagte, daß er eben erst zwei Indianern begegnet sei (Noconees), die unten gewesen und einen Mann an der Clar Fork des Brazos umgebracht und an der Leon 7 Pferde gestohlen hätten, und daß die Pferde von der Agentur am Brazos von 5 Tenawisch-Indianern gestohlen worden seien. Jakob schlug ihm dann vor, während der Nacht hier zu lagern. Nachdem sich nun beide Parteien ohngefähr 30 Schritte von einander gelagert hatten, hielten die Führer ein

zweites Zwiegespräch, in dem der Yamparico den Delawaren sagte, daß die nördlichen Indianer dem ganzen Volk südlich des Red-River den Krieg erklärt hätten und das sowohl den weißen wie den rothen Einwohnern. — Jakob sagte ihm dann, daß er an der Brazos-Reservation lebe und zeigte ihm seinen Paß von dem Agenten. In keinem der beiden Lager wurde während der Nacht Feuer angemacht und beide Theile beobachteten sich während der ganzen Nacht. Ungefähr um Mitternacht schlugen die Yamparico den Delawaren vor, mit ihnen zu spielen. Der Delawaren-Hauptmann sagte, daß er nicht gekommen sei, um zu spielen, er hätte indeß nichts dagegen, wenn nur vier Mann zu derselben Zeit spielten. Während man mit Spielen beschäftigt war, schnitten die Delawaren heimlich drei oder vier Bogensehnen der Yamparicos mitten entzwei. Mit Tagesanbruch erklärte der Yamparico-Häuptling seinen Leuten, daß sie anfangen sollten zu fechten. Kein Mann von beiden Seiten hatte während der Nacht geschlafen. Gerade beim ersten Tageslicht befahl der Yamparico seinen Leuten, daß sie schießen sollten; die Delawaren aber kamen ihnen zuvor, schossen zuerst und tödteten vier Mann beim ersten Feuer und drei bei dem zweiten, und verwundeten einen vierten, die beiden übrigen Yamparico ließen sie entlaufen, um die Nachricht nach Hause zu bringen. Unter der Beute fanden sie einen schwarzen Rok mit Sammtkragen, desgleichen ein Unterhemd, das gestreift war. Blutflekken zeigten, daß es einem weißen Manne gehört haben muß, der umgebracht wurde, desgleichen wurde ein Daguerreotyp gefunden, welches wahrscheinlich zur Entdekung des Gemordeten dienen wird. Am 4. Oktober brachten diese 12 Delawaren 10 Pferde und Maulthiere und 7 Skalps mit nach der Brazos-Agentur zurük. Die Indianer an der Brazos-Reservation hielten an diesem Tage einen Skalp-Tanz. Sie sagten, mit 200 Texanern wollten sie alle diese nördlichen Indianer besiegen. Das mitgebrachte Schild des Yamparico-Häuptlinges war mit 15 bis 20 weiblichen Skalps geziert, wovon die Hälfte Skalps von Weißen waren. (N. B. Z.)

— Der reichste Pflanzer in den Vereinigten Staaten ist ohne alle Frage Samuel Hairston, welcher in Virginien wohnt, aber in verschiedenen Sklavenstaaten Pflanzungen hat. Schon vor einem Jahre besaß er zwischen 1600 und 1700 Sklaven, er wird aber noch von seiner Schwiegermutter, deren einzige Tochter er geheirathet hat, gegen 1000 Sklaven dazu erben. Schon gegenwärtig verwaltet er seiner Schwiegermutter Güter, so daß er über nahe an 3000 Sklaven verfügt. Diese vermehren sich jährlich um etwa 100 Köpfe, so daß Hairston jährlich neue Pflanzungen ankaufen muß, um sie unterzubringen und zu beschäftigen. Ein großer Theil seiner Pflanzungen ligt in den Counties Henry und Patrik in Virginien, mehrere in Nord-Karolina und andere in verschiedenen anderen Staaten. Die Schäzung seines Vermögens schwankt zwischen 3 und 5 Millionen Dollars, ist aber sicher der lezten Summe näher, als der ersten. Er verwaltet sein Vermögen selbst und läßt sich zu dem Ende von allen seinen Guts-Aufsehern monatliche Berichte erstatten; alle seine Neger werden allein aus den Produkten der Landgüter genährt und gekleidet. Seine Tabaksernte ist ungeheuer und bringt den größten Gewinn; nächstdem der Zuwachs an Sklaven, der allein ein Vermögen ausmacht. Die Pflanzung in Pittsylvania, welche er selbst bewohnt, soll an Pracht, geschmakvollen Anlagen und Gärten das Schönste sein, was es in der Union gibt. Ein alter Prediger in der Nähe wollte auf der Kanzel das Paradies beschreiben und wußte sich nicht besser verständlich zu machen, als indem er sagte: es sei „eben so schön, wie Mr. Hairston's." Ein Reisender bemerkt, daß die öffentlichen Anlagen der Stadt Washington Samuels Hairston's beinahe gleichkämen. Hairston selbst ist ein sehr einfacher und anspruchsloser Mann, der bis vor Kurzem kaum 100 Meilen im Umkreise bekannt war, und doch ist er wahrscheinlich der reichste Mann in den Vereinigten Staaten, denn William B. Astor, der sonst dafür gilt, wird nur auf ungefähr 4,000,000 Dollars geschäzt, und gewöhnlich werden die reichen Leute in den Städten sehr überschäzt. — Herr Hairston hat noch mehrere reiche Brüder. Der eine, Marshall Hairston, in Henry County, besizt 700 Sklaven; der zweite, Robert Hairston, welcher im Staate Mississippi lebt, hat nahe an 1000 Sklaven, und der dritte, Harden Hairston, welcher auch nach Mississippi gezogen ist, hat deren 600. Die Familie Hairston besizt also zusammen nahe an 5500 Sklaven.

— New-York. (Aemterjäger.) Man schreibt der A. A. Z. aus New-York: „Um Ihnen einen kleinen Begriff von dem Unabhängigkeitssinn hiesiger „Musterrepublikaner" zu geben, brauche ich nur die hiesige „Times" zu zitiren, welche in dem betreffenden Punkt als gut bewandert gilt. Dieses Blatt sagt, daß sich in der Stadt New-York allein nicht weniger als 8000 Stellenjäger gezeigt hätten, die als Kandidaten für Aemter auftraten, oder im Hinterhalt lauerten. Der „Herald" nimmt 14,000 Aemterjäger in der Stadt an, was mit den bestimmten Nebeninteressenten eine Armee von 28,000 Personen, und mit deren Familien 150,000 Köpfe, folglich ein volles Fünftel der Gesammtbevölkerung zeigt."

— (Die Auslegung des nordamerikanischen Passagiergesezes in Betreff der Passagierschiffe.) In Bezug auf die Vermessung des Raumes im Zwischendek von Passagierschiffen, hat die hiesige Grand Jury, nachdem sie diesen Gegenstand gehörig erwogen, und die Zeugnisse Sachverständiger darüber angehört hat, folgenden Beschluß erlassen:

„daß in der Feststellung der Höhe des Zwischendeks in Passagierschiffen das Maaß von der Plattform des untern Deks bis zum obern Dek angenommen werden solle, ohne daß dabei die Dekbalken in irgend einer Weise in Betracht gezogen werden sollen."

Dies ist für Passagierschiffe ein sehr wichtiger Punkt und bedarf wohl der Notiznahme. Mehrere Prozesse, die deßwegen gegen Schiffe erhoben waren, sind daher zu Gunsten derselben entschieden. (B.-H.)

— Tennessee. (Spaßhaftes Gesez.) In der Gesezgebung von Tennessee ist ein Gesezesvorschlag eingebracht, wonach eine Steuer von 5 Dollars jedem Manne auferlegt wird, der einen Schnurrbart trägt und ebenso jedem über 30 Jahre alten Junggesellen. Diese Steuern sollen zur Unterstüzung des Schulfonds benuzt werden. Tennessee scheint das Eldorado der Barbiere und sizengebliebenen Fräuleins werden zu sollen. Glük auf! (N. Y. Demkr.)

— Missouri. (Ein Fond für die Einwanderung nach St. Louis.) Vor der Landcourt in St. Louis wird gegenwärtig die Hinterlassenschaft Brian Mullanphy's den rechtmäßigen Erben zugetheilt. Herr Mullanphy hatte in seinem, glücklicherweise erfolglos, bestrittenen Testamente ein Drittel seines Vermögens der Stadt St. Louis vermacht, mit dem Bedingen, daß das Geld zum Besten der Emigranten benuzt werden sollte, während er bestimmte, daß die übrigen zwei Drittel unter seine Erben, deren fünf existiren, vertheilt werden sollten. Die Land-Court ernannte drei Kommissionärs, welche den Werth der Hinterlassenschaft ermitteln sollten. Nach einer Arbeit von 1½ Jahren stellte sich heraus, daß Mullanphy's Besizthum von Ländereien, deren Titel ganz unbestreitbar ist, den Werth von ein und einer halben Million hat. Das Eigenthum, dessen Besiztitel erst noch in Ordnung gebracht werden muß, ist außerdem etwa eine Viertel Million Dollars werth. Die Kommissionärs theilten den Grundbesiz der Art ein, daß ein Drittel sogleich für die Stadt reservirt, und die anderen zwei Drittel in fünf gleichen Theilen zur Auswahl der fünf einzelnen Erben übrig blieben, welche gestern vor der Land-Court um die einzelnen Theile loosten. Der Stadt sind somit über eine halbe Million Dollars zum Besten der Einwanderung zur Verfügung gestellt.

— Louisiana. (Die Blutszenen der Nichtswisser.) Denjenigen Staaten, in welchen die Know-Nothings zu Mördern der Fremden werden, reiht sich nun auch Louisiana an. Bei den lezten Wahlen sind nämlich in New-Orleans mehrere Tödtungen und Verwundungen vorgefallen. Eine Philadelphier Zeitung sagt: Die Blutszenen und Gewaltthaten, denen die friedlichen Bürger von New-Orleans und im Staat Louisiana überhaupt ausgesezt sind, dauern noch immer fort; das Gesindel der Raufbolde durchzieht mit dem Feldgeschrei: Hurrah for Sam! *) die Straßen und mordet und verwundet, wer ihm gerade in den Weg kommt. Die Delta, eine in New-Orleans gedrukte Zeitung, bemerkt ferner: Es ist wahrlich weit mit uns gekommen. Sollte es nicht an der Zeit sein, diesem niederträchtigen Banditengesindel gegenüber einen Sicherheitsausschuß zu wählen, um demselben mit seinen eigenen Waffen zu begegnen, und bei der Lauheit und Machtlosigkeit der Behörden die Sicherheit der Stadt und die der Personen und des Eigenthums friedlicher Bürger, diese ersten Bedingungen eines gesitteten Lebens, in Schuz zu nehmen? Nach diesem Berichte sollte man glauben, daß die Macht des Gesezes in der Union gebunden liegt und das Gesindel nach Gefallen schaltet und waltet. Ist es doch in Philadelphia und New-York nicht viel besser, als in New-Orleans.

— Wiskonsin. (Schiffbrüche im Michigansee.) In der ersten Woche Novembers gingen in einem Sturme die Propellors Omer Pascha und Delaware bei Sheboygan unter. Alle an Bord befindlichen Personen ertranken. Schiffe und Ladungen waren versichert.

— Das Städtchen La Crosse (Wiskonsin), wo die La Crosse und Milwaukee Eisenbahn endet, wurde vor vier Jahren ausgelegt und zählt jezt bereits 2000 Häuser. Es hat eine tägliche Zeitung und etwa 30 Dampfboote landen dort regelmäßig an.

— Kalifornien. (Mordthaten.) In lezter Zeit wurden eine ganze Reihe von Mordthaten entdekt. Vor einigen Monaten war ein großer Distrikt unseres Landes, Theile der Counties von Calaveros, Eldorado und Placer umfassend, der Schauplaz einer Reihe geheimnißvoller Morde, welche man, wie gewöhnlich, mexikanischen Banditen in die Schuhe schob. Meist verschwanden Miner, von denen man mußte, daß sie einen guten Claim hatten, der in einer Gegend lag, wo die Mörder leicht entschlüpfen konnten und Beistand aus der Nachbarschaft unmöglich war. In mehreren Fällen ermordete man Menschen und verbrannte die Leichen, so daß der einzige Verdacht einer Gewaltthat dadurch begründet wurde, daß man im leeren Zelte Spuren von der Beraubung und eiligen Entfernung des Eigenthümers fand. Den Beamten war es unmöglich, eine Spur der Verbrecher zu finden, die man allgemein für Mexikaner hielt. Vor einigen Wochen wurde ein Mord in Eldorado County verübt und ein Mann, Namens Wilson, kam in Verdacht. Obgleich man keinen Beweis hatte, so ging der Deputy Sheriff gerade auf ihn los und beschuldigte ihn des Mordes. Wilson zeigte sogleich alle Symptome von Schuld, er ward bleich und rief: „Habt Ihr Kelly gefangen?" Der Beamte sagte: „Ja, wir haben ihn," worauf Wilson erwiederte: „Dann hat mich der Spizbube verrathen." Wilson wurde nach Colama gebracht und beredet, als Staatszeuge zu dienen, wodurch er sich Straffreiheit sicherte. Er legte darauf das Geständniß einer langen Reihe von Morden ab, die er in Gemeinschaft mit zwei anderen Männern, Kelly und Mikey Free, verübt. Er war Theilhaber fast jedes Mordes, der im lezten Jahre in diesem Landestheile verübt wurde. Merkwürdig ist dabei sein außerordentliches Gedächtniß, mit dem er die kleinsten Details so ausführlich berichtete, daß die Zuhörer oft glaubten, sie hörten die wilden Phantasien eines Wahnsinnigen. Doch bestätigte sich beim Nachsehen jeder, auch der kleinste Umstand, und die Beschreibung, die er von der Lage der Leichen der Ermordeten machte, deren Kleidung, die Lumpen, die man ihnen in den Mund gesteki, um ihr Schreien zu ersiken, traf auf's Genaueste zu. Pläze, wo die Leichen verbrannt worden waren, die Beschreibung der Farben der Felsen an dem Plaze, der Gebüsche, Bäume ꝛc., Alles war leider nur zu naturgetreu. Das Gedächtniß des Gefangenen ist so außerordentlich, daß, als ein Beamter ihn besuchte, den er vorher nie gesehen, er troz eines so flüchtigen Anblikes am andern Tage eine genaue Beschreibung von den kleinsten Einzelnheiten seines Anzuges u. s. w. zu geben im Stande war. Mikey Free, der Theilhaber an dieser schauerlichen Reihe von Verbrechen, ist verhaftet und wird sicher hingerichtet werden. Kelly ist flüchtig, soll sich aber noch im Staate aufhalten. (D. A. Z.)

Südamerika. (Die Brechruhr.) Seit einiger Zeit herrscht die Cholera an manchen Orten, besonders Hafenplätzen derjenigen Staaten, welche die atlantische Küste Südamerika's innerhalb der Tropen besizen: in Venezuela, Guyana, Brasilien. Hier ist diese Seuche seit Jahrzehenden eine Geißel Europas, ein noch neuer, deßhalb natürlich nur um so gefürchteterer Gast.

— Laplatastaaten. Unruhen, schwankende Zustände auf beiden Ufern des Silberstroms, in Montevideo sowohl als in Buenos-Ayres. Hier ist ein von Anhängern des vertriebenen Diktators Rosas ausgegangener Aufstand bald wieder unterdrükt worden. — Ueber das Treffen des Generals Hornos mit den Pampas-Indianern, das wir berichtet haben, ist man immer noch nicht im Klaren. Die Reiterei des Generals soll von wenigstens 2000 berittenen Indianern eingeschlossen gewesen sein und soll es ihm nicht ohne Mühe, jedoch bloß mit einem Verluste von 60 Mann gelungen sein, sich frei zu machen und zurükzuziehen. Er verlangt Verstärkung, um wieder vorzurüken.

— Chile. Für Herstellung einer geregelten Seepostverbindung um Kap Horn oder vielmehr durch die Magellanstraße und mit Ausdehnung auf sämmtliche Haupthafenpläze Chile's bis Caldera sind von Seiten der Regierung von Chile Anknüpfungen mit der zwischen Liverpool und Rio Janeiro bestehenden Dampferlinie getroffen, unter dem Erbieten einer jährlichen Subvention von 100,000 D. Auch die Herstellung einer weitern Eisenbahnlinie von Valparaiso bis Talca steht in Aussicht, neben der nach Santiago bereits eröffneten und befahrenen; an zwei Millionen hiezu erforderlichem Kapital wurde von Haciendados die eine Hälfte in wenigen Tagen gezeichnet, wogegen die Regierung, wie immer, den Betheiligten gleich, die andere Hälfte des Aktienkapitals übernimmt.

---

*) Unter Sam (Samuel) oder Uncle Sam versteht man die Union der Vereinigten Staaten, sowie England John Bull heißt.

Feuilleton.

Ein Besuch bei den Araukanern in Chile. *)

Die Araukaner sind das einzige Volk von indianischem Geschlecht, welches seine Unabhängigkeit mit Glük gegen die Weißen vertheidigt hat. Seit drei Jahrhunderten haben sie ihre Wohnsize im südlichen Chile gegen alle Angriffe der Spanier und ihrer Nachkommen behauptet. Der Conquistador Almagro suchte vergebens, diese freiheitsliebenden Wilden zu bezwingen. Eine von Pizarro abgesandte Expedition unter der Leitung Valdivia's hatte eben so wenig einen nachhaltigen Erfolg. Don Garcia de Mendoza, Villagran und Martin Loyola, der Neffe des heiligen Ignatius, erlitten alle blutige Niederlagen, und im Jahre 1602 wurden die von den Spaniern im Gebiete der Araukaner gegründeten Städte entweder niedergebrannt oder verlassen, seit welcher Zeit die Chilenos alle Eroberungspläne gegen sie aufgegeben und sich darauf beschränkt zu haben scheinen, ihre von den Bergen hinab in das Flachland unternommenen Razzias zurükzuweisen.

Herr Edmond Smith, ein amerikanischer Marine-Offizier und Mitglied der von der Regierung der Vereinigten Staaten nach Chile abgefertigten astronomischen Expedition, beschloß, nicht ehr in sein Vaterland zurükzukehren, bis er die Bekanntschaft eines Aborigenenstammes gemacht, dessen Geschichte so viel Interesse darbietet und der in dem berühmtesten Epos besungen worden ist, zu welchem die neue Welt den Stoff geliefert hat.**) Er ließ sich demgemäß bei Manin, einem der mächtigsten araukanischen Häuptlinge, anmelden und machte sich auf den Weg, nachdem er sich mit einer Anzahl Geschenke versehen, durch die er die Gunst seiner Wirthe zu gewinnen hoffte und die hauptsächlich aus rothem und blauem Flanell, baumwollenen Tüchern, messingenen Fingerhüten, Harmonikos, Maultrommeln und Glaspersen bestanden. Seine Absicht wurde vollkommen erreicht; namentlich brachte ein altes Paar Epauletten, welche er dem großen Manin verehrte, einen mächtigen Eindruk auf diesen Potentaten (den man beileibe nicht mit dem venetianischen Dogen und dessen revolutionärem Namensvetter verwechseln muß) hervor, und in Folge dieses allseitigen Wohlwollens wurde es ihm möglich, die Araukaner in ihrer innersten Häuslichkeit kennen zu lernen und Beobachtungen über sie anzustellen, die früheren Reisenden verwehrt waren.

Wir lassen hier einige seiner Bemerkungen über die Sitten und Gebräuche dieses merkwürdigen Volksstammes folgen. Wie die meisten Wilden, sind die Araukaner Polygamen, und der Rang eines Jeden wird nach der Anzahl seiner Weiber gemessen. Der Verfasser ließ sich einmal mit einem alten Manne in ein Gespräch ein, dem er viel von dem Präsidenten der Vereinigten Staaten, seinem Charakter und seinen Absichten in Bezug auf die Indianer erzählen mußte. Nachdem er über diese Punkte zufriedengestellt worden, erkundigte er sich weiter, ob Se. Exzellenz reich und mächtig seien, und verlangte endlich, um sich noch besser von der Wichtigkeit seines Amtes zu überzeugen, die Zahl seiner Frauen zu erfahren. „Er hat nur Eine", antwortete ich. — „Huó!" rief der erstaunte Indianer, „nur Eine?" und er hielt einen einzigen Finger empor, damit kein Irrthum möglich war. — „Ja, nur Eine." — „Er muß also sehr arm sein?" — „Warum?" fragte ich. — „Weil sogar ich, der ich arm bin, zwei Weiber habe; viele unserer Ghelmenes (Adeligen) haben fünf; der Präsident aber, der ein großer Kazike ist, müßte wenigstens zehn haben", und er zählte an seinen Fingern: Onine, epu, quéchu, mari (ein, zwei, fünf, zehn), als wolle er den Unterschied deutlicher auseinandersezen. Er schien sich kaum überzeugen zu können, daß er nicht eine doppelt so wichtige Person sei, als der Präsident."

Da die Weiber bei den Araukanern alle schwere Arbeit verrichten und ihre Ehegatten sich mit nichts beschäftigen, als mit Essen, Trinken, Schlafen und Reiten, so ist es begreiflich, warum man es als ein Zeichen der Würde und des Reichthums betrachtet, recht viele Frauen zu haben, und warum auch die lezteren keine Eifersucht bei der Ankunft einer neuen Kollegin empfinden, die ihre Mühen theilt und sie dadurch erleichtert. Die Art und Weise, in der sich die Männer mit diesem nüzlichen Zubehör versehen, ist merkwürdig genug, obwohl den Araukanern keineswegs eigenthümlich, indem man Aehnliches bei manchen anderen Völkerschaften, z. B. bei den Kalmüken und Kirghisen, findet.

„Wenn ein junger Mann heirathen will, so wendet er sich gemeiniglich an seine Freunde, um ihm zur Erreichung seiner Absicht behülflich zu sein. Wenn er arm ist, trägt Jeder, je nachdem es seine Mittel erlauben, zu den Kosten bei, die solches Unternehmen erfordert; der eine gibt einen fetten Ochsen, der andere ein Pferd, der dritte ein Paar silberne Sporen. Man wählt eine mondhelle Nacht und bestimmt den Ort, an dem sich die Gesellschaft versammeln soll. Zur festgesezten Zeit finden der Bräutigam und seine Freunde, alle gut beritten, sich hier ein und nähern sich vorsichtig und schweigend dem Wohnsiz der Braut, um welchen sie einen Kreis bilden. Ein halbes Duzend der Redebegabtesten unter ihnen treten jezt ein und suchen den Vater des Mädchens auf, dem sie den Zwek ihres Kommens auseinandersezen, indem sie die Verdienste des Freiers, die Vortheile der Partie u. s. w. herausstreichen und endlich um seine Einwilligung bitten, die er in der Regel bereitwillig gewährt, da er die Tochter doch nur als eine Last betrachtet und sie allein nach dem schäzt, was sie ihm einbringt. Unterdessen hat der Bräutigam den Ort ausgespürt, wo seine Schöne ruht, und sie schreit pflichtgemäß um Hülfe.

„Augenblicklich entsteht ein furchtbarer Tumult. Die Weiber springen en masse auf und eilen, mit Keulen, Steinen und Wurfgeschossen jeglicher Art bewaffnet, zur Vertheidigung der bedrohten Jungfrau herbei. Die Freunde legen sich dazwischen, um sie von dem Liebhaber abzuziehen, und bemühen sich durch Zureden und sanfte Gewalt die wüthenden Amazonen zu entwaffnen; allein diese sind nicht zu besänftigen, und der ist glücklich, der ohne zerschlagenen Kopf oder einen anderen Denkzettel davonkömmt. Es ist eine Ehrensache für die Braut, sich der Entführung zu widersezen, wie gern sie auch darein willigen möchte, bis der Freier, des Aufschubs müde, sie bei den Haaren oder beim Fuß, was ihm zuerst in die Hand kömmt, ergreift und nach der offenen Thüre schleppt. Sobald er draußen ist, springt er in den Sattel, indem er seine kreischende Gefangene festhält und sie über den Rüken des Pferdes nachzieht, worauf er ein Triumphgeheul ausstößt und in vollem Galopp davonsprengt. Die Freunde eilen nun gleichfalls hinaus, noch immer von den zornigen Verwünschungen der entrüsteten Matronen begleitet, und schlagen dieselbe Richtung ein, welche die Fliehenden genommen haben. Nachdem er den Wald erreicht, stürzt der Mädchenräuber sich in das tiefste Dikicht desselben, während die Freunde rüksichtsvoll am Eingange stillhalten, bis das Geschrei der Entführten verstummt und sie sich überzeugt haben, daß Niemand sie verfolgt, worauf sie ruhig ihres Weges gehen. Es ist anzunehmen, daß die Schöne am Ende dem starken Arm und den feurigen Bitten ihres sanftmüthigen Verehrers weicht, und ohne weitere Heirathszeremonien tritt das glükliche Paar nach einem oder zwei Tagen als Mann und Weib aus den Tiefen des Waldes hervor. Mitunter sind die Eltern des Mädchens mit der Partie wirklich nicht einverstanden, in welchem Fall sie augenblicklich in ein Horn stoßen, um ihre Nachbarn zusammenzurufen und mit ihnen den Räubern nachzusezen; gelingt es aber diesen, das Dikicht glücklich zu erreichen, so kann die Ehe nachher nicht wieder aufgehoben werden.

„Man läßt einige Tage vorüber gehen, ehe die Freunde das junge Paar besuchen. Jeder bringt das versprochene Geschenk, und die Pferde und Rinder vor sich treibend, macht sich die ganze Hochzeitsgesellschaft auf nach der ehemaligen Wohnung der Braut. Die Geschenke werden dann in aller Form dem Vater übergeben, der, wenn er einen entsprechenden Preis für seine Tochter bekommen zu haben glaubt, die größte Freude über die Heirath an den Tag legt und gegenseitige Glükwünsche mit dem Bräutigam und seinen Freunden austauscht. Die Mutter der Braut nimmt allein keinen Antheil an der allgemeinen Freude, indem man von ihr voraussezt, daß sie sich durch die Entführung ihres Kindes noch immer tief beleidigt fühlt und ihren Unwillen dadurch zu erkennen giebt, daß sie weder mit ihm spricht, noch ihn auch nur ansieht. Indessen erfordert es die Etikette, daß sie ihren Gästen zugleich einige Höflichkeit bezeigt; sie sezt sich demnach neben die Braut, aber mit dem Rüken gegen den Bräutigam gewendet, und sagt: „Meine Tochter, frage Deinen Mann, ob ihn nicht hungert!" Diese Frage wird von der Tochter gestellt und durch ihre Vermittelung das Gespräch fortgeführt, bis die Gesellschaft endlich mit einem Mahle bewirthet wird, an welchem die Alte ihre ganze Kochkunst erschöpft. Das point d'honneur wird in manchen Fällen so weit getrieben, daß die Mutter jahrelang ihren Schwiegersohn nicht von Gesicht zu Gesicht anredet, obwohl sie ihm den Rüken zukehrend oder durch einen Zaun oder eine andere Scheidewand von ihm getrennt, sich ganz freundschaftlich mit ihm unterhält."

Im Uebrigen haben die Sitten der Araukaner etwas Patriarchalisches und selbst Idyllisches. Es herrscht unter ihnen ein gewisser hoher Ueberfluß, da der Boden ihnen Alles gewährt, was ihre einfachen Bedürfnisse erfordern; Hungersnoth oder Mangel kommen selten vor. Ihr Lieblingsgetränk ist der Mudai, der unserem Verfasser recht gut mundete, bis er den Zubereitungs-Prozeß erfuhr. Als er einmal die Frauen bei ihren Arbeiten beobachtete, holte eine von ihnen eine Schüssel leicht angefeuchtetes Mehl und einen kleinen irdenen Krug hervor, welche sie beide auf die Erde niedersezte. Hierauf näherte sich eines von den Mädchen, nahm eine Handvoll des Mehl, knetete es zu einer Kugel zusammen, welche sie in den Mund steckte, und kehrte dann mit vollgestopften Baken an ihre Arbeit zurük. Ihr folgte eine Gefährtin nach der andern, bis alle, von den jungen Kindern bis zu den zahnlosen, runzeligen und triefäugigen alten Mütterchen, mit Beißen und Kauen beschäftigt waren, das Gesicht wie ein Ball aufgebläht, aber ohne sich dadurch in ihrem endlosen Geplauder stören zu lassen. Nach einigen Minuten kam die Erste zurük, hob den Krug auf und leerte den Inhalt ihres Mundes in denselben aus. Sie versorgte sich alsdann mit einem neuen Quantum Mehl und entfernte sich kauend wie zuvor. Die anderen folgten zur gehörigen Zeit, und man fuhr so fort, bis das Mehl zu Ende und der Krug gefüllt war.

„Ganz verwundert über eine so seltsame Prozedur, trat ich zu einer der Frauen und fragte, auf den Krug zeigend: „Chem tha?" („Was ist das?") — „Mudai", war die Antwort. — „Wie? Mudai?" — „Ja", erwiederte sie und fügte, über mein Erstaunen lachend, hinzu: „Cumé! cumé!" („Gut! gut!") Da es nutzlos war, sie um nähere Auskunft zu bitten, so suchte ich Sanchez auf und erkundigte mich, was sie denn eigentlich vorhätten. „Sie machen Mudai", antwortete er ruhig. — „Was? Mudai, die Flüssigkeit, die ich seit einem Monat getrunken habe?" „Dieselbe", versezte er, und ohne zu bemerken, daß sich mein Gesicht bei dieser Nachricht krampfhaft verzog, fuhr er fort, den Zubereitungs-Prozeß dieses Getränks zu beschreiben, welches eine Art von Bier ist und einen säuerlichen und nicht unangenehmen Geschmak hat. Ein Bushel Weizen oder mehr wird einige Stunden lang bei langsamem Feuer gekocht, worauf der Absud ausgepreßt und zum Kühlen fortgestellt wird, und um die Gährung zu beschleunigen, thut man einen Krug voll gekauten Mehls hinzu. Sobald die Gährung beginnt, wird der Mudai als genießbar betrachtet."

Das Buch des Herrn E. R. Smith ist in dem lebhaften Styl und mit dem Beobachtungstalent abgefaßt, das die Schriften seiner Landsleute auszeichnet, ohne daß er jedoch in die Uebertreibungen verfällt, deren sich diese oft schuldig machen. Es bildet einen werthvollen Beitrag zur Ethnographie des südlichen Amerika.

(Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

*) The Araucanians. By Edmond Reuel Smith. New-York & London. Sampson, Low & Co. 1855.

**) La Araucana, von Don Alonso de Ercilla y Zuniga.

Miszellen.

Ein reicher Geizhals in Boston lud einen Geschäftsfreund zum Mittagessen ein. Als sie sich zum Essen niederließen, zeigte der Geizhals auf zwei Hammel-Cotelets und drei gekochte Kartoffeln und sagte einladend: bedienen Sie sich, das ist unser Mittagsessen. „Das meinige sehe ich", antwortete der Gast und schob Cotelets und Kartoffeln auf seinen Teller, „das Ihrige wird wohl noch kommen?"

* * *

(Kalifornische Mode.) Vor einigen Tagen, schreibt eine San Francisco Zeitung vom 30. August, ritt ein Deutscher auf der Sanson-Straße, in der Nähe von Sakramento, ruhig seines Weges dahin, als er das Pfeifen einer Kugel hörte, die nahe an ihm vorbeifliegen mußte. Zugleich fühlte er ein Schütteln seines Huts. Er nahm, sein Pferd herumwerfend, seinen Hut ab, durch den eine Kugel gefahren war, und bemerkte einen Mann mit einer Colts Drehpistole in der Hand.

„Haben Sie nach mir geschossen?" fragte barsch der Deutsche.

„Ja, Herr!" antwortete der Angeredete. „Das Pferd, welches Sie da reiten, ist mir kürzlich gestohlen worden."

„Sie irren sich," antwortete der Deutsche; „ich befinde mich schon über drei Jahre lang im Besize dieses Pferdes."

„Wohl," sagte der Andere, „nun ich mir das Pferd etwas näher betrachte, bemerke ich, daß ich mich versehen habe. Entschuldigt mich und kommt und nehmt einen Trunk mit mir."

Der Reiter stieg ab, band sein Pferd an und ging mit dem Fremden in einen Trink-Salon, wo sie sich gegen einander verbeugten, ihren Trunk nahmen und als Freunde schieden. Das ist die Weise, wie man in Kalifornien Bekanntschaft macht.

Abonnementspreis.
Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".

Einrükungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 52. | Samstag den 29. Dezember. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Fünfter Jahrgang. | 1855.

Abonnementseinladung.

Der „Kolonist" wird auch im kommenden Jahre — wie bisanhin alle Samstage — forterscheinen, und ladet daher zu zahlreichen Abonnementserneuerungen ein.

Der „Kolonist" ist ein Organ für die schweizerische Auswanderung und bespricht als solches sowohl die allgemeinen Verhältnisse derselben, als er namentlich Mittheilungen über sämmtliche Länder bringt, welche ihr Ziel sind. Neben Nordamerika, das dem Europamüden leider schon seit längerer Zeit so trübe Aussichten bietet, wird er die Blike seiner Leser wie bisher vorzugsweise auf Brasilien lenken, und zwar insbesondere auf jene Halbpachtkolonien in San Paulo, die sich bis jezt als einzig praktische Lösung der Auswanderungsfrage bewiesen haben. Ebenso wird er fortfahren, nach bestem Wissen und Gewissen vor der Uebersiedlung nach solchen Ländern zu warnen, in welchen den schweizerischen Auswanderer statt dem geträumten und ihm vorgespiezelten Glük nur Elend und Verderben erwarten, wozu immer noch reichliche Gelegenheit geboten ist.

Der „Kolonist" kostet halbjährlich 2 Fr., vierteljährlich 1 Fr., mit der Post franko durch die ganze Schweiz. Eine Vergleichung unseres Blattes mit der in Bern wöchentlich erscheinenden Auswanderungszeitung ergibt, daß es mehr als doppelt so billig ist, da die Abonnementsgebühr des „Kolonist" bei um die Hälfte größerem Format und viel gedrängterem Saz doch nur zwei Drittheile von dem Preise jener beträgt.

Den bisherigen Lesern wird unser Blatt auch ohne besondere Bestellung wieder zugesandt und die Gebühr mit der dritten Nummer nachgenommen. Neue Abonnenten mögen sich an das nächstgelegene Postamt wenden oder in frankirten Briefen an die

Expedition des „Kolonist"
in Lichtensteig.

Der Vorstand der schweiz. Hülfsgesellschaft in Rio de Janeiro (Brasilien) an seine auswanderungslustigen Landsleute.

Es scheint die schweizerische Emigration ihre Aufmerksamkeit nach Brasilien zu richten; in größerer Zahl, als bisher, langen unserere Landsleute hier an. Da manche derselben, ohne irgend einen Begriff von dem, was sie hier zu erwarten haben, manche, getäuscht durch leichtsinnige Berichte oder verbrecherische Vorspiezelungen, in Noth und Elend gerathen sind, so hat sich der Vorstand der hiesigen schweizerischen Hülfsgesellschaft entschlossen, einige Worte des Rathes und der Ermahnung nach der Heimat zu richten.

Brasilien ist ein unermeßlich großes Land, gesegnet von der Natur, reich an den besten und werthvollsten Erzeugnissen und Hülfsquellen aller Art. Wir stimmen denen vollkommen bei, welche diesem Staate große Wichtigkeit für die europäische, zur Auswanderung gezwungene oder geneigte Bevölkerung beilegen. Immerhin wiederholen wir unsere Warnung vor leichtsinnigem Hieherkommen und möchten alle Regierungen bitten, auf die Leute, welche sich Auswanderungs-Agenten nach Brasilien betiteln, ein wachsames Auge zu haben.

Das Land, welches ungefähr so groß ist wie Europa, bietet natürlich die größte Verschiedenartigkeit sowohl in Hinsicht auf das Klima, als in Hinsicht auf die Produkte und die Lebensweise. Man muß daher vor Allem wissen, wohin man will, nach welcher Gegend, nach welcher Provinz. In zweiter Linie ist es damit nicht gethan, daß man in irgend einem Hafen auf das erste, beste Schiff sizt, welches nach Brasilien geht. In dieser Beziehung fallen manchmal Dinge vor, die man durchaus verhindern sollte, und verhindern könnte man sie durch eine genaue Aufsicht über die Agenten.

Um nur ein Beispiel unter vielen anzuführen, so sind kürzlich, sei es durch Unkenntniß, sei es durch Gewissenlosigkeit der Agenten, mehrere gute Bauernfamilien aus dem Kanton Aargau in der hiesigen Stadt angelangt, denen man in der Schweiz versprochen hatte, sie nach Ibicaba, Kolonie des Senators Vergueiro in der Provinz San Paulo, zu befördern. Man sagte ihnen, die HH. Vergueiro würden für sie gleich nach Ankunft sorgen und gab ihnen ein Büchlein,*) um sie über brasilianische Zustände und die Dinge, die ihrer in Brasilien warteten, zu unterrichten. Die armen Leute mußten zuerst in Antwerpen, wo sie sieben Wochen liegen blieben, ihr Geld verzehren, dann wurden sie nach Rio de Janeiro geschikt, in dessen Nähe keine Kolonie ist,**) während das Büchlein, das ihnen die Agenten gaben, von der Provinz Rio Grande do Sul handelt, die mehrere hundert Stunden von hiesiger Stadt entfernt liegt, ein ganz anderes Klima hat und überhaupt in jeder Hinsicht von Rio de Janeiko so verschieden ist, wie Schweden von Italien. Endlich nehmen die HH. Vergueiro nicht jeden Kolonisten an, sondern nur solche, welche mit Bevollmächtigten einen festen Kontrakt abgeschlossen haben, und es gelang uns nur mit Mühe und einem Geldopfer von mehr als 500 Fr., die genannten Familien nach der Kolonie Ibicaba zu befördern. Mit dem besten Willen könnten wir nicht immer helfen und unsere Mittel würden bald nicht mehr ausreichen, um Elend und Noth von unsern Landsleuten ferne zu halten.

Der Norden von Brasilien, nahe dem Aequator, ein überreiches, herrliches Land, vom größten Strom der Welt bewässert, ist trotz seines Reichthums noch so wild und zu unbekannt, und in seinen fruchtbaren, reichen Wildnissen könnte mancher seinen Untergang finden. In neuerer Zeit hat sich eine Gesellschaft mit bedeutendem Kapital gebildet, deren Ziel Dampfschifffahrt und Kolonisation jener Länderstriche ist. — Genaue und auf eigene Anschauungen gegründete Informationen können wir aber nicht ertheilen. In den großen Hafenstädten und gleichnamigen reichen Provinzen Pernambuco und Bahia ist die europäische Kolonisation noch wenig bekannt. In Rio Grande do Sul dagegen besteht seit längern Jahren eine große deutsche Kolonie, „San Leopoldo", die nach Allem dem, was wir haben erfahren können, eines schönen Gedeihens und steigenden Fortschrittes sich erfreut. Diese südliche Provinz kommt dem europäischen Klima am nächsten; Viehzucht und Getreidebau können bedeutende Hülfsquellen bieten. Auch hier können wir aber keine genauen, noch auf eigene Anschauung gegründeten Rathschläge ertheilen, so wenig als über ein neues, großes Unternehmen des Hrn. v. Montravel; wir machen nur unsere Landsleute wiederholt darauf aufmerksam, daß sie nicht auf's Gerathwohl auswandern sollen, sondern sich vorher genau erkundigen, wem sie sich anvertrauen und wohin sie wollen. Es gibt in allen großen Städten Brasiliens Schweizer, welche über die näher liegenden Kolonien oder über die Ehrenhaftigkeit der Leute, welche Kolonien gründen wollen, Auskunft ertheilen können; auch der brasilianischen Regierung liegt daran, daß die Auswanderer nicht in schlechte Hände fallen und dadurch der Zug der Emigration verscheucht wird; man erkundige sich daher vorher bei diesen unverdächtigen Quellen.

Wir haben nun über die Kolonien zu sprechen, welche in der Provinz Rio de Janeiro und den daran gränzenden liegen und mit welchen hauptsächlich wir in Berührung gekommen sind.

Die älteste Kolonie ist Neu-Freiburg. Schon vor dreißig Jahren von Schweizern gegründet, in unpassender Gegend, schleppt sie sich jämmerlich dahin und lastet schwer auf unserer Gesellschaft, die für Arme, Waisen und Greise jährlich den nicht unbedeutenden Betrag von Fr. 3000—3600 ausgeben muß.

Die sogenannte deutsche Kolonie „Donna Franzisla" ist auch in keinem sehr blühenden Zustande, und glauben wir die Auswanderung dahin abrathen zu sollen. Man-

*) Dieses kleine, kaum handflächegroße Büchelchen kennen wir. Es deutet auf den Agenten G. in Zürch, wenn man auch sonst nicht wüßte, daß er die betreffenden nach Rio Grande oder S. Paulo bestimmten, in der That aber nur nach Rio Janeiro gelieferten Leute, über Antwerpen spedirt hat. — Wir haben diese verabscheuungswürdige Speditionsweise, mit der man unkundige Auswanderer hintergeht, schon mehreremal unsern Lesern verzeigt und den dadurch entstehenden Zeit- und Geldverlust berechnet. (A. d. R.)

**) D. h. keine, in der man solche von Gelmitteln entblößte Familien unterbringen könnte. Die kaum eine Tagreise von Rio entfernt, auf dem Orgelgebirge gelegene deutsche Kolonie Pedropolis ist schon lange vollständig besetzt; sie zählt auf ihrem beschränkten Territorium über 2000 Einwohner, treibt nur wenig Landbau, weil dafür zu wenig Boden vorhanden ist und ist für den Erwerb auf die reichen Bewohner der Residenz angewiesen, welche die heißesten Monate zur Erholung und aus Gesundheitsrücksichten gerne dort zubringen, wie denn auch der Kaiser von Brasilien dort ein Lustschloß besizt. (A. d. R.)

chen rühmenden Berichten von Kolonisten ist, wie wir hinreichende Gründe haben anzunehmen, nicht ganz zu trauen. Einzelnen mag es gut oder weniger schlecht gehen, als Andern, sehr Viele aber sind arm, krank und im Elend.

Das Hauptprodukt der genannten Provinzen ist Kaffe. Gegenwärtig und wohl noch für längere Zukunft kann aber ein einzeln stehender, fremder Kolonist nicht gegen die Konkurrenz der großen Pflanzer ankämpfen, die über Hunderte von Negern, bedeutende Kapitalien und überwiegenden Einfluß in alle und jede Verhältnisse verfügen.

Es ist somit das System der Theilhaberschaft, eingeführt von den HH. Vergueiro, einer angesehenen, ehrenhaften und reichen Familie, die ausgezeichnete und bedeutende Männer umfaßt, dasjenige, welches nach unserer Ansicht und Erfahrung das beste, ja das einzig gute ist. Die HH. Vergueiro verdienen, wie gesagt, alles Zutrauen, und der Kolonist, der zu ihnen kömmt, ist gut geborgen. Wir bemerken aber wiederholt, daß nicht Jedermann in den Verband aufgenommen wird, sondern nur die Leute, mit welchen ein Kontrakt abgeschlossen worden. Wer ohne einen solchen, durch gesetzlich Bevollmächtigte abgeschlossenen Kontrakt, ohne Wissen und Willen der HH. Vergueiro nach Santos kommt, kann nicht darauf zählen, in die Kolonie aufgenommen zu werden. Die überraschenden Erfolge der HH. Vergueiro haben schon mehrere Pflanzer bewogen, dem gegebenen Beispiel zu folgen, und es wird wohl nach und nach und vielleicht in nahe liegender Zeit das besprochene System in allgemeine Aufnahme kommen. Wir halten dasselbe, wie gesagt, für vortheilhaft und empfehlenswerth, wenigstens jetzt und wohl noch für längere Zeit, und rathen unsern Landsleuten, wenn sie einmal nach unserer Gegend auswandern wollen, unbedingt an, sich einem Pflanzer in dieser Weise anzuschließen. Da aber von der Persönlichkeit dieses Letztern Wohl und Wehe des Auswanderers zu einem großen Theil abhängt, so darf man sich nicht dem ersten besten Agenten, nicht Unbekannten, anvertrauen. Es wäre wünschbar, wenn in der Schweiz nur solchen Leuten die Werbung von Kolonisten gestattet würde, die entweder von den in Brasilien beglaubigten schweizerischen Konsulaten und sonstigen zuverlässigen Schweizern oder von der brasilianischen Regierung als ehrenhaft und zuverlässig anempfohlen und verbürgt würden, sonst wird gleicher Jammer, gleiches Elend über unsere ausgewanderten Landsleute einbrechen, wie es jetzt in Nordamerika der Fall ist.*)

Eine bedeutende Gesellschaft, die Gesellschaft des Mucury, an deren Spitze die Familie Ottoni steht, höchst geachtete und ehrenhafte Männer, hat sich dann in neuerer Zeit die Verbindung der reichen Provinz Minas-Geraes mit der Küste und die Kolonisation großer und fruchtbarer Länderstriche an einem schiffbaren Flusse und der Heerstraße, welche nach der genannten Provinz im Bau begriffen ist, zur Aufgabe gestellt und bereits unter glücklichen Auspizien begonnen. Die HH. Ottoni nehmen aber auch Niemanden an, der nicht mit von ihnen bevollmächtigten Personen einen Kontrakt abgeschlossen hat und überhaupt Niemanden, der nicht die Ueberfahrt selbst bezahlt und noch eine Summe von etwa 600 Fr. mitbringt. Die Gesellschaft des Mucury hat eine schöne Zukunft, die Männer flößen alle Achtung und volles Zutrauen ein; doch ist noch manche Schwierigkeit zu überwinden.

*) Daß Hr. E. de Paravicini für die Auswanderung nach den Kolonien der Herren Vergueiro in der Schweiz der einzige bevollmächtigte Agent ist, wissen zwar wohl unsere Leser, aber außerdem scheint dieß in der Schweiz noch hie und da unbekannt zu sein; sonst wäre es nicht möglich, daß andere konzessionirte und unkonzessionirte, sogar anerkannte Winkel-Agenten, wie es mehrmals geschehen ist, ausstreuen könnten, daß sie berechtigt seien, mit Auswanderern Verträge für das Haus Vergueiro abzuschließen. Es sei hier auch noch erwähnt und gerügt, daß ein Agent in der Bundesstadt Bern fortwährend publizirt, er engagire Leute nach Brasilien mit gesicherter Rückzahlung an die Gemeinden, womit er sich zum Mindesten einer Zweideutigkeit schuldig macht; denn er verleitet dadurch das Publikum zu dem Glauben, daß Verträge für Vergueiro gemeint seien, während seine gesichert sein sollenden Rückzahlungen in der That nichts anderes sind, als die höchst unsichern Hypothekarverschreibungen der Gemeindevorschüsse auf die unkultivirten Stücke Urwaldes, welche den Auswanderern nach Dona Franzisca zuertheilt werden. Also nur derjenige Schweizer darf sicher auf Annahme bei den Herren Vergueiro rechnen, der einen Kontrakt mitbringt, welcher in der Schweiz von Hrn. E. de Paravicini unterzeichnet und in Hamburg von Hrn. Dr. Schmidt, dem Leiter der gesammten Vergueiro-Auswanderung aus Deutschland und der Schweiz, unterschrieben und von dem dortigen brasilianischen Konsulat legalisirt wurde. — Hr. E. de Paravicini hat die Auswanderung aus der Schweiz nach den Parcerialkolonien in San Paulo in's Leben gerufen und es gebührt ihm das Verdienst, daß er das System der durch Verträge mit dem Haus Vergueiro geschierten Rückzahlungen an die Gemeinden aufgestellt hat.
(A. d. R.)

In der Provinz St. Katharina besteht eine deutsche Kolonie „Blumenau", die von der Regierung unterstützt und von Dr. Blumenau tüchtig und aufopfernd geleitet wird. Auch dieses Unternehmen, obschon viel versprechend, ist noch neu und muß der Auswanderer, welcher zu Wohlstand und Unabhängigkeit gelangen will, in den ersten Jahren Mühe und Anstrengung nicht scheuen. Ueberhaupt muß der Auswanderer daran denken, daß im neuen Welttheil, wie im alten, nur Fleiß, Mühe und Schweiß emporbringen können, daß auch hier Unglück und Mißgeschick möglich, wenn es auch auf der andern Seite sicher ist, daß beharrliche Ausdauer im neuen, reichen Lande schneller zu einem schönen Ziele führen, als im übervölkerten Europa.

Rio de Janeiro, den 12. Nov. 1855.

Der Vorstand
der schweiz. Hülfsgesellschaft:
H. David von Basel, Präsident. Eng. Emile Raffard von Genf, Vize-Präsident. Emil Wild von St. Gallen, secrétaire. Cr. Stoll von Neuenburg, trésorier. Aug. Dubois von Locle, Kt. Neuenburg, conseiller. Sturzenegger von Trogen. Ch. C. Chatonay von Neuenburg, conseiller.

Wieder Einiges über Santa Fé in Argentinien sammt Zugemüse.

Wir sind unsern Lesern immer noch den zweiten Theil des Artikels „Brasilien und die La-Platastaaten", dessen erster in Nro. 40 stand, schuldig und dem Boten aus Amerika einige Gegenkomplimente für verschiedene Schmeicheleien, die er dem Kolonisten wegen seinem Artikel über Santa Fé, in Argentinien bei mehreren Gelegenheiten gesagt hat. Was die erstere Schuld betrifft, so sind wir leider außer Stand ihr in gewünschter Form Genüge zu leisten, weil der verehrliche Einsender, der uns die Fortsezung jenes Aufsazes versprochen hat, durch gehäufte Geschäfte an derselben beständig verhindert war; es müssen daher unsere Leser sich noch länger vertrösten lassen und mit einigen die Auswanderung nach Argentinien betreffenden Neuigkeiten vorlieb nehmen. Hingegen wollen wir der zweiten Verpflichtung nachkommen, auf daß die arme Seele des „Boten" unsertwegen mit Ruhe das alte Jahr beschließen kann, das ihm wegen seiner mißachteten, übelbeurtheilten und von so zweifelhaftem Erfolg begleiteten Anstrengungen für Santa Fé ohnedieß so manchen Kummer gemacht haben mag.

So wieder einmal mit des Boten neuestem *) Paradies auf Erden beschäftigt, lesen wir in der Allgem. Ausw. Zeitung eine Mittheilung aus Hessen-Darmstadt, deren wesentlicher Inhalt folgender ist: die großherzoglich hessischen Kreisämter sind mit der Ueberwachung des Auswanderungswesens beauftragt. Nun schreibt das Kreisamt Friedberg unterm 30. November an die Bürgermeister, ein Auswanderungsgeneralagent habe mehreren Bürgermeistern die Auswanderung nach Santa Fé sehr einladend geschildert und die unsern Lesern schon bekannten Versprechungen von allerlei Vorschüssen und anscheinend leichten Bedingungen lokend hervorgehoben. Da nun solche Einladungen ihre Bedenken hätten, auch weder die klimatischen noch die politischen Verhältnisse jenes Theils von Südamerika deutschen Auswanderern günstige Erfolge versprechen dürften, auch außerdem nicht nachgewiesen sei, daß für die Erfüllung der Versprechungen Garantien vorlägen, so würden die Bürgermeister eingeladen „sich vorläufig aller Einwirkung auf Beförderung dieser Auswanderung zu enthalten." Daraus kann der „Bote a. A." wieder sehen, daß eben nicht dem „Kolonist" allein sein Santa Fé nicht munden will.

Der Verfasser des Artikels „Brasilien und die La-Platastaaten" hat durch seine Darstellung der politischen und gesellschaftlichen Zustände in den argentinischen Republiken auf eine schlagende Art nachgewiesen, daß und warum zur Zeit noch nicht an eine Kolonisation dieser Gegenden gedacht werden kann. Die neuesten Berichte aus den La-Platastaaten sind wieder ein Beweis für die Richtigkeit seiner Anschauungsweise. Eine Korrespondenz in den Hamburger Nachrichten aus Buenos-Ayres vom 14. Nov. sagt: „Das lezte Dampfboot hat die traurigen Nachrichten über die dortigen Verhältnisse bestätigt. Am 1. November war daselbst das Gerücht verbreitet, die Regierung habe Nachricht von einer Niederlage des Generals Hornos durch die Indianer erhalten, in welchem Falle den Indianern im Süden keine bewaffnete Macht mehr entgegen gestellt werden könnte. Im Westen — das weiß man mit ziemlicher Gewißheit — sind die Indianer auf eine Erhebung vorbereitet, und diese dürfte nicht lange auf sich warten lassen, nachdem die Truppen von General Gorordo sich empört und zerstreut haben. Um das Maß der Gefahr voll zu machen, sollen auch im Norden bewaffnete Schaaren den Arroyo del Medro überschritten haben, und diese können füglich nur der Vortrab von General Urquiza sein, so daß eine Erneuerung der blutigen Kämpfe aus den Jahren 1852 und 1853 in Aussicht steht. Ob die gegenwärtige Regierung im Stande sein wird, diese Stürme zu beschwören, ist mehr als zweifelhaft, zumal sie sich der Sympathien des Landvolkes nicht versichert halten kann. Das Schrecklichste wäre eine von Urquiza eingesezte Regierung, die aus den alten Parteigängern von Rosas bestehen würde. Unterm 2. Nov. wird hinzugefügt, daß Obrist Conesa heute mit seinen Truppen nach dem Norden abmarschirt, wodurch die Gerüchte, daß dort Gefahr drohe, eine größere Geltung erlangen." Also die Indianer des Südens sind bereits siegreich gegen die Truppen von Buenos Ayres gewesen, die Indianer des Westens bereiten sich zu Einfällen vor, weil ein gegen sie aufgestelltes Truppenkorps sich empört und zerstreut hat; von Norden her, also aus den übrigen argentinischen Provinzen ziehen bewaffnete Schaaren; endlich eine, zwar für den Augenblik, unterdrükte Revolution in Buenos Ayres selbst, wie wir berichtet haben. Das ist die von den Werbern für Santa Fé so gerühmte Ruhe und Sicherheit der La-Platastaaten. Könnte man sich einen tolleren und gefährlicheren Wirrwarr denken? Der „Bote aus Amerika", der's nicht so genau nimmt, wird freilich wieder sagen: Ja das geht Santa Fé nichts an, so wie er sich jüngst ausdrükte, als wir die Niederlage des Generals Hornos in Buenos Ayres als Warnung für die Auswanderer nach Santa Fé aufstellten, denn, schreibt er in seiner Nro. 49, „das Kolonisationsgebiet des Hrn. Castellanos im Choca*) ligt wenigstens 600 deutsche Meilen**) von dem Orte entfernt, wo fragliches Indianergefecht stattgefunden hat." Wir aber glauben allerdings, das gehe Santa Fé sehr nahe an. Schon die südlichen Indianer allein können der Provinz Santa Fé sehr gefährlich werden, wenn sie gegen die Truppen von Buenos Ayres Sieger bleiben und sie in die Hauptstadt zurücktreiben. Die Entfernung bis zu der im Nordwesten unmittelbar an Buenos Ayres grenzenden Provinz Santa Fé wäre dann für dieses wilde Reitervolk eine Kleinigkeit. Würden nun einige tausend barbarische Indianer die Grenzen bedrohen, sie brauchten noch lange nicht nach der Stadt Santa Fé zu kommen, so ginge es dort gewiß so drunter und drüber, daß kein Mensch mehr an Kolonisation dächte. Dieß wäre schon ein möglicher Fall; um wie viel größer aber ist die Gefahr nun, da die von Buenos Ayres aus westlich, also Santa Fé näher wohnenden Indianer unruhig zu werden beginnen. Daß aber diese Indianer der argentinischen Staaten wenig zahlreich, friedlich und unschädlich sind, wie es im „Boten aus Amerika" steht, das kann nur ein unwissender Mensch behaupten, oder einer, der aus schmählichem Eigennuz die Leute absichtlich hinters Licht führen will. Auch die nördlichen, bis an das mehrbesagte Kolonisationsterritorium reichenden Indianer sind durchaus nicht so zahm und ungefährlich; es wäre ja dann nicht einzusehen, warum die Regierung eine große Anzahl Militärposten gegen dieselben besezt halten muß. Es braucht übrigens nicht einmal Indianer, um jedem zivilisirten Volke dort das Kolonisiren zu verleiden; deren Halbbrüder, die fort und fort zu Revolution und Krieg aufgelegten Gauchos qualifiziren sich schon genügend zu unliebsamen Nachbarn. Die von den Herren B. und H. nach Santa Fé transportirten armen Walliser haben

*) Zuerst galt ihm dafür Brasilien, nämlich als er noch den „Kolonist" schrieb, oder vielmehr abschrieb, dann die Vereinigten Staaten Nordamerika's und nun diejenigen am La Plata. Um Brasilien gäbe er jezt keine Prise Schnupftabak. Bis über's Jahr wird's ihm vielleicht aber wieder anders. Es ist doch schade, daß der „Bote" nicht tausend Jahre vor Christi Geburt gelebt hat; sicherlich hätte ihn Ovid in seinen Metamorphosen als verwandeltes Chamäleon besungen.

*) Soll heißen Chaco, aber dem „Boten" ist umgekehrt auch gefahren; er schreibt die meisten geographischen Namen in seinen Artikeln über Argentinien ganz falsch, oft so, daß man ordentlich studiren muß, wie sie heißen sollten. Solche Fehler, die man so häufig findet, daß man sie unmöglich mehr für bloße Druckfehler halten kann, fällt es ihm nicht ein zu korrigiren oder nachträglich zu berichtigen, wahrscheinlich weil er selbst nicht weiß, wie die Namen dieser „spanischen Dörfer" lauten. Geographie versteht der Hr. G. so gut wie — die deutsche Sprache. Wenn man einen Brief von ihm liest, kann man schlechterdings nicht begreifen, daß er ein Schulmeister sein soll, so orthographisch und gut stylisirt schreibt er.

**) O weh! da müßte das Gefecht unter dem südlichen Polarkreis, wohin noch kein Mensch gekommen ist, passirt sein; denn die Südgrenze des Staates Buenos-Ayres am Rio Negro liegt kaum 150 deutsche Meilen von dem Kolonisationsgebiet in Santa Fé und das Gefecht wurde erst noch im Innern des Staates geliefert. Wenn er 100 deutsche Meilen gesagt hätte, à la bonne heure, aber 600, nein, das ist denn doch zu dik. Hören Sie, Hr. G., von Ihnen wollen wir uns für die Zukunft geographische Belehrungen verbeten haben.

jezt wahrscheinlich die beste Gelegenheit, dero unwerthe Bekanntschaft zu machen, da ja eben der argentinische Bürgerkrieg, der kaum zwei Jahre geruht hat, wieder auszubrechen droht.

Wir wollen für dieses Jahr mit der Besprechung dieser anrüchigen Unternehmung schließen. Da die Vertreter derselben in der Schweiz für einmal noch nacht Miene machen, sich von ihr loszusagen, so werden wir wohl genöthigt sein, im neuen Jahr wieder ausführlicher über das gleiche Thema einzutreten.

Verschiedenes.

(Der „Bote aus Amerika" als Schlaukopf.) Während der „Kolonist" die von ihm gelesenen und benuzten amerikanischen Zeitungen pfundweise als Makulatur verkauft, hin und wieder auch verschenkt (sie eignen sich sehr gut zum Austapeziren eines gewissen kleinen, abgelegenen Appartements, da man oft mit einer einzigen eine ganze Wand desselben bedeken kann), versucht der „B. a. A" damit Abonnenten zu ködern, die aber das kostbare Geschenk von Einer Nummer noch selbst holen müssen, wenn sie nicht wenigthens auf ein Jahr abonniren. Früher wollte er sie à 30 bis 80 (!) Centimes per Stük verkaufen, scheint aber troz seiner geistreichen Auskündigung der Zeitungen so groß wie Thüren und Fenster (er hätte das Maß genauer bestimmen sollen, denn es gibt doch noch Thüren und Fenster, die ziemlich größer sind, als die größte amerikanische Zeitung) nicht viele Abnehmer gefunden zu haben und noch ziemlichen Vorrath dieses unnüzen Ballastes zu besizen. Ob er nun wohl endlich aufräumen kann, da er ihn verschenkt? Je nun, wenn auch die Abonnenten „des Boten" ihm seinen freigebig offerirten Kram liegen lassen, so hat er doch immerhin den Vortheil, daß er sie glauben macht, sein Redaktor studire eine Masse thüren- und fenstergroße Zeitungen aus Amerika, was man seinem Blatte durchaus nicht anmerkt.

Schweiz. Aargau. Der Große Rath hat den Budgetansaz für Unterstüzung der Auswanderung von 30,000 Fr. auf 20,000 Fr. herabgesezt.

England. Die fünf Schraubendampfboote, welche eine monatliche Verbindung zwischen Liverpool, Brasilien und dem Laplata unterhielten, werden seit einiger Zeit für den Truppentransport in den Orient verwendet und hat diese Linie daher noch nicht wieder begonnen.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. (Verheerungen des gelben Fiebers.) Ein Korrespondent des Baltimore Patriot schreibt von Portsmouth, Virginien: Als die Pestilenz ausbrach, zählte Portsmouth 14,000 Seelen, von denen wenigstens 1200 gestorben sind und 4800 die Stadt verlassen haben und noch nicht zurükgekehrt sind. Die Bevölkerung von Norfolk war zur selben Zeit 18,000, wovon 2700 gestorben und 6000 fortgezogen sind. Das gelbe Fieber schleicht noch in manchen Orten Louisiana's und Mississippi's umher und fordert noch einige Opfer. Zu Marksville, Louisiana, waren am 14. d. Mts. noch sechs Fälle. Der „Herald" zu Napoleon, Arkansas, sagt: Viele unserer besten Bürger sind der Epidemie zum Opfer gefallen und unser Städtchen gewährt einen traurigen Anblik. Die Sterblichkeit ist groß gewesen, im Verhältniß zur Bevölkerung sogar noch größer als in Norfolk und Portsmouth.

— (Der Kongreß.) Den 3. Dezember versammelte sich der Kongreß in Washington.

— (Kandidaten zu neuen Staaten.) Die Territorien Minnesota, Oregon und vielleicht auch Kansas werden nächstes Jahr die Bevölkerung von 60,000 Einwohnern haben, welche erforderlich ist, um als Staat in die Union aufgenommen zu werden. Neu-Mexiko hatte schon zur Zeit seiner Bildung zu einem Gebiete (1850) 61,500 Einwohner, die damals eine Konstitution entwarfen, aber nicht zum Beschlusse über sie kamen.

— (Die dießjährige Einwanderung.) Vom 1. Januar bis 31. Oktober des Jahres 1854 landeten zu New-York 242,333 Einwanderer, darunter 132,388 Deutsche; in dem gleichen Zeitraum dieses Jahres im Ganzen 125,110, unter denen 47,640 Deutsche. Demnach beträgt die dießjährige Einwanderung wenig mehr als die Hälfte, die deutsche aber nur einen Drittel der vorjährigen. — Ungefähr dasselbe Verhältniß zeigt sich bei der deutschen Einwanderung zu St. Louis. 1854 betrug sie in dem Halbjahre von Anfang März bis Ende August 14,816 Personen, in denselben 6 Monaten 1855 nur 5500. Die amerikanischen Zeitungen streiten sich über die Ursachen dieser plötzlichen auffallenden Abnahme. Die deutsch-amerikanischen Blätter reiben es den englischen unter die Nase, daß die Knownothingswuth daran Schuld sei. Das ist zum Theil richtig; aber andere Uebelstände und Zeitereignisse haben wohl ebensoviel dazu mitgewirkt, besonders die Mißernte der Vereinigten Staaten von 1854 und die darauf folgende Geschäfts- und Arbeitslosigkeit. Aus mehreren europäischen Ländern ist ferner seit Jahren die Auswanderung so stark gewesen, daß die überflüssigen Bestandtheile der Bevölkerung abnehmen und eine Ermäßigung eintreten mußte. Dieß besonders in Irland. Dann hat der orientalische Krieg Viele, namentlich auch in Deutschland und der Schweiz, von der Auswanderung abgehalten, indem wegen der Mobilmachung der Armeen in den deutschen Staaten gar mancher Mann zu Hause bleiben mußte, der sonst ausgewandert wäre und mit diesen viele Familien, die sich drüben auf deren Arbeitskraft gestüzt hätten. In der Schweiz haben einige tausend Mann fremde Kriegsdienste genommen. Endlich ist dieses Jahr bei uns, wenigstens in den industriellen Gegenden, der Verdienst besser und die Lebensmittel sind nach der gesegneten Ernte billiger als voriges Jahr, weßwegen wohl auch 1856 die Auswanderung kaum stärker werden wird.

— (Ein amerikanischer Stuzer.) „In der ganzen Welt", bemerkt ein New-Yorker Blatt („Daily Times"), „ist es die Aufgabe des Dandy, sich, so weit es durch ihn selbst und seinen Schneider möglich ist, von der Natur zu entfernen: von der ganzen Race der Dandy's aber ist der seltsamste, spaßhafteste und unbeschreiblichste der, welcher halb drei Uhr auf dem Pflaster des Broadway (New-York) sichtbar wird. Die jungen Sprößlinge unserer reichen Familien sehen, nach einem gewissen verweichlichten Typus gemessen, gut aus. Sie haben glatte hübsche Gesichter, aber ohne die Spur jener kräftigen Entwikelung, welche dem Manne gebührt. Sie sind dünn und knieschüssig, und man möchte sagen, sie seien blasirt zur Welt gekommen. Wie kann dieß auch anders sein? Sie kommen von der Amme zum Tanzmeister; kaum haben sie die Kinderklapper weggeworfen, so greifen sie zum Billardstok, und alle Stunden, die der europäische Knabe in Feldern und Hekenwegen vertummelt, oder in denen er gesund schläft, weil er sich früh zu Bett legt, verbringt der New-Yorker in heißen Zimmern voll verpesteter Luft oder in öffentlichen Ballsälen, wo gefälschter Brandy seinen Geist schwächt und sein Wachsthum beeinträchtigt. Deshalb gedeiht die New-Yorker Jugend nur selten zu wohlgewachsener muskulöser Männlichkeit. Nun sollte man meinen, daß bei solchen Formfehlern, wie Spindelbeinen, schmaler Brust und spizen Schultern, das Beste wäre, sich in bequeme lose Kleider zu hüllen, welche diese Mängel etwas verbergen. Wir wollen sehen, ob dem so ist. So ein Mann-Knabe mit zartem Gesichtchen und einer Wange, auf der auch nicht der Verdacht eines Bartes haftet, nimmt sich sehr unbedeutend und mädchenhaft aus. Daher erachtet er es für nöthig, einen großmächtigen Hut zu tragen, der halb kek, halb unverschämt auf die eine Seite gesezt wird, und unter dessen breitem Rande hervor er altklug aussehen möchte. Der Mann-Knabe hat sehr spize Schultern, deßhalb zieht er den Rokkragen hinten hinauf wie einen Zukerhut, so daß vom Naken und Kopf nichts zu gewahren ist, und er von hinten wie ein behangener Kleiderstok erscheint, über welchem ein Hut auf dem Kragen eines schlaffen weiten Rokes aufgestekt ist, aus dem ein Paar beinlose Beinkleider hervorbaumeln. Ein solcher Mann-Knabe hat äußerst lange und dünne Beine, an den Knieen eingebogen, das Zeichen der Schwäche, er trägt darum sehr enge kurze Hosen, die am Knie, dem schwächsten Punkte, noch besonders knapp anliegen. Aber die an sich unnatürlich langen Beine werden nicht bloß durch die kurzen Hosen noch verlängert, nein, er trägt überdieß auch sehr hohe Absäze an den Stiefeln. So, die Hände in den Aermeln verborgen, aus denen, anscheinend frei schwebend, ein niedliches Rohrstökchen hervorblikt, trippelt er in einer unbeschreiblichen Gangart die Trottoirs entlang, vergleichbar einem Affen, der auf einer heißen Platte promenirt. Das ist das Bild der ganzen Klasse."

— Pennsylvanien. (Die Temperenz.) In Philadelphia sind die Bierhäuser troz dem Mäßigkeitsgesez alle wieder eröffnet, und selbst die gestrenge Polizei der Richtswisser holt sich daselbst wieder ihren Labetrunk. Das Passiren des Mäßigkeitsgesezes hat den Staat Pennsylvanien mehr als 100,000 Doll. gekostet, und kaum ist der Unsinn drei Monate alt, so ist er wieder ein todter Buchstabe und jeder trinkt wie früher.

— Massachusetts. (Praktisches Mittel gegen den Pauperismus.) Die Bostoner Zeitungen berichten, daß der dort verstorbene Abbot Lawrence in seinem Testamente 50,000 Dollars für den Bau von Mustermiethwohnungen für Arme ausgesezt habe. Wir wissen nicht, ob das gleich zu erwähnende Unternehmen für sich besteht oder eine erweiterte Ausführung des edeln Vermächtnisses von Abbot Lawrence ist. Bei Boston legt nämlich ein Verein ein Dorf an und verkauft die Bauplätze um den Kostenpreis. Ungefähr 650 Baustellen sind schon gekauft. Der gleiche Verein hält ein großes Waarenhaus und liefert alle Lebensbedürfnisse zum ursprünglichen Kostenpreis mit 50 Prozent Provision an alle Käufer. Um auch für die geistigen Bedürfnisse zu sorgen, sind öffentliche Vorlesungen angeordnet. Zwölf Abendunterhaltungen, neun Vorträge, eine dramatische Vorlesung und zwei vorzügliche musikalische Abendunterhaltungen werden Jedem, welcher sich für 50 Cents ein Saisonbillet verschafft, zu Gebote stehen. Wir denken, die Armen werden mit dem ersten Theil dieser löblichen Bestrebungen ganz zufrieden sein, dagegen auf den zweiten gern verzichten und den halben Dollar auf andere Art verwenden.

— Texas. (Deutsche Auswanderung aus Texas.) Man liest in der Galveston „Union" vom 17. Oktober: „Die deutsche Barke „Guttenberg", deren Ankunft in Indianola wir in unserer vorigen Nummer meldeten, liegt vor Brazos St. Jago und wartet günstiges Wetter ab, um 120 deutsche Emigranten, die für Mexiko bestimmt sind, zu landen. Es ist dieß die erste deutsche Masseneinwanderung nach Mexiko, deren Zwek und Absichten uns ganz fremd sind. Wir wollen nicht fürchten, daß eine schlechte Spekulation ihr zu Grunde liege." — In andern Blättern liest man von der Absicht mancher Deutschen in Texas, nach der Hochebene von Costa-Rica in Zentralamerika auszuwandern.

— Florida. Die Stadt St. Augustine ist die einzige Stadt in den Vereinigten Staaten östlich vom Mississippi, welche ein ganz fremdartiges Gepräge hat und den übrigen amerikanischen Städten gar nicht ähnlich sieht. Von Spaniern gegründet und noch meistens von spanischen Abkömmlingen bewohnt, hat sie in Bauart, Lebensweise, Sitten und Gebräuchen fast ganz den kastilianischen Charakter beibehalten. Die Häuser sind von einem Muschelkalk einer benachbarten Insel gebaut, haben breite Balkone und weite Thüren und Fenster, von leztern aber wenige. Jedes Haus hat einen Garten mit schönen Orangen, Limonen, Granatäpfeln und Oelbäumen. Die Straßen sind dagegen außerordentlich eng, daher schattig und das helle Tageslicht des Südens fast zu einem Zwielicht mildernd. Die Frauen kleiden sich ganz spanisch, vorzüglich in Bezug auf den Kopfpuz und den Schleier, die Tracht der Männer hat von ihrer Eigenthümlichkeit schon mehr verloren. Obgleich die Stadt an dem gar nicht reizenden sehr sandigen Ufer des atlantischen Meeres, 30 Meilen südlich von der Mündung des St. Johns-Flusses liegt, so wird sie doch viel von Fremden besucht, besonders von Kranken, die hier ihre Gesundheit wieder herzustellen hoffen, denn die Stadt steht in dem Rufe eines sehr milden, für Brustleidende günstigen Klimas. In der That sind aber andere Städte Floridas, namentlich die Hauptstadt Tallahassee, in dieser Beziehung weit vorzuziehen. Denn wenn auch St. Augustine im Ganzen ein mildes Klima hat, so ist es doch häufig sehr wechselnd, so daß das Thermometer in einem Tage um 30° Fahrenheit fallen kann; auch friert es, wenn auch selten, im Winter Eis. Die Häuser werden deshalb auch in den Wintermonaten fortwährend geheizt, was dem Schwindsüchtigen, der aus dem Norden dahin kommt und in ein fast tropisches Klima zu gelangen meint, sehr unangenehm auffällt. Die Bevölkerung ist, wie gemeiniglich die Creolen, wenig industriös, der Handel unbedeutend: die Zahl der eigentlich ansässigen Einwohner erreicht kaum 3000. (Deutsche Ausw. Ztg.)

— Oregon. (Indianerkämpfe.) Das Kommando des Major Haller wurde auf einem Hügel in einer zerklüfteten Gegend, 25 Meilen von den Dalles, von den Indianern eingeschlossen und mehrere Leute desselben erschossen. Sie blieben 48 Stunden ohne Wasser. Der Major verlangt 1000 Mann Hülfstruppen zur Züchtigung der Indianer. — Der Indianer-Agent Molan erhielt von dem Sohne eines Häuptlings einen Schuß. Dann pakten ihn dieser und drei andere und schnitten ihm den Hals ab. Darauf erschossen sie auch sein Pferd und verbrannten beide Leichname. — Nach einem Gerüchte sollen auch ein Hr. Stuart und Kapitän Wasbaß mit 18 Begleitern, die am White Salmonfluß eine Straße von Cascades nach Fort Colville vermaßen, von den Indianern ermordet worden sein. — Die Yakimas, der feindlichste Stamm, versuchen sämmtliche Stämme im Osten des Cascadegebirges zu einem allgemeinen Kriege gegen die Amerikaner aufzuhezen.

— Kalifornien. (Deutsche Kirchen und Schulen in San Franzisko.) Mit den deutschen Kirchen und Schulen geht es sehr langsam voran, obgleich schon gegen vier Jahre daran gearbeitet wird; es sind gottlose Menschen diese deutschen Ungläubigen; denn von 8000 Deutschen gehen kaum 50 nach der Kirche, so sagt man mir, und wäre es nicht für die vielen Vermählungen und Kindertaufen, so würde es dem einen Ehrwürdigen hart werden, ohne Handarbeit zu leben, denn eine regelmäßige Gemeinde besteht nicht, und

ist folglich auch kein Salair festgesezt. Die deutsch-lutherische Kirche hat eine ziemlich gute Schule, die von dem Prediger und seiner jungen Frau fleißig und praktisch bedient wird. Der andere Seelsorger, ein Schweizer, ist auch ein sehr braver gutmüthiger Mann. Er predigt des Sonntags ein Mal, und um an Werktagen seine Zeit gut anzuwenden, hausirt er mit Aepfeln, Birnen, Trauben, Nüssen u. dgl. Es bestehen im Ganzen drei deutsche Schulen hier, die aber der starken deutschen Einwohnerzahl gemäß zu urtheilen sehr schlecht besucht sind und somit einen geringen Ertrag für die Lehrer liefern. Diese Nachlässigkeit der Deutschen liefert einen schönen Kommentar für die Deutschen in den Augen der Amerikaner. (N. Y. St. Z.)

— **Minnesota.** Bis zum J. 1845 war außer einigen Forts die unmittelbar südlich von der Grenze gegen die brittischen Besizungen angelegte, von Kanada aus behufs der Jagd auf Pelzthiere gegründete englische Niederlassung Pembina am nördlichen Redriver der einzige Wohnplaz von Weißen. Pembina zählt jezt etwa 1000 Einwohner. Seit der Zeit aber sind zahlreiche Niederlassungen über das Territorium zerstreut. St. Paul hat 8000 Einwohner, St. Anthony 7000, Minneapolis, auf der andern Seite des Mississippi gegenüber St. Anthony, 1000. — Am obern Mississippi, etwa 120 Meilen oberhalb St. Paul, unweit des Fort Repley, ist vor einigen Monaten eine neue deutsche Stadt ausgelegt und zuerst Neu-Ulm, dann Nibelungen getauft worden. Sie wird gegründet durch eine Gesellschaft deutscher Einwohner von Chicago in Illinois, deren Mitglieder sich verpflichtet haben, im kommenden Frühjahr aufzuziehen und jeder ein Haus zu bauen, wodurch die Ortschaft bald bedeutend werden wird.

— **Mexiko.** (Lumpenordnung.) Alvarez, der provisorische Präsident von Mexiko, hielt am 15. November an der Spize von 5000 Pintos seinen Einzug in die Hauptstadt. Ein grotesqueres Schauspiel wurde wohl niemals erlebt, als der Einzug dieser hemdlosen buntscheckigten Halbwilden, welche von zerlumpten Offizieren befehligt wurden. Diese Pintos sind nun heimisch in der Hauptstadt, sind unruhig, zanksüchtig, dabei feige und in den Waffen ungeübt. Die Leperos, mit denen sie fortwährend im Streite sind, mezeln sie bei Duzenden, die übrigen werden, da sie das kalte Klima nicht gewöhnt sind, von Krankheiten weggerafft werden. Menschenfreunde haben sich daher an die Regierung gewendet mit der Bitte, die Pintos in ihr Vaterland zurükzusenden. Der Wirrwarr im Regierungswesen dauert fort, Mord, Brand, Diebstahl sind an der Tagesordnung.

Südamerika. Brasilien. (Fortschritte der Kolonisation.) Von einem wichtigen, eines der für die Zukunft Brasiliens bedeutsamsten Ereignisse feiernden Feste wird aus dem Innern, aus dem Osten der gewerb- und eisenreichen Provinz Minas Geraes berichtet. Wie noch so vielen Gegenden des Kaiserreichs, so fehlt auch dieser Provinz die in brauchbaren Verbindungswegen beruhende Bedingung der Verwerthung ihrer Erzeugnisse. Und nirgends vielleicht gedeiht u. A. eine schönere Baumwolle, als hier, die gleichwohl bei dem Mangel genügender Straßen für den Weltmarkt völlig verloren ist. Diesem Mangel ist jezt abgeholfen. Der im Osten von Minas entspringende und durch die Provinz Espiritu Santo nach dem atlantischen Ozean fließende Rio Mucury ist durch eine hier zusammengetretene Kapitalisten-Gesellschaft fahrbar gemacht, eine regelmäßige Dampfschifffahrtslinie zwischen hier und dem neubegründeten Philadelphia am obern Mucury in's Leben gerufen worden und von Philadelphia aus wird eine Straße weiter nach dem Innern nach Minas Novas gebaut. Am 20. August d. J. traf nun der erste Waarenzug vom Mucury aus auf der bis jezt die Straße nach dem Innern noch ersezenden vorläufigen Picade in Minas Novas ein. Alle Häuser der Stadt prangten in festlichem Blumenschmuke. Ehrenpforten bewillkommten den einziehenden Handel und zahllose Evvivas und die bei brasilianischen Festen nie fehlenden Freudenschüsse erschallten den Direktoren der Mucury-Kompagnie und Illuminationen und Ball verlängerten das Fest durch die ganze Nacht hindurch.

Inzwischen schreitet die Vermessung der unbesezten Staatsländereien zum Zweke der Kolonisation rüstig vorwärts. Zu den Provinzen, in denen die betreffenden Behörden bereits vollständig organisirt sind, ist jezt auch die Provinz Alagoas gekommen, während in anderen Provinzen, in denen eine solche Organisation bisher noch nicht möglich war, das Feldmesserpersonal vervollständigt wurde. Das Anerbieten eines Engländers, Henry Colebrooke, an den Ufern des Uruguay und Parana größere unbesezte Länderstreken behufs Gründung von Akerbaukolonien zu kaufen, fand die Genehmigung des Generallandamtes. Einer Aufforderung des Ministeriums des Auswärtigen entsprechend, richtete dasselbe Amt an dieses einen ausführlichen Bericht über die Lage, in welcher im Allgemeinen die Deutschen in Brasilien sich befinden, so wie im Besondern über die bürgerlichen und politischen Verhältnisse derselben, die Vorbedingungen ihrer Naturalisation und die Maßnahmen der Regierung zum Schuze der Neuangekommenen. Aller Wahrscheinlichkeit nach dürfte dieser Bericht schon demnächst zur Veröffentlichung kommen. Ein Zirkularschreiben des Generallandamtes an die Präsidenten der einzelnen Provinzen wies ferner diese an, über alle von Privaten ausgehenden Werbungen europäischer Kolonisten zu berichten, damit die Behörde in Stand gesezt werde, über die Natur dieser Werbungen sich ein Urtheil zu bilden und je nach Befund der Sachlage dahin zu wirken, daß dieselben entweder von den brasilianischen Konsulaten im Ausland unterstüzt, oder ihnen von diesen entgegengetreten werde. (H. N.)

Es wäre auch sehr wohl am Plaze, wenn in der Schweiz jeder Agent seine betreffenden Vollmachten vorlegen müßte.

— (Schiffbruch.) Das belgische Schiff „Nyverheed", Kapitän Morrison, von Antwerpen nach Santos bestimmt, ist nach einer Nachricht von Rio Janeiro vom 14. November an der brasilianischen Küste verunglükt, Mannschaft und Passagiere wurden aber gerettet. Schweizer befanden sich wahrscheinlich keine auf diesem Schiff, wenigstens keine für die Parceriakolonien in San Paulo, denn diese gehen alle über Hamburg.

— (Thee.) Ueber die Wichtigkeit des Theebaues für Brasilien enthält der Schweizer Handelskourier folgende Stelle aus einem Brief von Rio Janeiro, deren allseitige Unwiderlegbarkeit wir übrigens nicht verbürgen: Thee und Kaffee sind heut zu Tage Gegenstände des allgemeinen und täglichen Bedürfnisses geworden, aber man übersieht im Allgemeinen, daß der Anbau des Thee's in Brasilien bedeutend wichtiger ist, als der des Kaffee's. Als man diese Pflanze in unserm Welttheile anzubauen begann, wurden deren Erzeugnisse als denen China's nachstehend betrachtet, auch waren die Preise viel höher. Heut haben sich indeß die Dinge geändert. Der Anbau des Thee's gedeiht übrigens in Brasilien vielleicht besser, als in China und wenn einige Sorten an Güte denen des leztern Landes noch nachstehen, so ist es nicht weniger wahr, daß man diese Pflanze nirgends schöner bemerken kann, als bei Neu-Freiburg, S. Paulo, Santos u. s. w., Gegenden, wo dieselbe bedeutend überlegen ist dem Thee, welcher in der Umgegend von Canton, Ning-po, Chu-san u. s. w. wächst. Eine Alguere (?) Thee kann 20,000 Pflanzen enthalten, welche 160 Arroben Thee liefern können, der, getroknet zu 800 Reis das Pfund (21 Pfund die Arrobe) verkauft wird, was einen Reinertrag von 3 Mill. Reis oder 25 Prozent liefert, nachdem die Kosten des Anbaues in Abzug gebracht sind. Auf demselben Bodenraum kann man nicht mehr als 2000 Kaffeepflanzen ziehen, welche nur 500,000 Reis jährlich geben, wenn man den Ertrag der Ernte zu 200 Arroben rechnete.

Oeffentliche Korrespondenz.

D. A. Z. in B. Mit Schaamröthe das Memento eingesteckt. Pardon! Nehmen Sie Revanche.

K.

Anzeigen.

Auswanderung
nach den
Kolonien der HH. Vergueiro in St. Paulo (Brasilien).

Die nächste Abfahrt nach diesen Kolonien wird Ende März oder Anfangs April stattfinden; von da an bis Oktober jedes Mal, wenn sich genug Passagiere zur Besezung eines Schiffes werden gemeldet haben.

Der Bericht der schweizerischen Hülfsgesellschaft in Rio Janeiro macht jede weitere Anpreisung derselben unnöthig (siehe „Neue Zürcher Zeitung" Nro. 356 vom 22. Dezember 1855 und Kolonist Nro. 52).

Für Abschluß von rechtsgültigen Verträgen beliebe man sich an den Unterzeichneten, welcher allein in der Schweiz dazu ermächtigt ist, zu wenden.

Gemeinden, welche ihren Angehörigen die Reise nach diesen Kolonien bezahlen, erhalten ihre dafür ausgelegten Gelder in fünf Jahren zurük.

Auch für die Kolonien der Mucury-Gesellschaft und des Herrn Grafen von Montravel ist derselbe bevollmächtigt, Leute anzunehmen.

Hr. A. Suter, Advokat in Lichtensteig und konzessionirter Agent, ist durch mich bevollmächtigt worden, Leute im Kanton St. Gallen zu engagiren.

Zürich, Unterstraß Nro. 132.

E. de Paravicini.

Abonnementseinladung.

Der „Schweizer Handels-Courier"

ist seit drei Jahren das einzige, täglich erscheinende schweizerische Blatt, das neben vollständigen Berichten über die Zeitereignisse, die Interessen des Handels, die Fortschritte der Industrie, der Gewerbe und Landwirthschaft bespricht, in originellen Leitartikeln, Korrespondenzen, telegraphischen Depeschen für hochwichtige Nachrichten, in Benuzung zahlreicher, neuerdings vermehrter Hülfsquellen und ausgezeichneter Mitarbeiter, eine Reichhaltigkeit des Inhalts bringt, die durch die praktischen, für jeden Verkehr ungemein wichtigen Hauptmarktberichte über alle Konsumtionsartikel und den großen umfassenden Pariser monatlichen Preis-Courant u. s. w. u. s. w. in dem Maße sich steigern, daß öftere außerordentliche Beilagen unumgänglich nöthig geworden sind. Die Preise der Baumwolle, von Mehl und Früchten, Oel, Wein, Weingeist, von Branntwein, Kolonialwaaren, Tabak, Wolle, Seide, Metallen, von Anken, Käse, Häuten, Leder, Fleisch, Viehwaare, Hopfen, Droguerien und Färbestoffen u. s. w. u. s. w. kommen zum Theil täglich oder bei jedem Wechsel von Hauptmärkten, deren Einwirkung auf die übrigen Märkte bekannt ist. Geld-, Wechsel- und Börsenkurse ergänzen diesen Theil des Blattes auf's Vollständigste.

Obgleich durch außerordentliche und Monatsbeilagen der Schweizer Handels-Courier von 1856 an einen bedeutend erweiterten Wirkungskreis einnehmen wird, bleibt sein Abonnementspreis, wie bisher, franko durch die ganze Schweiz

für 12 Monate Fr. 15.
für 6 Monate „ 7. 50.
für 3 Monate „ 3. 75.

Man abonnirt bei jedem Postamte oder direkt bei der

Expedition
des Schweizer Handels-Couriers
in Biel, K. Bern.

☞ Ein Auszug über Geldstage, Gantsteigerungen u. s. w. aus dem bernischen Amtsblatte wird regelmäßig vom Neujahr 1856 an im Handels-Courier gebracht werden.

ist in allen Gauen des Schweizerlandes als humoristisches, in durchaus freisinnigem Geiste geschriebenes Blatt wohl bekannt; sie ist dazu weitaus die wohlfeilste Zeitung der Schweiz, denn sie erscheint wöchentlich zwei Mal, häufig mit Beilagen und noch häufiger mit von Künstlerhand gefertigten Illustrationen geschmükt und kostet dennoch, NB. franko in der ganzen Schweiz,

vierteljährlich nur ein Fränklein.

Ueberdieß erhalten Alle, welche uns den Betrag für das ganze künftige Jahr franko einsenden, zwei werthvolle Prämien; wer aber 5 Fr. für diesen Zeitraum einsendet, erhält zu obigen Gratiszugaben noch eine Extraprämie, die für sich allein im Ladenpreis 4--6 Fr. kostet. Die Prämien bestehen aus Büchern, und wird das aus zirka 35 verschiedenen Nummern bestehende Verzeichniß, auf dem die Namen Börne, Edelmann, Feuerbach Fichte, Marchand, Mazzini, Proudhon, so wie die interessante Geschichte Kaspar Hausers u. s. w. figuriren, in die Zeitung selber eingerükt und so den resp., Abonnenten zugesandt werden. ☞ ☞ Wie gewohnt nehmen auch alle Postämter (von jezt an auch jährliche) Abonnemente an.

Die Expedition der Schweizerischen Dorfzeitung.